~~Oz Hög L1~~

Enc. 256 y-3

<36642320230018
<36642320230018
Bayer. Staatsbibliothek

341

Converſations = Lexicon.

Dritter Theil.

D bis F.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Converſations-Lexicon

oder

encyclopädiſches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Dritter Band.

D. bis F.

GYMNASIAL-BIBLIOTHEK FREISING

Dritte Auflage des erſten bis vierten Bandes.

Leipzig und Altenburg,
F. A. Brockhaus.

1815.

D.

D. Mit dieſem Buchſtaben bezeichnet man in der modernen Muſik die zweite diatoniſche Klangſtufe des Tonſyſtems. Indem das Tonzeichen auf derſelben Stufe des Linienſyſtems ſtehen bleibt, wird durch Vorſetzung eines ♯ oder eines b der Ton im erſten Falle um einen halben Ton erhöht, und dis, im zweiten Fall um einen halben Ton erniedrigt und des genannt. Beide werden wegen der Schwierigkeit, die Bezeichnung zu überſehen, und wegen der Schwierigkeiten der Applicatur ſelten als beſondere Tonarten gebraucht. Das kleine d, oder auch d. m. (dextra manu) bezeichnet beim Clavierſpiel die rechte Hand. Unter den Römiſchen Zahlen bedeutet es 500, und ſoll aus IↃ entſtanden ſeyn. Bei römiſchen Inſchriften bezeichnet es mannichfaltige Vor- und Beinamen, z. B. Decius, Divus u. a. m.; bei Dedicationen bedeutet ein dreimaliges D, die Formel Dat, Donat, Dicat oder Dat, Dicat, Dedicat. Auch iſt das D eine gewöhnliche Abbreviatur der Juriſten, durch welche ſie die römiſchen Pandecten (oder Digesta) citiren. Auf Franzöſiſchen Münzen bedeutet es das Lyoner, auf Preußiſchen Auricher Gepräge.

Da Capo, oder abgekürzt da Cap. oder d. C., von vorn, vom Anfange, verlangt, am Ende der Tonſtücke geſetzt, daß der Anfang bis zu einem gewiſſen Abſatze, der durch Finis oder 𝄐 bezeichnet wird, unverändert wiederholt werden ſoll. Auch iſt es ein Zuruf für den Sänger oder Inſtrumentaliſten, das vorgetragene Tonſtück zu wiederholen.

Dach der obere Theil eines Hauſes, welcher daſſelbe bedeckt. Das Dach hat die Beſtimmung, die unmittelbare Einwirkung der Witterung von dem innern Raume des Hauſes abzuhalten, ſo wie das auffallende Waſſer zu empfangen und abzuleiten. Sie ſind breit und platt bei den Morgenländern. In den nördlichen Ländern ſchützten dieſe Dächer nicht gut wider den Regen, und die Laſt des Schnees wäre ihnen gefährlich; daher ſahe man ſich hier genöthigt, die Dächer lehnend, oder ſchrägliegend und oben ſpitz zu bauen. Ein gewöhnliches Dach beſteht weſentlich aus Balken oder Dachſchwellen, welche auf den Mauerlatten liegen, aus den Sparren oder Stützſparren und aus den Kehlbalken oder Zwergſparren. Die Dächer ſind übrigens nach den Materialien verſchieden, z. B. Bohlendächer, deren Sparrwerk aus Bohlen d. i. kleinen Bretern von 1½ Fuß Breite und 1 Zoll Dicke, beſteht, und welche eine rund zugewölbte oder flache Form haben, (durch Philibert de l'Orme im 16ten Jahrhundert erfunden.) Eben ſo ſind die Dächer nach ihrer verſchiedenen Lage und Form verſchieden: daher z. B. Deutſche, Franzöſiſche — alt- und neufranzöſiſche — (letzteres Manſardendach oder gebro-

chenes Dach ſ. Manſarde) — Zeltdach — Pultdach — Kuppel (ſ. Kuppel) u. ſ. w. Vergl. Buſch Handbuch der Erfindungen 3 Th. 2te Abtheilung unter dieſem Artikel.

Dach, Simon. Ein deutſcher Dichter des 17 Jahrhunderts, geb. zu Memel 1609, ſtudirte zu Wittenberg, wurde nachher Profeſſor der Dichtkunſt zu Königsberg, ſtarb 1659. Er hat beſonders viele kräftige und fromme Kirchenlieder gedichtet, welche ſich in den ältern Geſangbüchern befinden und noch heute mit Andacht geſungen werden. Aber auch ſeine weltlichen Gedichte ſind für die damalige Zeit ausgezeichnet. S. Jördens Lex. deut. Dicht. 1 Bd.

Dachs, ursus taxus. Gewöhnlich betrachtet man den Dachs als eine Gattung des Bärengeſchlechts. Sein Vaterland iſt Europa und Aſien, wo er in den dichteſten Wäldern einſam lebt und ſich lange, krumme Höhlen gräbt (Dachsbau). Die Dachsarten haben einen runden Kopf, lange ſpitzige Schnauze, dickleibigen Körper, abgeſtutzten Schwanz, meiſt Grabefüße, ſechs Vorderzähne. Der gemeine Dachs iſt oben grau, unten ſchwarz, der Schwanz iſt kurz und ſtumpf, der Kopf weiß und ſchwarz geſtreift, die Haare dick und lang. Die Stimme iſt faſt grunzend. Die Nahrung dieſes trägen und froſtigen Thieres beſteht in allerlei Wurzeln, Eicheln, kleinen Thieren, Würmern, Inſecten, Eiern, Obſt u. ſ. w., die es blos des Nachts und nicht einmal gern bei Mondenſchein aufſucht. Den Winter hindurch ſchläft der Dachs und nährt ſich von ſeinem Fette, indem er die Schnauze in den Fettbeutel ſteckt, den er, voll von einer weißlichen, übelriechenden Fettigkeit, an dem Hinterleibe hat. Im Freien vertheidigt er ſich ſehr tapfer gegen die Hunde; in ſeinem Bau vergräbt er ſich immer tiefer, man muß daher dem Hunde durch Graben von oben zu Hülfe kommen. Der Fuchs iſt ſein natürlicher Feind. Sein Fleiſch, das im Geſchmack dem Schweinefleiſch ähnelt, wird beſonders in der Schweiz und in Frankreich gegeſſen. Das Fell benutzt man, weil es kein Waſſer durchläßt, zum Beſchlagen der Reiſecoffres, zu Ranzen, Jägertaſchen, Pferdekumten u. ſ. w. Die Haare dienen zu groben Pinſeln, und das Fett gebraucht man in den Apotheken.

Dachshund, eine Art von Hunden, welche man zum Dachsfang gebraucht. Sie haben einen langen ſchmalen Leib, niedrige und etwas eingebogene Füße.

Dachſtuhl heißt in der Baukunſt dasjenige Zimmerwerk, welches unter das Sparrwerk eines Daches geſetzt wird, um es tragen zu helfen.

Dacien, Dacia, (das Land der Dacier und Geten,) führte in den älteſten Zeiten den Namen Paſtinac. In Rückſicht des Umfangs und der Gränzen Daciens ſind die alten Schriftſteller nicht ganz einig, indem ſie bald die Landſchaften an den beiden Ufern der Donau bis an den Berg Hämus, bald den Strich Landes vom Karpathiſchen Gebirge bis an den Berg Scodrus ꝛc. ſo benennen. Beſtimmter werden Daciens Gränzen zu Trajans Zeiten angegeben, wo ſich dies Land oberhalb der Karpathiſchen Gebirge bis an den Iſter, und vom Tibiscus (Theis) bis an den Tyras (Dnieſter) erſtreckte, und ſonach einen Theil von Ungarn, ganz Siebenbürgen, die Walachei, Moldau und Beſſarabien in ſich begriff. In den älteſten Zeiten hatten die Dacier ihre eignen Könige, und machten, als eine wilde und kriegeriſche Nation, deren Hauptwaffen Pfeile und Bogen waren, ihren Nachbarn und ſelbſt den Römern viel zu ſchaf-

ſen, bis unter Trajans Regierung die Römer ſie (im Jahre 102 bis 105 nach Chriſti Geburt) unter ihre Herrſchaft brachten, und Dacien dadurch zu einer Römiſchen Provinz wurde. Seitdem diente es als Vormauer gegen die Barbaren, und wurde mit Städten, Caſtellen und ſtarker Beſatzung verſehen. Als im Jahre 270 Aurelian die Römiſchen Truppen aus Dacien zurückzog, ſchlugen ſich die Einwohner zu den Gothen, zeichneten ſich durch ihre verwüſtenden Einfälle in Bulgarien und Thracien aus, zogen dann unter dem Kaiſer Valens über die Donau, und unterwarfen ſich zuletzt der Ottomaniſchen Hoheit. Ob ſie gleich auf ſolche Art nicht lange unter Römiſcher Herrſchaft ſtanden, ſo hat ſich doch in ihrem Lande, ſo wie in den anſtoßenden Gegenden, die Römiſche Sprache einigermaßen erhalten. Gegenwärtig hat Dacien noch eben ſo viel Fruchtbarkeit, wie ehemals, im Winter die ſtrengſte Kälte, im Sommer unerträgliche Hitze, übrigens aber reine und geſunde Luft.

Dacier (André), geboren zu Caſtres in Oberlanguedoc im Jahr 1651, ſtudirte anfänglich in ſeiner Vaterſtadt, dann zu Saumur unter dem berühmten Tannegny Le Fevre, (Tanaquil Faber) deſſen Tochter ebenfalls mit Eifer und Geſchmack die alten Sprachen trieb. Nach deſſen Tode 1672 ging er, um ſein Glück zu machen, nach Paris. Der Herzog von Montanſier, dem ſeine Gelehrſamkeit bekannt wurde, ertheilte ihm hier den Auftrag, den Pompejus Festus zum Gebrauch des Dauphins (in usum Delphini) zu erläutern. Gleiche Neigung zu den Wiſſenſchaften knüpfte zwiſchen ihm und Anne le Fèvre im Jahr 1683 das Band der Ehe, und zwei Jahre darauf gingen beide zur katholiſchen Religion über. Sie ſetzten darauf ihre gelehrten Arbeiten in Paris rühmlich fort und erhielten durch ihre hohen Gönner, den genannten Herzog und den Biſchoff von Meaux, vom König anſehnliche Penſionen, welche ſpäterhin vermehrt wurden. Die Akademie der Inſchriften nahm ihn hierauf im Jahr 1695 und die Franzöſiſche Akademie am Ende deſſelben Jahres zum Mitgliede auf. Letztere erwählte ihn in der Folge zu ihrem beſtändigen Secretär. Auch ward ihm die Aufſicht über das Cabinet im Louvre anvertraut. Er ſtarb den 18. Sept. 1722. Dacier hat viele Ueberſetzungen Griechiſcher und Lateiniſcher Autoren geliefert, welche jedoch nicht eben geeignet waren, dem Alterthume Freunde zu gewinnen. Am bekannteſten iſt ſeine Ueberſetzung des Horaz; allein die ſchönſten Blüthen des Römiſchen Dichters verwelken in der Hand des Franzöſiſchen Ueberſetzers, und in dem beigefügten Commentar trifft man auf verſchiedene ſo bizarre Entſcheidungen und ſonderbare Auslegungen, daß Boileau ſie ſpöttiſch Daciers Offenbarungen nannte. Die Vorliebe, welche Dacier für die Alten hatte, ließ ihn eine große Uebereinſtimmung zwiſchen der Weisheit derſelben und der Moral des Evangeliums, zwiſchen der Lehre des Plato und der erſten Kirchenväter finden, allein um dieſe zu beweiſen, trägt er kein Bedenken, ſich manche Umänderung zu erlauben. Außer der genannten Ausgabe des Pompejus Festus und Verrius Flaccus und der Oeuvre d'Horace en latin et en Français nebſt den nouveaux eclaircissemens sur les oeuvres d'Horace und der nouvelle Traduction d'Horace mit kritiſchen Anmerkungen, ſind bekannt: ſeine Ueberſetzung des Marc Antonin, des Epictet, der Poetik des Ariſtoteles mit gelehrten Anmerkungen, der Lebensbeſchreibungen des Plutarch, des ſophokleiſchen Oedipus und der Elektra, der Werke des Hippokrates, und mehrerer Dialo=

gen des Platon, — größtentheils mit faden Anmerkungen, ziemlich oberflächlich und proſaiſch, doch für die franzöſiſche Sprache möglichſt treu überſetzt — endlich eine Dissertation sur l'origine de la satyre; Notes sur Longin u. a. m. Siehe über ihn Niceron 3r Theil, 401 ff.

Dacier (Anne Le Fevre), die Gattin des vorhergehenden, war im Jahr 1651 zu Saumur geboren. Ihr gelehrter Vater unterrichtete ſie und bildete ihr Talent. Sie begab ſich nach ihres Vaters Tode nach Paris, wo ihre Gelehrſamkeit beſonders durch eine Ausgabe des Kallimachus (1675), welche ſie dem Huetius, damaligem Unterhofmeiſter des Dauphins, dedicirte, bald bekannt, und ihr vom Herzog von Montanſier die Bearbeitung mehrerer Ausgaben der alten Autoren zum Gebrauch des Dauphins, aufgetragen wurde. Zuerſt bearbeitete ſie den Florus, deſſen Ausgabe ſie, mit einem lateiniſchen Schreiben begleitet, der Königin Chriſtina von Schweden zuſchickte, in welchem ſie ſich für die ihr durch den Grafen von Königsmark angebotene Gnade, an ihren Hof zu kommen, bedankte. Die Königin antwortete ihr mit eigner Hand, und veranlaßte ſie nach ihrem eigenen Beiſpiel den Katholiſchen Glauben anzunehmen. Auch als Gattin des vorigen hat ſie mehrere Commentare über römiſche Autoren zum Gebrauch des Dauphins gearbeitet, und ſich namentlich durch Ueberſetzungen der Alten zu ihrer Zeit ſehr berühmt gemacht. Unter letztern machte ihre Ueberſetzung des Homer, (Traduction de l'Iliade et de l'Odyssée mit einer Vorrede und ſehr gelehrten Anmerkungen,) beſonders Aufſehn. Dieſe Ueberſetzung, welche die Schönheiten des Originals nur ſehr ſchwach wiedergibt, wurde Veranlaſſung zu einem Streite zwiſchen ihr und la Motte (S. Houdart de la Motte), in welchem es ſich zeigte, daß Madame Dacier noch weit weniger Logik verſtand als la Motte die griechiſche Sprache. In ihren Considérations sur les causes de la corruption du goût vertheidigte ſie den Homer mit dem Scharfſinn eines gründlichen Commentators, la Motte aber antwortete ihr mit den Waffen des Witzes und der Sanftmuth; weshalb man damals ſagte: la Motte habe wie eine geiſtreiche Frau, Madame Dacier hingegen wie ein gelehrter Mann geſchrieben. Eben ſo wenig ſchonte ſie in ihrem Homère défendu den Pater Hardouin, der eine ironiſche Apologie dieſes Dichters geſchrieben hatte, und man ſagte daher, ſie habe gegen den Verächter Homers mehr Beleidigungen ausgeſtoßen, als dieſer ſelbſt allen ſeinen Helden in den Mund gelegt. Ferner ihre Ueberſetzung des Terenz, zu welcher ſich die franzöſiſche Sprache ſchon mehr eignet, und dreier Stücke des Plautus (in 3 Bänden.) Als Moliere ſeinen Amphictryon hatte aufführen laſſen, ſchrieb ſie einen Commentar, in welchem ſie zu beweiſen ſucht, daß das Original des Plautus weit über die Nachahmung des Moliere erhaben ſey. Sie unterdrückte jedoch dieſen Commentar, als man ihr meldete, daß Moliere auf dem Puncte ſtehe, ſeine Femmes savantes aufführen zu laſſen. Vor der erwähnten Ueberſetzung ſteht eine nicht unintereſſante Vorrede, in welcher ſie von dem Urſprunge, der Ausbildung und den verſchiedenen Veränderungen der dramatiſchen Poeſie redet, und des Plautus Werth in Hinſicht auf komiſche Kraft und Fruchtbarkeit der Erfindung weit über den des Terenz erhebt. Als die erſte Ueberſetzung des komiſchen Dichters der Griechen verdient ihre Traduction du Plutus et des Nuées d'Aristophane eine billige Nachſicht. Auch ihre Traduction d'Anacréon et de Sappho,

mit welcher eine Apologie der letztern verbunden iſt, machte zu ihrer Zeit Glück. Sie ſchrieb auch Anmerkungen über die heilige Schrift, welche ſie aber aus Grundſätzen nicht herausgab. Ihr Leben war ganz den Wiſſenſchaften und ihrem häuslichen Wirkungskreiſe gewidmet, und endete den 17. Auguſt 1720. Gleich achtungswerth durch ihren Charakter und durch ihre Talente gewann ſie eben ſo viel Bewunderer durch ihre Tugend, ihre Standhaftigkeit und ihren Gleichmuth, als durch ihre Schriften. Sie wurde Mitglied mehrerer Akademien. Siehe Niceron ebendaſ.

Dactyliographik, die Steinſchneidekunſt. S. den Art.

Dactyliothek. Mit dieſem Griechiſchen Worte bezeichnet man eine Sammlung von geſchnittenen Steinen, modernen und antiken, vorzüglich der letztern; denn ihr Kunſtwerth macht ſie vor allen der Aufbewahrung würdig. Nirgends war die Steinſchneidekunſt zu höherer Vollkommenheit gediehen, als in Griechenland, wo man geſchnittene Steine nicht blos in Ringen trug, (daher der Name Dactyliothek, von δακτύλιος, der Ring) ſondern auch zum Siegeln brauchte, und Pokale und andere Prachtgefäße damit verzierte, (ſ. *Gemmen*, *Steinſchneidekunſt*); Griechiſche Künſtler hatten daher vielfache Veranlaſſung, auch dieſe Steine mit ihrem Schönheitsſinne und Kunſtgenie zu bezeichnen. Weit hinter den Griechiſchen Künſtlern bleiben hierin die Römiſchen zurück; reiche Römer aber waren die erſten, welche von ſolchen Steinen Sammlungen anlegten. Scaurus, des Sylla Stiefſohn, machte den Anfang (Plin. H. N. 37, 5.); der große Pompejus brachte des Mithridates Sammlung nach Rom und ſtellte ſie im Capitol auf; eine ungleich größere Cäſar im Tempel der Venus Genitrix, und unter Auguſt nachher M. Marcellus im Tempel des Palatiniſchen Apollo. In neuern Zeiten wetteiferten die edeln Fürſtenhäuſer Italiens, auch dieſe Kunſtſchätze um ſich zu verſammeln. Das Haus Gonzaga legte die erſte Dactyliothek an, ihm folgte das Haus Eſte zu Modena, das Haus Farneſe, und in Florenz aus dem Hauſe Medici Lorenzo der Prächtige. Die Steine, die er beſaß, jetzt in mehrere Cabinette zerſtreut, ſind noch kennbar, indem Lorenzo die Gewohnheit hatte, ſie mit Lor., oder Lor. de M., oder auch bloß M. bezeichnen zu laſſen. Seine Sammlung wurde zerſtört, von den Medicis aber eine neue angelegt, der Grund zur jetzigen Florentiniſchen, der beträchtlichſten von allen, denn ſie enthält gegen 4000 Steine. In Rom entſtanden erſt unter Papſt Julius II. und Leo X., und nur unbedeutende Sammlungen. Maria Piccolomini, ein Römiſcher Prälat, hatte hier die beſte, und Lucio Odescalchi, nachher Duca di Bragiani, die der Königin Chriſtina von Schweden. Späterhin hatte Rom die Sammlungen in der Vaticaniſchen Bibliothek (mehr durch Zufall als Plan zuſammengebracht), im Palaſt Barbarini und Strozzi (Meiſterwerke enthaltend; jetzt in St. Petersburg), und noch jetzt zeichnen ſich die dem Prinzen Piombino gehörige Ludoviſiſche Sammlung und die des Cardinals Borgia zu Velletri, berühmt durch ihre Aegyptiſchen Steine und Scarabäen, aus. Neapel hat ſchöne geſchnittene Steine im Cabinet zu Portici und zu Capo di Monte. Zu Catanea in Sicilien brachte der Prinz Piscari eine große Sammlung von lauter einzeln in Sicilien gefundenen Steinen zuſammen. Die übrigen Länder Europa's vernachläſſigten ebenfalls dergleichen Sammlungen nicht. In *Frankreich* wurde die erſte bereits unter Franz I. angelegt, in den bürgerlichen Kriegen aber

wieder zerſtreut. Den Fonds zu der jetzigen ſehr merkwürdigen des Antikencabinets der kaiſerlichen Bibliothek legte Louvois unter Ludwig XIV. Eine gute Sammlung war die des Herzogs von Orleans, die ihm als Erbſchaft aus der Pfalz zufiel. Außerdem mehrere Sammlungen von Particuliers. Mehrere berühmte Sammlungen hat England, die der Herzöge von Besborough, Devonſhire, Carlile, Bedfort und Marlborough. Auch in Deutſchland fehlt es nicht daran. In Sansſouci ſind mehrere Sammlungen vereinigt, unter dieſen die durch Winkelmanns Beſchreibung ſo berühmte von Muzel Stoſch. Wien hat ein eigenes Gemmencabinet; die Dresdner Sammlung iſt nicht bedeutend; einige gute Steine beſitzt die Rathsbibliothek zu Leipzig. Die Sammlung zu Caſſel iſt zahlreich, aber unbedeutend; ſchöne Stücke beſitzt München. Uebrigens gibt es hier ebenfalls manche Privatſammlung. In Holland war das Cabinet des Prinzen von Oranien bedeutend. Im königlichen Schloſſe zu Copenhagen ſieht man einige Gefäße mit eingelegten geſchnittenen Steinen, und St. Petersburg hat außer der von Zeit zu Zeit anſehnlich vermehrten kaiſerlichen, deren Catalog der gelehrte Archäolog Hofrath Köhler verfertigt hat, an der des Grafen Poniatowski eine der reichſten. Zu der kaiſerlichen iſt die des berühmten Steinſchneider Natter die Grundlage. Um entfernte Kunſtfreunde an den zierlichen und ſinnreichen, oder auch bloß merkwürdigen Bildwerken ſolcher Steine Antheil nehmen zu laſſen, hat man zwei Mittel gewählt, Kupferſtich und Abdruck (oder Abguß ſ. dieſen Art.). Außer denen, welche nur einzelne ſolcher Bildwerke durch Kupferſtich bekannt machten, hatten die meiſten die Abſicht, entweder alle Bildwerke von Einer Art zuſammenzuſtellen, oder die eines ganzen Cabinets zu liefern. Bildwerke einer gewiſſen Art ſtellten zuſammen Bellori, Bildniſſe von Philoſophen u. a., Chiflet Abraxas, Gori Steine mit Sternen, Ficoroni Steine mit Inſchriften, Stoſch Steine mit den Namen der Künſtler. Abbildungen ganzer Sammlungen lieferten Gori in dem Museum Florentinum, Wicar und Mongez in der Gallerie von Florenz, Mariette von der ehemaligen königlich Franzöſiſchen, Leblond und Lachaux von der des Herzogs von Orleans, Eckhel von der Wiener. Außerdem gehören hierher das Museum d'Odescalchi, die Cabinets von Gravelle, Stoſch, Boſſi, des Herzogs von Marlborough. Wie ſchön aber auch mehrere dieſer Abbildungen ſind, ſo gebührt doch den Abdrücken der Vorzug. Man hat ebenfalls mehrere Sammlungen ſolcher Abdrücke, die man auch mit dem Namen der Dactyliotheken zu bezeichnen pflegt, z. B. die Lippertſche Dactyliothek. Sie, ſo wie die dazu verfertigten Cataloge und Beſchreibungen, ſind ein wichtiges Hülfsmittel für das Studium dieſes Zweigs der Antike. S. hierüber Paſte. dd.

Dactylologie oder **Dactylonomie** iſt die Kunſt, an den Fingern zu rechnen, und im weitern Sinn die Fingerſprache, oder die Kunſt, durch die Finger ſeine Gedanken auszudrücken.

Dactylus, dactyliſch. Dactylos heißt im Griechiſchen ein Finger, und man hat dieſen Namen einem metriſchen Fuß (ſ. Fuß) gegeben, weil er, wie der Finger, aus einem langen und zwei kürzern Gliedern beſteht. Ein dreiſylbiges Wort, deſſen erſte Sylbe lang, die beiden folgenden kurz ſind, gibt einen Dactylus, z. B. lieblicher, ſchallende. Die Bewegung iſt hier eine raſch forteilende, hinabrollende. Daher erhalten auch Verſe, in welchen der

Dactylus herrſchend iſt, (dactyliſche Verſe) den eigenthümlichen Charakter dieſer Bewegung, modificirt nicht nur durch den Charakter der Füße, mit welchen er *vermiſcht* wird, und verſchieden darnach, *wie oft* der Dactylus in einem Rhythmus vorkommt, ſondern auch ſehr verſchieden, je nachdem das verſchiedene Gewicht der Sylbenlängen und Kürzen denſelben entweder nach Spondäen oder Zweivierteltact (♩ ♪ ♪) oder trochäiſch nach Dreiachteltact (♪ 𝄾 ♪) zu meſſen gebietet. Erſteres könnte man den ſchweren, majeſtätiſch rollenden, letzteres den leichten, leicht hinrollenden oder hüpfenden *Dactylus* und dactyliſchen Vers nennen, und hiernach gibt es auch einen leichten und ſchweren Hexameter (ſ. dieſen Art.). Der erſtere wird der leichten Elegie, u. ſ. w.; der letztere (daher auch der *heroiſche* Hexameter) dem großen epiſchen Gedichte angemeſſener ſeyn.

Dädalien, *Dädalos*, (Daidalien, Daidalos). Man nennt ganz gegliederte Figuren oder Bilder, die mit den Füßen in fortſchreitender Bewegung ſind, *dädaliſche Figuren*, *Dädalien*, *Dädali*. Woher ſie dieſe Benennung haben, darüber iſt man nicht einig. Winkelmann, dem Paläphatus und Diodor folgend, ſagt: „Dädalus fing an, die unterſte Hälfte der Hermen in Geſtalt der Beine völlig von einander zu ſondern, und von ihm ſollen die erſten Statuen den Namen Dädali bekommen haben.“ Auch iſt die gewöhnliche Meinung, daß Dädalus zuerſt an den Statuen die Schenkelbeine fortſchreitend und abgeſondert geſtellt habe (woraus ſich die Sage erklärt, ſeine Statuen hätten ſich bewegt), da alle frühern Bildhauer die Bildſäulen mit niederhängenden, von den Seiten und in der Mitte nicht abgetheilten Armen und Füßen gebildet hatten, wie die mumienartigen Statuen der Aegyptier. Nach Pauſanias hingegen erhielt Dädalus ſeinen Namen von *jenen Statuen* (der Name dieſer käme dann von daidallein, d. h. künſtlich ausarbeiten.) Dieſe Ausſage des Pauſanias dürfte ein beſonderes Gewicht durch Böttigers ſinnreiche Hypotheſe erhalten, daß Dädalus nicht ein Eigenname, ſondern ein Gemeinname aller erſten Architekten, Metallurgen und Bildſchnitzer in der Griechiſchen Vorwelt ſey, alſo überhaupt einen Kunſtmenſchen bezeichne (*Andeutungen zu 24 Vorleſungen über die Archäol.*, Dresden, 1806. S. 48.). Jede Kunſt pflanzt ſich im Anbeginn nur im Familienkreiſe fort, und die Schüler werden auch Söhne genannt. So kennen auch die Alten eine Künſtlerfamilie des Dädalus: Talos, Perdix, Dipönos, Skillis u. A. Nach der gewöhnlichen Meinung lebte er ferner drei Menſchenalter vor dem Trojaniſchen Kriege, und war ein Künſtler von ausgezeichneten Talenten in Architektur, Bildhauerei, Steinſchneidekunſt, auch Erfinder mehrerer dazu nöthigen Werkzeuge. Als Bildhauer arbeitete er in Holz, (denn aus Stein zu hauen, verſtand man damals noch nicht,) und war der Erſte, der ſeinen Bildern geöffnete Augen gab. Dies that er in Athen; welches er, weil er einen ſeiner Schüler eiferſüchtig getödtet hatte, verlaſſen mußte; in Creta erbauete er das berühmte Labyrinth, verfertigte für Ariadne, des Minos Tochter, eine Gruppe Tänzer und Tänzerinnen aus weißem Stein, aber auch für Paſiphaë, des Minos Gemahlin, die berüchtigte hölzerne Kuh, wodurch ſie ihr unnatürliches Gelüſt zu einem Stier befriedigte, und den Gemahl mit dem ſtierhauptigen Minotaurus beſchenkte. Mit ſeinem Sohne Ikaros eingekerkert, ſann er auf Mittel zur Flucht. Die

Flügel aus Leinwand mit Wachs befeſtigt, die dem allzuhoch ſtrebenden Ikaros den Tod brachten, wodurch das Ikariſche Meer den Namen ſoll erhalten haben, ſind bekannt. Dädalos ſelbſt gelangte glücklich nach Sicilien, an deſſen ſüdlicher Küſte auch ein Ort von ihm Daedalium benannt wurde. Auch wurde zu Böotien, beſonders aber zu Plataea ein bekanntes Feſt (Daedala oder Daidalea) — Bilderfeſt gefeiert. Man darf mit ihm einen ſpätern Bildhauer Dädalos aus Sicyon nicht verwechſeln. Daß hier aus mehrern Sagen ein Ganzes zuſammengefloſſen ſey, wozu die Dädali, Kunſtmenſchen, Veranlaſſung gaben, iſt nur allzuglaublich. Nimmt man Böttigers Hypotheſe und die Verbreitung einer Kunſtſchule an, ſo dürfte ſich hieraus manche Spur der früheſten Kunſtbeſtrebungen entwickeln laſſen. dd.

Dädaliſch, kunſtreich, geſchickt, beſonders in Beziehung auf bildende Kunſt. S. den vorigen Artikel.

Daendels, Holländiſcher General, flüchtete ſich bei der Revolution 1788 nach Frankreich, Dümouriez ſtellte ihn als Oberlieutenant in ſeiner Expedition gegen Holland 1793 und 1794 an. Damals diente er als Brigadegeneral in der Diviſion, welche Moreau commandirte, und trug den 26. April zur Einnahme von Courtray, ſo wie den 10., 11. und 12. Mai zu den Siegen bei Tournai, Courtray und Ingelmünſter bei; und nach mehrern fruchtloſen Verſuchen bemeiſterte er ſich den 28. December der Inſel Bommel und des Forts André, verfolgte den Feind bis jenſeit der Waal, und nahm ihm 60 Kanonen und viele Gefangene ab. Den 20. Juni 1795 trat er wieder als Generallieutenant in die Dienſte ſeines Vaterlandes. Zu Ende 1797 begünſtigte er die Veränderungen, welche die Errichtung des Bataviſchen Directoriums herbeiführte. Als den 22. Jan. 1798 die republikaniſche Partei, nach neu erhaltenem Zuwachs, die conſtituirenden Autoritäten erneuerte und ihre Parteigänger dazu beförderte, hatte ſich Daendels dieſen Maßregeln abgeneigt gezeigt, wurde als Anhänger der Ariſtokraten bezeichnet, und ſollte auf Befehl des Directoriums arretirt werden. Er ging daher nach Paris, beſchwerte ſich bei dem Franzöſiſchen Directorium, wußte es für ſich zu gewinnen, und wurde bevollmächtigt, eine neue Revolution ins Werk zu richten. Mit dieſer Vollmacht begab er ſich in Geheim nach Haag, befehdete, an der Spitze einiger Compagnien Bataviſcher Grenadiere, den 12. Juni am hellen Tage das Directorium, ließ ſeine Mitglieder in Verwahrung nehmen, ſetzte die Staatsbeamten ab und neue dafür ein, und erhielt den Beifall der Franzöſiſchen Regierung. 1799 commandirte er die Bataviſche Armee, als die Engländer und Ruſſen eine Landung in Holland bewerkſtelligten, und zeigte Einſicht und Unerſchrockenheit. 1802 berief ihn die Bataviſche Regierung zu ſich, um ſich über eine Schrift zu erklären, die man ihm zuſchrieb, und die der Vorläufer eines neuen 12. Juni zu ſeyn ſchien. Er beruhigte ſeine Obern und betheuerte ſeine Anhänglichkeit an ihr Intereſſe; doch konnte er den Verdacht nicht vollkommen von ſich ablehnen, und blieb lange ohne Anſtellung. Bei der Thronbeſteigung Ludwigs Bonoparte wurde er von dieſem ſehr ausgezeichnet, mit Würden überhäuft und zum Generalgouverneur von Batavia ernannt. Nach der Einverleibung Hollands mit Frankreich rief ihn Napoleon von dieſem wichtigen Poſten zurück und übertrug ihn den General Janßen. Im Sommer (1812) traf Daendels wieder in Europa ein.

Dagg, ein feſt gedrehtes kurzes Tau, womit Verbrecher auf den Schiffen gezüchtigt werden. Daggenlaufen wird wie Spießruthenlaufen gebraucht, indem der Strafbare von einem Verdeck des Schiffs bis zum andern durch die Reihen des Schiffsvolks gepeitſcht wird.

Dagobert I. wegen ſeiner Kriegsthaten der Große genannt, König der Franken, war Klothars II. Sohn. Er kriegte glücklich gegen die Slavonier, Sachſen, Gasconier und Bretagner, aber er befleckte den Glanz ſeiner Siege durch Grauſamkeit, rohe Willkühr und ungezügelte Wolluſt. So wird von ihm erzählt, daß er nach Beſiegung der Sachſen alle diejenigen habe hinrichten laſſen, deren Wuchs die Länge ſeines Degens überſtiegen habe. Ein beſonderes Verdienſt erwarb er ſich dadurch, daß er den Franken beſſere und vollſtändigere Geſetze geben ließ. Er ſtarb im Jahr 638 zu Epinay in einem Alter von 36 Jahren und ward zu St. Denis beerdigt, welches er ſechs Jahre vorher gegründet hatte.

D'Agueſſeau (Henry François), ein um die frühere Franzöſiſche Geſetzgebung und Beredſamkeit höchſt verdienter Mann, war zu Limoges den 27. Nov. 1668 geboren, und zeigte frühzeitig die glücklichſten Anlagen. Sein Vater, Intendant von Languedoc, war ſein erſter Lehrer. Der Umgang mit Gelehrten, beſonders mit Racine und Boileau, war ſein größtes Vergnügen, und dieſer bildete ſein Talent zur Dichtkunſt, die er bis an die letzten Tage ſeines Lebens liebte. Er wurde 1691 in Paris Generaladvocat und in einem Alter von 32 Jahren Generalprocurator des Parlements. In dieſem Poſten traf er viele Verbeſſerungen der Geſetze und Rechtspflege und nahm ſich beſonders der Verwaltung der Hoſpitäler an. Als man ihm einſt rieth, ſich mehr Ruhe zu erlauben, antwortete der edle Mann: „Kann man ruhen, ſo lange es noch ſo viele Menſchen gibt, welche leiden?" Bei einer Hungersnoth im Winter 1709, deren Furchtbarkeit ſtets im Andenken von Frankreich bleiben wird, wandte er alle ſeine Macht an, um den Kornwucher zu unterdrücken und das Elend zu mildern. Muthig vertheidigte er die Rechte der Nation und der Gallicaniſchen Kirche, und ſtandhaft verwarf er die Beſchlüſſe Ludwigs XIV. und des Kanzlers Voiſin zu Gunſten der päpſtlichen Bulle Unigenitus. Dieſen Widerſtand unterſtützte ſeine Gemahlin, die ihm zurief, als er nach Verſailles ging, wohin ihn der König gerufen hatte, um dieſe Angelegenheiten zu verhandeln: Allez, oubliez, devant le roi, femme et enfans. Perdez tout, hors l'honneur! (Geh', vergiß vor dem Könige Frau und Kinder; verliere alles, außer die Ehre)! Nach dem Tode Ludwigs XIV. wurde er unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans Kanzler, (1717) fiel aber, weil er ſich Law's unheilbringendem Finanz-Syſteme ſtandhaft widerſetzte, 1718 in Ungnade, und mußte ſich auf ſein Landgut zu Fresnes zurückziehen. Hier genoß er, wie er ſelbſt ſpäterhin ſagte, die ſchönſten Tage ſeines Lebens und beſchäftigte ſich mit dem Leſen der Bibel, mit dem Plane einer Geſetzgebung, und dem Unterrichte ſeiner Kinder. Mathematik, Ackerbau, Künſte und Wiſſenſchaften füllten die Zeit ſeiner Muße aus. Als ihn hier der päpſtliche Nuntius Quirini beſuchte, und ihm ſagte: Hier werden die Waffen gegen den Römiſchen Hof geſchmiedet (C'est ici, que se forgent les armes contre la cour de Rome); ſetzte ihm d'Agueſſeau die Worte entgegen: Sagen Sie lieber, die Schilder, die ſeine Waffen abwehren

(Dites seulement, les boucliers qui repouſſent ses armes). Als im Jahre 1720 eben dieſer Law das Misvergnügen von ganz Frankreich erregt hatte, glaubte er eines Mannes, wie d'Agueſſeau, der die allgemeine Liebe des Volks beſaß, nöthig zu haben, um das Murren der Nation zu ſtillen: d'Agueſſeau ward alſo zurückberufen und in ſeine vorige Würde wieder eingeſetzt. Dieſer Zeitraum in dem Leben d'Agueſſeau's wird als der am wenigſten glänzendſte für ſeinen Ruhm betrachtet: denn nicht nur nahm er aus Law's Hand ſeine Stelle wieder an; ſondern er mußte auch ſeine Einwilligung zu gewiſſen unhaltbaren und verderblichen Projecten geben, die das Parlement jedoch verwarf, und duldete am Ende ſogar mit Gleichmuth, daß eben dieſes Parlement nach Pontoiſe verwieſen wurde. Daher heftete man an die Thür ſeines Hauſes ein Papier mit den Worten: Et homo factus est. Nichts deſtoweniger verlor er im Jahre 1722 zum zweiten Male ſeine Stelle, weil er ſich dem Cardinal Dúbois mit mehrerm Muthe, als jenem Law, widerſetzt hatte, ward jedoch 1727 vom Cardinal Fleury abermals zurückberufen, erhielt aber ſein Amt erſt 1737 wieder. Uebrigens wird dieſer ſonſt ſo rechtſchaffene Mann einer zu weit getriebenen Vorliebe und Fürſorge für die Rechtsgelehrten und ihr Einkommen beſchuldigt, und zum Beweiſe davon angeführt, daß, als man einſt in ſeiner Gegenwart von der langen Dauer und Koſtſpieligkeit der Proceſſe ſprach, er die Antwort gab: Ich habe längſt ſelbſt an dieſe Misbräuche gedacht und ſogar auch ſchon Schritte dagegen thun wollen; bin aber durch die Betrachtung abgehalten worden, daß ich dadurch eine Menge Advocaten, Procuratoren und Huiſſiers zu Grunde richten würde. Er hatte die Abſicht, Einheit in die Vollziehung der alten Geſetze zu bringen, ohne ihre Baſis zu erſchüttern, und das Mangelnde hinzuzuſetzen. Allein dieſe Arbeit überſtieg die Kraft eines einzelnen Menſchen. Ob er gleich die erſten Staatsämter bekleidete, ſo dachte er doch bloß darauf, zu nützen, ohne ſich zu bereichern, und hinterließ faſt nichts als ſeine Bibliothek, zu der er überdies jährlich nur eine gewiſſe Summe beſtimmte. D'Agueſſeau verſtand außer ſeiner Mutterſprache, die Lateiniſche, Griechiſche, Hebräiſche, Arabiſche, Italieniſche, Spaniſche, Engliſche und Portugieſiſche. Seine Mäßigkeit und Seelenruhe erhielten ſein Leben 81 Jahre, bei einer dauerhaften Geſundheit. Seine Würde als Kanzler legte er 1750 nieder und ſtarb am 9. Febr. 1751. Seine durch mehrere Ausgaben verbreiteten Schriften ſagt Bouterweck (in ſeiner Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit ꝛc. 6r Bd. S. 301) ſind Muſter der wahren Beredtſamkeit in ihrer Art; geiſtreich, verſtändig, prunklos, elegant und energiſch, immer dem Gegenſtande angemeſſen und voll vortrefflicher Lehren, beſonders für diejenigen, die ſich zu liberalen Staats- und Juſtizmännern bilden wollen. Vortrefflich in dieſer Hinſicht ſind beſonders die Vorträge, mit welchen er die Sitzungen des Parlements eröffnete. In ihnen herrſcht Präciſion, Stärke, Klarheit, Ordnung und Wohllaut. Seine Oeuvres erſchienen vorzüglich zu Paris 1759—74. 10 Bde. 4. wo auch ſein Leben vergl. Eloge etc. par Thomas, Paris 1760. 8.

Dahlberg (Erich), ein durch Kriegskenntniß und Feldherrntalent berühmter ſchwed. Generalfeldmarſchall, Ingenieur und Fortifikateur unter Karl XII. geb. 1625, geſt. 1703. S. Schlözers ſchwed. Biograph. 1r Bd.

Daille, Jean (Dallaeus), ein berühmter Theolog und Kirchenhiſtoriſcher Schriftſteller der Franzoſen, geboren zu Chatellerant 1594,

ſtudirte beſonders zu Saumur, und wurde dem damaligen berühmten Gouverneur von Saumur, du Pleſsis Mornay bekannt, deſſen Enkel er auf einer Reiſe durch Italien, die Schweiz, Deutſchland, die Niederlande, Holland und England (von 1619—1621) als Hofmeiſter begleitete. Nach ſeiner Zurückkunft wurde er zuerſt nach Saumur, ſpäter nach Paris als reformirter Prediger berufen, und erlangte bald ſolches Anſehn, daß er der letzten Nationalſynode der Reformirten in Frankreich, welche 1659 zu Loudun gehalten wurde, als Präſes beiwohnte. Er wurde in die damaligen Streitigkeiten der Reformirten über die allgemeine Gnade verwickelt, welche ihn auch zu mehrern Schriften veranlaßten. Er war nicht nur als Gelehrter, ſondern auch als Menſch durch ſeine Sanftmuth, Offenheit und geſellſchaftliche Bildung ſehr geachtet. Unter ſeinen Schriften wird beſonders der Tractatus de usu patrum (Geneve 1656. 4.) ausgezeichnet. Sein Leben iſt von ſeinem Sohn Adrian (Abregé de la vie de Mons. Daille, écrit par ſon fils 1670) beſchrieben worden. S. Niceron 3r Th. Er ſtarb 1670 zu Paris.

Dain (Olivier le) eigentlich Le Diable, ein Barbier aus Gent geb. welchen Ludwig der XI. König von Frankreich, zu ſeinem Günſtling erhob und le Dain nannte. Durch ſeine Klugheit und Gewandtheit erlangte er bald hohe Würden und Vermögen. Als nach Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund, Tode, der König die flandriſchen Städte zu gewinnen ſuchte, wurde er als der Sprache und des Landes kundig, zu der einzigen Tochter und Erbin des Herzogs, Maria, geſendet, und hielt zu Gent einen prächtigen Einzug. Er erlangte auch eine öffentliche Audienz bei der Prinzeſſin, eine geheime aber verhinderte die Bürgerſchaft, welche ſein Herkommen kannte, und ihn mit Spott behandelte. Er rächte ſich aber, indem er vermittelſt eines geheimen Verſtändniſſes Tournay in die Hände des Königs ſpielte. Unter dem Nachfolger Ludwigs, Karl dem VIII. wurde er gehängt. Siehe du Puy histoire des Favorites.

Dairi oder Dairo (Dayro), ſo hießen in Japan die Hohenprieſter und unumſchränkten Regenten des Landes. Die Statthalter machten ſich aber nach und nach von ihnen unabhängig. Dadurch trennte ſich die Würde des weltlichen Oberhauptes oder Kaiſers in Japan (des Cubo, Kuba), von der Würde des geiſtlichen Oberhaupts, welcher aus dem Geſchlechte der Dairi erwählt wird, den Namen Dairo führt, und ſeinen Wohnſitz in der Hauptſtadt Jedo (Jeddo oder Edo) hat. S. über ihn Montani Beſchreibung der holländiſchen Geſandtſchaft an den Kaiſer von Japan.

Daktyliothek ſ. Dactyliothek.

Dalai-Lama, d. h. unermeßliche Seelenmutter, iſt der Name des Oberhaupts der geiſtlichen und weltlichen Macht in Tibet, welches Kaiſerthum als ein Kirchenſtaat (Theokratie), ſo wie ſein Oberhaupt als ein Papſt betrachtet werden kann, nur mit dem Unterſchiede, daß er nicht bloß einen ſichtbaren Stellvertreter der Gottheit auf Erden vorſtellt, ſondern als eine unter den Menſchen wohnende wirkliche Gottheit, obſchon nicht als die höchſte Gottheit ſelbſt, welche Fohi heißt, gedacht wird. Der Glaube an ſein ewiges Fortleben knüpft ſich an die dort herrſchende Idee der Seelenwanderung an. Man glaubt, daß die Gottheit, ſo wie ſie den Körper des Dalai-Lama, den ſie bisher bewohnte, verläßt, ſogleich wieder auf eine übernatürliche Weiſe Beſitz von einem andern Körper nehme, ſo daß alſo nur das Aeußere, nicht das Weſen ſelbſt wechſelt. Und

in der That kann man auf eine gewiſſe Weiſe dies annehmen, denn bei dem ſo durchaus regelmäßigen hierarchiſchen Syſtem iſt es faſt gleichgültig, wer an der Spitze ſteht. Sein gewöhnlicher Wohnſitz ſind zwei in der Nähe der Hauptſtadt Chaſſa gelegene Klöſter, in denen er abwechſelnd ſich aufhält. Ueberall iſt er von einer Menge Geiſtlicher umgeben; kein Frauenzimmer aber darf da, wo er ſich aufhält, übernachten. Unſtreitig geſchieht dies um der ihm beigelegten Reinheit willen; er iſt der Unbefleckte. Die Anbetung nicht nur der Eingebornen, ſondern auch einer erſtaunlichen Menge von Fremden (denn auch alle Mongoliſchen Völkerſchaften in Rußland erkennen ihn an), welche lange und beſchwerliche Reiſen unternehmen, um ihm zu huldigen und ſeinen Segen zu erhalten, empfängt er auf einer Art von Altar, auf einem großen prächtigen Kiſſen mit über einander geſchlagenen Beinen ſitzend. Nach den Tibetanern bezeigen ihm die Tatarn die größte Ehrerbietung. Aus den entfernteſten Gegenden begeben ſie ſich zu ihm, und die Fürſten unterwerfen ſich denſelben Ceremonien wie das Volk; er aber beweiſet ihnen nicht mehr Achtung als andern. Er grüßt niemand, entblößt ſein Haupt nicht, ſteht vor niemand auf, und begnügt ſich, ſeine Hand auf das Haupt ſeiner Anbeter zu legen, welche dadurch Vergebung ihrer Sünden zu erlangen glauben. Sie ſind überzeugt, daß Fohi ihn ihm lebt, daß er Alles weiß und ſieht, im Innerſten der Herzen lieſ't, und über nichts Erkundigung einzuziehen braucht. Thut er es doch, ſo geſchieht es nur, um den Ungläubigen und Uebelgeſinnten keine Veranlaſſung zu Klagen zu geben. Bisweilen theilt er Kügelchen von geweihtem Mehlteig aus, mit denen die Tartarn viel Aberglauben treiben; falſch aber iſt es, daß von ſeinem Unrathe Kügelchen gemacht, ausgetheilt, in goldnen Büchſen verwahrt und ſelbſt mit den Speiſen vermiſcht würden. Seine Macht war ſonſt, wo er Chans ein- und abſetzte, unbegränzter als jetzt, wo er vom Kaiſer von China, obſchon ihm dieſer in religiöſer Hinſicht unterworfen iſt, mehr abhängt. In ſeiner Hauptſtadt reſidiren jetzt zwei Chineſiſche Mandarinen mit einer Garniſon von 1000 Chineſen, und im Palaſt zu Peking unterhält der Chineſiſche Kaiſer einen Unterlama, der aber als Nuntius von Tibet abgeſandt wird. Iſt ein Dalai-Lama geſtorben, ſo kommt es nun darauf an, zu entdecken, wo es ihm gefallen hat, aufs neue wieder geboren zu werden. Hierin muß man ſich ſtets auf einige Lama's verlaſſen, welche allein von den Zeichen unterrichtet ſind, an welchen er erkannt werden kann, oder vielmehr, welche wiſſen, welches Kind der Verſtorbene zu ſeinem Nachfolger ernannt hat. dd.

Dalayrac (D'alayrac) Nicolaus, geb. zu Müret in Languedoc, ſtammte aus einer adeligen Familie und kam ſehr jung nach Paris, wo er bei der Garde Dienſte nahm. Er hatte eine beſtimmte Neigung für Muſik und dramatiſche Kunſt und beſuchte deswegen ſehr häufig die Vorſtellungen der Opern von Gretry, die in ihm die Luſt, ſeine Kräfte in ähnlichen Arbeiten zu verſuchen, erregten. Unter Langlè's Leitung erlernte er die Grundſätze der Compoſition. In ſeinen Werken findet man weniger Originalität, als in denen von Monſigny (einige Male war er unglücklicher Nachahmer Cherubini's, wie in dem ſchwarzen Schloß [le château de Montenéro] und in Léhéman oder der Thurm von Neuſtadt) und weniger komiſche Einfälle, als in denen von Gretry; aber durch Naivetät, Anmuth und Zartheit der Empfindung zeichnet er ſich vor beiden aus.

Einzig iſt er in den anmuthigen Melodien ſeiner Canzonetten, Couplets, Vaudevilles. Im Jahr 1782 debütirte er auf dem Theater der komiſchen Oper mit der Eclipse totale. Die Anzahl ſeiner Werke ſeit dieſer Zeit iſt ſehr bedeutend. Den meiſten Beifall erhielten unter ihnen auch auf deutſchen Theatern folgende: Adolphe et Clara, oder die beiden Gefangenen, Azémia oder die Wilden, Raoul de Créqui (Rudolph von Creki), die beiden kleinen Savoyarden, Maison à vendre, (der Hausverkauf), Gulistan, Nina u. a. In der Compoſition der letztern Oper wurde er jedoch von Paeſiello, in der Compoſition des Sargines und der Camilla, von Paer übertroffen. Durch die Vernachläſſigung eines Catarrhs zog ſich Dalayrac am 27. Nov. 1809 den Tod zu. Die Schauſpieler der komiſchen Oper beſchloſſen, ihm eine Büſte in ihrem Foyer aufzuſtellen. Seine Compoſitionen waren zum Theil für die drei Lieblingsſchauſpieler der komiſchen Oper, des ſonſtigen Théatre Feydeau, berechnet, für Elleviou, Martin und Mad. St. Aubin. Von dieſen mußte man ſeine Operetten ſehen und hören.

Dalberg (Geſchlecht der Freiherren von), auch **Dalburg**. „Iſt kein Dalberg da?" ſo mußte ehedem bei jeder Deutſchen Kaiſerkrönung der kaiſerliche Herold fragend rufen, und der anweſende Dalberg beugte ſein Knie vor der neugekrönten Majeſtät und empfing von ihr den Ritterſchlag als erſter Reichsritter. So groß waren die Verdienſte der Urahnen der jetzigen Dalberge, der alten Kämmerer von Worms, und ihr Anſehn geweſen. Mit dem Verlöſchen der Deutſchen Kaiſerwürde (1806) ſchien auch dieſes Prärogativ nur noch als ein ſchönes Andenken an die Ehrwürdigkeit vergangener Zeiten in der Chronik fortzuleben; aber Napoleon erinnerte an dieſes Herkommen, an des zertrümmerten Thrones Urſprung, indem er feſtſetzte: daß der Ritterſchlag der Dalberge künftig ein Attribut der Franzöſiſchen Kaiſerwürde ſeyn und vor ihrem Throne gefragt werden ſolle: „iſt kein Dalberg da?" Auch finden wir in dieſer Familie berühmte Mäcenaten der deutſchen Literatur und Kunſt, unter welchen hervorragt ein Johann von Dalberg (Dalburg), ſeit 1482 Biſchoff und Kämmerer von Worms geb. 1445, geſt. 1503 (ſ. G. W. Zapf über J. v. D. Leben und Verdienſte, Augsb. 1789, 8.) umgearb. Aufl. 1796. 8. nebſt Nachtrag, Zürich, 1798. 8.) der auch auf Veranlaſſung des Conrad Celtes die Societas literaria Rhenana ſ. sodalitas Celtica, welche zu Heidelberg ihren Hauptſitz hatte, ſtiftete, und ihr Vorſteher war; Adolph Freiherr von Dalberg, welcher 1734 die katholiſche Univerſität zu Fulda gründete, welche 1804 aufgehoben worden iſt; ferner die vor Kurzem verſtorbenen Brüder des Großherzogs, nämlich: 1) Wolfgang Heribert, Reichsfreiherr von Dalberg, (vom Kaiſer Leopold bei der Krönung zu Frankfurt zum erſten Reichsritter geſchlagen, geſt. zu Mannheim 27. Dec. 1806 in ſeinem 86ſten Jahre) ein warmer Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte. So lange die deutſche Geſellſchaft in Mannheim noch blühte, war er ihr erſter Präſident, und das Theater dieſer Stadt, die Pflanzſchule der erſten Schauſpieler Deutſchlands, eines Iffland, Beck, Beil und vieler anderer, deſſen Intendant er bis zum Jahre 1803 war, verdankt ihm ſeine Stiftung und Erhaltung. Er iſt als Schriftſteller und Dichter nicht minder vortheilhaft bekannt. Wir erinnern nur an ſeine Cora, ein Drama mit Geſängen, und an den Mönch von Carmel. 2) Der 1813 geſtorbene Johann

Friedr. Hugo, Freiherr von Dalberg (geb. 17. Mai 1760; Domkapitular zu Trier, Worms und Speier, lebte zu Aſchaffenburg,) ein höchſt genialer Menſch, und von größerer Tiefe des Geiſtes und der Gelehrſamkeit, als ſein ſo ſehr geprieſener fürſtlicher Bruder. Auf den noch unbebauteſten Feldern der deutſchen Literatur, namentlich in der Aeſthetik und Archäologie der Muſik (man vergl. ſeine Schriften über die Muſik der Indier; über den Urſprung der Harmonie; die Aeolsharfe ein Traum) — er war auch ſelbſt ein geiſtvoller Tonſetzer und fertiger Clavierſpieler — ſo wie überhaupt in ſeinen Forſchungen über das Alterthum (man vergl. das Buch über den Meteorcultus der Alten) erntete er viele Lorbeern ein. Die Familie, an deren Spitze jetzt Carl (Theodor Anton Maria*), ſteht, theilt ſich in die Gernsheimer- und Dalberg-Dalbergiſche Linie.) Von der erſtern ſind, außer dem eben erwähnten Carl Theodor, noch am Leben: Antoinette, Freifrau von Dalberg, geb. 11. Jan. 1757. Stiftsdame zu St. Marin im Capitel zu Cöln; wohnt zu Aſchaffenburg. Von des Großherzogs verſtorbenem Bruder Wolfgang Heribert, leben drei Kinder, nämlich 1. Emmerich Joſeph, geborner Freiherr, jetzt Herzog von Dalberg, geb. 30. Mai 1773, vormal. großherzogl. Badn. Geſandter beim Kaiſer Napoleon, wurde von dieſem zum Herzog erhoben (1810). Gemahlin: Pelina, Marq. de Brignolet aus Genua, Dame du Palais bei der Franz. Kaiſerin Louiſe; wohnen zu Paris. 2. Franziska, geb. 7. Juni 1777, Gemahlin des Freiherrn v. Lerchenfeld, königl. Bayerſchen Kämmerers. 3. Marie Anne, geb. 27. Sept. 1778; Gemahlin des Freiherrn v. Venningen, großherzogl. Badn. Oberſilberkämmerer. Mit dieſen ſchließt ſich für jetzt die Gernsheimer Linie. Die Dalberg-Dalbergiſche Linie zählt nur zwei Familien mit acht Gliedern, nämlich 1. Friedrich Franz Carl, Kämmerer von Worms, Freiherr von und zu Dalberg, geb. 21. März 1751, großherzogl. Frankf. und fürſtl. Primat. geheimer Rath; zeitheriger Geſchlechts-Senior; wurde vom Kaiſer Franz II. bei der Krönung zu Frankfurt 1792 zum erſten Reichsritter geſchlagen. Gemahlin: Marie Anne, Freifrau von Greifenklau zu Vollraths; wohnen zu Aſchaffenburg. Von dieſer Ehe ſind zwei Söhne und zwei Töchter vorhanden. 2. Carl Alexander, Freiherr von und zu Dalberg,

*) Bisheriger Großherzog von Frankfurt, Fürſt Primas des Rhein. Bundes, Erzbiſchof von Regensburg ꝛc. und in der Deutſchen gelehrten Republik Ehrenmitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, wie auch der Geſellſchaft der Alterthümer zu Caſſel; Mitglied des Inſtituts der Wiſſenſchaften und Künſte zu Paris ſeit 14. December 1804, und des holländiſchen Inſtituts der Wiſſenſchaften ſeit 1809. Wir verweiſen ſeinetwegen auf den Artikel Carl (Theod. Ant. Maria) im erſten Bande der ältern und im zweiten Bande der neuen Ausgabe dieſes Werks. Wir enthalten uns über den politiſchen und literariſchen Charakter dieſes ſo verſchieden beurtheilten Mannes (vgl. deut. Blätter 1 B. No. 44) ein Urtheil zu fällen, müſſen aber doch geſtehen, daß wir nie in das ſo unbedingte Lob ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten haben einſtimmen können. Doch wird er immer als Beförderer der deutſchen Literatur neben ſeinen Vorfahren genannt werden. Nach den denkwürdigen Tagen des Octobers 1813. floh er bei Annäherung der für Deutſchlands Freiheit Verbündeten nach Conſtanz. Man ſagt er werde ſich nach Regensburg begeben. Sein Schickſal iſt noch unentſchieden.

geb. 4. Febr. 1575, großherzogl. Frankf. und fürſtl. Primat. Kammerherr, Gem. **Johanna**, Freiin von Sturmfelder, verm. 1806; wohnen zu Aſchaffenburg.

Dale, (Ant. van) ein holländiſcher Literator, Theolog und Arzt, der aber vorzüglich durch ſeine in mehrern Schriften z. B. de oraculis Ethnicorum Amst. 1700. 4. de origine et progreſſu idololatriae ebend. 1696 4. de antiquitatibus et marmoribus rom. et gr. ebend. 1702. 4 und a. mitgetheilte Alterthumskenntniß berühmt iſt. Er war zu Harlem geb. 1638, ſt. 1708. S. über ihn Niceron 24 Th.

Dalecarlien, Dalerne, Schwediſch Thalland, eine der nördlichſten Provinzen in Schweden, welche gegen Weſten an das Norwegiſche Gebirg, gegen Norden an Hälſingland, Geſtrickland, Norwegen und Härjedalen, und gegen Süden an Weſtmanland und Wermeland gränzt. Es iſt eine weitläufige und gebirgige Landſchaft, worin man nur kleine Dörfer, aber viele wichtige Eiſengruben und Kupferbergwerke findet. Die Einwohner, **Dalekallar** genannt, ſind ein ſtarker kräftiger Menſchenſchlag, von edler körperlicher Bildung, tapfere Soldaten, und wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an ihre Könige ſeit Guſtav Waſa (ſ. dieſe Art.) und Carl XII berühmt. Auch Guſtav III. wandte ſich an ſie, und ſie ſammelten ſich ſchützend um dieſen König, und verhinderten durch ihre Hülfe die drohende Revolution. Wegen dieſer und vieler anderer der Regierung oft geleiſteten Dienſte, und wegen ihres großen Patriotismus genießen ſie das Vorrecht, den König, wo ſie ihn finden, bei der Hand faſſen zu dürfen. Ihre Tracht iſt grau oder ſchwarz. Ihre Häuſer ſind einfach, wie ihre Sitten. Sie haben ſtatt der Fenſter nur ein Loch im Dache, welches nach Mittag zu geht, und zugleich die Stelle der Uhr vertritt: denn ſie beſtimmen ihr Mittagsmahl nach der Zeit, wo die Sonnenſtrahlen auf eine Kiſte unter dieſem Loche oder auf den gegenüberſtehenden Ofen fallen. Ihre Anzahl beträgt 110,000 Seelen. In dem obern Theile des Landes haben ſie ihre eigene, von der Schwediſchen unterſchiedene Sprache. Sie behalten ihre alten Sitten und bedienen ſich des **Runſtabs** ſtatt des Calenders.

Dalechamps (Dalecampius) Jacques, franz. **Arzt, Botaniker** und **Philolog**, aus der Normandie, geb. 1552 lebte und practicirte zu Lyon und zeichnete ſich durch ſeine gelehrten Ausgaben des Athenaeus, und der Naturgeſchichte des Plinius u. a. aus. Er ſtarb 1588.

Dalembert, ſ. D'Alembert.

Daleminzier, ein Slaviſches oder wendiſches Volk, das im Anfange des 10ten Jahrhunderts in das Meißniſche eindrang. Gegen ſie errichtete Heinrich 929 die Markgrafſchaft **Meißen**.

Dalin, Olof von (Olaus), der Vater der neuen ſchwediſchen Literatur im 18ten Jahrhunderte. Er wirkte auf das größere Publikum durch ſeine reichhaltige Zeitſchrift der ſchwediſche Argus (1733—34); aber noch mehr durch ſeine **geiſtvollen Poeſien**, namentlich Satyren (1729), durch ein herrliches Gedicht auf die ſchwediſche Freiheit (1742), viele Lieder, Epigramme, Fabeln. (Die beſte Ausgabe ſeiner poetiſchen Werke — poetiska Arbeten, iſt Stockholm 1782. 83. 8. in 2 Bänden erſchienen. Ein gleiches Verdienſt erwarb er ſich um die kritiſche Behandlung der **Landesgeſchichte** (Suea Rikes hiſtoria Stockh. 1877 3 Voll. 4) weswegen er auch zum Hiſtoriographen des Reichs ernannt wurde (1755,) ſo wie er auch an der Stiftung der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften durch **Ulrika Eleonora** (1753)

Antheil hatte. Dieſer Mann war geb. auf der Probſtei Winberga in Halland 1708 und ſtarb als ſchwed. Hofkanzler 1763. — S. ſeine Gedächtnißrede von Ol. Celsius Stockh. 1764.

Dallaus ſ. Daille.

Dalmatica ein langes, weißes Oberkleid mit weiten Aermeln, dergleichen ſonſt die Dalmatier trugen; dann das Oberkleid, welches die Diaconen in der Römiſchen Kirche ſeit Papſt Silveſter I. über der Alba und Stola tragen. Desgleichen auch ein Stück der kaiſerlichen Krönungskleidung, die in Nürnberg verwahrt, und in Frankfurt angelegt ward.

Dalmatien, eine große Landſchaft, von dem Adriatiſchen Meere, Croatien, Bosnien, Servien und Albanien begränzt, enthält mit Inbegriff der dazu gehörigen Inſeln 312, nach andern gegen 400 Quadratmeilen. Ein gebirgiges, aber geſundes und an Getreide, Wein, Oel, edlen Baumfrüchten, Schafzucht und Fiſchfang ſehr geſegnetes Land, welches theils den Venetianern, den Türken, der Republik Raguſa und Oeſterreich, als König von Ungarn, unterwürfig war, bisher aber größtentheils zum Königreich Italien gehörte. Die Einwohner, meiſtens Morlachen, ſind faſt alle der Griechiſchen Kirche zugethan, wiewohl in den Städten die catholiſche Religion die Oberhand hat; die herrſchende Sprache iſt Slavoniſch. Durch den Presburger Frieden trat Oeſterreich 1805 Dalmatien an den Kaiſer Napoleon ab, welcher es dem Italiäniſchen Königreiche beifügte, aber ſich das Recht vorbehielt, einen Franzöſiſchen Lehns-Herzog von Dalmatien zu ernennen, welcher 100,000 Franken Einkünfte bezieht. Er ernannte hierzu den Marſchall Soult. Da die Franzoſen in dem folgenden Jahre auch Raguſa mit ſeinem Gebiete beſetzten, welches dieſe ſüdlichen Beſitzungen von den nördlichen trennte; ſo wurden ſie Herren der ganzen langen Strecke von Dalmatien und gränzten an die Montenegriner und das Gebiet des Türkiſchen Paſcha von Scutari auf der Oſtſeite. Im Jahre 1810 wurde das ganze Land zur zweiten militäriſchen Diviſion der Illyriſchen Provinzen geſchlagen. Das eigentliche, ehemals Venetianiſche, Dalmatien nebſt den Inſeln und Cattaro, enthält auf 330 Quadratmeilen 390,000 Einwohner, und Raguſa 56,000 Seelen auf 36 Quadratmeilen. Zufolge der großen Ereigniſſe im Herbſte 1813. drangen die Oeſterreicher auch in Dalmatien wieder vor, und hatten ſchon im November Zara wieder erobert. Einſt war dieſes Land der Schauplatz der größten welthiſtoriſchen Begebenheiten; die Kriege der Römer mit dem mächtigen Gentius, König der Illyrier, und mit den Aetoliern; die Schlacht bei Kynoskephalä, die den Sturz der macedoniſchen Monarchie vorbereitete, die Schlacht bei Actium, die zwiſchen Auguſtus und Antonius die Herrſchaft der Welt entſchied: alle dieſe großen Ereigniſſe geſchahen auf Dalmatiens Boden. Hier genoß Diokletian, der Kaiſerwürde entſagend, der Ruhe nach einer thätigen Regierung in ſeinen Gärten zu Salona, und Spalatros Ruinen zeugen noch von ſeiner ehemaligen Größe. Zu Durazzo (das alte Dyrrhachium) geſchahen die Landungen eines großen Theils der Kreuzfahrer, und von hier aus ward die Eroberung von Conſtantinopel durch die Venetianer und durch Balduin von Flandern vorbereitet. — Venedig in Beſitz dieſes herrlichen Landſtrichs, war zufrieden ſeine Flotten daraus zu bemannen; man kennt die Dulzignotten als die kühnſten Matroſen. Aber das Volk verwilderte und lebt jetzt armſelig unter dem Druck ſeiner alten Gebräuche; der ungebaute Boden iſt geworden, wie der Menſch, der auf

ihm lebt. Die Städte ſind verfallen und zu elenden Dörfern herabgeſunken, die Seehäfen verſandet, die Flußbahnen zu ungeſunden Sümpfen geworden; der Bergbau, der noch unter Nero's Zeiten auf Gold und andere edle Metalle betrieben wurde, beſchränkt ſich auf einige Eiſengruben, und die berühmten Brüche des Tragariſchen Marmors ſind jetzt unbekannt.

Dalrymple, Sir Hew., engliſcher General und Commandeur en Chef der im J. 1810 abgeſandten Expedition gegen Portugal, ſchloß daſelbſt die berüchtigte Capitulation mit dem Marſchall Jünot, Herzog von Abrantes, wurde dann vor ein Kriegsgericht gezogen, aber von demſelben freigeſprochen.

Dal segno, d. h. vom Zeichen an. Es wird in der Muſik dadurch angezeigt, daß man wieder von da an ſpielen ſoll, wo das nämliche Zeichen ſteht.

Dalton, John, ein berühmter Phyſiker und Chemiker zu Mancheſter, welcher viele wichtige Verſuche z. B. über die Expanſivkraft der Dämpfe angeſtellt, und mehrere wichtige Schriften herausgegeben hat, z. B. kürzlich ein Syſtem der chem. Philoſophie, auch ins Deutſche überſetzt.

Damascenus Joannes, (Joh. von Damascus, auch Johannes Chryſorrhoas), Urheber des erſten Syſtems der Chriſtlichen Theologie in der Morgenländiſchen Kirche, oder Stifter der wiſſenſchaftlichen Dogmatik. Er verſuchte nämlich zuerſt die in der griechiſchen Kirche bisher blos auf Veranlaſſung kirchlicher Streitigkeiten im Einzelnen bearbeitete Dogmatik als ein Ganzes, gegründet auf Vernunft und Bibel, ſyſtematiſch darzuſtellen. Seine Auseinanderſetzung des orthodoxen Glaubens in 4 Büchern hat in der griechiſchen Kirche ein claſſiſches Anſehn genoſſen. Auch ſchrieb er eine Dialectik nach Ariſtoteliſchen Grundſätzen, eine Sammlung philoſophiſcher Stellen aus ältern Schriften in alphabetiſcher Ordnung u. a. Die beſte Ausgabe ſeiner griechiſchen Werke iſt vom P. Mich. Lequien. Paris 1712 2 Voll. fol. Vgl. Röslers Bibliothek der Kirchenväter 8 Thl. S. 246. — Er ſtand zuerſt in Dienſten bei einem Chalifen, wurde aber dann Mönch im Kloſter Saba bei Jeruſalem, und ſt. um 760. Er iſt mit Nicolaus von Damascus nicht zu verwechſeln.

Damasciren, Damascirung (Damasquinure). Damasciren heißt theils dem Stahl oder Eiſen eine flammige Geſtalt geben (damascirte Flintenläufe, Degenklingen), theils mit Gold und Silber auslegen. Unter Damascirung oder damascirter Arbeit verſteht man platte oder halberhabene Zierrathen von Laubwerk, auf Stahl oder Eiſen mit Gold- und Silberdraht gemacht. Schon die Aegypter verfertigten, wenigſtens unter den Griechiſchen und Römiſchen Beherrſchern, ſolche Arbeiten mit glücklichem Erfolg; man ſieht dergleichen auf der berühmten Iſistafel. Auch die Griechen kannten ſie (bei Herodot heißt ſie Kolleſis), und eigneten die Erfindung dem Glaukos von Chios zu; der größte damascirte Becher, den Halyattes in den Delphiſchen Tempel ſandte, war ſein Werk. Bei den Lateinern heißt dieſe Kunſt ferruminatio. In der neueren Zeit zeichnete ſich vornehmlich die Levante in Arbeiten dieſer Art aus, und man nannte ſie damascirte, weil ſie im Mittelalter von Damascus vorzüglich gut geliefert wurde. In Frankreich gelangte ſie unter Heinrich IV. zu ihrer Vollkommenheit, und Curſinet (geſtorben zu Paris 1660) zeichnete ſich be-

ſonders darin aus. In Carlsbad verfertigt man vortreffliche Arbeit dieſer Art, welche unter dem Namen Carlsbader Arbeit bekannt iſt. In Deutſchland ſoll im ſiebzehnten Jahrhundert Peter Simmelpuß in Solingen die erſten Damascener Klingen verfertigt haben, und noch jetzt werden daſelbſt ſolche Klingen auf das vollkommenſte nachgeahmt. Man verſteht unter Damascener-Klingen mithin ſtählerne Degen- oder Säbelklingen, welche beſonders gehärtet, gewäſſert oder flammig gearbeitet und mit goldenen oder ſilbernen Figuren ausgelegt ſind. Ihre Härte iſt ſo groß, daß man mit ihnen Nägel durchhauen kann. dd.

Damask, (Damaſchk, das ſüdlichſte Paſchalik in Syrien,) enthält einen Theil von Syrien, Phönicien und Paläſtina. Im Weſten iſt der Libanon und Antilibanon; im Oſten ſind große Wüſten. Hauptfluß Barady (Chryſorrhoas), der mit ſeinen Nebenflüſſen einen großen See bildet. Die Hauptſtadt gleiches Namens, 33 Grad 42 Min. 30 Sec. nördl. Breite, in einer großen Ebene am Barady; 200,000 Einwohner, weitläuftige Vorſtädte, gegen 200 Moſcheen, zwei katholiſche Klöſter, Hoſpital für Pilger jeder Nation, große Kaffeehäuſer, Bazars und Chans. Sitz des Paſcha (unter deſſen Anführung die große Caravane mit Mahomeds Fahne nach Mekka geht) und des Griechiſchen Patriarchen von Antiochien; berühmt iſt ſein Seiden-, Baumwollen-, Degenklingen-, (Damascener-Klingen ſ. den vorigen Artikel) u. Seifen-, Fabrik-Handel. Damascener-Pflaume, eine große und vortreffliche Pflaumenart, die aus Damask herſtammt. Damascener Roſe, eine Art Roſen, deren Stock acht bis zehn Fuß hoch wird, und die ſehr angenehm riechen (Rosa Damascena), auch Muſcatenroſe. Damascener-Traube, die Benennung ſolcher Trauben, die man am Stocke trocknen läßt, indem man den Stiel einſchneidet, und welche die beſten großen Roſinen geben.

Damaſt nennt man einen künſtlich gewebten Zeug, deſſen Grund ein glänzender Boden iſt, in welchen man Ranken, Blumen und Figuren einwebt. Anfangs gab es blos ſeidene Damaſte, nachher machte man ſie aber auch aus Leinen und Wolle, daher z. B. damaſtenes Tiſchzeug. Nach Einigen ſoll dieſe Art zu weben von den Babyloniern, nach Andern aber ſpäter von den Einwohnern zu Damascus erfunden worden ſeyn: letztere Stadt hat ihr zum wenigſten den Namen gegeben. Die eigentlichen Damaſte ſind nur von einer einzigen Farbe: werden ſie bunt gewebt, ſo verändern ſie Namen und Einrichtung, und werden Franzöſiſch ras de Cecile (Cäcilien-Raſch) genannt. Zu dem ſeidnen Damaſte gehört auch der Damaſt von Flor oder Gaze, den man bereits ſeit verſchiedenen Jahren verfertigt hat. In den neuern Zeiten haben zuerſt die Italiäner und Holländer dieſen Zeug gearbeitet und noch im ſiebenzehnten Jahrhunderte erhielt man ihn nur aus Italien, beſonders aus Genua. Die Franzoſen folgten aber bald nach, und machen jetzt beſſere, als die Italiäner. Auch aus Indien und China bekommen wir Damaſt, den die Engländer beſonders gut nachmachen. Jetzt wird dergleichen auch in Deutſchland, beſonders in Berlin und Leipzig in großer Menge verfertigt: in den Preußiſchen Staaten iſt ſogar die Einfuhr des fremden verboten. Nach den drei verſchiedenen Arten, wie er in Deutſchland gewebt wird, theilt man ihn in Holländiſchen, Franzöſiſchen und Italiäniſchen Damaſt ein. Pq.

Dame, Damenſpiel und Damenbret. Das Damenſpiel iſt ein Spiel auf einem viereckigen Brete mit 64 abwechſelnd dunkeln und hellen Feldern, (das Damenbret genannt, obwohl man auch viele andere Spiele, z. B. Schach, darauf ſpielt) auf welchem zwei Perſonen, jede 12 Spielſteine von verſchiedener Farbe gegen einander ſetzen und nach gewiſſen Regeln ſo lange ziehen, bis es einer von beiden gelungen iſt, einen oder mehrere Steine in die letzten Felder der andern hineinzubringen, welche dann mit einem Stein des Gegners belegt werden müſſen, Damen heißen, und im Ziehen viele Vortheile und Freiheiten haben. Durch ſie wird das Ziel des Spieles leichter erreicht, welches darin beſteht, die Steine ſeines Gegners alle aus dem Felde zu ſchlagen. Ueber den Urſprung dieſes Spieles iſt nichts gewiſſes bekannt. Etwas ähnliches ſcheinen die Römer gekannt zu haben. Die Alten hatten z. B. ein Bretſpiel, wobei ſie fünf Spielſteine gebrauchten, deren Stellungen aber durch Würfel beſtimmt wurden.

Damiat, Damiate, Damiette, 31 Grad 25 Min. nördl. Breite, Handelsſtadt in Nieder-Aegypten am Nil, in einer ſehr fruchtbaren Gegend; ſie hat 80,000 Einwohner, zwölf Moſcheen, und iſt der Sitz eines coptiſchen Biſchofs; ihr Leinwandhandel und ihre Halbſeidenzeug-Fabriken, der Handel mit Caviar, Leinſamen, Baumwolle, Syriſcher Seide, Reiß (von welchem Europäiſche Kaufleute jährlich auf 500 Fahrzeugen 600,000 Säcke, dem Werthe nach für 1½ Million Thaler ausführen), Kaffee, Leinwand, Salmiak und Getreide ſind ſehr beträchtlich.

Damiens (Robert Franz), berüchtigt durch ſein meuchelmörderiſches Unternehmen gegen Ludwig XV., war 1715, in einem kleinen Dorfe Namens Tieuloy, im ehemaligen Artois, geboren, wo ſein Vater ein armer Pächter war. Schon in ſeiner Jugend übte er ſo boshafte Streiche aus, daß er den Namen Robert-le-Diable erhielt. Er ließ ſich zweimal als Soldat anwerben, und war auch bei der Belagerung von Philippsburg. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Bedienter im Jeſuitercollegio zu Paris, verließ aber 1738 dieſen Dienſt, um ſich zu verheirathen. Dann diente er in verſchiedenen Häuſern der Hauptſtadt, vergiftete einen ſeiner Herren mit einem Lavement, ſtahl 240 Louisd'or, und nahm die Flucht. Darauf lebte er fünf Monate lang unſtät in St. Omer, Dünkirchen und Brüſſel, und äußerte ſich allenthalben auf eine ausſchweifende Weiſe über die Streitigkeiten, welche König und Parlement entzweiten. Zu Poperingue, einer kleinen Stadt bei Ypres, hörte man ihn einſt ſagen: „Wenn ich nach Frankreich komme, werde ich ſterben, aber der Vornehmſte des Landes wird auch ſterben, und ihr werdet von mir ſprechen hören.“ Im December des Jahrs 1750 war er zu Falesque, unweit Arras, bei einem ſeiner Verwandten, wo er ſich wie ein Verzweifelnder äußerte; er ſagte, das Königreich, ſein Weib und ſeine Tochter ſeyen verloren. Er war in einer Art von Geiſtesverwirrung, als er nach Paris zurückkehrte, wo er zu Ende des J. 1756 ankam. Er erſchien in den erſten Tagen des folgenden Jahres in Verſailles, nahm zwei oder drei Tage lang Opium, und bereitete ſich zu der That vor, die er den 5. Januar vollzog. Als Ludwig XV. in den Wagen ſteigen wollte, um von Verſailles nach Trianon zu fahren, verſetzte er mit einem Meſſer dem Könige einen Stich in die rechte Seite, ob dieſer gleich von den Großen des Hofs umgeben war. Der Meuchelmörder wurde ſogleich er-

griffen und, nach einigen Verhören in Verſailles, nach Paris gebracht, wo er in dem Thurme Montgommeri, über dem Zimmer, das Ravaillac eingenommen hatte, in Verwahrung gebracht wurde. Nun machte man ihn den Prozeß. Mit den grauſamſten Martern, die er geduldig ertrug, war es nicht möglich, ihm das geringſte Geſtändniß zu entreißen, welches hätte vermuthen laſſen, daß er Mitſchuldige gehabt. Er betheuerte, daß er das Verbrechen nicht begangen haben würde, wenn man ihm ſo reichlich, wie er es verlangt, zur Ader gelaſſen hätte, und daß er geglaubt habe ein verdienſtliches Werk zu thun. Nachdem man alle Grade der Folter vergeblich angewandt hatte, wurde er zu eben dem grauſamen Tode verdammt, wie der Mörder Heinrichs IV. Den 28. März deſſelben Jahres wurde das Urtheil auf dem Greveplatz vollzogen. Mitten unter den furchtbarſten Martern, welche faſt 1½ Stunde dauerten, behielt er ſein Bewußtſeyn, und erhob mehrere Male den Kopf, um ſeine verſtümmelten Glieder zu ſehn. S. Voltaire précis du siecle de Louis XV. Chap. 37.

Dämmerung nennt man das ſchwache Licht, welches die Sonne einige Zeit vor ihrem Aufgange und noch einige Zeit nach ihrem Untergange in dem Luftkreiſe verbreitet. Der Luftkreis fängt die Sonnenſtrahlen auf, und bricht und wirft ſie vermittelſt der in ihm ſchwebenden Dünſte und Wolken auf noch unbeleuchtete Theile der Erde. Die Morgendämmerung fängt an und die Abenddämmerung hört auf, wenn die Sonne eine ſenkrechte Tiefe von etwa achtzehn Graden unter dem Horizonte erreicht hat. Dieſe achtzehn Grade machen nämlich den Sehungsbogen der kleinſten Sterne aus, d. h. wenn die Sonne dieſe Tiefe hat, ſo werden die kleinſten Sterne einem gewöhnlichen guten Auge ſichtbar, oder es iſt völlig dunkel. Die Dauer der Dämmerung iſt ſehr verſchieden. In den Ländern unter dem Aequator währt ſie an den Tagen der Nachtgleiche 1 Stunde 12 Minuten, und wird deſto länger, je mehr ſich die Sonne vom Aequator entfernt. Unter den Polen der Erde, wo 6 Monate lang Tag und 6 Monate lang Nacht iſt, dauert die Abenddämmerung faſt 2 Monate nach dem Verſchwinden der Sonne, und die Morgendämmerung fängt faſt 2 Monate vor ihrem Wiedererſcheinen an, ſo daß dadurch ein großer Theil dieſer halbjährigen Polarnacht durch Hülfe des Luftkreiſes erleuchtet wird. Sie iſt doppelt wohlthätig, indem ſie die Nacht abkürzt, und zugleich die ſchädliche Wirkung der ſchnellen Abwechſelung des Lichtes und der Finſterniß auf unſere Augen verhindert.

Dämmerungskreis heißt in der Naturlehre der Kreis, welcher die Gränze der Dämmerung bezeichnet und gewöhnlich in einer Tiefe von 18 Graden unter dem Geſichtskreiſe mit dieſem gleichlaufend beſchrieben wird.

Dämmerungsvögel ſind Schmetterlinge oder eine Art Nachtfalter, welche bloß in der Dämmerung fliegen. Sie unterſcheiden ſich von den Tag- und Nachtvögeln an den Fühlhörnern, welche federartig ſind.

Dämon, Dämoniſch, Dämonologie, griechiſche und orientaliſche. Einer der wichtigſten Gegenſtände für den philoſophiſchen Forſcher der Geſchichte der Menſchheit iſt unſtreitig der Glaube an Dämonen, höhere Weſen von mächtigem Einfluß auf die Schickſale der Menſchen; denn wie viel Heilſames

und Schädliches, wie viel Weisheit und Thorheit, wie viel Religioſität und Aberglaube hat ſich nicht an dieſen Glauben geknüpft! Es wird daher zweckmäßig ſeyn, wenn wir hier, in flüchtigen Umriſſen, die Geſchichte deſſelben entwerfen. Der Name Dämonen, (δαιμόνια, δαίμονες. genii) unter welchem wir jene Geiſter öfters genannt finden, weiſ't uns, da er Griechiſchen Urſprungs iſt, zunächſt auf Griechenland, und es ſchadet nichts, wenn wir von dieſem Punkt ausgehen. Schon bei dem älteſten Griechiſchen Dichter, der auf unſere Zeiten gekommen iſt, bei Homer, finden wir Dämonen. Nur von Göttern aber wird bei ihm als von Dämonen geredet; die Götter ſelbſt reden ſich mit dieſer Benennung an, und Dämoniſch iſt ſo durchaus gleichbedeutend mit Göttlich, daß die Ableitung des Wortes Dämon von Daemon, d. i. höchſt einſichtig, weiſe, allwiſſend, allerdings eine Beſtätigung dadurch zu erhalten ſcheint. Wie ganz anders ſchon bei Heſiodus, der uns berichtet:

Drei Myriaden ja ſind der Unſterblichen rings um den Erdkreis,
Heilige Diener des Zeus, der ſterblichen Menſchen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der ſchnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich.

Daß unter dieſen Unſterblichen Dämone zu verſtehen ſeyen, geht aus Plutarch hervor, welcher ſagt, Heſiodus habe beſtimmt vier Claſſen vernünftiger Weſen angenommen: Götter, eine Menge Dämonen, Heroen und Menſchen. Heſiodus ſelbſt aber ſagt in der Stelle von den Zeitaltern (Op. et Dies 121 — 126.) von den Menſchen des goldenen Alters: nach ihrem Tode

Werden ſie fromme Dämonen der oberen Erde genennet,
Gute, des Wehs Abwehrer, der ſterblichen Menſchen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der ſchnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich,
Geber des Wohls: dies ward ihr königlich glänzendes Ehramt.

Hier zeigen ſich alſo unzweideutige Spuren einer ſchon ausgebildeten Dämonologie oder Dämonenlehre. Eigentliche Claſſification derſelben findet ſich aber erſt ſpäter, nachdem der Volksglaube durch die Schulen der Philoſophen gegangen war. Ariſtoteles unterſcheidet die Unſterblichen in Götter und Dämonen, die Sterblichen in Heroen und gewöhnliche Menſchen. In den Regionen der Griechiſchen Philoſophie ſpielten dieſe Dämonen ſchon frühzeitig eine bedeutende Rolle. Thales und Pythagoras, Sokrates und Xenophon, Empedokles und die ernſten Stoiker dichteten viel von ihnen, jeder auf ſeine Weiſe; alle jedoch überfliegt der dichteriſche Platon. Im Gaſtmahl (vgl. Epinom. ed. Bip. p. 260.) erklärt ſich Diotima über die Dämonen alſo: „Alles Dämoniſche iſt zwiſchen Gott und dem Sterblichen, und ſeine Verrichtung iſt zu verdolmetſchen und zu überbringen den Göttern, was von den Menſchen, und den Menſchen, was von den Göttern kommt; der Einen Gebete und Opfer und der Andern Befehle. In der Mitte zwiſchen Gott und Menſch iſt das Dämoniſche, alſo die Ergänzung, damit nun das Ganze in ſich ſelbſt verbunden ſey. Und durch dies Dämoniſche geht auch alle Weiſſagung, und die Kunſt der Prieſter in Bezug auf Opfer, Weihungen, Beſprechungen und allerlei Wahrſagung und Bezauberung. Denn Gott verkehrt nicht mit Menſchen, ſondern aller Umgang und Geſpräch der Götter mit den Menſchen geſchieht durch die Dämonen ſowohl

im Wachen als im Schlaf. Solcher Dämonen oder Geiſter gibt es viele und vielerlei.“ An andern Stellen berichtet er uns von ihnen, ſie ſeyen in Luft gekleidet, wandeln über dem Himmel, ſchweben über den Sternen und verweilen auf der Erde; ſie ſchauen unverhüllt in die Geheimniſſe der Zukunft und verwalten ſie nach Gefallen; jeder Sterbliche erhalte mit jedem neuen Leben einen eigenthümlichen Dämon, der ihn bis ans Ende begleite, und ſeine Seele zu dem Orte der Reinigung und Strafe führe. Im Allgemeinen dachte ſich das Volk unter ihnen die Gottheit, ſofern ſie die menſchlichen Schickſale lenket, und man theilte ſie in Beziehung auf die Wirkungen die ihnen zugeſchrieben wurden, in αγαθοδαίμονες (Schutzgeiſter, Genien im engern Sinne, gute Geiſter) und κακοδαίμονες (böſe Geiſter — in dem neuern Sprachgebrauche vorzugsweiſe Dämonen genannt). Die Römer bildeten die griechiſche Dämonologie in ihrem eignen weniger poetiſchen Charakter, und vermiſcht mit etruskiſchen Vorſtellungen weiter aus. Ihnen bedeutete der Genius den Geiſt des individuellen Lebens. In dieſem allen erkennt man leicht die urſprüngliche Idee: Wo eine unerklärliche Macht wirkt in Natur oder Freiheit, da iſt etwas Dämoniſches; dieſe Idee aber ward ausgebildet durch Philoſophie, welche den Volksglauben berichtigen und die Vernunft mit dieſem Glauben verſöhnen wollte. Um die Idee der Gottheit in ihrer Reinheit darzuſtellen, mußte man die mythologiſchen Anſichten allmälich zurückdrängen, und dies konnte nicht unvermerkter als durch Hinzuziehung der Dämone geſchehen. Ob aber gleich Griechiſche Philoſophen dies für Griechenland thaten, ſo darf man darum doch nicht glauben, daß auch dieſe Ideen, wie das Wort Dämon, Griechiſchen Urſprungs ſeyen; vielmehr iſt es glaublich, daß die ganze Dämonenlehre nach Griechenland nur verpflanzt ſey. Ihr eigentlicher Urſprung iſt in den Religionen des Orients zu ſuchen, wo wir ſie überall wiederfinden. Die Hindu zählen außer dem höchſten Weſen, Para, Brama, 33,000 Götter und eine unausſprechliche Zahl von Götterdienern. Den höchſten Rang unter jenen Göttern behauptet die Dreieinigkeit, Brama, Wiſchnu und Ruddren, die in ewigem Wechſel ſchaffen, erhalten und zerſtören. Wenn des Zerſtörers Anbeter ſterben, ſo ſendet er ſeine Diener, daß ſie dieſelben zu ihm bringen, damit er ihnen ſeine Seligkeit zu genießen gebe. Die Dämonen ſind hier die Dweta's. Ungleich ſyſtematiſcher ausgebildet finden wir aber dieſe Lehre in der Religion Zoroaſters oder dem Chaldäiſch-Perſiſchen Magismus, der auch unſtreitig als eine Hauptquelle der Dämonologie anzuſehen iſt. Um die Entſtehung des Uebels zu erklären, nahm Zoroaſter neben einem guten noch ein böſes Princip an, als Quellen alles Guten und alles Uebels, und bildete dieſe Idee alſo aus: Es gibt ein Reich des Lichts und ein Reich der Finſterniß; in jenem herrſcht Ormuzd, der Urheber und Verbreiter alles Guten, in dieſem Ahriman, der Quell alles Uebels, des moraliſchen wie des phyſiſchen. Um den Thron Ormuzds ſtehen die ſieben Amſchaſpands (Erzengel), die Fürſten des Lichts, unter denen er ſelbſt der erſte iſt. Ihnen ſind untergeordnet die Izeds, die Genien von allem, was gut iſt, von welcher Art es auch ſey; dieſen die Feruers. Auf gleiche Weiſe iſt das Reich der Finſterniß unter Ahriman organiſirt. Sein Thron wird umgeben von den

oberſten ſieben Diws, den Fürſten des Böſen, und eine zahlloſe Menge niederer Diws ſtehen unter ihnen wie die Izeds unter den Amſchaſpands. In unaufhörlichem Streite unter einander iſt Ormuzds und Ahrimans Reiche; aber einſt wird Ahriman beſiegt; das Reich der Finſterniß hört gänzlich auf. Heeren hat überzeugend dargethan, daß dieſe Ideale nach den Verfaſſungen copirt ſeyen, die den Aſiatiſchen Monarchieen eigen ſind *), aber alles ſichtbar modificirt nach dem Local, wo, und den Zeitumſtänden, unter welchen der Geſetzgeber und Religionsſtifter auftrat. Allein letzterer blieb nicht bloß bei dieſen allgemeinen Begriffen ſtehen, ſondern übertrug ſie auch auf einzelne Gattungen von Weſen. Alle vernünftige und unvernünftige, lebende und lebloſe Weſen gehörten zu einem jener Reiche; die reinen Menſchen, Thiere und Gewächſe zu Ormuzds; die unreinen (giftigen, ſchädlichen) zu Ahrimans Reich. Auf dieſe Weiſe war die Dämonologie im Parſismus zu einer Ausdehnung gediehen und in einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang gebracht, wie man ſie anderwärts nicht kannte. Ob Horn (bibliſche Gnoſis) Recht habe, daß die Aegypter von den Parſen entlehnt haben, kann hier nicht unterſucht werden, verdient aber eine nähere Prüfung. Zwar finden wir bei den Aegyptern den Kreis des Mondes, Waſſer, Erde und Luft mit Dämonen angefüllt, den Elementen und Körpern vorſtehend, Steine, Metalle und Pflanzen unter ihrem Einfluß und die Menſchenſeelen in ihrer Macht, allerdings alſo ein weit verbreitetes Reich der Dämonen; aber nicht jenen auffallenden Dualismus (der jedoch in Oſyris und Typhon hervortritt) und Parallelismus des Zoroaſterſchen Syſtems. Wären nun aber auch Aegyptiſche und Perſiſch=Chaldäiſche Dämonologie nicht aus Einer Quelle gefloſſen, ſo berührten ſie ſie doch ſpäterhin in einem Punkte, um gemeinſchaftlich eine neue zu geſtalten Obſchon nämlich die Dämonenlehre auf verſchiedenen Wegen über Vorder=Aſien nach Griechenland kam, ſo war doch Aegypten die Hauptquelle für die höhere Dämonologie der Griechen, unter denen ſie durch die Orphiker und die Myſterien verbreitet, und von den Philoſophen bis nach Chriſti Geburt herab ausgebildet wurde. Während ſie aber auf ſolchem Wege zu den Griechen kam, erhielten ſie die Hebräer auf zwei verſchiedenen andern Wegen. Zur Zeit des Babyloniſchen Exils ſchöpften ſie unmittelbar aus der Quelle des Chaldäiſch=Perſiſchen Magismus, und wenn ſie auch früher Elohims und Engel gekannt haben ſollten (merkwürdig iſt immer, daß die letztern zuerſt in der Geſchichte des Chaldäers Abraham vorkommen, und daß ihrer in den früheren Propheten gar nicht gedacht wird, bei Daniel hingegen deſto mehr), ſo wurde doch die Theorie von ihnen in und nach der Babyloniſchen Gefangenſchaft erſt ausgebildet. Derſelbe Dualismus, den wir in Zoroaſters Syſtem bemerken, thut ſich nun auch hier hervor, es gibt gute und böſe Dämonen; ſie werden claſſificirt und bekommen eigene Namen. Es ſind ſieben gute Dämonen, welche den Staatsrath Jehovahs ausmachen und immer vor ſeinem Throne ſtehen (Tob. 12, 15). Von der andern Seite kam dieſe Nation unter den Seleuciden und Ptolemäern auch mit Aegypten und den Griechen, beſonders in Alexandrien, in lebhafteren und dauerndern Verkehr, und zu

*) Andere behaupten das Umgekehrte.

den aus dem Magismus oder Parsismus adoptirten Vorſtellungsarten geſellten ſich Aegyptiſch-Griechiſche, welchen Zuſammenfluß man hauptſächlich im Neuen Teſtamente wahrnimmt. Unmöglich war es, das Eindringen Griechiſcher Philoſopheme abzuwehren. Unter Esra und Nehemia verhallte bereits die Stimme der Propheten; an die Stelle der Lehrer traten Gelehrte; Studium und Speculation begannen, Volksglaube und Philoſophie trennten ſich, und die Philoſophen ſelbſt theilten ſich in mehrere Secten. Den orthodoxen Phariſäern ſtanden gegenüber die heterodoxen Sadducäer und Eſſäer, und kein Hoherprieſter und kein Sanhedrin vermochten zu verhindern, daß nicht auch das Volk (dem ſchon die Samaritaner gegenüber ſtanden) in dieſe Parteien ſich getheilt hätte. So ſtand es, als Chriſtus auftrat. Pythagoräiſche und Platoniſche Philoſophie, mit Orientalismen verſchmolzen, hatten bereits den Keim entwickelt, der in der Helleniſtiſchen Philoſophie der Juden ſich ausbildete, und ein Cabbalismus ſtand, von den feinſten Köpfen der Nation gehegt, neben der Rabbinen-Philoſophie. In Hinſicht auf die Geiſterlehre bemerkt man, daß der Ausdruck Dämon und dämoniſch im Sinn eines böſen plagenden Geiſtes beſtimmter hervortritt. Hieraus entſprangen nun jene Begriffe von Dämonen als Geiſter böſer Menſchen, die in den Leib derſelben fahren und ſie plagen, und von den Mitteln dagegen, z. B. von Wunderkräutern, wodurch man dieſe Dämonen austreiben könne. So erſcheinen die Dämonen als Untergeiſter eines (Perſiſchen) Satanas, eines leidenſchaftlichen, feindſeligen, boshaften, Menſchenfolternden und marternden Plagegeiſtes. Andererſeits war ein Ausſpruch Chriſti (Matth. 28, 10) Veranlaſſung zur Annahme des Satzes, daß ein Engel jedem Menſchen als Schutzgeiſt beigegeben ſey. Die chriſtlichen Schriftſteller machten jene böſe Bedeutung von Dämonen zur herrſchenden, ſo daß die Dämonen als böſe Geiſter den Engeln als guten Geiſtern entgegengeſetzt wurden. In dieſer Entgegenſetzung bildete ſich nun die Geiſterlehre aus zur Angelologie, d. i. zur Lehre von guten Engeln, und Dämonologie, Lehre von böſen Engeln. Bei dieſer weiteren Ausbildung aber verſchmolz in dem Chriſtianismus jüdiſche und Griechiſch-philoſophiſche Vorſtellungsart oft wunderſam in einander. Wie Platons Mythus eine unerſchöpfliche Quelle für die Neu-Platoniker, ſo wurde er es auch für die Kirchenväter; und die chriſtliche Dogmatik, die man hier mit Recht vom Chriſtenthume unterſcheidet, wurde der Punkt, in welchem alle Zweige der Dämonologie des Orients und Occidents ſich vereinigten. Siehe übrigens die Artikel Engel, Teufel und Gabalis. dd.

Damon und Pythias, zwei edle Syracuſaner, welche als ſeltene Muſter unerſchütterlicher Freundſchaft berühmt geworden ſind. Pythias war unſchuldig von Dionyſius, dem Tyrannen, zum Tode verurtheilt worden, hatte aber auf die Bürgſchaft ſeines Freundes Damon die Erlaubniß erhalten, ſeine Angelegenheiten in einem benachbarten Orte perſönlich in Ordnung bringen zu dürfen. Dagegen war dieſer ins Gefängniß gegangen und hatte verſprochen, für Pythias den Tod zu leiden, wenn er zur beſtimmten Zeit nicht zurückgekehrt ſeyn würde. Unerwartete Hinderniſſe verzögern ſeine Rückkunft; ſchon wandelt Damon getroſt und feſt überzeugt von der Treue ſeines Freundes

dem Richtplatze zu; ſchon beginnt das Volk zu murren und den leichtgläubigen Damon zu beklagen: als plötzlich Pythias durch die Haufen des Volks ſeinem Freund in die Arme ſtürzt. Bei dem edelſten Wettkampfe unter beiden, da jeder für den Andern ſterben will, zerfließen alle Anweſende in Thränen, und Dionyſius ſelbſt tritt hinzu, begnadigt ſie und bittet, ihn als den Dritten in dieſen ſchönen Freundſchaftsbund aufzunehmen. Wer kennt nicht Schillers treffliche Ballade, die Bürgſchaft, zu welcher dieſe Geſchichte den Stoff hergab?

Dampf, Dämpfe. Wenn man Körper, vorzüglich flüſſige, einem ſtarken Grade von Hitze ausſetzt, ſo dehnen ſich ihre ſämmtlichen Theile in einen weitern Raum aus und erhalten dadurch einen höhern Grad von ſpecifiſcher Elaſticität. Ein Theil ihrer Beſtandtheile ſcheint ſich ſo zu ſagen mit dem Feuer- oder Wärmeſtoff zu verbinden, und gleichſam in Feuer aufgelöſet zu werden, und ſie werden in dieſem Zuſtande Dämpfe genennt. Die elaſtiſchen Materien, welche aus den Körpern bei ihrer Bearbeitung hervorgehen, ſind überhaupt von zweierlei Art. Einige bleiben nämlich, wenn ſie auch wieder erkalten, elaſtiſch, heißen daher permanent-elaſtiſche oder luftförmige Flüſſigkeiten, Luft- oder Gasarten; diejenigen aber, welche durch die bloße Wirkung der Kälte ihre elaſtiſche Form wieder verlieren, werden insbeſondere Dämpfe oder elaſtiſche Dünſte genannt. Die Erzeugung derſelben kann man ſchon bei einem gewöhnlichen Theekeſſel wahrnehmen; beſſer aber noch bei der Wind- oder Dampfkugel (Aeolipile), d. i. einer metallenen, mit einer offnen Röhre verſehenen Kugel, in welcher Waſſer zum Sieden gebracht wird. Bei einem gewiſſen Grade der Wärme fängt das Waſſer, oder welche Flüſſigkeit man ſonſt nimmt, zu kochen an, und verwandelt ſich in eine höchſt elaſtiſche und flüſſige Subſtanz, in Dämpfe, die aus der Röhre oder Windkugel wie ein heftiger Wind ausſtrömen, und in ein Gefäß von gleicher oder noch ſtärkerer Hitze aufgenommen, die Durchſichtigkeit, Elaſticität und alle übrigen mechaniſchen Eigenſchaften der Luft haben und beibehalten. Treffen aber dieſe Dämpfe außer dem Gefäße die atmoſphäriſche kältere Luft an, ſo erſcheinen ſie darin als ein Nebel, vermiſchen ſich mit derſelben, und verſchwinden endlich unvermerkt. Stoßen ſie an die Oberfläche eines kalten Körpers, z. B. eines Glaſes, Steines ꝛc., ſo verdichten ſie ſich wiederum in Tropfen, die ein Theil der im Gefäß enthaltenen Flüſſigkeit ſind. Die Elaſticität der Dämpfe iſt außerordentlich, (man hat behauptet, daß das Waſſer in Dampfgeſtalt einen 14000 Mal größern Raum einnehme) und bringt, wenn dieſelben in einen engen Raum eingeſchloſſen werden, der ihrer Ausdehnung Widerſtand entgegenſetzt, unglaubliche Wirkungen hervor, wie wir bei Vulcanen und Erdbeben ſehen. Auch iſt dieſe Eigenſchaft der Dämpfe zu mehrern wichtigen Erfindungen z. B. des Dampfapparats beim Kochen, der Dampfmaſchine, des Dampfboots und des papinianiſchen Topfs ſehr häufig und mit großem Vortheil benutzt worden. Ueber die Größe der abſoluten Elaſticität der Dämpfe, ſiehe Buſch, Handbuch der Erfindungen unter dieſem Art. Man bedient ſich auch der Dämpfe in der Heilkunſt z. B. bei Dampfklyſtieren, Dampfbädern.

Dampfbad oder Dunſtbad, in der Heilkunſt, die Erwärmung kranker Glieder durch den Dampf oder Dunſt heißer Arznei-

mittel, welchen man an dieſelben ſteigen läßt, um ſie in Schweiß zu bringen. Dann auch ſo viel als Schwitzbad: die Erwärmung des ganzen Körpers in einer ſehr ſtark geheizten Stube. S. Bäder. In der Scheidekunſt heißt Dampfbad der Dampf des kochenden Waſſers, um einen Körper darin aufzulöſen, und die dazu nöthige Vorrichtung.

Dampfkugel ſ. Dampf.

Dämpfer oder Sordine, (franz. Sourdine, ital. Sordina), eine Vorrichtung an den rauſchenden muſikaliſchen Inſtrumenten, beſonders an den Saiteninſtrumenten (ſonſt aber nur an den Hörnern, Pauken und Trompeten) um ihnen das Schreiende des Tons zu benehmen, und den Ton ſanfter und ſchwächer zu machen, (zu dämpfen). Bei den Geigeninſtrumenten kommt dieſe Vorrichtung am häufigſten vor, und beſteht am zweckmäßigſten aus einem hölzernen (vorzüglich buxbaumenen, auch wohl elfenbeinernen oder metallenen) Kamme, von deſſen Zacken der Steg feſt umklammert wird. Man bedient ſich der Dämpfer vorzüglich beim Ausdruck ſchwermüthiger Empfindungen, oder feierlicher Trauer, und tiefer, geräuſchloſer Ruhe, beſonders bei einem ſtarken Contraſte, und bezeichnet das Aufſetzen der Dämpfer gewöhnlich durch die Worte *con sordini* das Wegnehmen derſelben durch die Worte senza i sordini si levano i sordini, oft nur durch die Buchſtaben S. S.

Dampfmaſchine, Feuermaſchine. Eine Maſchine, welche durch Dämpfe des ſiedenden Waſſers in Bewegung geſetzt wird. Die bewegende Kraft iſt eigentlich der Druck der Luft gegen den luftleeren Raum, welcher durch plötzliche Abkühlung der heißen Dämpfe entſteht. Man braucht ſie gewöhnlich zur Hebung großer Maſſen Waſſer, an Orten, wo die dazu nöthige Feuerung leichter und wohlfeiler zu haben iſt, als die Veranſtaltungen, welche andere bewegende Kräfte erfodern. Die Dampfmaſchine verdient unſere Bewunderung, theils wegen der Größe, Menge und Mannigfaltigkeit ihrer Theile, theils wegen ihrer großen Wirkungen, theils auch wegen des ſinnreichen, in einem Jahrhunderte ausgeſonnenen und auf das höchſte vervollkommneten Mechanismus, vermittelſt deſſen ſie alle zu ihrer Beſtimmung nothwendigen Verrichtungen ſelbſt vornimmt, ſogar ihren Gang, nach Erfoderniß, beſchleunigt oder aufhält, ohne hiezu irgend eine Einwirkung von außen, außer einem Menſchen, der das Feuer unterhält, nöthig zu haben. Der Mechanismus dieſer Maſchine beruht überhaupt auf einem Hebel oder Balken, der an dem einen Ende mit Saugpumpen, die das Waſſer heben ſollen, an dem andern mit einem Kolben verbunden iſt, welcher in einem Cylinder auf- und niedergeht. Der Cylinder oder Stiefel ſteht mit einem kupfernen Keſſel (Helme) über einem Ofen in Verbindung, deſſen Feuer das ſiedende Waſſer in Dämpfe verwandelt, welche die Maſchine treiben. Ueber die verſchiedenen Arten und Einrichtungen dieſer merkwürdigen Erfindung neuerer Zeit ſ. Buſch Handbuch der Erfindungen 3. Theil 2. Abtheilung. Die urſprüngliche und rohe Idee einer Dampfmaſchine wird dem Marquis von Worceſter zugeeignet. Ungefähr 40 Jahre darauf brachte Capitain Savary ſelbige in Anwendung, um das Waſſer aus den Zinnbergwerken von Cornwall zu ſchöpfen. Er beſchrieb ſie in einem Buche, das den Titel the miners Friend führt. Sie war aber noch ſehr unvollkommen. Newcomen, ein Eiſenkrämer, und Crawley, ein Glaſer, ſetzten mit Savary die

Verſuche fort, und erhielten 1705 ein Patent für die beſondere Maſchine, welche, ihrer wichtigen Verbeſſerungen wegen unter dem Namen von Newcomens Engine bekannt wurde. Sie war aber noch immer ſehr unbequem und hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, bis 1717 Beighton, ein geſchickter Künſtler, das Ganze der untergeordneten Bewegungen vereinfachte und in diejenige Form brachte, worin ſie, ohne weſentliche Abänderung, bis auf den heutigen Tag fortdauert. Viele davon wurden in Bergwerken gebraucht. Allein es blieb immer das größte Hinderniß, daß eine ungeheure Menge Steinkohlen dabei verbraucht wurde, deren Verminderung zu unzähligen fruchtloſen Verſuchen Anlaß gab. Doctor Black, ein berühmter Profeſſor der Chemie, zeigte den Weg, die zwiſchen der aufgewandten Hitze und der Quantität des producirten Dampfes beſtehende Verwandtſchaft zu berechnen. Dies war im J. 1763, und gegen dieſe Zeit wurde James Watt zu ihm berufen, um das Modell ſeiner Dampfmaſchine zu repariren. Hier hatte Watt, der ſich ſchon längſt mit Verbeſſerungen der Dampfmaſchine beſchäftigt hatte, Gelegenheit, ſeine bisherigen Verſuche zu vervollkommnen. Hauptſächlich waren ſeine Bemühungen dahin gerichtet, den Dampf mehr zu verdichten und die Kraft deſſelben zu vermehren. Dies gelang ihm. Er verband ſich im J. 1773 mit Boulton zu Birmingham, und beide liefern ſeitdem die vollkommenſten Maſchinen der Art, deren man ſich nicht allein beim Bergbau, ſondern auch bei den Spinnmaſchinen, in den großen Brauhäuſern zu London und in andern Fabriken, wo große Bewegungskräfte gebraucht werden, mit außerordentlichem Nutzen bedient. Man nennt daher die Dampfmaſchine auch jetzt gewöhnlich Watts Dampfmaſchine, oder die engliſche Dampfmaſchine, weil ſie beſonders von Engländern vervollkommt worden. Man hat berechnet, daß die Dampfmaſchinen der Brittiſchen Nation täglich 75,000 Pfund Sterling erſparen.

Dampfmeſſer ſo werden verſchiedene Vorrichtungen genennt, durch welche man die Größe der Expanſivkraft des Waſſers zu meſſen ſucht; ſ. Buſch am angef. Orte.

Dampier (Wilhelm), ein berühmter Engliſcher Seefahrer geb. im J. 1652, ſtammte aus einer angeſehenen Familie in der Grafſchaft Sommerſet, und machte drei Reiſen um die Welt; die erſte endigte er im J. 1691, die zweite wurde am 14. Januar 1699 angefangen. Er kam 1701 nach England zurück, unternahm aber 1704 neue Streifzüge, die er 1711 beendigte. Bei ſeinen verſchiedenen Expeditionen verheerte er die Spaniſchen Beſitzungen und bereicherte ſich außerordentlich. Dampier gab 1699 zu London eine Sammlung ſeiner Reiſen von 1673 bis 1691 heraus. Sie iſt vielfach überſetzt und aufgelegt worden, und verdient dieſe Ehre wegen der darin befindlichen großen Menge nützlicher Beobachtungen für die Schifffahrt und Bereicherungen der Erdbeſchreibung. Er unterſuchte die Weſtküſte von Neu-Holland, beſchrieb Neu-Guinea, entdeckte die nach ihm benannte Straße, zwiſchen Neu-Guinea und Neubritannien und gab der letztgenannten großen Inſel, die dieſe Meerenge weſtlich bildet, den Namen Neu-Britannien.

Danae, die Tochter des Königs Acriſius von Argos, wurde von ihrem Vater in einen ehernen Thurm verſchloſſen, weil ein

Orakelſpruch ihm geweiſſagt hatte, daß ein von ſeiner Tochter geborner Enkel ihn ums Leben bringen werde. Allein ſeine Vorſicht war umſonſt, denn Jupiter, von Liebe entbrannt für die reizende Jungfrau, ſtieg, in einen goldnen Regen verwandelt, durch die Oeffnung des Dachs in ihren Schooß. Als Acriſios erfuhr, daß ſeine Tochter Mutter geworden, gab er ſie im Zorne ſammt ihrem Kinde in einem Nachen den Wellen Preis. Aber die Meergöttinnen, beſorgt für die Erhaltung des Göttersohns, geboten den Wogen, das Fahrzeug unverſehrt an die Inſel Seriphos, eine der cykladiſchen Inſeln, zu tragen, wo Mutter und Kind wohlbehalten ans Land ſtiegen. Der Beherrſcher der Inſel, Polydectes, oder vielmehr deſſen Bruder Dictus, nahm ſie auf, und erzog das Kind, welches den Namen Perſeus bekam. Polydectes verliebte ſich ſpäter in die Danae und begehrte ſie zur Gemahlin; ſie aber verſchmähte ſeine Liebe, flüchtete zu einem Altar und der Sohn verwandelte den Polydectes in einen Stein. Danae kehrte hierauf mit dem Perſeus in die väterliche Heimath zurück. Akriſios wurde aber von dem Discus des Perſeus bei den Leichenſpielen, die dem König von Lariſſa in Theſſalien, nach andern Sagen aber dem Polydectes von Perſeus gefeiert wurden, getroffen und fand ſeinen Tod.

Danaer wurden die Griechen von Danaos (ſ. d. folgend. Art.) genennt, der gegen 1500 v. Chr. mit ſeiner Kolonie aus Aegypten nach Argos kam.

Danaiden, die funfzig Töchter des Danaos. Dieſer war ein Sohn des Belus und bewohnte anfangs mit ſeinem Bruder Aegyptus, der funfzig Söhne hatte, Libyen. Beide entzweiten ſich aber, und Danaus floh mit ſeinen Töchtern nach Argos. Die funfzig Söhne des Aegyptus folgten ihm dahin, boten Verſöhnung an und verlangten von Danaus ſeine Töchter zur Ehe. Dieſer willigte aus Zwang ein; da er aber den Söhnen ſeines Bruders nicht traute und überdies durch ein Orakel belehrt worden war, daß einer ſeiner Eidame ihn tödten werde, verband er ſeine Töchter durch feierlichen Schwur ihre Männer in der Brautnacht umzubringen. Alle thaten dies, ausgenommen Hypermneſtra, welche ihren Gemahl, Lynkeus am Leben ließ. Zur Strafe für ihr Verbrechen, waren ſie in der Unterwelt verurtheilt, in ein durchlöchertes Gefäß unaufhörlich Waſſer zu ſchöpfen. Schon die Alten gaben dieſer Sage die hiſtoriſche Erklärung: die Danaiden hätten in dem waſſerleeren Argolis Brunnen entdeckt und Ciſternen angelegt.

D'Ancourt, Carton, ein berühmter Schauſpieler und Schauſpieldichter, wurde den 1. Nov. 1661 zu Fontainebleau geboren. Sein Lehrer, Pater La Rue, ein Jeſuit, ſetzte viel Hoffnung auf ihn, denn d'Ancourt zeigte ſchon als Knabe viel Scharfſinn und außerordentliche Lebhaftigkeit. Aber die Abſicht, ihn für den Orden zu gewinnen, ward durch d'Ancourts Neigung zum Theater vereitelt, wo er ſich als Schauſpieler und Schriftſteller auszeichnete. Vorzüglich gelang ihm das Niedrigkomiſche. Er hatte ein beſonderes Talent, Bauern ſprechen zu laſſen, ſo daß auch faſt alle ſeine eigenen Stücke ländliche Gemälde bilden. Auch für ſich wählte er höchſt ſelten andere Charaktere. Doch muß man ſeinen Chevalier à la mode davon ausnehmen. Dieſes Stück wurde 1687 geſpielt und iſt als ſein Hauptſtück anzuſehen. Allein ſeine Feinde behaupteten, daß er einen großen Theil deſſelben den

St. Yon verdanke. Indeſſen iſt in allen ſeinen Stücken der Dialog ungezwungen, lebhaft, hinreißend und voller Witz und Laune; nur Reime wollen ihm nicht gelingen. Beſonders beſaß er eine große Geſchicklichkeit, Lächerlichkeiten, die zu ſeiner Zeit begangen wurden, aufs Theater zu bringen. Ludwig XIV. liebte ihn, und d'Ancourt mußte ihm oft ſeine Stücke, ehe ſie geſpielt wurden, vorleſen. Er verließ das Theater im J. 1718, zog ſich auf ſein Landgut zurück und ſtarb den 16. Dec. 1726 in einem Alter von 65 Jahren. Seine meiſten Theaterſtücke ſind im Druck erſchienen, unter dem Titel: Chefs-d'oeuvre d'Ancourt. 3. vol. in-12. außerdem ſeine Oeuvres Paris 1760 12 Voll. in 12.

Dandolo (Andr.) Doge von Venedig, welcher im 14. Jahrhundert eine unparteiiſche und ſehr genaue Chronik ſchrieb, welche bis 1280 ausführlich iſt, bis 1342 im Auszuge exiſtirt, abgedruckt im Muratori Script. rer. ital. T. XII. Früher noch machte ſich Heinrich Dandolo, ebenfalls Doge, welcher großen Antheil an der Eroberung Conſtantinopels (1203) hatte, als Staatsmann und Krieger berühmt.

Daneau Lambert, (Danäus) ein berühmter reformirter Theologe beſonders um die Sittenlehre verdient, geb. zu Orleans 1530, ſtudirte früher die Rechte, ward Prediger und Doctor der Theol. zu Genf, endlich zu Caſtres in Languedoc, wo er 1596 ſtarb. Mehrere ſeiner Schriften ſind unter dem Namen Opuscula theologica Genev. 1583 herausgekommen. S. Adami vitae theol. exter. 89. u. ff.

Danebrog-Orden, ſ. Orden.

Dänemark, das kleinſte Königreich, im Norden unſers Erdtheils, deſſen gemäßigte Zone es begränzt. Der gegenwärtige Regent deſſelben iſt König Friedrich VI., geb. am 28. Jan. 1768, vermählt mit Marie Sophie Friederike, Prinzeſſin von Heſſen-Caſſel, geb. am 28. October 1767, Vater von zwei Prinzeſſinnen. Die Lande des Däniſchen Reichs liegen zwiſchen dem 53 und 71 Gr. nördlicher Breite, begränzt gegen Abend und Mitternacht von der Nordſee, gegen Morgen von der Oſtſee, im Süden von den Hanſeatiſchen Gebieten, und beſtanden bisher aus den Herzogthümern Schleswig u. Holſtein, die nebſt der Halbinſel Jütland ohngefähr 1 Million 90,000 Seelen zählen; ferner aus den Inſeln Seeland, (auf welcher Copenhagen,) Fünen, Langeland, Laland, Falſter und mehrern kleineren Inſeln mit ungefähr 560,000 Einwohnern, (das eigentliche Dänemark,) ferner aus dem Königreich Norwegen, deſſen Bevölkerung ſich ungefähr auf 1 Million Menſchen belaufen ſoll, nebſt Island und den Färoer Inſeln, wo man 100 bis 120 Einwohner zählt; und deren geſammte Größe 9342 Quadratmeilen betrug. Außer Europa, nämlich in Oſtindien, auf Guinea, Grönland und in Weſtinden beſitzt Dänemark etwa noch gegen 250 Quadratmeilen, ſo daß ſein ganzes Areal auf 9592 Quadratmeilen ſteigt. Der Boden dieſer Länder iſt in Holſtein meiſtens Heide, Sand und Moor, an der Elbe, Nord- und Oſtſee am fruchtbarſten; in Schleswig findet ſich viel Marſchland und Heide, in Jütland noch mehr Moor und Heide; Island iſt reich an ungeheuern Gebirgen, die zum Theil mit ewigem Eiſe bedeckt ſind. Bedeutende Flüſſe durchſchneiden den im Ganzen fruchtbaren Boden. Das Clima iſt in Holſtein und Schleswig ziemlich mild, in Nordjütland meiſt rauh und

kalt, der Weſtwind der herrſchende; am mildeſten iſt die Luft auf den Inſeln. Die Producte ſind: Mineralien (wenig Silber, viel Kupfer, noch mehr Eiſen, Kobald und Salz) Getreide (in Schleswig und Holſtein), Obſt und Kartoffeln (uberall), Rhabarber, Holz (beſonders in Norwegen Pferde und Rindvieh, (beſonders in Holſtein und Schleswig), Schafe (1,150,000 Stuck, Rennthiere und Pelzthiere (in Lappland), Auſterbánke (an der Kuſte von Schleswig). Dánemarks Bevolkerung betrug in Europa 2,712,000, und außer Europa etwa 50,000, alſo uberhaupt gegen 2,762,000 Menſchen. Fur die wiſſenſchaftliche Bildung ſind Gymnaſien, Univerſitáten zu Copenhagen, Kiel und noch ſeit kurzen (December 1811) zu Kongsberg und ſeit 1812, zu Chriſtiania in Norwegen, die Ritterakademie zu Sorde, die konigliche Geſellſchaft zu Copenhagen, die Bibliothek daſelbſt, die Norwegiſche Geſellſchaft fur die Nordiſche Geſchichte und Sprache, die Geſellſchaft der ſchónen Wiſſenſchaften, eine Maler-, Bildhauer- und Bauakademie vorhanden. Die hauptſáchlichſten Gewerbe ſind 1. Manufacturen und Fabriken in Eiſen, Glas- und Porzellanwaaren, Spitzen, Tuchern, ſeidnen Zeugen, Papier, Zuckerraffinerien und Potaſche; 2. der Handel im In- und Auslande; Getreide, Vieh, eingeſalzenes Fleiſch, Butter, Káſe, Obſt, Holz, Fiſche u. dgl. werden ausgefahren. Zur Beforderung des Handels gibt es mehrere Geſellſchaften und Banken. Die jáhrlichen Einkunfte betrugen gegen 7,804,000 Thaler Sáchſiſch. Im Verháltniß zu den Kráften des Staats ſind die Staatsſchulden nicht eben druckend; uberhaupt aber kann der Staat nicht reich genannt werden; welches ſchon der ſtete große Verluſt am Papiergelde beweiſet, deſſen Größe, kurzlich die Errichtung einer Reichsbank veranlaßte. Die Militármacht beſteht aus 3935 Mann regulárer Cavallerie, 31,400 Mann regulárer Infanterie, 7000 Mann regulárer Artillerie und 5000 Mann Matroſen zum Seedienſt; der Reſt der Flotte beſteht noch aus etwa 50 Segeln (vor 1807 war ſie 81 Kriegsſchiffe ſtark mit 2183 Kanonen, 202 Karonaden und 220 Haubitzen). Der König herrſcht mit ganz uneingeſchránkter Gewalt. Das Volk, eingetheilt in Adel, Burger und Bauern, hat durchaus keinen Antheil an der Staatsverwaltung, eben ſo wenig die Geiſtlichkeit. Der konigliche Titel war bisher: Von Gottes Gnaden König zu Dánemark, Norwegen, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holſtein, Stormarn und Ditmarſchen, wie auch zu Oldenburg. Sein erſtgebohrner Sohn hieß Kronprinz, die ubrigen Prinzen von Geblut Erbprinzen und Erben von Norwegen. Zum Glanze der Krone gehören 1. der Elephanten-, 2. der Danebrog- und 3. der Union-Orden, letzterer fur beide Geſchlechter. Dánemark iſt eingetheilt in ſieben Stiftsámter, Norwegen in vier, Island iſt ein eignes Amt, Holſtein und Schleswig ſtehen unter einem gemeinſchaftlichen Statthalter. Die innern Angelegenheiten leitet der Staatsrath; ihm ſind untergeordnet die Dániſche Kanzelei und die Deutſche, das Departement der auswártigen Angelegenheiten, das Finanzcollegium und die Rentkammer, das Generalitáts- und Commiſſariats-, auch Admiralitátscollegium beſorgen das Kriegs- und Marineweſen. Die herrſchende Religion iſt die lutheriſche, alle ubrigen ſind geduldet. Der Kirchenſtaat ſteht unter 12 Biſchöfen, 2 Generalſuperintendenten und 160 Probſten. Die Biſchöfe ernennt der König. Die Geſchichte Dánemarks reicht

weit bis in die dunkle Zeit der Mythe hinaus. Die Cimbern, ein Stamm der Normänner (oder Scandinavier) bewohnten anfänglich die Halbinſel Jütland, Dänemarks größten Theil, und von ihnen erhielt ſie den Namen des Cimbriſchen Cherſoneſes. Da drängten die Gothen ſich vor in die Nordiſchen Länder, drückten die Finnen noch weiter zurück, und die drei Reiche, Dänemark, Norwegen und Schweden, erhielten von den mächtigen Fremdlingen ihre Beherrſcher. Doch von Odin, dem Wunderbaren, Skiold und Rollo an, bis 855 nach Chriſtus, iſt die Geſchichte dieſer Dynaſtien und ihrer Unterthanen nichts als eine aus vielen Bruchſtücken verbundene Sage. Der erſte König, den man mit einiger Sicherheit nennen kann, war Gorm (Worm) der Alte, ein Nachkomme des Skiold von welchem der erſte Stamm der Könige von Dänemark Skioldinger genannt wird; er gab Jütland eine Conſtitution, und vereinigte (920) alle kleine Däniſche Staaten unter einem Scepter, führte auch Krieg mit dem deutſchen Könige Heinrich I. Bald verbreitete ſich die Macht der neuen Krone weiter; König Swen eroberte (1000) einen Theil Norwegens und (1014) Englands, der größere Kanut (Knud) unterwarf ſich England und zum Theil Scotland (1016), und bezwang (1030) ganz Norwegen. Ihm verdankte Dänemark die größte Macht, Geſetze, Ordnung und die Einführung des Chriſtenthums. Waren bis daher ſeine Bewohner nur als Seeräuber von der Oſtſee an bis in die Sicilianiſchen Gewäſſer bekannt und gefürchtet geweſen, ſo begannen ſie jetzt in die Reihe civiliſirter Völker zu treten, und nur die Eroberungsſucht mehrerer auf einander folgender Regenten hemmte den Fortgang ihrer Cultivirung, ſo wie verfehlte Griffe in der Staatsverfaſſung viel Gutes hinderten. Vorzüglich ſchadete der unter Swen und Kanut gegründete Feudalismus. Vom Adel und der Geiſtlichkeit gewählt und abhängig, war der König ohne Macht für die Ausführung großer Entſchlüſſe. So ging Dänemarks Ruhm wieder unter. Da ergriff Margarethe, Königs Waldemar III. Tochter, nach dem Tode ihres Vaters und Sohnes, das Scepter von Dänemark, (1388) erhob ſich zugleich auf die Throne von Norwegen und Schweden, indem ſie (1397) die berühmte Calmariſche Union ſtiftete, die den langwierigen Kämpfen mit den Schweden ein Ende machte, und die drei Nordiſchen Reiche vereinigte. Doch unaufhörliche Zwiſte zerriſſen dieſen Verein 1523 wieder gänzlich, indem Schweden ſich davon losſagte, als Chriſtian II. Despotismus immer höher ſtieg. Das einzige bleibende Gute, das aus dieſer Union hervorging, war die Stiftung der Univerſität zu Copenhagen durch Chriſtian I. (Graf von Oldenburg) im J. 1478. Nach Auflöſung der Union ward König Chriſtian II. abgeſetzt, und ſeines Vaters Bruder, Friedrich I., Herzog von Schleswig und Holſtein, beſtieg den Thron Dänemarks, während deſſen Regierung (1523 bis 1533) die Reformation eingeführt wurde, die 1536 unter ſeinem Sohne, Chriſtian III., auch auf Norwegen, das ſich auf lange mit Dänemark verband, überging. Der unter Chriſtian IV. lodernde 30jährige Krieg, an welchem dieſer unkluger Weiſe Theil nahm, indem er zugleich mit Schweden brach, koſtete dem Reiche viele ſeiner Beſitzungen auf dem feſten Lande; dagegen ließen ſich zuerſt die Dänen in Oſtindien (auf Trankebar) nieder. Noch war Dänemarks Regierungsform nicht das, was ſie ſeyn ſollte, um, beſonders in den auswärtigen Angelegenheiten, nicht noch mancherlei Nachtheile für

das Wohl des Staats und die Würde der Krone zur Folge zu haben. Um ſich der Adelsariſtokratie zu entledigen, ward auf einem großen Reichstag (1660) Dänemark zum Erbreich und die völlige Souverainetät des Königs erklärt. Die Krone ward erblich in männlicher und weiblicher Nachkommenſchaft; der König ſollte mit dem 14. Jahre für mündig gelten und evangeliſch-lutheriſcher Religion ſeyn. Dies war wenigſtens die Baſis zum künftigen Beſſern. In dem großen Nordiſchen Kriege, in welchen Dänemark ſich miſchte, ward es beſiegt; ſeine Zollfreiheit im Sunde ging ihm gegen Schweden verloren, doch erwarb es das Herzogthum Schleswig. Noch war ſeine Finanzverfaſſung mangelhaft. Aber Friedrichs V. vortreffliche Regierung und ſeines Miniſters Bernſtorfs Weisheit brachten die Finanzen, den Handel und die Wiſſenſchaften empor. Der Tod Kaiſers Peter III. von Rußland verhütete einen nahen Krieg mit Rußland wegen der von Dänemark in Beſitz genommenen Länder des verſtorbenen Herzogs von Holſtein-Plön. Die unter Friedrich I. geſetzlich gewordene Leibeigenſchaft wurde unter Chriſtian VII. (1766) aufgehoben, und das Areal des Staats gewann durch die Erwerbung des ganzen Holſtein, welches gegen die unter Chriſtian V. an Dänemark gefallenen Herzogthümer Oldenburg und Delmenhorſt eingetauſcht wurde, wodurch auch die langjährigen Streitigkeiten zwiſchen den verſchiedenen Holſteiniſchen Linien und der königlichen endlich beigelegt wurden. Als der Kronprinz ſeine Volljährigkeit erlangt hatte, ward ihm auch die Mitregentſchaft zugeſtanden (1784); er traf in Verbindung mit dem jüngern Bernſtorf, der nur zu früh ſtarb, die vortrefflichſten Einrichtungen, worunter vorzüglich eine völlige Cenſurfreiheit gehörte. Außer einem kurzen Mißverſtändniß mit Schweden, das durch Englands und Preußens drohende Stellung gehoben wurde, während Dänemark im Kriege gegen Frankreich die unerſchütterlichſte Neutralität behauptete, unterbrach bis 1800 nichts die Ruhe. Da aber trat es der Nordiſchen bewaffneten Neutralität bei, und mußte für dieſen Schritt die Niederlage ſeiner Flotte gegen die Engländer unter Nelſon (2. April 1801) erfahren. Die auf der Rhede vor Copenhagen geſchloſſene Convention gab den Dänen die Weſtindiſchen Inſeln St. Thomas und St. Croix zurück, dagegen ſie das von ihnen beſetzte Hamburg räumten. Doch noch ein Mal mußten ſie der Britten Uebermacht fühlen, als im Auguſt 1807 dieſe, nach den mehrjährigen Ereigniſſen auf dem Continente *) (in Oeſterreich, Preußen und Polen), es für nöthig fanden, die Auslieferung der ganzen Däniſchen Flotte bis zum allgemeinen Frieden zu verlangen, und als dieſes Begehren abgeſchlagen wurde, nach einem furchtbaren Bombardement Copenhagens (vom 2. bis 5. September) welches erſt im März 1808 wieder geräumt wurde, die Flotte (15 Linienſchiffe, 14 Fregatten und 5 Briggs) in die Engliſchen Häfen entführten, und darauf (am 4. November 1807) an Dänemark den Krieg erklärten, wodurch es gegen Abſicht und Wunſch in den großen Kampf verwickelt wurde, in welchem es ſich immer näher an Frankreich anſchloß, aber ſeine Colonien, nebſt den Inſeln Anholt

*) Wozu auch nach der Auflöſung des Deutſchen Reichsverbandes die Vereinigung Holſteins mit dem Königreiche Dänemark (1806) gehört, wodurch erſteres der unumſchränkten Herrſchaft des Königs von Dänemark unterworfen wurde.

und Helgoland, und ſeinen bedeutenden Handel verlor. Am 3. März 1808 ſtarb Chriſtian VII., und der bisherige Mitregent, der Kronprinz, beſtieg unter dem Namen **Friedrich** VI. den Thron. Tags vorher war der Krieg gegen Schweden öffentlich erklärt worden. Der Angriff der Schweden auf Norwegen ward zurückgeſchlagen, und der Zuſtand der Dinge in Stockholm erregte ſogar mehrere Stimmen, welche die Vereinigung der Scandinaviſchen Krone auf Friedrichs Haupte als wünſchenswerth ausſprachen; es fehlte wenig, und die Calmariſche Union wäre wiedergeboren worden, beſonders als dieſe Wünſche in der Folge nach dem, für Schweden ſo ſchmerzlichen Tode des Kronprinzen (Chriſtian von Schleswig=Holſtein=Sonderburg-Auguſtenburg) noch lauter wurden. Der am 10. December zu Jönköping unterzeichnete Friede, nach welchem auch das von den Dänen beſetzte Herjedalen und Jemteland bei Schweden blieb, ſtellte das freundſchaftliche Verhältniß mit Schweden wieder her. Nur der Krieg mit England dauerte noch fort, beſchränkte ſich jedoch, wie es füglich nicht anders ſeyn konnte, auf die Unterbrechung der Verbindung und auf eine unbedeutende Caperei. Nachdem Dänemark ſeit beinahe ſechs Jahren mit Frankreich in einem wahren Schutz= und Trutzbündniſſe geſtanden, ſuchte es endlich, als ſich im Herbſte 1812 das Waffenglück in Rußland gegen Napoleon entſchied, ſehr angelegentlich den Frieden mit England, und ſchien zwiſchen den übrigen verbündeten Mächten und Frankreich neutral bleiben zu wollen. Zweimal im J. 1813 wurde Dänemark aufgefodert der Sache der Allirten beizutreten. Die Dänen aber beſetzten Hamburg und Lübeck, um dieſe Städte nach gewendetem Waffenglück wieder an die Franzoſen auszuliefern. Am Ende des J. 1813 ſtanden die ſiegenden Schweden unter Anführung ihres tapfern Kronprinzen in Holſtein und Schleswig. Der hierauf folgende Waffenſtillſtand bereitete den 14. Januar 1814. abgeſchloſſenen Frieden zwiſchen Dänemark und Schweden, England und Rußland vor, nach welchem Dänemark, Norwegen gegen Schwediſch=Pommern abtritt und 10,000 Mann Contingent zu der Armee der Verbündeten ſtellte. Die Geſchichte des däniſchen Reichs haben unter den Neuern beſonders L. **Holberg** (ſ. dieſen Art.) und P. F. **Suhm** beſchrieben.

Dänen, dieſe nordiſche Völkerſchaft hat ihren Namen weder vom Tanais, noch von einem alten Könige **Dan**, wovon man ihn ſonſt abgeleitet hat, ſondern wahrſcheinlich von der Ebene, welche ſie bewohnten, oder der Dina, Eider. Der Urſtamm der Einwohner in Dänemark beſtand aus Deutſchen, die, wie einige ſagen, bei ihren Streifzügen, welche ſie nach England vornahmen, Dänen genannt wurden; da man ſie in andern Ländern unter dem Namen der Normänner kannte. Sie waren früher und vor Annahme der Chriſtlichen Religion nur räuberiſche Seefahrer, beunruhigten die Gewäſſer, und beſetzten die engliſchen Küſten. Ihre erſte förmliche Landung in England fällt ins J. 832. Von da an breiteten ſie ſich immer mehr in England aus.

Daniel, der Prophet, Zeitgenoſſe des Ezechiel, von ſehr vornehmen hebräiſchen Geſchlecht, wurde in ſeiner Jugend (600 vor Chr.) von Paläſtina gefangen mit nach Babel geführt, an dem babyloniſchen Hofe und nebſt 3 andern Knaben für den Dienſt des Königs Nebucadnezar erzogen. Nach drei Jahren trat er dieſen Dienſt an, den er ohne Verletzung ſeines Gewiſſens und mit Ruhm verwaltete. Ein Edict des Königs, dem er nach ſeinen Religionsgrundſätzen keine Genüge leiſten konnte, brachte

ihn in die Löwengrube. Durch die Vorſehung aber wunderbar erhalten, lebte er hernach glücklich und angeſehn, indem er ſich zur Stelle eines Statthalters und erſten Miniſters am Hofe des perſiſchen Königs Darius aufſchwang. Endlich gewährte Cyrus ihm und ſeinen Landsleuten die Erlaubniß nach Paläſtina zurückzukehren. Daniel war ein Mann von hoher Einſicht und Rechtſchaffenheit; in der Kunſt Träume auszulegen, worauf man in den damaligen Zeiten viel hielt, übertraf er alle Weiſen des Reichs. Dabei war er ein Mann, der mit der Verfaſſung und Lage der großen Reiche der damaligen Welt bekannt, und von der Gottheit begeiſtert, die glücklichſten Blicke in die Zukunft thun konnte, und eben deswegen den Namen eines Nabi (Sehers) verdient, ob ihn gleich die meiſten Juden von der Zahl der Propheten ausſchließen. Was ſein auf die Nachwelt gekommenes und in den hebr. Kanon aufgenommenes Werk betrifft, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß nur der zweite Theil deſſelben von ihm ſelbſt herrührt. Es iſt durchaus ſymboliſch, voll von Träumen und Geſichten (Siehe Eichhorns Einleitung ins Alte Teſtament. 3. Thl. 340 u. f. f.)

Daniel I.) (Gabriel) einer der erſten Geſchichtſchreiber Frankreichs, geb. zu Rouen 1649; begab ſich in ſeinem 18ten Jahre in das Collegium der Jeſuiten, lehrte an mehreren Orten mit vielem Ruhme, und ſtarb 1728. Er ſuchte, wie Bouterweck von ihm ſagt, in ſeiner neuen Bearbeitung der vollſtändigen Geſchichte ſeines Vaterlands, welche ihn vorzüglich berühmt gemacht hat (histoire de France in mehrern Ausgaben ſeit 1715 beſonders Paris 1755—57 in 17 Voll. 4. auch im Auszuge mehrmals und in einer deutſchen Ueberſetzung, Nürnb. 1756—65 16 Voll. in 4.) den Hof, die Großen und die Geiſtlichkeit mit der Kunſt und den Pflichten der Geſchichtſchreiber auszuſöhnen, indem er mit der Miene der reinſten Unpartheilichkeit die Geſchichte ſeines Vaterlandes nur ſo erzählte, wie es dem Intereſſe des Hofes und der Geiſtlichkeit gemäß war. Seine Darſtellung iſt angenehm, aber man vermißt oft Quellenſtudium und hiſtoriſche Treue, und die höhere Kunſt hiſtoriſcher Darſtellung iſt ihm fremd. Seine Gedanken über die Art, wie hiſtoriſche Werke geſchrieben werden müſſen, hat er in einer etwas langweiligen Abhandlung vorgetragen, die ſeinem weitläufigen Werke zur Einleitung dient. Nicht minder bekannt iſt ſeine histoire de la milice Française. Weniger iſt es jetzt noch ſein recueil de divers ouvrages philosophiques, theologiques, historiques etc. 1724 4; worunter ſich ſeine voyage du monde de Descartes (früher beſonders herausgegeben und ins Engl. und Ital. überſetzt), eine ſcharfſinnige, ſatyriſche Schrift gegen die Meinungen dieſes Philoſophen, befindet. II) Ein anderer Sam. Daniel, war ein früherer engliſcher Geſchichtſchreiber und Dichter, Zeitgenoſſe Shakeſpare's, geb. 1562, erhielt eine Bedienung an den Höfen der Königin Anna, (der Gemahlin Jacobs I.) und Eliſabeth, lebte aber gewöhnlich auf dem Lande mit literariſchen Studien beſchäftigt. Er wird als einer der vorzüglichſten engliſchen Dichter genannt. Vorzüglich zeigte er ſich als hiſtoriſcher Dichter, und Lucan ſcheint ſein Muſter geweſen zu ſeyn. Mit vielem Talente ſuchte er merkwürdige Begebenheiten aus der Geſchichte ſeines Vaterlandes epiſch zu behandeln. Den meiſten Fleiß ſcheint er auf das hiſtoriſche Gedicht gewandt zu haben, welches in 8 Büchern die Geſchichte des Bürgerkrieges der Häuſer York und Lancaſter enthält (history of the civil wars between the house of York and Lancaster, wieder abgedruckt mit den übrigen poetiſchen Werken des Verfaſſers, und einigen Nachrichten von ſeinem Leben in Anderſon's british poets

Vol. IV.) Der poetiſche Werth beſteht, wie bei Lucan, in einer ſchönen Diction und intereſſanter Ausſchmückung wirklicher Begebenheiten. Zur Bildung der poetiſchen Sprache in England hat er auch rühmlich mitgewirkt; ſeine Stanzen, die mit vielem Fleiße den italieniſchen Ottaven nachgebildet ſind, haben mehr Würde und Wohllaut als die meiſten Verſe dieſer Art in der engliſchen Literatur aus der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Auch fehlt es nicht an rhetoriſcher Schönheit und Kraft. Aber weder Plan noch Ausführung iſt poetiſch. Er hinterließ auch poetiſche Epiſteln, 57 Sonette, und einige Schauſpiele. Die erſtern ſcheinen vorzüglich bei den engliſchen Publikum Aufmerkſamkeit erweckt zu haben. Was ſeine hiſtoriſchen Werke anlangt, ſo ſchrieb er unter der Regierung der Königin Eliſabeth einen Abriß der Geſchichte von England bis auf Eduard III., ein Werk ohne Anmaßung und Prunk, lehrreich und klar, nicht ohne pragmatiſche Blicke, und wahrſcheinlich in der engliſchen Literatur das erſte hiſtoriſche Werk, das eine einfache Erzählung wichtiger Thatſachen mit einer bemerkenswerthen Präciſion und Würde des Styls verbindet; aber etwas kurz. Es wird von den Engländern ſehr geachtet. (Es ſteht in der Sammlung A compleat history of England, Lond. 1706. in Fol. Vol. I.) Daniel ſtarb 1619.

Daniels ein neuerer franzöſiſcher Juriſt, als Herausgeber, Ueberſetzer und Commentator der Napoleoniſchen Geſetzgebung bekannt.

Däniſche Sprache, Cultur und Literatur. Die däniſche Sprache iſt eine Tochter der Niederdeutſchen und der im 10ten Jahrhundert nach Island verdrängten normanniſchen Originalſprache. Die erſten Bildner dieſer Sprache waren wohl auch hier, wie in Schweden und Norwegen, die Skalden, welche in rein germaniſchen Dialekten dichteten, und den Fürſten und Führern überall folgend, die Götter und Thaten ihrer Nation in reimloſen Verſen ſangen. Nach der Einführung des Chriſtenthums (um 1000) dauerten nur noch die hiſtoriſchen Geſänge fort (bis 1265). Zur Einführung deſſelben in Dänemark, womit zugleich die Schreibekunſt bekannt wurde, legte der deutſche Miſſionair Anſchar den Grund. Knut (Kanut) der Große (1015 — 1036) vorzüglich durch ſeine Gemahlin Emma zu großem Eifer für das Chriſtenthum und zur Freygebigkeit gegen die Geiſtlichen bewogen, ſchickte zur Verbreitung der Kultur Angelſächſiſche Lehrer nach Dänemark, ſtiftete die drei Bisthümer von Schonen, Seeland und Fühnen, und breitete auch im übrigen Norden das Chriſtenthum aus. Er ſuchte Handel und Gewerbe zu befördern, ließ neue Münzen prägen, und gab mehrere und beſtimmtere Geſetze. Gleich nach dem Chriſtenthum kam, beſonders durch franzöſiſche Ritterzüge, auch das Ritterthum nach Skandinavien; und verbreitete ſich bey ſeinen Bewohnern, aufgelegt zu kühnen Unternehmungen und Abentheuern, leicht. Am däniſchen Hofe waren Ritterſpiele etwas ſo gewöhnliches, daß jeder Fremdling, welcher ihn beſuchte, mit den Hofleuten eine Lanze brechen mußte. Die Dänen nahmen ſchon an der erſten Kreuzfahrt Antheil. Dieſer neue Geiſt der Ritterſchaft mußte auch auf die Däniſche Poeſie Einfluß haben. (S. nordiſche und ſkandinaviſche Poeſie.) Das Aelteſte was uns aus der däniſchen Poeſie noch übrig iſt, ſind die von Wedel und Syv herausgegebenen Kämpferweiſen und Liebesromanzen (Kämpeviſer und Elskovsviſer), welche der um die nordiſche Poeſie ſo verdiente W. L. Grimm (unter dem Titel: Altdäniſche Heldenlieder, Balladen und Mährchen. Heidelberg bei Mohr) kürzlich verdeutſcht hat. (Auch haben die verdienten däniſchen Gelehrten

Nyerup und Rahbeck eine auserleſene Sammlung ungedruckter däniſcher Gedichte des Mittelalters dem Publikum verſprochen.) Zwar iſt ihr poetiſcher Werth ſehr ungleich; aber die meiſten enthalten wahre Naturpoeſie und drücken eine originelle Nationalität aus. Die neuern däniſchen Dramatiker haben ſich aus dieſer Fundgrube manchen Stoff geholt, und es iſt zu wünſchen, daß mehrere, ihnen nachfolgen. Unter den Heldenliedern ſind mehrere die auf den Cyklus unſers alten Heldenbuchs (ſ. dieſ. Art.) hindeuten. Die erſten däniſchen Hiſtoriker ſind Sueno (Swenk) Aageſon, (um 1188) und der berühmte Saxo Grammaticus, eigentlich Lang, aus Schonen (ſt. 1204) welche beide auf Veranlaſſung des Erzbiſchoffs von Lund, Abſalon, erſterer eine kurze Geſchichte der däniſchen Könige von 300 — 1186 (Suenonis Aggonis opuscula ed. Stephan. Sora, 1642. 8.) letzterer eine ausführliche Geſchichte Dänemarks (historiae Libb. XVI. ed. Stephanius Sora 1644, Klotzius 1771. 4.) bis zum J. 1186 in 16 Bänden in einer ſorgfältigen latein. Sprache ſchrieben. Die Reformation, welche (1527) vom Hofe ausging, mehr aber noch die fortſchreitende Verbeſſerung des Handels, hatten großen Einfluß auf die däniſche Cultur. Durch die Reformation wurde der Germaniſche Charakter der Literatur in Dänemark begründet. Deutſche gewannen entſchiedenen Einfluß auf Kirche und Literatur; Dänen ſtudirten in Deutſchland; Deutſch war die Sprache des Hofs; Lateiniſch die Sprache der Gelehrten. Die ſchriftſtelleriſchen Verſuche in der Landesſprache waren noch unbedeutend. Merkwürdig iſt eine der Lutheriſchen nachgebildete Ueberſetzung des N. T. (1524, 8.) Erſt im 16ten, mehr aber noch im 17ten Jahrhunderte, bildete ſich die däniſche Sprache zur Bücherſprache aus, und zeichnete ſich durch melodiſche Sanftheit und Wohllaut, eben ſo wie durch kräftige und entſprechende Bezeichnung des Abſtracten aus. Doch ſcheint auch gegenwärtig die poetiſche Sprache die Proſa noch weit hinter ſich zu laſſen. Die erſte däniſche Sprachlehre wurde von Erich. Pantoppidan (Koppenhagen 1668, 8.) abgefaßt; ihr folgten mehrere brauchbare von Jak. Baden u. a., auch gab es ſchon im 16ten Jahrhunderte, einige däniſch lateiniſche Wörterbücher (vergl. Ol. Wormii (eines Dänen) literatura antiquissima Koppenhagen 1651. u. a.) Was die däniſche Proſa anlangt, ſo bereicherte zwar Holberg (ſ. dieſen Artikel), welchen man in gewiſſer Hinſicht den Vater der neuern däniſchen Literatur nennen kann, die däniſche Sprache dadurch ſehr, daß er ſie in mehreren Zweigen der Literatur, und beſonders auf der Bühne anwendete; allein er ſchrieb ſie doch noch unrein und unbeholfen. Wohlthätig wirkten auf Bildung des Publikums J. Wielandt (ſt. 1730.) J. Sch. Sneedorf (ſt. 1764.) durch Journale, und J. Baden (ſt. 1804), welcher für Reinheit der Sprache arbeitete und das Amt eines Kritikers mit glücklichem Erfolge verwaltete. Auch wurden durch Friedrich V. und Chriſtian VII. unter Einwirkung eines Moltke und Bernſtorf gelehrte Inſtitute und Unternehmungen jeder Art geſtiftet und unterſtützt, welche die vaterländiſche Literatur beförderten. T. Rothe. P. F. Suhm, (däniſcher Hiſtoriker (ſt. 1799), der noch jetzt lebende treffliche Proſaiſt, Kund Lyne Rahbeck (Prof. und Ritter des Danebrogordens, ſchrieb proſaiſche Verſuche, (1785, 93. 3 Thle.) aus dramatiſchen Arbeiten und Erzählungen beſtehend, überſetzt von Tobieſen, und wirkte auf den däniſchen Nationalgeſchmack, als Herausgeber der nordiſchen Minerva und des däniſchen Zuſchauers ein). J. Ch. Baſt-

holm, Birkner, Rasmus Nyerup, Anders Gamborg, Friedrich Münter und Baggeſen haben den gerechteſten Anſpruch auf den Ruhm lichtvoller, kräftiger und gefälliger Darſtellung. In dem Gebiete der practiſchen Wiſſenſchaften und in der Naturkunde, für welche Friedrich V. ſelbſt viel Sinn hatte, haben ſich die Dänen am meiſten ausgezeichnet. Hier iſt zu nennen der berühmte Aſtronom Tycho de Brahe (geb. zu Knudſtorp in Schonen 1546, ſt. zu Prag 1601, welcher ein neues dem Copernikeniſchen entgegengeſetztes, aber durchaus unhaltbares Syſtem aufſtellte, (ſ. Tycho de Brahe); und in der Mineralogie Olaf Worm (ſt. 1654.) In der neuern Zeit iſt beſonders durch Stiftung von Erziehungsanſtalten (auch für die Gymnaſtik beſtehen hier nachahmungswerthe Inſtitute, z. B. für Schwimmkunſt,) Schulen, Univerſitäten und gelehrte Geſellſchaften, ſehr viel für die literariſche Cultur in Dänemark geſchehen. In der Kanzelberedſamkeit zeigen ſich bedeutende Fortſchritte. Hier ſind Balle, Treſchow, Hiort, Holm, Plum, H. G. Clauſen, und Cl. Pavels zu nennen. Noch mehr wird in den Staatswiſſenſchaften, Kriegswiſſenſchaften, in der Schiffarthskunde und in der Heilkunde gethan, und die Forſchung des vaterländiſchen Alterthums verdankt den noch lebenden Gelehrten Viborg, N. F. P. Grundtvig, Sandtvig, Thorkelin und Nyerup viel. (M. vgl. die von Zeit zu Zeit in den Leipziger Literaturzeitungen erſchienenen Nachrichten aus Dänemark). Die bildende Kunſt kann aus der neueſten Zeit, wo ſie überall geſunken iſt, doch einige ſehr bedeutende däniſche Künſtler nennen z. B. einen Wiedeveld, Thorwaldſon, den Hiſtorienmaler Hoier u. a. Noch glänzender iſt die Poeſie von den Dänen ausgeſtattet worden. Die neue däniſche Poeſie, welche von Volksliedern und geiſtlichen Geſängen ausging, (Pet. Logland bearbeitete däniſche Spruchwörter rhytmiſch; und Jac. Thomaus veranſtaltete die vollſtändigſte Sammlung geiſtlicher Lieder) fängt mit Andr. Chr. Arreboe (ſt. 1637) an. Sein Hexaemeron iſt äußerſt ſchwerfällig. Andr. Bording (ſt. 1677) hatte ſich nach Opitz gebildet. Er und ſeine Nachfolger Jens Steno Seheſtedt (ſt. 1698) Paul Petterſen, der patriotiſche Volksſänger Wilh. Helt (um 1703) Nic. Kingo, der die Thaten der däniſchen Könige in einem heroiſchen Gedichte beſang, und Georg Lorterap (ſt. 1722) ermangelten jedoch der poetiſchen Selbſtſtändigkeit. Erſt gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts, brach eine beſſere Zeit mit dem für ſein Vaterland enthuſiaſtiſchen Ludw. Holberg, (ſ. dieſ. Art. eigentlich einem Norweger, an. Beſonders verdient er hier als origineller komiſcher und ſatyriſcher Dichter der Erwähnung. Seine Originalſatyre Peter Paars und Niels Klim (Nicolai Klimmi iter subterraneum), und ſeine Luſtſpiele in welchen er oft deutſche und franzöſiſche Stoffe, mit einen großen Reichthum von Witz und Laune geiſtvoll bearbeitete, zeichneten die däniſche Literatur ſehr aus und begründeten eine komiſche Bühne der Dänen. Die 1758 geſtiftete Geſellſchaft zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften und des Geſchmacks brachte die Arbeiten talentvoller Männer, unter denen ſich der originelle und gefühlvolle Ch. B. Tullin (ſt. 1765) am vortheilhafteſten auszeichnet, in Umlauf. Nun begann in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhundert ein regſames literariſches Streben, und viele achtungswerthe Dichter verſuchten ſich glücklich in den verſchiedenſten Fächern, worunter viele Norweger. Doch findet man bis auf die neueſten Zeiten unter ihnen überall Spuren der Nachahmung ausländiſcher Muſter. Unter den neuern Dichtern zeich-

neten ſich aus der Tragiker und Lyriker Johann Ewald (ſ. dieſen Art.), N. Weyer (ſt. 1788, ein talentvoller Dichter der zu großen Erwartungen berechtigte vgl. ſ. poet. Förſog. Koppenhagen 1789, 8.), der Lyriker und Dramaturg Rahbeck, die Satyriker und Luſtſpieldichter Guldberg, P. A. Heiberg, En. de Falſen (ſt 1808), die Lyriker und Dramatiker Brunn, Th. Tharup, J. C. Lode, Ch. Lovinus, Sander, Pram, der glückliche Volksdichter Frimann, Rein, Storm, (die letztern ſind Norweger); Fr. Brunn, geb. Münter, geiſtvolle däniſche Dichterin in deutſcher Sprache; vor allen aber der tiefſinnige Johann Ewald, der originelle Jens Baggeſen (ſ. dieſ. Art.) ein lyriſcher Dichter voll Begeiſterung und Kraft, oft jedoch etwas ſchwerfällig, welcher auch Wielands Oberon unter dem Titel Holger Dansker zu einem Singſpiel bearbeitete, endlich der genielle Oehlenſchläger, voll ächter, nordiſcher Kraft, gemildert durch ſüdliche Anmuth, gebildet durch die verwandte deutſche Literatur und ſeine Reiſen nach dem Süden, aber originell und national; vielleicht unter den neueſten, ſelbſt deutſchen Tragikern der originellſte, wie auch Göthe von ihm geſagt. Wir freuen uns die letztgenannten Dichter auch unter die Deutſchen rechnen zu dürfen, da ſie vorzüglich in deutſcher Sprache geſchrieben, und ſtimmen in das Urtheil Fr. Schlegels: (D. Muſeum, Februarheft 1812.) „In der letzten Zeit des 18ten Jahrhunderts, da bei andern Völkern die Poeſie zu erſterben ſchien, hat keine Nation neben der Deutſchen ſo ausgezeichnete Dichter hervorgebracht als die Däniſche." —

Daniſchmend, ein Türkiſcher Geiſtlicher niedern Ranges, der in einer Dſchami den Dienſt verrichtet, — auch Talisman.

Dank, ſo hieß die Belohnung, welche in dem romantiſchen Mittelalter die in den Tournieren ſiegenden Ritter und Sänger gewöhnlich aus den Händen der Damen empfingen. Die den erſtern nach dem Ausſpruche der Kampfrichter ertheilten Belohnungen beſtanden gewöhnlich in einer goldnen Kette, einem Wehrgehenk, einer Schärpe, oder einem Schwert ꝛc.; die Dichter und Sänger, welche ſich durch Erfindung neuer Geſänge, oft im öffentlichen Wettſtreit auszeichneten, empfingen als Dank ein Kleid, eine goldene Blume ꝛc.

Dankelmann (Eberh. Chriſtoph Baltaſ. Freiherr von), ein berühmter Preußiſcher Miniſter, aus einem alten adelichen Geſchlechte, das aus dem Münſteriſchen ſtammt, geboren 1643 zu Lingen, ſtudirte zu Utrecht, ging auf Reiſen, und wurde 1663 zum Erzieher Friedrichs, nachmals erſten Königs von Preußen, nach Berlin gerufen. Er wußte ſich die volle Gunſt des Prinzen, dem er einſt das Leben rettete, zu erwerben, und dieſer ſtellte ihn, als er 1688 zur Regierung kam, an die Spitze der Geſchäfte. Er erhielt die Würde eines Oberpräſidenten, und in dieſer die Stelle und Gewalt eines Principal-Miniſters, die er bald zu einer ganz eigentlichen Regierung im Namen des Churfürſten ausdehnte. Dieſer überließ ihm nicht nur die Staatsverwaltung beinahe ausſchließlich, ſondern unternahm auch in ſeinen Privatangelegenheiten nichts ohne den Rath deſſelben. Allein der Neid wußte ihm allmälich die Gnade ſeines Herrn zu entziehen, und bewog ihn 1697 ſeine Dimiſſion zu fodern, die er in den gnädigſten Ausdrücken erhielt. Er ging hierauf nach Neuſtadt an der Doſſe, wo er ſich kaum einige Tage aufgehalten hatte, als er in der Nacht arretirt, des Morgens aber nach Spandau und von da nach der Feſtung Peiz geführt wurde. Bei

der Geburt des Prinzen von Oranien erhielt er 1707, nebſt einer jährlichen Penſion von 2000 Thalern, die Erlaubniß, ſich von Peiz nach Cotbus begeben zu dürfen, bei dem Antritte der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm aber, ſeine völlige Freiheit wieder, worauf er ſich nach Berlin begab, wo er den 31. März 1722 ſtarb. Er war ein Mann von kräftig emporſtrebendem Geiſte, und der Stolz, welchen das Gefühl eigener Kraft und überlegener Talente einflößt, beſeelte ihn. Die Verſchönerung Berlins, die Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften, die Errichtung der Univerſität Halle, der Bibliotheken und Kunſtkammern ſind größtentheils ſein Werk, und werden ſeiner Verwaltung ein ehrenvolles Andenken erhalten.

Danneker, Prof. in Stuttgardt und Ritter des Königlichen Würtembergiſchen Civilverdienſtordens, einer der berühmteſten jetzt lebenden Bildhauer, welcher in ſeinen Werken den einfachen Stil der Alten wählt.

Dante, (eigentlich Durante) 1. Alighieri, dieſer älteſte und größte unter den Dichtern der neueren italieniſchen Poeſie, deſſen kühner Geiſt die Mittagshöhe erreichte, während kaum die Morgenröthe der Wiſſenſchaften in Europa angebrochen war, wurde 1265 zu Florenz geboren. Von ſeiner Bildungsgeſchichte wiſſen wir wenig mehr, als daß er, wie er ſelbſt (Hölle XV. 8. ff.) ſagt, ein Schüler des Brunetto Latini, eines als Dichter, Gelehrter und Staatsmann berühmten Florentiners, war. Früh weckte die Liebe zu Beatrice Portinari, (ſt. 1290) ſeinen Geiſt, und nährte ihn durch ſein ganzes Leben. Er ſtudirte zu Florenz, Bologna und Padua, Philoſophie, ſpäter zu Paris die Theologie und war zugleich in der lateiniſchen Literatur bewandert. Aber während er ſich mit Kenntniſſen zu bereichern bemüht war, entzog er ſich dem Dienſte ſeines Vaterlandes nicht; er widmete ſich ihm als Krieger und Staatsmann. Im J. 1289 focht er bei Campaldino gegen die Aretiner, und im J. 1290 bei Caprona gegen die Piſaner. Außerdem ging er als Geſandter ſeiner Republik nach Rom und an die Höfe verſchiedener anderer Monarchen. Er verheirathete ſich mit der Tochter des Manetto Donati, und wurde im J. 1300 zu dem ehrenvollen Amte eines der Prioren oder oberſten Magiſtratsperſonen ſeiner Vaterſtadt erhoben; jedoch zu ſeinem Unglück. Florenz ward damals durch die Factionen der Bianchi und Neri (der Weißen und Schwarzen) entzweit. Die erſtere, als die ſchwächere, ſuchte Hülfe bei dem Papſt Bonifaz VIII. Dieſer beſchloß, den ſich damals in Rom aufhaltenden Bruder Philipps IV. von Frankreich, Carl von Valois, nach Florenz zu ſchicken, um die dortigen Unruhen beizulegen. Dante widerſetzte ſich als Prior dieſem Vorhaben, weil er davon gefährliche Folgen für die Freiheit des Staats fürchtete, und ward dafür im J. 1302 ſammt den Häuptern der Partei der Bianchi verwieſen und ſeiner Güter beraubt, da er die ihm auferlegte Geldſtrafe von 8000 Lire nicht bezahlen konnte. Sein darauf folgendes Leben war eine faſt ununterbrochene Kette von Widerwärtigkeiten. Er und alle ſeine Unglücksgefährten traten, wie einige behaupten, auf die Seite der Gibellinen oder Anhänger des Kaiſers, durch deſſen Hülfe allein ſie hoffen konnten, einſt in ihr Vaterland zurückzukehren. Beweiſe davon ſind zahlreiche Stellen in ſeinem Gedichte, welche die bitterſten Angriffe auf das Oberhaupt der Kirche enthalten. Dante lebte zunächſt einige Zeit in Arezzo; erſt als im J. 1304 der Verſuch der Bianchi, ihre Rück-

kehr nach Florenz zu erzwingen, fehlgeſchlagen war, verließ er Toscana und nahm ſeine Zuflucht zu Alboin della Scala in Verona, der ſich durch die ausgezeichnete Unterſtützung, welche Talent und Verdienſt bei ihm fanden, unter ſeinen Zeitgenoſſen den Namen des Großen erworben hatte. Aber Dante's Gemüth, in ſteter Unruhe und Erwartung ſeiner Zurückberufung, konnte, wie Petrarca erzählt, ſeinen Unmuth und ſeine Bitterkeit ſelbſt vor ſeinem Wohlthäter nicht verbergen; und darin ſcheint der Grund zu liegen, daß er nirgends für lange Zeit eine bleibende Stätte fand. Daher ſcheinen, zwar nicht über ſeine Geburt, doch über die Ehre, daß die Divina Commedia in ihren Mauern entſtanden ſei, mehrere Städte Italiens ſtreiten zu können. Außer verſchiedenen italiäniſchen Orten beſuchte er auch Sachſen und Paris. Er verſuchte endlich, durch Heinrich VII. wieder nach Florenz zu gelangen, weshalb er ein Werk über die Monarchie (de monarchia, Basil. 1559, 8. und im 4. Band d. Venet. Ausg. ſ. Werke), ſchrieb; auch dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Seine letzten Jahre verlebte er zu Ravenna bei Guido Novello da Palenta, Herrn dieſer Stadt, der als ein Freund der Muſen ihm gern ein Aſyl gewährte. Hier ſtarb er am 14. September 1321, und ward in der Kirche der Minoriten begraben, wo ihm der Venetianiſche Patricier, Bernhardo Bembo, Vater des bekannten Cardinals, im J. 1483 ein prächtiges Denkmal errichten ließ. Die Florentiner, die ihren großen Mitbürger, ſo lange er lebte, ausgeſtoßen, geſchmäht und verfolgt hatten, beeiferten ſich jetzt, ihr begangenes Unrecht zu ſühnen, indem ſie ſeinem Andenken die Verehrung erwieſen, die ſie ihm ſelbſt verſagt hatten. Sie ſtellten ſein von Giotto gemaltes Bild öffentlich auf, reclamirten, wiewohl vergeblich, ſeine Aſche von den Ravennaten, und beſoldeten einen Gelehrten, um öffentliche Vorleſungen über ſein Gedicht zu halten. Boccaccio ſchildert ihn, in ſeiner vita di Dante (Rom 1544) als einen Mann von ernſtem, aber ſanftem und leutſeligem Charakter; ganz anders dagegen Giovanni Villani. Von ſechs Kindern, die Dante hinterließ, haben ſeine beiden älteſten Söhne, Pietro und Jacopo, ſich als Gelehrte bekannt gemacht, und unter andern einen Commentar über das Gedicht ihres Vaters geſchrieben, der jedoch nicht ans Licht getreten iſt. Dieſes große Gedicht, welches ſeit 1472 gegen 60 Ausgaben und eine unzähliche Menge von Commentaren erlebt hat, umfaßt gewiſſermaßen das All der Welt, und iſt, wie dieſes, unendlich und unergründlich. Dante's ernſtes Gemüth, genährt von dem Geiſte der Alten, von Ariſtoteles in die Tiefen der Scholaſtik eingeweiht, durchdrungen von dem reinſten Feuer der Liebe, die es ſchon früher in ſeiner Vita nuova (der in Proſa abgefaßten Geſchichte ſeiner erſten Jugendliebe) und in ſeinem Amoroso convivio ausgeſtrömt hatte, ſang in frommer Begeiſterung, wie das Irdiſche, geläutert durch den Chriſtianismus, in den ewigen Urquell alles Geſchaffenen zurückkehrt. In drei Theilen ruht das ganze Gedicht, der Hölle, dem Fegefeuer und dem Paradies, von denen man richtig den erſten plaſtiſch, den zweiten pittoresk und den dritten muſikaliſch genannt hat. Denn wie in der Hölle alle Geſtalten mit unerſchöpflicher, ſelbſt das Aeußerſte nicht ſcheuender Kühnheit ausgebildet und gerundet ſind, ſo daß nur des Dichters ordnende Seele durch das Dunkel hinzieht; ſo ſchließt ſich im Fegefeuer das Reich der Farben auf, bis im Paradieſe alles in reinem Lichte ſtrahlt. An das Irdiſche hingegeben, ja angebannt, der

Erdſcholle ſich nicht entwindend, liegt die menſchliche Natur in dem erſten; ihr freier Trieb und ihre Schöpferkraft erſchüttert eine Welt im zweiten, und im dritten Theile genießt ſie der ruhigen Vollendung, wie die Homeriſchen Götter im Olymp. — Meinhardt (Verſuche über den Charakter der italieniſchen Dichter 1. Bd.), Schlegel (in den Horen von Schiller) und Bouterweck (Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften 1. Bd. S. 61. u. ff. welcher letztere mit einer gewiſſen eigenſinnigen Partheilichkeit gegen das Gedicht eingenommen iſt, indem er ſich auf höchſt proſaiſche Weiſe, durch ſeine Seltſamkeit imponiren läßt,) haben fortſchreitende Inhaltsanzeigen des Ganzen geliefert; *) auf ſie verweiſend, begnügen wir uns mit dieſen wenigen Bemerkungen. Die Benennung „Commedia" gründet ſich auf eine Vorſtellung Dante's von den Formen der Wohlredenheit, welche ihm, wie er in ſeinem, zuerſt wahrſcheinlich latein. geſchriebenen Werke: De vulgari eloquentia angibt, tragiſch, komiſch und elegiſch war, ſo daß, was er Tragödie nannte, anfangs wunderbar und ruhig, zuletzt aber grauſend und ſchrecklich wird; was ihm Comödie hieß, von einem rauhen Beginn zu einem glücklichen Ausgang fortſchreitet. Dieſem angemeſſen ſollte auch der Stil ſeyn, und ſeine Umbildung der Sprache mochte mithin, wie die Führung des Stoffs, dieſe Benennung veranlaſſen, welche nun nicht mehr befremden wird, wenn man ſie gegen eine Stelle im Paradieſe hält, wo er das Gedicht ein heiliges nennt, an welches Himmel und Erde Hand gelegt haben. Das Beiwort divina aber wurde erſt ſpäter von Andern hinzugefügt; in den älteſten Ausgaben wird der Dichter ſelbſt mit dem Beiworte il divino oder il teologo belegt. Unwürdig ſcheint es uns übrigens, in Dante's äußerer Lage die erſte Veranlaſſung zu dieſem Gedichte aufzuſuchen. Eben ſo laſſen wir, als eine philologiſch-antiquariſche Frage, Coſtanzi's Behauptung auf ſich beruhen, daß Dante bei ſeinem Werke Alberico's, eines Mönchs im 12. Jahrhunderte, Viſion benutzt habe; wiewohl es nicht unintereſſant, ja zum Verſtändniß mancher Vorſtellungen gewiß dienlich wäre, eine Vergleichung anzuſtellen. Wohl kein Dichter trägt das Gepräge ſeiner Zeit ſo ſichtbar an ſich, und ſteht zugleich ſo hoch über ihr, als Dante. Mit Recht betrachten ihn die Italiäner als den Schöpfer ihrer poetiſchen Sprache und Vater ihrer Poeſie; denn, von ſeinem bildenden Geiſte behandelt, gewann jene zuerſt eine reinere und würdigere Geſtalt. Die Terzine erſcheint zuerſt bei ihm in ihrer Vollkommenheit, weshalb man ihn wohl irriger Weiſe ſogar für den Erfinder derſelben angeſehen hat. Die beſte Ausgabe des Dante iſt von Lombardi (Rom 1791 in 3 Bänden, 4. mit Commentar, welche der in Deutſchland erſchienenen Ausgabe, von Fernow, (Jena bei Frommann 1807 in 3 Bänden, gr. 12. nebſt einer vita di Dante) größtentheils zum Grunde gelegt iſt. L. Kannegießer hat eine Ueberſetzung der göttlichen Comödie angefangen, von der gegenwärtig der zweite Band erſchienen iſt. Früher hatte A. W. Schlegel an dem angeführten Orte Proben einer metriſchen Ueberſetzung geliefert, und lange vor ihm Bachenſchwanz eine vollſtändige Ueberſetzung in Proſa. Ganz in ſein Leben verflochten,

*) Ein paar weniger bekannte originelle Abhandlungen über dieſen großen Dichter ſind von Merian (in den Memoires de l'Acad. des sciences) und von Schelling (in ſeinem Journal ſ. d. Phyſik 2. Bd. 3. Heft.)

ſind ſeine herrlichen lyriſchen Gedichte — Sonette und Canzonen — (im 5ten Bde. der Venet. Ausg.) und des Dichters nicht minder würdig als ſein großes Weltumfaſſendes Gedicht. Zu nennen iſt noch ſein in einer männlichen Proſa geſchriebenes Gaſtmahl (il convito), ein Werk, von welchem ſelbſt Bouterweck ſagt, es ſey werth den beſſern Werken des Alterthums an die Seite geſtellt zu werden. Es enthält eine Chreſtomathie ſeiner geſammten Kenntniſſe und Anſichten und erläutert dadurch ſeine Poeſien und ſein übriges Leben. — II) Erhielt dieſen Namen Pietro Vincenzio aus dem Geſchlechte der Rainaldi, weil er in der Poeſie Dante nachzuahmen ſtrebte. Er und ſeine Familie ſind in der Mathematik ſehr berühmt geworden. Wahrſcheinlich gehört in dieſelbe Familie III) Joh. Baptiſta Dante von Perugio, auch unter dem Namen Daedalus, wegen ſeiner großen mechaniſchen Geſchicklichkeit bekannt. Er machte ſchon im 15ten Jahrhundert den Verſuch zu fliegen, und flog einige Mal über den See von Perugia.

Danton (George Jacques,) Rathsadvocat, geboren den 26. October 1759, enthauptet den 5. April 1794. Dieſer Mann ſpielte in den erſten Jahren der Franzöſiſchen Revolution, die er eifrig beförderte, eine ſehr bedeutende Rolle. Schon ſein Aeußeres war höchſt ungewöhnlich und auffallend. Sein Wuchs war coloſſal, ſeine Umriſſe athletiſch, ſeine Züge hart, ſtark und widrig, ſeine Stimme erſchütterte das Gewölbe des Saals, ſeine Beredſamkeit war heftig, ſeine Bilder rieſenhaft, und ſeine Einbildungskraft eben ſo gigantiſch, wie ſeine äußere Geſtalt, vor welcher Jedermann zurückſchreckte, und, wie St. Juſt ſich ausdrückte, ſelbſt die Freiheit zitterte. Dieſe Eigenſchaften halfen ihm zu Anfang der Revolution Einfluß gewinnen, und man ſah ihn wie Robespierre, der Dictatur mit Stetigkeit entgegenringen. Nach Ludwigs Arretirung zu Varennes präſidirte er in der Verſammlung des Marsfeldes, wo die Entthronung des Königs verlangt wurde. Im November ward er zum Gehülfen des Procurators der Pariſer Gemeine ernannt. Sein Anſehen in der Hauptſtadt wuchs im Jahre 1792; er half die Ereigniſſe des 20. Juni anſtiften und leitete die vom 10. Auguſt ein. Nach Ludwigs XVI. Sturze, am 10. Auguſt, ward Danton Mitglied des einſtweiligen Vollziehungsraths, erhielt das Juſtiz-Departement und riß die Ernennung der Agenten bei den Armeen und in den Departementern an ſich, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, ſich viele Creaturen zu erwerben. Das Gold floß von allen Seiten in die Hände des Miniſters, und aus dieſen wieder verſchwenderiſch als Sold für Verbrechen und Werbegeld für Parteigänger zurück. Man beſchuldigte ihn gewiß nicht mit Unrecht, aus Fanatismus die September-Blutſcenen vorbereitet zu haben. Er bediente ſich der Proſcription, um durch Schrecken jede Idee des Widerſtandes von Seiten der Royaliſten niederzuſchlagen, Den 3. September verbreitete der Einmarſch der Preußen in die Champagne allgemeine Beſtürzung in der Hauptſtadt und Beſorgniß unter den Gouvernementsmitgliedern. Alle Miniſter, die ausgezeichnetſten Deputirten, und Robespierre ſelbſt, der damals Briſſot fürchtete, verſammelten ſich bei Danton, der allein Muth behielt, das ganze Ruder der Gewalt an ſich riß, die Vertheidigungsmaßregeln, welche alle waffenfähige Franzoſen an die Gränze gegen die Feinde trieb, anordnete, und die Verlegung der Verſammlung jenſeits der Loire verhinderte. Danton zeigte hier einen erhabenen

Muth. „Betrachtet mich,“ rief er aus, „die Natur hat mir das finſtere und herbe Antlitz der Freiheit gegeben. Ich habe in meinem Gehirne Hülfsmittel, die den Erdkreis zittern machen können. Das Vaterland iſt in Gefahr; um es zu retten, gilt es Kühnheit, immer Kühnheit, und nichts als Kühnheit.“ Von dieſem Zeitpunkte ſchreibt ſich der eingewurzelte Haß her, den Robespierre gegen ihn nährte; er konnte ihm nie die Ueberlegenheit verzeihen, die er damals über ihn an den Tag gelegt hatte. Genöthigt, Rechenſchaft von den geheimen Ausgaben ſeines Miniſteriums abzulegen, behauptete er, daß ſich in den Revolutionszeiten die Ausgaben nur in Maſſe berechnen ließen. Er ſtimmte für die Todesſtrafen gegen die zurückgekehrten Ausgewanderten, und übernahm die Vertheidigung des Gottesdienſtes. Der Kampf zwiſchen der Gironde und der Bergpartei nahm mit jedem Tage einen ernſtern Charakter an. Danton ſchien die Folgen dieſer Spaltung zu fürchten. Den 26. November 1793, bei Gelegenheit der Vernunftfeſte, bei denen die Hebertiſten präſidirten, erklärte er ſich von neuem gegen die unzeitigen Angriffe auf die Diener des Gottesdienſtes, und ſchloß ſich ſpäter an Robespierre an, um Hebert und deſſen Anhänger auf das Blutgerüſt zu bringen. Ihre Vereinigung war aber nicht von langer Dauer; die verborgene Feindſchaft, welche zwiſchen ihnen herrſchte, fiel gleich Anfangs in die Augen. Danton wollte den Despotismus, welchen Robespierre in den Ausſchüſſen ausübte, zu Boden treten, und Robespierre, gewandter, dachte ihn zu ſtürzen, um ſich ſo einen gefährlichen Nebenbuhler von der Seite zu ſchaffen. St. Juſt ſtattete gegen ihn einen Bericht in dem Wohlfahrtsausſchuſſe ab, und Danton wurde in der Nacht vom 31. März 1794 mit denen, die man ſeine Mitſchuldigen nannte, arretirt. Im Palais Luxembourg in Verwahrung gebracht, zeigte er eine gezwungene Heiterkeit und geſtand Lacroix, daß er von ſeiner Verhaftnehmung im Voraus unterrichtet geweſen ſey, aber nicht daran habe glauben können. Als er in die Conciergerie gebracht wurde, verfinſterte ſich ſeine Miene und er ſchien ſich zu ſchämen, der Betrogene Robespierre's geweſen zu ſeyn. Alle ſeine Reden waren ein grelles Gemiſch von Reue und Stolz. Bei ſeinem Verhöre antwortete er mit voller Ruhe: „Ich bin Danton, bekannt genug in der Revolution; meine Wohnung wird bald das Nichts ſeyn, und mein Name wird leben im Pantheon der Geſchichte.“ Den 5. April 1794 verdammte ihn das Revolutionsgericht zum Tode, als Mitſchuldigen einer Verſchwörung zur Wiederherſtellung der Monarchie! Er ſtieg mit Muth und ohne Widerſtreben auf den Unglückskarren; ſein Kopf war gehoben und ſein Blick voll Stolz. Er ſchien der Menge am Fuße ſeines Blutgerüſts zu gebieten. Noch mit Empfindung erinnerte er ſich ſeiner Familie, und war einen Augenblick gerührt. „O meine Frau, meine Zärtlichgeliebte,“ rief er aus, „ſo ſoll ich dich denn nicht mehr ſehen!“ Darauf unterbrach er ſich ſchnell: „Danton, keine Schwachheit!“ und beſtieg das Blutgerüſte. Arm und verſchuldet vor der Revolution, hinterließ er nach ſeinem Tode ein anſehnliches Vermögen, das beſonders ſeine Sendung nach Belgien hatte vermehren helfen. Uebrigens bleibt Danton einer der merkwürdigſten Charaktere, die ſich in der Franzöſiſchen Revolution entwickelt: ein höchſt eigenthüm-

liches Gemiſch von Größe, Kraft und Muth mit Grauſamkeit, Eigennutz und Schwäche.

D'Anville; ſiehe Anville d'.

Danz (Joh. Andr.), einer der erſten Orientaliſten ſeiner Zeit, Prof. der orientaliſchen Sprachen und der Theologie in Jena, und berühmt durch ſeine neue Bearbeitung der hebräiſchen Grammatik und Literatur. Er war geb. 1654 zu Sundhauſen bei Gotha, ſtudirte zu Wittenberg, Hamburg und Jena, machte 3 Jahre lang Reiſen in Deutſchland, Holland und England, kam dann nach Jena zurück und ſtarb daſelbſt 1727.

Danzi (Franz), geb. zu Mannheim 1763, wo ſein Vater, ein geſchickter Violoncelliſt, in der churfürſtlichen Capelle angeſtellt war. Schon als ein Knabe von neun Jahren componirte er ohne Kenntniß der Regeln. Im J. 1776 unterrichtete ihn der Abt Vogler, der damals dieſe Capelle dirigirte. Danzi zeigte viel Sinn für Poeſie und Schauſpielkunſt, und übte ſich in beiden. Im J. 1779 gab man auf dem Münchner Theater ſeine erſte Oper, Azakia, und 1796 wurde er daſelbſt als Capellmeiſter angeſtellt. Seit dieſer Zeit hat er viele Kirchenſtücke, Opern, Concerte für blaſende Inſtrumente und ſehr melodiſche Singſtücke, Sonaten rc., componirt. Später ward er in Stuttgart Capellmeiſter des Königs und zugleich Director der Hofconcerte und Opern auf dem königlichen Theater, und nahm im J. 1812 ſeine Entlaſſung.

Danzig, eine wichtige Handelsſtadt und Feſtung am weſtlichen Ufer des Ausfluſſes der Weichſel in die Oſtſee mit einer höchſt anmuthigen Lage in einer überaus ſchönen Gegend, iſt an ſich nur eine mittelmäßig große Stadt. Die Vorſtädte abgerechnet, hat ſie etwas über eine halbe Meile im Umfang; auch iſt ſie weder regulär noch ſchön gebaut, und enthält 5 bis 6000 Häuſer mit 48000 Einwohnern. Ihr ſchöner Hafen aber, und ihre vortheilhafte Lage verſchafften ihr von jeher einen großen Einfluß auf den Land- und Seehandel, ſo daß ſie auch ein bedeutendes Mitglied der alten Hanſa war. Ihr Name kommt ſchon im zehnten Jahrhundert, Gedance, (Gdansck) geſchrieben, vor. Natürlich reden viele Bücher noch von ältern Zeiten. Lange wechſelte ſie mit dem Lande, in welchem ſie liegt, die Beſitzer. Dänen und Schweden, Pommern und die Deutſchen Ritter ſtritten um dieſelbe. Die Thätigkeit der Einwohner machte die im oft wiederholten Kampf erhaltenen Wunden ſchnell wieder gut, und ihr Wohlſtand führte ſie wohl zu dem Kraftgefühl, mit dem ſich Danzig im J. 1454 von der Polniſchen Krone unabhängig erklärte, und von dieſer bald für ſelbſtſtändig anerkannt wurde. Die Stadt hatte ihr eignes Geſetzbuch, welches, ſonderbar genug, die Danziger Willkühr hieß und erwarb ſich ein bedeutendes Gebiet. Die Gewalt des Königs von Polen repräſentirte ein Glied des Stadtraths, das jährlich wechſelte und der Burggraf genannt wurde. Die Stadt ſchlug ihre eigne Münze mit des Königs von Polen Bildniſſe, hielt in Warſchau ihren Secretär, und gab bei Reichstagen und Königswahlen ihre Stimme durch Deputirte. Im J. 1557 hatte ſich Danzig für Maximilian II. erklärt. Eine Belagerung, die nicht von beſondern Folgen war, ſtrafte ſie dafür. Dieſe war die erſte, welche man kennt. Danzig hieß die Kornkammer des Norden und hatte große ſchwerfällige Befeſtigungen, mit hohen Wällen und nach der Abend- und Mitternachtſeite von Hügeln umgeben, die höher ſind als die Stadthürme, unter wel-

chen ſich der Biſchoffsberg und Hagelsberg vorzüglich auszeichnen, — (daher auch an dieſen Seiten die anſehnlichſten Feſtungswerke angelegt wurden); — nach der Weichſel zu iſt ſie durch Wälder und Moräſte beinah unzugänglich und die Niederung kann leicht unter Waſſer geſetzt werden. Beide Umſtände gaben ihr einen politiſchen und militäriſchen Werth. Jenen verlor ſie mit der Annäherung von Preußens Gränzen; dieſer gewann nicht dadurch, und wurde ihr nur um ſo gefährlicher. Seit 1722 war die Stadt gleichſam vom Preußiſchen Gebiet umſchloſſen, die ſtarken Zölle drückten ſie fürchterlich. Handel, Kunſtfleiß und Bevölkerung ſanken, und der Wunſch, ganz unter Preußens Herrſchaft zu kommen, wurde der vernünftigſte. Hatte Danzig gleich über zwanzig Bollwerke, hohe Wälle und zwanzig Fuß breit Gräben, ſo wußte man doch, daß das Ausſchließen der nahen Höhen des Ziganienbergs, des Stolzen- und des Judenbergs aus den Befeſtigungswerken, und das unterlaſſene Abgraben derſelben ſie in einer Belagerung der Gefahr ausſetzten, in den Grund geſchoſſen zu werden. Zudem befanden ſich die Weichſel und das Fahrwaſſer in Preußiſcher Gewalt und der letzte König von Polen erklärte offen, daß er Danzig ſeinem Schickſale überlaſſen müſſe. Als daher Preußen deſſen Unterwerfung verlangte, mußte der vernünftigere Theil der Einwohner, dem dieſer Schatten von Unabhängigkeit läſtiger war, als ihr gänzlicher Verluſt, leicht über die wenigen Familien Meiſter werden, die bis jetzt regiert hatten. Conventionsmäßig beſetzten die Preußen am 28. Mai 1793 die Außenwerke. Das Volk griff zu den Waffen; ein kurzer Kampf erhob ſich, der nach wenig Tagen mit der völligen Unterwerfung der Stadt endigte. Der König hatte den Einwohnern die Zuſage gegeben, daß er alles für ihren Wohlſtand thun werde, und wirklich blühte Danzig unter Preußens Herrſchaft wieder auf. Es genoß Ruhe und vielfältiges Glück bis zum Ausbruche des Preußiſch-Franzöſiſchen Krieges. Am 7. März 1807 ward es von einem Franzöſiſchen Belagerungscorps eingeſchloſſen und mußte ſich, nachdem es vier Wochen lang ein furchtbares Bombardement ausgehalten hatte, am 24. Mai ergeben. Nur der Mangel an Munition und ein menſchenfreundlicher Blick auf den Zuſtand der Stadt und ihre treuen Bewohner konnten den heldenmüthigen Commandanten, Grafen von Kalkreuth, bewegen, die Feſtung an den Marſchall Lefebvre, nachmaligen Herzog von Danzig, auf dieſelben ehrenvollen Bedingungen zu übergeben, die er dieſem einſt bei der Eroberung von Mainz zugeſtanden hatte. Durch den Tilſiter Frieden wurde Danzig mit einen Gebiete von zwei Lieues im Durchmeſſer von ihrem Umfange (welches aber hernach auf zwei deutſche Meilen im Durchmeſſer von der äußerſten Spitze ihrer Außenwerke an erklärt wurde) für einen angeblichen Freiſtaat, unter ſächſiſchem und preußiſchem Schutze erklärt. Nach dem Wortlaute des Friedensvertrags ſollte der neue Freiſtaat in Zukunft ganz nach den Geſetzen regiert werden, die vor dem Verluſte der ehemaligen Unabhängigkeit beſtanden hätten. Ein Franzöſiſcher General-Gouverneur aber leitete die auf dieſe Umſchaffung ſich beziehenden Arbeiten, während er zugleich die der Stadt auferlegten Contributionen beitrieb, für deren Rückſtände in der Folge Aufſchubstermine zugeſtanden wurden; und zur Conſolidirung der neuen Organiſation

ward am 1. Juli 1808 das Napoleoniſche Geſetzbuch eingeführt. Durch Einführung des Continentalſyſtems, wurde aller Handelsverkehr mit England abgebrochen, und Danzigs Schifffahrt vor der Hand freilich ſiſtirt; doch hatte es noch einen geringen Handel mit dem Herzogthum Warſchau und dem nördlichen Preußen. Die Stadt ſelbſt hatte ſchöne Manufacturen und Fabriken in goldenen und ſilbernen Borden, Tuch, wollenen Zeugen und Corduan, Färbereien, Zuckerſiedereien, Branntwein- und Liqueurbrennereien, Vitriolfabrik, Potaſchen- und Salpeterſiedereien, Waid- und Waidaſchefabriken u. ſ. w. Die vorzüglichſten Handelsartikel waren immer Getreide, welches ihr aus Polen auf der Weichſel zugeführt wird, (daher die Speicher, oder das große Korn- und Warenmagazingebäude auf einer Inſel in der Mottlau, welche durch einige Brücken mit der Stadt vereinigt iſt) Holz, Leder, Wolle, Pelzwerk, Butter, Talg, Wachs, Honig, Potaſche, Hanf und Flachs. Für den Unterricht und für Künſte und Wiſſenſchaften war ebenfalls hinlänglich geſorgt. Durch den Rückzug der Franzoſen im Anfange des Jahrs 1813 gerieth ſie von neuen in Belagerungsſtand, und dadurch, wie durch die herrſchenden Krankheiten, in einen bejammernswerthen Zuſtand. In der letzten Hälfte des Jahres wurde die Belagerung ernſtlicher betrieben, und im Januar 1814 erfolgte die Uebergabe der Feſtung an die ruſſiſchen und preußiſchen Truppen unter dem Herzog von Würtemberg.

Daphne, eine Tochter des Flußgottes Peneus, wurde vom Apollo, durch deſſen Liſt ihr Geliebter, Leucippus, umgekommen war, mit Liebe unaufhörlich verfolgt. Die für ſein Bitten unempfindliche Nymphe flehte endlich die Erde (nach Andern ihren Vater Peneus) an, ſie in ihren Schooß aufzunehmen. Ihre Bitte wurde erhört; in dem Augenblick als ſie Apollo mit ausgeſtreckten Armen umfaſſen wollte, ward plötzlich ihre Flucht gehemmt, die Füße wurzelten in die Erde, die Arme wurden zu Zweigen, und Apollo, umarmte ſtatt ihrer den ihm fortan geheiligten Lorbeerbaum.

Daphnis die ſiciliſche Hirtenſage preiſt ihn, des Hermes und einer Nymphe Sohn, und von den Nymphen erzogen, als Erfinder des bukoliſchen Gedichts und wegen ſeines Spiels auf der Hirtenflöte. Er weidete ſeine Kühe am Aetna. Eine Nymphe, Echenais, die der ſchöne Jüngling liebte, drohte ihm mit Blindheit, wenn er je eine andere liebe. Von einer ſicilianiſchen Fürſtentochter in Wein berauſcht, vergaß er ſich, und zog ſich die gedrohte Strafe zu. Einige laſſen ihn vor Gram ſterben, andere ihn durch die Nymphe in Stein verwandelt werden. Alle Nymphen beweinten ſeinen Tod, und Hermes hob ihn in den Himmel. An der Stelle, wo er geſtorben, floß ein Quell, an dem die Sicilianer nachmahls jährlich opferten.

Dardanos (Dardanus), der Stammvater der trojaniſchen Könige, Sohn des Zeus und wie einige Fabeln ſagen der Electra, wanderte aus Samothrake, nach andern aus Arkadien, Kreta u. ſ. w. in Phrygien ein, und ließ ſich in der Gegend, die nachher Troas hieß, nieder. Hier erbaute er eine Stadt, nach ihm Dardanum oder Dardanus benennt. Er zeugte mit Bateia, des Teukros Tochter, der ſchon früher aus Attika hier eingewandert, den Erichthonius. Seine Nachkommen heißen bei den Dichtern Daraner. Nach neuer Anſicht iſt dieſes der Name eines arkadiſchen

Stammes, deſſen Geſchichte man in der Fabel von einem Dardanos erzählte.

Dares ein Phrygier, des Hephäſtos Prieſter, Hectors Erzieher, ſoll die Belagerung Trojas auf Palmblätter geſchrieben haben (die phrygiſche Ilias). Das Werk, welches unter ſeinem Namen exiſtirt, iſt von Neueren untergeſchoben. Ein anderer Trojaner kommt bei Virgil vor.

Dardanarius heißt ein Kornjude, Kornwucherer, der Getreide aufkauft und bis zur höchſten Theuerung liegen läßt, oder auch ein ſolcher, der die Käufer durch falſches Maß und Gewicht betriegt. Daher heißt Dardanariat die Verheimlichung und Zurückbehaltung des Getreides wider das ausdrückliche Staatsverbot, auch der Gebrauch falſchen Maßes und Gewichts.

Dardanellen ſind die vier feſten Schlöſſer, welche an dem Helleſpont (der Meerenge, welche das Meer von Marmora mit dem Archipelagus verbindet) auf der Europäiſchen und Aſiatiſchen Küſte einander gegenüber erbaut ſind, und jene Meerenge, welche von ihnen der Dardanellencanal heißt, beherrſchen, ſo daß ſie als der Schlüſſel von Conſtantinopel angeſehen werden. Der erſte Eingang des Dardanellencanals wird durch zwei, auf den einander gegenüberliegenden Küſten erbaute Schlöſſer vertheidigt, welche die neuen Schlöſſer heißen, weil ſie erſt in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts unter Muhamet IV. angelegt wurden, um den Türkiſchen Flotten gegen die Venetianer Schutz zu gewähren. Die Entfernung des einen Schloſſes von dem andern beträgt beinahe 2000 Toiſen oder Klaftern. Auf dieſe folgen die alten Schlöſſer, die Muhamet II. gleich nach der Eroberung Conſtantinopels erbauen ließ, und die nicht über 750 Toiſen aus einander liegen. Noch mehr vorwärts wird der Canal noch ſchmaler, und anderthalb Stunden von den alten Schlöſſern nähern ſich zwei hervorſpringende Erdſpitzen auf 375 Toiſen, und bilden jene durch Leanders nächtliche Ueberfahrten zur Hero (ſ. d. Art.), durch Xerxes Brücke, und durch Solimans Ueberfahrt auf einem bloßen Floſſe berühmt gewordene Meerenge, welche, mit keiner Befeſtigung verſehen, in ein weites offenes Meer führt, wo 60 Meilen weiter die Hauptſtadt des Osmaniſchen Reichs an einem andern Canale liegt, der das ſchwarze Meer mit dem Meere vom Marmora verbindet. Die ſorgloſen Türken hatten, im Vertrauen auf den Ruf der Dardanellenſchlöſſer, dieſelben ſo wenig im Vertheidigungsſtande erhalten, daß ſie ſchon im J. 1770 gänzlich verfallen waren, und auf der Aſiatiſchen Seite nur eine einzige Batterie exiſtirte, die zur Hälfte verſchüttet war. Als daher am 26. Julius des genannten Jahres gegen fünf Uhr Abends die aus drei Linienſchiffen, und vier Fregatten beſtehende Escadre des Ruſſiſchen Admirals Elphinſtone in der Verfolgung zweier Türkiſchen Linienſchiffe vor den erſten Schlöſſern erſchien, feuerten zwar die Türkiſchen Batterien, aber aus Mangel an Munition nur ein Mal mit jedem Stücke, und Elphinſtone konnte, begünſtigt von einem heftigen Südwind, vorbeiſegeln, ohne auch nur von einem Schuſſe getroffen zu werden. Da er indeß zu ſeinem Verdruſſe ſah, daß die übrigen Schiffe ihm nicht folgten, begnügte er ſich, ruhig in der Meerenge weiter zu ſegeln, würdigte die Türkiſchen Batterien keines Schuſſes, ging in dem Canal vor Anker, und kehrte, nachdem er mit Pauken- und Trompetenſchall mehr die Furcht

ſeiner eigenen Escadre verborgen, als die Ohnmacht der Osmanen verſpottet hatte, ungeachtet des widrigen Windes, zu den Seinigen zurück. Durch dieſes unerwartete Ereigniß gewarnt, nahm die Pforte die Anerbietung des Baron Tott an, welcher die Schlöſſer wieder herzuſtellen verſprach, und dieſes Verſprechen ſo vollkommen erfüllte, daß ſie nach wenigen Wochen ſich in einem unbezwinglichen Zuſtande befanden. Allein die Lethargie der Türken hatte ſie nicht darin erhalten und ſchon im J. 1798 urtheilte Eton, der als Engliſcher Reſident lange in der Türkei geweſen war, in ſeiner Schilderung dieſes Reichs, daß eine Flotte leicht die für ſo furchtbar gehaltenen Dardanellen paſſiren könne. Auf jedem Ufer, ſo erzählt er, ſtehen vierzehn große Kanonen, die man mit Haubitzgranaden ladet; die Stücke von Metall, mit Läufen gleich Mörſern, 22 Engliſche Fuß lang, und der Durchmeſſer des Calibers 28 Zoll; ſie liegen faſt mit der Oberfläche des Waſſers gleich, in gewölbten Schießlöchern oder Schießſcharten mit eiſernen Thüren, welche man öffnet, wenn man ſie abfeuern will; die Kugeln reichen von der einen Seite bis zur andern (von Aſien nach Europa), da ſie etwas hoch ſtehen. Dieſe ungeheuern Stücke liegen nicht auf Lavetten, ſondern auf dem Erdboden, mit dem Hintertheile gegen eine Mauer; ſie können nicht gerichtet werden, ſondern der Kanonier muß warten, bis das Schiff, das er beſchießen will, der Mündung gegenüber kommt; man braucht eine halbe Stunde, um eins von dieſen ungeheuern Artillerieſtücken zu laden. — Daß dieſe Schilderung richtig war, bewies die am 19. Februar 1807 Morgens um 8 Uhr von dem Engliſchen Admiral Duckworth mit acht Linienſchiffen und vier Fregatten nebſt mehrern Brandern und Bombardierbooten ausgeführte Durchfahrt durch die Dardanellen, die er ohne Verluſt bewerkſtelligte, und in deren Folge am 20. zum erſten Male eine feindliche Flotte im Angeſicht von Conſtantinopel erſchien. Sie ſollte durch ihre Gegenwart die angeknüpften Unterhandlungen unterſtützen, richtete aber nichts aus; vielmehr waren die Türken während der Unterhandlungen unter der Leitung des Franzöſiſchen Geſandten Sebaſtiani ſo eifrig beſchäftigt, Conſtantinopel gegen einen Angriff zu ſichern, und die Dardanellenſchlöſſer in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, daß Duckworth am 2. März nicht ohne Verluſt zurückfahren konnte, was ihm, ſeinem eignen Geſtändniß zu Folge, acht Tage ſpäter überhaupt nicht mehr möglich geweſen wäre.

Darien eine Provinz von Terra Firma im ſpaniſchen Südamerika, bildet eine fruchtbare, nur an den Küſten gebirgige und waldige Landenge, die auch den Namen Landenge von Panama hat; daher auch Bay von Darien.

Darjes (Joh. Georg) ein in der Mitte des 18ten Jahrhunderts ſehr geſchätzter philoſophiſcher Lehrer und Schriftſteller: Er war geb. zu Güſtrow 1714, ſtudirte zu Roſtock und Jena, in welchem letztern Orte er auch von 1738 an durch ſeine philoſophiſchen und juriſtiſchen Vorleſungen (Er hatte wegen ſeiner Anfechtungen von den Theologen noch zuletzt Jurisprudenz ſtudirt) ſolchen Beifall fand, daß Friedrich II ihn 1763 als geh. Rath und Prof. der Philoſophie nach Frankfurt rief. Hier ſtiftete er auch die königliche Akademie der Wiſſenſchaften und beförderte durch Lehren und Wirken bis an ſeinen Tod (1791) das Anſehn dieſer Univerſität aufs eifrigſte. In ſeinen philoſophiſchen An=

ſichten wich er ſehr von dem herrſchenden Wolfianism ab, näherte ſich dagegen ſeinem Zeitgenoſſen Cruſius mehr. Sein Verdienſt beſtand in einem deutlichen und lebhaften Vortrage ſeiner Gedanken, und in einer ſeinem Zeitalter angemeſſenen Bearbeitung der philoſophiſchen Wiſſenſchaften durch Compendien, vorzüglich des Naturrechts und der Logik. Auch nahm er die Cameralwiſſenſchaft unter die Gegenſtände des akademiſchen Unterrichts auf. Ueber ihn ſ. Schlichtegrolls Nekrolog auf d. J. 1792. 2 Bd. 279 u. ff.

Darius, der Name mehrerer perſiſchen Könige; nach andern der Königstitel ſelbſt. Vorzüglich ſind unter dieſem Namen merkwürdig 1) Darius, vierter König von Perſien, war der Sohn des Hyſtaspes, Statthalters von Perſis, und trat der Verſchwörung gegen den Pſeudoſmerdis bei, der ſich des Perſiſchen Throns bemächtigt hatte. Nachdem es den Verſchwornen gelungen war, den Uſurpator aus dem Wege zu räumen, ſetzten ſie unter einander feſt, daß ſie alle am nächſten Morgen zu Pferde vor Sonnenaufgang zuſammenkommen wollten und daß derjenige von ihnen König ſeyn ſolle, deſſen Pferd die aufgehende Sonne zuerſt wiehernd begrüßen werde. Als nun der Stallmeiſter des Darius von dieſer Verabredung hörte, führte er in der Nacht das Pferd ſeines Herrn an dem beſtimmten Orte mit einer Stute zuſammen, und durch dieſe Liſt geſchah es, daß, als am folgenden Morgen ſämmtliche Verſchworne dort zuſammenkamen, des Darius Pferd zuerſt wieherte. Darius wurde ſogleich als König begrüßt, und das Volk billigte die Wahl. Seine Regierung wurde durch mehrere große Ereigniſſe merkwürdig. Im fünften Jahre derſelben empörte ſich die Stadt Babylon, theils weil die Einwohner zu ſchwere Steuern bezahlen mußten, theils weil die königliche Reſidenz noch unter Cyrus von Babylon nach Suſa verlegt worden war, wodurch die Stadt überaus verloren hatte. Darius belagerte ſie mit einem mächtigen Heere; ſchon waren beinahe zwei Jahre fruchtlos verfloſſen und Darius im Begriff, wieder abzuziehen, als Zopyrus, einer ſeiner Generale, ihn durch eine heldenmüthige Selbſtaufopferung in den Beſitz der Stadt ſetzte. Dieſer verſtümmelte ſeinen Körper ſelbſt auf das grauſamſte, ging darauf zu den Babyloniern über und gab vor, daß er dieſe Mißhandlung von Darius erfahren habe, und daß er die ſchrecklichſte Rache dafür an dem Tyrannen zu nehmen wünſche. Die Babylonier gaben ihm ohne Bedenken eine Befehlshaberſtelle, und da er durch mehrere glückliche Ausfälle ihr Vertrauen noch mehr gewann, vertrauten ſie ihm endlich die ganze Stadt an, die er jetzt ohne Verzug dem Darius überlieferte. Nach der Unterwerfung Babylons verſammelte Darius ein Heer von 700,000 Mann und machte damit einen Zug gegen die Scythen an der Donau (von 513 v. Ch.), die ihn durch verſtellte Flucht ſo tief in ihr unwirthbares Land hineinlockten, daß er nur mit Mühe ſich und ſeine Krieger rettete. Nur einen Theil ſeiner Kriegsmacht ließ er unter der Anführung des Megabyzus in Thracien zurück, um das Land nebſt Macedonien zu erobern; er ſelbſt ging mit dem andern Theile nach Aſien zurück, und brachte ein Jahr in Sardis zu, ſein Heer wieder zu ergänzen. Als dies geſchehen war, kehrte er ſeine Waffen gegen Indien, das er zum Theil ſich unterwarf (508 v. Ch.). Bald darauf ereignete ſich eine Begeben-

heit, welche den berühmten Krieg der Perſer mit Griechenland zur Folge hatte. Unruhen auf Naxos, in welche ſich die Perſer gemiſcht hatten, verurſachten nämlich einen Aufſtand der Joniſchen Städte (501), welchen Athen zu befördern ſuchte, Darius aber endlich durch die Wiedereroberung und Beſtrafung von Milet (496 v. Ch.) dämpfen ließ. Um ſich dann an den Atheniensern zu rächen, verſammelte er ein zahlreiches Heer. Während Mardonius mit demſelben durch Thracien und Macedonien gegen Griechenland zog, ſollte eine Flotte einen Angriff auf die Küſten machen. Allein beide Unternehmungen ſcheiterten, denn ein fürchterlicher Sturm zerſtörte und zerſtreute die Flotte, als ſie das Vorgebirge Athos umſegelte, die Landarmee aber wurde plötzlich von den Thraciern überfallen und größtentheils niedergehauen. Jetzt verdoppelte Darius ſeine Anſtrengungen. Er verſammelte ein Heer von 500,000 Mann und rüſtete eine Flotte von 600 Schiffen aus. Naxos wurde erobert und Eretria auf Euböa geplündert. Von da ging das Heer unter Datis und Artaphernes nach Attika über und wurde von Hippias in die Ebenen von Marathon geführt. Vergebens hatten die Athenienſer bei ihren Nachbarn Hülfe geſucht; ihr eigner Muth nur konnte ſie retten. 10,000 Mann ſtark, rückten ſie unter Miltiades dem großen Perſiſchen Heere entgegen, und trugen, begeiſtert von dem Gedanken, für Freiheit und Vaterland zu fechten, einen vollſtändigen Sieg davon (489 v. Ch.). Jetzt beſchloß Darius, ſich ſelbſt an die Spitze eines neuen Heeres zu ſtellen; doch innere Unruhen und bald darauf der Tod, der ihn im Jahr 485 v. Chr. ereilte, hinderten ihn an der Ausführung dieſes Entſchluſſes. Uebrigens hatte dieſer Fürſt die größten Verdienſte um die innere Organiſation des weiten Reichs. Auch ließ er ſeinen Admiral Skylax (aus Karyanda in Kleinaſien) eine Seereiſe (gegen 506) durch das Mittelmeer machen, und den Indusſtrom mit ſeinen Ufern unterſuchen, ſo wie er überhaupt Künſte und Gewerbe durch zweckmäßige Geſetze und Anſtalten ſehr beförderte. Sein Nachfolger war Xerxes (ſ. dieſ. Art.) II) Darius der IIIte oder Codomannus, ein Sohn des Arſanes und der Syſigambis. Er war der Urenkel Darius des IIten oder Ochus (reg. 424 bis 404 (Nothus) und der zwölfte und letzte König Perſiens. Der Eunuch Bagoas hatte ihn auf den Thron gehoben, um ſich ſelbſt der höchſten Gewalt zu bemächtigen, und beſchloß, da er ſich in dieſer Hoffnung getäuſcht ſah, den König zu ermorden. Allein Darius, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, ließ Bagoas den Giftbecher trinken, den dieſer für ihn beſtimmt hatte. Er kam zur Regierung (336 v. Chr.) als das Reich und die königliche Regierung durch Weichlichkeit, Schwelgerei und Satrapenherrſchaft unter ſeinen Vorgängern ſchon entkräftet, dem mächtigen Andrang eines kühnen Eroberers nicht mehr widerſtehen konnte. Dieſer war Alexander, der bald mit ſeinem Heere in Aſien erſchien und Perſien bedrohte. Das von Darius ihm entgegengeſandte Heer wurde am Granikus geſchlagen. Dieſer beſchloß darauf, ein neues Heer ſelbſt gegen Alexander zu führen. Vier bis ſechs mal hunderttauſend Mann verſammelte er bei Babylon, und rückte mit denſelben in die Ebenen Meſopotamiens vor. Hier drangen die Griechiſchen Miethvölker in ihn, den Feind zu erwarten, um in der Ebene ſeine Macht mit Vortheil ausbreiten zu können; allein Darius verwarf dieſen Vorſchlag und eilte nach dem bergichten Cilicien dem Alexander entgegen. Die Pracht dieſes Zuges beſchreibt Cur=

ſtus ausführlich. Hier ward Darius zum zweiten Male (333) und zwar bei Iſſus geſchlagen. Er ſelbſt rettete ſich nur mit Mühe aus dem Gedränge, beſtieg ein Pferd und entkam unter dem Schutze der Nacht in die Gebirge. Seine Mutter, ſeine Gemahlin und drei ſeiner Kinder, nebſt dem größten Theile der mitgenommenen Schätze fielen dem Sieger in die Hände, der ſie auf das edelmüthigſte behandelte. Mit der Beute aber, die Alexander hierauf in Damascus machte, belaſtete er 7000 Kamele. Darius war durch dieſe Niederlage ſo wenig gedemüthigt, daß er an Alexander einen ſehr ſtolzen Brief ſchrieb, worin er ihm ein Löſegeld für die Gefangenen und eine neue Schlacht anbot, wenn er es nicht vorziehen möchte nach Macedonien zurückzukehren. Alexander belagerte indeß Tyrus. Jetzt ſchrieb ihm Darius einen zweiten Brief, worin er ihm nicht nur den früher verſagten Königstitel gab, ſondern ihm auch 10,000 Talente Löſegeld, alle Länder Aſiens bis an den Euphrat und ſeine Tochter Statira zur Gemahlin anbot. Aber auch dieſe Vorſchläge fanden keinen Eingang, und Darius ſah ſich gezwungen, zur Fortſetzung des Kriegs nochmals ein Heer zu verſammeln, welches die meiſten Schriftſteller auf eine Million angeben. Mit dieſem ging er von Babylon nach Ninive, während Alexander den Tigris paſſirte. Zwiſchen Arbela und Gaugamela trafen beide Heere zuſammen, und nach einem blutigen Gefechte (331 v. Chr.) ſah ſich Darius abermals zur Flucht gezwungen. Er rettete ſich nach Medien, um ein neues Heer zu ſammeln, Alexander aber bemächtigte ſich der Hauptſtadt Suſa, eroberte Perſepolis und hernach ganz Perſien. Darius war in Ecbatana in Medien eingetroffen und hatte noch ein Heer von 30,000 Mann bei ſich, worunter 4000 Griechen waren, die ihm bis ans Ende treu blieben. Außerdem hatte er noch 4000 Schleuderer und 3000 Reiter, welche Beſſus, der Statthalter von Bactrien, anführte. Mit dieſen wollte er ſich dem Sieger entgegenſtellen, als eine Verſchwörung des Nabarzanes und Beſſus ſeine Plane vereitelte. Der edelmüthige Fürſt wollte der ihm davon zugekommenen Nachricht nicht glauben, und erklärte, daß er nicht früh genug ſterben könne, wenn ſeine Unterthanen ihn des Lebens für unwürdig hielten. Bald darauf bemächtigten ſich die Verräther ſeiner Perſon und führten ihn gefeſſelt nach Bactrien. Als ſich Darius weigerte ihnen zu folgen, durchbohrten ſie ihn mit ihren Pfeilen und überließen ihn ſeinem Schickſal. Ein Macedonier, Namens Polyſtratus, erblickte den Wagen des Darius, und hörte, indem er zu einer nahen Quelle ging, um ſeinen Durſt zu löſchen, das Seufzen eines Sterbenden. Er eilte herbei, und fand den König mit dem Tode ringend. Dieſer bat ihn um einen Labetrunk, den Polyſtratus ihm reichte, worauf er ihm anempfahl, dem Alexander für die Großmuth zu danken, mit der er den gefangenen Fürſtinnen begegnet ſey. Kaum hatte Darius nach dieſen Worten den Geiſt ausgehaucht, als Alexander ſelbſt herbeilte. Bei dem Anblick des Leichnams vergoß er Thränen, ließ ihn nachher einbalſamiren und ſchickte ihn der Syſigambis, um ihn neben den andern Perſiſchen Monarchen beizuſetzen. So ſtarb Darius (330 v. Chr.) im 50ſten Jahre ſeines Alters mit dem Ruhme eines milden, friedliebenden und gerechten Fürſten, der aber nicht für eine ſolche Zeit geboren war.

Darlehn—Dahrlehnsvertrag, (mutuum) der Vertrag, wodurch jemand einem Andern eine fungible (verzehrbare, verbrauchbare)

Sache, z. B., und am gewöhnlichſten, eine Summe Geldes, unter der Bedingung überläßt, daß er ihm dieſelbe in gleicher Art und Menge nach Verlauf einer beſtimmten Zeit wieder zurück gebe. Eigentlich aber heißt nur die auf ſolche Weiſe übergebene Sache Darlehn. Beſchränkt iſt die Gültigkeit jenes Vertrags in Hinſicht auf Perſonen, welche unter fremder Gewalt ſtehen, und in Beziehung auf wuchernde Gläubiger, welche daher die Geſetze oft durch ein verſchleiertes Darlehn, d. h. durch Verbergung eines geſetzwidrigen Darlehns unter eine rechtsgültige Form, zu umgehen ſuchen.

Darm. Darmkanal. Gedärme. So nennt man den langen Schlauch, in welchen ſich der Magen an ſeinem linken Ende durch den Pförtner (einen innern wulſtigen Muskelring) öffnet, und der in vielen Windungen den größten Theil des Unterleibes einnimmt. Er endigt ſich mit dem After und hat eine periſtaltiſche Bewegung. Durch ihn geht der Speiſebrei, indem der Nahrungsſaft aus demſelben eingeſogen, und was hierzu untauglich iſt, durch den Stuhlgang abgeführt wird. Er iſt aus drei durch Zellgewebe unter einander verbundene Häute (der Muskularhaut, der nervöſen oder Zellſtoffhaut und der Zottenhaut,) welche verſchiedene Beſtimmungen haben, gebildet. Seine Theile, die man Därme nennt, haben verſchiedene Benennungen. Der obere und engere Theil des Darmkanals, welcher an den Krümmungen des Gekröſes befeſtigt iſt, wird der dünne Darm genannt (intestina tenuia); dieſen theilt man wieder in den Zwölffingerdarm (duodenum), den leeren Darm (jejunum), und den Krummdarm (ileum). Den untern, weiteren Theil des Darmkanals nennt man den dicken Darm, und dieſen theilt man in den Blinddarm (coecum), nebſt dem wurmförmigen Anhang, den Grimmdarm (colon) und den Maſtdarm (intestinum rectum), das Ende deſſelben. Die Gedärme (ſo nennt man alſo den ganzen Darmcanal mit allem dem, was zu ihm gehört) ſind wie der Magen und die Speiſeröhre mit vielen kleinen Schleimdrüſen verſehen, welche gegen den Maſtdarm zu immer größer und gedrängter werden, und durch zahlreiche Aeſte Blut erhalten.

Darmſtadt (Heſſen-). Als Philipp der Großmüthige, Landgraf von Heſſen, welcher die Lande aller ſeiner Vorfahren bis zu Landgraf Heinrich dem Kinde hinauf, wieder vereinigte, und durch ſeine Deſcendenz der gemeinſchaftliche Stammvater aller jetzt blühenden Linien dieſes Hauſes geworden iſt, verſtorben war, (1567) theilten ſich ſeine vier Söhne in Heſſen (ſ. den Art Heſſen). Doch Philipp und Ludwig ſtarben ohne Kinder, und ſo blieben die beiden Hauptlinien, Caſſel und Darmſtadt. Der Stifter der letztern iſt Georg I., Philipps jüngſter Sohn, (ſt. 1596) welchem Ludwig V. (ſt. 1626) folgte. Schon vor dem Preußiſch-Franzöſiſchen Kriege, der den Churfürſten von Caſſel vertrieb, war der Landgraf von Darmſtadt Mitglied des Rheiniſchen Bundes geworden (ſeit dem 1. Aug. 1806), und hatte mit Erweiterung ſeiner Beſitzungen (ſein Land enthielt vorher nur gegen 100 □M. mit 300,000 E.) den Titel eines ſouverainen Großherzogs zu Heſſen, Herzogs zu Weſtphalen mit königl. Range angenommen. Der jetzige Regent heißt Ludwig X., geboren zu Prenzlau am 14. Juni 1753, ſucced. ſeinem Vater als Landgraf d. 4. April 1790, hob als Mitglied des Rheinbundes die landesſtändiſche Verfaſſung und die Steuerfreiheit auf, ſtiftete den Heſſiſchen Verdienſt- oder Ludwigsor-

den am 25. Aug. 1807, entſagte im Nov. 1813 dem Rheinbunde und trat den gegen Frankreich alliirten Mächten bei. Gemahlin: Louiſe Henriette Caroline, Landgr. Georg Wilh. von Heſſen Tochter, geb. zu Frankfurt am Main d. 15. Febr. 1761, verm. am 19. Febr. 1777. Von dieſer Ehe ſind vier Prinzen noch am Leben; der Erbprinz, Erbgroßherzog genannt, heißt Ludwig, iſt geb. am 25. Dec. 1777, und vermählt mit Wilhelminen, des ehem. Erbprinzen, Carl Ludwig, von Baden Tochter, geb. den 10. Sept. 1788; von ihnen ſind zwei Prinzen da. Die Lande, welche dieſer Fürſt regiert, werden unter dem Haupttitel: Großherzogthum Heſſen, begriffen und in 4 Kreiſe getheilt. Ihr Umfang beträgt gegenwärtig gegen 200 bis 223 □ Meil. mit 540,000 (nach andern 565 bis 572,000) Einw. und 2,100,000 Thlr. Sächſ. Einkünften; als Contingent zum Rheinbunde ſtellte der Großherzog 6000 Mann; ſein ganzer Militäretat beträgt 10,000 Mann. Die Reſidenz iſt Darmſtadt, in der obern Grafſchaft Katzenelnbogen, am Anfange der berühmten Bergſtraße gelegen, zwiſchen dem Main und Neckar, mit 700 Häuſern und 11,400 Einwohnern. Eine Univerſität (geſtiftet von Ludwig V.) hat das Land in Gießen, einer Stadt an der Lahn, mit 405 Häuſern und 6100 Einwohnern. Die herrſchende Religion iſt die evangeliſch-lutheriſche.

Darre. Darren. Darrofen. Darre nennt man 1) eine Krankheit der Bäume, des Viehs, auch der Menſchen (Darrſucht iſt ſo viel als Schwindſucht), vermöge deren ihre Säfte allmählich vertrocknen und ihre Glieder welk und dürre werden. 2) die Operation, welche zur Abſicht hat, die fernere Vegetation zu hindern, und die wäſſrigen oder ſauren Theile auszutreiben (das Darren, Dörren). Dies geſchieht vorzüglich durch Oefen, daher auch 3) der Ofen, auf welchem Garten- und Feldfrüchte auf dieſe Art gedörrt werden; z. B. Flachsdarre, Malzdarre, Obſtdarre. In Bergwerken iſt der Darrofen eine Maſchine, auf welcher die Dörner, welche von den Kienſtöcken übrig bleiben, gedörrt und das übrige Blei und Silber von ihnen abgeſondert wird.

Darſtellung überhaupt iſt die Handlung, durch welche man etwas Inneres (Gedachtes) mittheilt und zu einem Gegenſtand der äußern Anſchauung macht, — oder für andere zur Erſcheinung bringt. Wenn aber von äſthetiſcher Darſtellung die Rede iſt, ſo hat man darunter zu verſtehen, diejenige Behandlung eines äſthetiſchen Stoffes, wodurch er eine durch ſich ſelbſt gefallende Form für die Anſchauung erhält. Der äſthetiſche Stoff des Künſtlers iſt jederzeit eine äſthetiſche Idee, die in ihm entſteht, er weiß ſelbſt nicht wie. Aber ſeine ganze Seele wird dadurch aufgeregt, alle ſeine geiſtigen Kräfte werden dadurch in jenes lebendige Spiel verſetzt, vermittelſt deſſen ſie mit außerordentlicher Leichtigkeit und ohne Bewußtſeyn von Abſicht und Regeln eine unendliche Menge analoger Vorſtellungen hervorrufen und an einander reihen; kurz, er iſt im Zuſtande der Begeiſterung (ſ. dieſ. Art.), in welcher ihm allein der Gegenſtand ſeiner Begeiſterung höchſt gegenwärtig erſcheint, ſo, daß alle Gedanken von ihm ausgehen und zu ihm zurücklaufen müſſen. Hier unterſcheiden wir ſchon zwei Momente: 1. des Empfangens oder Auffaſſens des Gegenſtandes, durch deſſen Vorſtellung die Kräfte des Künſtlers zu außerordentlicher Thätigkeit angefeuert werden, und 2. die Ausbildung der Vorſtellung des Gegenſtandes durch Erhöhung, Erweiterung,

bildlicher Vergegenwärtigung und Anknüpfung analoger Vorſtellungen. In dieſen zwei Momenten aber zeigt ſich vorzüglich das äſthetiſche Genie. Was Wunder aber, wenn ihn jetzt eine unausſprechliche Liebe für den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung ergreift, der noch nicht wirklich, ſondern erſt als ein Embryo in ihm vorhanden iſt. Hier iſt der Punkt, wo der Menſch von bloßem Schönheitsgefühl und der Künſtler ſich ganz ſcheiden. Während jener mit ſeiner Liebe ſich rückwärts wendet, wo ſie zu Sehnſucht wird nach etwas Unerreichbarem, wendet des Künſtlers Liebe ſich vorwärts, ſie wird Trieb, das, was in ihm lebt, auch außer ſich zu verwirklichen. Erfüllt von dieſem Gedanken, bringt er nun die regelloſe Weltſchöpfung ſeiner Imagination vor das kältere Forum der Urtheilskraft, das Geſetzloſe erhält Geſetz, die Imagination knüpft einen Bund mit Verſtand und Vernunft. Dies iſt der dritte Moment des richtigen Denkens, Ordnens, Durchſchauens, der förmlichen Entwerfung des Plans, welchen dann nun ein vierter begleitet, der Moment der Darſtellung, wo die äſthetiſche Idee in die Wirklichkeit tritt, das Gedachte zur Anſchauung wird. Alle Darſtellung iſt demnach Veräußerung des Innern, ſie bringt etwas Inneres zur äußern Anſchauung. Der Darſtellungstrieb des Künſtlers äußert ſich aber nicht unbeſtimmt und wirkt nicht blind. Es iſt dem Künſtler nicht bloß darum zu thun, daß er darſtelle, ſondern er will etwas Beſtimmtes darſtellen, den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung, welcher ihn in den Zuſtand eines lebhaft ergriefenden Gefühls verſetzt. Von dieſem Gegenſtande aber will und erwartet er, daß er, wenn er nun in die Wirklichkeit getreten, und ein Gegenſtand der Anſchauung für Andere geworden iſt, den Beſchauer in einen gleichen Zuſtand verſetze, was ihm nur unter der Bedingung gelungen iſt, wenn das der äußern Anſchauung gegebene Nachbild dem Urbild in ſeiner Seele gleicht. Dies wird ihm aber nur in dem Maße gelingen, als er Talent und Geſchick hat in Anwendung der Mittel, durch welche ſeine Kunſt ſich ausdrückt; und nur dann ſchreibt man ihm ein Darſtellungsvermögen zu, (welches aus mehrern innern Fähigkeiten und äußern Fertigkeiten beſteht, vorzüglich aber auf der Phantaſie und Urtheilskraft beruht.) Alle ſchöne Kunſt iſt ein Reden des Geiſtes zum Geiſte durch Mittheilung mittelſt des Sinnes; wer ſich durch den Sinn nicht mitzutheilen verſteht, kann den Geiſt nicht ausſprechen. Wie wichtig iſt deshalb die Darſtellung! Durch ſie erreicht oder verliert der Künſtler ſeinen Zweck. Man hüte ſich aber, ſie mit der bloßen mechaniſchen Behandlung, mit der Ausarbeitung zu verwechſeln, die nur das Mittel zur Darſtellung iſt, in welcher der Geiſt in allen Punkten das Werk der Technik der Idee des Geiſtes unterwirft. Ein Sinnlich-Anſchaubares ſoll eine beſtimmte Idee des Geiſtes ausdrücken, und einen dieſer Idee gemäßen Gefühlszuſtand hervorbringen. Dies iſt die Foderung. Erwägt man nun dieſe genau, ſo findet man, daß Anſchaulichkeit und Objectivität, Idealität und Totalität die Bedingungen ſind, unter denen dieſes allein bewirkt werden kann, und daß die Täuſchung in gewiſſen Künſten die unmittelbare Folge davon iſt. Indem Objectivität (Gegenſtändlichkeit) zur erſten Bedingung aller Darſtellung gemacht wird, ſpringt in die Augen, daß es eigentlich nur die bildenden Künſte ſind, und unter dieſen wieder vornehmlich die Plaſtik, welche darſtellen können, d. h. etwas als wirklichen Raum erfüllenden Ge=

genſtand den dafür empfänglichen äußern Sinnen hinſtellen. denn dieſe Künſte bringen Geſtalten hervor, und Geſtalt iſt ja von Stellen abgeleitet. Dieſe ſinnlichſte Vergegenwärtigung vermag keine von den übrigen Künſten zu erreichen. Gleichwohl ſollen und dürfen auch ſie der ſinnlichen Vergegenwärtigung nicht entbehren, ja neuere Kunſttheoriſten muthen ihnen ſogar auch plaſtiſche (rein objective) Darſtellung zu. Wie wird dies anders möglich ſeyn, als durch Täuſchung? Freilich nicht eine ſolche Täuſchung, daß wir etwas Falſches für wahr oder etwas Wahres für falſch hielten, ſondern durch eine ſolche, wodurch unſere Vorſtellungen uns wirkliche Dinge zu ſeyn ſcheinen, wodurch wir etwas in uns als etwas außer uns Befindliches betrachten, und Bilder, die wir ſelbſt ſchaffen, durch die Sinne wahrzunehmen glauben. „Es gibt," ſagt Klopſtock, „wirkliche Dinge und Vorſtellungen, die wir uns davon machen. Die Vorſtellungen von gewiſſen Dingen können ſo lebhaft werden, daß dieſe uns gegenwärtig und beinahe die Dinge ſelbſt zu ſeyn ſcheinen. Dieſe Vorſtellungen nenn' ich faſtwirkliche Dinge. Wer ſehr glücklich oder ſehr unglücklich, und lebhaft dabei iſt, der wird wiſſen, daß ihm ſeine Vorſtellungen oft zu faſtwirklichen Dingen geworden ſind. Wie dieſer die Gegenſtände ſich ſelbſt darſtellt, ſo ſtellt ſie der Dichter Andern dar. Der Zweck der Darſtellung (beſſer: die Wirkung) iſt Täuſchung. Die Darſtellung des Dichters iſt täuſchender als des zeichnenden Künſtlers ſeine. Der Sinn entſcheidet bei der letzten, und dieſer unterſucht das Geſehene, weil er länger daran haftet, genauer, als der Geiſt das Gedachte, und daher leichter entdecken kann, daß er getäuſcht wird." Nach der beherzigenswerthen Bemerkung, daß nicht alle Gegenſtände darſtellbar ſeyen, ſpricht Klopſtock dann von den Mitteln der Darſtellung in der Poeſie. Er zählt folgende auf, von denen, der Beſchaffenheit oder dem Inhalte gemäß, mehr oder weniger beiſammen ſeyn können. 1. Zeigung des Lebens, welches der Gegenſtand hat; 2. Genau wahrer Ausdruck der Leidenſchaft; 3. Einfachheit und Stärke; 4. Zuſammendrängung des Mannigfaltigen; 5. die Wahl kleiner und doch vielbeſtimmender Umſtände; 6. die Stellung der Gedanken, daß jeder da, wo er ſteht, den tiefſten Eindruck macht; 7. Innerlichkeit oder Herausbebung der eigentlichen innerſten Beſchaffenheit der Sache; 8. Ernſt. Der Dichter hat eine ſolche Ueberzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit ſeiner Gegenſtände, daß man ſieht, er rede vielmehr um ihretwillen, als aus Neigung zu gefallen und er nimmt herzlichen Antheil an dem, was er ſagt. Die weitere Ausführung, — goldene Worte! — leſe man bei ihm ſelbſt. (Ueber Sprache und Dichtkunſt. Hamb. 1779. S. 243 fgg.) Zum Schluß theilt er noch zwei Bemerkungen mit, die wir, um der Foderungen der Totalität und Idealität willen, noch mittheilen. 1. Auch die beſte Darſtellung in dieſem und jenem Theile eines Gedichts verliert etwas, manchmal nicht wenig, von ihrem Eindrucke, wenn das Ganze nicht durch Wahrſcheinlichkeit, Ebenmaß, Abſtechendes, gehaltenen Hauptton und Zweck, ein ſchönes Ganzes iſt. Ein ſolches Ganzes ſtimmt die Seele für die Wirkungen des dargeſtellten Einzelnen, und erhält ſie in dieſer Stimmung. 2. Wenn der Dichter, die Wagſchale in der Hand, und mit dem reinen Gefühle des Eindrucks, den er hervorbringen will, von dem Angeführten immer ſo viel, und dies in ſo genauen Abſtufungen vereint, als der jedes-

maligen Beſchaffenheit der Gegenſtände gemäß iſt, ſo erhebt er ſeine Darſtellung bis zum Vollendeten." Wer dieſe Auseinanderſetzung des großen Künſtlers und Kenners gehörig erwägt, dem wird es leicht ſeyn, den Grund zu finden, warum man in der Poeſie gewiſſe Arten vorzugsweiſe die darſtellenden nenne. Unter den darſtellbaren Gegenſtänden behaupten die den erſten Rang, welche viel Handlung in ſich begreifen; aber Handlungen laſſen ſich auch ganz eigentlich darſtellen. Daher die Dichtungsarten, welche Handlungen oder Ereigniſſe zum Gegenſtand haben, darſtellende heißen. (S. Poeſie.) Die noch ſpeciellere Anwendung auf die Kunſt des Schauſpielers ergibt ſich nun von ſelbſt; der Schauſpieler hat darſtellende Poeſie, und zwar zur Hälfte, wiefern er Mimiker iſt, in der Form der bildenden Kunſt zu verſinnlichen. Die handelnde Perſon, die er aus dem Drama des Dichters repräſentirt, ſoll er nicht bloß vorſtellen, d. h. er ſoll nicht bloß einen Schein haben, als ob er jene Perſon ſey, ſondern ſoll ſie darſtellen, d. h. er ſoll jenen Schein bis zur Täuſchung erheben, als ſehe man wirklich jene Perſon. Die meiſten Schauſpieler ſagen daher ſehr richtig, daß ſie Vorſtellungen, und nicht, daß ſie Darſtellungen geben. S. Menſchendarſtellung. dd.

Daru (Pierre Graf), als Schriftſteller durch eine Ueberſezzung des Horaz bekannt, betrat früh die militäriſche Laufbahn, ward zum Kriegscommiſſär ernannt, wohnte in dieſer Eigenſchaft mehrern Feldzügen bei, und wurde in dem Feldzuge in der Schweiz 1799 Oberkriegscommiſſär. Nach dem 18. Brumaire ernannte ihn der erſte Conſul zum Diviſionschef, hierauf zum Generalſecretär des Kriegsminiſters und zum Mitgliede des Tribunats. Den 25. November 1803 wurde er Legionär und das Jahr darauf Commandant der Ehrenlegion. 1805 trat er in den Staatsrath, ward hierauf Generalcommiſſär der großen Armee, und während die Franzoſen Wien beſetzt hielten, General-Intendant von Ober- und Nieder-Oeſterreich. Im Feldzuge gegen die Preußen erhielt er wieder die Stelle eines General-Intendanten; ſo wie auch 1809 bei dem neuen Kriege mit Oeſterreich. 1811, nachdem Maret-Baſſano an die Stelle von Champagny-Cadore als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten getreten war, wurde Daru zum Miniſter-Staats-Secretär ernannt. Als ſolcher begleitete er Napoleon ſeit 1812.

Darwin (Erasmus), ein berühmter Engliſcher Arzt, Naturforſcher und didaktiſcher Dichter, war 1732 zu Elſton bei Newark in der Grafſchaft Nottingham geboren, und lebte zuletzt in Derby, wo er den 10. April 1802 plötzlich ſtarb. Er iſt der Verfaſſer folgender Werke: 1. Zoonomie, oder Geſetze des organiſchen Lebens, welche Brandis (1795—99) ins Deutſche überſetzt hat. 2. Phytologia, or the philosophy of agriculture and gardening, with the theory of draining morasses and with an improved construction of the drillplough. Dieſes Werk kann als Seitenſtück zu ſeiner Zoonomie angeſehen werden; es iſt von Hebenſtreit zu Leipzig ins Deutſche überſetzt worden. Ferner hat Darwin Linné's Systema vegetabilium ins Engliſche überſetzt. Auch ſchreibt man ihm ein Buch über die Erziehung der Töchter zu, unter dem Titel: A plan for female education in boardingschools. London 1797. in 4. In dieſem Werke findet man wahrhaft philoſophiſche Ideen über die Erziehung des weiblichen Geſchlechts, die in England zum

Theil ſehr vernachläſſigt wird. 3. Der botaniſche Garten oder die Liebe der Pflanzen. (The botanic garden etc. Lond. 1788.) Dieſes Gedicht iſt voll philoſophiſcher Ideen und zeigt eine glühende Einbildungskraft. Das Linneiſche Sexualſyſtem dient zur Baſis ſeiner Gemälde. Ovid verwandelte die Menſchen in Pflanzen, Darwin hingegen die Pflanzen in ſchöne Frauen und Männer. Er gibt ihnen unſere Empfindungen, unſere Leidenſchaften, unſere Verirrungen; er leiht ihnen ſelbſt menſchliche Geſtalten und perſonificirt die Stoffe, welche zu ihrer Ernährung thätig ſind. Profeſſor Crome hat kürzlich Abhandlungen und Bemerkungen über verſchiedene naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände aus Darwins botanic garden herausgegeben (Hannover b. Hahn 1810. 1 B.) Hieran ſchließt ſich, ſeit 1789, 4. the temple of nature, or the origin of Society (der Tempel der Natur) noch kürzlich 1808 von Kraus herausgegeben; beides ſehr originelle Lehrgedichte, welche der wahren Naturpoeſie zuſtreben.

Daſymeter (dasymetrum), ein Werkzeug, wodurch man die Dichtigkeit der Luftſchichten abmeſſen kann, von Otto v. Guerike erfunden, (daher auch manometrum Guerickianum) von Fouchy und Gerſtner verbeſſert.

Datames, ein berühmter perſiſcher Feldherr unter Artaxerxes Mnemon, aus Carien gebürtig. Dieſem unterwarf er auch die ſich häufig empörenden Statthalter mit immer gleichen Glück. Als ihm aber ſeine Feinde des Königs Ungnade zuzogen, empörte er ſich ſelbſt, bemächtigte ſich Cappodociens und Paphalugoniens und ſchlug den gegen ihn ausgeſendeten Autophradates in mehreren Treffen; obgleich ſein eigner Sohn ihn verrieth. Endlich gelang es der Liſt, ihn durch Mithridates, Sohn des Ariobarzanes, ſeinen Vertrauten heimlich zu ermorden. Cornelius Nepos hat ihn in ſeine kleine Gallerie berühmter Feldherrn aufgenommen.

Dathe (Joh. Aug.), ein ausgezeichneter Orientaliſt und Ueberſetzer des A. T., geb. 1731 zu Weißenfels, widmete ſich den Studien in Naumburg, Wittenberg und endlich zu Leipzig, wo er ſich in Erneſti's Schule zum bibliſchen Philologen bildete und als D. der Theol. und Prof. der orient. Sprache 1791 ſtarb.

Datis, ein Meder, Feldherr Darius des I., eroberte mit Artaphernes die Inſeln des ägeiſchen Meeres, ſteckte ihre Städte und Tempel in Brand, machte die Einwohner zu Sklaven und zog dann in die Ebene von Marathon (ſ. Darius I.)

Dattelbaum, eine Art Palme mit gefiederten Blättern, deren männliche Blumen einen drei Mal getheilten Kelch, eine dreiblättrige Krone und drei Staubfäden haben, und die in den Morgenländern und in Afrika häufig wächſt; ſie heißt auch Dattelpalme (Phoenix L.). Die ſchmackhafte Frucht iſt von der Größe einer Pflaume und enthält einen ſehr harten Kern, der gemahlen ein brauchbares Mehl liefert.

D'Auban (Madame), vorgegebene Gemahlin des Czarowitz, des unglücklichen Sohns Peters I. von Rußland, welche vor einigen vierzig Jahren die allgemeine Aufmerkſamkeit Europas auf ſich zog und auch noch in der letzten Zeit durch deutſche Blätter ein Gegenſtand der öffentlichen Neugierde geworden iſt. Im Februar 1771 ſtarb zu Vitry, einem Dorfe bei Paris, eine mehr als achtzigjährige Frau, welche dort ſeit mehrern Jahren ein kleines Haus bewohnt und in der tiefſten Abgeſchiedenheit gelebt hatte. Schon zehn Jahre vor

ihrem Tode wurde folgende Geſchichte ihres Lebens im Publikum verbreitet und bei ihrem Ableben von neuem aufgefriſcht. Jedermann weiß, daß der Sohn Peter des Großen an eine Prinzeſſin von Braunſchweig, die Schweſter der Kaiſerin und Gemahlin Carls VI., verheirathet war, und daß dieſe Prinzeſſin, ob man ſie gleich für ein Muſter ihres Geſchlechts hielt, dennoch nicht vermochte, den wilden Sinn ihres Gemals zu beſänftigen, deſſen Opfer ſie ſogar wurde. Nachdem er nämlich ſie bereits neun Mal zu vergiften geſucht hatte, erhielt ſie, ſchon im achten Monate ſchwanger, einen ſo heftigen Stoß von ihm, daß ſie, wie todt, zur Erde ſank und in ihrem Blute ſchwamm. Ihre Frauen riethen ihr ſich fortdauernd todt zu ſtellen und ſich zum Schein begraben zu laſſen, um auf dieſe Weiſe ihrer unglücklichen Lage zu entkommen. Dieſem Rathe folgte die Prinzeſſin: ihr Tod ward dem Czarowitz gemeldet und von ihm durch Couriere allen Höfen Europa's kund gethan, welche nun ſtatt für die Prinzeſſin, für ein begrabenes Stück Holz die Trauer anlegten. Indeſſen fand die Prinzeſſin ſelbſt Gelegenheit, mit einem treuen Diener zu entweichen: ſie ging nach Paris und von dort nach Louiſiana. Hier erkennt ſie ein Offizier Namens d'Auban, der früher in Petersburg geweſen, und weiß durch ſein angenehmes, zuvorkommendes Weſen ſie dergeſtalt für ſich einzunehmen, daß ſie nach Verlauf von einiger Zeit einwilligt, ſeine Gemalin zu werden. Zehn Jahre haben beide als Eheleute in der vollkommenſten Eintracht gelebt, als plötzlich d'Auban von einer Krankheit befallen wird, für welche ſeine Gemalin nur in Europa Hülfe zu finden glaubt. Sie verlaſſen Amerika und gehen nach Paris, wo d'Auban glücklich geheilt wird. Nun aber finden beide die Hülfsquellen ihrer Subſiſtenz durch die weite Reiſe und durch den Aufenthalt in Paris erſchöpft: d'Auban bemüht ſich um eine Stelle bei der dortigen Regierung. In dieſer Zeit wird Madam d'Auban auf einem Spatziergange von dem Marſchall von Sachſen erkannt und von ihm vermocht, ſich dem Könige von Frankreich zu entdecken. Sie willigt ein, iſt aber, als der Marſchall ſie am folgenden Morgen beſuchen will, nebſt ihrem Gemale verſchwunden und nach der Inſel Bourbon abgereiſt. Jener fliegt zum Könige und entdeckt ihm das Geheimniß der Dame: dieſer läßt auf der Stelle an den Gouverneur der Inſel ſchreiben und ihm, ohne weitere Erklärung, anbefehlen, die Frau von d'Auban mit der erdenklichſten Aufmerkſamkeit zu behandeln. Damit noch nicht zufrieden, ſchreibt er, obgleich im Kriege mit Oeſterreich, an die Königin Kaiſerin, Maria Thereſia, um ſie mit dem Schickſale ihrer Tante bekannt zu machen. Dieſe ladet Frau von Auban ein, zu ihr zu kommen: ſie ſchlägt dies Anerbieten aus und bleibt auf der Inſel bis zu dem Tode ihres Gemals (1757). Nun kehrt ſie nach Paris zurück, kauft in deſſen Nähe ein kleines Beſitzthum, in welchem ſie in der größten Abgeſchiedenheit von einer Penſion lebt, welche ihr Marie Thereſie ausgeſetzt hat. So weit die Lebensgeſchichte der Frau von d'Auban, in ſo fern ſie eine Erzählung des großen Publikums iſt. Um mehrere Gründe gegen dieſe Erzählung zu verſchweigen, ſo iſt bekannt, daß ſelbſt Friedrich der Große, der doch vermöge ſeiner Verbindungen mit dem Braunſchweigiſchen Hauſe, genau habe unterrichtet ſeyn können, in ſeinen Briefen ſich geradezu gegen die Glaubwürdigkeit dieſer Erzählung erklärt und im Gegentheile behauptet, die Prinzeſſin ſey wirklich in Petersburg an

den Folgen einer zu frühen Niederkunft oder vielmehr an einer Bruſtkrankheit geſtorben, endlich daß die Czarowitzin in der lutheriſchen Religion geboren, erzogen und geſtorben, die Frau von Auban hingegen eine gute Catholikin geweſen iſt. Pq.

Daubenton, oder D'Aubenton (Jean=Louis=Marie), ein berühmter Naturforſcher und Arzt, war den 29. Mai 1716 zu Montbar geboren, und widmete ſich der Medicin. Er iſt berühmt wegen ſeines Antheils an ſeines Jugendfreundes und Landsmanns Buffons Naturgeſchichte der Quadrupeden, welche ihm den mit bewundernswürdiger Genauigkeit, Klarheit und Scharfſinn ausgearbeiteten anatomiſchen Theil verdankt. Leider verſagte er ſeine Theilnahme in der Folge, da er es für eine Beleidigung anſah, daß Büffon eine Ausgabe ſeiner Naturgeſchichte mit Hinweglaſſung des anatomiſchen Theils veranſtaltet hatte. Das Cabinet der Naturgeſchichte in Paris, deſſen Director er wurde (1745), wurde durch ſeine und Buffons vereinte Bemühungen zu einer der merkwürdigſten Anſtalten der Hauptſtadt erhoben. Als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, in welche er 1744 trat, bereicherte er die Memoiren dieſer Geſellſchaft durch eine Menge anatomiſcher Entdeckungen und durch Unterſuchungen über die Thiergattungen und ihre Unterſchiede, über die Veredlung der Wolle und die Behandlung der Thierkrankheiten. Die Mineralogie, die Pflanzenkunde und die Oekonomie verdanken ihm vieles Licht. Er machte eine Methode bekannt, die Mineralien zu claſſificiren. In der Encyclopädie hatte er den naturhiſtoriſchen Theil bearbeitet. Außerdem iſt er Verfaſſer einer großen Menge gemeinnütziger Schirften, z. B. Instruction pour les bergers, 3 ed. 1795. 8. (deutſch von A. Wichmann); Mémoire sur les indigestions, n. ed. 1798. 8. u. a. Frei von Buffons fantaſtiſchen Hypotheſen war er der treueſte Beobachter der Natur. Zur Zeit des Terrorismus hatte er ein Certificat ſeines Bürgerſinns nöthig, und wurde ſeiner Section als ein Schafhirte vorgeſtellt, der ſich damit beſchäftige, die Spaniſchen Schafe in Frankreich einzuführen. Auch ſetzte er ruhig ſeine Studien fort. Mit einer von Natur ſchwachen Körperconſtitution erreichte er durch Mäßigkeit und Heiterkeit ein Alter von 84 Jahren. Er wohnte am 31. Dec. 1799 zum erſten Male der Sitzung des Senats bei, als ihn ein Schlagfluß traf und er bewußtlos in die Arme ſeiner Freunde ſank. Seine Ueberreſte begrub man in dem Garten, den er durch ſeine Sorgfalt verſchönert hatte. S. Eloge par Fourcroy im Mag. encycl. an 5. n. 18. S. 263 ff.

D'Aubigne' (Franziska), ſ. Frau von Maintenon.

D'Aubigne' (Theodor Agrippa), ein edler, freimüthiger Mann am Hofe Heinrichs des IV. und kurze Zeit ſein Günſtling, geb. 1550 zu St. Maury bey Pons. Er war ein Mann von großer Einſicht. Heinrich IV. erhob ihn daher auch zum Viceadmiral in Poitou und Saintonge. Nach des Königs Tode gab er ſeine histoire universelle depuis 1550 jusqu'en 1601 heraus (in einer neuen Ausgabe von la Mailer 1616 — 1620), welche wegen ihrer Freimüthigkeit und Vertheidigung der Sache der Reformirten 1620 zu Paris durch den Henker verbrannt wurde. Daher ging

er nach Genf, wo er mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde. Er ſtarb 1630. Auch hat man von ihm mehrere Satyren und ein Gedicht (tragiques) in 7 Büchern. Genf 1616. 4. worin er den traurigen Zuſtand der Reformirten in Frankreich ſchildert. Er hat ſelbſt die Schickſale ſeines Lebens erzählt in ſeinem Mém. de la vie etc. Amst. 1731.

D'Aubigny (J. L. M. Villain), ehemaliger Procurator des Pariſer Parlements, verbunden mit Marat, Danton, Briſſot, ſpielte eine Hauptrolle in der franzöſ. Revolution. Er war vom Jakobinerclub, wurde nach und nach Wähler und Municipalitätsofficier der Pariſer Gemeine, und leiſtete zu den Ereigniſſen des 10. Aug. 1792 hülfreiche Hand. Gegen Ende 1793 gab man ihn dem Kriegsminiſter Bouchotte an die Seite. Um dieſe Zeit erklärte ſich St. Juſt und Robespieere zu ſeinen Partheygängern, was ihn mit in des letztern Sturz verwickelte. Doch machte die ausgerufne Amneſtie ihn wieder frei. Allein nach den Ereigniſſen von 3 Nivoſe 9 wurde er nach den Inſeln Sechelles deportirt, wo er auch geſtorben iſt.

Daun (Leopold Joſeph Maria, Reichsgraf von), einer der verdienſtvollſten Oeſterreichiſchen Feldherren, lebte von 1705 bis 1766. Schon ſein Großvater und Oheim hatten dem kaiſerlichen Hofe als Generalfeldmarſchälle gedient; gleichen Ruhm erwarb ſich ſein Vater, Wirich Philipp Lorenz Graf von Daun, deſſen glänzendſte Periode in den Spaniſchen Erbfolgekrieg fällt. Allein Leopold Joſeph verdunkelte den Glanz aller ſeiner Vorfahren. Er errang die erſten Lorbeeren in dem Türkenkriege von 1737 bis 1739 als Generalmajor und trug im Oeſterreichiſchen Erbfolgekriege zur Belagerung Prags, zur Eroberung Bayerns und zur Vertreibung der Franzoſen bis über den Rhein auf das ausgezeichnetſte bei. Sein kluges Benehmen bei einem Zuge über den Rhein und ſeine Verheirathung mit der Gräfin von Fux, eine Favoritin Marie Thereſiens, verſchafften ihm die Stelle eines Generalfeldzeugmeiſters und endlich 1757 den Poſten eines Generalfeldmarſchalls. In dieſer Eigenſchaft commandirte er die Oeſterreichiſchen Heere im ſiebenjährigen Kriege. Er zog dem König von Preußen, welcher Prag belagerte, bis Collin entgegen, und lieferte hier die unvergeßliche Schlacht (1757) den 18. Juni, wodurch er den König zwang, die Belagerung aufzuheben, und ſowohl Böhmen als die Oeſterreichiſchen Staaten überhaupt zu räumen. Das Glück begünſtigte ihn jedoch nicht immer: denn ungeachtet er allenthalben mit höchſter Klugheit und Vorſicht handelte, ſo konnte er es doch nicht verhindern, daß er bei Leuthen, Torgau und mehrern Orten empfindliche Niederlagen erlitt. Außer der Schlacht bei Collin iſt ſein größtes Unternehmen der Ueberfall Friedrichs II. bei Hochkirchen in der Nacht vom 31. Oktob. 1758. Hier würde er das ganze Preußiſche Heer vernichtet haben, wenn nicht der Prinz von Durlach mit ſeiner Colonne zu ſpät angekommen wäre. Auch bei Torgau (den 3. Nov. 1760) würde er den Sieg erfochten haben, wenn nicht durch ſeine Verwundung und Ziethens Entſchloſſenheit ſich das Glück auf Preußiſche Seite gewendet hätte. Nicht geringere Verdienſte erwarb er 1759 den 21. Nov. durch die Gefangennehmung von 11,000 Preußen, die unter Finks Commando bei Maxen gelagert waren. Mit Unrecht hat man Dauns ſtets zögernde, nur ſelten eine große Entſcheidung wagende Art, Krieg zu führen, getadelt: denn ſie

hatte weder Unkunde, noch Unentſchloſſenheit oder gar Feigheit zum Grunde, ſondern entſprang aus der richtigen Beurtheilung ſeines großen Gegners. Einem Feldherrn, wie Friedrich, der ohne einem Höhern zur Rechenſchaft verpflichtet zu ſeyn, die kühnſten Unternehmungen, bei denen ſein genialer Geiſt nur die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges erkannte, wagen durfte und mußte; dem dieſe Kühnheit gewiſſermaßen abgenöthigt wurde durch die Menge ſeiner Feinde, denen er nur dadurch widerſtehen konnte, daß er ſie, ohne bei jedem Einzelnen viel Zeit zu verlieren, ſchnell nach einander beſiegte, konnte der in ſeinem Wirkungskreiſe abhängige Daun nicht beſſer widerſtehen, als wenn er ſich gleich einem zweiten Fabius Cunctator gegen ihn benahm. Friedrich ſelbſt erkannte ſehr wohl, welchen gefährlichen Gegner er an Daun habe. Gegründeter iſt vielleicht der Tadel, daß Daun nicht immer die erfochtenen Vortheile in ihrem ganzen Umfange zu benutzen und den Feind nach gewonnener Schlacht durch Verfolgung zu vernichten verſtand. Die Verbeſſerung der öſterreichiſchen Infanterie wird ihm zugeſchrieben. Er verdiente Marien Thereſiens Gnade nicht nur durch ſeinen Kriegsruhm, ſondern auch durch ſeinen rechtſchaffnen Charakter.

Daunou (P. C. F.), zeichnete ſich während der Franzöſiſ. Revolution als einer der beſten Redner aus. Er wurde 1792 Deputirter beim Nationalconvent, wurde aber in die Proſcription der Girondiſten verwickelt und arretirt, kam jedoch 1794 wieder in den Convent, ward 1795 Mitglied der Geſetzcommiſſion zur Organiſirung der Verfaſſung von 1793; erhielt 1798 vom Direktorium den Auftrag die röm. Republik zu organiſiren, beförderte die Revolution vom 18. Brumiare, ward Mitglied der Commiſſion zur Wahl einer neuen Conſtitution. Er ſchlug die Stelle im Staatsrathe aus, welche ihm Bonaparte antrug und begnügte ſich mit der eines Tribun, verließ dieſe Stelle wieder 1802 und übernahm das Amt eines Aufſehers der Bibliothek des Pantheons. Zu Ende 1804 übernahm er Camus Stelle als Archivar im geſetzgebenden Corps. Er hat auch eine Analyse des opinions diverses sur l'origine de l'imprimerie (Paris 1802) geſchrieben.

Dauphin der Titel, welchen ſonſt der jedesmalige Kronprinz von Frankreich führte. Dieſe Benennung kommt von der Provinz Dauphiné her, welche Humbert II., Dauphin von Viennois, im J. 1343 dem König Philipp von Valois unter der Bedingung abtrat, daß die Kronprinzen von Frankreich künftig Dauphins genannt werden ſollten.

Davenant (Sir William), ein fruchtbarer engliſcher Dramatiker, geb. zu Oxfort 1605, erhielt nach Ben Jonſons Tode die Stelle eines Hofpoeten, gerieth aber durch die politiſche Revolution in England in höchſt wunderbare Schickſale und Lagen. Er gerieth zwei Mal in die Gefangenſchaft der Rebellen. Milton rettete ihm durch ſeine Vermittlung das Leben. Darauf trat er als Direktor muſikaliſcher Unterhaltungen und als Schauſpieldirektor auf. Er verſuchte die dramatiſche Deklamation mit Muſik zu verbinden, wodurch eine Art von Darſtellung, welche ſich der Oper annäherte, hervorging, verbeſſerte die Einrichtung der Bühne und ließ die weiblichen Rollen nicht mehr von Knaben, ſondern durch Frauenzimmer darſtellen. Seine dramatiſchen Produkte zeichneten ſich vor den übrigen ſeiner Zeit durch Lebhaftigkeit und Correktheit aus. Und ob er gleich ſelbſt nach ſeinem Tode (1668) durch ein Begräbniß in der Weſtmünſterabtei

ſehr geehrt wurde, ſo hat ſich doch keines ſeiner 20 Schauſpiele auf dem Theater erhalten. Noch größern Ruhm hoffte er durch ſein epiſches Gedicht Gundibert zu erwerben (S. über dieſes Bouterweck Geſch. der Poeſ. und Beredſamkeit 1. Bd. S. 358 vgl. 348 u. ff.) wie man aus einem Briefe an ſeinen Freund Hobbes erfährt. Dieſes und einige andere Gedichte findet man in Andersons british poets Vol. IV. Seine Werke erſchienen London 1673 fol.

David, König in Iſrael, der jüngſte Sohn Iſai, eines angeſehenen Mannes zu Bethlehem vom Stamm Juda, geboren im Jahre der Welt 2899. Er that ſich durch ſeine Klugheit, Weisheit, Muth und Entſchloſſenheit, ſo wie durch ſeine tapfern Thaten, z. B. die Ueberwindung Goliaths, des rieſenhaften Philiſters u. a. m. ſo hervor, daß Samuel, der Hoheprieſter, ihn noch bei Lebzeiten Sauls durch die Salbung zum künftigen Könige weihte. Zu Hauſe beſorgte er die Heerden ſeines Vaters, dabei war er in den Wiſſenſchaften damaliger Zeit und ſelbſt in der Tonkunſt wohl unterrichtet. Saul, der ihn als ſeinen Gegner betrachtete, verfolgte ihn, woraus ein bürgerlicher Krieg entſtand, der bis zu Sauls Tod (2929), dauerte. Jetzt beſtieg David den Thron von Juda; die übrigen Stämme hatten Sauls Sohn, Isboſeth, zu ihrem Könige erwählt, nach deſſen Ermordung David erſt zum Beſitze des ganzen Reichs gelangte (in der Mitte des 11. Jahrhunderts v. Chr.). Seine erſte Unternehmung darauf war ein Krieg gegen die Jebuſiter, mitten in Paläſtina. Er eroberte die Burg Zion, machte Jeruſalem zur Reſidenz und die Burg zum ewigen Wohnort des Allerheiligſten. Hierauf erweiterte er ſein Reich nach allen Gegenden, unterjochte die Philiſter, Amalekiter, Edomiter, Moabiter, Ammoniter und beſonders die Syrer. Dadurch ward Judäa blühender, volkreicher, begüterter. David beförderte aber auch Schiffahrt und Handlung und ſuchte ſein Volk durch Künſte, namentlich Baukunſt, zu verfeinern. Er erbauete ſich zu Jeruſalem einen prächtigen Palaſt und machte den Gottesdienſt feierlicher, beſonders durch die Anſtellung der heiligen Dichter und Sänger. Der prächtige Tempel, zu deſſen Baue er Vorkehrungen traf, kam erſt unter ſeinem Nachfolger zu Stande. Er ſelbſt erhob die lyriſche Dichtkunſt in ſeinen Pſalmen (ſ. dieſ. Art.) zu dem höchſten Grade der Vortrefflichkeit, den ſie unter den Iſraeliten erreicht hat. Auch verbeſſerte er das Kriegs- Juſtiz- und Finanzweſen anſehnlich. Indeß verleiteten ihn ſeine Ausſchweifungen in der Liebe zu manchen Grauſamkeiten, die durch ſeine Reue nicht hinlänglich entſchuldigt werden, und die Eiferſucht unter den Söhnen der verſchiedenen Mütter gab endlich zu Empörungen in ſeiner eigenen Familie Veranlaſſung. Sein Sohn Abſalon ſuchte ihn vom Throne zu ſtürzen und kam in dem darüber entſtandenen Kriege um. Durch die Zählung der ſtreitbaren Männer, die David in der Trunkenheit ſeines Kriegsglücks befahl, konnte die Ruhe eben nicht allgemein hergeſtellt werden; ſie ließ Eroberungsplane fürchten. Auch ließen die Philiſter den König bald fühlen, wie er dadurch vom Geſetz abweiche. David übergab noch bei ſeinem Leben das Iſraelitiſche Reich in der Blüthe ſeiner Cultur und ſeines Wohlſtandes, ſeinem Sohne Salomo, und ſtarb im Jahre der Welt 2969. Ueber ihn vergleiche Chandlers krit. Lebensgeſchichte Davids, überſ. mit Anmerk. von Die-

drichs. Bremen 1777 und 80. 2 B. 8. Niemeyers Charakteriſtik der Bibel IV. B. Heße Idiognomik Davids. Jena 1784. 8.

David (Jac. Louis), ein berühmter Franzöſiſcher Maler, gegenwärtig der erſte in der Franzöſiſchen Schule, geb. zu Paris 1756. Er ging frühzeitig (1774) nach Rom, hielt ſich mehrere Jahre daſelbſt auf und widmete ſich vorzüglich dem Heroiſchen in der Hiſtorienmalerei. Seine Talente für dieſe Gattung der Kunſt entwikkelten ſich bald, und die Italiäner ſahen ſich gezwungen, ihm die Achtung zu zollen, die ſie ſonſt dem Ausländer gern verſagen. Noch höher aber ſtieg ihre Bewunderung, als David im Jahr 1784 abermals nach Rom zurückkam, und ſein Meiſterſtück, den Schwur der Horatier, welches ihm Ludwig XVI. nach einer Scene aus den Horatiern des Corneille zu entwerfen aufgetragen hatte, unter ihren Augen vollendete. Kenner und Liebhaber behaupteten im erſten Enthuſiasmus, daß dieſes Stück unübertrefflich ſey, und den Geiſt eines Rafael athme. Sein Ruhm ſtieg dadurch in Paris ungemein, und David, der jetzt auch als Portraitmaler Aufſehen zu machen anfing, würde ſehr glänzend haben leben können, wenn er nicht unglücklicher Weiſe bei der Revolution eine Rolle übernommen hätte. Vom Feuereifer für dieſelbe hingeriſſen unternahm er gleich zu Anfang der Revolution (im Jahr 1789) ein ſehr großes Gemälde: Brutus, der ſeine Söhne zum Tode verdammt, welches Viele noch ſeinen Horatiern und Curiatiern vorzogen. Auch gab er die meiſten Ideen zu den zahlreichen Monumenten und republikaniſchen Feſten jener Zeit an. Er wurde 1792 Wähler von Paris, darauf Deputirter beim Nationalconvent und Mitglied des Sicherheitsausſchuſſes; während der Schreckensregierung war er einer der wüthendſten Jacobiner und ganz Robespierre ergeben. Er ſchlug vor, aus den Trümmern der Königsſtatüen auf dem Pontneuf ein Monument zu errichten, welches das Volk als Rieſen vorſtellte. Im Januar 1794 präſidirte er ſelbſt im Convent. Nach Robespierre's Sturz war er in großer Gefahr, und nur ſein großer Ruf, als erſter Maler der Franzöſiſchen Schule, rettete ihn vom Blutgerüſt. Zu den Revolutionsſcenen, welche David durch ſeinen Pinſel zu verewigen ſuchte, gehören: die Ermordung von Marat und Pelletier, vorzüglich aber der Schwur im Ballhauſe und Ludwigs Eintritt in die Nationalverſammlung vom 4. Febr., welches Gemälde er 1790 dem geſetzgebenden Corps verehrte. Im Jahr 1799, nachdem ſein Pinſel eine Zeit lang geruht hatte, ſtellte er ſeine Sabiner aus, ließ ſie mehrere Jahre gegen einen gewiſſen Preis ſehen und ſoll ſich damit eine anſehnliche Summe erworben haben. Im J. 1804 ernannte ihn der Kaiſer zu ſeinem erſten Maler und gab ihm den Auftrag zu vier Gemälden, worunter beſonders dasjenige, welches die Ceremonie der Kaiſerkrönung Napoleons darſtellt, ſich auszeichnet. Auch gehören zu ſeinen neueſten und berühmteſten Werken mehrere Abbildungen des Kaiſers, beſonders wie er als Conſul auf dem Bernhardsberge zu Pferde den Truppen die Bahn zum Ruhme vorzeichnet ꝛc. Seine äußere Erſcheinung ſoll ſehr häßlich und unangenehm ſeyn. Die Urtheile über dieſen unter der vorigen Franzöſi- Regierung zum Ritter, Mitgliede der Ehrenlegion und des Nationalinſtituts, ſo wie vieler auswärtigen Kunſtakademien erhobenen Künſtler ſind ſehr verſchieden. Siehe Fernow's Sitten- und Culturgemälde von Rom, Göthe's Winkelmann und ſein Jahr-

hundert, und Reichards vertraute Briefe. Nur dies ſey hier noch bemerkt, daß er in Moreau einen trefflichen Künſtler gefunden, der die beſten ſeiner Werke ganz in ſeinem Sinne durch den Grabſtichel verewigt.

Davila (Arrigo Caterino), ein berühmter italiäniſcher Staatsmann und Geſchichtſchreiber der Italiener, der Sohn eines Cypriers von angeſehener Familie, geb. 1576; kam durch ſeinen Vater, der nach Eroberung der Inſel durch die Türken 1571, nach Venedig flüchtete, in ſeiner Kindheit in Verbindung mit dem Franzöſiſchen Hofe, wurde hier Page, trat dann in Franz. Militärdienſte und zeichnete ſich rühmlich aus, kehrte aber auf Verlangen ſeines Vaters 1599 nach Italien zurück, nahm venezianiſche Dienſte, ſtieg von einer Stufe zur andern und bekleidete endlich die Stelle eines Gouverneurs in Dalmatien, Friaul und auf der Inſel Candia, und galt in Venedig für den erſten Mann nach dem Doge. Er wurde auf einer Reiſe auf Veranlaſſung eines unbedeutenden Streites meuchelmörderiſch erſchoſſen (1631). Am meiſten iſt er berühmt durch ſeine merkwürdige Geſchichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich, von 1559 — 1598 (Storia delle guerre civili di Francia Ven. 1630 und mehrmals auch in mehrere Sprachen überſetzt), welche durch Vergleichung auch für die neueſten Zeiten Intereſſe hat, und neben Guicciardini's und Machiavells Werken einen Platz behauptet. S. über daſſelbe Bouterweck Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ꝛc. 2 Bd. S. 516 u. ff., und über ihn Niceron 13 Thl. S. 345 u. ff.

Davis (John), Davisſtraße. Den erſtern Namen führt ein berühmter engliſcher Seefahrer, welcher auf ſeinen Reiſen in dem nördlichen Amerika 1585, die nach ihm benannte Meerenge (Davisſtraße) zwiſchen Grönland und dem nördlichen Amerika entdeckte; II) führt dieſen Namen ein geſchätzter engliſcher Kritiker und Philolog, durch mehrere Ausgaben der Alten z. B. des Cicero bekannt; ſt. nach 1745.

Davouſt (eigentlich D'Avouſt), ſonſt Herzog von Auerſtädt und Fürſt von Eckmühl genannt, Reichsmarſchall, geb. den 10. Mai 1770 zu Annou im ehemaligen Burgund, aus einer angeſehenen Familie, ſtudirte zu gleicher Zeit mit Bonaparte auf der Militärſchule zu Brienne. Im Jahr 1785 war er Unter-Lieutenant im Cavallerieregimente Royal Champagne, 1790 wurde er zum Chef des dritten Volontair-Bataillons der Yonne ernannt. Er zeichnete ſich unter Dumouriez in den Schlachten von Jemappe und Neerwinden durch kühne Tapferkeit aus. Als Dumouriez nach der Schlacht von Neerwinden mit Coburg unterhandelte, entwarf Davouſt das kühne Unternehmen, ſich Dumouriez, in der Mitte ſeiner Armee, zu bemächtigen, und es fehlte wenig, daß er es ausführte. Dieſer Zug machte damals Aufſehen und erwarb ihm die Gunſt der damaligen Machthaber. Im Juni 1793 wurde er zum General ernannt, aber durch das Decret, das alle ehemaligen Adligen außer Thätigkeit ſetzte, genöthigt, ſeine Entlaſſung zu nehmen. Der neunte Thermidor rief ihn wieder zu den Fahnen und er wurde zuerſt wieder in der Moſelarmee bei der Belagerung von Luxemburg gebraucht. Er diente dann unter Pichegru bei der Rheinarmee, wurde in Mannheim gefangen, aber bald wieder ausgewechſelt, und befand ſich bei dem berüchtigten Rheinübergange im J. 1797, bei welchem er ſich durch kluge Anführung ebenſowohl, als durch perſönliche Tapferkeit

auszeichnete. Bei der Eröffnung der Italiäniſchen Feldzüge unter Bonaparte feſſelte ihn ſein Enthuſiasmus bald an dieſen mit unauflöslichen Banden, und er war einer ſeiner treueſten Waffengefährten. Er begleitete ihn nach Egypten, zeichnete ſich auch hier durch Muth und Kühnheit aus, (er war es, der nach der Affaire von Abukir das Dorf ſelbſt angriff und eroberte) und ſchiffte ſich nach der Convention von El-Ariſch mit Deſaix in Alexandrien ein, um nach Frankreich zurückzukehren. Sie erblickten ſchon die Hieriſchen Inſeln, als ſie von einer Engliſchen Fregatte aufgebracht und nach Livorno zum Admiral Keith geführt wurden. Dieſer, der wegen jener Convention noch ohne Inſtruction von ſeinem Hofe war, behandelte ſie als Kriegsgefangene, und erſt nach einem Monate erhielten ſie ihre Freiheit und Erlaubniß zur Abreiſe nach Toulon. Bonaparte erfuhr ſeine Ankunft mit großer Theilnahme, ernannte ihn zum Diviſions-General, und übertrug ihm das Commando der Cavallerie der Italiäniſchen Armee. Zur Belohnung der Dienſte, die er namentlich in der Schlacht von Marengo leiſtete, ernannte ihn Napoleon zum Chef der Grenadiere der Conſulariſchen Garden, die ſich in dieſer Schlacht mit Ruhm bedeckt und den Namen der Granit-Säulen erworben hatten. Alle dieſe Auszeichnungen verloren ſich jedoch für das größere Publikum unter der Menge ihres Gleichen während dem Revolutionskriege, und als er nach der Thronbeſteigung Napoleons (1804 zum Reichsmarſchall und Großkreuz der Ehrenlegion auch Obriſtgeneral der kaiſerl. Grenadiergarde ernennt ward, gehörte er, ſo wie einige Andere, als Mortier, Beſſieres, Soult, zu denen, die dieſe Würde nicht ſowohl ihrem vorherigen Range in der Armee, als der Gunſt des Kaiſers und ihrer unverbrüchlichen Anhänglichkeit an ſeine Perſon zu verdanken hatten. Das Glück gab ihm Gelegenheit ſich in dem Feldzug von 1805, namentlich bei der Schlacht von Auſterlitz, wo er den rechten Franzöſiſchen Flügel commandirte, auszuzeichnen. Nach dem Presburger Frieden blieb er mit ſeinem Corps in Deutſchland ſtehen. Der im October 1806 ausgebrochene Krieg verſetzte daſſelbe ſchnell nach Sachſen und auf das in der Geſchichte unvergeßliche Schlachtfeld bei Auerſtädt, auf welchem er ebenfalls mit dem rechten Flügel der Franzöſiſchen Armee eine iſolirte Stellung behauptete, wodurch er ſo viel zur Entſcheidung dieſes Tages beitrug. Da er die faſt ganz getrennte Schlacht von Auerſtädt durch ſeine geſchickten Diſpoſitionen allein gewann, und ſich in dem Fortgange des Krieges in dem ungetrübten Beifalle des Kaiſers Napoleon erhielt, ernannte ihn dieſer nach dem Frieden von Tilſit zum Herzog von Auerſtädt. Er blieb in Warſchau, ging dann nach Breslau und ward, da die große Armee aufgelöſ't wurde, zum Oberbefehlshaber der ſogenannten Rheinarmee erhoben. Bei dem Wiederausbruche des Krieges mit Oeſterreich 1809 ſchloß er ſich mit ſeinem Corps an Napoleon an. Sein Marſch durch die Oberpfalz an die Donau und die Tage von Regensburg waren eine ſehr gefährliche Aufgabe. Er hatte weſentlichen Antheil an dem Siege bei Eckmühl. An der Schlacht von Aſpern konnte nur eine ſeiner 4 Diviſionen Antheil nehmen, deren General, St. Hilaire, mit dem größten Theile ſeiner Truppen auf dem linken Donauufer umkam. In der Schlacht von Wagram commandirte er wieder den rechten Flügel, deſſen Bewegungen hauptſächlich den

Rückzug der Oeſterreicher bewirkten. Nach dem Frieden erhob ihn Napoleon zum Fürſten von Eckmühl und nach Vereinigung der Hanſeſtädte mit Frankreich, zum General-Gouverneur der drei hanſeatiſchen Departements. Weniger ausgezeichnet war die Rolle, die er im Feldzuge 1812 und 1813 ſpielte. Aber in Schwediſch-Pommern, welches er am Anfange des Feldzugs beſetzte, in Sachſen, wo er die Sprengung der ſchönen Elbbrücke veranſtaltete, in Hamburg, wohin er nachher mit einem großen Corps vordrang, und wo er ſich eine lange Zeit von allen Seiten eingeſchloſſen befand, nachdem er vorher mehrere fruchtloſe Bewegungen nach allen Seiten gemacht; ja in ganz Deutſchland wird ſein Name unvergeßlich ſeyn *). Er iſt nach der endlichen Uebergabe Hamburgs trotz der Memoire, durch welche er ſein Verfahren zu vertheidigen geſucht hat, von dem Könige Ludwig XVIII. nicht wieder angeſtellt worden und privatiſirt auf ſeinem Landgute.

Davy (Ritter Humphry), ein berühmter engliſcher Naturforſcher, Prof. der Chemie zu London, vorzüglich durch ſeine Entdeckungen und ſcharfſinnigen Hypotheſen über die Luftarten (S. z. B. Chem. und phyſiolog. Unterſuchungen über das oxydirte Stickgas und das Athmen derſelben, (a. d. Engl. 2 Thl. Lemgo 1812.) bekannt.

Daw ſ. Dow.

Dazincourt (Joſeph Jean Baptiſte), geb. den 11. Dec. 1747 zu Marſeille, einer der ausgezeichnetſten Franzöſiſchen Schauſpieler neuerer Zeit. Er wurde anfangs zum Handelsgeſchäft beſtimmt, verließ es aber bald, um einen Poſten bei dem Marſchall Richelieu anzutreten, der ihn mit Arbeiten in ſeinem Cabinet, ſeiner Bibliothek und der Ausarbeitung der Memoiren ſeines Lebens beſchäftigte. Hier entwickelte er auf einem Liebhabertheater ſeine Liebe und ſein Talent für Schauſpielkunſt, und trat bald zu einer Schauſpielergeſellſchaft, wo er beſonders komiſche Liebhaberrollen mit außerordentlichem Beifall ſpielte. Sein eigentlicher Name war Albouis; aber in dieſer Epoche ſeines Lebens nannte er ſich Dazincourt. Er ging nun nach Brüſſel, wo er engagirt wurde. Durch den Fürſten von Ligne, deſſen vorzügliche Gunſt er genoß, kam er von hier nach Paris, und erwarb ſich ausgezeichneten Beifall. 1785 wurde Dazincourt von Marie Antonie nach Trianon berufen, um ein Geſellſchaftstheater zu orgarniſiren, wobei ſie ſelbſt die Soubrettenrollen übernahm. Er gab der Königin Unterricht und erhielt reiche Geſchenke. Eben ſollte er vom Könige eine Penſion erhalten, als die Revolution ſein Glück zertrümmerte, und ihn ſelbſt eilf Monate lang nebſt allen Gliedern des Franzöſiſchen Theaters der Freiheit beraubte. Der neunte Thermidor rettete ſie vom Schaffot. Auch gelang es ſeinem unermüdeten Streben, daß 1799 die Geſellſchaft des Franzöſiſchen Theaters neu organiſirt wurde. Im J. 1807 wurde er zum Profeſſor der Declamation am Conſervatorium und dann vom Kaiſer zum Director der Hofſchauſpiele ernannt. Als ſolcher war er auch bei dem berühmten Kaiſer-Congreſſe in Erfurt. Doch begleitete er dieſen Poſten nicht lange, denn am 18. März 1809 entriß ihn der Tod dem Theater und ſeinen Freunden in einem Alter von 62 Jahren. Dazincourt ſpielte alle Rollen gut; ſeine Sprache war rein, ſein Vortrag natürlich, ſein Spiel fein und ungezwungen.

*) Vgl. deutſche Blätter 1813. 1r Bd. No. 17, 20, 45.

Beaumarchais übertrug ihm bei der Darſtellung des Figaro dieſe Rolle, welche vorzüglich ſeinen Ruhm gründete; ihm und der Contat, welche die Suzanne eben ſo meiſterhaft ſpielte, war der außerordentliche Beifall zum Theil zuzuſchreiben, den dieſes in ſeiner Art vortreffliche Intriguenſtück bei ſeiner Erſcheinung erhielt.

Débandade (à la), heißt in der Kriegsſprache, in zerſtreuten Haufen, einzeln, nicht in geſchloſſenen Reihen fechten, in zerſtreuter Ordnung den Feind angreifen. Angriffe en débandade ſind daher alle diejenigen, welche durch Tirailleurs, Jäger, Schützen u. ſ. w. bienenſchwarmartig, aber doch mit Einheit und Ordnung, gegen den Feind unternommen werden. Eine Flucht en débandade aber bedeutet einen verwirrten Rückzug, bei welchem alles unordentlich durch einander geht.

Debatte, Debatten (Wortwechſel oder Streit), beſonders über einen politiſchen Gegenſtand), werden im Engliſchen Parlamente die Reden genannt, welche für und wider einen Antrag gehalten werden.

Debüre (Guillaume François), ein berühmter pariſer Buchhändler durch ſeine ausgebreitete Kenntniß der Literatur, und namentlich älterer und ſeltener Werke, die er in mehreren bibliographiſchen Werken, beſonders in ſeiner Bibliographie instructive, ou Traité de la connoissance des livres rares et singuliers (Paris 1763—82, 10 Voll. gr. 8.) an den Tag legte, ausgezeichnet; geb. 1731; geſt. 1782.

Deca—de. — di.—diſches Syſtem. —gramm. — litre. — metre. — re. Von dem griechiſchen Worte Deka, Dekas iſt gebildet das Wort Decade, und bezeichnet die Zahl Zehn, den Zehner, auch was zehn Theile hat. So wurde daher auch der dritte Theil des Monats (der aus 30 Tagen beſtand) in dem neuen republ. Calender der Franzoſen genennt. Eine ſolche Decade — oder 10 Tage — bildete eine Woche; denn der Sonntag war abgeſchafft, ſtatt deſſen trat der Decadi, der Zehnte, als Ruhetag ein. — Daher Decadentage. S. Calender — Daher auch das decadiſche Syſtem oder das bei uns gebräuchliche Zahlenſyſtem, welches ſich der zehn einfachen Zeichen bedient, und höhere Zahlengrößen durch die Stelle bezeichnet (ſ. d. Art. Zahlenſyſtem. In dem Franzöſiſchen Maßſyſtem (ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem) bedient man ſich des griechiſchen Worts Deka zu vergrößernden Beſtimmungen z. B. Decagramm, ein Gewicht von 10 Grammen (2 $\frac{3}{4}$ Quent.) — Decalitre ein Maß von 10 Litre, Decametre, ein Maß von 10 Metres, 30 Pariſer Fuß, 9 Zoll 6 $\frac{1}{2}$ Linien haltend, eine ehemalige Ruthe. — Decare, ein Maß von zehn Aren, ohngefähr 20 Quadratruthen.

Decagon (decagonum). Eine Figur von 10 Ecken und Winkeln (Zehneck) in der Geometrie.

Decameron, ſ. Boccaccio.

Decan, ein Haupttheil von Oſtindien. S. Oſtindien.

Decan (decanus), Dechant, Dechent, ein Titel, welchen ſonſt mehrere Beamten geführt haben, welchen in ihrem Wirkungskreiſe einige Perſonen — (vorzüglich 10, der Etymologie nach) untergeben ſind, — ſo in dem longobardiſchen Recht eine Unterobrigkeit, deren Diſtrict eine Decanie genennt wurde. In den geiſtlichen Collegien und auf den Univerſitäten iſt der Titel des Decan noch üblich. Namentlich bezeichnet das Decanat die Würde ei-

nes Obern im Collegio der Cardinäle in dem Collegio der Chorherrn und Geiſtlichen in den Stiften und Collegiatkirchen, (wo der Dechant entweder der erſte oder dem Probſt untergeordnet iſt) — daher Domdechant. Auf den Univerſitäten ſind Decane die Directoren der vier Facultäten, deren Würde und Amt größtentheils unter den Mitgliedern oder Beiſitzern derſelben abwechſelt. — Daher auch die Dechanei, (Decanei) — d. i. die Güter und Gebäude zum Unterhalte eines (geiſtlichen) Dechanten, auch ſein Kirchſprengel, oft nur ſeine Wohnung.

Dechiffrirkunſt, insbeſondere die Kunſt, den Inhalt einer geheimen, mit willkührlich verabredeten Zeichen (oft Ziffern, wovon ſich der Name Dechiffrirkunſt herſchreibt) geſchriebene Schrift zu enträthſeln. Da dieſe Kunſt nicht bloß Stoff der Converſation iſt, ſondern auch im geſellſchaftlichen Leben Anwendung finden kann, ſo wollen wir unſre Leſer mit den Grundſätzen derſelben bekannt machen. Vor allen Dingen muß man die Vocale oder Selbſtlauter aufſuchen. Dieſes geſchieht auf folgende Art: 1. Man zieht alle zweibuchſtabige Worte aus der geheimen Schrift heraus und ſchreibt ſie vor ſich hin. Hernach ſucht man auch die Worte, welche am Ende der einen und am Anfange der andern Zeile alſo getheilt ſind, daß am Ende der Zeile nur die zwei erſten Buchſtaben des Worts ſtehen; denn einer davon muß nothwendig ein Vocal ſeyn. Hierauf nimmt man die fünf Buchſtaben heraus, welche am meiſten vorkommen. 2. Man prüfe dieſe fünf Vocale, und verſuche, ob auch in jedem Worte der geheimen Schrift einer oder der andere vorkomme. Findet ſich ein Wort, in welchem keiner davon anzutreffen iſt, ſo hat man die rechten Vocale noch nicht gefunden. Man muß zuſehen, welcher von den Buchſtaben deſſelbigen Worts (in welchem man keinen der Anfangs für Vocale gehaltenen Buchſtaben gefunden) unter den angemerkten einſylbigen Wörtern am meiſten vorkommt. Dieſen ſchreibt man zu den vermuthlichen Vocalen, und nimmt an deſſen Statt einen davon weg, der unter gedachten zweibuchſtäbigen Wörtern am ſeltenſten vorkommt. Dieſe Unterſuchung muß man durch die ganze Schrift durchführen; und hat man endlich die Vocale gefunden, ſo muß man 3. dieſelben unterſcheiden. (Weil der Vocal E im Deutſchen der gemeinſte iſt, ſo ſieht man zu, welcher Buchſtabe ſich in der geheimen Schrift am meiſten ſehen läßt, wenn man vermuthen kann, daß dieſelbe deutſch iſt; dieſer iſt gewiß E. 4. Die Buchſtaben A, C, H, S, R, W, M, L, F werden im Deutſchen durch die kurzen Wörter an, auch, das, wie, ihm, will, auf, die Buchſtaben I, N, U, D, durch die Wörter ein, um, und ausgeforſcht. Im übrigen müſſen in der Deutſchen Sprache noch folgende Eigenſchaften der Buchſtaben in Acht genommen werden: A allein wird im Anfange eines Wortes doppelt gefunden. B. ſteht nie im Anfange eines zweibuchſtabigen Wortes, und kommt mitten im Worte nicht doppelt vor. C kommt in keinem Worte von zwei Buchſtaben vor, ſteht in keinem Deutſchen Worte drei Mal, folgt niemals auf einen doppelten Buchſtaben, ausgenommen in dem Worte Iſaac, und ſteht nicht zu Ende eines Worts, außer in einigen Nennwörtern. D kommt nie drei Mal in einem Worte vor, geht nicht vor einem Doppelbuchſtaben her, und ſteht in keinem Worte von zwei Buchſtaben hintenan, außer in dem Worte od. E ſteht nie zu Ende eines Worts von zwei Buchſtaben, als in dem Worte je, wird niemals

im Anfange, auch nicht zwiſchen einerlei Buchſtaben, doppelt gefunden. F geht vor keinem doppelten her. G iſt in keinem Worte von zwei Buchſtaben. H iſt ebenfalls in keinem Worte von zwei Buchſtaben anzutreffen, außer in dem Ausrufe Ha. J ſteht in keinem Worte doppelt, in keinem Worte am Ende. K wird in keinem Worte verdoppelt, iſt niemals der zweite Buchſtabe eines Worts, und in keinem Worte von zwei Buchſtaben zu finden; endlich zwiſchen zwei K ſteht nur immer ein Buchſtabe. L findet ſich in keinem zweibuchſtabigen Worte; zwiſchen zwei L ſteht ferner kein doppelter Buchſtabe. M fängt kein Wort mit zwei Buchſtaben an, ſteht in keinem dreibuchſtabigen Worte in der Mitte, außer in dem antiken umb, kommt in keinem einfachen Worte zwei Mal vor, es ſtehe denn doppelt beiſammen, (außer in dem Worte Amſterdam,) kann nicht zu Ende eines Wortes ſtehen, in welchem der andere und dritte Buchſtabe vom Ende einerlei iſt; zwiſchen zwei M kann kein doppelter Buchſtabe vorkommen. N kann in keinem Worte, in welchem der andere oder dritte Buchſtabe einerlei ſind, der Anfangsbuchſtabe ſeyn; geht vor keinem doppelten Buchſtaben, außer vor dem F vorher, ausgenommen in dem Worte Schnee; zwiſchen zwei N läßt ſich kein doppelter Buchſtabe ſehen, außer in dem Worte Canaan. Wenn ein Buchſtabe allein ſteht, ſo kann es kein anderer als O ſeyn; er ſteht in keinem zweibuchſtabigen Worte voran, außer in ob, und befindet ſich in keinem Worte doppelt, außer in Moos und Schooß. P ſteht in keinem Worte von drei Buchſtaben, außer in dem Worte Par, geht vor keinem doppelten Buchſtaben vorher, außer vor dem ff. P kommt in keinem Deutſchen Worte drei Mal vor, ſteht nie zwiſchen einerlei Buchſtaben, außer in Leopold und Papagei, und iſt nicht am Ende zu finden, außer in knapp, Philipp und Yſop. Q. Nach demſelben folgt allemal u, es kommt niemals doppelt vor, ſteht nie zwiſchen einerlei Buchſtaben, geht vor keinem doppelten Buchſtaben her, und folgt auf keinen, außer in Brunnquell, iſt endlich in keinem Worte der andere vom Anfange, auch nicht der letzte oder der andere und dritte vom Ende. R fängt kein Wort von zwei Buchſtaben an, ſteht nicht im Anfange, wenn der andere und dritte Buchſtabe einerlei iſt, ausgenommen in Raab; geht ferner vor keinem doppelten Buchſtaben, außer vor dem F, vorher, es ſey denn in den Wörtern Raab, Burggraf, Berggrün. S ſteht in keinem Worte von zwei Buchſtaben voran, außer in ſo. T fängt kein Wort von zwei oder drei Buchſtaben an, außer Tag, Ton und Tod, geht vor keinem doppelten Buchſtaben vorher, und iſt in keinem zweibuchſtabigen Worte der letzte Buchſtabe. U ſteht nie im Anfange, wenn der andere und dritte Buchſtabe einerlei ſind, außer in dem Worte unnütz, und wird in keinem Worte verdoppelt, außer in zuvor, Zuverſicht, Genugthuung. W kommt in keinem zweibuchſtabigen Worte vor, außer in wo, ſteht in keinem Worte von drei Buchſtaben in der Mitte, außer in zwo, und geht vor keinem doppelten Buchſtaben her, außer in Waage und Zween. X ſteht in keinem Worte von zwei Buchſtaben, und kommt, außer in einigen Nennwörtern, nie zu Anfange eines Wortes vor. Y fängt faſt kein Wort an, ſteht auch in keinem zwei- oder dreiſylbigen Worte voran. Z kommt in keinem zweibuchſtabigen Worte vor, als in Zu, iſt in keinem Worte der andere Buch-

ſtabe, außer in Czaar, und kommt in keinem Worte drei Mal vor.

Deci — are. — gramme. — litre. — metre. Die Franzoſen bedienten ſich des lateiniſchen Zahlworts in Zuſammenſetzungen zur Bezeichnung der Theile eines großen Maßes z. B. Deciare, — der 10te Theil eines Are; Decigramme der zehnte Theil eines Gramme (beinahe 2 Gran ſchwer); Decilitre, der zehnte Theil eines Litre (etwa $\frac{1}{4}$ Schoppen); — Decimetre, der zehnte Theil eines Metre, etwa 44 $\frac{1}{3}$ Linien, ein halber Fuß — ſ. Franz. Decimalrechnung.

Decimalrechnung iſt eine Rechnungsart, in der man keine anderen Brüche braucht, als zehntheilige, hunderttheilige, tauſendtheilige u. ſ. w., die man daher Decimalbrüche nennt. Johannes Regiomontanus bediente ſich ihrer zuerſt in ſeinen Sinustabellen. Sie gewährt unendliche Vortheile und Erleichterungen. Da vermöge unſerer Art, die Zahlen zu ſchreiben, die Stelle den Werth der Ziffern beſtimmt, ſo daß jedesmal die Ziffer zur Linken zehn Mal mehr gilt, als die nächſte zur Rechten und umgekehrt; ſo gibt bei den Decimalbrüchen, die eine Fortſetzung des Decimalſyſtems ſind, ebenfalls die bloße Stelle des Zählers den Werth oder den Nenner des Bruchs an, ſo daß man denſelben nicht hinzuzuſetzen braucht; man bezeichnet nur den Anfang der Brüche mit einem Comma, z. B. 5,36 heißt 5 Ganze 3 Zehntel 6 Hundertel oder 36 Hundertel, 5,009 heißt 5 Ganze und 9 Tauſendtel u. ſ. w.

Decime. Decimole. Decime iſt 1) eine Franz Münze ein Zehntheil eines Franken, 2 Sous nach alter Münze; 2) in der Muſik der zehnte Ton (eigentlich der neunte — aber der Ton, von welchen man ausgeht, pflegt in der Muſik mitgezählt zu werden) von einem beliebigen Grundton ausgerechnet, oder das Intervall, welches neun auf einander folgende Stufen und folglich zehn Töne begreift, wenn man die beiden äußerſten Töne, welche das Intervall anfangen und ſchließen, mitrechnet. Mithin iſt die Decime, die Terz der Octave — oder die Octave der Terz eines gewiſſen Grundtons — und kann auch ſo verſchieden gebraucht werden. — Decimole iſt in der Muſik eine Figur von 10 Noten, welche 8 von gleichem Werthe gilt.

Decimiren. Decimation. Decimiren heißt 1) den Zehnten (den Decem) d. i. eine Abgabe in Geld oder Naturalien erheben. Dieſe Erhebung oder Entrichtung Decimation. Aber im Kriegsweſen bedeutet die Decimation die Aushebung des 10ten Mannes eines Corps (oder gewöhnlicher Regiments) durchs Loos, um ihn hinrichten zu laſſen. Dieſes geſchieht zur Beſtrafung einer Mannſchaft, welche ein Verbrechen gegen den Staat begangen z. B. revoltirt hat. Schon früh kommt dieſe Strafe bei den Römern vor.

Deciſion. Deciſiv. Deciſum. Deciſion (von decidiren, entſcheiden, beſtimmen, entſchließen — daher decidirt beſtimmt, entſchloſſen, und decidirend beſtimmend, auch abſprechend und Deciſiv=Stimme (Votum decisivum) d. i. die bei einer Berathſchlagung den Ausſchlag gibt) eine Entſcheidung, beſonders eine Entſcheidung zweifelhafter und ſtreitiger Rechtsfälle durch die Geſetze (ſo heißen daher z. B. in Sachſen gewiſſe Geſetze dieſer Art — die Deciſionen von 1661 und die neuen Deciſio=

nen; da hingegen Deciſum eine Entſcheidung durch den Richter, vor welchem eine Rechtsſache anhängig iſt, (richterlicher Beſcheid).

Decius 1) Mus, (Publius), ein edler Römer, der ſich als Conſul mit Manlius Torquatus im J. 340 v. Chr. Geb. in einer Schlacht gegen die Lateiner freiwillig dem Tode weihte; welchem Beiſpiele ſpäter auch ſein Sohn und ſein Enkel folgten. Dergleichen Weihungen (devotiones) waren zu jener Zeit, wo Vaterlandsliebe und Frömmigkeit die Herzen begeiſterten, nicht ungewöhnlich und geſchahen mit großer Feierlichkeit, indem der ſich ſelbſt Opfernde nach Vollendung gewiſſer religiöſer Gebräuche im ſchönſten Waffenſchmuck ſich unter die Feinde ſtürzte, um den Seinigen zu zeigen, wie ein Tapferer für ſein Vaterland ſterben müſſe. **Decius** 2) (Meſſius hieß auch ein röm. Kaiſer (reg. nach Chr. 250 bis 252), welcher in einer blutigen Schlacht in Möſien gegen die Gothen mit ſeinem ganzen Heere umkam.

Decke, Deckengemälde, Deckenſtück, Plafond. Decke nennt man den Theil eines Zimmers oder Saales, der ſie von oben ſchließt. Gemeiniglich iſt ſie wagerecht, in Sälen, Kirchen u. ſ. w. aber öfters auch gewölbt; entweder von Holz oder Stein. Der hölzernen Decken hat man drei Arten, Wellerdecken, Bretterdecken, Dobeldecken, von deren Bereitung und Beſchaffenheit zu reden, hier der Ort nicht iſt. Nur was das Aeſthetiſche dieſer Decken betrifft, ziehen wir hier in Betrachtung, und das iſt die Verzierung derſelben. Die gewöhnlichſte Verzierung iſt, daß von den Enden und dem Sims der Seitenwände bis hinan zur Decke eine Hohlkehle gemacht, und wo dieſe ſich endigt, die Decke mit einigen Gliedern eingefaßt wird. Der innere Raum der Decke bleibt gemeiniglich glatt. Soll aber dieſer Raum ebenfalls verziert werden, ſo wird er öfters in Felder abgetheilt, Felderdecken, oder er wird mit Laubwerk, Blumenzügen und Arabesken verziert, entweder aus Stucco, (Stuccatur-Arbeit,) oder bloß gemalt. Oefters aber iſt es auch ein wirkliches Bild, womit die Decke verziert iſt Deckenſtück, Deckengemälde. Wie vielleicht in der ganzen Malerei nichts ſchwieriger iſt, als Stücke dieſer Art, ſo iſt auch die Theorie kaum über etwas ſo in Verlegenheit, als über ſie. Sie ſtößt zuvörderſt auf die Bedenklichkeit, ob Gemälde dieſer Art nur überhaupt zuläſſig ſeyen. Daß ſie einen beſchwerlichen Standpunkt für den Betrachter haben, und uns zumuthen wollen, in einem verſchloſſenen Platze über uns das Freie zu ſehen, werfen ihnen ihre Gegner vor. Sind nun gleich dieſe Vorwürfe nicht unwiderleglich, ſo ſind ſie doch von der Art, daß ſie den Künſtler aufmerkſam machen müſſen, er dürfe ſein Locale wohl auf eine andere Art zu benutzen haben, als der Maler ſonſt, wenn nicht das Auge, ſtatt angenehm angezogen, beleidigt, und alle Wahrſcheinlichkeit grob verletzt werden ſoll. Zweierlei iſt es, was er dabei ſtets zu berückſichtigen hat: Gegenſtände und Behandlung, beide angemeſſen ſeinem Locale. Der Abt Langier wurde gewiß von einem ſehr richtigen Gefühl geleitet, als er weder Terraſſen noch Berge, weder Gebäude noch Flüſſe, weder Wälder noch irgend etwas von demjenigen dulden wollte, was nie über uns ſeyn kann. Wir haben die Deckenſtücke von Peter von Cortona und Le Brun mit der Flotte des Aeneas und den Thaten des Herkules zwar nicht geſehen, und geben zum Voraus zu, daß ſie ſchöne Gemälde ſeyn mögen, können uns aber nicht denken, daß ſie am rechten Orte ſeyn ſollten.

Dem geſunden Menſchenverſtande leuchtet es ein, daß ſich für Dekkenſtücke nur Sujets aus dem Luftreich ſchicken, und wenn wir zu dieſen die mythiſchen Weſen aller Religionen rechnen, ſo geſchieht es, weil wir dies aus einer von Kindheit an gewohnten Convenienz natürlich finden. Die allegoriſchen Weſen hingegen, welche Sulzer noch geſtattet, dürften ſchon manche Einſchränkung erleiden. Hat nun aber der Künſtler ſeinen Gegenſtand ſchicklich gewählt, ſo hat er noch viel zu erwägen über deſſen Behandlung. Da uns die Decke durch die Malerei gleichſam weggehoben und der Blick ins Gebiet des Himmels geöffnet iſt, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß das Gemälde in einem luftigen Colorit ausgeführt ſeyn müſſe. Die Figuren aber müſſen ſo gezeichnet ſeyn, daß ſie aus dem Standpunkt des Betrachters, von unten hinauf, wirklich die Anſicht über uns ſchwebender Figuren darbieten, oder ſie müſſen, um den hiebei üblichen Kunſtausdruck zu gebrauchen, plafoniren. Dies erfodert eine tiefe Kenntniß der Perſpective, welche eine andere Anordnung bei flachen, eine andere bei gewölbten Decken nöthig macht. Innigſt zuſammen hängen mit dieſer Perſpective die Verkürzungen, ohne welche das Plafonniren nie gelingen wird. Deshalb war auch Correggio Meiſter darin, wie ſeine Kuppeln der Domkirche und St. Johanniskirche von Parma beweiſen; da hingegen Rafael, der die Verkürzungen ſo gern vermied, hinter ihm zurückſteht. Wenn Mengs, der die Deckenſtücke bloß für an der Decke aufgehangene Gemälde will angeſehen wiſſen, jenen Deckenſtücken Correggio's das Studium der Werke Michael Angelo's anſehen will; ſo heißt dies wohl nichts anders, als: auch Correggio war groß in Verkürzungen wie dieſer. Uebrigens ſey es beiläufig geſagt, daß die Kuppeln Correggio's die beiden erſten im Ganzen gemalten ſind, da man ſie vorher immer theilweiſe oder mit Fächern zu malen pflegte. Was kaum einer Erinnerung bedürfen ſollte, iſt, daß die dargeſtellten Sujets jederzeit in Uebereinſtimmung ſtehen müſſen mit dem Zwecke des Gebäudes ſelbſt, wo ſie dann zur genauern Charakteriſirung dienen. Nur Decken aber von einiger Höhe eignen ſich zur Verzierung durch Deckenſtücke, und die gewölbten vielleicht am meiſten. Uebrigens haben die berühmteſten Architekten die Talente der Maler aufgeboten, ihre Werke dadurch zu verſchönern. dd.

Declamation iſt die Kunſt des vollkommenen Vortrags eines in Worte gefaßten Gedanken-Ganzen durch Redetöne, und **declamiren** heißt folglich ein Redeganzes vollendet ſchön vortragen. Der wohlthätige Einfluß, den die ſchönen Künſte überhaupt, namentlich die Kunſt des vollkommenen mündlichen Vortrags auf Veredlung und Bildung des Geiſtes haben, iſt zu allgemein anerkannt, als daß es dem Freunde höherer Bildung nicht eine ſehr erfreuliche Bemerkung gewähren ſollte, daß die Neigung für dieſe Kunſt ſeit einiger Zeit ſo hoch geſtiegen iſt, und die Ausübung derſelben gegenwärtig zu dem Ton des Tages gehört. Daher ſo viele öffentliche Ausſtellungen dieſer Kunſt oder **Declamatoria** (Declamatorien). Gleichwohl ſind ihre Foderungen ſo viel und mannigfaltig, daß eine wahre Declamation noch ziemlich ſelten iſt; denn nicht allein, daß hierzu beſondere körperliche Vorzüge, namentlich guter beugſamer Sprachorgane und eines edlen Anſtandes erfodert werden, ſo heiſcht dieſe Kunſt auch noch die beſondern Vorzüge eines gebildeten Verſtandes, eines feinen, geläuterten Zartgefühls und anderweitige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, deren Mangel ſich bei dem,

was ſo mancher als Declamation aufſtellt, der oft nur richtig ausſpricht, oder recitirt, ſehr leicht verräth. In den Zeiten des alten Roms und Griechenlands ſtand die Redekunſt in ſo hohem Anſehen, daß in den Griechiſchen Freiſtaaten Niemand leicht zu hohem Rang und Ehrenſtellen emporſteigen konnte, der nicht ein guter Redner war; denn die Rednerbühne war damals der Ort, wo ſich der Republikaner noch mehr als auf dem Schlachtfelde bewährte. Daher wurde ſie auch zu den Hauptſtücken der Erziehung gerechnet. Von der Muſik, welche im Sinne der Alten vorzüglich dasjenige umfaßte, was überhaupt den hohen Sinn für das Schöne wecken, üben und ſchärfen, lehrte, war ein beſonders wichtiger Theil die Declamation, mit welcher die Mimik verbunden war. Das Ganze wurde unter dem Namen Hypokritik begriffen, welches man am füglichſten durch Darſtellungskunſt bezeichnen kann, und wovon Mimik und Declamation nur einzelne Theile ſind. Für die Lehre dieſer Wiſſenſchaft hatten die Alten eigene Klanggeſchlechter und eigene Zeichen zur Betonung der Sylben, eine Art unter oder über den Text geſchriebener Noten, oder vielmehr eine Art von Tabulatur, indem durch die verſchiedenen Richtungen und Wendungen der Buchſtaben dieſe Klanggeſchlechter und Töne angegeben wurden. So wenig zuverläſſiges nun aber auch über den eigentlichen Umfang und das Verhältniß dieſer Töne bis auf unſere Zeiten gekommen iſt, ſo bleibt doch wohl ſo viel ausgemacht, daß ſelbſt auch bei wirklich vorhandenen beſtimmteren Nachrichten eine allzuſtrenge Nachahmung der Muſik durchaus fehlerhaft, und die Declamatorik, ſo wie ſie die Griechiſche Sprache und das damalige Zeitalter foderten und das Griechiſche Ohr liebte, ſehr wenig zu unſerer Sprache, zu unſerem Zeitalter, und zu unſerem Ohre paſſen möchte. Der Vortrag der Redner des Alterthums näherte ſich mehr dem Geſange oder unſerm heutigen Recitative. Während des Vortrags ließ der Redner gewöhnlich einen Andern hinter ſich treten, der ihm auf einem muſikaliſchen Inſtrumente von Zeit zu Zeit den Grundton und die vorzüglichſten Abweichungen der Töne angab. Auf dieſe Art begleitete der Aulos die Declamation auf der Bühne (vergl. d. Art. Chor); in den Nachrichten von den Römiſchen Luſtſpielen finden wir, daß ſie mit Tibiis dextris und sinistris begleitet waren, wobei auch zugleich derjenige mit genannt wurde, welcher die modos, die Compoſition und Melodie machte. Bei der Declamation beruht alles auf den verſchiedenen Tonarten oder Grundtönen, den mancherlei Biegungen und Bewegungen der Stimme und den Accenten. Der Charakter des zu declamirenden Stücks beſtimmt die Wahl des Grundtons, und für dieſe verſchiedenen Grundtöne nehmen Einige ſeit Schocher (ein bekannter deutſcher Declamator, der vor Kurzem in Naumburg geſtorben iſt) eine beſondere oratoriſche Scala an, welche die verſchiedenen Haupt- oder Grundtöne mit ihren Semitonien und der übrigen Tonfolge genau beſtimmen ſoll, und durch die Vokale a, e, i, o, u, oder in ihrer Folge: u, o, a, e, i bezeichnet wird. Auch hier wird nämlich, ſo wie in der Muſik, die Stimme in die Mittel-, hohe und tiefe Stimme eingetheilt, um hiernach die verſchiedenen Tonarten und Grundtöne zu beſtimmen, welche für den jedesmaligen Ausdruck der Affecten und Leidenſchaften nöthig ſind. Jeder Affect ferner, und jede ſtärkere oder ſchwächere Gemüthsbewegung hat ihren, ihr ganz beſonders eigenthümlichen Ausdruck im Tone und in dem ganzen Gange der Stim-

me. Ganz anders ſpricht der frohe, als der traurige, in tiefe Wehmuth verſunkene Menſch; ganz anders iſt der Ton des Zornigen, als der Ton des Zufriedenen und Ruhigen u. ſ. w., und hierauf gründet ſich die Lehre von den Grundtönen in der Declamation und in den verſchiedenen Tonarten. Denn ſo wie bei einer muſikaliſchen Compoſition immer ein gewiſſer Hauptton zum Grunde gelegt wird, innerhalb deſſen Gränzen die Compoſition ſich fortbewegt, ſo iſt es auch in der Declamation; indem allemal der Charakter eines zu declamirenden Satzes, Gedichtes oder Rede ꝛc. einen demſelben genau entſprechenden Grundton heiſcht, nach welchem die übrigen Töne und Modificationen der Stimme während des Vortrags ſich genau richten müſſen. Es gehören aber freilich mehr als alltägliche Kenntniſſe dazu, um den Foderungen der wahren Declamation wirklich Gnüge zu leiſten; indem der Declamator nicht allein Virtuos iſt, ſondern das vorzutragende auch richtig denken und fühlen, und alſo auch beſonders bei der Declamation im eigentlichen und vollendeten Sinn, d. i. in dem Vortrag der Poeſie, poetiſchen Sinn und Kenntniß der Poeſie beſitzen muß. Nach der Verſchiedenheit der Poeſie iſt die Deklamation wieder verſchieden, nämlich epiſche oder erzählende, dramatiſche oder darſtellende, und lyriſche (die eig. Declamation). — An die poetiſche gränzt die oratoriſche, die jedoch von ihr durch den Zweck des proſaiſchen Vortrags übrigens ſehr verſchieden iſt. Nach der jedesmaligen Tonart muß ſich nun auch ſtets das eben ſo ſorgfältig zu wählende Tempo auf das ſtrengſte richten, indem auf der richtigen Beſtimmung deſſelben und der Tactveränderung außerordentlich vieles in der Declamation beruht. Hiermit ſteht in Verbindung die Kenntniß der poetiſchen Rhythmen (oder der Metrik). Eine Hauptſache aber in der Lehre von der Declamation iſt die in verhältnißmäßiger Auf- und Abſtufung erfoderliche Intenſion der Stimme, wodurch die todten Wörter erſt zu lebendigen Worten erhoben, vermittelſt welcher die im Innern verborgenen Empfindungen und Ideen anſchaulich gemacht werden und lebhaftes Intereſſe erwecken. Dieſes nennt man den Accent, der ſo ſehr verſchiedenartig und mannigfaltig iſt, daß die Lehre von den Accenten und die Beſtimmung ihres richtigen Gebrauchs der ſchwierigſte und bedeutendſte Abſchnitt in der Declamation iſt, und ſowohl in der Theorie, als in der Ausübung beſondere wiſſenſchaftliche Ausbildung erfodert. Die vorzüglichſten Accente ſind der etymologiſche, der logiſche und der emphatiſche Accent, die nun aber wieder ſehr mannigfaltige Unterabtheilungen haben, und auch insgeſammt abſolut und relativ in ihrer Anwendung ſind. Zu dieſen kommt der rhythmiſche Accent bei der Poeſie hinzu. Außer dieſen Accenten kommen auch noch vielfältige andere Biegungen der Stimme bei einem vollkommen richtigen mündlichen Vortrage in Betracht, namentlich Tonfälle, und die damit genau verbundenen Pauſen, deren Lehre wiederum einen eigenen ſehr bedeutenden Abſchnitt in der Declamation ausmacht, deſſen Ausübung ſehr ſchwierig iſt. Der zu häufige willkührliche und überflüſſige Gebrauch der Mittel, welche dem Declamator zu Gebote ſtehen, namentlich der Accente, wird daher, weil er ſeine Zwecke vereitelt, oft im tadelnden Sinne declamiren genannt, oder man redet von einem „zu viel declamiren." Und ſonach wird denn nun eben die Kunſt, vermittelſt des richtigen Gebrauchs der Accente und der übrigen Modificationen der Redeſtimme, das Mannig-

faltige der rhythmiſch neben einander nach beſtimmten Geſetzen in der Zeit fortſchreitenden Produkte der Sprache, bei der Darſtellung zu einem regelmäßigen und ſchönen Ganzen zu vereinigen, unter der Lehre der Declamation (Declamatorik), welche auf beſondern wiſſenſchaftlichen Principien und Regeln beruht, begriffen. Mit ihr verbindet ſich der Unterricht in der mit der Declamation nothwendig verbundenen Geſtikulation. Denn es iſt dem belebten Menſchen unmöglich, gänzlich ohne Bewegung des Körpers zu ſprechen, obgleich je reiner und unverfälſchter die Wirkung der Declamation ſeyn ſoll und je mehr ſie ſich in ihrer eignen Größe zeigen will, deſto mehr ſie der Mimik zu entbehren ſucht. dd.

Declination. Declinator. Declinatorium. Declination heißt jede Neigung, Abweichung, Veränderung z. B. der Endſylben eines Nennworts in der Grammatik; in der Naturlehre die Abweichung der Magnetnadel (ſ. d. Art.) von der Mittagslinie bald gegen Oſten, bald gegen Weſten; denn die Richtung derſelben nach Norden iſt nicht an allen Orten und zu allen Zeiten gleich. In vorigen Zeiten z. B. war die Abweichung der Magnetnadel in unſern Gegenden mehr öſtlich, jetzt aber iſt ſie etwas über 15° weſtlich. Eben ſo ändert ſich ihre Richtung in verſchiedenen Weltgegenden. Je weiter man nach Oſten kömmt, deſto mehr nimmt die Abweichung nach Weſten ab, und verſchwindet endlich in Sibirien ganz. Weiterhin wird ſie öſtlich und auf der weſtlichen Seite von Amerika wieder öſtlich. Das Inſtrument, auf welchem man die Abweichung der Magnetnadel bemerken kann (Abweichungscompaß), heißt Declinatorium. In der Aſtronomie heißt Declination der Abſtand der Geſtirne vom Aequator, welcher durch ein beſonderes aſtronomiſches Inſtrument, Declinator, genannt, gemeſſen werden kann.

Decoration. Decorateur. Decoration nennt man zwar überhaupt jede Ausſchmückung, Anordnung und Verzierung irgend eines Gegenſtandes, z. B. Zimmers, welche den Zweck hat, ihm eine gefälligere Form zu geben; (daher man auch von einer Decorationskunſt oder Verzierungskunſt überhaupt, deren Prinzip: Zweckmäßigkeit oder geſchmackvolle und ſinnreiche Uebereinſtimmung der Verzierung mit Beſtimmung und Charakter des zu verzierenden Gegenſtandes iſt, und von einem Decorateur d. h. einem ſolchen Künſtler, welcher Ideen zu Verzierungen, z. B. Verzierungen eines Saals oder Gebäudes bei feſtlichen Gelegenheiten, erfindet und ausführt, in einem allgemeinen Sinne ſpricht); indeß bedient man ſich dieſer Benennung doch in engerer und vorzüglicher Bedeutung von der Theatermalerei und Bühnenkunſt, und verſteht unter Decoration alle diejenigen Malereien, welche dazu dienen, den Ort, an welchem gewiſſe Scenen vorfallen, angemeſſen zu vergegenwärtigen. Hierzu gehören vorzüglich die Couliſſen, der Grund (oder die Gardine), welcher am Ende der Bühne die Ausſicht ſchließt, Vor- und Anſätze und die Suffiten, welche die Decke bilden. Der Decorationsmaler, welcher in gröberen Stoffen arbeiten muß, muß vorzüglich die lineariſche und Luftperſpective verſtehen, um die örtliche Täuſchung hervorbringen zu können, dabei muß er den Effect des Lichtes, namentlich des Lampenlichtes und die Länge der auftretenden Figuren richtig zu berechnen verſtehen. Daher auch die vortrefflichſten Decorationen beim Tageslichte kaum anzuſehen ſind. Im Allgemeinen aber möchten die Decorationen die zweckmäßigſten ſeyn,

welche mehr andeutend als ausgeführt ſind, und die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers, dem etwas Phantaſie wohl zuzumuthen iſt, nicht von der Hauptſache d. i. den handelnden Perſonen ableiten.

Decreſc. (Decreſcendo), ein italiäniſcher Kunſtausdruck in der Muſik, das immer Schwächerwerden der Töne andeutend.

Decretalen, ſind von den Päpſten den Biſchöfen gegebene Entſchädigungen zweifelhafter Rechtsfälle, welche nach den Grundſätzen des Canoniſchen Rechts geſetzliche Kraft haben. Die merkwürdigſten Decretalen ſind die des **Pſeudodoiſidorus**, d. h. die Sammlung großentheils erdichteter päpſtlichen Geſetze und Verordnungen, welche in den letzten Zeiten des achten Jahrhunderts unter dem Namen des Iſidorus von einem unbekannten Betrüger in der Abſicht verfertiget und verbreitet ward, um die Anſprüche der Hierarchie durch die Berufung auf die Praxis früherer Jahrhunderte zu unterſtützen. ſ. **Pſeudoiſidorus**. Die Sammlung der Decretalen macht den zweiten Theil des Corporis juris canonici oder des Römiſchen Kirchenrechts aus. — **Decretiſten** ſind daher auf catholiſchen Univerſitäten öffentliche Lehrer des päpſtlichen oder kirchlichen Rechts. — Annus decretorius oder normalis, das Entſcheidungs-Jahr, iſt das im Weſtphäliſchen Frieden zwiſchen den Catholiken und Proteſtanten in Deutſchland, wie auch zwiſchen den Reformirten und Lutheranern in der Pfalz zur Entſcheidung feſtgeſetzte Jahr, ſo daß Alle, welche den erſten Jan. 1624 im Beſitz ihrer Güter oder der Religionsübung geweſen waren, auch künftig dabei bleiben ſollten.

Decrete nennt man 1. im Privatrecht, richterliche Ausſprüche zwiſchen ſtreitenden Parteien, Beſcheide oder obrigkeitliche Verordnungen; 2. im ehemaligen Deutſchen Staatsrechte, die Beſchlüſſe des Kaiſers auf ein Reichsgutachten, oder deſſen Anträge an die verſammelten Stände während eines Reichstags. Geſchah die Verhandlung des Kaiſers mit den Ständen ſchriftlich, ſo waren es **Hofdecrete**; geſchah ſie durch Commiſſarien, **Commiſſionsdecrete**. Jene wurden im Namen des Kaiſers, dieſe im Namen des kaiſerl. Principal-Commiſſarius abgefaßt. 3. Im franzöſiſchen Staatsrecht, kaiſerliche Beſchlüſſe überhaupt. Unter dieſen ſind, wegen der Folgen für faſt ganz Europa, beſonders berühmt geworden, **die Decrete von Berlin und Mailand**, Repreſſalien gegen die Geheimerathsbefehle Großbritanniens, die völkerrechtlichen Verhältniſſe der Schifffahrt, des Handels zur See und des Seekriegs, beſonders die neutrale Schiffahrt und das Blokadeſyſtem betreffend. Das Decret von Berlin (gegeben den 21. Nov. 1806 aus dem kaiſerlichen Lager zu Berlin) erklärt die Brittiſchen Inſeln in Blokadezuſtand, verbietet allen Handel und alle Verbindung mit England, und befiehlt, alle engliſchen Waaren zu confiſciren, und alle Engliſchen Unterthanen in den beſetzten Provinzen kriegsgefangen zu machen. Durch dieſes Decret wurde der Blokade, welche England in ſeiner Declaration vom 16. Mai 1806 gegen alle Küſten Frankreichs verhängt hatte, die Blokade aller Brittiſchen Inſeln entgegengeſetzt. Dagegen erfolgte in einem neuen Brittiſchen Geheimerathsbefehl vom 11. Nov. 1807 ein geſchärftes Blokade-Reglement. Zwar wurde den Neutralen die Erlaubniß wieder ertheilt, auf der See zu fahren; allein ſie durften nur für den Dienſt des Engliſchen Handels und zu deſſen Intereſſe und Nutzen davon Gebrauch machen. „Alle Schiffe ſollen in einen Brittiſchen Hafen

einlaufen und Zoll erlegen, und die ſich dieſer Verfügung nicht unterwerfen, als gute Priſen betrachtet werden. Alle Häfen in allen Welttheilen wurden deshalb, ſo lange der Krieg mit Frankreich dauert, für blokirt erklärt." Hiegegen wurde das Decret von Mailand (wo ſich Napoleon 1807 vom 21. Nov. an befand) gerichtet (vom 17. Dec. 1807): 1. Jedes Schiff, welches ſich dem Engliſchen Befehle unterworfen hat, hat die Garantie ſeiner Flagge verloren, iſt entnationaliſirt und Engliſches Eigenthum geworden. 2. Laufen ſolche Schiffe in Franzöſiſche oder mit Frankreich alliirte Häfen ein, oder gerathen ſie in Franzöſiſcher oder Alliirter Caper Gewalt, ſo ſind ſie gute Priſen. 3. Sämmtliche Brittiſche Inſeln werden zu Waſſer und zu Lande in Blokade=Zuſtand erklärt. Jedes Schiff, das dahin geht, iſt ſobald es aufgebracht wird, gute Priſe. 4. Dieſe Maßregeln ſollen aufhören, ſobald die Engliſche Regierung die ihrigen zurücknimmt. Die Decrete von Berlin und Mailand waren die Baſis des Continental=Syſtems. S. dieſes. dd.

Deduction, (von deducere, deduciren, herleiten, darthun 1) eigentlich jeder Beweis, Beweisführung, vorzüglich eine ausführliche Darſtellung der Gründe einer Sache, dann 2) eine beſondere Art des Beweiſes in der Logik und Philoſophie; doch weichen die Philoſophen in dem Gebrauche dieſes Ausdrucks ſehr von einander ab. Einige verſtehen darunter einen ſyſtematiſchen Beweis, der etwas von den höchſten Grundſätzen und Vorausſetzungen der Vernunft überhaupt, oder wenigſtens einer beſondern Wiſſenſchaft ableitet und aus ihnen darthut; andere dagegen einen weniger ſtrengen Beweis oder einen ſolchen der einen geringern Grad von Beweiskraft hat, als die eigentliche Demonſtration; noch andere eine Anführung mehrerer Gründe oder Beweiſe; Fries endlich ſetzt ſie dem Beweiſe im eigentlichen Sinne (dem logiſchen Beweiſe) und der Demonſtration, welche er Begründung eines Urtheils aus der Anſchauung nennt, entgegen und verſteht unter Deduction Begründung eines Urtheils aus der Theorie der erkennenden Vernunft, oder Nachweiſung in dem Bewußtſeyn. 3) Ein juriſtiſcher Beweis, oder Beweisführung, namentlich eine ausführliche, und daher auch die Schrift, in welcher eine ſtreitige Rechtsſache (Civilſache) ausführlich dargeſtellt, behauptet oder widerlegt wird. Von der Abfaſſung derſelben handelt Pütter in der Anleitung zur juriſtiſchen Praxis. Sie beſtehen aus folgenden Hauptpunkten: 1. Dem Eingang, welcher die Veranlaſſung darlegt; 2. dem Factum und der Anführung der Gerechtſame; 3. den Gründen, worauf die Rechte und Anfoderungen beruhen; 4. Widerlegung des Gegners, und 5. Schluß, eine nachdrückliche Wiederholung der Hauptgründe für und wider. Nicht aber bloß in privatrechtlichen, ſondern auch in ſtaats= und völkerrechtlichen Verhältniſſen kommen Deductionen vor, und gehören dann zu den Staatsſchriften. Man kann dieſe in bloß rechtliche und in politiſche eintheilen. In den rechtlichen bemüht ſich ein Hof, ſeine Anſprüche aus Gründen des Rechts und der Billigkeit zu vertheidigen, und die Einwendungen des Gegentheils zu widerlegen. In politiſchen Deductionen, welche man nur in wichtigen Staatsangelegenheiten ausarbeitet, werden die vortheilhafteſten Anſichten eines Plans, die Methode, ihn auszuführen, der Nutzen, den ein Staat durch die glückliche Ausführung zu erwarten, der Schaden, den er bei Nichtausführung zu befürchten hat, beleuchtet. In Schuldſachen iſt Deduction der Abzug.

Defenſion. Die Vertheidigung, beſonders in Criminalſachen

die Vertheidigung einer Perſon, die eines Verbrechens angeklagt iſt — daher auch Defenſionsſchrift, Schutzſchrift, welche von einem Advokaten (der in dieſer Hinſicht Defenſor heißt) für einen Angeſchuldigten vor Einholung des rechtlichen Erkenntniſſes eingereicht wird — ſie iſt daſſelbe was die Deduction in Civilſachen. In der Fortification heißt Defenſion die Hülfe, welche eine Linie oder ein Werk dem anderen beſchoſſenen leiſtet, worauf bei Anlegung der Feſtung hauptſächlich geſehen werden muß. Daher Defenſionslinie oder Defenslinie, eine gerade Linie bei Verſchanzungen oder Feſtungen, nach welcher das Geſchütz bei der Vertheidigung gerichtet werden muß.

Defenſioner ſind Truppen, welche durch Stellung der Eingebornen errichtet, und bloß zur innern Vertheidigung des Landes beſtimmt waren, Landmiliz; man findet dieſen Namen zuerſt 1613 in Sachſen. Sie beſtanden aus zwei Regimentern Infanterie, jedes zu acht Compagnien von 520 Mann und zwei Compagnien Ritterpferde von 930 und 690, und machten nebſt der 1344 Mann ſtarken Dresdner Beſatzung das ſtehende Heer des Churfürſten aus, welches zur innern Vertheidigung des Landes diente, da man bei ausbrechendem Kriege noch beſondere Truppen anwarb.

Defenſiv-Alliance, eine Verbindung zweier oder mehrerer Staaten, welche den Zweck hat auf den Fall eines Angriffs von andern ſich gegenſeitig beizuſtehen; und Defenſivkrieg, ein Krieg, welcher vertheidigungsweiſe, oder um ſich vor einem wirklich bevorſtehenden oder ſchon ereigneten Angriffe zu ſchützen, geführt wird. Man kann alſo auch bei einem Defenſivkrieg den erſten Angriff machen.

Defilé heißt jeder enge Paß, Weg, Ort, den die Truppen nur mit ſchmaler Front paſſiren können; ſo bilden z. B. alle zwiſchen Bergen, Felſen oder ſonſt eingeſchloſſenen Wege, alle über tiefe Flüſſe gehenden Brücken u. dgl. Defiléen. Da jede tiefe oder Colonnenſtellung, zu welcher die engen Päſſe beim Durchmarſch nöthigen, der feindlichen Artillerie wegen, ſehr nachtheilige Folgen haben kann; da ſie dazu den ſchon durchmarſchirten Theil von dem noch zurückſtehenden trennt, folglich die Kraft eines Corps ſchwächt: ſo ſucht man ſie, wenigſtens wenn der Feind nahe und es möglich iſt, zu umgehen. Geht es nicht an, ſo muß man Herr vom Aus- und Eingange ſeyn, auch das Défilé paſſiren und ſich in Schlachtordnung ſetzen können, ehe der Feind angreift. Der Vortrab beſetzt hierbei mit hinlänglichem Geſchütze und Infanterie den engen Paß auf beiden Seiten; der Heerzug paſſirt und der Vortrab ſchließt ſich, ſobald dies geſchehen iſt, an, und macht den Nachtrab. Daher défiliren, mit den Truppen durch einen engen Paß marſchiren, in Zügen wohin vorrücken, vor jemand vorbeimarſchiren, endlich auch, aus großen Abtheilungen in kleinere abfallen.

Definiren heißt im weitern Sinn erklären, den Inhalt eines Begriffs klar machen, angeben, dann insbeſondere die Gränzen eines Begriffs beſtimmen, oder, was einerlei iſt, die weſentlichen Merkmale einer Sache deutlich und vollſtändig darſtellen. Der Gegenſtand, welcher dadurch erklärt oder deutlicher gemacht werden ſoll, heißt das Definitum. Die Eigenſchaften deſſelben können theils ſolche ſeyn, die er mit andern gemein hat, theils eigenthümliche. Eine Definition muß beide angeben und iſt alſo eine ſolche Beſtimmung oder Erklärung eines Begriffs, welche das gemeinſchaftliche Geſchlechtsmerkmal (nota generalis s. genus) und das eigen-

thümliche (oder Art) Merkmal, welches den Begriff von der Gattung unterſcheidet (nota specialis s. differentia specifica) genau und deutlich angibt, — vollſtändige Angabe der weſentlichen Merkmale eines Begriffs. Sie iſt analytiſch, wenn ein Begriff durch die Definition nur in ſeine Merkmale aufgelöſt und vollſtändig dargeſtellt wird, oder ſynthetiſch, wenn durch Verbindung gewiſſer Merkmale ein deutlicher Begriff erſt erzeugt wird. Die bloße Beſchreibung einer Sache unterſcheidet ſich dadurch von der Definition, daß in ihr nur einige Merkmale angegeben werden, die aber noch nicht hinreichend ſind, die Sache von allen andern Dingen zu unterſcheiden.

Deſterdar oder Teſterdar iſt ſo viel als Großſchatzmeiſter oder erſter Finanzminiſter am Türkiſchen Hofe, und überhaupt in den morgenländiſchen Reichen; von Deſter, eine Rolle, ein Verzeichniß der Einnahmen und Ausgaben. Deſter-Emir, ein Türkiſcher Beamter, der über die Land- und Lehngüter die Rechnung führt.

Degen, ein bekanntes Seitengewehr. In den älteſten Zeiten waren Schwert und Degen eins, wenigſtens wurden ſie durch ein Wort ausgedrückt. Einige geben den aſſyr. König Belus, andere die Lacedämonier, noch andere die Cureten in Creta für Erfinder des Degens aus. Anfangs waren die großen Schlachtſchwerter üblich, die mit beiden Händen getragen und geführt werden mußten; dann folgten die Schwerter, die man an der Seite trug; ſie hatten lange Handhaben, wovon der große Knopf immer unter dem kurzen Mantel hervorragte; dann kamen die langen Spaniſchen Stoßdegen, dann leichtere und ſchmälere Haudegen, und endlich die kleinen Stutzerdegen auf. Die Sitte, daß Studenten Degen trugen, iſt neuer. Anfangs trugen nur adelige und reiche Studirende einen Degen, wenn ſie in die Fechtſchule gingen; nachher trugen ſie ihn beſtändig. Die erſten Spuren findet man im ſechzehnten Jahrhundert. Vorzüglich wurde jene Sitte im dreißigjährigen Kriege herrſchend, wo der militäriſche Geiſt ſich auch der Studirenden bemächtigte, welche die Mäntel ablegten und Degen trugen, ſelbſt da ſie in Aemter befördert wurden.

Degen, ein berühmter Uhrmacher und Mechaniker aus Wien, welcher 1807 eine Flugmaſchine erfunden, mit welcher er nicht nur auf dem dortigen Rathhauſe, ſondern auch in Paris mehrere Verſuche mit verſchiedenem Erfolg angeſtellt hat; ſ. Flugmaſchine.

Degerando (J. M.), einer der geſchätzteſten der noch lebenden franzöſiſchen Philoſophen, hat 1804 eine histoire comparée des systemes de philosophie relativement aux principes des connoissances humaines (in 3 Bdn. Paris b. Hinrichs) erſcheinen laſſen; das beſte Werk der Franzoſen in der Geſchichte der Philoſophie, welches der in demſelben Fache rühmlichſt bekannte Profeſſor Tennemann in Marburg in 2 Bänden (1806 Marburg) überſetzt hat. Vor mehrern Jahren legte er dem Nationalinſtitut, deſſen Mitglied er iſt, einen nachher gekrönten Aufſatz über die Kantiſche Philoſophie; und darauf noch eine ausführliche Nachſchrift über dieſelbe vor. In dem angeführten Werke ſucht er auch ſeine Erfahrungsphiloſophie, als einen Mittelweg zwiſchen den verſchiedenen Extremen darzulegen und zu begründen.

Degradation (nach dem Kriegsrechte) iſt eine Strafe der Soldaten und wird in die ehrenrührige und nicht ehrenrührige

eingetheilt. Letztere hat bei geringen Fehlern im Dienſte Statt, und beſteht darin, daß ein Stabsoffizier zu einem Subalternoffizier, ein Subalternoffizier zu einem Unteroffizier, ein Unteroffizier aber wieder zu einem Gemeinen herabgeſetzt wird. Die ehrenrührige oder entehrende Degradation hingegen geſchieht, um Feigheit, Verrätherei, Diebſtahl, Meuchelmord u. dgl. zu beſtrafen; und zwar mit folgenden Ceremonien. Es wird nach gehaltenem Kriegs- oder Stand-Rechte ein Kreis geſchloſſen, und nachdem der Auditeur das Urtheil eröffnet, zuerſt die Fahne oder Standarte über dem Delinquenten zuſammengewickelt, ſodann derſelbe von dem Steckenknecht mit einem Knieſtoße aus dem Kreiſe hinausgeworfen und dem Scharfrichter übergeben. Dieſer nimmt ihm hierauf den Degen ab, zerbricht denſelben in Stücke, ſchlägt ihm dieſelben um den Kopf und wirft ihm ſolche vor die Füße. Wenn der Delinquent zum Tode verurtheilt iſt, ſo wird hierauf die Todesſtrafe an ihm vollzogen. Soll ihm aber das Leben nicht genommen werden, ſo ſtößt der Scharfrichter den Delinquenten dem Henkersknecht in die Hände, welcher ihn mit einem Schlag ins Geſicht empfängt und entweder auf einem Karren oder zu Fuß über die Gränze bringt. Doch iſt dieſe Strafe nicht überall gleich.

Dehnbarkeit iſt die Eigenſchaft der Körper, vermöge welcher man ihren Theilen verſchiedene Lagen gegen einander geben kann, ohne ihren Zuſammenhang zu zerſtören. Das Gegentheil von Dehnbarkeit iſt Sprödigkeit. Unter allen Körpern iſt dieſe Eigenſchaft beſonders den Metallen eigen; doch beſitzen ſie dieſelben in ſehr verſchiedenen Graden. Das Gold übertrifft darin alle andern. Ein Gran Gold läßt ſich in eine Länge von 500 Fuß ausdehnen. Außer den Metallen ſind auch viele weiche und flüſſige Körper, z. B. manche Oele, die Materie, aus welcher die Spinnen und Nachtfalter, inſonderheit die Seidenraupen, ihre Fäden ſpinnen u. a. m., ausdehnbar. Viele Körper erhalten dieſe Eigenſchaft in einem hohen Grade, wenn ſie erhitzt und flüſſig gemacht werden, z. B. Siegellack, und überhaupt Harze und Gummi; auch insbeſondere geſchmolzenes und ſehr erhitztes Glas. Aus dieſem letztern kann man die feinſten Fäden ſpinnen, welche ſelbſt nach dem Erhärten und Erkalten die Sprödigkeit des Glaſes nicht haben, und ſich daher biegen und wickeln laſſen. In dem Kunſtkabinet des Halliſchen Waiſenhauſes ſieht man eine Perücke, deren Locken aus dergleichen Glasfäden beſtehen. S. Elaſticität.

Deich — Band, Bandsgenoſſen, — Bau, — Buchgeſchworne, — graf, — laſt, — recht, — ſchau, — weſen. Deiche ſind Dämme oder Wälle von Stein und Erde, welche den Zweck haben, Ueberſchwemmungen (des See- oder Flußwaſſers) vorzubeugen. Mit ihnen ſind immer Siehlen oder Schleußen verbunden, durch welche das Waſſer, das ſich an den Deichen ſtämmt, abgeführt wird. Der Bau der Deiche (Deichbau) hat ſeine beſondern Rückſichten und Grundſätze. Da in Beziehung der Deiche viele wichtige Rechte und Verbindlichkeiten vorkommen können, ſo gibt es auch ein beſonderes Capitel des ſpeciellen Rechts, welches das Deichrecht genannt wird oder die Lehre von den rechtlichen Verhältniſſen, welche in Hinſicht der Deiche eintreten. Die Hauptquellen deſſelben ſind die Deichordnungen oder Deichgeſetze der Länder, wo große Deiche angelegt ſind. Auch findet man kein Land, in welchem das Deichweſen bedeutend iſt, wo nicht Deichordnungen

vorhanden wären. Über dieſes Deichrecht gibt es viele Schriften z. B. von Hunrichs Entwurf des jetzigen Deichrechts, Mellmanns Einleitung u. ſ. w. und Petiſcus allgemeine Grundſätze u. ſ. w. — Vergl. Penzler Lexicon über die Ausdrücke, die beim Deichweſen vorkommen. Die Hauptgrundſätze deſſelben ſind: Jeder iſt zur Erhaltung eines Deichs verbunden, deſſen Grundſtück durch die Überſchwemmung eines austretenden Waſſers leiden würde, mithin auch nothwendiges Mitglied eines Deichbandes (d. i. der Verbindung, welche unter Gemeinden und Perſonen beſteht, die zur Erhaltung der Deiche und Siehlen verpflichtet ſind), ſobald eine Geſellſchaft der Art exiſtirt; und der Landesherr kann befehlen, daß ſich eine ſolche Geſellſchaft bilde. Die Deichlaſt (die Verbindlichkeit, den Deich zu erhalten), welche den Deichgenoſſen oder Deichbandsgenoſſen obliegt, iſt eine Reallaſt, welche an dem Eigenthümer eines Guts haftet, die alſo der Eigenthümer, nicht der Inhaber trägt, und von welcher keine Exemtion Statt findet. Grobe Nachläſſigkeit in der Abtragung der Deichlaſt begründet das Spadenrecht, nach welchem ein Grundſtück, auf welchem die Deichlaſt haftet, nach einem gewiſſen Termin auch sub hasta verkauft werden kann. Bei außerordentlichen Fällen tritt die außerordentliche Deichlaſt oder Nothhülfe ein, welche darin beſteht, daß alle fähige Bewohner eines Diſtricts zur Hülfe aufgefodert werden können, damit das Waſſer nicht durchbricht. Wenn durch eine außerordentliche Noth dem Eigenthümer des Grundſtücks Schaden zugefügt wird, ſo liegt allen Mitgliedern eines Deichbands die Entſchädigung ob. Die Vertheilung der Deichlaſt aber, welche große Schwierigkeiten hat, indem gewöhnlich nach dem Verhältniſſe der Größe der Grundſtücke der Schaden repartirt wird, geſchieht entweder ſo, daß jedem Bandsgenoſſen ein beſtimmter Deichantheil zur Erhaltung angewieſen, oder der Deichbau als gemeinſchaftliche Sache betrieben wird; Letzteres nennt man den Communfuß, nach welchem überhaupt größere Unternehmungen betrieben werden. Auf den Fall, daß der Deich wegen Gewalt des Waſſers weiter landeinwärts angelegt wird, ſind die Eigenthümer derjenigen Ländereien, die dadurch dem Waſſer bloß geſtellt werden, nicht berechtigt, Schadenerſatz zu fodern, wohl aber diejenigen, auf deren Ländereien nun der Deich angelegt wird. Alle Anleihen, die zur Erhaltung des Deichbaus gemacht werden, ſind beſonders privilegirt, und werden immer in die erſte Claſſe geſetzt. Streitigkeiten, die über dieſe beſtehen, pflegen vor einem privilegirten Gerichtsſtand, dem Deichgrafen, (oberſtem Aufſeher und Richter in Sachen des Deichbaus) und ſeinen Geſchwornen (Deichgeſchwornen), die ihm als Schöppen beigeordnet ſind, entſchieden zu werden. Von dieſen Perſonen wird auch von Zeit zu Zeit eine Unterſuchung des Deichweſens (die Deichſchau) angeſtellt. Ihre Schlüſſe heißen die Deichacht, und die Beſchreibung des ganzen Deichs und aller ſeiner Theile das Deichbuch.

Deïdameia (Deïdamia), des Lykomedes Tochter, mit welcher Achilles während ſeines Aufenthalts auf Scyros den Pyrrhos und Onites zeugte.

Deïphöbe, von Virgil Tochter des Glaucus genannt, Prieſterin der Tricia und des Apollon in der Höhle bei Cumä, wo ſie wahrſagte. Daher ſie Heyne mit der cumäiſchen Sibylle für eine und dieſelbe Perſon hält.

Deïsmus oder Theismus iſt das Syſtem, nach welchem Gott als der oberſte und letzte Grund aller Dinge angenommen wird. Das Gegentheil des Theismus iſt der Atheismus oder die Gottesläugnung. Zuweilen indeß ſetzt man auch dem Deïsmus den Offenbarungsglauben entgegen, und verſteht dann unter einem Deiſten denjenigen, welcher zwar an das Daſeyn und an die Weltregierung Gottes glaubt, aber die Offenbarung verwirft und ſeinen Glauben an Gott und die göttlichen Dinge bloß auf Gründe der Vernunft, nicht auf das Zeugniß der Offenbarung baut. In dieſem Sinne redet man z. B. von engliſchen Deiſten, welche die Offenbarung beſtreiten. Kant unterſchied zwiſchen Deïsmus und Theismus ſo, daß der erſtere zwar eine höchſte und letzte Urſache aller Dinge, die er Gott nenne, nicht aber ein freies und vernünftiges Weſen als den Urgrund aller Dinge annehme, der letztere aber das Daſeyn eines lebendigen Gottes, einer Intelligenz, eines mit Verſtand und Freiheit begabten Weſens, welches der Schöpfer und Regierer der Welt ſey, behaupte. Es iſt indeß dieſe Unterſcheidung ganz willkührlich, und daher auch nur von Wenigen angenommen worden. Man kann mit gleichem Rechte Deïsmus und Theismus ſchreiben. Das erſte Wort iſt aus dem Lateiniſchen, das zweite aus dem Griechiſchen entlehnt. N.

Dejanira (Dejaneira), die Tochter des Öneus, Königs von Calydonien in Ätolien, nach Andern des Dionyſes und der Althäa, die nebſt ihrer Schweſter Gorgo allein ihre Geſtalt behielt, als ihre übrigen Schweſtern bei der Trauer um ihren Bruder verwandelt wurden. Sie war dem Flußgott Achelous (Acheloos) verlobt. Darüber gerieth er in Kampf mit Hercules. Achelous aber unterlag, und die Jungfrau ward der Preis des Siegers, der ſie in ſein Vaterland führen wollte, als er durch den Fluß Evenus, deſſen Fluthen angeſchwollen waren, aufgehalten wurde. Als er noch bei ſich rathſchlagte, ob er umkehren ſolle, kam der Centaur Neſſus, und erbot ſich, die Dejanira auf ſeinem Rücken über den Fluß zu tragen. Hercules, der es zufrieden war, ging zuerſt über den Fluß; da er aber am andern Ufer angelangt war, ſahe er, daß der Centaur, weit entfernt, ſie über den Fluß zu tragen, vielmehr alles anwandte, ſie zur Untreue gegen ihn zu zwingen. Da ſchoß er alsbald im Zorn über dieſe Frechheit einen Pfeil auf ihn ab, der mit dem Blute der lernäiſchen Schlange vergiftet war, und ihn durchbohrte. Neſſus, der ſeinen herannahenden Tod fühlte, gab der Dejanira ſein blutiges Gewand, mit der Bedeutung: „daß, wenn ſie ihren Gemahl überreden könne, es zu tragen, dieſes das ſicherſte Mittel ſeyn würde, ihn ſtets an ſie zu feſſeln." Dieſer Gegenſtand iſt oft durch die bildende Kunſt dargeſtellt worden. Leichtgläubig nahm Dejanira das Geſchenk mit dem Vorſatz an, es zu brauchen. Nach einiger Zeit, da ſie erfahren hatte, daß Herkules in Euböa durch die Reize der Jone, Tochter des Eurites, gefeſſelt werde, ſandte ſie ihm das Gewand des Neſſus durch einen jungen Sclaven, Namens Lychas, dem ſie auftrug, ihrem Gatten die zärtlichſten und rührendſten Grüße zu ſagen. Hercules, der die Abſicht ſeiner Gattin nicht ahnete, nahm freudig das unſelige Gewand; doch kaum hatte er es angezogen, als er von ſolchem Schmerz gepeinigt wurde, daß er in Wuth gerieth, den Lychas ergriff und ins Meer ſchleuderte, wo er in einen Felſen verwandelt wurde. In dieſer Wuth hieb er auch Bäume auf dem Berge Öta

um, errichtete von ihnen einen Scheiterhaufen, legte ſich darauf, und bat ſeinen Freund Philoktet, ihn anzuzünden. Als Dejanira den Tod des Hercules erfuhr, wurde ſie von Reue und Schmerz gequält, daß ſie ſich ſelbſt tödtete. Die Dichter ſagen, daß aus ihrem Blute eine Pflanze entſtanden ſey, mit Namen Nymphea oder Herakleon.

Déjeuné, Frühſtück. Déjeuné à la fourchette, eine ſolenne Frühſtücks=Fete, die jedoch vor 11 bis 12 Uhr Vormittags nicht anhebt. Regelmäßig ſind davon ausgeſchloſſen Suppe, warme Braten, Gemüſe und — Damen; dagegen ſind nothwendig kalte Fleiſchgerichte, Auſtern, Sardellen ꝛc. Salate und Gelees, verſchiedene Sorten feine Magenweine, kurz alles, was den ſcharfen Morgenappetit beſchäftigt und reizt, ohne dem Gourmand ſeine Mittags=Tafelfreuden zu verderben; ja ſelbſt das Deſſert dabei ſoll weniger den Gaumen kitzeln, als die Zähne ſäubern und die Trinkluſt erhalten. Eine ſolche Fete verträgt ſich mit der Wirthſchaft eines Garçon, macht kein Aufſehen bei der Nachbarſchaft, verderbt den Geſchäftshumor nicht, kurz, iſt ein repas sans conséquence. Geht es in die Zeit und in das Weſen eines Diner über, ſo wird es Déjeuné dinatoire genannt. Iſt die Geſellſchaft gemiſcht, und verbindet damit die Freude des Tanzes (was oft zu den Badevergnügungen gehört), ſo iſt es Déjeuné dansant. Déjeuné à la lyonnaise, wo die Fleiſchgerichte vorzüglich aus Schinken und anderm geräucherten Fleiſch beſtehen. A.

Dējoces, der erſte König von Medien, nachdem ſich dieſes von Aſſyrien unter Sanherib losgeriſſen hatte (um 700 v. Chr.). Nach Herodot erbaute er die große Stadt Ecbatana, oder legte ſie zu ſeiner Reſidenz an, befeſtigte und verſchönerte ſie. Er that viel für die Cultur ſeines Volks, beſonders durch gute Geſetze, und breitete ſein Reich bis an den Fluß Halys aus, und ſtarb um 656 v. Chr.

Dejōtarus, Tetrarch (oder Vierfürſt) von Galatien, erhielt von dem römiſchen Senat den Königstitel über dieſe Provinz und Klein=Armenien, weil er den Römern in den aſiatiſchen Kriegen wichtige Dienſte leiſtete. Im bürgerlichen Kriege nahm er die Partei des Pompejus. Cäſar nahm ihm Klein=Armenien, nöthigte ihn mit gegen Pharnaces zu ziehen, und ließ ihm nichts als den Königstitel. Man beſchuldigte ihn eines Angriffs auf das Leben des Cäſars, weßhalb ihn Cicero in einer noch vorhandenen Rede vertheidigte. Nach Cäſars Ermordung kehrte er in ſeine Staaten zurück und verband ſich mit Brutus, dann mit Auguſtus. Er ſtarb in einem hohen Alter 50 J. v. Chr.

Delaware=Bay. Dieſes nordamerikaniſche Land mit ſeiner Bay hat ſeinen Namen vom Lord Thomas Delaware, der im J. 1610 dieſe Bay und ihre Küſte auf ſeiner Fahrt nach Virginien geſehen, obgleich ſchon Jacob I. dieſes Land mit in dem neuen Freibriefe begriff, den er 1606 einer Geſellſchaft über Virginien ertheilte, und erſt lange nachher, erſt bei der Trennung der nordamerikaniſchen Pflanzſtädte vom Mutterlande dieſer Name dem neuen Staate beigelegt wurde. Die älteſten Niederlaſſungen daſelbſt ſind (1635) von den Schweden gemacht worden, nachdem Carl I. allen Anſprüchen auf dieſes Land entſagt hatte. Die Holländer proteſtirten dagegen, ſetzten ſich auch in ihrer Nähe feſt und wurden 1654 Herrn über ſie. Nach 10 Jahren fielen ſie ſelbſt wieder unter die

Herrſchaft der Engländer. Wilhelm Penn erhielt dieſes Land 1680 gemeinſchaftlich mit Penſylvanien, von dem es ſich aber in der Folge trennte, indem ſich die untern Grafſchaften des Freiſtaats von den nördlichen trennten, und einen eigenen Staat, den Staat von Delaware, bildeten. Ein Theil von dieſem macht eine der dreizehn Provinzen der vereinigten Staaten und zwar die kleinſte aus. Der Hauptort derſelben iſt Newcaſtle. Bedeutender iſt Wilmington.

Delegatus, Delegat, ein Abgeordneter, Abgeſandter. Delegirt, abgeordnet. Delegation, die Abordnung, Beauftragung. In der Rechtsſprache iſt Delegation die Übernahme der Schuldigkeit des Andern auf ſich ſelbſt, oder die Anweiſung, die ein Schuldner ſeinem Gläubiger auf einen Dritten gibt. Derjenige, der ſeine Schuldigkeit dem Andern überträgt, heißt Delegant, und der, auf welchen die Anweiſung geſchieht, Delegat; der ſo angewieſene Berechtigte aber Delegator.

Delft 1) eine Provinz und Stadt in Südholland. Letztere liegt an der Schie, nicht weit vom Haag, und hat ungefähr 5000 Einwohner. Sie ſoll ſchon 1075 durch Herzog Gottfried von Lothringen erbauet worden ſeyn; und iſt die Geburtsſtadt des berühmten Hugo Groot (Grotius); ſ. d. Art. Auch wird hier ſeit langer Zeit eine Art von Fayence gearbeitet, welche unter dem Namen delfter Zeug bekannt iſt. 2) Der Name einiger berühmten holländiſchen Maler, beſonders Jacob (geb. 1619, geſt. 1661) und Wilhelm Delft (um das Ende des 16. Jahrhunderts), beide aus Delft gebürtig, beide Portraitmaler und Verwandte des berühmten Mirevelts.

Delia, ſ. Delos.

Delille, Jacques), (auch Delisle, de Lille, geb. im J. 1732, zu Aigue-Perſe, einer kleinen Stadt der Limagne, unter einem glücklichen Himmelsſtriche, der alle ſeine Lieblichkeit und Milde in des Knaben Seele hauchte, und ihn zum gefühlvollſten, leidenſchaftlichen Bewunderer der Natur bildete, der berühmteſte unter den franzöſiſchen Lehrdichtern neuerer Zeit. Sein Name ſeit der Revolution iſt Montanier-Delille. Nicht bloß als Lieblingsdichter ſeiner Nation und Schriftſteller vom erſten Range, ſondern auch wegen ſeiner mit dem Grafen Choiſeul-Gouffier gemachten Reiſe nach Conſtantinopel und Griechenland, auf welcher er jene geiſtreichen Briefe ſchrieb, wovon einige zu ſeiner Zeit auch in öffentlichen Blättern, z. B. im Journal von Paris, mit großem Beifall geleſen wurden, und überhaupt wegen der Liebenswürdigkeit ſeines Charakters, denn er war ein vortrefflicher Menſch und von kindlicher Gutmüthigkeit, und wegen der Annehmlichkeit ſeines Umgangs, als Erzähler und Geſellſchafter, der jeden Cirkel belebte, iſt Delille in und außer Frankreich berühmt. Er glich ebenſowohl an Häßlichkeit als in der ſeltenen Verskunſt Popen, den er ſich auch in ſeinen Gedichten, beſonders in ſeinem noch ungedruckten Verſuche über den Menſchen, zum Muſter genommen hatte. Er kam ſehr jung nach Paris, um hier zu ſtudiren, und zeichnete ſich in dem Collegium von Liſſeux durch ſeine früh entwickelten Talente, beſonders ſeine Neigung zur Dichtkunſt aus. Hierauf kam er in das Collegium von Amiens. Denn eben waren die Jeſuiten aus Frankreich verbannt worden und mehrere Städte, welche nun keine Profeſſoren hatten, wandten ſich an die Univerſität, um ihren Verluſt zu erſetzen. In Folge dieſes literariſchen Concordats wurde

Delille nach Amiens geſandt. Greſſet hatte hier ſchon die Liebe zur Poeſie geweckt, und hier war es auch, wo Delille ſeine metriſche Überſetzung der Georgika des Virgil anfing; ein kühnes Unternehmen: denn er mußte in der franzöſiſchen Sprache nach Mitteln ſpähen, die man noch nicht entdeckt hatte. Man betrachtete ſie im Allgemeinen als äußerſt ſtolz und ſpröde, und ganz unfähig, ſich zu den Einzelnheiten des gemeinen ländlichen Lebens herabzulaſſen. Voltaire ſelbſt glaubte, die franzöſiſche Poeſie könne nie auf eine edle Art die Geſchäfte des Ackerbaus und der mechaniſchen Künſte ausdrücken. Der noch ſehr junge Delille dachte anders, und fand in ſeinem Talent noch ungeahnete Hülfsquellen. Seine Überſetzung, welche Delille ſchon in ſeinem 23. Jahre vollendete, ob er gleich noch viele Jahre daran feilte, machte großes Aufſehn in der gelehrten Welt. Sie erſchien zuerſt 1770. Ausgaben ſind in allen Formen und Geſtalten erſchienen. Die glänzende Quartausgabe von Didot hat dieſem Künſtler zuerſt einen Namen gemacht. In derſelben finden ſich der discours préliminaire und die zahlreichen Anmerkungen, durch welche ſich der Verf. auch unter den franzöſiſchen Proſaikern eine ehrenvolle Stelle erworben hat. Männer von Verdienſten ſahen mit Freuden einen jungen Dichter eine neue Bahn ſich öffnen. Eiferſüchtige feindeten ihn an z. B. Clement, und ſchrieben gegen ſeinen Verſuch. Aber das Verdienſt ſiegte. Delille wurde nach Paris berufen, und Anfangs zum Profeſſor am Collegium de la Marche, ſpäter am Collège de la France ernannt. Die Franzoſen erkannten dieſer Überſetzung einen Platz unter ihren claſſiſchen Werken zu. Seit Racine waren keine Verſe von dieſer Harmonie gebaut worden. Überhaupt war Virgil ſein bewundertes Muſter, den er noch über den Homer ſetzte und deſſen Schönheiten er in ſeinen Vorträgen mit außerordentlicher Anmuth und Feinheit zu entwickeln wußte. Auch überſetzte er ſpäter deſſen Äneide (1803). In ſeinem 37. Jahre (1774) wurde er in die Academie aufgenommen, und es verdient bemerkt zu werden, daß ſelbſt Voltaire, der ihn nicht perſönlich kannte, dringend ſeine Aufnahme foderte. Als Delille in ſeiner poetiſchen Laufbahn auftrat, war er von der lebhafteſten Bewunderung gegen Boileau durchdrungen. Allein nach und nach verminderte ſich dieſe Bewunderung. Delille liebte zu ſehr die poetiſche Pracht und Fülle, und was ſich auf äußern Glanz bezog, als daß er ſich lange nach Boileau's finſterer Strenge hätte bequemen ſollen. Sein Streben war, viel Sinn in wenig Worten einzuſchließen, zwei Gedanken in einen Vers zu bringen, und um dieſen Gedanken größeres Intereſſe zu verleihen, bediente er ſich gern des Contraſts, woraus oft ein Antitheſenſpiel entſtand, woran ſein Ohr ſich ſehr gewöhnte und Vergnügen fand. Er ſetzte Racine über Corneille, weil er das Verdienſt der Ausführung vorzog. Auf die Überſetzung der Georgika folgte nach einem langen Zwiſchenraum ſein eigenes Lehrgedicht: les Jardins, ou l'art d'embellir les paysages, (Paris 1782.) in 4 Geſängen, wovon die beiden erſten den Boden und die zur Verſchönerung dienenden Gehölze, der dritte die Anlegung der Raſenplätze, die Cultur der Blumen und die Benutzung der Gewäſſer, und der vierte die bildenden Künſte betrifft, die zur Verſchönerung eines Gartens wirken können. Hier zeigte ſich zwar ein gleiches Talent, allein der Dichter hatte keinen Führer mehr. Man war mit den Gärten weniger zufrieden als mit jener Überſetzung des virgiliſchen Gedichts; deſſen ungeachtet überſetzte man daſ-

ſelbe in alle Sprachen (deutſch von Voigt, polniſch von Lawinski). Doch glauben die meiſten Kunſtrichter, daß die Franzoſen im Fache des Lehrgedichts kein zweites Werk von gleichem dichteriſchen Werthe beſitzen. Delille war nicht eigentlicher Geiſtlicher, ſondern nahm nur die untern Weihen an, um eine reiche Pfründe genießen zu können. Von dieſer, von ſeinen Beſoldungen als Profeſſor im Collège de France und als Mitglied der franzöſiſchen Akademie, ſo wie von den Intereſſen ſeines eigenen Vermögens, hatte er vor der Revolution ein jährliches Einkommen von 30,000 Livres, von welchen ihm ſpäter nur noch 600 übrig blieben. Die Ehre, die ihm das Nationalinſtitut durch ſeine Wahl zum Mitgliede der dritten Claſſe erwies, verbat er anfangs als ein Anhänger der alten Ordnung der Dinge. Das Inſtitut aber erklärte, es werde die ihm beſtimmte Stelle ſtets für ihn offen laſſen, und erſt nach ſeinem Tode wieder beſetzen. Späterhin, bei einer mehr befeſtigten Regierungsform, wurde er zum Mitgliede der zweiten Claſſe erwählt, und nahm die Stelle an. Er war nicht um ſeines Verluſtes willen, ſondern aus der vollen Überzeugung, daß eine Republik für den Zuſtand von Überfeinerung und ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften, in welchem ſich ſeine Nation befindet, ein Unding ſey, kein Freund der Revolution, aber er fröhnte nie irgend einer Faction. Es iſt merkwürdig, daß ihn Robespierre bei jeder Gelegenheit ſchonte. Dieſer Demagog wünſchte die Hymnen, die bei der berüchtigten Feier der öffentlichen Anerkennung der Gottheit abgeſungen werden ſollten, von Delille, der damals im Collège de France lebte, verfertigt zu ſehen. Der Dichter, der dieſe Auffoderung nicht ablehnen konnte, ſchrieb in 24 Stunden den Dithyrambe sur l'immortalité de l'ame, der ſelbſt den Wohlfahrtsausſchuß erſchütterte und ungeſungen blieb. Seitdem (vor 1794) entfernte er ſich aus Paris, und hielt ſich viele Monate lang in den Vogheſen auf, wo er ſeine Phantaſie mit den ihn umgebenden großen Naturſcenen beſchäftigte, und bald über die Beſtimmung des Menſchen, bald über die Geſetze der Dichtkunſt nachdachte. In den maleriſchen Umgebungen der Schweiz dichtete er ſeinen l'homme des champs, ein Lehrgedicht in vier Geſängen, über die Reize des Landlebens, mit dem Beinamen Géorgiques françaises als Pendant der Georgika des Virgil, von welcher es gleichſam der zweite moraliſche Theil iſt. Delille hat 20 Jahre an dieſem Gedichte gearbeitet, größtentheils aber im Jahr 1794, während der Schreckensperiode, und im Jahr 1795 in den Thälern des Wasgau's. Er vollendete es in Baſel, wo es bei Decker prachtvoll erſchien. Mehrere geben dieſem Gedichte noch den Vorzug vor den jardins. Die traurigen Begebenheiten von 1794 haben viel Einfluß auf daſſelbe gehabt, und an mehreren Stellen herrſcht eine tiefe Melancholie und eine Empfindſamkeit, welche in den jardins nicht zum Vorſchein kommt. Der Anblick der Leiden ſeines Vaterlands erzeugte das Gedicht: le malheur et la pitié, poëme en 4 chants, (London 1803) durch eine Reihe anziehender und rührender Gemälde, und eine Fülle wohlklingender Sentenzen anziehend. Von Baſel begab er ſich nach London, wo er indeſſen nicht zu den Emigranten gezählt wurde, und wo er ſich (1802) mit Demoiſ. Vaudchamps, die lange Zeit ſeine Reiſegeſellſchafterin geweſen war, und die er oft ſeine Antigone nannte, verheirathete. Hier beſchloß er, ſeine vaterländiſche Sprache durch Miltons Meiſterwerk zu

bereichern, den er unter den Engländern am meiſten bewunderte. Man ſieh es ſeiner Überſetzung des verlornen Paradieſes an, daß er ſie mit Luſt arbeitete. Vielleicht hat ſich Delille unter allen ſeinen Arbeiten in dieſer am meiſten als Dichter gezeigt. In jeder Schönheit erreicht er ſein Original, in allem Mittelmäßigen übertrifft er es, und in allem Geſchmackloſen weiß er es zu verſchönern. Dieſe Arbeit wurde in 15 Monaten vollendet, und koſtete ihm eigentlich das Leben; denn die Anſtrengung, mit welcher er ſie zu beendigen bemüht war, gab Veranlaſſung zu dem erſten Anfalle von Schlagfluß, den er ſpäter erlitt. Als die politiſchen Stürme gebändigt waren, kehrte er in ſein Vaterland zurück, und erwarb ſich durch neue Erzeugniſſe ſeines thätigen Geiſtes Bewunderung und Huldigung. So ſchrieb er ſein Gedicht über die drei Reiche der Natur, und (1812) das in Frankreich mit ſo rauſchendem Beifall aufgenommene Gedicht: la conversation. Hier hatte er einen Stoff gewählt, den er als Meiſter zu behandeln wußte. Denn ſeit er von jener Reiſe, die er mit Hrn. von Choiſeul unternommen, und auf welcher er ſeine Einbildungskraft in den Gefilden des claſſiſchen Alterthums, deſſen große Muſter ſchon früher ſeinen Geiſt genährt hatten, und durch den Anblick der ſchönſten und berühmteſten Gegenden Europa's bereichert hatte, nach Frankreich zurückkam, ſah er ſich in die glänzendſten Cirkel von Paris aufgenommen, wo er ſein großes Talent der Unterhaltung bis zur Meiſterſchaft ausbildete. Ja der Wunſch, der Unterhaltung Leben und Bewegung zu geben, brachte ihn oft ſo weit, daß er ſich ſelbſt widerſprach, und Paradoxien aufſtellte, die er mißbilligte; doch wußte er, ſobald die gewünſchte Wirkung erfolgt war, dieſelben mit der Leichtigkeit und Anmuth eines Kindes wiederaufzugeben, das mit Seifenblaſen ſpielt. Auch war nie ein Menſch weniger empfindlich als er. Die Kritik kränkte ihn wohl bisweilen, aber erbitterte ihn nicht. Selten kam ein unangenehmes Wort über ſeine Lippen, nur Anmuth und Güte waren hier einheimiſch. Von dieſer Seite alſo konnte niemand dieſem Stoffe gewachſener ſeyn. Was aber die Poeſie anlangt, ſo gilt von dieſem Werke im Ganzen wohl, was von ſeinen übrigen gilt. Lebhaftes Gefühl, Mannichfaltigkeit der Anſchauung, und daher lebendige Schilderungen, Reinheit und höchſte Eleganz des Ausdrucks, harmoniſcher Wohllaut und Fluß der Verſe ſind ihre höchſten Vorzüge, weßhalb ihn auch einige deutſche Kritiker den Namen eines eleganten Verkünſtlers vorzugsweiſe beigelegt haben, und Bouterweck nicht mit Unrecht ſagt: „ein didaktiſches Werk, wie der höchſt elegante Landmann des Abbé Delille, kann ſehr viele Reize des Ausdrucks und der Diction haben, ohne darum ein Gedicht zu ſeyn." Delille arbeitete alles im Gedächtniß aus, und in ihm bewahrte er, was er vollendet hatte, feſter und ſicherer auf, als in ſeiner Schreibtafel. So trug er ſogar die 30,000 Verſe ſeiner Überſetzung der Äneide in ſeinem Kopfe herum, wie ehemals Taſſo. Indeß aber ſeine Geiſteskraft zuzunehmen ſchien, nahm ſeine Körperkraft mit jedem Tage mehr ab; auch verlor er den Sinn des Geſichts. Er ſtarb am 1. May 1813, an einem Tage, der ſonſt jedes Jahr durch die Wünſche ſeiner Familie und Freunde geweiht wurde. Er hat ein Gedicht mit ſich genommen, welches er aus Zartgefühl dem Papier nicht anvertrauen wollte. Er beſang darin das Alter und ſein nahes Ende, weiſſagend pries er in wohllautenden Verſen die

Täuſchungen der Gegenwart und die Wohlthaten der Zukunft. Er wollte ſeine Gattin nicht bitten, dieſe Verſe aufzuſchreiben, um ſie nicht zu betrüben, und wartete auf eine Gelegenheit, wo er einen ſeiner Freunde darum bitten könnte; welche ſich aber nicht gefunden hat. Sein Tod ward allgemein betrauert und das ihm zu Ehren veranſtaltete feierliche Leichenbegängniß war ein ſprechender Beweis, in welcher hohen Achtung dieſer Sänger, der ſeit langer Zeit die Zierde der franzöſiſchen Literatur geweſen war, unter ſeinen Landsleuten geſtanden hatte.

Delios (Delius), deliſch, ſ. Delos.

Dellamaria (Domenico), ein berühmter franzöſiſcher Componiſt, ſtammte aus einer italiäniſchen Familie und war zu Marſeille geboren. Von ſeiner zarteſten Jugend auf überließ er ſich ſeiner Neigung zur Muſik, und ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre componirte er eine große Oper, die in Marſeille mit Beifall gegeben wurde. Erfreut über das Gelingen ſeines erſten Verſuchs, ging er nach Italien, um ſich dort zu vervollkommnen. Hier blieb er zehn Jahre, und genoß den Unterricht mehrerer großen Meiſter, beſonders des Paiſiello. Er componirte ſechs komiſche Opern, unter denen beſonders Il Maestro di Capella, der er ſelbſt den meiſten Werth beilegt, mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Im Jahre 1796 kam er nach Frankreich zurück, und begann auf dem Theater der komiſchen Oper mit einem Stücke, le Prisonnier, das ſeinen Ruf erweiterte, und auch in Deutſchland unter dem Titel der Gefangene mit dem allgemeinſten Beifall auf die Bühne gebracht wurde. In allen ſeinen Werken findet man einen leichten und gefälligen Geſang, einen reinen und ſchönen Styl mit einer natürlichen und neuen Begleitung, die mit Wahrheit im Ausdruck verbunden iſt. Um ſo mehr zu bedauern iſt, daß dieſer Künſtler ſo früh ſein Leben endigte; er ſtarb 1800 in einem Alter von 36 Jahren. Er beſaß außerordentliche Fertigkeit auf dem Pianoforte, und das Violoncell ſpielte er mit eben ſo viel Leichtigkeit als Anmuth. Außer jener genannten Oper: le Prisonnier, erregte eine andere, unter dem Titel: l'opéra comique, (das Singſpiel) ebenfalls den größten Enthuſiasmus, und faſt alle Arien, Duo's und Enſembles derſelben wurden Volksgeſänge.

Delos, die mittelſte der cykladiſchen Inſeln im ägeiſchen Meere, durch die Sage berühmt als das Vaterland des Apollo und der Diana. Delos, erzählen die Dichter, war vormals nur ein nackter unfruchtbarer Fels, der im Meere umherſchwamm und zufällig von den Wellen in die Mitte der cykladiſchen Inſeln getrieben ward. Die Erde hatte der Here (Juno) geſchworen, der flüchtigen Latona (ſ. d. Art.) keine Ruheſtätte für ihre Entbindung zu gewähren. Unſtätt irrte daher die Unglückliche umher, ohne einen Ort zu finden, wo ihr Fuß weilen konnte. Da erblickte ſie das ſchwimmende Eiland; dies, kein feſter Ort, konnte unter dem Schwur der Erde nicht mit begriffen ſeyn. Latona ſchöpfte Hoffnung, und Delos bot ihr willig eine Freiſtätte an den wilden Ufern des Inopus an. Sie gelobte dafür mit einem Schwur, daß ein Tempel auf ſeinem felſichten Boden erbaut werden ſolle, zu dem alle Völker Geſchenke und Hecatomben bringen würden. Getroſt blieb ſie jetzt auf dem wüſten Felſen und gebar, von einem ſchattigen Baume geſchirmt, die Götterkinder, Apollon (der daher Delios, Delius) und Diana (welche daher Delia genannt wird), welche auch hier vorzüglich verehrt wurden. Delos aber

war fortan nicht mehr das Spiel der Winde; aus den Grundfeſten der Erde ſtiegen Säulen empor, die es ſtützten, und der Ruhm der Inſel verbreitete ſich über den Erdkreis. Alſo die Sage. — Anfangs hatte die Inſel eigene Könige, die zugleich das prieſterliche Amt ausübten; in der Folge kam ſie unter die Herrſchaft Athens. Nichts wurde auf derſelben geduldet, was das Bild der Zerſtörung oder des Kriegs mit ſich führte. Die Todten wurden auf der nahen Inſel Rhenea begraben; eben dahin brachte man die ſchwangeren Frauen. Nach der Zerſtörung Corinths flüchteten die reichſten Corinther hieher und machten Delos zu einem blühenden Handelsſitz. Die größte Merkwürdigkeit der Inſel war der Tempel und das Orakel Apollo's. Der Tempel, von Cecrops Sohn, Eriſichthon, gegründet und von den verſchiedenen Staaten Griechenlands immer mehr verſchönert, war aus pariſchem Marmor erbaut und enthielt außer der ſchönen Bildſäule des Gottes einen Altar, der zu den Wunderwerken der Welt gerechnet wurde. Von demſelben hat auch das ſogenannte delische Problem (deliſche Aufgabe) ſeinen Namen. Als einmal, wird erzählt, auf Delos die Peſt wüthete, und die Einwohner das Orakel um ein Mittel gegen dieſelbe befragten, erhielten ſie die Antwort: ſie ſollten den Altar des Apollo, der aus einem Würfel beſtand, noch einmal ſo groß machen. Dieſes nachher in der Geometrie berühmte Problem von der Verdoppelung des Würfels verſuchten mehrere alte Philoſophen und Mathematiker auf verſchiedene Weiſe zu löſen. S. Würfel. Auch ſtand darin der Baum, an den ſich, wie die Sage berichtete, Latona in den Wehen der Geburt ſtützte. Die Orakel, welche Apollo hier ertheilte, hielt man für die deutlichſten und zuverläſſigſten von allen. Sie wurden aber im Sommer gegeben; im Winter ertheilte Apoll ſeine Orakelſprüche in Patara in Lycien. — Jetzt führt Delos den Namen Sebilli, iſt unbewohnt, und gewährt nur Seeräubern einen Aufenthalt. Aber prächtige Ruinen ſind von der ehemaligen Herrlichkeit noch vorhanden.

Delphi, der Sitz des berühmteſten Orakels des alten Griechenlands, lag in Phocis an der ſüdlichen Spitze des Parnaſſus, der ſich hier in zwei Bergenden ſchloß. Den Urſprung der Stadt erzählt die Mythe alſo: Nachdem Apollo den Drachen Pytho (Andere nennen ihn Delphyne) getödtet und hier ſein Heiligthum zu gründen beſchloſſen hatte, erblickte er ein ſegelndes Handelsſchiff aus Creta. Sogleich ſprang er in Geſtalt eines ungeheuern Delphins ins Meer (daher auch der delphiniſche), ſtürzte ſich in das Schiff der Cretenſer und zwang es, vor Pylos, wohin es beſtimmt war, vorbei und in den Hafen vor Criſſa einzulaufen. Als die Cretenſer ans Land getreten waren, erſchien er ihnen plötzlich in herrlicher Jünglingsgeſtalt und verkündigte ihnen, daß ſie nie wieder in ihr Vaterland zurückkehren, ſondern als Prieſter ihm in ſeinem Tempel dienen ſollten. Begeiſtert und mit Lobgeſängen folgten die Cretenſer dem Gotte zu ſeinem Heiligthume am Felſenabhange des Parnaſſus. Aber ſie erſchraken ſehr, als ſie die Unfruchtbarkeit der Gegend wahrnahmen und flehten den Apoll um Hülfe gegen Armuth und Mangel an. Der Gott aber lächelte und erklärte ihnen ihre künftige Beſtimmung als ſeine Prieſter, und welche Vortheile ſie dadurch erlangen würden. Da erbauten ſie Delphi; anfangs aber hieß die Stadt Pytho, von dem Drachen, den Apollo hier getödtet hatte. Der Ort, wo die Orakelſprüche ertheilt wurden, war

eine Höhle und hieß Pythium. Ihre Entdeckung ſchreibt die Sage einem Hirten zu, der am Fuße des Parnaß weidete, und von dem berauſchenden Dunſt, der ihm aus derſelben entgegenkam, in prophetiſche Extaſe verſetzt wurde — ſeitdem ſtellte man über dieſe Höhle welche man im Tempel einſchloß, den heiligen Tripus (Dreifuß), auf welchem die Prieſterin, durch deren Mund Apollo reden ſollte, Pythia genannt, die begeiſternden Dünſte, die aus der Tiefe aufſtiegen, und mit ihnen die Eingebung des delphiſchen Gottes empfing und verkündete; (daher das Sprichwort ex tripode, vom Dreifuße herab ſprechen, von dunkeln, aber für unfehlbar ausgegebenen Behauptungen und Ausſprüchen.) Wenn ſie, nachdem ſie zuvor den Leib und beſonders das Haar in dem nahen caſtaliſchen Quell gebadet hatte, ſich mit Lorbeern bekränzt auf den mit Lorbeern geſchmückten Dreifuß niedergelaſſen, den dabei ſtehenden Lorbeerbaum geſchüttelt, auch wohl einige Blätter davon gegeſſen hatte, gerieth ſie in den Zuſtand der Entzückung. Ihr Geſicht wechſelte die Farbe, ein Schauer durchlief ihre Glieder und aus ihrem Munde tönten Klagegeſchrei und langes Stöhnen. Dieſer Zuſtand ſtieg bald bis zur Wuth. Die Augen funkelten, der Mund ſchäumte, die Haare ſträubten ſich und von dem aufſteigenden Dunſte faſt erſtickt, mußten die Prieſter die ringende auf dem Sitze gewaltſam zurückhalten, worauf ſie denn unter fürchterlichem Geheul anfing, einzelne Worte auszuſtoßen, welche die Prieſter mit Sorgfalt auffingen, ordneten, und ſchriftlich dem Fragenden überlieferten. Anfangs waren die Sprüche in Verſe gebracht, aber als in ſpätern Zeiten das Anſehen der Orakel ſank, begnügte man ſich, ſie in Proſa zu ertheilen. Immer war das Orakel dunkel und zweideutig, doch war es früherhin ein nützliches Inſtitut in den Händen der Prieſter, die politiſchen, bürgerlichen und religiöſen Verhältniſſe Griechenlands zu leiten, zu ſtützen und zu erhalten, und ſtand lange in dem Rufe der Unfehlbarkeit. Denn die Dorer, die erſten Bewohner des Orts, die ſich bald in alle Theile Griechenlands verbreiteten, verbreiteten auch in ihren neuen Wohnſitzen überall die unbegränzte Ehrfurcht für dieſes Orakel, ſo daß es in kurzem das allgemeine Orakel für alle Hellenen ward. Anfangs war für das Orakelſprechen nur ein Monat im Jahre, dann in jedem Monat ein Tag beſtimmt. Keiner aber, wer den Gott um Rath fragte, durfte ohne Geſchenke erſcheinen. Daher beſaß der Tempel ungeheure Schätze und die Stadt war mit zahlreichen Statuen und andern Kunſtwerken, welche aus Dankbarkeit geweiht worden, ausgeſchmückt. Die Alten hielten Delphi für den Mittelpunkt der Erde. Die Dichter erzählten, Jupiter habe, um die Mitte der Erde zu meſſen, zwei Adler, den einen von Abend, den andern von Morgen her, abgeſchickt, welche hier zuſammengekommen wären. Auch war in Delphi das Grab des Neoptolemus (oder Pyrrhus), des Sohns Achilles, der hier von Oreſtes getödtet worden. Nicht weit von dem Grabe war die berühmte, von Polygnot mit der Geſchichte des trojaniſchen Krieges ausgemalte Leſche. In der Ebene zwiſchen Delphi und Cirrha wurden anfangs alle neun Jahre, ſpäterhin alle fünf Jahre im Monat Targelion die pythiſchen Spiele gefeiert; durch dieſe Nationalſpiele und die Beſchützung der Amphiktyonen erhielt Delphi einen dauernden Glanz. Jetzt hat Delphi den Namen Caſtri und iſt den Türken unterworfen.

Delphin (Delphinus delphis), der Name eines ganzen,

aus vier verſchiedenen Gattungen beſtehenden Geſchlechts von ſäugenden Seethieren, aber insbeſondere einer Gattung aus dieſem Geſchlechte. Dieſes Thier, welches ſchon die Alten kannten, nennen die Schiffer **Tummler**. Der Körper iſt walzenförmig und der Kopf läuft ſpitzig zu. Aus der Luftröhre bläſt der Delphin Waſſer in einem Strahle. Seine Länge beträgt neun bis zehn Fuß. Die Haut iſt glatt, oben ſchwarz und unten weiß. Über der Schnauze läuft eine breite Binde. Der Delphin hält ſich mehr in mildern Meeren auf. Im mittelländiſchen und ſchwarzen iſt er nicht ſelten. Daß er auch die deutſchen Küſten bisweilen beſucht, iſt gewiß, denn man zeigt noch jetzt einen auf dem Rathhauſe zu Danzig, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts an der danziger Nehrung gefangen wurde. Seine Nahrung beſteht in Fiſchen und andern Seethieren. Das Fleiſch dieſes Thieres iſt ſchwarz und grobfaſerig, aber dennoch genießbar, und kommt den Seefahrern gut zu Statten. Die griechiſchen und römiſchen Dichter erwähnen des Delphins oft; auch findet man ihn häufig von den Alten abgebildet, jedoch in fabelhafter Geſtalt. Auch ſeine Naturgeſchichte wurde mit Mährchen reichlich ausgeſtattet. Man ſchrieb ihm ein mitleidiges Herz und eine beſondere Neigung zur Muſik zu, wie die Geſchichte des **Arion** beweiſ't. In der **Aſtronomie** führt den Namen des Delphin ein Sternbild (wahrſcheinlich von der Ähnlichkeit mit jener Geſtalt) von zehn Sternen, nicht weit vom Adler. Die Fabel erzählt, es ſey derjenige **Delphin**, welcher die Amphitrite, die ſich vor den Anträgen des Neptun verborgen hatte, auskundſchaftete und ſie dem Neptun geneigt machte; zum Danke dafür habe ihn Neptun unter die Sterne verſetzt. Überhaupt werden die Delphine als Diener und Boten des Neptuns betrachtet. **Delphine** heißen auch die Zapfen oder Handhaben an den Artillerieſtücken, woran ſie gefäßt und gehoben werden, weil ihnen ſonſt gewöhnlich dieſe Figur gegeben wurde.

Delta, ein griechiſcher Buchſtabe, unſerm D entſprechend. Sein Zeichen iſt Δ, daher **deltaförmig**. Wegen ſeiner etwas ähnlichen Geſtalt, welche durch den Nil gebildet wird, hieß auch der untere Theil von Ägypten bei den Griechen das **Delta**. Hier lag Saïs, Peluſium, Alexandria. Doch unterſchied man das große und das kleine Delta.

Demagog (griechiſch bed. Volksleiter) heißt in Demokratien oder gemiſchten Staatsverfaſſungen ein Anführer des Volks, welcher die Gunſt deſſelben benutzt, um daſſelbe in ſeinen Beſchlüſſen und Unternehmungen zu leiten. Ein ſolcher war z. B. **Perikles** bei den Griechen. Viele Talente, vorzüglich das einer einſchmeichelnden Beredſamkeit, Staatsklugheit und Tapferkeit, erwarben bei den Alten dieſes Anſehen, und die ſchwankende Stelle eines Volksgünſtlings. Man verbindet mit dieſem Worte gewöhnlich nicht die beſte Bedeutung, weil beinahe alle Demagogen der ältern und neuern Zeit das Intereſſe des Volks mehr verriethen als beförderten, und am meiſten nur auf ihren Nutzen bedacht waren. Die eifrigen Volksfreunde in Frankreich, die ausſchließend für wahre Patrioten gelten wollten, ein **Marat**, **Robespierre**, **Herzog von Orleans** und Andere, haben dem Credit des Worts Demagog durch ihr ſchändliches Betragen den letzten Stoß gegeben.

Demant, ſ. Diamant.

Demarcationslinie (Begränzungslinie). Eigentlich jede

Linie, die zur Feſtſetzung einer Gränze, welche von fremden oder mit einander ſtreitenden Mächten nicht überſchritten werden ſoll, gezogen wird. Zu Folge einer zwiſchen der franzöſiſchen Republik und dem Könige von Preußen zu Baſel den 17. Mai 1795 abgeſchloſſenen Convention wurde unter dieſem Namen eine Neutralitätslinie feſtgeſetzt, wodurch der Kriegsſchauplatz vom nördlichen Deutſchland entfernt wurde. Eine Demarcationslinie war ferner während des pleiſchwitzer Waffenſtillſtandes (1813) zwiſchen den franzöſiſchen und den alliirten ruſſiſch-preußiſchen Truppen feſtgeſetzt.

Demerary, eine holländiſche Colonie am ſchiffbaren Fluſſe gleiches Namens in Guiana. Die Fruchtbarkeit der Gegend lockte 1740 mehrere Holländer von Eſſequebo, und in der Folge viele Engländer, die vortheilhafte Lage zu benutzen. 1769 zählte man ſchon 130 Plantagen, und dieſe haben ſich in der Folge noch vermehrt, ſo daß 1778 die Ausfuhr an Caffée, Zucker und Baumwolle funfzehn Schiffsladungen betrug. Die Regierung beſteht aus einem Director und einem aus den Bürgern der Colonie gewählten Rath, iſt abhängig von Eſſequebo, und dieſes von Surinam. 1797 begab ſich dieſe Colonie unter den Schutz von Großbritannien, wurde durch den Frieden von Amiens zurückgegeben, im J. 1803 aber aufs neue ohne Widerſtand weggenommen.

Dēmeter, ſ. Ceres.

Demetrius (Demetrios), vorzüglich der Name mehrerer Könige von Macedonien und Syrien, unter welchen beſonders wichtig iſt: 1. Demetrius I., mit dem Beinamen Polyorcetes (den Städteeroberer), König von Macedonien, Sohn des Antigonus. Er führte viele Kriege, beſonders mit dem Ptolemäus Lagus, mit ungleichem Erfolg. Er erſchien vor Athen mit einer großen Flotte, verjagte den Demagogen Demetrius Phalereus und gab dem Volke die alte Regierung wieder. Gegen den Seleucus, Caſſander und Lyſimachus verlor er die berühmte Schlacht bei Ipſus 299 vor Chr. Geb. Hierauf flüchtete er ſich nach Epheſus, von da nach Athen. Hier wurde er nicht eingelaſſen. Er geht daher nach Corinth, überzieht von hier aus das thraziſche Gebiet des Lyſimachus, überbringt ſeine Tochter Stratonice als Gattin dem Seleucus nach Aſien, nimmt unterwegs Cilicien ein, worüber er mit Seleucus zerfällt. Er eroberte zwar Macedonien 298 vor Chr. Geb. und regierte 7 Jahre; aber durch ſeinen Despotismus verlor er den Thron wieder. Verlaſſen von ſeinen Soldaten und herumirrend ergibt er ſich endlich ſeinem Schwiegerſohn, dieſer hielt ihn in weitem Arreſt zu Arameo (auch Pella genannt) in Syrien, wo er auch 284 vor Chr. Geb., 54 Jahre alt, ſtarb. 2. Demetrius II., König von Macedonien, Sohn und Nachfolger des Antigonus Gonaas und Enkel des Vorigen. Als ſein Vater durch die Treuloſigkeit der Macedonier nach Griechenland fliehen mußte, brachte er einen Haufen Soldaten zuſammen und ſetzte denſelben wieder auf den Thron. Nach deſſen Tode regierte er 10 Jahre im ſteten Kampfe mit den Gränzvölkern. 3. Demetrius I., König von Syrien, mit dem Beinamen Soter (der Erretter), Sohn des Seleucus IV. Philopator, der ihn als Geiſel nach Rom ſandte. Er verlor durch Schwelgerei und Weichlichkeit einen großen Theil ſeines Reichs, und blieb gegen Alexander-Balas, im J. 150 vor Chr. Geb., welcher den Thron an ſich riß. 4. Demetrius II., Nicator (der Sieger), des Vorigen Sohn, ſtürzt den letztern, erobert die verlornen Länder

wurde die Bibliothek zu Alexandria angelegt, auch, wie Einige ſagen, die griechiſche Überſetzung der Bibel veranſtaltet. Die Schrift über die **Elocution** trägt wahrſcheinlich nur ſeinen Namen. Er ſoll in die Ungnade des Ptolemäus gefallen und in den Diſtrict Buſiris verwieſen worden ſeyn, wo er ſein Leben (247 vor Chr. Geb.) durch einen Schlangenbiß endigte. 6. **Demetrius** (Dimitrie), ſ. Pſeudometrier.

Demiurg, 1. ſoviel als Demagog, ſ. d. Art. 2. Werkmeiſter, Künſtler. So wird vorzüglich von den Alten der Weltſchöpfer genannt.

Demokratie iſt diejenige Regierungsform, bei welcher das Volk ſelbſt (d. h. ſämmtliche Bürger zuſammengenommen) die höchſte Gewalt ausüben. Es könnte dieſes geſchehen **unmittelbar** von ſämmtlichen Staatsbürgern, und zwar durch **Einhelligkeit** oder **Mehrheit** der Stimmen (dieſes iſt die **reine** oder abſolute Demokratie, welche in der Wirklichkeit ein Unding iſt und in ihrem Entſtehen zur Anarchie führen muß, weil hier der Unterſchied der Befehlenden und Gehorchenden ganz zuſammenfällt), oder **mittelbar**, d. i. durch Repräſentanten (repräſentative Demokratie). Die Demokratie finden wir als herrſchende Form der **alten** Zeit, und vorzüglich **kleineren** Staaten angemeſſen. Ihre Vorzüge beſtehen in der großen und aufopfernden **Vaterlandsliebe**, welche dadurch erweckt wird, daß ſie jedem Bürger ein Gefühl der Würde und Unabhängigkeit durch die möglichſte Gleichheit derſelben, durch die mögliche Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung und durch die Publicität der letztern mittheilt. Mit Aufhebung der auf Bürgertugend gegründeten und durch Geſetze geregelten Gleichheit, z. B. durch Luxus und Habſucht, geht dieſe Form zu Grunde. Ihre Nachtheile ſind denn zunächſt Factionsgeiſt im Innern und Verwirrung bei zu weit getriebener Gleichheit, Herrſchaft der blinden, veränderlichen Volksgunſt und des Neides über das Verdienſt und leidenſchaftliche Zügelloſigkeit in der Beherrſchung, Mangel an Einheit und Schnelligkeit in Ausführung nothwendiger Beſchlüſſe, daher Schwäche nach außen; ſo geht die Demokratie unaufhaltſam in Ariſtokratie oder Deſpotie unter, indem die Repräſentanten allmälich **Ariſtokraten** werden, oder ein einziger Ausgezeichneter das Ruder ergreift. In der **neuern** Zeit gediehen die Demokratien nicht.

Demokrit, berühmter Philoſoph der atomiſtiſchen oder neuern eleatiſchen Schule, aus der im Alterthum berüchtigten Stadt Abdera gebürtig, lebte um die 72ſte Olympiade, (geb. gegen 494 vor Chr. Geb.). Xerxes, bei dem Demokrits Vater in Gunſt ſtand, ließ, als er wieder nach Aſien zurückging, einige Magier und Chaldäer bei von den Parthern wieder, aber geräth in ihre Gefangenſchaft. Nach ſeiner Befreiung regierte er noch 4 Jahre; aber ſein Stolz veranlaßte Empörung und er wurde zu Tyrus von einem Statthalter ermordet, 126 Jahr Chr. Geb. Noch wichtiger als Letzterer iſt 5. der obengenannte **Demetrius Phalereus** (aus Phalerus), ein berühmter griechiſcher Redner, Schüler des Theophraſt, wurde macedoniſcher Statthalter von Griechenland und Archont (309 vor Chrſti Geburt.) Er verſchönerte Athen durch prächtige Gebäude; die Dankbarkeit der Athenienſer, welche er beherrſchte, ließ ihm ſo viel Statuen, als Tage im Jahre, errichten. Aber der erweckte Neid verdammte ihn zum Tode und ſtürzte ſie wieder um. Er flüchtete ſich nach Ägypten an den Hof der Ptolemäer. Durch ſeine Fürſorge

ihm, welche den Jüngling in ihre Geheimniſſe einweihten und dadurch die erſte Neigung zur Philoſophie in ihm erweckten. Nach ſeines Vaters Tode reiſ'te er nach Ägypten, wo er die Geometrie ſtudirte, und beſuchte vielleicht einige andere Länder, um ſeine Kenntniſſe von der Natur zu erweitern. Unter den griechiſchen Philoſophen genoß er den Unterricht des Leucipp. Hierauf kehrte er in ſeine Vaterſtadt, zurück, wo er an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten geſtellt wurde. Aber aus Unwillen über die Thorheit der Abderiten entſagte er dieſem Amte und zog ſich in die Einſamkeit zurück, ſich allein den philoſophiſchen Studien zu widmen. Wir übergehen die vielen Mährchen, welche man von Demokrit erfunden hat, wohin auch gehört, daß er beſtändig über die Thorheiten der Menſchen gelacht habe, weßhalb man ihn als Gegenſtück des Heraklit angeſehen hat, und wenden uns zu einer kurzen Darſtellung ſeiner philoſophiſchen Meinungen. In ſeinem Syſteme that er die mechaniſche Erklärungsart der Natur ſeines Lehrers Leucipp weiter ausgebildet. Die Entſtehung der Welt erklärte er durch die ewige Bewegung einer unendlichen Menge untheilbarer Körperchen (Atomen), die ſich durch Figur, Lage und Ordnung von einander unterſcheiden, und durch ihre Bewegung in dem unendlichen Raume bald getrennt, bald wieder zuſammengeſetzt würden. So entſtand das Univerſum durch Zufall, ohne Beihülfe einer erſten Urſache. Die Ewigkeit der Atomen (einer Materie überhaupt) bewies er daraus, daß man die Zeit ſich nicht anders als ewig und ohne Anfang vorſtellen könne; ihre Einfachheit aber auf folgende Weiſe. Wenn Körper auch unendlich theilbar ſind, ſo muß man doch zugeben, daß die Theilung müſſe wahrgenommen werden können. Nach geſchehner Theilung bliebe nun entweder noch etwas Ausgedehntes, oder Punkte ohne alle Ausdehnung, oder nichts übrig. Im erſtern Falle wäre die Theilung noch nicht vollendet, im zweiten könnte die Zuſammenſetzung von Punkten ohne Ausdehnung nie etwas Ausgedehntes geben; und wäre Nichts übrig, ſo müſſe die Körperwelt auch nichts ſeyn; alſo müſſen einfache Körper (Atomen) exiſtiren. Aus ſeiner Behauptung von dem ewigen Wechſel des Scheidens, und der Verbindung der Atomen folgte auch die, daß es zahlloſe Welten gebe, welche bald entſtänden, bald wieder untergingen. An den Atomen unterſchied er Figur, Größe, Schwere und Undurchdringlichkeit. Alle Dinge haben einerlei Beſtandtheile, und ihre Verſchiedenheit rührt bloß her von der Verſchiedenheit der Figur, Ordnung und Lage der Atomen, woraus jedes Ding beſteht. Dieſe Verſchiedenheit bei den Atomen iſt unendlich, ſo wie ihre Anzahl, daher auch die Verſchiedenheit der Dinge ſelbſt unendlich groß iſt. Alles Wirken und Leiden iſt Bewegung durch Berührung, weil nur ähnliche Dinge auf einander wirken. Das Feuer beſteht nach ihm aus thätigen leichten Kügelchen, und dehnt ſich wie eine helle Einfaſſung um die Erde. Die Luft wird durch das beſtändige Aufſteigen der Körperchen aus den untern Gegenden in Bewegung geſetzt, und zu einem reißenden Strome, der die in ſeinem Schooße gebildeten Geſtirne mit ſich fortführt. Unter ſeinen pſychologiſchen Lehren verdienen folgende Erwähnung. Die Seele beſteht, in ſo fern ſie bewegende Kraft iſt, aus Feueratomen; aber da ſie auch die übrigen Elemente erkennt, und doch nur durch das ihm gleiche Etwas erkannt werden kann, ſo muß ſie auch aus den andern Elementen mitzuſammengeſetzt ſeyn. Das Gefühl iſt der Grundſinn und unter allen der untrüglichſte. Es nimmt die Dinge

am meiſten nach ihrer objectiven Beſchaffenheit wahr; denn nur das kann objectiv wahr an den Dingen ſeyn, was den Atomen ſelbſt zukommt, und dies erfahren wir am ſicherſten durch das Gefühl. Die übrigen Sinne zeigen mehr das Zufällige der Dinge, und ſind alſo weniger zuverläſſig. Die Äußerungen der fünf Sinne werden theils durch die verſchiedene Zuſammenſetzung der Atomen in den Sinnorganen, theils durch die verſchiedene Art der Einwirkung der äußern Körper bewirkt. Das Auge iſt, ſeiner Natur nach, aus Waſſer geformt. Wenn wir ſehen, ſo ſondern ſich von den äußern Körpern Bilder ab, die auf das Auge eindringen. Die Bewegung eines Körpers, z. B. das Sprechen des Mundes, theilt die Luft von einander und verurſacht ein Strömen in ihr nach der Richtung des bewegenden Körpers. Die ſtrömenden Lufttheile gelangen zum Ohre und verurſachen das Gehör. Auf ähnliche Weiſe entſtehen die Empfindungen des Geſchmacks und Geruchs. Die vom Auge empfangenen Bilder der Gegenſtände gelangen durch daſſelbe zur Seele, und erwecken die Vorſtellungen in uns. Können daher durch das Auge keine Vorſtellungen zur Seele gelangen, ſo hört die Thätigkeit derſelben auf, wie im Schlafe. Träume erklärt er ſo: dem Weſen des Waſſers und der Luft, und den elementariſchen Beſtandtheilen des Auges und Gehörs gemäß, dauern die Bewegungen dieſer beiden Sinnorgane nach verſchwundenem Eindruck noch fort, und werden wegen der größern Ruhe und Stille der Nacht lebhafter wahrgenommen. Die Sinnenkenntniß iſt dunkel, trüglich und ſtellt bloß Bewegungen der äußern Körper dar; die ſubjectiven Affectionen ſind Schein und nicht in den Objecten gegründet. Vernunfterkenntniß hat einen höhern Grad von Zuverläſſigkeit und Evidenz, ob ſie gleich auch nicht ohne Zweifel iſt. Die Fortdauer der Seele nach dem Tode läugnete Demokrit, da er ſie auch aus Atomen zuſammenſetzte. Er unterſchied ſie in zwei Theile: in den vernünftigen, der ſeinen Sitz in der Bruſt hat, und in den unvernünftigen, der im ganzen Körper vertheilt iſt. Beide aber machen nur Ein Weſen aus. Sein practiſches Princip iſt **Wohlſeyn durch Gleichmuth.** Von ſeinen phyſiſchen und aſtronomiſchen Ideen ſind folgende zu merken. Sonne und Mond ließ er aus glatten Atomen beſtehn, die in einem Wirbel herumgetrieben werden. Der Mond war ihm eine feurige Scheibe, übrigens der Erde ähnlich, mit Bergen und Thälern verſehen und bewohnt. Die Milchſtraße erklärte er für eine Menge kleiner Sterne. Die Ordnung der Sterne nach ihrer Höhe war folgende. Erſt kamen die Fixſterne, dann die Planeten, dann die Sonne, dann der Morgenſtern, dann der Mond. Alle Sterne bewegen ſich von Abend gegen Morgen. Die Cometen ſind nichts anders, als zwei Planeten, welche nahe bei einander ſtehn und daher ein einziger Stern zu ſeyn ſcheinen. Nach ihrer Trennung glänzen ſie am Himmel noch fort und zeigen ſich uns als bisher noch unbekannte Geſtirne. Die Erde hatte wegen ihrer Kleinheit und Leichtigkeit anfänglich eine ſchwankende Bewegung, bis ſie mehr Dichtigkeit und Feſtigkeit bekam und nach und nach ſtille ſtand. Sie iſt eine breite, in der Mitte hohle Scheibe und wird von der unter ihr eingeſchloſſenen Luft getragen. Weil aber dieſe gegen Mittag zu dünner iſt, ſo hängt auch die Scheibe nach dieſer Seite zu. Das Meer nimmt beſtändig ab und wird einmal ganz austrocknen. Der Menſch iſt aus Waſſer und Schlamm entſtanden. Auch die Lehre von den Göttern verflocht er, vielleicht nur aus Anhänglichkeit an

den Volksglauben, in ſein Syſtem. Auch ſie waren aus Atomen entſtanden und vergänglich wie alles übrige. Demokrit ſoll ſehr viel geſchrieben haben, wovon jedoch nichts auf uns gekommen iſt. Er verdient unſtreitig den erſten Platz unter den Naturforſchern, welche die Wirkungen auf die Urſachen angewandt haben. Er ſtarb vor Chr. Geb. in hohem Alter. Seine Nachfolger wurden von Epikur verdrängt.

Demonſtration bedeutet in der Kriegsſprache eine Bewegung gegen einen Ort, ein kunſtvolles Manöver, welches man macht, um den Feind irre zu leiten und ſeinen wahren Plan zu verbergen; in der Philoſophie nennt man ſo einen ſtrengen oder eigentlich logiſchen Beweis, d. h. ein ſolcher, aus welchem die Unmöglichkeit des Gegentheils erhellt. Andere, wie Kant, nennen nur den mathematiſchen Beweis alſo, d. i. die Bezeugung eines Urtheils aus der Anſchauung, und nennen demonſtriren das Object einer Erkenntniß in der Anſchauung nachweiſen.

Demontiren kommt in mancherlei Sinnverwandtſchaften vor. So heißt es, die Wälle und Bruſtwehren einer Verſchanzung oder Feſtung zerſchießen; das Geſchütz durch Zerſchießen der Lafetten und Räder unbrachbar machen; auch, wenn man nach beendigtem Kriege, die Kanonen, Bombenpöller auf den Wällen von den Lafſeten und Schleifen abnimmt, heißt dies, das Geſchütz demontiren. Im weitern Sinne heißt es auch die Montur abnehmen, einem Reiter ſein Pferd abnehmen, ihn abſitzen laſſen. Demontir-Batterien ſind ſolche, deren eigentliche Beſtimmung iſt, die Bruſtwehren der Feſtungswerke herabzuwerfen und das feindliche Geſchütz zu Grunde zu richten. Sie theilen ſich ihrer Beſtimmung nach in Ricochet-Batterien und in Demontir-Batterien mit voller Ladung. Letztere ſetzt man entweder ſchräg gegen die zu beſchießende Face-en-écharpe, oder ihr gerade gegenüber; muß aber hier allezeit die Bruſtwehr abkämmen, herabwerfen, um das Geſchütz zu demontiren. Dies ſcheint zwar die Wirkung der Demontir-Batterien um etwas hinauszuſchieben; wenn man jedoch bedenkt, daß zu dem Ricochetiren eines Wallganges eine über allen Vergleich größere Genauigkeit der Schüſſe erfodert wird, ſo wird man gewiß in den meiſten Fällen die geraden Schüſſe den Ricochetſchüſſen vorziehen. Die Wirkung der Demontir-Batterien hängt vorzüglich von ihrer gehörigen Entfernung und von dem richtigen Gebrauch des Geſchützes ab. Man wird nie auf ein ſicheres Treffen rechnen können, wenn man ſich über 6 bis 800 Schritte von dem zu beſchießenden Gegenſtande entfernt befindet; auch werden die Schüſſe durch eine größere Entfernung einen Theil der Kraft verlieren, die ihnen unentbehrlich iſt, um tief in die Erdbruſtwehr einzudringen und dieſe um ſo eher herabzuwerfen. Man beſchießt ſie zu dem Ende Fuß für Fuß, indem man alles Geſchütz auf Einen Punkt richtet; denn nur durch die vereinigte Wirkung mehrerer Geſchütze läßt ſich etwas Entſcheidendes ausrichten.

Demoſthenes, der berühmteſte Redner des Alterthums, ſtammte aus einer angeſehenen Familie zu Athen. Er war im Jahr 375 vor Chr. zu Päanium, einem Flecken in Attica, geboren. Sein Vater, den er früh verlor, hinterließ ihm ein bedeutendes Vermögen, um das ihn ſeine Vormünder bringen wollten. Er aber führte, ob er gleich erſt ſiebzehn Jahr alt war, ſelbſt den Prozeß gegen ſie, und gewann ihn glücklich. Die Beredſamkeit und Philoſophie zu ſtudiren, beſuchte er die Schule des Kalliſtratus, des

Iſäus, Iſokrates und Plato. Aber die Natur hatte ihm große Hinderniſſe in den Weg gelegt. Er hatte nicht nur eine ſehr ſchwache Bruſt, ſondern konnte auch das R gar nicht ausſprechen, welche Naturmängel er durch die höchſten Anſtrengungen zu beſiegen ſtrebte. Dies gelang ihm dadurch, daß er auf den Rath des Schauſpielers Satyrus kleine Kieſel in den Mund nahm und ſo mehrere Verſe hinter einander, ſelbſt auf den beſchwerlichſten und ſteilſten Wegen, laut declamirte. Um ſeine Stimme zu verſtärken, ging er an den Meeresſtrand zur Zeit, wo die Wogen in Aufruhr waren, und übte ſich daſelbſt im ſtarken Sprechen. Dann verſchloß er ſich ganze Monate in einem unterirdiſchen Gemach, und ließ ſich den Kopf ſcheeren, um durchaus nicht ausgehen zu können. Hier, bei dem Scheine einer Lampe, ſchrieb er ſeine meiſterhaften Reden, von denen ſeine Neider ſagten, daß ſie nach Öl röchen, welchen aber die Nachwelt den erſten Platz unter den Werken der Beredſamkeit angewieſen hat; Reden, in denen er den thörichten Wünſchen der Menge laut widerſprach und die Athenienſer wegen ihrer Fehler offen tadelte, und ſie zu Muth, Ehrgefühl und Patriotismus entflammte. Er donnerte wider Philipp von Macedonien, und hauchte ſeinen Mitbürgern den Haß ein, von dem er ſelbſt beſeelt war. Die erſte dieſer, unter dem Namen der philippiſchen, berühmten Reden verfaßte er, als Philipp ſich des Paſſes bei Thermopylä bemächtigt hatte. Er drang darauf, ſogleich eine Flotte und eine Armee auszurüſten, den Krieg daſelbſt anzufangen, den Schauplatz deſſelben nach Macedonien zu verlegen, und ihn nicht eher als durch einen vortheilhaften Vergleich oder entſcheidenden Sieg zu enden. Die Athenienſer gaben ihm zwar Beifall und billigten ſeine Plane, allein ſie führten ſie nicht aus. Der berühmte Phocion, der die Schwäche Athens wohl kannte, rieth unabläſſig zum Frieden. Demoſthenes ging inzwiſchen zwei Mal als Geſandter an den Hof Philipps, ohne in ſeinen Unterhandlungen glücklich zu ſeyn. Jedesmal rieth er bei ſeiner Rückkehr zum Kriege und ſuchte nicht nur Athen, ſondern ganz Griechenland unter die Waffen zu bringen. Endlich, als Philipp mit einem Heere durch den Paß von Thermopylä in Phocis eingedrungen und ſich zum Schrecken Athens der Stadt Elatea bemächtigt hatte, bewirkte er einen Volksſchluß, ſogleich eine Flotte von 200 Schiffen auszurüſten, die Landarmee nach Eleuſis zu führen und Geſandte an alle Städte Griechenlands zu ſchicken, um ein allgemeines Bündniß gegen Philipp zu Stande zu bringen. Er war ſelbſt unter den Geſandten und bewog die Thebaner, eine Athenienſiſche Armee in ihren Mauern aufzunehmen. Gleiche Thätigkeit wie in Theben zeigte er in Böotien. Sein Eifer brachte ein zahlreiches Heer gegen Philipp zuſammen; bei Chäranea kam es zur Schlacht; die Griechen wurden beſiegt. Demoſthenes, der ſelber mitfocht, war unter den erſten, welche die Flucht ergriffen. Dennoch wollte er die Leichenrede auf die in der Schlacht gebliebenen Krieger halten. Äſchines, ſein Nebenbuhler, ermangelte nicht, ihn deßwegen anzugreifen. Dieſer Streit zwiſchen beiden Rednern war der Gegenſtand der Rede pro corona, welche Demoſthenes Triumph war, und ſeinem Gegner die Verbannung zuzog. Als Philipp bald nachher ermordet wurde, glaubte Demoſthenes, daß Athen jetzt leichter ſeine Freiheit werde behaupten können. Aber Alexanders ſchreckliche Rache an Theben ſetzte die Athenienſer ſo in Schrecken, daß ſie bald um Gnade flehten. Nur mit Mühe war Alexander zu bewegen,

Bayerische Staatsbibliothek München

von ſeinem Verlangen, daß ihm Demoſthenes und einige andere Redner ausgeliefert würden, abzuſtehen; denn ihn fürchteten die Macedonier mehr als die athenienſiſchen Heere. Für ſeine Beſtechlichkeit, die er in der Sache des Harpalus gezeigt hatte, wurde er zu einer Strafe von 50 Talenten verurtheilt, und da er ſie nicht gleich bezahlte, ins Gefängniß geworfen, aus dem er jedoch entkam und nach Ägina floh, wo er bis nach Alexanders Tode blieb. Jetzt nahm der Krieg mit Antipater ſeinen Anfang. Demoſthenes zeigte ſich wieder öffentlich und ſuchte die kleinen griechiſchen Staaten zu einem Bunde gegen Macedonien zu bereden. Die Athenienſer riefen ihn ehrenvoll wieder zurück. Als aber der Krieg ſich unglücklich wandte und Antipater auf ſeine Auslieferung beſtand, entfloh er aufs neue und nahm ſeine Zuflucht in den Tempel des Neptun, auf der Inſel Calaurea. Aber auch hier ſah er ſich nicht ſicher und nahm Gift, das er immer bei ſich trug. Er ſtarb (313 vor Chr. Geb.) 62 Jahre alt. Sein Charakter iſt durch Ehrzeiz und Habſucht befleckt. Cicero erklärt ihn für den vollkommenſten aller Redner. Immer, ſprach er, wie es die Umſtände, die Zeiten und die Zuhörer erfoderten; bald war er ſanft, bald heftig, bald erhaben; ſeine Action war ſeinen Worten angemeſſen und riß unwiderſtehlich hin. Die griechiſche Sprache wurde durch ihn zu einer Vollkommenheit ausgebildet, die keiner vor ihm erreicht hat. An Nachdruck und Überzeugungskraft, Scharfſinn und Feinheit in Auffindung und Aufſtellung der Gründe, Harmonie aller Theile zum Ganzen, Schönheit und Stärke des Ausdrucks, Kraft und Wohlklang der Sprache übertraf er alle ſeine Vorgänger. Alles iſt in ſeinen Reden natürlich, kräftig, gedrängt, nichts müßig; überall herrſcht das ſchönſte Ebenmaß, daher iſt auch der große Einfluß dieſes Mannes auf ſeine Zeitgenoſſen zu erklären. Wir beſitzen unter ſeinem Namen noch 61 Reden, 65 Eingänge und ſechs Briefe, einige ſind unächt. Seine Reden hat Reiske herausgegeben. Eine treffliche Überſetzung der drei olynthiſchen ins Deutſche führt den Titel: Demoſthenes Staatsreden, überſetzt und mit vielen Anmerkungen von Fr. Jakobs. Lpz. 1805.

Demouſtier (Charles-Albert), Mitglied des Nationalinſtituts, der polytechniſchen Geſellſchaft ꝛc., war zu Villers-Coterets den 11. März 1760 geboren. Frühzeitig zeichnete er ſich durch große Fortſchritte in den Wiſſenſchaften aus, und übte anfangs mit Erfolg das Geſchäft eines Advocaten, das er aber bald wieder aufgab, um ſich ganz den Wiſſenſchaften und ſeiner Neigung zur Einſamkeit und dem Landleben zu ergeben. Hier ſchrieb er die meiſten ſeiner Schauſpiele, Opern und Gedichte. Sie ſind voller Witz, der freilich oft geſucht iſt. Seine Briefe an Emilie über die Mythologie (auch ins Deutſche überſetzt von Th. Hell), für den oberflächlichen Dilettantismus berechnet, haben ihn in ganz Europa bekannt gemacht. Man kann ihnen zwar mit Recht Affectation und das vorwerfen, was man im Franzöſiſchen Style de madrigal nennt; allein ſie ſind mit ſo viel Geiſt, Feinheit und Leichtigkeit geſchrieben, daß ſie doch eine höchſt anziehende Lectüre gewähren. Von ſeinen Schauſpielen ſind le Conciliateur, les Femmes und le Tolérant diejenigen, welche ſich auf dem Theater erhalten haben. In dem erſten hat er ſeinen eigenen liebenswürdigen Charakter treffend dargeſtellt:

Et quand il peignit l'homme aimable,
Il étoit devant son miroir.

Der Zweck des zweiten ſpricht ſich in den Verſen aus:

Tout se qui vous emeut est pour vous un plaisir,
Vous aimez mieux souffrir, que de ne pas sentir.

Er ſtarb in der Blüthe ſeines Alters, den 2. März 1801, an einer Bruſtkrankheit, in den Armen ſeiner Mutter, die er kindlich liebte.

Denar (Denarius), bei den Römern eine Silbermünze, welche anfangs zehn As (daher der Name), d. i. ungefähr zwey Rthlr. betrug; nach unſerm Gelde wird ſie gewöhnlich auf 3 bis 5 ſächſ. Groſchen geſetzt. **Denaro** iſt eine italiäniſche Kupfermünze (franz. Denier), welche ungefähr einen Heller beträgt.

Dendriten ſind baumartige Zeichnungen von verſchiedener Geſtalt, die man häufig auf Kalkſteinen, größern und kleinern Mergelſtücken ꝛc. findet, oder vielmehr dieſe mergelartigen Steine ſelbſt. Für Abdrücke von wirklichen Gewächſen darf man dieſe Zeichnungen nicht halten; eher können es Naturſpiele ſeyn; man glaubt aber auch, daß ſie vom Verwittern herrühren, weil der Stein, auf dem ſich die Zeichnungen befinden, wie zerfreſſen iſt. Die meiſten metalliſchen Niederſchläge nehmen eine ſolche Bildung an. Bisweilen findet man Dendriten, an welchen die Zeichnungen von Bäumen oder Gebüſchen wie von Bleiglanz eingelegt ſcheinen. Manche, z. B. die florentiniſchen, nehmen durch das Schleifen eine gute Politur an, und man kann daraus allerlei Kunſtwerke, z. B. Doſen ꝛc. verfertigen.

Dendrometer, Baummeſſer. Der vornehmſte Gebrauch dieſes Werkzeugs beſteht im Meſſen der Länge und Dicke eines Baums; er ſtehe ſenkrecht oder ſchief, auf einer horizontalen Fläche oder in irgend einer ſonſtigen Lage, ſeine Geſtalt mag regelmäßig oder unregelmäßig ſeyn. Verſchiedene Arten deſſelben beſchreibt **Buſch** in ſeinem Handbuch der Erfindungen 3. Thl. II. Abthl.

Denham (John), der erſte irländiſche Dichter, deſſen Name, nach Bouterweck, in der engliſchen Poeſie vorkommt, und vorzüglich in der beſchreibenden Poeſie ausgezeichnet. Er war geb. zu Dublin 1615, ſtudirte auf der Univerſität Oxford die Rechte, ſchrieb zuerſt eine Abhandlung über das Spiel (essay upon gaming), dem er doch ſelbſt leidenſchaftlich anhing, überſetzte dann das zweite Buch der Äneide, und machte ſich durch eine Schrift der Sophi (the Sophy) bekannt. Am berühmteſten machte er ſich aber durch ſein (1643 herausgegebenes) Gedicht Cooper's hill (**die Coopershügel**), wodurch die Vorliebe der Engländer für dieſe **poetiſche Landſchafts- und Naturmalerei** vorzüglich begründet wurde. Es empfiehlt ſich durch geiſtreiche Eleganz und Lebhaftigkeit der Schilderungen, zeigt aber übrigens alle Mängel der beſchreibenden Poeſie. Er wurde auch von dem königlichen Hofe zu mehrern Geſchäften gebraucht, und ſeine Anhänglichkeit an das Haus Stuart nach der Reſtauration durch Würden und Ämter belohnt. Seine unglückliche zweite Heirath brachte ihn auf einige Zeit zum Wahnſinn. Nach ſeiner Geneſung ſang er die unter ſeinen übrigen poetiſchen Producten am meiſten ausgezeichnete **Elegie auf Cowley's Tod**, welche von Einigen für ſein ſchönſtes Gedicht gehalten wird. Seine Werke erſchienen zu London 1684 8. und 1704 auch in den Sammlungen von Johnſon und Anderſon. Er ſtarb

1668 und wurde in der Weſtminſterabtei neben Chaucer, Spencer und Cawley begraben.

Denina (Giacomo Carlo), berühmter Literator und Geſchichtſchreiber, geb. 1731 zu Revel in Piemont, ſtudirte zu Turin die ſchönen Wiſſenſchaften und erhielt die Profeſſur der Humanioren an der königl. Schule zu Pignerol. Nach Erledigung des Lehrſtuhls der Rhetorik am obern Collegium zu Turin ward Denina zum Profeſſor derſelben ſowohl an dem Collegium, als an der Univerſität ernannt. Er ließ hierauf nach und nach die drei erſten Bände ſeiner Geſchichte der italiäniſchen Revolutionen (Turin 1769, 3 Vol. 4. eine Univerſalgeſchichte Italiens enthaltend) erſcheinen, worüber er einige Unannehmlichkeiten von Seiten der Vertheidiger der geiſtlichen Freiheiten zu erfahren hatte. 1777 begab er ſich ſeiner Geſundheitsumſtände wegen nach Rom, verweilte zu Florenz, erhielt ſpäter den dringenden Ruf nach Preußen, reiſ'te im September 1782 nach Berlin ab, wurde dem Könige durch den Marquis Lucheſini vorgeſtellt und mit einem Platze in der daſigen Akademie nebſt 1200 Thalern Jahrgehalt beehrt. Der große Friedrich, über deſſen Leben und Regierung er auch nachher ſchrieb, ſo wie er auch la Prusse littéraire sous Frédéric II (3 Vol.) ſchrieb, ſprach mehrere Mal mit ihm über ſeine Werke. Im Jahre 1791 machte er eine Reiſe nach Piemont, und ließ bei ſeiner Rückkunft nach Berlin ſeine Reiſebeſchreibung unter dem Titel: Guide littéraire, drucken. Schon früher (Turin 1760) erſchien ſein für die Literaturgeſchichte wichtiges Werk Discorso sopra le vicende della litteratura. 8 Deutſch von Volkmann 3 Thle. Leipzig; auch ins Franz. überſetzt. Überhaupt hat er bei ſeinem Aufenthalte in Berlin ſeine meiſten Werke geſchrieben, ſo z. B. auch ſeine Geſchichte Piemonts, und der übrigen ſardiniſchen Staaten (deutſch von Straß. 3 Thle. Berlin 1800 u. ſ. f.), ſeine Staats- und Gelehrtengeſchichte Griechenlands (a. d. Ital. v. Dau. 2 Thle.), und ſeine brandenburgiſchen Briefe (a. d. Ital. von Rode. 2 Hefte Berlin 1787 u. ſ. f.) u. a. Nach der Schlacht von Marengo ernannte ihn der Verwaltungsrath von Piemont zum Bibliothecar der Univerſität Turin. Ehe er dieſes Amt antrat, erſchien ſein Werk Clef des langues ou observations etc., das er dem erſten Conſul Bonaparte zueignete; er erhielt von dieſem einen ſchmeichelhaften Brief und eine goldene Doſe, welche ihm durch den Marſchall Duroc in Berlin zugeſtellt wurden. Dieſer Gunſtbezeugung folgte aber bald der Antrag der Stelle des kaiſerlichen Bibliothecars, worauf Denina ſich nach Paris begab. Zu Ende 1805 erſchien ſein hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Gemälde von Ober-Italien. Die gelehrte Welt verlor ihn am 6ten December 1813.

Denis, oder Denys (Abtei von St.) eine durch vielfache Erinnerungen merkwürdige Kirche; der Heilige, dem ſie geweiht iſt und deſſen Namen ſie führt (Dionyſius), ausgeſandt von Rom, in Gallien das Evangelium zu predigen, ſtarb durch Henkers Hand am Ende des 3ten Jahrhunderts. Catulla, eine Heidin, gerührt durch die grauſame Verfolgung und die Standhaftigkeit des Märtyrers, wußte ſich ſeinen Leichnam, der eben in die Seine geworfen werden ſollte, zu verſchaffen, begrub ihn in ihren Garten, ward Chriſtin, und erbaute auf ſeinem Grabe eine kleine Capelle, die in der Folge erneuert und von der heiligen Genoveva nach einem größern Plane aufgeführt, im 6ten Jahrhundert zu einer der

blühendſten Abteien erwuchs. Noch ſteht der große, Ehrfurcht gebietende Bau der älteſten chriſtlichen Kirche Frankreichs in des Alterthums grauer Würde. Links war der Haupteingang, eine größere Thür mit zwei Pforten an den Seiten, geziert mit den in Stein gehauenen Bildniſſen der älteſten Heiligen und der fränkiſchen Könige, das Innere der Kirche war groß und reich durch Geſchenke der Frömmigkeit und durch Werke der Kunſt; und in den weiten Gewölben unter dem Chor ruhten die Leichname von mehreren Königen des erſten und zweiten und alle Regenten des dritten Geſchlechts von Hugo Capet bis auf Ludwig XV. Jetzt ſind allen Heiligen und Königen am Eingange mit kunſtvoller Wuth die Köpfe abgehämmert und abgemeißelt; das Innere zeigt aller Orten Spuren von Zerſtörung und die Gewölbe ſind öde und leer; alle Leichname wurden durch Revolutionswuth herausgeriſſen. Gerade in dem Augenblick, den 16ten Oct. 1793, während in Paris die Königin enthauptet ward, brachte man in St. Denis den Sarg Ludwigs XV. aus dem Gewölbe herauf, und nach einer tobenden Berathſchlagung ward beſchloſſen, alle Leichname der Könige in eine Grube zu werfen, auch Heinrich IV. und Ludwig XIV., die ſich noch ſehr gut erhalten hatten und vollkommen kenntlich waren, und ihre bleiernen Särge auf der Stelle einzuſchmelzen, wie denn auch, was ſonſt noch von Blei an der Kirche war, (das ganze Dach z. B.) abgeriſſen und zu Kugeln eingeſchmolzen ward. Seit Napoleons Decret vom 20. Februar 1806 iſt St. Denis wieder zum Begräbnißorte der franzöſiſchen Regentenfamilie beſtimmt, und auf mannichfaltige Art neu geordnet und ausgeſchmückt worden, doch ſo, daß die Inſignien der neuen Regentendynaſtie und das große, goldumſtrahlte N auf dem marmornen Altargeſtelle nicht fehlten. Ein Gewölbe, zu welchem eine Doppelpforte, in ſchwarzen Marmor hängend, führt, hatte Napoleon zu ſeiner und ſeiner Gemahlin Ruheſtätte beſtimmt. Viele neuere franzöſiſche Dichter haben dieſen intereſſanten Ort beſungen, z. B. Michaud in ſeinem ſehr geleſenen le printemps d'un proscript, Delille in mehrern Orten ſeiner l'imagination; auch widmete der gefühlvolle Chateaubriand dieſer unglücklichen Abtei in ſeinem Génie du Christianisme ein eigenes Capitel.

Denis (Michael), geb. am 27. Sept. 1729 zu Schärding am Inn in Bayern, geſt. am 29. Sept. 1800 zu Wien, ein zu ſeiner Zeit geſchätzter Dichter und berühmter Literator. Er war erſter Custos der kaiſerl. Bibliothek mit dem Titel eines wirklichen kaiſerl. königl. Hofraths, und Ordensglied der ehemaligen Geſellſchaft Jeſu. Die Bücherliebhaberei ſeines Vaters, der ein Rechtsgelehrter war, war auch auf ihn bald übergegangen, und er widmete ſich, mit einer lebhaften Einbildungskraft und hoher Reizbarkeit ausgeſtattet, den Wiſſenſchaften in dem Jeſuiter-Gymnaſium zu Paſſau (1747.) Schon in ſeinem 18. Jahre trat er in den Orden und arbeitete für denſelben durch Unterricht und Predigten. Noch vor der Aufhebung deſſelben (1773) ward er als Lehrer am Collegium Thereſianum in Wien für die ſchönen Wiſſenſchaften, Literaturgeſchichte und Bücherkunde angeſtellt; ſodann erhielt er auch die Aufſicht über die dem Thereſianum angehörige, nachher nach Lemberg geſchaffte, garelliſche Bibliothek, deren Merkwürdigkeiten er beſchrieb (Wien 1780. 4.). Seine Wirkſamkeit nahm durch die Aufhebung dieſer Akademie eine andere Richtung, indem ihn, der jetzt ſchon kaiſerl. königl.

Rath war, Joſeph II. zum zweiten Cuſtos der Hofbibliothek ernannte. Erſter Bibliothecar ward er 1791. In dieſer Laufbahn hat Denis unendlich viel zur Veredlung des Geſchmacks und der Mutterſprache in Öſterreich und dem catholiſchen Deutſchland gewirkt. Muthvoll wagte er manchen Schritt, um, trotz aller Schwierigkeiten, welche Hierarchie und Bigotterie ihm entgegenſetzten, das Beſſere aus dem damaligen ketzeriſchen Boden Deutſchlands in den noch verdüſterten Himmelsſtrich ſeines Vaterlandes zu verpflanzen. Auch wählte er zur eigenen Bearbeitung Gegenſtände, bei denen der Geiſt mit mehr Freiheit, als man ihm wohl hätte geſtatten mögen, ſich bewegen konnte. Als Dichter hat er indeß nur einen geringen Werth; das beweiſen ſeine poetiſchen Bilder der meiſten kriegeriſchen Vorgänge in Europa ſeit 1756, die er in der Folge von 1760 an fortſetzte, und noch mehr ſein keineswegs glücklicher Verſuch, den Oſſian in ſogenannten Hexametern zu überſetzen, ſo wie ſeine eigenen, im Geſchmacke des Oſſian gedichteten Lieder. Verdienſtlicher iſt, was er für Bibliographie, Literärgeſchichte und Bücherkunde that. Hieher gehört ſeine Einleitung in die Bücherkunde, ſein Grundriß der Bibliographie und der Literärgeſchichte. Von ſeinen übrigen Schriften führen wir an: Oſſians und Sineds Lieder. 6 Bde. 1784 u. f.; (die drei erſten enthalten Oſſians, die zwei letzten M. Denis eigene celtiſche Gedichte); M. Denis literar. Nachlaß, herausgegeben vom Freiherrn von Retzer. 2 Abtheil. 1801; Zurückerinnerungen, 1794; Leſefrüchte, 2 Thle. 1797; Jugendfrüchte des k. k. Thereſianum; drei Sammlungen. 1771 und 72; und ſeine lateiniſchen Gedichte unter dem Titel: Carmina quaedam. Vindob. 1794. 4. S. Jördens Lexicon deutſcher Dichter und Proſ. 1. Bd. 371 u. f. f.

Denken, 1. in ſeiner weiteſten Bedeutung wird a) dem Vorſtellen gleichbedeutend gebraucht, und heißt dann eines Dinges als Gegenſtand ſich bewußt ſeyn, oder b) Vorſtellungen verbinden, beſonders mit deutlichem Bewußtſeyn; dann unterſcheidet man aber das Denken 2. im engern Sinne von dem ſinnlichen Vorſtellen, d. i. von dem Anſchauen der Sinne, und dem Einbilden und Dichten der Phantaſie, und verſteht unter dem Denken das ſelbſtthätige nicht unmittelbar von außen angeregte Vorſtellen des Geiſtes, deſſen Zweck die Wahrheit iſt, und unter Denkvermögen (Intelligenz, Vernunft im gemeinen Leben, oder Verſtand im Gegenſatz der Sinnlichkeit), das Vermögen der ſelbſtthätigen nicht ſinnlichen Erkenntniß, oft auch ihrer Anwendung und Äußerung im Urtheilen und Handeln. Endlich unterſcheidet man 3. im noch engeren Sinne das Denken — (auch das formale logiſche Denken genannt) — von dem Erkennen im eigentlichen Sinne (oder dem transcendentalen Denken) und das Denkvermögen in dieſem Sinne, oder den Verſtand von dem höhern Erkenntnißvermögen, der Vernunft, und verſteht unter Denken das Bewußtſeyn oder Vorſtellen des Allgemeinen, oder das Vorſtellen durch Begriffe, unter Verſtand das Vermögen, durch Begriffe vorzuſtellen und Begriffe zu verbinden. Daher gehört zu dem Denken das Begreifen und bilden der Begriffe (Denken, und Verſtand im engſten Sinne), das Urtheilen (und ſein Vermögen die Urtheilskraft) und das Schließen (Schlußvermögen, Vernunft im logiſchen Sinne). Das Denken, oder das Verbinden der Vorſtellung in Begriffe, erfolgt nach gewiſſen, in der Vernunft enthaltenen Geſetzen, die wir Denkgeſetze (logiſche Geſetze) nennen, von denen die

höchſten (oder Grundſätze) in dem Grundſatze der Identität (ſ. dieſ. Art.) oder des Widerſpruchs — der Entgegenſetzung oder des ausſchließenden Dritten (exclusi medii s. tertii inter duo contradictoria) und in dem Princip des (zureichenden) Grundes oder der Dependenz beſtehen, und die Vorzüge des Denkens ſind hiernach Einheit, Beſtimmtheit und Zuſammenhang. Die Verſtandeserkenntniß (logiſche Erkenntniß) wird, weil ſie und ihre Überzeugung erſt mittelbar, d. i. durch Vergleichung und Zuſammenhalten der Vorſtellungen (Reflexion), welche verbunden werden, entſpringt, auch die mittelbare oder discurſive (im Gegenſatz der unmittelbaren Erkenntniß, welche wir durch Einbildungskraft und Vernunft erhalten) genannt. Auch wird daher das Denken oft Reflexion (und der Verſtand Reflexionsvermögen) genannt, weil das Reflectiren neben dem Abſtrahiren eine Hauptthätigkeit beim Denken ausmacht. Das Denken iſt ſo verſchieden, als die geiſtige Bildung der Menſchen überhaupt. Im Allgemeinen gibt es folgende Hauptarten des Denkens, nämlich das Denken in abstracto, oder das eigentliche reine, unvermiſchte, gemeine und das methodiſche (logiſche Denken), d. h. das nach den logiſchen Geſetzen geordnete, planmäßige Denken, zu welchem die Logik Anleitung gibt; ferner das Denken in abſtracto, d. h. das Denken, welches von den einzelnen Gegenſtänden, welche unter den Begriff gehören, abſieht (abſtrahirt), und das Allgemeine und Nothwendige derſelben in Begriffe faßt — dieſes nennt man daher auch den wiſſenſchaftlichen Verſtandesgebrauch, weil es die Wiſſenſchaft an ſich mit dem Nothwendigen und Allgemeinen zu thun hat — und das Denken in concreto, d. h. der nur in einzelnen Fällen gemachte Gebrauch der Begriffe — der populäre oder gemeine Verſtandsgebrauch, weil man abſichtlich, um zu erläutern und zu belehren (indem man durch Beiſpiele den Begriff zum Bewußtſeyn bringt), oder unwillkürlich bei unausgebildetem Verſtande alſo denkt. T.

Denkfreiheit iſt das Recht, in Anſehung des Urtheils über wahr und falſch ſeiner eigenen Überzeugung zu folgen. Sie iſt theils innerlich, theils äußerlich. Die innere Denkfreiheit iſt durchaus unbeſchränkt, nach dem Grundſatze: Gedanken ſind zollfrei. Aber die äußere Denkfreiheit, oder das Recht, ſeine Gedanken laut werden zu laſſen, iſt nothwendig gewiſſen Schranken unterworfen. Denn man mag ſeine Gedanken mündlich (durch Sprechen — worauf die Sprechfreiheit ſich bezieht) oder ſchriftlich (durch Schreiben — worauf die Schreibfreiheit ſich bezieht) äußern, ſo iſt es möglich, daß dadurch die Rechte eines Andern gekränkt werden (z. B. durch Verbreitung von Verleumdungen, die den guten Namen und den davon abhangenden Credit des Andern ſchmälern), oder daß dadurch der Staat ſelbſt gefährdet werde (z. B. durch Reden und Schriften, welche öffentliche Sittenloſigkeit, Aufruhr u. dergl. unter dem Volke verbreiten könnten). Es iſt alſo wohl keinem Zweifel unterworfen, daß nicht alles, was man denkt, auch geſagt und geſchrieben werden darf. Aber die Gränzlinien zu ziehen, innerhalb derer die Sprech- und Schreibfreiheit, als äußere Denkfreiheit, ſich bewegen ſoll, iſt eine ſchwierige (vielleicht noch von keinem Staate gehörig aufgelöſ'te) Aufgabe für die Geſetzgebungspolitik. Denn da der menſchliche Geiſt bei ſeinem Denken an den Gebrauch der Worte, als Gedankenzeichen, gebunden iſt, ſo iſt das Sprechen und Schreiben ein nothwendiges Entwickelungsmit-

tel des Denkvermögens, und folglich auch ein unentbehrliches Bildungsmittel für den menſchlichen Geiſt. Es iſt alſo leicht möglich, ſelbſt die innere Denkfreiheit, als das heiligſte Kleinod des menſchlichen Geiſtes, zu hemmen, indem man ihm durch ängſtliche Beſchränkung des freien Gebrauchs der Gedankenreihen einen Theil des nöthigen Stoffs zur Übung des Denkvermögens entzieht. Es iſt daher immer beſſer, die Gränzen der äußern Denkfreiheit etwas zu weit als zu eng zu ziehen. Denn der Schade, der etwa durch Mißbrauch der äußern Denkfreiheit entſtehen könnte, wird in den meiſten Fällen durch eben dieſe Denkfreiheit wieder gut gemacht, indem die Natur auch hier mit dem Gifte zugleich das Gegengift gegeben hat. Die Denkfreiheit des Einen wird nämlich durch die des Andern um ſo leichter gezügelt, je mehr der Andere das Recht auf ſeiner Seite hat und als Vertheidiger der guten Sache auftritt, und richtig ſagte ein Weiſer: ein Volk, dem nicht verſtattet iſt zu ſagen, was es denkt, wird ſich bald gewöhnen, nur das zu denken, was es ſagen darf. So wird die Kraft gelähmt und die Lüge zur Natur. D.

Denkmale (Monumente), werden bald im weitern bald im engeren Sinne genommen. Im weitern verſteht man darunter alles das (vorzüglich Gegenſtände menſchlicher Kunſt), was als Zeichen der Vergangenheit oder Vorwelt gewiſſe Erinnerungen aus der Zeit oder an die Zeit, wo ſie verfertigt wurden, erwecken will oder kann. Wenn dann von Denkmalen des Alterthums geredet wird, ſo können es ſchriftliche, artiſtiſche oder mechaniſche ſeyn, denn Homers Gedichte ſind für uns eben ſowohl ein Denkmal ihrer Zeit, als das Pantheon und ein zu Pompeji ausgegrabener Hausrath. Bedeutend ſind dieſe Denkmale alle, in ſo fern jeder gebildete Menſch an dem Alterthume überhaupt ein bedeutendes Intereſſe nimmt. Der Grad von Sittlichkeit, Cultur und Aufklärung, deſſen die Gegenwart ſich erfreut, iſt das Reſultat der Sittlichkeit, Cultur und Aufklärung der Geſchlechter, die vor uns dieſen Planeten bewohnten. Alles Werden iſt an das Vergangene geknüpft, ein heiliges Band hält die Mitwelt mit der Vorwelt zuſammen, und darum ſind die Denkmale des Alterthums dem Gebildeten ſo ehrwürdig und heilig. Sie führen uns in die Vorwelt wieder ein, wir ſehen ihre Sitten, Gebräuche, Verfaſſungen und ganzes Leben gegenwärtiger. Im engeren Sinne befaßt man unter Denkmalen bloß die artiſtiſchen (Kunſtdenkmale), unter denen ſich aber ein merkwürdiger Unterſchied findet. Einige haben bloß in ſo fern Werth, als ſie Denkmale im eigentlichen Sinne ſind, d. h. in ſo fern ſie dienen, das Andenken an gewiſſe Perſonen oder Begebenheiten zu erhalten; andere hingegen haben außer dieſem noch einen eigenthümlichen innern Werth, indem ſie ohne jede andere Hinſicht als Werke der ſchönen Kunſt gefallen. Wer die Denkmale des Alterthums in der erſten Hinſicht ſtudirt, heißt Antiquar, Alterthumsforſcher; wer ſie in der letztern Hinſicht ſtudirt, Archäolog, Forſcher der ſchönen Kunſt des Alterthums. Die Kunſtdenkmale des Alterthums nennt man wohl auch Antiken, zählt aber dann den Apollo von Belvedere und die Gruppe von Laokoon eben ſowohl unter die Kunſtdenkmale, als des Titus Triumphbogen. In dem eigentlichſten oder engſten Begriff bezeichnet Denkmal oder Monument die Werke der Bau- oder Bildhauerkunſt, deren Beſtimmung es iſt, das Andenken merkwürdiger Perſonen oder Begebenheiten der Nachwelt zu überliefern, wobei man alſo das Ver-

gangene denken ſoll. Von ihnen iſt hier allein die Rede. Bald verzieren ſie öffentliche Plätze, Gärten u. ſ. w., und dieſe ſind meiſt Denkmale der Begebenheiten, Ehrendenkmale; bald ſind ſie Denkmale der Perſonen; ſie ſtehen einſamer und anſpruchloſer an der ſtillen Stätte, wo wir die theuern Überreſte geliebter Perſonen der Erde wiedergaben, Trauermonumente, Grabmäler. Aus allen Zeiten und bei allen Nationen finden wir deren, vom erſten rohen Verſuche der Kunſt bis zur reinſten Vollendung. Die älteſten, die wir kennen, ſind die Obelisken und Pyramiden Ägyptens, und mit dieſen vielleicht gleich die perſiſchen Königsgräber, die wir noch in den Trümmern von Perſepolis beſtaunen. Ehrfurcht gebieten dieſe Denkmale durch ihre ungeheure Größe und ihre erhabene Einfachheit. Beide wurden vielleicht ſelbſt von den Griechen nicht erreicht, denen aber auch hier der Preis der Schönheit gebührt. Schwerlich war in irgend einem Lande die Anzahl der Ehrendenkmale größer, als in Griechenland, wo man den Siegern in Schlachten und feierlichen Spielen und andern verdienſtvollen Männern welche errichtete, oft aber auch an unwürdige ſchmeichelnd verſchwendete. Die Sieger in den Schlachten erhielten Statuen und Trophäen, die in den feierlichen Spielen Statuen und Denkſäulen. Auf dem Iſthmus zu Corinth ſtanden bei dem Tempel Neptuns die Statuen der Sieger in den iſthmiſchen, in dem heiligen Haine Altis in Olympia die der Sieger in den olympiſchen Spielen. Der Trophäen gab es eine große Menge. Öfters errichtete man aber auch Gebäude als Ehrendenkmale, die in Hinſicht auf Form, Schmuck und Pracht ſehr verſchieden waren. Unter ihnen zeichnen ſich die choragiſchen Monumente in Athen aus, welche denen zu Ehren errichtet wurden, die als Choragen in den theatraliſchen und muſikaliſchen Spielen, welche in den Theatern und Odeen gehalten wurden, den Preis erhalten hatten. Bei dieſen Spielen war es in Athen gebräuchlich, daß jede von den zehn Zünften der Stadt einen Choragus erwählte, der auf ſeine Unkoſten die Aufſicht und Anordnung dieſer Spiele übernahm. Jeder ſuchte den Andern hierin zu übertreffen; der Sieger über alle erhielt einen Dreifuß von Erz, gemeiniglich von der Hand großer Künſtler, als Preis, welcher für ſein ganzes Geſchlecht ehrenvoll war. Dieſer Preis wurde öffentlich aufgeſtellt, wozu entweder kleine Gebäude oder nur einzelne Säulen errichtet wurden, die den Dreifuß trugen und in Aufſchriften den Choragus und die Zeit der gehaltenen Spiele nannten. Begreiflich, daß es ſolcher Monumente viele gab, und es war ihnen zu Athen eine eigene Straße gewidmet, die Dreifußſtraße (Tripodes). Einige derſelben haben ſich bis auf unſere Zeit erhalten. Das prächtigſte von allen und mit dem meiſten Schmuck verſehene iſt das choragiſche Monument des Lyſikrates, gewöhnlich die Laterne des Demoſthenes genannt; nächſt dieſem das Monument des Thraſyllus und Thraſykles und einige Säulen. Die Römer, als ſie mit den Griechen in der Kunſt zu wetteifern ſuchten, blieben auch in Errichtung von Ehrendenkmalen nicht zurück. Eine Gattung derſelben iſt ihnen ganz eigen, die Triumphbogen, von denen in einem eigenen Artikel gehandelt werden wird. Früher als die Ehrendenkmale hatte man ohne Zweifel in Griechenland und Rom Grabmale gehabt, die aber natürlich erſt ſpäterhin als ſchöne Kunſtwerke ſich auszeichnen konnten. Man hatte ihrer von zweierlei Art: entweder an der Stelle ſelbſt, wo die Aſche des Verſtorbenen war, eigentliche Grabmale, oder nur errichtete

Monumente, ohne daß die Aſche des Verſtorbenen darin aufbewahrt wurde, Kenotaphien (Cenotaphien). Von beiden Arten ſah man welche in den Städten, in der Nähe derſelben und an den Landſtraßen hin, welche dadurch eine Zierde erhielten, die zugleich belehrend und unterhaltend war. Der rohe Stein verwandelte ſich in die edle Säule; nachher errichtete man auf einem ſteinernen Grunde zwei kleine Säulen, bedeckte ſie mit einem Giebel, verzierte den Raum dazwiſchen mit den Bildniſſen des Verſtorbenen, Inſchriften, Basreliefs. So wurde die Verzierung immer größer; man ſah bald kleine Gebäude, die das Anſehen eines Tempels hatten, und ſtieg endlich auch hier zur höchſten Pracht. Das neuere Europa hat von beiden Arten ebenfalls Denkmale aufzuweiſen, der Trauermonumente aber unverhältnißmäßig mehr, als der Ehrendenkmale, wie es auch die Natur der Sache mit ſich bringt, da jene durch Privat-, dieſe durch öffentliches Intereſſe errichtet werden. Die Ehrendenkmale findet man hauptſächlich in den Hauptſtädten, und viele derſelben ſind beſchrieben und abgebildet in Sturms architektoniſchen Reiſeanmerkungen. Eine ziemlich gute Compilation gab der Abbé de Luberſac in ſeinem Discours sur les monumens publics de tous les âges et de tous les peuples (Par. 1776. Fol.). Mehrere dieſer Monumente Frankreichs hat Millin in ſeinen Antiquités nationales abbilden laſſen. Frankreich iſt jetzt wohl überhaupt das Land, wo die Künſtler am meiſten in dieſer Art beſchäftigt werden. Der Künſtler hat dabei die Wahl unter den mannichfaltigſten Formen; nur wähle er dem Zwecke gemäß. Das Einfache ziemt der Privattugend; Größe, Würde, Pracht dem, was die Großthaten einer ganzen Nation oder ihrer Führer und Helden verewigen ſoll. Im Verhältniß mit der gewählten Form, die vom einfachen Denkſtein bis zum Triumphbogen, von der Säule bis zum Porticus und zum Tempel ſelbſt vielen Spielraum hat, ſtehe dann die Verzierung. Hier fehlen die Künſtler meiſt durch Übermaß; ſie überladen, und bedenken nicht, daß zu viel den Eindruck ſchwächt, den ſie doch verſtärken wollten.

Denkmünzen, die Gewohnheit Münzen zur Erinnerung an gewiſſe Begebenheiten und Ereigniſſe zu gebrauchen, iſt eben ſo alt als natürlich. Doch werden Münzen nur im weitern Sinn unter die Denkmale (ſ. dieſ. Art.) gerechnet. Eine beſondere Art derſelben ſind Ehrenmedaillen. S. Ehrenmedaillen und Münzen.

Denkſchriften (Mémoires, pro memoria), ſind 1. eine Art von Staatsſchriften, und 2. eine Art hiſtoriſcher Schriften, oder wiſſenſchaftlicher Berichte. Von ihnen ſiehe den Artikel Memoire.

Denkungsart, das Denken nimmt mit fortſchreitender Übung des Verſtandes eine beſtimmte Richtung an, welche ſich in gewiſſen Maximen, Grundſätzen, Vorurtheilen und Ideenaſſozitionen zeigt, und in das Handeln übergeht. Dieſes nennt man die Denkungsart. Sie iſt um ſo feſter, je mehr das Denken ſelbſtthätig iſt, und auf Principien mit Sicherheit fortbaut. Übrigens gehört ſie zu dem Charakter (ſ. dieſ. Art.).

Denkwürdigkeiten, Gegenſtände der Geſchichte, welche der Erinnerung und Aufbewahrung zu allgemeiner Betrachtung der Nachwelt vorzüglich werth ſind. Zu ihnen gehören auch die Denkmale, (ſ. dieſ. Art.) und intereſſante Begebenheiten und Züge aus dem Leben der Völker und ausgezeichneter Menſchen, deren erzählende

Darſtellung (ſ. Memoires) auch oft mit den Namen Denkwürdigkeiten bezeichnet werden. Zu den letztern gehören ſchon aus der claſſiſchen Literatur Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, und Cäſars Commentarien. Nichts verdient aber wirklich dieſen Namen, was nicht mit dem äußern Leben und Schickſalen der Menſchheit und der Völker, oder mit dem innern eigenthümlichen Geiſte oder einer beſtimmten Zeit in einem ſo unmittelbaren Zuſammenhange ſteht, daß es daſſelbe auf vorzügliche Weiſe zu beſtimmen oder zu charakteriſiren vermag.

Denner, 1. (Balthaſar), ein berühmter Maler, 1685 zu Hamburg geboren, geſtorben zu Roſtock 1749, war ein unübertroffener Meiſter in der Portraitmalerei. Alle Fürſten des Norden riefen ihn an ihre Höfe, um ſich von ihm malen zu laſſen. Kaiſer Carl VI. kaufte den Kopf einer alten Frau von dieſem Künſtler für 5875 Fl., und hing ihn in ein Zimmer, zu dem er allein den Schlüſſel hatte. Denner malte noch ein Seitenſtück von dieſem Gemälde für denſelben Fürſten, den Kopf eines alten Mannes, der ein zweites Hauptwerk dieſes Künſtlers iſt. 2. (Joh. Chriſt.), Erfinder der Clarinette. Er war zu Leipzig 1655 geb.; kam in ſeinem achten Jahre mit ſeinen Ältern nach Nürnberg, wo er auch blieb und ſich mit Verfertigung von blaſenden Inſtrumenten, beſonders Flöten, beſchäftigte. Die Clarinette erfand er durch Verbeſſerung der Schalmeie. Er ſtarb 1707.

Dennewitz, ein Dorf in dem ſächſ. Amte Jüterbogk, wo die Schlacht der Nordarmee von Deutſchland unter dem Obercommando des Kronprinzen von Schweden, mit einem franzöſiſchen Heere unter Marſchall Ney am 6ten Sept. 1813 furchtbar wüthete, daher auch Schlacht bei Dennewitz. S. d. Art. Jüterbogk.

Denon (Vivant), ein berühmter franzöſiſcher Archäolog unſerer Zeit, Aufſeher über alle königlichen Kunſtſammlungen in Paris. Er ergriff die Gelegenheit, die Denkmale Ägyptens kennen zu lernen, mit Eifer, und begleitete Bonaparte auf ſeiner Expedition nach Ägypten. Hier wurde er in ſeinen Unterſuchungen und Excurſen vorzüglich durch den edeln Kunſtfreund, General Deſſaix, unterſtützt, und benutzte jede Gelegenheit, unter dem Schutze der Diviſion, welche in die Gegend von Cairo beſtimmt war, ſeine Unterſuchungen anzuſtellen. Die Reſultate derſelben, die er in ſeinem Prachtwerke Voyages en Egypte, Paris 1800 und 1807 gr. Fol. (von Tiedemann überſetzt), welches er dem Kaiſer Napoleon dedicirte, niedergelegt hat, gehören zu den wenigen bleibenden und erfreulichen Folgen jener Expedition. (S. d. Art. Ägypten, Landung und Expedition der Franzoſen daſelbſt.) Nachher begleitete Denon den franz. Kaiſer auch in die eroberten Städte, und ſeine Kunſtkenntniß kam ihnen leider etwas theuer zu ſtehen, indem ihm vorzüglich die Auswahl deſſen, was in die franz. Kunſtſammlungen wandern ſollte, übertragen wurde.

Departement. Dieſes aus der franzöſiſchen Sprache in den deutſchen Sprachgebrauch übergetragene Wort heißt eigentlich, die Vertheilung einer Sache auf Mehrere; ſo ſagt man im Franzöſiſchen: „le Departement des tailles, des quartiers ect." d. i. Vertheilung der Steuern, der Quartiere unter das Militär ꝛc. Hiervon iſt der zweite Begriff abgeleitet: Geſchäftsbezirk, das Fach, die Behörde; hiernächſt: der Landkreis, der Amtsbezirk (eine beſondere Abtheilung des Landes). In dieſem Sinne hat dies Wort

einen Hauptrang in der neuern Statiſtik erhalten, als die Revolution Frankreichs auch eine neue Territorial-Eintheilung zur Folge hatte, wodurch die vorherige in Provinzen abgeſchafft und eine neue in Departements eingeführt wurde, welche 1. auf die Menſchenzahl, 2. auf den Flächeninhalt und 3. nach den directen Contributionen berechnet ward. Der Beſchluß hierzu wurde am 4ten November 1789 gefaßt, und der Abbé Sieyes entwarf den Plan dazu, mit der beſondern Rückſicht, daß dadurch dem alten eingewurzelten Geiſte der Immunitäten ꝛc. entgegengeſtrebt werden ſolle. Anfangs ward das ganze Reich in 83 Departements eingetheilt, welche in der Folge durch die allmälichen Vergrößerungen des Reichs bis auf 130 vermehrt, im Frieden von 1814 aber auf 85 beſchränkt wurden. (S. d. Artikel Frankreich.) Jedes Departement wird in Cantone, und jeder Canton in Gemeinden eingetheilt. Übrigens iſt hierbei nicht zu überſehen, daß man dieſe Art der Territorial-Eintheilung auch bereits in andern Staaten, wie z. B. in Weſtphalen, welches in acht Departements eingetheilt war, nachgeahmt hat, und ſich immer mehr dahin neigt.

Dephlogiſtiſiren heißt nach der ſtahliſchen Chemie einen Körper ſeines Brennbaren (Phlogiſtons) entweder ganz oder zum Theil berauben. Nach den Grundſätzen jener Chemie geſchieht dies oft ſchon dadurch, daß man den Körper der freien Luft ausſetzt, wie z. B. bei Eiſenauflöſungen, welche dabei Eiſenkalk, d. i. wenigen Brennſtoff enthaltendes Eiſen, fallen laſſen. Zuweilen wird die Dephlogiſtiſirung durch bloße Erhitzung, oder durch Gährung beim Zutritt der freien Luft bewirkt, wie z. B. bei manchen Metallen, die dadurch in Kalk verwandelt werden. Wenn man gewiſſe Körper mit ſolchen erhitzt, oder glüht, die das Brennbare ſelbſt gern an ſich ziehen, wie dies z. B. bei der Verpuffung der Metalle mit Queckſilber der Fall iſt, ſo dephlogiſtiſirt man ſie ebenfalls. Es geſchieht dies ferner durch die bloße Vermiſchung zweier Flüſſigkeiten, wovon die eine das Brennbare der andern nach ſich zieht, wie z. B. bei der Bereitung des Königswaſſers aus Salz und Salpeterſäure. Kennzeichen dieſes chemiſchen Prozeſſes ſind die Entbindungen von brennbarer, phlogiſtiſirter, fixer, ſchwefelſaurer, ſalpetriger, hepatiſcher oder flüchtig alkaliſcher Luft; zuweilen auch aufſteigende, leuchtende Dünſte, Funken und Flammen, und die Einſaugung der Lebensluft, deren Umfang abnimmt. Von der neueren franzöſiſchen oder antiphlogiſtiſchen Chemie iſt die Dephlogiſtiſirung oder Entbrennbarung der Körper ausgeſchloſſen. — Dephlogiſtiſirte Luft, Luft, welche frei von brennbarem Weſen iſt, auch reine Luft, Oxygen, Lebensluft genannt. Prieſtley entdeckte ſie 1774. S. d. Art. atmoſphäriſche Luft, von welcher ſie einen Hauptbeſtandtheil ausmacht.

Deployiren, entwickeln, ausbreiten, heißt in der Militärſprache, eine Colonne, in welcher die Abtheilungen noch in der Abſchwenkungsdiſtanz von einander entfernt ſind, mit dem ſchrägen Duplirſchritte entwickeln und en front formiren. Durch die Deployirung wird eine Truppe in die Verfaſſung geſetzt, anzugreifen oder den Angriff zu empfangen. Da die Deployirung ein Haupttheil des Manövrirens iſt und ſehr oft in der Nähe und unter den Augen des Feindes vollzogen werden muß, ſo erfodert ſie eine beſondere Aufmerkſamkeit, Schnelligkeit und Präciſion. Das Deployiren wurde zuerſt im J. 1748 bei der preußiſchen Armee einge-

führt, welche zwar ſchon im J. 1745 in der Schlacht von Hohenfriedberg auf eine ähnliche Art, doch nur zufällig, aufmarſchirt war.

Deponens heißt in der lateiniſchen Sprachlehre ein Verbum oder Zeitwort, das die Form eines leidenden (Paſſivi), aber die Bedeutung eines wirkenden Zeitworts (Activi) hat, z. B. hortor, precor. — Deponent, der etwas verwahrlich niederlegt; desgl. einer, der etwas gerichtlich ausſagt: ein Zeuge. — Deponiren, verwahrlich niederlegen, oder in gerichtliche Verwahrung geben, auch vor Gericht ausſagen. — Depoſitär (depositarius), der Verwahrer, oder derjenige, bei dem etwas zur Verwahrung niedergelegt iſt. — Depoſitor, der etwas zur Verwahrung niederlegt. — Depoſitengelder ſind niedergelegte. — Depoſitenbuch iſt bei gerichtlichen Behörden das Buch, worin die niedergelegten Gelder verzeichnet ſind. — Depoſitenſchein iſt ein von dem Gerichte über niedergelegtes Geld ausgeſtellter Empfangſchein. — Depoſitogeld nennen die Kaufleute dasjenige Geld, welches ſie zur größern Ausbreitung ihrer Handelsgeſchäfte auf Zinſen aufnehmen. Die Wechſel, welche darüber ausgeſtellt werden, heißen Depoſitowechſel. Depoſitobank, eine Leihbank, welche Capitalien zu mäßigen Zinſen annimmt und wieder ausleiht. Depoſitoconto, iſt die Rechnung, welche die Leihbank über die angenommenen und ausgeliehenen Capitalien führt. Depoſitum, etwas zur Verwahrung Niedergelegtes, auch der Vertrag der Niederlegung. Depoſition, die Niederlegung; desgl. die Ausſage. Depositio testium, die Zeugenausſage.

Deportation war ſchon bei den Römern eine (zuerſt von Auguſt eingeführte) Art der Verbannung aus dem Vaterlande, vermöge welcher der Verurtheilte in eine fremde wüſte Gegend, gewöhnlich auf eine Inſel, geſchafft, ſein Vermögen confiscirt, und er ſelbſt des römiſchen Bürgerrechts beraubt wurde. Daß die Wahl des Ortes nicht in ſeiner Willkür ſtand, unterſchied dieſe Strafe eben von andern Verbannungsarten. Es war alſo keine neue Erfindung, als bei der Revolution von Frankreich, an die Stelle des ſogenannten großen Schermeſſers, dieſe Strafe beliebt wurde, ſo ſehr man auch über den eigentlichen Urheber derſelben geſtritten, und bald dem Boulay, bald dem Biſchof von Autun, bald dem Talot dies Verdienſt zugeſchrieben hat. Man wählte dieſe Verweiſungen in fremde Länder, um, dem Scheine nach, Blut zu ſchonen, und deſto ſicherer das Vermögen der Reichen an ſich reißen zu können. Anfangs wurden die Verurtheilten nach Cayenne oder Port-Marat (Port Dauphin) auf der Inſel Madagascar gebracht; allein in der Folge räumte man ſie oft aus dem Wege, ehe ſie noch den Ort ihrer Beſtimmung erreichten. Es waren in dem untern Schiffsboden Fallthüren angebracht, mittelſt welcher die Unglücklichen plötzlich ins Meer geſtürzt wurden. Gegen Ende der robespierriſchen Regierung waren dergleichen Deportationen am häufigſten.

Depot, in der Militärſprache 1. eine Niederlage von Kriegsbedürfniſſen, (z. B. Waffen-, Munitions- und Proviantdepot); 2. von Mannſchaften und Regimentern der in den Standquartieren deſſelben zurückbleibende zur Ergänzung oder Einübung der Recruten beſtimmte Theil.

Deputations-Hauptſchluß (Hauptdeputationsrezeß) des römiſch-deutſchen Reichs, wurde abgefaßt den 25ſten Febr. 1803. Die

im ſiebenten Artikel des lüneviller Friedens beſtimmte Entſchädigung der Erbfürſten, welche im Revolutionskriege ihre Beſitzungen auf dem linken Rheinufer verloren hatten, ſollte zu Regensburg ausgemittelt werden, und es wurde dazu eine außerordentliche Reichsdeputation (Verſammlung der Abgeordneten der Reichsſtände und der kaiſerl. Commiſſarien) aus acht Mitgliedern niedergeſetzt; aus dem Churfürſten-Rathe: Churmainz, Churböhmen, Churſachſen, Churbrandenburg; aus dem Fürſtenrathe: Bayern, Wirtemberg, Hoch- und Deutſch-Meiſter und Heſſen-Caſſel. Dieſer Deputation legten am 18ten Aug. 1802 der franzöſiſche Miniſter Laforeſt und der ruſſiſche Miniſter von Klüpfel einen gemeinſchaftlich genehmigten allgemeinen Entſchädigungsplan, etwas abgeändert den 9ten Oct. 1802, als Reſultat ihrer neueſten Inſtructionen vor. Aus dieſem ging, in der funfzigſten Sitzung der Deputation, der Deputations-Hauptſchluß hervor, welcher, unter Verwahrung der kaiſerl. Gerechtſame und mit einſtweiliger Suspenſion der vorgeſchlagenen Virilſtimmen, den 28ſten April 1803 vom Kaiſer ratificirt wurde. Wenige Beſitzungen des deutſchen Reichs blieben unverändert; alte Fürſtenhäuſer erloſchen, ein neues Fürſtenthum entſtand: der Churfürſt-Reichserzkanzler, Metropolitan-Erzbiſchof und Primas von Deutſchland in der Perſon des Freiherrn von Dalberg, bisherigen Coadjutors von Mainz. Alle dadurch entſtandenen Veränderungen hat Gaspari in einem eigenen Werke von 2. Bänden ausführlich dargeſtellt. dd.

Derwiſch, Derwyſch, Dervis (aus dem Perſiſchen, wörtlich: arm) iſt in der Türkei die Benennung gewiſſer nach Ordensregeln lebenden Geiſtlichen. Sie ſind bei den Mohammedanern eben das, was bei den Chriſten die Mönche, ſuchen ihren Ruhm in Faſten und in der Beobachtung ſtrenger Gebräuche und gottesdienſtlicher Handlungen, und ſtehen bei dem Volke in dem Rufe großer Heiligkeit. Sie leben zum Theil in Klöſtern zuſammen, zum Theil einzeln. Aus ihnen, ſo wie aus den Imans und Emirs, ebenfalls gottesdienſtlichen Perſonen, werden die Prediger gewählt. Sie haben allenthalben, ſelbſt bei den Tafeln der Vornehmſten in der Türkei, freien Zutritt. Bei den Arabern führen dieſe Mönche den Namen Fakir.

Deſaix (Louis Charles Antoine), geboren den 17. Auguſt 1768 auf dem Schloſſe Vegou bei Riom aus einer adeligen Familie, trat 1784 in das Regiment Bretagne Infanterie als Unter-Lieutenant und fing während des Feldzuges 1793 im Elſaß an, ſeine militäriſchen Talente zu entwickeln. Er trug hauptſächlich im December zur Eroberung der hagenauer Linien bei, in die der linke Flügel, bei welchem er ſtand, zuerſt eindrang. Nach einigen andern Vortheilen am Rheine im Jahre 1794 ging er zur Nordarmee unter Pichegru, und diente einige Zeit bei derſelben mit fortwährender Auszeichnung. Zur Rheinarmee zurückberufen, ward er 1796 unter Moreau angeſtellt, deſſen Siege er theilte. Moreau vertraute ihm im November das Commando des Brückenkopfs von Kehl an, der gleich lebhaft angegriffen und gleich tapfer vertheidigt wurde. Deſaix erhielt bei einem Ausfalle den 22. eine leichte Wunde und verlor ſein Pferd unter dem Leibe. Nach unterzeichnetem Frieden von Campo Formio wurde er zum Unterbefehlshaber der Armee gegen England ernannt und übernahm in der Abweſenheit des Generals Bonaparte einſtweilen das Commando en Chef. Als dieſe Zurüſtung gegen Ägypten gerichtet ward, begleitete Deſaix Bonaparten (1797), hatte gleich an den erſten Siegen An-

theil und wurde hierauf zur Eroberung und zum Gouvernement von Ober-Ägypten befehligt, wo er ohne Unterlaß gegen Murat Bey zu fechten hatte, der trotz ſeiner Niederlagen nicht nachlieſs, ſeinen Sieger unaufhörlich zu beunruhigen. Deſaix legte bei dieſer neuen Gattung des Kriegs dieſelben Talente, wovon er ſchon ſo viele Beweiſe gegeben hatte, und eine unermüdete Thätigkeit und Standhaftigkeit an den Tag. Elphi Bey wurde zurückgeſchlagen; Cherif Han verlor ſein Leben zu Benout, Murat flüchtete ſich jenſeit der Cataracten des Nils in die gräßliche Landſchaft Bribe. Bonaparte eilte nach Europa zurück, und vermöge des Vertrags von El-Ariſch mit den Türken und Engländern, welchen Deſaix unterzeichnet hatte, konnte auch er ſich einſchiffen und zurückkehren. Bei ſeiner Ankunft in Frankreich erfuhr er, daß Bonaparte als erſter Conſul zur Wiedereroberung Italiens abgegangen ſey; er eilte zu ihm und erhielt das Commando von zwei Diviſionen. Ein Drittheil der franzöſiſchen Armee ſtand außer dem Gefechte, als Deſaix's Corps zu Marengo ankam (14. Juni 1800). Trotz eines gewaltſamen Marſches von zehn Stunden, trotz des feindlichen Artilleriefeuers, bildete er die Schlachtordnung, wendete ſich zur Rechten auf San Stephano zu und ſchnitt dadurch den linken öſterreichiſchen Flügel ab. In dieſem entſcheidenden und ruhmvollen Augenblick aber fiel er von einer Kanonenkugel tödtlich getroffen, und konnte kaum noch die Worte ſagen: „Sagen ſie dem erſten Conſul, daß ich mit dem einzigen Kummer ſterbe, nicht genug gethan zu haben, um in dem Andenken der Nachwelt zu leben.“ Sein Leichnam wurde mit Poſt nach Mailand geführt, daſelbſt einbalſamirt und in das Hoſpital auf dem St. Bernhard, auf den höchſten bewohnten Gipfel der Welt, gebracht, wo ſeinem Andenken ein Monument errichtet iſt. Unter den Inſchriften des Piedeſtals bemerkt man beſonders: „les ennemis l'appeloient le juste; ses soldats, comme ceux de Bayard: sans peur et sans reproche.“ Deſaix vereinigte mit ſeiner Tapferkeit die ſtrengſte Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit; dieſe Tugend erwarb ihm unter den Einwohnern von Cairo den Namen des gerechten Sultans. Ein anderes Denkmal ſteht auf dem ehemaligen Platz Dauphine zu Paris.

Descartes (René des, lat. Renatus Cartesius), ein in der Geſchichte der Philoſophie epochemachender Selbſtdenker und Reformator der Philoſophie, mit welchem man oft die neuere Philoſophie anfängt, zugleich der erſte und einzige ſtreng-ſyſtematiſche Philoſoph der Franzoſen; geb. 1596 zu la Haye in Touraine, geſt. zu Stockholm 1650, von einer mehr als mittelmäßigen Größe, aber ſehr zart und regelmäßig gebaut. Er hatte eine breite, etwas hervorſtehende Stirn, dunkle Augen, und eine ſchwarzgelbe Farbe. Sein Blick war voll Annehmlichkeit, ſein Geſicht heiter, ſeine Stimme einnehmend und ſein Betragen liebenswürdig. Seine Geſundheit war nicht die ſtärkſte. Schon auf der Jeſuiterſchule zu la Fleche, wo er Philologie, Mathematik und Aſtronomie ſtudirte, zeigte ſich ſein Scharfſinn. Seine Geburt ſowohl als ſeine Neigung machten, daß er ſich zum Militär begab; er diente als Volontair bei der Belagerung von Rochelle und in Holland unter dem Prinzen Moriz. Während er in Holland die Waffen trug, war einſt an den Straßen von Breda ein mathematiſches Problem angeſchlagen; eine Menge Menſchen blieben ſtehen; unbekannt mit der

Sprache, bat er einen Mann, der neben ihm ſtand, ihm den Anſchlag zu erklären. Dieſer Mann war der Urheber des Problems, Profeſſor Beecmann; er lächelte über den jungen Offizier, und ward ſehr überraſcht, als dieſer den Morgen darauf das Problem gelöſ't hatte. Descartes verließ das Militär (1624), und widmete ſich ganz den Wiſſenſchaften, vorzüglich der Philoſophie und Mathematik. Nachdem er viel geleſen, ohne deſſen ungeachtet zu ſichern Reſultaten zu gelangen, ging er auf Reiſen, um ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen zu erweitern. Allein auch ſeine Wanderungen gaben ihm wenig reinen Gewinn für feſte Grundſätze; und er kehrte zurück mit dem kühnen Vorſatz, alle Syſteme zu vergeſſen, und ſich ſelbſt, einzig von ſeiner Denkkraft geleitet, ein Syſtem zu ſchaffen. Er begab ſich daher nach Holland, wo er ſeine meiſten Schriften (von 1629-1649) umarbeitete, viele Schüler an ſich zog, und daher in mehrere gelehrte Streitigkeiten, beſonders mit den Theologen, verwickelt wurde. Sein Syſtem, welches ſehr berühmt ward, iſt zwar voller Seltſamkeiten, und auf keinen Fall geeignet, ihm eine Stelle unter den Philoſophen vom erſten Range zu ſichern; allein da doch durchgehends der Geiſt des Selbſtdenkens darin herrſcht, ſo hat es viel dazu beigetragen, dieſen Geiſt auch in Andern zu erwecken. Auch hat es auf Jahrhunderte dem philoſophiſchen Geiſt eine neue Richtung gegeben, und vorzüglich in Frankreich, in den Niederlanden wenige, in England und Deutſchland viele Anhänger gefunden. In dieſem ſtreng dogmatiſchen Syſtem ging er vom Zweifel zur Gewißheit, die er einzig im Denken fand. Von dieſem erſt ſchloß er auf die Exiſtenz des denkenden Weſens, nach dem Hauptſatze ſeines Syſtems: „ich denke, alſo bin ich" (cogito, ergo sum). Dieſen neuen Rationalismus bildete er im Gegenſatz des Empirismus der Engländer, und der ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Philoſophie, welche er lebhaft beſtritt, mit vielem Scharfſinn aus, und wendete die ſtreng-ſyſtematiſche (mathematiſche) Methode mit vieler Conſequenz auf dieſelben an. Durch ihn verbreitete ſich auch unter den Neuern das Vorurtheil ſehr, als beruhe das Weſen der Philoſophie und ihre Gewißheit auf Definitionen, Beweiſen, und ihrer ſchulgerechten Anordnung. Das denkende Weſen, oder die Seele, iſt den Körpern, deren Weſen in der Ausdehnung beſteht, weſentlich entgegengeſetzt, durch ihre Einfachheit, Immaterialität, woraus auch ihre Unſterblichkeit hervorgeht, und Freiheit, welche der Seele zukommt, weil ſie ſich frei denkt. Die Seele aber denkt nicht alles deutlich, in vielem iſt ſie dem Zweifel unterworfen, und in ſo fern nur eine unvollkommene, endliche Subſtanz. Dieſe eigene Unvollkommenheit führt auf die Annahme eines vollkommenſten Weſens, zu deren Vollkommenheit auch die Exiſtenz gehört. (Er bediente ſich alſo hier des ſogenannten ontologiſchen Beweiſes für das Daſeyn Gottes (ſ. dieſ. Art.), deſſen ſich, nur auf andere Weiſe, früher ſchon Anſelm von Canterbury (ſtarb 1109) bedient hatte; — (daher auch der carteſianiſche Beweis.) Die Idee eines abſolutvollkommenen Weſens, welche er für eine angeborne Idee hielt, ſtellte er nun an die Spitze ſeines Syſtems, und leitete von ihr alle übrige Erkenntniß der Wahrheit ab. Gott iſt der Urheber und Erhalter des unendlichen Urweſens und der Bewegung. Seine Unterſuchungen erſtreckten ſich aber nur auf die theoretiſche Philoſophie, namentlich Logik und Me-

taphyſik, welche nicht genau geſchieden wurden. Für die oberſten Probleme der letztern hielt er die Subſtantialität und Cauſalität. Um die phyſiologiſche und pſychologiſche Anthropologie hat er manche Verdienſte. Noch größere Verdienſte hatte Descartes in der Mathematik und Phyſik. Er benutzte fremde Entdeckungen und Beobachtungen, beſtimmte ſie genauer und wies ihnen ihre Stelle im Syſtem an. Die höhere Geometrie, auf welche er die Analyſis glücklich anwendete, die Optik, Dioptrik und Mechanik ſind von ihm außerordentlich erweitert und ihre Methode vereinfacht worden. Er war es, der dadurch die großen Erfindungen, welche nachher Leibnitz und Newton in dieſen Wiſſenſchaften machten, vorbereitete, ſo wie er ſelbſt durch ſeinen rechnenden Scharfſinn manche glückliche Entdeckungen in dieſen Fächern machte. So trug er z. B. viel zur Beſtimmung und Erläuterung des wahren Geſetzes der Strahlenbrechung bei. In der Cosmophyſik war er weniger glücklich. Hier ſtellte er die ſonderbare Hypotheſe von den himmliſchen Wirbeln (carteſianiſche Wirbel) oder den ungeheuern Strömungen ätheriſcher, den Raum anfüllender Materie auf, von welchen er die Bewegung der Planeten herleitete. In der Aſtronomie wirkte er ſehr zur Verbreitung des copernicaniſchen Syſtems. Seine Werke ſind mehrmals einzeln und zuſammen herausgekommen. Sein Leben haben Baille und Tepelius beſchrieben (z. B. Amſterdam 1692. 9 Vol.) Vergl. ſeine Briefe, Buhle's Geſchichte der neueren Philoſophie B. 3. S. 1 und die Lobſchriften von Gaillard, Thomas und Mercier, nebſt Leibnitz in ſeinen Briefen über ihn. Auch hat Heidenreich über die Entwickelung des Geiſtes und über die Philoſophie von Descartes lehrreiche Betrachtungen geſchrieben, im erſten Theile ſeiner Original-Ideen ꝛc. Descartes liebte die Unabhängigkeit; dennoch ließ er ſich bereden, nach Stockholm zur Königin Chriſtina (1649) zu gehen, die ſeinen gelehrten Umgang und Unterricht wünſchte. Er fand ſeinen Tod in Stockholm (1650). Sein Körper blieb bis 1666 daſelbſt, in welchem Jahre er nach Paris gebracht, und in der Kirche der heiligen Geneviève-Dumont von neuem begraben wurde. Descartes hatte ſich nicht verheirathet; aber die Liebe kannte er. Er hatte eine Tochter Franciſca, welche im fünften Jahre in ſeinen Armen ſtarb. Er war untröſtlich über dieſen Tod, und geſtand, daß er nie einen größern Schmerz empfunden habe. T.

Deſerteur, Deſertion. Erſteren Namen führt der Soldat, welcher ohne Urlaub und Ordre heimlich ſein Regiment verläßt, und ſein Verbrechen wird Deſertion genannt. Dieſes Verbrechen, welches immer mit Verletzung des Soldateneides verbunden iſt, wird durch Umſtände (z. B. wenn der Soldat von ſeinem Poſten deſertirt, zum Feinde übergeht), vergrößert oder vermindert, und hiernach auch ſeine Beſtrafung. Auch heißt Deſertion die heimliche Entweichung eines Weibes von ihrem Manne oder umgekehrt, welche die Scheidung durch einen angeſtellten Prozeß (Deſertionsprozeß) bewirken kann. Auch heißt Deſertion in der Rechtsſprache Verſäumniß, z. B. Deſertion des Beweiſes.

Deſeze, der berühmte Vertheidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalconvents. Man erinnere ſich, daß ihm dies ſchwere Geſchäft erſt übertragen wurde, nachdem die beiden andern Vertheidiger des Königs, Malesherbes und Tronchet, die Unmöglichkeit vorausſahen, es allein zu beendigen. Für die

Verfertigung der eigentlichen Schutzſchrift blieben ihm nur vier volle Nächte; die Tage verſtrichen unter den Unterſuchungen der Actenſtücke und den nöthigen Unterredungen mit ſeinen Collegen. Deſeze lieferte aber deſſen ungeachtet in ſeiner Vertheidigungsſchrift ein Meiſterwerk, dem ſelbſt die wüthendſten Mitglieder des Nationalconvents ihre Bewunderung nicht verſagen konnten. Daß der Erfolg ſeinen Bemühungen nicht entſprechen würde, war vorauszuſehen; denn der Angeklagte ſollte aufgeopfert werden, hätte ihn auch ein Demoſthenes oder Cicero vertheidigt. Er überlebte die Schreckensregierung und fuhr fort, als Vertheidiger der verfolgten Unſchuld, oft fruchtlos, aufzutreten. 1806 zählte man ihn noch unter die berühmteſten Rechtsgelehrten von Paris.

Deshoulières (Antoinette), geborne Du Ligier de Lagarde, lebte zu Paris von 1638 bis 1694. Mit einer einnehmenden Geſtalt verband ſie ein vorzügliches Talent zu leichten gefälligen Gedichten, das ſie unter Leitung des Dichters Hainault ausbildete. Sie verſtand lateiniſch, italiäniſch und ſpaniſch, und beſchäftigte ſich in den ſpätern Jahren ihres Lebens, wo ſie viele anhaltende Krankheiten erdulden mußte, mit der Philoſophie. Voltaire urtheilte, daß ſie unter allen franzöſiſchen Dichterinnen die meiſte Aufmerkſamkeit verdiene. Verſchiedene gelehrte Geſellſchaften rechneten ſichs zur Ehre, ſie zu ihrem Mitgliede aufzunehmen, ſo wie ihre einnehmenden Sitten und ihr munterer Witz, der nur ſelten einer ſüßen Schwermuth wich, ſie zur Zierde der beſten damaligen Geſellſchaften machten. Aus einer unbekannten Urſache wurde ſie im Februar des Jahres 1657 zu Brüſſel von den Spaniern in Verhaft genommen, allein von ihrem Gatten, einem Offizier, der Mittel ausfündig gemacht hatte, ſich in ihr Gefängniß zu ſchleichen, glücklich befreit. Ihre Werke ſind nebſt denen ihrer Tochter, die ſich gleichfalls mit der Poeſie beſchäftigte, am vollſtändigſten zu Paris im Jahre 1753 in zwei Bänden in 12. und zu Brüſſel 1740 in zwei Bänden in 8. unter dem Titel: Oeuvres de Madame et de Mademoiselle Deshoulières erſchienen. Sie enthalten 1. Idyllen, die noch immer zu den beſſern der Franzoſen gehören. Die ſchönſte derſelben, les moutons, iſt beinahe Wort für Wort aus einem Gedichte des im Jahre 1580 verſtorbenen und faſt vergeſſenen Antoine de Cotel genommen, und ihr gebührt dabei nur das Verdienſt, manche alte Wendung und manchen obſoleten Ausdruck verwiſcht zu haben. 2. Oden, ſämmtlich höchſt mittelmäßig. 3. Ein Trauerſpiel, Genſerich. Auch zu dieſer Dichtungsart hatte unſere Dichterin kein Talent, und man rieth ihr, zu ihren moutons zurückzukehren. 4. Einige poetiſche Briefe. 5. Madrigale, Epigrammen und kleinere Gedichte, von denen einige manche treffliche und feine Bemerkungen enthalten, die wegen ihrer Wahrheit zu Sprichwörtern geworden ſind. Z. B.

On commence par être dupe,
On finit par être fripon,
und Nul n'est content de sa fortune,
Nul mécontent de son esprit.

Wir können bei dieſer Gelegenheit nicht unbemerkt laſſen, daß König Friedrich II. eine, vielleicht wenig bekannte, Auswahl ihrer Gedichte und der des Abts Chaulieu hat drucken laſſen. Sie führt den Titel: Choix des meilleures pièces de Ma-

dame Deshoulières et de l'Abbé de Chaulieu; Berlin, bei G. J. Decker, 1777.

Deſilles, Edelmann aus der Bretagne, Offizier bei dem Regiment König Infanterie, befand ſich den 31. Auguſt 1790 in Nancy, als Bouillé an der Spitze einiger Truppen gegen die Stadt zog, um unter der aufrühreriſchen Garniſon die Ordnung wieder herzuſtellen. Da Deſilles ſahe, daß dieſe auf die Truppen des Generals feuern und mit ihnen handgemein werden wollte, warf er ſich auf die Kanonen, verhinderte, daß Feuer gegeben wurde, und riß ſelbſt zu verſchiedenen Malen den Kanoniers die Lunte aus der Hand; allein endlich wurde er das Opfer ſeines Dienſteifers, die Aufrührer ſchoſſen auf ihn und er erhielt mehrere Kugelwunden, an denen er ſechs Wochen nachher ſtarb. Seine edle Aufopferung wurde von ganz Frankreich mit dem größten Enthuſiasmus anerkannt, ſeine Familie mit Ehrenbezeigungen überhäuft und ſein Heroismus auf allen Theatern der Gegenſtand einer patriotiſchen Feier.

Desmologie, ein Theil der Anatomie (ſ. d. Art.)

Desmoulins (L. Camille), Parlementsadvocat, geboren zu Guiſe in der Picardie 1762, war Sohn des Oberrichters der Baillage Guiſe. Er ward mit Robespierre und mehreren andern jungen Leuten, die nachher in der Revolution auftraten, erzogen. Sein Äußeres war unedel, ſeine Geſichtsfarbe ſchwarz, und in ſeinem Blicke lag etwas Unglückbeutendes. Vom Anfange der Revolution verband er ſich mit ſeinem ehemaligen Freunde Robespierre. Die nächtlichen Zuſammenkünfte, die er damals zu Mouſſeaux mit dem Herzog von Orleans hatte, laſſen ſchließen, daß er anfangs nichts als der Agent dieſes Prinzen war. Er wählte das Palais Royal zum gewöhnlichen Schauplatz ſeines Bürgerapoſtolats. Man ſah ihn daſelbſt unaufhörlich von einer Menge Redner umringt, die mit ihm die Einnahme der Baſtille vorbereiteten. Nach dieſem erſten Triumphe ließ er ſich ferner angelegen ſeyn, den Volksgeiſt zu erhitzen, bald durch ſeine Reden, bald durch ſeine Schriften, und nahm den Titel: Generalprocurator der Laterne an. In der Folge war er einer der Begründer des Clubs der Cordeliers, verband ſich ſeitdem aufs innigſte mit Danton und blieb ihm unveränderlich zugethan. Nach Ludwigs XVI. Flucht nach Varennes war er einer der Anſtifter der Verſammlung des Marsfeldes. Er nahm bei dem Aufſtande vom 20. Juni 1792, wo der Sturz der Monarchie eingeleitet wurde, ſeine Stelle wieder und hauptſächlich that er ſich den 10. Auguſt hervor. Um dieſe Zeit ward er Secretär des Juſtizminiſters Danton und organiſirte mit ihm die Septemberſcenen. Als Deputirter von Paris bei dem Nationalconvent vertheidigte er den 16. December den Herzog von Orleans; den 16. Januar 1793 votirte er Ludwigs XVI. Tod. Seine Anhänglichkeit an Danton ward die Urſache ſeines Verderbens. Robespierre, an der Spitze des Regierungsausſchuſſes, näherte ſich mit großen Schritten der Tyrannei; Danton, unterſtützt von den Anführern der Cordeliers, wollte ſich dieſem Ausſchuſſe entgegenſtellen, und Camille erhielt den Auftrag, den Angriff in ſeinem Journale, der alte Cordelier, anzufangen. Er erklärte ſich darin gegen das Schreckensſyſtem und wagte ſogar das Wort Milde (clémence). Mit dieſem Worte war ſein Tod unterſchrieben. St. Juſt, den Camille ebenfalls in ſeinem Journale perſiflirt hatte, bewirkte, daß dieſer in der Nacht vom 31. Mai 1794 nebſt denen, welche man ſeine Mit=

ſchuldigen nannte, eingezogen wurde. Den 4. Juni wurde er vor das Revolutionstribunal gebracht, um gerichtet zu werden; die Geſchwornen verdammten ihn zum Tode: „weil er das Revolutionsſyſtem beſchimpft habe und die Monarchie wieder herzuſtellen Willens geweſen ſey. Den 5. wurde er, nicht ohne Mühe, zum Richtplatze geführt, er ſträubte ſich aus allen Kräften, den Karren zu beſteigen. Sein Hemd war zerlumpt und ſeine Achſeln entblößt; ſeine Augen funkelten, ſein Mund ſchäumte, und wie er das Blutgerüſt erblickte, ſchrie er: „Das iſt der Lohn, den man dem erſten Apoſtel der Freiheit aufbehalten hat . . . Die Ungeheuer, welche mich morden, werden mich nicht lange überleben!" Seine Gattin, die er anbetete und von der er zärtlich geliebt ward, eine ſchöne, muthige, geiſtreiche Frau, verlangte ſein Schickſal zu theilen. Robespierre ließ ſie zehn Tage nach ihm aufs Blutgerüſt bringen. Sie zeigte während ihres Prozeſſes eine bewundernswürdige Ruhe, und ſtarb mit viel mehr Standhaftigkeit als ihr Mann.

Desorganiſiren, einen Organismus, eine beſtehende Ordnung aufheben, zerſtören, die Handlung Desorganiſation. Über den Sinn dieſer Worte beim Magnetiſiren ſ. Magnetismus.

Despotismus. Der Charakter des Despotismus beſteht in der Regierungsweiſe, vermöge derer ein Einzelner ſeinen unmotivirten Willen den Andern als höchſtes Geſetz aufſtellt, und ſpricht ſich vollkommen in dem lateiniſchen Verſe aus: Sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas. Man verſteht darunter im engern Sinne jene Art der Alleinherrſchaft, welche die von der Natur geſetzten Gränzen der Staatsgewalt überſchreitet. Der gerechte Regent geſteht ein, daß er für den Staat, nicht dieſer für ihn da iſt; der Despot hingegen bedient ſich deſſelben als bloßen Mittels zur Erreichung ſeiner willkürlichen Zwecke. Urſprünglich brauchte man die Worte Despot und Despotie im guten Sinn von einer unumſchränkten Monarchie.

Deſſalines, Negergeneral, zuletzt Kaiſer von Haiti, geboren in Afrika auf der Goldküſte (ſein eigentlicher Name war Jean Jociques), ward nach Domingo geführt und wurde daſelbſt der Sclave eines freien Negers, Namens Deſſalines, deſſen Namen er annahm. Er zeichnete ſich ſchon in dem erſten Aufſtande (1791) gegen die Franzoſen aus. Seine Thätigkeit und ſein Muth erhoben ihn zum Rang eines Adjutanten des Negergenerals Jean François; als aber Spaltungen zwiſchen dieſem und Touſſaint Louverture eintraten, ſchlug ſich Deſſalines zu Letzterem, ward, als dieſer Herr von Domingo geworden, ſein erſter Lieutenant und erhielt in dieſer Eigenſchaft den Auftrag, den Krieg gegen den Mulatten Rigaud in der ſüdlichen Colonie zu führen. Er griff den Rebellen mit ſolcher Lebhaftigkeit und Kraft an, daß er ihn bald überwunden hatte. Als im October 1801 Moyſe das Joch Touſſaints abwerfen wollte, leiſtete Deſſalines dem Chriſtoph zur Beſeitigung dieſer Unruhen Beiſtand. Bei der Ankunft der franzöſiſchen Armee auf Domingo (1802) theilte er Touſſaints Schickſal, focht und unterwarf ſich mit ihm, und wirkte nachher mit Chriſtoph zur Gefangennehmung und Transportirung Touſſaints nach Frankreich. Der General Leclerc ſtellte ihn in dem Quartiere St. Marc an und gab ihm das laute Zeugniß ſeiner Zufriedenheit für den Eifer,

mit welchem er für die Entwaffnung der Neger gearbeitet hatte: allein, einige Zeit vor dem Tode dieſes Generals, trat Deſſalines zur Negerpartei zurück und ſetzte die Vertreibung der Franzoſen von Domingo durch, ließ ſich zum Generalgouverneur von Hayti (ehemaliger Name von Domingo) ernennen, und nahm bald den Namen Jabob I., Kaiſer von Haiti an. Im Anfange 1805 machte er einen neuen Verſuch, ſie auch aus dem ſpaniſchen Antheile dieſer Inſel zu verjagen, ſcheiterte aber damit bei der Belagerung von Santo-Domingo, wo er mit Verluſt vom General Ferrand zurückgeſchlagen wurde. Seine Regierung war von kurzer Dauer. Am 6. October 1806 brach eine Empörung gegen ihn aus, und ſeine eigenen Generale, Chriſtoph und Pethion, die ihn auf den Thron erhoben hatten, ſtürzten ihn wieder, ſeiner Grauſamkeiten überdrüßig, von demſelben herab. Er verlor in ſeiner Vertheidigung ſein Leben. Das Leben Deſſalines iſt von Dûbroca beſchrieben und von Müller (Leipzig 1805) ins Deutſche überſetzt worden.

Deſſau (Anhalt). Die Beſitzungen des Fürſten von Anhalt-Deſſau, welche einen integrirenden Theil des Fürſtenthums Anhalt (ſ. dieſen Art.) ausmachen, liegen zwiſchen der Saale, Mulde und Elbe, haben an Flächengehalt ſiebzehn Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 45,000 Seelen und 510,000 rhein. Gulden Einkünfte; ſein Beitrag zum Contingent des rheiniſchen Bundes betrug 350 Mann. Gegenwärtig ſtellt Anhalt überhaupt 800 Mann Contingent zu der alliirten deutſchen Armee. (Schon im April 1813 ſtellte er ein Contingent für die deutſche Sache, und hob, als Vormund des unmündigen Herzogs von Cöthen, die von deſſen Vorgänger eingeführte franzöſiſche Geſetzgebung und Staatswirthſchaft wieder auf.) Der jetzige Herzog heißt Leopold Friedrich Franz, geb. 10. Aug. 1740 und iſt vermählt mit Louiſe Henriette Wilhelmine, des verſtorbenen Markgrafen Heinrich Friedrich zu Brandenburg-Schwed Tochter, geb. 24. Sept. 1750. Der Erbprinz Friedrich, geb. 27. Dec. 1769, vermählt mit Chriſtiane Amalie, des Landgrafen Friedrich zu Heſſen-Homburg Tochter, geb. 29. Juni 1774, ſtarb 1814; aus ihrer Ehe ſind noch vier Prinzen und zwei Prinzeſſinnen am Leben *). Der Herzog feierte ſein funfzigjähriges Regierungs-Jubiläum am 20. Oct. 1808, bei welcher Gelegenheit er die unverſtellteſten Äußerungen der Ehrfurcht, des Vertrauens und der Liebe empfing, die ihm ſeine väterliche muſterhafte Regierung erworben hat. Dieſer ehrwürdige Neſtor der deutſchen Fürſten hat ſowohl um die eigentliche Regierung des Landes, als auch um alle anderen Angelegenheiten des Menſchenlebens große Verdienſte, worunter auch der Schutz gehört, den er ſtets den Wiſſenſchaften und Künſten angedeihen ließ. Beſonders beſchäftigte ihn das Erziehungs- und Schulweſen; Baſedow, Campe und Tillich wurden von ihm gebraucht, um ſein Ideal

*) Eine Denkwürdigkeit dieſer fürſtl. Familie iſt, daß ein Oheim des regierenden Herzogs, der am 16. December 1737 als Erbprinz verſtorbene Wilhelm Guſtav, mit der Tochter eines Kaufmanns in Deſſau, Namens Johanna Sophia Herr, vermählt war, welche am 10. Sept. 1749, erſt im 23ſten Jahre ihrer Ehe mit dem Erbprinzen, nebſt ihren Kindern, unter dem Namen Grafen und Gräfinnen von Anhalt, vom Kaiſer in den Reichsgrafenſtand erhoben worden. Doch ſie, ihre Kinder und eine Enkelin ſind bereits todt.

der Menſchenerziehung zur Wirklichkeit zu bringen. Wir verweiſen darüber auf die Artikel, die mit dieſen Philanthropen ſich beſchäftigen. Seine Reſidenz iſt zu Deſſau, der Hauptſtadt ſeines Landes, in einer reizenden Ebene an der Mulde gelegen, die nicht weit davon ſich in die Elbe ergießt. In 800 Häuſern zählt ſie 8600 Einwohner, worunter ſich gegen 1000 Juden befinden. Das benachbarte herrliche Wörlitz, berühmt durch ſeinen ſchönen Park, verſchafft der Stadt vielen Beſuch fremder Liebhaber der ſchönen Natur und Kunſt. Außerdem iſt ſie durch drei Inſtitute, von denen jedes in ſeiner Art Epoche gemacht hat, wenn ſie auch vom Strome der Zeit wieder verſchlungen worden ſind, merkwürdig geworden; nämlich durch Baſedows Philanthropin, eröffnet nach einem neuen Erziehungsplane im Jahre 1774; durch die im Jahre 1781 dort errichtete, 1786 aber wieder aufgelöſ'te Buchhandlung der Gelehrten und die am Anfange 1797 unter dem Vorſitz des Grafen von Walderſee, des Barons Erdmannsdorf und des Legationsraths Bertuch conſtituirte chalcographiſche Geſellſchaft.

Deſſert — ſo nennt man die zum Schluſſe eines Déjeunérs, Diners oder Soupers gegebenen Confituren, Früchte ꝛc. — iſt, wie die Girandole bei einem Feuerwerke, die brillante Partie eines Feſtins und ſoll die Gäſte überraſchen und hinreißen, ſoll auf den derben Sinnenkitzel Augen- und Seelengenüſſe ſetzen. Die italiäniſche Küche hat darin den Vorrang in ältern Zeiten behauptet; das zeigt das wunderſame Deſſert auf der Hochzeittafel zu Canaan in dem bekannten Gemälde von Paul Veroneſe. Ein nicht weniger berühmtes Deſſert zierte die königl. Hochzeitstafel Ludwigs XV. bei der Vermählung mit der Maria Lescinsky 1725, und noch jetzt hat man in Paris weiter als irgendwo auf künſtliche Deſſerts raffinirt und die ältern Künſtler, Desfreyes und Delorme, ſind durch den Artiſten Datfoy völlig verdunkelt. Seine Deſſertaufſätze ſtellen die vollkommenſten Modelle der Baukunſt und Bildnerei dar, enthalten die gedachteſten mythologiſchen und hiſtoriſchen Gruppen, und beſonders rühmt man die eleganten und niedlichen Tafelfeuerwerke, welche er dabei mit allen pyrotechniſchen Kunſtſtücken anzubringen weiß. In einem Nu verwandelt ſich der Aufſatz in ein Miniaturfeuerwerk, ambroſiſche Flammen und Funken in allen Farben bedecken die Tafel, und gleichwohl wird der feinſte Stoff durch den ergoſſenen Feuerregen nicht im mindeſten verletzt. Doch auch die Leckerei darf bei dieſen Deſſerts nicht zu kurz kommen; die feinſten Früchte aller Zonen, die raffinirteſten Bäckereien, Compots und Gelees verſchmelzen ihre Reize in Form und Weſen, um dem übervoll gekitzelten Gaumen noch ein Intereſſe abzugewinnen; denn jeder gute Eſſer hat ſeine Hauptrechnung mit dem Wirthe mit dem Braten abgemacht, und was er nachher noch genießt, iſt bloß ein gefälliges Compliment für den Wirth oder ein Vehikel für die Weinzunge, welche wohlpräparirt zu den Deſſertweinen kommen muß. Denn oft, zumal bei deutſchen und regelmäßig bei engliſchen Gaſtereien, verliert ſich das Deſſert in die Trinktafel und wird gewöhnlich erſt durch den Caffee auf der Serviette verdrängt. A.

Deſtilliren, Deſtillation iſt eine chemiſche Operation, bei welcher man durch einen gewiſſen Grad der Wärme Flüſſigkeiten in verſchloſſenen Gefäßen in Dämpfe verwandelt, die aufſteigen, ſich vereinigen und in vorgelegten kalten Gefäßen wieder als flüſſige

Körper zum Vorſchein kommen. Man ſcheidet durch die Deſtillation nicht nur gewiſſe Subſtanzen von einander, ſondern vereinigt auch manche dadurch. Die Deſtillationen werden in naſſe und trockene eingetheilt. Jene geſchehen bei Körpern, die ſchon an ſich flüſſig ſind; dieſe bei trocknen, deren Dämpfe erſt durchs Abkühlen eine tropfbare Flüſſigkeit geben. Die Geräthſchaften, die zu Deſtillationen erfodert werden (Deſtillirapparat), wozu auch der Deſtilliroſen gehört (ſ. Buſch Handbuch der Erfindungen), heißen überhaupt Brennzeug. Sie ſind von verſchiedener Art. Greifen die zu behandelnden Subſtanzen die Metalle nicht an, und erfodern ſie nur die Hitze des ſiedenden Waſſers, ſo kann man die Gefäße aus Kupfer machen; dahin gehört die gemeine Branntweinblaſe. Bei Subſtanzen, welche die Metalle angreifen, muß man ſich gläſerner Gefäße bedienen, dergleichen die Retorten ſind. Dieſe haben die Form einer Flaſche, aber einen langen, ſo herabgekrümmten Hals, daß derſelbe mit der Achſe des Bauches ungefähr einen Winkel von 60 Grad macht. Es gibt aber auch Retorten von Eiſen, Thon ꝛc. Die Deſtillation geſchieht dadurch, daß ſich die flüchtigen Theile durch die Wärme von den feuerbeſtändigen trennen und in Dämpfen aufſteigen. Da die Feuerbeſtändigkeit und Flüchtigkeit der zuſammengeſetzten Körper ſehr verſchieden iſt, ſo muß auch das Verfahren bei der Deſtillation verſchieden ſeyn. Wenn die flüchtigen Beſtandtheile der Körper, welche bei der Deſtillation aufſteigen, ſich oben in Flüſſigkeiten ſammeln, ſo nennt man dieſe Operation im engern Sinne Deſtillation; können ſie dieſes aber nicht, d. i. ſind ſie ihrer Natur nach nur fähig, ſich in feſten Theilen zu ſammeln, in welcher Geſtalt man ſie Blumen nennt, ſo heißt dies Sublimation, obgleich beides auf einerlei Grundſätzen beruht. Bei den flüchtigen gasartigen Subſtanzen bleiben die flüchtigen Theile in ihrem dampfartigen Zuſtande, ohne ſich weder in eine Flüſſigkeit, noch in feſte Theile zu ſammeln. Wenn die flüchtigen Theile rein aufſteigen und alſo keine feuerbeſtändigen Theile mit ſich fortführen ſollen; ſo muß man die Deſtillation ſo regieren, daß die flüchtigen Theile nur den Grad von Wärme erleiden, welcher zu ihrer Abſonderung und Trennung von den feuerbeſtändigen nöthig iſt. Dieſe Vorſicht muß beſonders dann angewandt werden, wenn bei dem Grade der Flüchtigkeit der Beſtandtheile eines Körpers, der durch die Deſtillation zerſetzt werden ſoll, kein großer Unterſchied Statt findet. Ein ſehr deutliches Beiſpiel hiervon geben alle feſte ölige Materien, wenn man die Säure und das Öl, woraus ſie beſtehen, von einander ſcheiden will. Da dieſe Beſtandtheile faſt denſelben Grad der Flüſſigkeit beſitzen, ſo kann es nicht fehlen, daß ſie zugleich und ohne ſich von einander getrennt zu haben, in die Höhe ſteigen, ſo daß mithin der zuſammengeſetzte Körper, ohne zerſetzt zu ſeyn, übergeht. Bei dem Deſtilliren hat man außerdem viel Vorſicht nöthig, da gläſerne und irdene Gefäße leicht zerſpringen, wenn ſie zu ſchnell und zu ſtark erhitzt werden, und beſonders, wenn die Dämpfe zu geſchwind und in zu großer Menge aufſteigen, als daß ſie von ihrer Verdichtung in den Vorlagen zurückgehalten werden könnten. Um das Zerſpringen zu verhüten, bringt man in den Vorlagen eine kleine Öffnung an, um ſie im Nothfall zu öffnen, damit die allzugroße Menge Dampf ausſtrömen kann.

Destouches (Philippe Nericault), einer der erſten Luſtſpieldichter der Franzoſen, geb. in Tours 1680, wurde in Paris erzo-

gen, war anfangs Volontair bei einem Infanterieregimente, verließ aber dieſen Dienſt und wendete ſich an den Marquis von Puiſieux, den Geſandten in der Schweiz, dem er gefiel und deſſen Liebe er ſich erwarb. In der Schweiz entwickelte er ſein Talent für das Theater, und ſchrieb mehrere Schauſpiele, die großen Beifall erhielten. Dieſer und ſeine Kenntniſſe und Geſchicklichkeit in der Diplomatik erwarben ihm die Gunſt des Regenten, der einen Mann anzuſtellen beſchloß, den Rechtſchaffenheit und Einſichten ſo ſehr empfahlen. Er ſandte ihn daher 1717 mit dem Abbé Dubois nach England, um dieſen bei ſeinen Geſchäften zu unterſtützen, und als Dubois nach Frankreich zurückgekehrt war, blieb Destouches in London, wo er ſich verheirathete. Er entledigte ſich ſeiner Geſchäfte auf eine ſo ausgezeichnete Art, daß der Regent ihm Beweiſe ſeiner Zufriedenheit zu geben verſprach, über die Frankreich erſtaunen würde; aber da dieſer Fürſt ſtarb, verlor er mit ſeinem Beſchützer ſeine Hoffnungen und ſeine Belohnung. Er zog ſich auf ſein Landgut Fort-Oiſeau bei Melun zurück und ſuchte durch Landbau, Studium der Philoſophie und befreundeten Umgang mit den Muſen den Eigenſinn des Schickſals zu vergeſſen. Der Cardinal Fleury wollte ihn als Geſandten nach Petersburg ſenden, allein er ſchlug dieſen Antrag aus. Er ſtarb am 4. Julius 1754 auf ſeinem Landgute, und hinterließ einen Sohn, der die Herausgabe ſeiner Werke auf Befehl Ludwigs XV. (1750. 4 B. 4. nachher Paris 1758. 10 Bände 12.) beſorgte. Über ſeine Komödie le Glorieux, ſein Hauptwerk, das ſich bis jetzt auf der Bühne erhalten hat, ſchrieb Voltaire an ihn folgende Verſe:

Auteur ſolide, ingénieux,
Qui du théâtre étes le maître,
Vous qui fites le Glorieux,
Il ne tiendroit qu'à vous de l'être.

Nach Moliere und Reynard gilt Destouches für den beſten Luſtſpieldichter der Franzoſen. Er ordnete fälſchlich den komiſchen Effect dem moraliſchen unter, und daher gehören ſeine Stücke mehr zu der Zwittergattung der Schauſpiele, welche das ſogenannte weinerliche Luſtſpiel vorbereiteten. Sein größtes Talent zeigte ſich in der feinſten Charakterzeichnung, einer leichten Erfindung, angenehmen Witz, Eleganz, Lebhaftigkeit und Anſtändigkeit ſeines Dialogs. S. Leſſings theatral. Bibliothek, 1 B.

Detachement, eine von dem Hauptcorps abgeſendete Truppenabtheilung. Beſtehen dieſe Abtheilungen nur aus 20 bis 30 Köpfen, ſo heißen ſie **Parteien**; ſteigen ſie aber auf 1000 Mann und drüber, ſo nennt man ſie **detachirte Corps**. Man bedient ſich der letztern gewöhnlich, um ſolche Poſten wegzunehmen, welche der Feind, nach einer von ihm verlornen Schlacht, noch beſetzt hält, oder um während der Schlacht dem Feinde in die Seiten und den Rücken zu fallen, und in andern Fällen mehr. — **Detachirte Werke**, vorgerückte Werke, ſo viel wie Außenwerke, dehors, ſind die Werke einer Feſtung, welche außerhalb derſelben liegen und die Annäherung an die Feſtung erſchweren; dieſe ſind die Revalies, Contregarden, Lunetten u. ſ. w. und an den alten Feſtungen die Horn- und Kronwerke, Tenaillen u. dergl., mit einem Worte, alle, die ſich jenſeit des Hauptgrabens einer Feſtung befinden.

Detail nennt man die einzelnen Theile eines größeren Ganzen, die kleinen und genaueren Umſtände einer Sache. Daher:

ins Detail gehen, detailliren, auch kleinere Umſtände erörtern. Dem Detail wird in der Kaufmannsſprache der Handel en gros entgegengeſetzt. Daher ein Detailhändler, Detailleur (Kleinhändler, auch Ausſchnitthändler). In der Kunſt einzelne Partien und Theile eines Ganzen. Ein Künſtler bildet z. B. eine Hand. Er kann das, indem er die bloße Form derſelben angibt, er kann aber auch nachher die Gelenke, Nägel, Grübchen, Falten, Haare, Poren, Adern, Flechſen im Einzelnen beſtimmter ausführen. Hier iſts ein wichtiger Punkt, zu unterſuchen, wie weit man in dieſer Ausführung gehen dürfe, ohne die Darſtellung des Ganzen zu beeinträchtigen. Diejenigen, welche von dem Begriff der Kunſtwahrheit ausgehen, glauben hierin nicht zu weit gehen zu können, und Denner übertrifft darin vielleicht alle Andern. Von der andern Seite iſt es den Unduliſten angenehm zu hören, die alten Bildner hätten das Detail vernachläſſigt. Bisweilen mag das der Fall geweſen ſeyn, er iſt es aber nicht immer. Man findet öfters das Detail bei ihnen mit mehr Fleiß, aber auch mit mehr Geſchmack und Kunſt ausgedrückt, als in keinem Werke der neueren Plaſtik. Im Allgemeinen kann man ſagen, der Künſtler ſolle darnach ſtreben, die Wahrheit als ſchönen Schein darzuſtellen, und dazu iſt ihm nichts behülflicher, als die Gegenſtände ſo zu bilden, wie ſie aus mäßiger Entfernung ſich als Ganzes darſtellen. Wie in den bildenden Künſten, ſo in der Poeſie. Wer das Detail ganz vernachläſſigt, wird leicht in den Fehler der Trockenheit und Kälte verfallen; wer aber allzuſehr ins Detail geht, und überall dieſes recht gefliſſentlich ausmalt, verliert ſich leicht ins Breite, und wird ſchwerlich einen rechten Totaleindruck hervorbringen, weil das Enſemble fehlt, welches man dem Detail entgegenſetzt. S. deßhalb Enſemble. dd.

Determiniren oder beſtimmen, begränzen (daher determinirt, beſtimmt, ein determinirter, d. i. entſchloſſener, feſter Menſch). Ein Begriff wird beſtimmt, begränzt durch Hinzufügung eines oder mehrerer Merkmale, oder Verbindung mit andern Begriffen, in welcher aber kein Widerſpruch Statt finden muß. Logiſch beſtimmt wird ein Begriff ſchon, indem ihm, nach dem Geſetze der Ausſchließung oder Beſtimmung von contradictoriſch zwei entgegengeſetzten Merkmalen eins beigelegt wird. Dieſe Beſtimmung eines Begriffs nennt man in der Logik Determination, und ſie ſteht der Analyſe oder Abſtraction, bei welcher man von den beſondern zu allgemeinern Begriffen fortgeht, und aus zuſammengeſetzten einfachere Begriffe bildet, entgegen. Es entſtehen aber durch das Beſtimmen eines allgemeinen Begriffs lauter niedere Begriffe dadurch, daß man an dem Leitfaden der Categorien bei denſelben die Frage der Quantität, Qualität, Relation und Modalität aufwirft und Acht gibt, wie die Erfahrung darauf antwortet.

Determinismus, in der Metaphyſik und Moral, diejenige Anſicht (Syſtem), nach welcher alles, was geſchieht, mithin auch jede menſchliche Handlung, durch die äußere Nothwendigkeit des Cauſalzuſammenhangs aller Dinge vollkommen beſtimmt iſt. Wer dieſer die Freiheit aufhebenden Beſtimmungslehre huldigt, heißt Determiniſt.

Detmold (Lippe), eine Linie des fürſtl. lippiſchen Hauſes, welche in der Stadt Detmold reſidirt, und deren Länder die Grafſchaft Lippe, Sternberg und verſchiedene Ämter, Schwabenberg, Olbenburg und Stappelberg, mit einem Umfang von 26

Quadratmeilen und 80,000 Einwohner begreifen. Die Einkünfte von dieſen Ländern werden zu 225,000 Gulden angegeben. Der gegenwärtige Fürſt iſt Alexander Leopold, geb. den 6ten Nov. 1796, kam zur Regierung den 4ten April 1802 unter mütterlicher Vormundſchaft und trat den 18ten April 1807 zum rheiniſchen Bunde. Die Fürſten ſind der reformirten Kirche zugethan. S. Lippe.

Deukalion, Stammvater der Hellenen und Vater des Hellen, Sohn des Prometheus und der Pandora, führte eine Colonie nach Griechenland und ließ ſich zu Lykorea auf dem Gebirge Parnaß nieder; von hier aus machte er in der Folge einen Einfall in Theſſalien, woraus er die Pelasger vertrieb. Hier war es, wo er die berühmte Überſchwemmung (deukalioniſche Fluth) 1526 v. Chr. erlitt, welche durch den Fluß Peneus entſtand und welche die Fabel alſo erzählt: Als Jupiter das menſchliche Geſchlecht durch Waſſer zu vertilgen beſchloſſen hatte, und alle Regen die fürchterlichſten Überſchwemmungen verurſachten, rettete ſich Deukalion mit ſeiner Gemahlin Pyrrha auf den Gipfel des Parnaſſus. Nach Abfluß des Waſſers fragten ſie das Orakel der Themis, wie ſie die Erde wieder bevölkern ſollten. Dies gab zur Antwort: ſie ſollten die Gebeine ihrer Mutter hinter ſich werfen. Dieſen dunkeln Ausſpruch deuteten ſie alſo, daß ihre Mutter die Erde, deren Gebein aber die Steine ſeien. Sie thaten demnach, wie das Orakel befohlen, und aus den von Deukalion geworfenen Steinen wurden Männer, aus denen von Pyrrha geworfenen aber Weiber. Übrigens werden noch mehrere Umſtände von den alten Schriftſtellern über dieſe Überſchwemmung erzählt, die genau mit denjenigen übereintreffen, welche die heiligen Bücher von Noah anführen.

Deutſche Baukunſt. Vor Carl dem Großen, ſagt ein Kenner, hatten die Deutſchen, die in beſtändige Kriege verwickelt waren, nur geringe Cultur und bei den Hütten, die ſie bewohnten, kann man ihnen keine Kenntniß der Baukunſt zuſchreiben. Carl brachte die Kunſt aus Italien nach Deutſchland, und dies war die damals übliche neugriechiſche Bauart. Nachher hatte die arabiſche Kunſt Einfluß auf die Kunſt der Abendländer; auch zeigte bereits die deutſche Kunſt ihre Eigenthümlichkeit in den Spitzbogen und Strebepfeilern u. dergl. Dieſes wurde mit der neugriechiſchen Baukunſt vereinigt, der man damals noch im Ganzen treu blieb, und hieraus entſtand eine gemiſchte Bauart, die bis in die Mitte des 13ten Jahrhunderts ſich erhielt. Nun erwachte die neugothiſche oder deutſche Bauart, die wir auch die romantiſche, weil ſie ſich durch den romantiſchen Geiſt des Mittelalters ausbildete, nennen können, die in Deutſchland gebildet, in den Thürmen des Münſters zu Straßburg, in dem Dom zu Cöln (1248 von Biſchof Cunrad von Hochſteden angefangen und bis 1499 fortgeſetzt, aber noch unvollendet. Vergl. Der Dom zu Cöln. Dortmund 1810, mit Kupf.), der Stephanskirche zu Wien, dem Dom zu Erfurt, der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, der Eliſabethkirche in Marburg ihre Vollendung erhielt, und ſich von da nach Frankreich, England, Spanien (hieher gehört z. B. die Kathedralkirche zu Toledo) und Italien (z. B. der Dom zu Florenz, die Kirchen St. Trinità und St. Maria novella daſelbſt) verbreitete. So wird ſchon im 12ten Jahrhundert ein deutſcher Baumeiſter in Italien, Namens Wilhelm, und im 13ten Jacob, mit dem Beinamen Lapo (ſt. 1262) und ſein Sohn oder Schüler Arnolf de Lapo (ſt. 1300) angeführt,

welche die Baukunſt verbeſſert haben ſollen. Dieſes iſt der Gang der Ausbildung der Baukunſt in Deutſchland. Auch die deutſche Baukunſt zeigt einen climatiſchen und religiöſen Charakter, der vorzüglich in den deutſchen Kirchen ſichtbar wird. Hoch ſtrebten die ſchlanken Säulenbüſchel auf, immer mehrere ſich feſt an einander ſchmiegend und ihre Zweige verſchlingend, gleich den Stämmen des Hains, in deſſen Umſchattungen der alte Teuton ſeinen Altar baute. Der Chriſtianismus führt ſeine Bekenner aus dem Vergänglichen in eine ſtille Geiſterwelt. Im Helldunkel des Doms muß das Gemüth ſich ſammeln aus der Zerſtreuung des Irdiſchen, ſich wie der Dom ſymboliſch zu dem Unendlichen erheben, und durch Gebet und Entſagung die Weihe zum höhern Leben empfangen. Darum ſind auch die Verzierungen an den alten chriſtlichen Kirchen nichts weniger als ein zufälliger Schmuck. Es iſt eine religiöſe Bilderſprache und ein Sanctuarium; wo die Monſtranz ſteht, iſt ſinnbildlich der ganze Tempel im Kleinen wiederhohlt. An dieſen Gebäuden wird jeder tiefe Zweckmäßigkeit des Plans, kühne, wohlverſtandne Conſtructionen, unermeßlichen redlichen Fleiß, impoſanten Eindruck der kühnen Maſſen von außen, hohen Ernſt im Innern, der den Eintretenden zu frommen Gefühlen erweckt, bewundern und ehren müſſen. Dennoch müſſen wir der deutſchen Baukunſt mehr ſymboliſche, oft hieroglyphiſche Beredſamkeit und Würde, die ſich nicht ſelten ins Bizarre verliert, als ſelbſtſtändige Schönheit beilegen. Siehe Coſtenoble über altdeutſche Architektur und deren Urſprung, Halle 1812, nebſt den Bemerkungen ſeiner Recenſenten; Rumohr Fragmente einer Geſchichte der Baukunſt in Schlegels deutſchem Muſeum 1813, Märzheft u. ſ. f. Vergl. übrigens die Artikel Baukunſt und gothiſche Baukunſt. Mit der deutſchen Baukunſt ſtand der Orden der Freimaurer in Verbindung. Seit dem 18ten Jahrhunderte fingen die deutſchen Baumeiſter an, den ſogenannten gothiſchen oder deutſchen Geſchmack zu verlaſſen. In den wenigen größern Werken, welche ſeit dieſer Zeit erbaut worden ſind, erblicken wir ein Herabſinken zu der reinbürgerlichen oder gemeinen Baukunſt, oder eine Vermiſchung dieſer mit der altdeutſchen Baukunſt; oder endlich, und zwar in den neueſten Zeiten, reine Nachahmungen des altgriechiſchen, römiſchen, italiäniſchen oder auch des altdeutſchen Styls; ja ſelbſt die alten Tugenden der Deutſchen: Feſtigkeit und Zweckmäßigkeit, die im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte noch ein Peter Karol und Johann Troſt in Nürnberg, Elias Holl in Augsburg, Nicol. Goldmann in Breslau (ſtarb 1665), der auch über die Baukunſt ſchrieb, Moriz Richter, Leonh. Caſp. Sturm in Braunſchweig (ſt. 1719) u. m. A. übten, weichen gegenwärtig dem augenblicklichen Nothbedarf, der Nützlichkeit und einem charakterloſen Modegeſchmack. Für die Theorie der Baukunſt haben in den neueſten Zeiten Hirt in Berlin, Stieglitz in Leipzig, Weinbrenner in Baden viel gethan.

Deutſche Induſtrie und Kunſt. Mit Recht nennt der Dichter das deutſche Land „an Kunſt und edeln Sitten reich.“ Denn von früherer Zeit an zeigte der Deutſche, ſo wie er nur an feſtere Wohnſitze gewöhnt war, großen Erfindungsgeiſt, Eifer und Fleiß in der Betreibung der Künſte. Natürlich aber entwickelten ſich zuerſt die Künſte des äußeren Bedürfniſſes, welche den Wohlſtand der Deutſchen begründen halfen. Sie gediehen aber beſonders in dem Schooße der Städte, in den Händen des ſich hier entwickelnden Mit-

telſtandes. (S. Anton Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft und Fiſcher Geſchichte des deutſchen Handels.) Handwerker, Künſte und Manufacturen wurden ein Zweig der bürgerlichen Nahrung. So wurde ſeit dem 13ten Jahrhundert die Wollenweberei, Leinweberei und die Tuchmacherkunſt in Deutſchland eifrig betrieben, beſonders in den kunſtreichen Städten Augsburg und Nürnberg und nachher Frankfurt a. M. Die Nachkommen des Webers, Hans Fugger, im Graben bei Augsburg (lebte im 14ten Jahrhundert), welche ein Handlungshaus in Antwerpen gründeten und eine Flotte ausrüſteten, wurden vom Kaiſer Maximilian in den Grafenſtand und zu den bedeutendſten Ämtern erhoben. Ihr Reichthum begünſtigte wiederum die Künſte und Gewerbe. Ulrich Stromer, Rathsherr in Nürnberg, ſoll gegen d. J. 1390 daſelbſt die erſte Papiermühle angelegt haben. Im nördlichen Deutſchland waren in dieſer mittlern Zeit Braunſchweig, Goslar, Stendal, Stettin und Magdeburg die blühendſten Fabrikſtädte. Der Kunſtfleiß der Deutſchen war nicht nur in der Weberei, ſondern auch in Metall-, Holz-, Leder-, Glas- und Steinarbeiten ausgezeichnet. Das zu große Anſehen der Handwerker in mehreren deutſchen Städten machte bald, daß öfters ihre Gilden und Zünfte von den deutſchen Kaiſern und von einzelnen Fürſten aufgehoben wurden. Aber ſie wurden immer wiederhergeſtellt. Der Bergbau fing in Deutſchland ſeit Entdeckung der goslariſchen Erzadern an, wodurch Wohlhabenheit, beſonders in Niederſachſen, entſtand und die Kunſt der Goldarbeiter gewann; ſ. Gmelin Beiträge zur Geſchichte des deutſchen Bergbaus. Durch den nördlichen und ſächſiſchen Handel wurden Whisby, Lübeck, Bremen, Hamburg groß und berühmt. Im mittlern Deutſchland Erfurt, Leipzig ꝛc. Am Rheine blühten Cöln, Mainz, Speier, Straßburg zuerſt auf. Aber Handel und Induſtrie wurden lange durch Fehden und Kämpfe, Unſicherheit der Straßen und ihre ſchlechte Beſchaffenheit erſchwert. Daher die Bündniſſe der Städte. Die Blüthe des Handels zeigt die deutſche Hanſe (1364 geſtiftet). Auch viel mechaniſche, vorzüglich mathematiſche und muſikaliſche Inſtrumente verfertigten und erfanden die Deutſchen mit vorzüglichem Glück und Nutzen. Man denke an einen Peter Hele, Otto Guerike, Franklin, v. Kempelen. Mit nicht weniger Glück wurden die ſchönen Künſte von den Deutſchen betrieben, und unter dieſen vorzüglich Poeſie und Muſik (ſ. deutſche Poeſie und deutſche Muſik). Die bildenden Künſte, die Baukunſt ausgenommen (ſ. deutſche Baukunſt), wurden wegen Mangels an Öffentlichkeit und Gelegenheit ſich zu zeigen, weniger begünſtigt. Die Plaſtik wurde mehr als Verzierungskunſt betrieben. In Deutſchland wurden in ihr Producte höchſter Kunſtfertigkeit geliefert. Aber die Verzierungen waren mehr ſymboliſch bedeutſam als von anmuthiger Form. Auch erzeugte Deutſchland viele treffliche Schnitzarbeiten, dergleichen einige von Albrecht Dürer (z. B. in der Eliſabethkirche zu Marburg) bekannt ſind. Dieſer vervollkommnete auch die Formſchneidekunſt oder Holzſchneidekunſt (ſ. d. Art.), welche ſeit Anfang des 14ten Jahrhunderts in Deutſchland entſtanden war, und die (auch deutſche) Erfindung der Buchdruckerkunſt vorbereitete. Auch auf die Erfindung der Kupferſtecherkunſt (und zwar der Arbeit mit dem Grabſtichel) machen die Deutſchen Anſpruch, und ſchreiben ſie einem Gold- und Silberſchmid in Ober-Deutſchland (Nürnberg oder Augsburg), welcher vor

1460 lebte, zu (ſ. Kupferſtecherkunſt und Steinſchneidekunſt), ſo wie ebenfalls die Ätzkunſt (die Arbeit mit der Radirnadel) einem deutſchen Künſtler (Einige ſagen Michael Wohlgemuth 1434 bis 1519) angehört. Doch lieferte auch die Bildhauerkunſt einige bedeutende Werke und Bildhauer, ſ. d. Art. Bildhauer der Deutſchen, zu welchen noch hinzuzufügen ſind: ein Johann Kettler (aus Zürich), welcher 1699 zu Paris Ludwigs XIV. Statue zu Pferde und ſein Schüler Jacobi, welcher 1700 die berühmte Statue des großen Churfürſten zu Berlin goß. Unter den neueſten deutſchen Bildhauern, welche dem reinen Styl der Alten nachſtrebten, verdienen genannt zu werden, v. Zeuner (geb. 1746), der die Statue, welche der jetzige Kaiſer von Öſterreich ſeinem Onkel Joſeph II. in Wien 1807 errichten ließ, verfertigte; ferner ein Dannecker in Stuttgart, Friedrich Tiek (gegenwärtig in Rom), Schadow in Berlin, Döll in Gotha, Klauer, Weißer, Profeſſor Matthäi in Dresden, Kühn, Pettrich (ebendaſelbſt). Von der deutſchen Malerei ſiehe deutſche Schule, von der deutſchen Schauſpielkunſt ſ. d. Art. deutſches Theater. Die Mimik wurde in den letztern Zeiten auch in ihrer Selbſtſtändigkeit, z. B. von Madame Hendel-Schütz, von Seckendorf u. A. geübt (ſ. Attitüden). Eben ſo erhob ſich die Declamation der Deutſchen, vorzüglich als lyriſche Declamation, ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts zur Selbſtſtändigkeit (ſ. Declamation), und wurde mit großem Beifall ſelbſt in der Converſation betrieben.

Deutſche Literatur. A. W. Schlegel äußerte, daß es ihm vorkomme, als hätten die Deutſchen gar keine Literatur, ſondern wären höchſtens auf dem Punkt, eine zu bekommen. Allein er ſchloß dabei den Begriff der Literatur in die franzöſiſchen Gränzen ein, und von derſelben die gelehrten und wiſſenſchaftlichen Werke aus, welche doch nicht minder zur Literatur eines Volks gehören. Dann aber fährt er fort: „Wenn man unter Literatur einen ungeordneten Wuſt, ein rohes Aggregat von Büchern verſteht, die kein gemeinſchaftlicher Geiſt beſeelt, unter denen nicht einmal der Zuſammenhang einer einſeitigen Nationalrichtung bemerkbar iſt; wo die einzelnen Spuren und Andeutungen des Beſſeren ſich unter dem unüberſehbaren Gewühl von leeren und mißverſtandenen Strebungen, von Verkehrtheit und Verworrenheit, von übelverkleideter Geiſtesarmuth und fratzenhafter anmaßender Originalitätsſucht faſt unmerklich verlieren, weit entfernt, daß der Gipfel der Vollkommenheit für eine durch Nationalität und Zeitalter beſtimmte Geſtaltung der Poeſie in einer bedeutenden Anzahl von Werken der verſchiedenen Gattungen wirklich erreicht wäre: dann haben wir allerdings eine Literatur, denn man hat mit Recht bemerkt, daß die Deutſchen eine von den hauptſchreibenden Mächten Europa's ſind.“ Da nun in dieſen Worten die Einheit oder Verbindung der ſchriftlichen Werke der Deutſchen zu einem Ganzen durch Nationalität geläugnet wird, ſo hängt die Beantwortung der Frage, „ob die Deutſchen in dieſem Sinne eine Literatur haben, d. h. einen Vorrath von Werken, die ſich zu einer Art von Syſtem unter einander vervollſtändigen und worin eine Nation die hervorſtechenden Anſchauungen der Welt, ihres Lebens niedergelegt findet, von der oft aufgeworfenen Frage ab, haben die Deutſchen einen Nationalcharakter?“ Denn der Zuſatz, daß dieſe Schriften ſich der Nation „für jedes geiſtige Bedürfniß ſo befriedigend bewähren müſſen, daß ſie nach Menſchenaltern, nach Jahrhunderte

mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt," wird durch die Culturſtufen und Schickſale, die eine Nation durchläuft, gar ſehr beſchränkt, und man dürfte ſo nicht einmal von einer franzöſiſchen Literatur überhaupt, welche Schlegel doch nicht zu läugnen ſcheint, ſondern nur von einer franzöſiſchen Literatur des siècle de Louis XIV. reden. Hier erinnern wir uns aber einer andern trefflichen Stelle Friedrich Schlegels über die Deutſchen, in welcher er ſie mit den Römern vergleicht. Was ſie, ſagt er, von den Römern beſonders unterſcheidet, iſt die größere Liebe zur Freiheit; es war bei ihnen nicht bloß ein Wort und eine Regel, ſondern angebornes Gefühl. Zu groß geſinnt, ihre Sitten und ihren Charakter allen Nationen aufprägen zu wollen, ſchlug derſelbe doch überall Wurzel, wo der Boden nicht ganz ungünſtig war, und der Geiſt der Ehre und Liebe, der Tapferkeit und Treue wuchs dann mit mächtigem Gedeihen hervor. Wegen dieſer urſprünglichen Freiheit des deutſchen Bodens, die ein unvergänglicher Charakter der Nation iſt, erſcheint ſie auch in guten Zeiten urſprünglicher und dauerhafter romantiſch, als ſelbſt die orientaliſche Mährchenwelt. Ihre Begeiſterung war fröhlicher, kindlicher, zweckloſer, nicht ſo einſeitig und zerſtörend, wie der Enthuſiasmus jener bewundernswürdigen Fanatiker, die den Erdkreis noch ſchneller und allgemeiner entzündeten und unterjochten, als ſelbſt die Römer. Eine gefühlte Rechtlichkeit, die mehr iſt, als die Gerechtigkeit des Geſetzes und Ehre, eine kindlich aufrichtige und unerſchütterliche Treue und Herzlichkeit (und wir ſetzen hinzu Tiefe) der Geſinnung iſt der tiefſte und hoffentlich nie ganz zu vertilgende Zug des deutſchen Charakters. Schon dieſe Züge, welche auch in den ſchriftlichen Geiſtesproducten der Deutſchen ſich zeigen müſſen und welche nachzuweiſen ſehr leicht ſeyn würde, mußten die deutſche Literatur zu einem Ganzen verbinden und vor andern bezeichnen, wenn auch ſchon die Geiſteswerke der Deutſchen aus den verſchiedenen Perioden ihrer Cultur ſich ſo unähnlich ſcheinen, als oft die Literatur verſchiedener Nationen. Denn aus jenem Freiheitsſinn, welcher der freien Ausbildung der Individuen und Stände ſo günſtig war, entwickelten ſich auch jene Vielſeitigkeit der deutſchen Literatur und jene Univerſalität, mit welcher ſie die Schätze und den Ertrag der Literatur fremder Völker aufnahm, zu der ihrigen machte und ſich in der Geſchichte, Wiſſenſchaft und Kritik einen univerſellen Standpunkt erwarb. Wo aber Freiheit iſt, da ſucht ſie ſich nach allen Seiten des menſchlichen Lebens auszubreiten und in der Tiefe zu begründen. Keine Nation, hat daher wie die deutſche, in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens mit gleichem Ernſte, und mit gleicher Gründlichkeit gearbeitet, keine ſo verſchiedenartige Anſichten des Lebens in ausgebildeten Formen (Syſteme) aufgeſtellt als die deutſche, keine überhaupt eine ſo ſyſtematiſche Geiſtescultur gezeigt, und die ſyſtematiſchen Anfoderungen in jedem Zweige des Wiſſens ſo geltend gemacht als dieſe. Iſt dies keine Eigenthümlichkeit der deutſchen Literatur? Ja wenn auch dieſer Freiheitsſinn gar oft in Willkür, Zügelloſigkeit und in der Literatur in Schreibſucht, Nachahmungsluſt, Verworrenheit, Paradorie, Formloſigkeit und Verkehrtheit ausgeartet iſt; ſo war dagegen die Literatur anderer Nationen nur durch Einſeitigkeit und ſclaviſche Auctoritätenfurcht vor den Fehlern unſerer Literatur geſichert, und deßhalb von nationalerm Gepräge; wie überall mit der Beſtimmtheit auch Be-

ſchränktheit verbunden iſt. Viele Nationen **konnten** nicht fehlen wie wir. Ja wenn ferner der mehr ſpeculirende, durch keine Form zu feſſelnde Sinn der Deutſchen, der das Leben und ſeine Zuſtände nicht verlaſſen kann, ohne ſie auch **begriffen** zu haben, ihre Gründlichkeit in jeder Wiſſenſchaft weit mehr begünſtigte, als ihre Poeſie und Kunſt; ſo dürfen wir doch auch hier mit Stolz fragen, beſitzen nicht die Deutſchen poetiſche Werke von einer Tiefe des Gemüths und Innigkeit, welche in keiner Nation ſo gefunden ward und den gleißneriſchen Schein äußerlich abgerundeter Formen weit übertrifft? Endlich wenn man behauptet, daß bei unverkennbarer Originalität der einzelnen und trefflichſten Producte der Literatur (denn jede Literatur hat eine Fluth des Schlechten, welche ſich allmälich verläuft), die deutſche Literatur doch ſelbſt keine **Originalität** und Selbſtſtändigkeit habe, ſo bedenke man nur, mit welcher eigenthümlichen Energie die deutſche Literatur, nach verderblichen und zerſtörenden Kriegen, die immer im Herzen Europa's wütheten und den Frieden der Cultur oft abbrachen, ſich mehrmals verjüngte und immer in anderer Geſtalt aufblühte, ja wegen Mangels an Einheit in der Staatsverfaſſung Deutſchlands, von außen weniger begünſtigt, als die Literatur irgend eines andern Volks, dennoch zu Ende des 18ten und am Anfange des 19ten Jahrhunderts eine ſolche Höhe erreichte, daß man mit demſelben Journale, welches die entgegengeſetzte Behauptung A. W. Schlegels mittheilte (Europa 1. Bd. 1. St.) ſagen kann: „die wichtigſten literäriſchen Erſcheinungen, ſowohl im Fache der Wiſſenſchaft als der Poeſie, machen jetzt in Deutſchland ein ſo vielfach in einander greifendes, zuſammenſtimmendes und zugleich weit umfaſſendes Ganze aus, daß man nicht nur in den modernen Zeiten, ſondern ſelbſt im Alterthume vergeblich ſich nach einem Beiſpiele umſehen würde von einer ähnlichen raſtloſen Thätigkeit und univerſellen Wechſelwirkung aller der Künſte und Wiſſenſchaften, deren einziges oder vorzügliches Augenwerk es iſt, den Menſchen ſeiner göttlichen Natur und Beſtimmung näher zu führen oder würdiger zu machen.“ Übrigens hängt ja jede Literatur auch von den Schickſalen und Thaten eines Volks ab, in ihr ſpiegelt ſich gleichſam das Leben des Volks, ihre Perioden werfen gleichſam ein Bild zurück von der gleichzeitigen Geſtalt des Volks, unter dem ſie entſtanden; und auch in dieſer Hinſicht muß die deutſche Literatur ein Ganzes bilden, wie ſchwer es auch immer ſeyn mag, die Fäden zu bemerken, an welchen das unüberſehliche Gewebe zuſammenhängt. Die Literatur aber theilt ſich in die **poetiſche** und **proſaiſche**, von jener werden wir unter dem Artikel **deutſche Poeſie** noch beſonders handeln. Hier geben wir eine Überſicht des Ganzen der deutſchen Literatur. Da die Literatur ſchon einen hohen Grad von Cultur vorausſetzt, ſo iſt es begreiflich, warum wir vor Carls des Großen Zeiten nicht einmal den Anfang der deutſchen Literatur ſuchen dürfen. Erſt nach den Stürmen der großen Völkerwanderung wurden die Verhältniſſe der deutſchen Stämme feſter; ſie erlangten einen feſtern Aufenthalt; eingewanderte Völker, welche ſich mit ihnen vermiſchten, theilten ihnen von ihrer Cultur mit, Geſetze wurden abgefaßt, deren Sammlungen zu den erſten Urkunden deutſcher Cultur gehören. Das Chriſtenthum verbreitete ſich vorzüglich durch Bonifacius immer weiter; die erſten Lehrer und zugleich die Bewahrer der Cultur unter den Deutſchen waren Geiſtliche, ſie fingen zuerſt an, die noch rohe Sprache zu ſchreiben, und

wählten dazu das ihnen geläufige lateiniſche Alphabet. So iſt des Biſchof Ulphilas Überſetzung der vier Evangeliſten in das verwandte Möſogothiſche (um 360) das älteſte ſchriftliche Denkmal dieſer Literatur. Die Franken, welche ſich in Gallien niederließen, bildeten ſich zuerſt aus, und hatten ſchon im ſechsten Jahrhundert Schulen, in welchen ſich ihre Geiſtlichen bildeten und welche nachher auch auf die übrigen deutſchen Stämme übergingen. Allein dieſe Bildung beſchränkte ſich meiſtens ſelbſt nur auf Leſen, Schreiben und ein wenig ſchlechtes Latein. Indeſſen iſt es bemerkenswerth, daß nur die deutſche Sprache den Anfang einer geſchriebenen Proſa, und keine der übrigen neuern Sprachen vor Carls des Großen Zeiten, aufweiſen kann, und unter allen neueuropäiſchen Sprachen zuerſt zur Schriftſprache ausgebildet worden iſt. (Man vergl. Kochs Compendium der deutſchen Literaturgeſchichte 1. Bd. 2. Ausg. S. 17 u. f. f.) Sie ſind aber größtentheils nur Überſetzungen aus der lateiniſchen Sprache, welche dadurch, daß ſie gleichſam das Organ der Religion wurde, noch viele ſpätere Jahrhunderte von den Geiſtlichen, die allein das Bedürfniß eines höhern Grades von Bildung hatten, vorzugsweiſe geſchrieben, die Cultur der Landſprachen hemmte, anderntheils aber den Samen einer freiern Cultur ſo lange aufbewahrte, bis die deutſche Schriftſprache nach erlangter vielſeitigerer Cultur der Deutſchen ſich aus eigener Kraft entwickelte; denn die alten herrlichen Liederſagen, aus welchen das Nibelungenlied erwachſen iſt, waren vor Carl noch nicht geſammelt, ſondern gingen lebendig von Mund zu Munde. Auch bilden jene ältern Sprachdenkmale noch keine Literatur in dem oben gedachten Sinne. I. Die erſte Periode der deutſchen Literatur aber beginnt mit Carl dem Großen und kann mit der Zeit der ſchwäbiſchen Kaiſer geſchloſſen werden. Sie umfaßt alſo nach Koch den Zeitraum von 768 bis 1137. Carl der Große ließ viele Kloſterſchulen, Fulda, Corvey ꝛc. errichten, aus welchen die damals berühmteſten Gelehrten und tauglichſten Geſchäftsmänner hervorgingen; er war für die allgemeinere Verbreitung der Cultur bemüht, und wollte in dieſer Abſicht beſonders, daß auch die Laien Unterricht in den Schulen ſeines weiten Reichs bekommen ſollten. Er ſtiftete auf Alcuinus Rath eine Art gelehrte Geſellſchaft an ſeinem Hofe, an welcher er ſelbſt Antheil nahm. Er ließ auch viele Denkmale der deutſchen Sprache, beſonders Geſetze und Lieder, ſammeln, in der deutſchen Sprache predigen, und einiges für den Unterricht des Volks aus dem Lateiniſchen überſetzen. (S. d. Art. deutſche Sprache.) Nur wurden ſeine Abſichten unter ſeinen Nachfolgern nicht mit ſeinem Geiſte ausgeführt. Doch war die Trennung Deutſchlands von dem fränkiſchen Reiche der ſelbſtſtändigen Entwickelung der deutſchen Sprache und Cultur ſehr vortheilhaft. Die größten Fortſchritte in der Cultur machten die Deutſchen unter den ſächſiſchen Königen (von 919 an), beſonders unter den drei Ottonen und unter den fränkiſchen Kaiſern (von 1024). Im 10ten Jahrhundert zeichneten ſich mehrere Stifts- und Kloſterſchulen in Deutſchland aus, welche mit Bibliotheken ausgeſtattet wurden. In dieſe Periode fallen die Chronikenſchriftſteller Eginhard, Witichind, Dithmar, Lambert, Bruno, die Polyhiſtoren und Philoſophiſchen Schriftſteller Alcuin und Rhabanus Maurus und vorzüglich die, welche in deutſcher Sprache ſchrieben, Otfried von Weißenburg, Notker, Willeram und Andere, deren Schriften bei Koch 1. Bd. S. 23 bis 33 verzeichnet ſind. II. Eine neue Periode beginnt von den ſchwäbiſchen

Kaiſern (1138) bis zur Reformation. (Anfang des 16ten Jahrhunderts.) Deutſchland war jetzt nicht mehr jene Wildniß der Germanier im Tacitus; die Moräſte waren abgezapft, die Wälder gelichtet oder niedergebrannt, Luft und Sonne hatten freiern Spielraum; Clima, Lebensart und Einwohner hatten ſich gebeſſert. Der fortgeſetzte Umgang mit Italien und andern Reichen von Europa, bei den vielen Römer- und andern Ritterzügen; die fremden Sitten, die man durch die Kreuzzüge hatte kennen lernen; die beſſern Muſter, die man häufig vor ſich ſah, und der edle Eifer, ihnen gleich zu werden, hatten eine heilſame Revolution in dem Gemüthe der Deutſchen angefangen. Lebensart und Sitten wurden durch das blühende Ritterweſen verfeinert, die Ideenmaſſe vergrößert, Ton und Denkungsart vergeiſtigt, und da die Sprache immer mehr der Verbeſſerung und Verfeinerung der Denkart folgt, ſo war der edlere Theil von Deutſchland allmälich zum Beſitze alles deſſen gelangt, was zum Anfang einer Nationalliteratur gehört. Ihre Morgenröthe brach nun an, und zwar in Allemanien, d. i. in Schwaben, mit Inbegriff eines großen Theils der Schweiz. Von da verbreiteten ſich ihre Strahlen bald über die übrigen Provinzen Deutſchlands. Dieſes iſt die Periode der Minneſänger (ſchwäbiſchen Dichter) und der ihnen folgenden Meiſterſänger, unter welchen die Poeſie wiederum ſank. Die deutſche romantiſche Poeſie, kräftig und wohltönend, beginnt die eigentliche Nationalliteratur. Daneben zeigte ſich bei den Deutſchen eine beſondere Liebe für ihre Nationalinſtitute und Sitten, dadurch, daß deutſche Urkunden, Land- und Stadtrechte und Geſetze ſeit der Mitte des 13ten Jahrhunderts niedergeſchrieben und geſammelt wurden. Hieher gehört der Sachſenſpiegel (ſ. dieſ. Art.) (um 1240) durch Epko von Repzow, und der Schwabenſpiegel (um 1282) durch Gr. von Grimmenſtein geſammelt. Vom 11ten Jahrhunderte an wurde auch das römiſche Recht von Deutſchen bearbeitet und leider auch auf deutſche Inſtitute angewendet. Neben der Rechtskunde wurde vorzüglich die Specialgeſchichte von den Deutſchen mit redlicher Treue und religiöſem Sinn bearbeitet. Hieher gehört des Biſchofs Otto von Freiſingen Weltgeſchichte (in 8 Bdn. bis 1146) und ſeine Geſchichte Friedrichs I. (in 2 Bdn. bis 1157); die Werke von Heinrich von Herford (ſtarb 1370), Gobelinus Perſona (1420) u. m. a., doch größtentheils in lateiniſcher Sprache abgefaßt. Die Philoſophie wurde nun eifriger ſtudirt, indem vorher nur philoſophiſche Werke der Alten und der Araber überſetzt und abgeſchrieben worden waren, ſie wurde mit der Theologie verbunden und zur Vertheidigung der kirchlichen Grundſätze gebraucht, aber auch von dieſen beherrſcht. Unter den ſcholaſtiſchen Philoſophen zeichnen ſich mehrere Deutſche ſeit dem Anfang des 13ten Jahrhunderts aus. Zu ihnen gehört der Dominicaner Albert der Große aus Lauingen an der Donau (1280 ſtarb), welcher in Paris und mehreren deutſchen Städten Philoſophie trieb und lehrte, wie auch große Forſchungen in der Naturwiſſenſchaft anſtellte. Als theologiſcher deutſcher Schriftſteller iſt der Myſtiker Joh. Tauler (ſtarb 1361) wichtig. Auch wurde zu Ende dieſes Zeitraums die Mathematik, Aſtronomie und Mechanik von Deutſchland aus fleißig theoretiſch und practiſch bearbeitet; daher mehrere der wichtigſten Erfindungen. Was aber bisher die deutſche proſaiſche Literatur ſehr niedergedrückt hatte, war vorzüglich Mangel an Büchern und daher Koſtbarkeit derſelben, beſchränkte Schulanſtalten, die Befehdungen des Fauſtrechts und end-

lich die Abhängigkeit der Wiſſenſchaften von den Mönchen und Geiſtlichen, in deren Händen ſie blieben. Seit dem 14ten Jahrhundert aber wirkten die überall neugeſtifteten höhern Lehrinſtitute, und ſeit dem 15ten die Erfindung der Buchdruckerkunſt mächtig zu einer neuen Bildung hin. Erſt durch letztere konnte eine gelehrte Literatur, wie ſie Deutſchland vor allen übrigen Völkern ſich erworben hat, und welche nur auf möglichſt leichten und allſeitigen Umtauſch der Anſichten und Kenntniſſe beruht, möglich werden. Vortheilhaft wirkte zu dieſer neuen Bildung der Untergang des griechiſchen Reichs (1453), deſſen Gelehrte nach Italien entflohen, und von hier aus die Keime einer neuen Bildung durch Erhaltung und Fortpflanzung alter Gelehrſamkeit ausſtreuten. Der freie Geiſt aber, welchen das Studium der alten Sprachen vorzüglich auf Univerſitäten, aufregte, bewirkte und begünſtigte die großen Beſtrebungen der Reformation. Zu den Männern, welche ſchon früher durch Verbreitung der ſogenannten Humanioren die höhere Cultur förderten, gehört vorzüglich ein Rudolph Agricola (1442—1485), Lehrer an der Univerſität zu Heidelberg, Conrad Celtes (1459—1508), der erſte gekrönte deutſche Dichter in Wien, der Polyhiſtor Johann Trithemius (1462—1516), vorzüglich aber Reuchlin, Profeſſor in Tübingen (1454—1522) und Ulrich v. Hutten (ſtarb 1523), Melanchthon, Joach. Camerarius und der berühmte Erasmus von Rotterdam. Endlich war auch die Aufhebung des Fauſtrechts und die Stiftung eines allgemeinen Landfriedens unter Maximilian I., dem großen Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, ſo wie die Gründung einer feſtern Reichsverfaſſung, und ein hoher Grad von Wohlſtand ſehr förderlich für die aufblühende freiere Cultur. III. Die Periode der neuern Literatur geht von der Reformation bis auf unſere Zeiten. Man kann dieſen Zeitraum füglich in folgende Unterabtheilungen eintheilen: 1. Von der Reformation bis zum Anfang des 30jährigen Kriegs (1618). 2. vom 30jährigen Kriege bis zum Ende des ſiebenjährigen Krieges (1763). 3. Von da bis auf unſere Zeiten. — Von dem durch Wohlſtand blühenden Churſachen ging die große Revolution aus, welche alle geiſtigen Kräfte in freie Bewegung ſetzte. Die Streitigkeiten mit den Gegnern derſelben ermunterten zu gelehrter Ausbildung und übten die Geiſteskraft ihrer Vertheidiger. Zu Luther, dem echten deutſchen Manne, der die Freiheit des Geiſtes von willkürlichen Satzungen mit kräftiger deutſcher Zunge predigte, und die Urkunden des Chriſtenthums ſo meiſterhaft in deutſche Sprache übertrug, daß man ihn von jeher mit Recht den Stifter der deutſchen Proſa genannt hat (obgleich auch die deutſchen Überſetzungen der Claſſiker zur Bildung der Proſa beitrugen) verband ſich der milde und gelehrte Schüler Reuchlins, Melanchthon, und wie jener öffentlich und mehr nach außen, ſo wirkte dieſer mehr im Stillen durch Verbeſſerung der Schulen und Verbreitung gelehrter Kenntniß zu einer freieren Bildung, und die proteſtantiſchen Fürſten, beſonders die Churfürſten und Herzoge von Sachſen, unterſtützten ihre Bemühungen durch Anlegung von Lehranſtalten, beſonders Schulen, welche auf die Univerſitäten vorbereiteten (ſeit der Mitte des 16ten Jahrhunderts), und Bibliotheken. Während in dem catholiſchen Deutſchland die gelehrte Cultur durch kirchliche Vorurtheile, beſonders mit Hülfe der Jeſuiten gehemmt wurde, boten ſich Theologie und Philologie in den proteſtantiſchen Ländern, namentlich in Sachſen und ſeinem damaligen gelehrten Mittelpunkt, Wittenberg, freundlich die Hand. Nur als

der Lehrbegriff der proteſtantiſchen Kirche feſter wurde, gerieth das philologiſche Studium (ſeit dem 17ten Jahrhundert) wieder in Verfall, und eine ſcholaſtiſche Polemik und polemiſche Theologie nahm die Oberhand, mit welcher die Theoſophie und Myſtik in einen wohlthätigen Gegenſatz trat. Früher hatte Melanchthon durch ſeine brauchbaren philoſophiſchen Lehrbücher die barbariſche Schulphiloſophie zu erſetzen geſucht. Jetzt aber kam ſie durch das Aufſehen, welches Peter Ramus erregte, wieder in Aufnahme. Die Myſtiker aber ſchloſſen ſich theils an die Cabbala, auf welche der treffliche Reuchlin bei ſeiner Bearbeitung der hebräiſchen Literatur geleitet wurde, theils an die Chemie und Aſtronomie, welche damals faſt nur Alchymie und Aſtrologie waren, an; an ihrer Spitze den berühmten Paracelſus, Val. Weigel, Jac. Böhme u. A. In den Naturwiſſenſchaften thaten ſich die Deutſchen ſeit dem 16ten Jahrhundert hervor. Hier ſind unter den erſten der große Metallurg Georg Agricola aus Meißen und Conrad Geßner, (ſeit 1542) der Vater der Naturgeſchichte, zu nennen. Die Chemie brachte der genannte Theophraſtus Paracelſus (ſeit 1526) in eine beſſere Form, und wandte ſie glücklich auf Medicin an, erfand mehrere chemiſche Arzneien, die Mercurialpräparate und Opiate. Auch gewann die Heilkunſt einige Fortſchritte, ſo wie auch die Mathematik und Mechanik. Dürer ſchrieb ſogar ein mathematiſches Werk (über die Perſpective) in deutſcher Sprache. In der Aſtronomie ragten ſchon Nic. Copernicus und Tycho de Brahe, ſpäter Kepler hervor. Die Jurisprudenz wurde nur in der Methode, das römiſche Recht vorzutragen, verändert, und mit dem proteſtantiſchen Kirchenrecht vermehrt. Übrigens wurde der Anfang eines deutſchen Staatsrechts durch Bearbeitung mehrerer Reichsgeſetze ſeit dem 16. Jahrhundert gemacht. Das Civilrecht fing mit mehreren Geſetzen an, auf welche die peinliche Halsgerichtsordnung Carls V. (Carolina genannt) folgte. Die Geſchichte wurde weniger gebildet. Nur Carions deutſch geſchriebene Chronik (1532) erregte ein allgemeines Intereſſe an dieſer Wiſſenſchaft, und wurde ſogar in verſchiedene Sprachen überſetzt. Noch größeres Sleidans in lateiniſcher Sprache geſchriebene Univerſalhiſtorie. Mehr wurde die Specialgeſchichte cultivirt. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts fing man nicht nur an, die Chroniken und Urkunden des Mittelalters zu ſammeln, ſondern auch die ausländiſche Geſchichte zu cultiviren, und die magdeburgiſchen Centuriatoren ſchrieben mit Fleiß und Genauigkeit. Die Literärgeſchichte begann mit Conrad Geßner; und ſchon im Jahr 1564 erſchien ein Bücherverzeichniß von der frankfurter Buchhändlermeſſe. Auch zwiſchen den Gelehrten ſelbſt waren genauere Verbindungen eingetreten durch gelehrte Geſellſchaften und Correſpondenz. II. Der dreißigjährige Krieg drohte alle Cultur in Deutſchland zu vernichten; indeß wurde dieſer abwechſelnd in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands geführt, und es blieb daher den Gelehrten, obgleich ſehr bedrückt, oftmals unterbrochen und ohne alle öffentliche Unterſtützung, doch die Möglichkeit, in die tiefſte Einſamkeit zurückgezogen in der Literatur ihren Troſt zu ſuchen. Ja die Bearbeitung der deutſchen Sprache und Poeſie erreichte ſogar während deſſelben durch die ſogenannten ſchleſiſchen Dichter, Mart. Opitz (1597—1639), Flemming, Weckherlin und durch die Stiftung mehrerer deutſchen Geſellſchaften einen neuen Flor. Höchſt wohlthätig wirkte auf das erſchöpfte Deutſchland der weſtphäliſche Friede (1648), welcher der deutſchen Verfaſſung eine

feſterer Geſtalt gab, und in dieſer lag ſelbſt wiederum ein Grund der deutſchen Cultur. In den verſchiedenen, beſonders proteſtantiſchen, Territorien wurde durch Fürſten, die in der Sorge für Cultur und literariſche Bildung wetteiferten, ein freieres Studium und eine Denk- und Preßfreiheit begünſtigt, welche wir in dieſem Grade faſt bei keiner andern Nation finden; keine Hauptſtadt erhob ſich zum Tribunal der Nationalbildung. Vorzüglich fand die Geiſtesfreiheit in dem aufblühenden preußiſchen Staate Schutz und Begünſtigung. Man begann über einzelne Wiſſenſchaften, z. B. Geſchichte, Rechtswiſſenſchaft, zu philoſophiren und dieſes zeigte bald einen vortheilhaften Einfluß auf die Bearbeitung der Geſchichte und ihre Hülfswiſſenſchaften, ſo wie auf die Bearbeitung des Staats- und Privatrechts. Hermann Conring, Sam. Pufendorf ſind große Namen, welche hieher gehören, ſo wie Otto Guerike an der Spitze der deutſchen Phyſiker glänzt. In der Theologie herrſchte der craſſeſte Dogmatismus, gegen welchen der Pietismus eines Spener und anderer frommen Männer von wohlthätiger Wirkung war. Ein Haupthinderniß der deutſchen Literatur blieb immer dieſes, daß auch in dieſem Zeitraume die deutſche Proſa noch keine Selbſtſtändigkeit erhielt. Zwar empfand man ſchon das Bedürfniß einer deutſchen Sprachlehre und Viele, wozu vorzüglich der gelehrte Joh. Dan. Morhof (ſtarb 1691) gehört, waren es zu heben bemüht, auch wurde die deutſche Sprache ſeit Chr. Thomaſius zu wiſſenſchaftlichen Vorträgen gebraucht. Allein immer blieb die deutſche Sprache mit fremden, vorzüglich lateiniſchen und franzöſiſchen Wörtern geſchmacklos vermiſcht. Ja mit dem Wachsthum des politiſchen Einfluſſes von Frankreich wuchs auch dieſe Sprachvermengung und die Nachahmungsſucht in der deutſchen Literatur. Ja der größte Genius, welcher damals unter den Deutſchen auftrat, Leibnitz (1646—1716) wollte ſeine originellen Ideen lieber in der franzöſiſchen als in ſeiner Mutterſprache mittheilen. Von Wichtigkeit waren daher die Bemühungen Chriſtian von Wolfs, welcher dieſelben auch in deutſcher Sprache faßte und ihr durch dieſen philoſophiſchen Gebrauch eine ſyſtematiſche Beſtimmtheit mitzutheilen bemüht war. Dieſe Philoſophie wurde von zahlloſen Anhängern bearbeitet, von andern, z. B. Cruſius geprüft und ſo das Denken und Schreiben in deutſcher Sprache ungemein gefördert. Von hier aus verbreitete ſich Aufklärung (die wiſſenſchaftliche deutſche Literatur) und ſyſtematiſches Streben in alle Wiſſenſchaften. Die Philologie, Jurisprudenz und Geſchichte wurden ſyſtematiſcher behandelt. Die vermittelſt Leibnitz geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin bewirkte große Entdeckungen in den mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften. Überall gründeten ſich literariſche Geſellſchaften und Vereine, und die goldene Zeit von Deutſchland bis auf den 7jährigen Krieg begünſtigte den Buchhandel und die kritiſchen Inſtitute bis zur Leſeſucht. Die ſyſtematiſche Ausartung wurde aber gar bald durch Liebhaberei für ſchöne Literatur verdrängt, durch welche die Deutſchen, was ihnen noch fehlte, Reinheit und Geſchmack in ihrer Mutterſprache, nachholen zu wollen ſchienen. Hiezu wirkte Alex. Baumgarten, der Stifter der Äſthetik; und Gottſched (1700—1766) der Sprachreiniger, der aber den ſüßlichen franzöſiſchen Modegeſchmack, und die genielos zahme Poeſie und Proſa einzuführen ſtrebte. Glücklich arbeitete ſeiner Schule (die leipziger genannt) die zürchiſche unter Bodmer und Breitinger entgegen, und die Dichter, Haller, Hagedorn, Gellert,

J. E. Schlegel gaben der Mutterſprache Leichtigkeit und Eleganz. Von einer andern Seite wurde die deutſche Kraft auf das claſſiſche Alterthum durch Philologen und Archäologen (Joh. Matt. Gesner, Joh. Dav. Michaelis, J. A. Erneſti, Chriſt u. A.) beſonders ſeit der Stiftung der Univerſität Göttingen hingeleitet. Dieſe Beſtrebungen reiften in dem dritten Zeitraume dieſer Periode durch Leſſing, Klopſtock, Winkelmann, Heyne, Herder, Wieland, Voß, Schiller und Göthe, Namen, welche jede gebildete Nation verehren muß. Erſterer trat, mit Witz und Scharfſinn reich ausgerüſtet, als Gegner des franzöſiſchen Modegeſchmacks, und Stifter einer geiſtreichen Kritik und Proſa kräftig auf. Mit Recht ſagt Fr. Schlegel (in der angeführten Abhandlung) ſein Geiſt, ſein dialectiſcher Scharfſinn und polemiſcher Witz, ſeine ganze literariſche Eigenthümlichkeit und Vielſeitigkeit, wird noch ſo lange ein nachahmungswürdiges Beiſpiel für uns bleiben, als der gegenwärtige Zuſtand der Literatur dauert. Winkelmanns Enthuſiasmus für das Alterthum und die Kunſt, in einem unſterblichen Werke dargeſtellt, als eine gewaltige Maſſe erhabener Bildung mitten in die Verderbtheit und Armſeligkeit der damaligen literariſchen Welt hingeſtellt, iſt die Grundlage des Beſten und Edelſten unter uns geworden. Klopſtock hat in einer kraftvoll originellen Sprache gedichtet, und der Sprache den höchſten Schwung gegeben. Hiezu wirkte auch der Einfluß der engliſchen Literatur auf Deutſchland, namentlich die Überſetzung des Rieſengeiſtes Shakſpeare. Während Unterſuchungen über die Sprache durch Adelung, Voß u. A. angeſtellt wurden, übte ſich dieſelbe in allen Gattungen der Wiſſenſchaften und Poeſie. Kritiſche Inſtitute bemühten ſich, das ungeheure Ganze der überſtrömenden deutſchen Literatur zuſammenzuhalten und in Überſicht zu bringen. Namentlich werden die Verdienſte der Deutſchen um eine gründliche Theologie und Philoſophie (beſonders Metaphyſik) (ſ. deutſche Philoſophie), zu welcher Kant, Fichte, Schelling u. A. durch originelle Anſichten wirkten, der Philologie, Geſchichtforſchung und Kritik, der umfaſſendſten, welche je ein Volk gehabt, in der Geſchichte der Literatur unauslöſchlich ſeyn. Unzählig ſind die originellen Geiſter, welche Deutſchland in dieſer Periode erzeugt hat; kein Volk kann deren ſo viele aufzählen, und bei keinem Volke hat die Literatur ein ſo umfaſſendes Ganze ausgemacht, als bei den Deutſchen. Nur macht man der neuern Literatur nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf, daß ſie über den Inhalt zu oft die Form vernachläſſigt, und auf die verſchiedenſten Extreme ſchnell hinneige. Weniger als der Vorwurf der Schwerfälligkeit, Paradoxie, Vielſchreiberei und Nachahmungsſucht trifft der Vorwurf des Mangels an Phantaſie. Nur daß die Gründlichkeit und Tiefe des deutſchen Gemüths ſich mit jener oberflächlichen und gefälligen Lebhaftigkeit der Franzoſen kaum verträgt. Überhaupt aber iſt das Wiſſen herrſchend über die Darſtellungskraft, und hat auch die Art der Aufklärung und Toleranz bewirkt, welche zur Irreligioſität führte. Überall endlich iſt in Deutſchland, ſelbſt unter den niedrigſten Ständen, ein Grad wiſſenſchaftlicher Cultur verbreitet worden, welcher dem Handeln des Volks, dem gegenwärtig die Freiheit wiedergegeben worden iſt, einen erhabenen Charakter aufprägen wird, ſo wie anderntheils zu hoffen iſt, daß ein kräftiges Handeln, zu welchem gegenwärtig das deutſche Volk durch die Revolution der Zeit genöthigt worden iſt,

das Wiſſen deſſelben kräftigen, die Speculationen deſſelben lebendig und anwendbar machen, die Religion wiederum erheben und ſtärken, und die gegenwärtig erſchöpfte Literatur mit friſcher Kraft durchdringen werde. Wir verweiſen übrigens die Leſer dieſer Überſicht auf das intereſſante Werk der Frau von Staël über Deutſchland.

Deutſches Meer, zwiſchen Großbritannien, den Niederlanden, Deutſchland, Dänemark und Norwegen, wird auch die Nordſee genannt, weil es den Deutſchen und Niederländern gegen Norden liegt. Es hat Ebbe und Fluth und dieſe ſteigt bei England und den Niederlanden am höchſten, weil das Waſſer allda durch den Canal aufgehalten wird. Es iſt ſalzichter, als das Waſſer der Oſtſee. Der Glanz, den es bei Nacht, wenn es in Bewegung iſt, von ſich gibt und den die Seeleute Morild nennen, kommt von Polypen oder von einer phosphoriſchen Materie her, die aus der Fäulniß der Meerpflanzen entſteht.

Deutſche Muſik. Von jeher äußerten die Deutſchen große Fähigkeit und Neigung zum Geſang. Wie wild und roh auch ihre kriegeriſchen Geſänge ſeyn mochten, ſo fand ſie doch Tacitus werth, als etwas Eigenthümliches an ihnen angeführt zu werden. Auch bei ihrem Götzendienſte ſcheinen ſie ſich blaſender Inſtrumente bedient zu haben. Mit der Annahme der chriſtlichen Religion vermehrte ſich ihre Neigung zur Tonkunſt; der lateiniſche Geſang wurde bei ihrem Gottesdienſt eingeführt, und ſie waren bald wegen ihres Geſanges, und ihrer Geſchicklichkeit im Spiel der Blasinſtrumente (beſonders der Zinken, Poſaunen, Waldhörner und Trompeten) unter den Chriſten berühmt. Geſang und Unterricht im Gebrauch dieſer Inſtrumente gehörte zu dem Schulunterrichte in dem Mittelalter, und wurde in den Klöſtern getrieben. Johann, Mönch von Fulda, Schüler des Rabenus, ſoll den harmoniſchen Geſang in Deutſchland verbeſſert haben. Die Erfindung der Noten, deren Stelle früher die mangelhafte Tabulatur vertrat, und die Solmiſation wurde von Biſchöfen eingeführt. Seit dieſer Erfindung ſchritt die Muſik raſch vorwärts. Franko von Cöln erfand in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts das muſikaliſche Zeitmaß, und wurde Stifter der Menſuralmuſik. Seit dem 12. Jahrhundert wurde die Muſik durch die Minneſänger und ſpäterhin durch die Meiſterſänger ausgeübt. Im 14. und 15. Jahrhundert wurde die Harmonie (beſonders in Frankreich und England) gründlich ausgebildet, wozu die Erfindung der Orgeln und ihre Einführung beim Gottesdienſt viel beitrug. Doch finden wir auch in dem 15. Jahrhundert fleißige und berühmte Contrapunktiſten unter den Deutſchen, z. B. Jacob Obrecht, Johann Bonadies ꝛc. An den Domkirchen wurden Cantoreien und mehrere Singſchulen errichtet. Die Einführung der Figuralmuſik zog auch eine Verbeſſerung und größere Verbreitung der muſikaliſchen Inſtrumente nach ſich, z. B. der Orgel. Um 1470 erfand Bernhard, ein deutſcher Künſtler, das Pedalclavier. Die Verbreitung der Tonkünſte wurde nun auch durch die Buchdruckerkunſt befördert. Luther ſtellte den einfachen Kirchengeſang wieder her, erwarb ſich große Verdienſte um den einſtimmigen Choralgeſang, und begünſtigte die Muſikanſtalten in den Städten, beſonders auf Schulen (die Stadtzinkeniſten und das Thurmblaſen kamen auf). Durch einige Volkslieder haben ſich ſehr gemüthliche Melodien aus dieſer und der Zeit der Meiſterſänger erhalten. Auch

ſcheint die Entſtehung des deutſchen Tanzes (des Schleifers), welcher den Charakter der deutſchen Luſtigkeit trägt, in dieſe, oder vielleicht ſchon in frühere Zeit zu fallen. Vor dem 30jährigen Kriege wurde die Muſik beſonders von dem kaiſerlichen Hofe zu Wien, von den Churfürſten von Bayern und von den Biſchöfen begünſtigt. Sie hatten Chöre von Sängern und Inſtrumentiſten zu geiſtlichem und weltlichem Gebrauch. Der Churfürſt von Bayern hatte den berühmten Rolandus Laſſus (Orlando Laſſo) zum Capellmeiſter. Aber der 30jährige Krieg zerſtörte viele herrliche Keime dieſer Kunſt. Jetzt wurde vorzüglich der eigentlich deutſche Marſch, welcher den gemeſſenen, aber kräftigen Gang der Deutſchen mit erhebender Feierlichkeit bezeichnet, ausgebildet. Schnell lebte die Tonkunſt nach dem 30jährigen Kriege wieder auf, beſonders an dem Hofe des Kaiſers Maximilian und ſeiner Nachfolger. Hier bildete ſich, vorzüglich durch Inſtrumentalmuſik, ſeit dem 18. Jahrhundert der Kammer- und Concertſtyl, obgleich der Kirchenſtyl noch die Oberhand behielt. Carl VI. hatte das größte bekannte Orcheſter. Fuchs und Caldara waren ſeine Capellmeiſter. Die deutſche Muſik trat hier zuerſt in ihrer Eigenthümlichkeit auf. Gründlichkeit ohne Pedanterei, ſagt Schubert (in ſeiner Äſthetik der Tonkunſt), immer lachendes Colorit, großes Verſtändniß der Blasinſtrumente ſind der Charakter, der ſich hier bildenden wiener Schule. Noch höher ſtieg die Muſik unter Maria Thereſia, deren muſikaliſcher Lehrmeiſter Wagenſeil war. Und ſo wurde namentlich in Öſterreich die glänzende Periode der deutſchen Tonkunſt vorbereitet, welche Mozart und Haydn herbeiführten. In Sachſen blühte ebenfalls ſchon früh der Geſang; die Italiäner nannten jeden Deutſchen Saſſone. In Dresden bildete ſich unter den Königen von Polen ein eigener Styl und eine treffliche Capelle. Haſſe, Sebaſtian Bach, Händel, Homilius, Hiller, Naumann, Schweitzer, Benda, Wolf und Andere machten den ſächſiſchen Namen in der Tonkunſt groß. Die Schule der Tonkünſtler in Berlin wurde vorzüglich durch Friedrich den Großen geſtiftet. Graun (ein Sachſe) wurde ſein Capellmeiſter. Große Inſtrumentiſten, wie Quanz, Friedrichs Lehrer auf der Flöte, Franz Benda, hoben die Concert- und Kammermuſik. Auch gingen aus dieſer Schule große Theoretiker, wie Marpurg und Kirnberger, hervor. Hier lebte auch Schulz, der treffliche Liedercomponiſt. Ihnen folgten ein Reichardt, Righini, Himmel, Weber, Zelter u. A., welche zum Theil noch jetzt Zierden der deutſchen Tonkunſt ſind. Auch in Bayern und an den übrigen deutſchen Höfen, z. B. Braunſchweig, und in den blühenden Handelsſtädten, wurde überall die Tonkunſt geliebt und beſchützt; Tonſetzer, wie Vogler, Winter, Romberg, gehören zu den erſten in Deutſchland. Durch den Theaterſtyl wurde die Muſik zu dem höchſten Gipfel erhoben. Seitdem aber der Theaterſtyl und die Concertmuſik ſich ausbildete, wurde der Kirchenſtyl immer galanter, und mit dem Theaterſtyl vermiſcht; man ſah ſich daher neuerdings genöthigt, zu den alten Kirchenſtücken zurückzukehren. Die deutſche Muſik ſcheint am Ende des 18. Jahrhunderts ihre Blüthe erreicht zu haben. Keine Nation kann dieſer Muſik etwas Gleiches an die Seite ſtellen. Ihre Tiefe der Harmonie, Reichthum der Inſtrumentation, und Fülle der Melodie ſetzten Italiener und Franzoſen in Staunen. Unter den Inſtrumentiſten aber ſtellten die Deutſchen ihre größten Meiſter auf, z. B. Beethoven, Duſſeck,

Wölfl, Maria von Weber, Ebell, Spohr, Fränzel, Seidel, Möſer, Hermſtädt, die Romberge und viele Andere. In den letzten Jahren artete der Geſchmack der Gebildeteren in harmoniſche überladung, welche den Geſang unterdrückt, Bizarrerie und Streben nach Originalität vorzüglich ſeit Beethoven und Cherubini, aus; der Modegeſchmack ergötzte ſich an einförmiger und unkräftiger Liedelei, welche vorzüglich die beliebte Guitarre beförderte. T.

Deutſche Philoſophie. Dieſe konnte nicht eher auftreten, als bis die deutſche Proſa einen gewiſſen Grad der Bildung erreicht hatte. So lange die Deutſchen ihre philoſophiſchen Werke noch vorzugsweiſe in lateiniſcher Sprache ſchrieben, ſchloſſen ſie ſich an die herrſchende Philoſophie, z. B. der Scholaſtiker, an, oder beſtritten dieſelbe ſeit dem 15. Jahrhundert und verbreiteten, wie Philipp Melanchthon, durch ihre humaniſtiſche Kenntniß beſſere philoſophiſche Anſichten, geſchöpft aus den reinen Quellen des claſſiſchen Alterthums (ſ. den Art. deutſche Literatur). Die eigentliche deutſche Philoſophie charakteriſirt ſich durch das raſtloſe Streben nach Syſtemen und feſten Principien. Sie beginnt mit Leibnitz, geb. 1646 (ſ. d. Art.), deſſen Anſichten Chr. Wolf zum größten Theil aufnahm und in ſyſtematiſcher Methode in Umlauf brachte (ſeit 1709). Leibnitzens Lehre von den angebornen Ideen, ſeine Monadologie und Theodicee, ſein Beſtreben nach einem höchſten Princip gab allen denkenden Köpfen ſeiner Zeit zu thun. Wolf ſtellte ſchon die philoſophiſchen Wiſſenſchaften in einem deutlichen encyclopädiſchen Zuſammenhange auf, allein der Hauptfehler ſeiner Philoſophie lag darin, daß er die Wahrheit nur in Definitionen und Beweiſen (in der demonſtrativen Methode) beſchloſſen glaubt. Seine unzähligen Schüler bildeten dieſen Formalismus bis zum Ekel aus. Er fand an Chr. A. Cruſius (ſeit 1747) und Joh. G. Daries wichtige Gegner, aber mehr im Einzelnen als im Ganzen. Unter den Anhängern aber finden ſich mehrere Philoſophen, welche einzelne Wiſſenſchaften, beſonders Logik, mit Glück ausbildeten, z. B. J. H. Lambert, Ploucquet, Reimarus, Baumgarten (ſ. d. Art.) u. A. Darauf bildete ſich von 1760-1780 ein Eklekticismus in der Philoſophie. Einige folgten bald dem Descartes, welcher die Trennung des Körpers und Geiſtes zu einem Grundcharakter der neuen Philoſophie erhob, bald den pſychologiſchen Forſchungen eines Locke. Durch Hume angeregt, ſuchte endlich der ſcharfſinnige Denker Immanuel Kant (ſeit 1780), mit welchem die neueſte Philoſophie (die zweite Periode der eigentlich deutſchen Philoſophie) beginnt, die Gränzen des menſchlichen Erkenntnißvermögens gegen die Dogmatiker feſt zu beſtimmen und zu zeigen, daß die bisherige Metaphyſik eine unhaltbare Wiſſenſchaft ſey. Dagegen machte er die Vorſtellungen von Zeit und Raum, Urſache, Wirkung u. a. zu bloßen Verſtandesobjecten, welche auf die Ideen von Gott keine Anwendung geſtatten. Was aber die theoretiſche Kraft nicht leiſte, leiſte die practiſche, was ſie ausſage, ſey das Gewiſſeſte. Obwohl nun der Gegenſatz des Denkens und Seyns durch dieſe Lehre erſt recht grell hervorgehoben wurde, ſo weckte doch dieſe Kritik den Geiſt eines freieren Philoſophirens unter den Deutſchen. Der kühne, kräftige Denker Fichte ſah, wie dieſe Philoſophie auf halbem Wege zu dem Idealismus ſtehen blieb, und ſtellte mit der ſtrengſten Conſequenz ein Syſtem

des Idealismus auf, in welchem er aus einem Princip, dem Ich, alle Erkenntniß und Wahrheit herzuleiten ſuchte, die Wiſſenſchaftslehre. Dieſem kühnen Unternehmen ſtellte ſich die nicht aufzuhebende Natur und das originelle Syſtem Schellings entgegen (von Einigen die Identitätsphiloſophie genannt), welches das Abſolute an ſeine Spitze ſtellte, in welchem das Ideale und Reale eins und von welchem dem Menſchen ein Wiſſen möglich ſey. (Daher iſt ihm die Philoſophie auch Wiſſenſchaft des Abſoluten.) Dieſes ſind die Hauptſyſteme der neuern Philoſophie. Übrigens zeigten ſich nicht nur als Gegner der einzelnen derſelben, ſondern auch als Anhänger und Ausbilder derſelben mehrere wackere Denker (z. B. Fries und Krug in Beziehung auf den Kriticismus Kants, Schulze, Reinhold u. A.); Andere trugen aufgeregt durch den philoſophirenden Geiſt ihrer großen Zeitgenoſſen, ihre mehr oder weniger eigenthümlichen Anſichten vor, z. B. Bardili, Bouterweck, Hegel, Joh. Jac. Wagner, Salat. Dieſen Syſtemen, wie überhaupt der ſyſtematiſchen Speculation trat entgegen Fr. Heinr. Jakobi, Fr. Köppen, Weiller, Eſchenmeyer, welche an die Stelle des unmittelbaren Wiſſens den Glauben ſetzen. So ſcheint nach dem heißen Kampfe der Anſichten die Philoſophie ſich mit der Religion verſöhnen zu wollen, ohne daß beide ihr eigenthümliches Gebiet verlieren. Viele haben den Wechſel der Syſteme unter den Deutſchen mit oder ohne Witz getadelt. Gewiß aber iſt es, daß über die Wahrheit einer Anſicht nur dann vollkommen geurtheilt, und ſelbſt der Irrthum deutlicher erkannt werden mag, wenn ſie ſich in Form des conſequenten Syſtems dargelegt hat; und dies war das Beſtreben der gründlichen Deutſchen. Je verſchiedenere und mehrere Syſteme dann auftreten, deſto umfaſſender wird die Einſicht des Denkers. Welche die Nachtheile weit überwiegende Vortheile mußte alſo der Deutſche von ſeinen Syſtemen erhalten? Dazu kommt, daß nicht nur die einzelnen philoſophiſchen Disciplinen (vorzüglich die Äſthetik), ſondern auch die Wiſſenſchaften überhaupt durch dieſen philoſophiſchen Geiſt eine höhere Geſtalt gewonnen haben, und daher von keiner Nation alle Wiſſenſchaften ſo ſehr als ein einziges organiſches Ganzes nach ihrer innern Verbindung und Verwandtſchaft dargeſtellt worden ſind, als von den Deutſchen, ja überhaupt kein wichtiger Gegenſtand der Menſchheit ohne wiſſenſchaftliche Bearbeitung geblieben iſt, — wie oft auch die Anwendung der jedesmal herrſchenden Syſteme auf dieſelben zu lächerlichen Paradoxien, Ausſchweifungen und geſchmackloſer Pedanterei verleiten mußte, — endlich um eben deßwillen keine neuere Nation einen ſolchen Einfluß auf die wiſſenſchaftliche Bildung in Europa gehabt hat, als die Deutſchen; weßhalb wir ſie mit Robbertſon mit Recht die Großhändler in der Gelehrſamkeit nennen mögen.

Deutſche Poeſie. Auch in ihr offenbart ſich der Charakter der Deutſchen (ſ. deutſche Literatur), vorzüglich durch geiſtvolle Gemüthlichkeit in einer volltönenden bildſamen und bedeutungsvollen Sprache. Ihre Entſtehung fällt in Zeiten, wo die übrigen neueren Sprachen entweder noch gar nicht exiſtirten, oder in Europa noch nicht eingewandert, oder in tiefer Nacht verborgen waren. Sie entſtand aber, wie überall, viel früher als die Proſa. Man nimmt zweckmäßig drei Hauptperioden in der Geſchichte der uns bekannten deutſchen Poeſie an; von welcher die erſte mit der Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland beginnt, und die Poeſie

des Mittelalters begreift; denn von den frühern Geſängen der Barden (ſ. dieſen Art.), von welchen Carl der Große eine Sammlung veranſtaltet haben ſoll, iſt keine Spur mehr vorhanden. Die Gedichte, welche wir aus dem Mittelalter erhalten haben, zerfallen in zwei Hauptreihen: 1. welche einheimiſche Sagen und Dichtungen darſtellen, 2. die, welche andern Fabelkreiſen angehören. Die erſteren ſind der Grundlage nach weit älter; wiewohl wir die frühere Behandlung derſelben Stoffe nicht mehr haben. Überhaupt ſcheint Deutſchland reich an poetiſchen Sagen geweſen zu ſeyn, aus denen ſich eine Art von nationalem Epos bildete. Unter dieſen, wie überhaupt unter allen deutſchen Gedichten des Mittelalters (die beiden älteſten deutſchen Gedichte aus dem 8ten Jahrhunderte: das Lied von Hildebrand und Hadubrand, und das Weißenbrunner Gebet iſt kürzlich (Caſſel 1812) durch die Gebrüder Grimm herausgegeben worden, die übrigen Gedichte aus dem fränkiſchen Zeitalter (wo der fränkiſche Dialect herrſchend war) ſind, wenige ausgenommen, nur ängſtliche Überſetzungen der Geiſtlichen), ragt das Originalepos der Nibelungen (zu Ende des 12ten oder zu Anfange des 13ten Jahrhunderts zum letzten Male bearbeitet), hervor und iſt mit Recht dem homeriſchen Epos an die Seite zu ſtellen (ſ. Lied der Nibelungen). Ferner gehört hieher die Sammlung alter Heldenlieder, welche den Namen das **Heldenbuch** erhalten hat. In beiden iſt national-deutſche Poeſie. Zu den fremden Dichtungen gehören die aus der alten Mythologie und Geſchichte umgeſtalteten vom trojaniſchen Kriege, von Alexander dem Großen, von Carl dem Großen und ſeinen Paladinen, die vom Artus, der Tafelrunde, dem heil. Graal u. a., welche größtentheils aus Frankreich kamen. Die erſtern waren allgemein unter dem Volke verbreitet; die wälſchen Dichtungen hingegen fanden, wie es ſcheint, an den Höfen größere Gunſt, wo die Vorliebe für das Ausländiſche ſchon damals häufig ihren Sitz hatte, obgleich das Ausländiſche nicht immer von ſo edelm Gehalte war. So volksmäßig als die einheimiſchen Sagen konnten ſie niemals werden, weil es darin auf Schilderung der Hofſitten und des gebildetſten Ritterthums abgeſehen war, dann wegen eines gewiſſen fremden Gepräges, das überall durchſchimmert. Dieſe romantiſche Poeſie, welche die Deutſchen von den Provenzalen erhielten, blühte unter den ſchwäbiſchen Kaiſern, und wurde durch die ſogenannten **Minneſänger** oder **ſchwäbiſchen Dichter** ausgebildet (obgleich ſie weder alle **Schwaben** noch lediglich **Sänger** der Liebe waren). Alle Umſtände vereinigten ſich in dieſem Zeitalter, die Poeſie auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu heben. An Macht, Volksmenge und Induſtrie hatte Deutſchland beträchtlich gewonnen, Fürſten und Adel waren mächtiger, der Glanz der Höfe größer, die Reichsſtädte ſammelten Schätze, der Handel führte Luxus herbei, die Zeit einen andern Geiſt. Der Provenzalen romantiſche Schwärmerei fand leichter Eingang in deutſche Gemüther, deren Grundzüge Tapferkeit, Liebe und Verehrung der Frauen, Treue und innige Freundſchaft waren. Die Kreuzzüge waren das Mittel, jenen romantiſchen Geiſt nach Deutſchland zu verpflanzen. Die Poeſie, welche jenen Geiſt ausſprach, begünſtigt von den ſchwäbiſchen Kaiſern, wurde ein Lieblingsſtudium der höhern Stände. Die Minneſänger zerſtreuten ſich durch ganz Deutſchland, und dichteten nicht nur **lyriſche** Geſänge, welche ſich durch eigenthümliche Lieblichkeit, Tiefe und Zartheit der Empfin-

dung auszeichneten *), ſondern auch mehrere größere und kleinere romantiſch-epiſche Gedichte. Sie ſind größtentheils der provenzaliſchen Poeſie der Troubadours, z. B. die Romane vom Lancelot, Parcifal, Triſtan ꝛc. frei nachgebildet. Doch gibt es auch in dieſem Zeitraume ſchon mehrere Überſetzungen der Alten, z. B. der virgiliſchen Äneis von Heinrich von Veldeck, des Ovid von Albrecht von Halberſtadt, rhythmiſche Bibelüberſetzungen von Rudolph von Hohenems und Heinrich von München (nach 1250), Überſetzungen franzöſiſcher Ritterromane Iwain von Hartmann von Aue u. A. (S. übrigens Minneſänger, Minnelieder). In dieſe Periode gehören die in dem Heldenbuche, in dem Buche der Liebe enthaltenen Dichtungen, und viele einzelne romantiſche und komiſche Erzählungen und Legenden, ſeit kurzem von Müller, v. d. Hagen, Büſching, Gebr. Grimm, Tieck u. A. herausgegeben, — die meiſten dieſer poetiſchen Erzählungen des Mittelalters unterſcheidet von den ſpäteren Romanen auch der unbequeme Reim — ferner, was die *lyriſchen* Gedichte anlangt, die Minnelieder, von denen die Manneſſiſche Sammlung (von 140 Minneſängern von Bodmer herausgegeben, Zürich 1758, 4. 2 Bände), und die tieckiſche Bearbeitung bekannt iſt; ſo wie die vielen von *Gräter*, Weckherlin, Hagen, Büſching, Docen und Benecke bekannt gemachten. Auch gibt es didaktiſche und ſatiriſche Gedichte dieſer Zeit voll kräftiger Züge und kerngeſundem eindringenden Verſtand, unter welchen ſich Fabeln, S. Boners Edelſtein (herausg. v. Bodmer 1757 und Eſchenberg 1810) und Spruchreime (Priameln ſpäterhin genannt ſ. *Weckherlins* Beiträge u. ſ. w.) auszeichnen. Seit Ende des 13ten, mehr aber noch vom Anfange des 14ten Jahrhunderts (die Zeit der Fehden und Kriege in Deutſchland) verſchwand allmälich die romantiſche Poeſie der Minneſänger in Deutſchland von den Höfen und Burgen; die Poeſie wandelte ſich in Reime, und den Minneſängern folgte zu einer Zeit, wo in Deutſchland Alles in Orden und Zünfte zuſammentrat, die Zunft der *Meiſterſänger* (ſ. d. Art.), in deren meiſt nüchternen und langweiligen Reimereien der letzte Klang unſerer romantiſchen Poeſie verhallte. Aber die Poeſie verbreitete ſich auch durch dieſe unter das *Volk*, und ihr ganzes Inſtitut trug viel zur Ausbildung der niedern Stände bei. Das Zeitalter der Meiſterſänger ſetzen einige von 1347 bis gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts feſt. (Über den eigentlichen Unterſchied der Minneſänger und Meiſterſänger ſ. Docens und Grimms Abhandlungen und ihre Recenſionen, vergl. Bouterweck in dem angeführten Werke S. 212 und 271 u. ff.) und vorzüglich zu Mainz, Straßburg und Nürnberg blühten ihre Singſchulen. Die ausgezeichneten unter ihnen ſind: Frauenlob,

*) Auch hier ſpringt die Eigenthümlichkeit deutſcher Poeſie in die Augen. Bei einem Volke, wie die Deutſchen waren, ſagt Bouterweck (Geſch. der Poeſie und Beredſamkeit 9. B.), konnte die *Poeſie der Liebe* leicht etwas werden, was ſie im claſſiſchen Alterthume nie geweſen war. Es läßt ſich auch nicht wohl bezweifeln, daß dieſe Art von Poeſie, die ſich erſt mit dem Ritterthum und in den mittleren Jahrhunderten ganz entwickelte, von den Deutſchen ausgegangen iſt, die ihre angeſtammte Denk- und Sinnesart als Eroberer in die cultivirten Länder des ſüdlichen Europa's hinübertrugen. Doch hat keine von den neuern Nationen die romantiſche Poeſie der Liebe mit ſolcher Religioſität behandelt, wie die Deutſchen noch in den neueſten Zeiten.

Muscablüt, Hans Folz, Heinrich von Alkmar (Bearbeiter der epiſchen Fabel, Reineke der Fuchs), vorzüglich aber Hans Sachs, und Hans Schwepper, genannt Roſenblüt. Auch gehören in dieſe Zeit der Satiriker Sebaſtian Brandt (1458-1520), über deſſen Satire, das Narrenſchiff, von Geiler und Keyſersberg in Straßburg öffentlich gepredigt wurde; ſpäterhin Thomas Murner (geb. zu Straßburg 1475), durch mehrere ſatiriſche Schriften, die Narrenbefreiung, die Schelmenzunft ꝛc. Johann Fiſchart (ſ. d. Art.) aus Mainz, und Georg Rollenhagen (1542-1609) durch ſeinen Froſchmäusler bekannt. Überhaupt offenbart ſich in dem Zeitalter der Meiſterſänger eine überſchwenglich komiſche und ſatiriſche Laune, wie ſie kaum zu einer andern Zeit unter den Deutſchen zu finden iſt, und ſie zeigt ſich unter der eigenthümlichen Form gutmüthiger Drolligkeit und — Derbheit, welche den Deutſchen angehörte. In dieſe Periode gehören die originellen Anfänge der dramatiſchen Literatur der Deutſchen (ſeit der Mitte des 15ten Jahrhunderts), welche wir der Schule der Meiſterſänger zu Nürnberg verdanken. Vorher kannte man nur die Myſterien, Dramatiſirungen bibliſcher Geſchichten, größtentheils in lateiniſcher Sprache. Hanz Folz, ein Barbier, und Roſenblüt, ein Wappenmaler u. A. führten die Faſtnachtsſpiele ein, welche nicht nur von den Reichsbürgern zu Nürnberg, ſondern in ganz Deutſchland durch ihren kecken und lebendigen Witz vielen Beifall fanden. Sie übertrifft der geniale und erfindungsreiche Hans Sachs (1494-1576), vielleicht neben dem Spanier Lope de Vega, der fruchtbarſte Dichter, dem auch ein Wieland und Göthe ein Denkmal zu ſetzen, nicht unter ihrer Würde achteten. Andere Dramen, wie z. B. Fauſt, blieben ungedruckt. Dieſe dramatiſchen Verſuche ſcheinen vorbereitet worden zu ſeyn durch die im 14ten Jahrhundert ſich ausbildenden deutſchen Volkslieder, welche ſich durch ihre Mannichfaltigkeit im Stoffe, — indem ſie ſich auf alle Stände, Stimmungen und Situationen des damaligen Lebens beziehen, — ferner durch ihren ſinnlichen, handelnden Charakter und ihre ungezügelte Frechheit, Friſche und Munterkeit auszeichnen, und eine in dieſer Art neue Erſcheinung darbieten. Sie ſind jedoch, wie auch andere lyriſche Gedichte, z. B. die trefflichen Kriegslieder eines Veit Weber (1476) nicht immer Product der Meiſterſänger. Im 14ten und 15ten Jahrhunderte war das Singen und Muſiciren dem deutſchen Volke Bedürfniß geworden, dies erzeugte eine in allen Claſſen verbreitete Volkspoeſie, welche auch den geiſtloſen handwerksmäßigen Meiſtergeſang gewiſſermaßen verdrängte. Im 17ten Jahrhunderte ſchadete ihnen die wachſende Gelehrſamkeit und der Ruin des Wohlſtandes. In dieſem Zeitraume (15. und 16. Jahrhundert) fangen auch die epiſchen Gedichte an, allegoriſch und hiſtoriſch zu werden, z. B. Melchior Pfinzings Teuerdank, welcher Maximilian I. zum Helden hat, und die Form der Proſa anzunehmen, wodurch der jetzt ſogenannte Roman vorbereitet wurde; — aus den größern romantiſchen Gedichten hatten ſich früher ſchon kleinere, als Romanzen und Balladen, abgeſondert. Aus den erſteren entſtanden die deutſchen Volksbücher; die Meluſine, Magalone und viele andere, welche bis auf unſere Zeiten das Volk ergötzt haben; unter ihnen ſind auch einige Originale, wie der berühmte Till Eulenſpiegel. Groß wie ein Heros ſteht der kräftige Luther in dieſem Zeitraume als religiöſer Sänger da, „deſſen Worte

Schlachten ſind.“ Eine neue Zeit begann, als die romantiſche verſchwand, und mit ihr beginnt II) die neuere Poeſie, an deren Spitze ein achtungswürdiger Deutſcher, Martin Opitz von Boberfeld (geb. zu Bunzlau 1597, ſtarb 1639) mit ſeiner ſogenannten ſchleſiſchen Dichterſchule ſteht. Die Zeit des Epos war dahin, und ſelbſt das Nationalepos der Deutſchen ziemlich vergeſſen, ſeit das öffentliche und das bürgerliche Leben ſich im entſchiedenſten Gegenſatze entwickelte; die Wiſſenſchaften, befruchtet durch die Literatur des Alterthums, fingen an ſich auszubilden: ſonach war der Dichter auf lyriſche Darſtellung faſt beſchränkt, und die Gelehrten deuteten hin auf die Muſter des Alterthums. Die Deutſchen fingen nun an nach claſſiſchen Muſtern, oder ſolchen, die man dafür hielt, zu dichten, bis dieſe Nachahmung auf die Nachahmung der Nachahmer herabſank, und die Gallomanie die deutſche Poeſie in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in ihrer tiefſten Erniedrigung zeigt. In dieſem Zeitabſchnitte finden wir mehrere Deutſche, welche in lateiniſcher Sprache dichteten, als deutſche Sänger, ja viele verloren wohl ihr poetiſches Talent an dieſe, wie ein Jac. Balde (1603-1662). Dazu kam, daß der Geiſt des Alterthums noch nicht allſeitig gefaßt war, daß die wichtigſten politiſchen und religiöſen Angelegenheiten die Aufmerkſamkeit von der Poeſie oft abwendeten, und wir können uns erklären, warum die deutſche Poeſie und Literatur am Ende dieſes Zeitabſchnitts von ihrem hohen Beſtreben zurückgeſunken war. Auch Opitz ahmte die Werke der Alten nach, (er überſetzte auch zuerſt des Sophokles Antigone in deutſche Verſe, und bediente ſich glücklich der metriſchen Formen der ſüdlichen Poeſie), aber ſein poetiſches Talent war noch reich genug, um durch das Eigenthümliche die deutſche Poeſie zu beleben und zu bereichern. Dagegen können wir ihn nicht von einſeitigen moraliſchen Tendenzen frei ſprechen; aber ſeine religiöſe Kraft iſt erhebend und ſtärkend. Seine lyriſchen Gedichte ſind das Trefflichſte. Zu ſeinen geiſtreichſten Nachfolgern, worunter viele religiöſe Liederdichter bekannt ſind, gehören A. Tſcherning (1611-1659), P. Gerhard (1606-1676), F. v. Logau (1616-1664), A. Gryphius (1616-1664), Dietrich v. d. Werder (welcher auch den Arioſt und Taſſo überſetzte), und ſein Freund Jul. Wilh. Zinkgraf (1591-1635). Nicht zu dieſer ſchleſiſchen Schule gehören Georg Rudolf Weckherlin (geb. zu Stuttgart 1587), ein Mann von großer poetiſcher Phantaſie; der berühmte Paul Flemming (1606-1640), der durch poetiſche Kraft und Kühnheit Opitz noch hinter ſich läßt, und als ſeine ſeltene Erſcheinung dieſes Zeitraums da ſteht; ſein Freund Adam Olearius, der auch aus dem Perſiſchen überſetzte, der treffliche Simon Dach, Johann Riſt (1607-1667), der originelle Georg Phil. Harsdörffer, Stifter des Blumenhirtenordens. Überhaupt fallen in dieſe Zeit eine Menge poetiſcher Geſellſchaften, z. B. die fruchtbringende, welche 1616 vom Fürſten Ludwig von Anhalt geſtiftet wurde, die pegnitziſche Schäfergeſellſchaft, welche 1644 zu Nürnberg geſtiftet wurde, und noch jetzt dem Namen nach exiſtirt, u. a., deren Daſeyn das gemeinſchaftliche Streben nach einem feſten Mittelpunkte in der Poeſie und Sprache bewährt. Doch arteten viele in kleinliche Correctheit und Affectation aus. Mit dem Verluſt der politiſchen Bedeutung Deutſchlands, welche ſeit dem 30jährigen Kampfe durch Frankreichs Übergewicht niederſank, ſank auch die deutſche Poeſie wieder herab. Man ſtrebte

die deutſche Poeſie nun durch affectirte Nachahmung der Ausländer auszubilden, dies geſchah vorzüglich durch Chr. Hoffmann von Hoffmannswaldau (geb. zu Breslau 1618-1679), einen witzigen aber gemüthloſen Dichter, der den Geſchmack des Guarini und Marino in die deutſche Literatur einzuführen ſuchte. Er ward von ſeinen Zeitgenoſſen angeſtaunt. Aber jetzt war die Dichtung ſchon zu einem loſen Schmucke, zu einer lügenhaften Maske herabgeſunken, ſie beſtand in einem ſchwülſtigen Bilderborgen und haſchen, um die Unwahrheit des Gemüths zu verbergen, und die Stelle der Empfindung ſollte eine unerträgliche, ſüßliche Empfindelei vertreten. In dieſen verkehrten Richtungen ging auch das große Dichtertalent eines Dan. Caſp. von Lohenſtein (1635-1683) unter. Doch kann man ihm Feuer und Originalität in Behandlung ſeiner Mutterſprache bei aller Überladung, Schwulſt, redneriſchen Antitheſenſucht und Sophiſtik nicht abſprechen. Hätte es zu ſeiner Zeit in Deutſchland eine Bühne gegeben, ſo wäre wahrſcheinlich auch ſein dramatiſches Talent auf einem richtigern Wege ausgebildet worden. Sein Roman Arminius und Thusnelde, auf patriotiſche Ideen aufgebaut, vereinigt die ſeltenſte Kraft und die kräftigſten Ausartungen eines in fremdem Schein befangenen Zeitalters. Seine Nachahmer verfielen in Bombaſt, Schwulſt und klägliche Empfindelei, z. B. Heinrich Anſelm von Ziegler (1663-1697), Verfaſſer der aſiatiſchen Baniſe, Barthold Feind u. A. Das vorzüglichſte, was in dieſem Zeitraum die Poeſie hervorbrachte, waren noch die geiſtlichen Lieder, welche wir mehreren der oben angeführten Dichter verdanken. Dieſe Geſtalt oder Ungeſtalt der Poeſie dauerte bis gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts. Einige, wie Wernike, bekämpften dieſe Schwulſt durch Witz. Statt dieſer ſehen wir nun eine wäſſerige und platte Gelegenheitspoeſie auftreten, und es iſt nur aus der einſeitigen Richtung, welche die Verſtandescultur der Deutſchen in dieſem Zeitraume nahm, zu erklären, wie man an einem Freih. von Kanitz (1654-1699), Neukirch, Günther, Beſſer ꝛc. Geſchmack finden konnte. Bald jedoch zeigte ſich das Unbefriedigende der bisherigen Poeſie durch einen mit großer Heftigkeit lange Zeit hindurch geführten Streit zwiſchen Gottſched, welcher nebſt ſeinem zahlreichen Anhange den durch franzöſiſche Poeſie bewäſſerten Geſchmack und die Tugend der Correctheit empfahl, und den Schweizern Bodmer (der auch ſpäterhin einige unglückliche poetiſche Verſuche machte), und Breitinger, welche Opitz und ſeine Nachfolger lobprieſen. Zwiſchen dieſer und der folgenden Periode aber, und gleichſam als Vorläufer des Beſſern verdienen genannt zu werden: Joh. Elias Schlegel (geb. 1718), durch einige dramatiſche Verſuche, Albrecht von Haller (1708-1777), durch ſeine Oden und Lieder, Hagedorn, der treffliche Gleim (1719-1803), Kleiſt (1715-1759), Ch. Fürchteg. Gellert durch ſeine naiven Fabeln und populären Schriften berühmt, und ſein Freund Felix Weiße, wegen ſeiner erſten deutſchen Operetten, Luſtſpiele und Lieder geachtet. Schon wurde die Nachahmung franzöſiſcher Muſter durch die Nachbildung und das Studium der den Deutſchen verwandteren claſſiſchen Werke der Britten (ſeit 1750) ſehr beſchränkt. Leſſing (1729-1781) hat hier ein noch größeres Verdienſt als Ramler (1725-1798); ſeine Kritik beförderte einen feineren Geſchmack, und eine reinere Anerkennung und Würdigung dieſer Dichter, ſo wie der Claſſiker aller Nationen, und gab der deutſchen Poeſie einen feſtern

Standpunkt. Mit der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts beginnt nun die neueſte Poeſie und Literatur mit Klopſtock, der die Sprache zu höherem Fluge gebrauchte und beſeelte; hohen Vaterlandsſinn, religiöſen Schwung und erhabenes Freundſchaftsgefühl athmen alle ſeine Gedichte. Staunend blickten ſeine Zeitgenoſſen zu dem kühnen Deutſchen hinauf, der nicht nachahmte, aber durch das Anſchaun des claſſiſchen Alterthums begeiſtert, in hohen Weiſen ſein Gefühl verkündete. Seit Klopſtock dieſen Ton anſchlug, erhob ſich die deutſche Poeſie mit neuer Regſamkeit; keine Gegend derſelben blieb unbevölkert und man braucht nur die herrlichen Namen: Bürger, Hölty, Gerſtenberg, Stollberg, Voß, Wieland, Herder, Schiller, Tiek und Göthe zu nennen, um den Deutſchen mit Stolz an die Blüthe ſeiner poetiſchen Literatur zu erinnern, mit deren Vielſeitigkeit ſich kaum eine andere Nation meſſen darf. In dieſe Periode der neueſten deutſchen Poeſie, die wir ſelbſt erlebt haben, wurde vorzüglich das Lyriſche, das Drama und der Roman mit dem umfaſſenden Geiſt der neuen Bildung aufgefaßt und ausgebildet. Aber der Verfall von Deutſchlands Macht und Verfaſſung, während ein anderes Reich ſich im Kampfe erhob, und die lange vorbereiteten politiſchen Revolutionen erſchütterten die Gemüther. In dieſer Erſchütterung ſuchte der Deutſche überall nach einem Stütz- und Anhaltungspunkte, und die Phantaſie, die ihn über die öde Wirklichkeit erhob, ſuchte denſelben bald in der geiſtvollern Nachahmung der alten Griechen und Römer, bald in der Welt der ſüdlichen Romantik und ihren wohltönenden Klängen, bald, und vorzüglich ſeit den letztern Jahren, in der Erinnerung der alten deutſchen Vorzeit und ihrer Poeſie — denn kann der Edle ſeines würdigen Urſprungs wohl vergeſſen? (Wir erinnern an den ächt-deutſchen de la Motte Fouqué.) Ein Andrer baut ſich kühn ſeine eigne humoriſtiſche Welt, in welcher die Fäden jeder urſprünglich deutſchen Beſtrebung wie in einem kunſtvollen Labyrinthe zuſammenlaufen (J. Paul Richter) — und jetzt fragt ein jeder Gebildeter: was wird nun kommen? Wer aber der deutſchen Nation Kraft und Charakter kennt, der glaubt mit Zuverſicht, daß das thatenreiche Streben der gegenwärtigen Zeit und der beſtandene Kampf der Völker um eine würdige Exiſtenz, in welchem Deutſchland eine Hauptrolle geſpielt, und welcher glücklich vollendet ward, die Blüthen einer neueren und kräftigern Poeſie, welche ſich ſchon im Keime zeigt, reifen und ans Licht der Sonne treiben wird. Nicht ohne einen bleibenden Nachklang mag das Große und Gewaltige vorübergehen. T.

Deutſche Proſa. Zu dem, was wir in dem Artikel deutſche Literatur von dieſer geſagt haben, fügen wir noch folgendes hinzu. Die deutſche Proſa wurde durch Herrſchaft der fremden, d. i. der lateiniſchen und den romaniſchen, Sprachen lange Zeit von derjenigen Ausbildung gehemmt und zurückgehalten, welche jede Sprache erſt als Schriftſprache erhält. Die erſten Beiträge zur Bildung derſelben finden wir in den Überſetzungen (vom 11ten Jahrhundert an). Ein freieres Feld eröffnete ſich ihr, ſeitdem man deutſch predigte und polemiſirte (denn die Kanzelberedſamkeit iſt faſt der einzige Zweig der öffentlichen Beredſamkeit bei den Neuern) und ſpäter die Wiſſenſchaften in deutſcher Sprache bearbeitete und vortrug (ſeit Thomaſius 1694). Darum iſt auch der didaktiſche Vortrag der herrſchende in der deutſchen Proſa geblieben. Dieſen zunächſt iſt

der hiſtoriſche und erzählende am meiſten von den Deutſchen ausgebildet worden. Es genügt hier nur noch, die wichtigſten und geiſtvollſten der neuern Proſaiker der Deutſchen, deren Werke claſſiſch genannt werden können, anzuführen. Hieher gehören als eigentliche Stifter der neuen deutſchen Proſa: Leſſing, der große Theolog, Lor. Mosheim, Vater der neuern deutſchen Kanzelberedſamkeit (geb. 1694 ſt. 1755), und ſeine Nachfolger, Jeruſalem, Andr. Cramer, Spalding, Zollikofer, Teller, Sturm, Reinhard, Sack, Hanſtein, Ribbeck, Stolz, Löffler, Ammon, Marezoll, Schatter, Veilodter, Schuderoff; ferner ein Winkelmann (ſt. 1768), Juſtus Möſer (ſt. 1794), Helf. Pet. Sturz (ſt. 1779), Duſch, Caſp. Lavater (1801), W. Heinſe, Georg Forſter (ſ. d. Art.), Lichtenberg, von Zimmermann, Engel (ſt. 1802), Moriz, Sulzer (ſt. 1779), Thom. Abbt (ſt. 1776), Garve (ſt. 1798), Moſes Mendelſohn (ſt. 1768), Muſäus, Wieland, Herder, vorzüglich aber Göthe, von Thümmel, Klinger, die Gebr. Schlegel, beſonders A. W. Schlegel, in der Geſchichte Spittler, Heeren, Eichhorn, Henke, Müller, Joh. N. Voigt, Poſſelt, Schiller, Woltmann; in dem philoſophiſchen Vortrag Kant, Heidenreich, Fichte (Reden an die deutſche Nation, Muſter kräftiger Beredſamkeit), Schelling (z. B. Rede über das Verhältniß der Natur zur bildenden Kunſt), Fried. Heinr. Jacobi, der wahrhaft populäre Matth. Claudius, Voß u. A.; in der eigentlichen Rede: Gedike, Niemeyer, Jacobs, Schleiermacher, Delbrück, ja ſelbſt in der Bearbeitung ſpecieller wiſſenſchaftlicher Gegenſtände, Feuerbach, Zachariä, in der Schilderung der Natur, von Humboldt, und im kleinen, Matthiſon.

Deutſches Recht iſt zu unterſcheiden von dem in Deutſchland geltenden Rechte, wozu auch z. B. das römiſche gehört. Es beruht auf Geſetzen, (z. B. Reichsgeſetze, Landesgeſetze, Statuten), Verträgen oder Gewohnheiten, und beſteht in dem deutſchen Privatrecht, und insbeſondere dem deutſchen Lehnsrecht und Kirchenrecht (vorzüglich dem proteſtantiſchen); ferner in dem öffentlichen Rechte oder dem deutſchen Staatsrechte im engern Sinne (welches in ein Staatsrecht des rheiniſchen Bundes überging), dem Cameral-, Polizei- und Criminalrechte der Deutſchen. Wie ſehr ſich auch des deutſche Recht auszubilden ſtrebt, ſehen wir an den neuern Geſetzgebungen der deutſchen Länder, dem preuß. Landrecht, dem öſterreichiſchen und bayeriſchen Geſetzbuch u. a., zu deren Bildung die philoſophiſche Rechtslehre und Politik viel beigetragen haben. Namentlich zeigt ſich letzteres im neuern Criminalrecht. Auch iſt dieſes der glänzendſte Theil der deutſchen Jurisprudenz; denn im Civilrecht haben die deutſchen Juriſten ſich mehr mit dem hiſtoriſchen Wiſſen, Erklären und Anordnen des ausländiſchen Rechts (namentlich des römiſchen und neuerlich des franzöſiſchen) begnügt.

Deutſche Ritter, auch deutſche Herren, oder Kreuzherren genannt. Ihr Orden wurde 1190 bei Gelegenheit der Kreuzzüge in dem heiligen Lande geſtiftet, und, weil nur Deutſche von gutem Adel darein aufgenommen werden konnten, der Deutſche genannt. Der urſprüngliche Zweck deſſelben war, die chriſtliche Religion gegen die Ungläubigen zu vertheidigen, und die Kranken im heiligen Lande

zu pflegen. Nach und nach machte er mehrere Eroberungen und gelangte zu großen Reichthümern. Den höchſten Gipfel ſeiner Macht hatte er am Anfange des 15ten Jahrhunderts erreicht, wo er ſich von der Oder bis zum finnländiſchen Meerbuſen erſtreckte, und ſeine jährlichen Einkünfte auf 800,000 Mark berechnet wurden. Allein in der Folge brachten ihn Schwelgerei, Verſchwendung und Zwieſpalt allmälich in Verfall. Die Ordenskleidung beſtand in einem ſchwarzem Kleide und weißem Mantel, auf welchem ein ſchwarzes Kreuz an ſilbernem Band getragen wurde. Der Hochmeiſter (Deutſchmeiſter, Großmeiſter), d. i. das Oberhaupt dieſes Ordens, wohnte anfangs zu Jeruſalem, nachher aber, als das heilige Land wieder an die Türken verloren gegangen war, zu Venedig. Um das Jahr 1229 wurden die deutſchen Ritter von den Polen gegen die Preußen zu Hülfe gerufen, die auch nach einem 53jährigen Kriege die Oberherrſchaft des Ordens anerkennen und die chriſtliche Religion annehmen mußten. Darauf nahm der Hochmeiſter ſeinen Sitz zu Marienburg in Preußen. Aber die Regierung des Ordens war ſo drückend, daß ſich Vorder-Preußen ſchon im 15ten Jahrhunderte an Polen ergab. Auch für Hinter-Preußen mußte der Orden die polniſche Lehnsherrſchaft anerkennen, und als er ſich derſelben zu entziehen ſuchte, gerieth er mit Polen in einen Krieg, welcher ſich damit endigte, daß er auch Hinter-Preußen verlor, welches 1525 dem damaligen Hochmeiſter, Markgraf Albrecht von Brandenburg, als ein erbliches Herzogthum ertheilt wurde. Hierauf hatte der Hoch- und Deutſchmeiſter ſeinen Sitz zu Mergentheim, und war ein geiſtlicher Fürſt. Die Beſitzungen dieſes Ordens, welche Balleien hießen und in Commenthureien abgetheilt waren, denen ein Landcommenthur vorſtand, lagen in verſchiedenen Ländern zerſtreut. Durch den preßburger Frieden (1805) erhielt der Kaiſer von Öſterreich die Würde, Rechte und Einkünfte eines Großmeiſters des deutſchen Ordens. In Folge des wiener Friedens von 1809 wurde der deutſche Orden und mit ihm das Hoch- und Deutſchmeiſterthum völlig aufgehoben, und die Güter deſſelben ſind den Fürſten anheim gefallen, in deren Ländern ſie ſich befanden. Mergentheim wurde dem Königreiche Wirtemberg einverleibt.

Deutſche Schule. So nennt man in der Malerei insbeſondere die Reihe deutſcher Maler, welche im 15ten und 16ten Jahrhunderte ſich durch eine auf deutſchen Charakter gegründete Eigenthümlichkeit in ihren Gemälden auszeichneten. Treue, unermüdete Abconterfeiung der Natur bis zur Härte, hohe, gemüthliche Einfalt im Ausdruck des Göttlichen und Menſchlichen bis zur Steifheit, tiefe, beſonders religiöſe Bedeutſamkeit und Charakteriſtik, ſelbſt mit Vernachläſſigung gefälliger Form, Gründlichkeit im Mechaniſchen ſind, mehr oder weniger, die Züge dieſer Eigenthümlichkeit, und ſie iſt den deutſchen Meiſtern jener Zeit gemeinſam, wenn ſie auch nicht immer durch das Verhältniß des Meiſters und Schülers fortgepflanzt wurde. Der Repräſentant und älteſte Meiſter dieſer Schule iſt der tiefſinnige und kunſtreiche Albrecht Dürer (ſ. dieſ. Art.), ſelbſt von Rafael hochgeſchätzt; ferner Lucas Kranach, beſonders der Vater (1473 ſt. 1553), Hans Holbein (1498 bis 1554), Georg Pens (geb. 1500), Chriſtoph Schwarz, Phil. Roos, Rugendas, Riedinger, Altdorfer, Hemmerlink, welche größtentheils auch als Kupferſtecher ausgezeichnet ſind, und dieſen Charakter in ihren Blättern zeigen. Einige unterſcheiden überhaupt nur zwei Schulen,

die italiäniſche und niederländiſche, und meinen, die engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Künſtler gehören bald zu dieſer, bald zu jener. Andere betrachten die deutſche Schule als einen Zweig der niederländiſchen, von der ſie ſich jedoch wie die deutſche und niederländiſche Phyſiognomie unterſcheidet. Die neuern Maler und Kupferſtecher der Deutſchen aber ahmten allerdings bald die Franzoſen (beſonders in der franzöſiſchen Periode), bald die Niederländer, bald die Italiener nach, oder arbeiteten in ihrem Geiſte, und ſuchten die Vorzüge dieſer verſchiedenen Schulen zu verbinden. Unter den neueſten Malern zeichnen ſich in der Hiſtorie aus: Mengs, Füger, A.. W. Tiſchbein, Steinkopf (in Stuttgart), Hertſch, Näke, Hartmann, von Kügelgen, im Portrait: Graſſi, Graf, Angelika Kaufmann; in der Landſchaft: Hackert, Klengel, Friedrich, Wehle, Zingg, Veith; unter den Kupferſtechern: Wilbe, Bauſe, Heldenwang u. A.

Deutſche Sprache iſt ein Zweig der alten germaniſchen Sprache, von welcher es drei Hauptarten gibt: die nordiſche, teutſche oder deutſche, nach Einigen von Deute, Diete, d. i. Volk, Leute, nach Andern von den Teuten oder Teutonen, und die möſiſche. Zu der nordiſchen gehört 1. die ſcandinaviſche, a) ſchwediſche (die ältere ſchwediſche heißt ſweo-götziſch), b) die däniſche, und 2. die isländiſche. Zu der deutſchen gehört 1. die fränkiſche, alemanniſche oder theotiſche, von welcher a) das Schwäbiſche des Mittelalters, b) das jetzige Hochdeutſche, und c) das ſogenannte Cimbriſche, ſtammen; 2. die ſaſſeſche, ſächſiſche Sprache, von welcher a) die angelſächſiſche (davon die engliſche), b) die niederſächſiſche Sprache, plattdeutſche und holländiſche, ſtammen. Von der möſiſchen oder möſogothiſchen ſtammt die Sprache der Uhlanen in der Crimm. Die eigentlich deutſche (teutiſche) Sprache zerfällt alſo ſchon im grauen Alterthum in zwei Urdialecte, die ſich wieder in mehrere Provinzialdialecte auflöſen, welche durch mancherlei Modificationen in einander übergehen. So ſehr auch im Einzelnen und in Nebenverhältniſſen die Wörter und grammatiſchen Formen dieſer Dialecte von einander abweichen; ſo haben doch im Ganzen alle dieſelben Wörter und folgen derſelben Grammatik. Gewöhnlich denkt man indeß, wenn man ohne weiteren Zuſatz von der deutſchen Sprache redet, bloß an das Hochdeutſche, die allgemeine Sprache der Literatur und höheren Stände *). Über den Urſprung der deutſchen Sprache

*) Bei Adelung iſt Hochdeutſch die bloße oberſächſiſche Mundart; am beſten verſteht man aber darunter die geläuterte Sprache der Hochdeutſchen, wie ſie nach Luther und Opitz die vorzüglichſten Schriftſteller aus ihren Grundkräften entwickelten, wodurch ſie auch Eingang in die feinen Geſellſchaften aller Gegenden fand, wo man deutſch redet. Man ſetze alſo dem Niederdeutſchen nicht das Hochdeutſche, ſondern, wie es bereits 1701 der wackere Bödicker gethan hat, dem Oberdeutſchen entgegen. Dieſer treffliche Grammatiker ſagt §. 76 ſeiner neuvermehrten Grundſätze der deutſchen Sprache: „Ich theile die deutſche Sprache inner Deutſchland ab 1. in die niederſächſiſche, 2. oberſächſiſche und 3. hochdeutſche. Zum Niederſachſen, was die Sprache belangt, gehören die Brandenburger, Anhalter, Harzländer, Braunſchweiger, Lüneburger, Weſtphaler, Nieder-Rheinländer, Jülicher, Clever, Fri-

weiß man nichts Zuverläſſiges. Einige wollen ſie aus der indiſchen, Andere aus der perſiſchen ableiten, und noch Andere geben ihr einen gemeinſchaftlichen Urſprung mit der griechiſchen, ja Morhof leitet ſogar die griechiſche Sprache aus der älteſten deutſchen ab. (Vergl. auch Kanne Verwandtſchaft der griechiſchen Sprache mit der deutſchen). „Die Unterſuchung der beiden Sprachen," ſagt Voß, „ergibt gemeinſamen Urſprung, und in der Kindheit der teutoniſchen ſogar ſanftere Anlagen. Die älteſte Sage lehrt, daß die altgriechiſchen Horden Anbau und Sittlichkeit mit dem Dienſte des Bacchus und der begeiſternden Quellnymphen aus der Nordgegend Thraka empfingen; und die Geſchichte zeigt uns in dieſem thrakiſchen, oder, wie man ſpäter es nannte, ſcythiſchen Nordlande ein deutſches Geſchlecht, Gothen am ſchwarzen Meere, die, obgleich über ein Jahrtauſend von den Urvätern entfernt, dennoch in den Sprachformen eine auffallende Ähnlichkeit mit den griechiſchen behaupteten. Die ſüdliche Schweſter gelangte durch Weltverkehr, heiteren Himmel und Freiheit zur höchſten Ausbildung, die nördliche ſank zurück. Aber bei allen Stürmen erhielt ſie auch in der Verwilderung das Vorrecht einer unvermiſchten, kraftvollen, und aus innerem Trieb ſich bildenden und veredelnden Stammſprache, die unter den Baſtardinnen des bezwungenen Europa allein mit der griechiſchen wetteifern darf." Daß die deutſche Sprache eine unvermiſchte Stammſprache ſey, d. h. eine ſolche, die nicht aus einer weſentlichen Vermiſchung mit andern entſtanden iſt, erhellt aus der Vergleichung mit andern, und nach Adelungs Bemerkung auch aus der, ihr beſonders eigenen, Eigenſchaft, daß in jedem Worte die Stammſylbe allemal den Hauptton hat, die Nebenſylben aber entweder ganz tonlos oder doch ſchwächer betont ſind. Leider iſt uns aber aus dieſer älteſten Periode unſerer Sprache nur wenig übrig, nur einzelne Wörter, und noch dazu meiſt Eigennamen: jedoch auch dies Wenige ſchon reicht hin, uns zu überzeugen, daß ſie ſchon damals alle die Wurzelwörter hatte, aus welchen ſie noch jetzt beſteht, aber auf eine den damaligen Sprachorganen des Deutſchen angemeſſene Art. Daß dies eine ſehr rauhe Art müſſe geweſen ſeyn, erhellt aus den Zeugniſſen anderer Nationen. Mela ſagt, daß ein römiſcher Mund dieſe Wörter kaum ausſprechen könne, und Nazarius verſichert, der Klang derſelben errege Schauer. Wahrſcheinlich beſtanden ſie aus gehäuften harten Conſonanten, ſtarken Hauchlauten, tiefen Vocalen und Doppellauten. Übrigens läßt ſich ſchließen, daß ſie reich war in Bezeichnung ſinnlicher, arm in Bezeichnung nicht ſinnlicher Gegenſtände, in deren Gebiet ſich der Sohn des Waldes wohl nicht verſtiegen hatte. Wie es dabei um die Barden geſtanden habe, die man in dieſe Periode ſetzt, das iſt eine Frage, auf deren Beantwortung wir um ſo weniger einzugehen brauchen, je problematiſcher es

ſen, Oldenburger, Bremer, Nieder-Elber, Holſteiner, Mecklenburger, Pommern, Preußen, Lief-, Curländer, Eſthen. Zu den Oberländern werden gerechnet die Oberſachſen, Meißner, Lausnitzer, Schleſier, Mährer, Oeſterreicher, deutſche Ungarn und Siebenbürgen, Tyroler, Steyrer, Kärnther Bayern, Schwaben, Schweizer, Elſaſſer, Ober-Rheinländer, Franken, Heſſen, Vogtländer, Thüringer, deutſche Böhmen. Die hochdeutſche Sprache iſt keine Mundart eines einzigen Volks der Deutſchen, ſondern aus allen durch den Fleiß der Gelehrten zu ſolcher Zierde erwachſen und in ganz Deutſchland üblich."

iſt, ob die Barden den Germanen überhaupt angehören. Geſetzt, ſie hatten welche, ſo hatten ſie aber doch keine Schrift und Literatur. Bei den, mit den Scandinaviern häufig verwechſelten, Gathen, die ſich, von den Hunnen vertrieben, zu beiden Seiten der untern Donau ausgebreitet hatten, und namentlich bei denen, die von ihrem Wohnſitz in Möſien, der heutigen Walachei, Möſo-Gothen hießen, zeigt ſich davon, wahrſcheinlich wegen des Verkehrs mit den benachbarten Griechen, die erſte Spur um die Mitte des vierten Jahrhunderts. Ulfilas, ein vornehmer Gothe, auf deſſen Veranlaſſung ſeine Landsleute die chriſtliche Religion annahmen, ſuchte gegen 360 die Schreibkunſt einzuführen, und überſetzte, da er Biſchof geworden war, die Bibel. Der größte Theil der vier Evangeliſten und ein Stück des Briefs an die Römer ſind davon auf uns gekommen (ſ. Ulfilas), und wir finden in jener Sprache eine Art von Hochdeutſch mit niederdeutſchen, und fremden, vielleicht thraziſchen Wörtern gemiſcht, in den meiſten grammatiſchen Formen von den deutſchen Dialecten überhaupt nicht weſentlich verſchieden. Eine der ſonderbarſten grammatiſchen Eigenheiten der Sprache des Ulfilas iſt der dem griechiſchen ähnliche Dualis. Wie die Sprache ſich vom Hochdeutſchen zum Niederdeutſchen neigt, verrathen ſchon die Zahlwörter ains, twai, thrins u. ſ. w. Auch findet man mehrere angelſächſiſche, noch im engliſchen vorhandene Wörter, das Hochdeutſche aber, als die eigentliche Baſis, blickt überall hervor. Die Morgenröthe der eigentlichen deutſchen Literatur, und ſomit auch der ſchöneren Sprachbildung, bricht jedoch erſt im achten Jahrhundert, mit der Zeit Carls des Großen, an. Was bis auf dieſe Zeit ſpärlich von Schriftſtellerei erſchien (ſ. Kochs Compend. der deutſchen Lit. Geſch. I, 18 bis 20), waren meiſt Überſetzungen aus dem Kirchenlatein, die ſich ihren Originalen ſo ſclaviſch anſchmiegten, daß ſie nicht nur die lateiniſchen Conſtructionen, ſondern ſogar die Beugungen der Wörter nachformten. Die Mundart, in welche ſie überſetzten, war die Oberdeutſche, aber nach der rohen Ausſprache des Volks geſchrieben. Doch fallen auch in dieſe Zeit die Liederſagen, durch welche die Sprache ſchon eine poetiſche Bildung erhielt. Mit Carl beginnt die ſogenannte fränkiſche Periode (von 768 bis 1137), in welcher des Guten viel geleiſtet wurde, da Carl nicht bloß durch Eroberungen und Staatskunſt, ſondern auch durch das, was er für Cultur that, den Namen des Großen verdiente. Er legte den Monaten und Winden deutſche Namen bei, ja fing ſelbſt eine deutſche Sprachlehre an, und that alles Mögliche, um Sprache, Poeſie und Wiſſenſchaft zu befördern. Indeß waren die Fortſchritte doch nur langſam, und zeigten ſich erſt unter ſeinen Nachfolgern bedeutender. Mit Recht ſagt Fulda, daß bei der treuherzigen Bemühung, die Ausſprache in ihrer übervollen, rauhen Wahrheit auszudrücken, gleichwohl immer das unveränderliche Weſen der deutſchen Sprache hell und klar hervorleuchte. Zur Probe mag einiges hier ſtehen: Keſcrip, Geſchreib; Keſchrifti, Schrift; Scap, Scaf, Schaf; erkipit, ergibt; chaldan, halten; Unchuschida, Unkeuſchheit; aikan, eigen; piscauuohe, beſchauen; ſcuunto, ſchauend; Fiur, Feuer. Als Probe einer Declination: Weg, Weges, Wege, Weg; Pluralis: Wega, Gen. Wego, Dat. Wegum, Acc. Wega. Eben ſo variiren die Conjugationen; das Präteritum mit dem Hülfszeitwort Haben, iſt noch gänzlich unbekannt. Nur allmälichen Fort-

ſchritt machte die Bildung der Sprache auch unter den ſächſiſchen Königen (912 bis 1024), unter denen die Nonne Roswitha (Fräulein Helena von Roſſow), Notker Labeo u. A. blühten. Da aber unter allen Dichtern und Schriftſtellern dieſer Zeit kein ſo hervorſtechendes Genie war, daß es für die übrigen geſetzgebend geworden wäre, ſo kam es zu keiner Einheit, und man bemerkt an den Schriftſtellern dieſer Zeit Mangel an Gleichförmigkeit in Anſehung der Beugungen und Endungen der Wörter. Eben ſo ging es unter den fränkiſchen Kaiſern (1024 bis 1136), in welcher Zeit Willeriam oder Walram, und mehr noch das Lobgedicht eines Ungenannten auf den im J. 1075 verſtorbenen Erzbiſchof zu Cöln Anno ſich auszeichnen. Beſonders dies letzte Gedicht verkündigt in Poeſie und Sprache die Nähe eines ſchöneren Zeitalters für beide, welches unter den ſchwäbiſchen Kaiſern aus dem hohenſtaufiſchen Stammhauſe aufblühte, und die ſchwäbiſche Periode der Minneſänger umfaßt. Merkwürdig iſt die Veränderung, die durch dieſelbe in der Sprache erfolgte, indem der fränkiſche Dialect, der bis daher geherrſcht hatte, von dem alemanniſchen oder ſchwäbiſchen verdrängt wurde. Das neue ſchwäbiſche Deutſch nahm die unvollkommene Cultur des Fränkiſchen leicht in ſich auf, und vervollkommnete ſie nach den neuen Bedürfniſſen des aufgeregten poetiſchen Geiſtes. Einige übrig gebliebene poetiſche Denkmäler dieſer Zeit machen anſchaulich, wie das Fränkiſche nicht auf ein Mal, ſondern nur unvermerkt nach und nach ſchwäbiſcher wurde. Die breiten Diphthongen der ſchwäbiſchen Mundart wurden vergütet durch eine naive Anmuth, die dieſer Mundart vorzüglich eigen ſcheint. Eine Menge ſchallender Selbſtlauter in ihr verrathen ein für Wohlklang empfängliches Ohr. Zudem hat ſie eine Menge kleiner Füllwörter, Partikeln, Vorwörter, Ellipſen, bildet ohne Mühe Ableitungen und Verkleinerungswörter, und ſetzt mit glücklicher Kühnheit verſchiedene Wörter in Eins zuſammen. Die Schwierigkeit bei ihrem Leſen entſteht von der Menge Wörter, die untergegangen, oder ſolcher, die eine andere Bedeutung erhalten haben, und endlich von der veränderten Beugung, Ableitung, Stellung, | Zuſammenſetzung. Mehrere poetiſche Überſetzungen trugen zur Vervollkommnung des deutſchen Ausdrucks ebenfalls das Ihrige bei. Nach und nach verlor der ſchwäbiſche Dialect ſein Anſehn in Deutſchland, und beinahe alle deutſche Dialecte traten in gleiche Rechte. Die Zunft der Meiſterſänger begünſtigte die freie Bildung der Sprache nicht weniger. Den Werth von Hans Sachſens gemüthvollen Darſtellungen keineswegs verkennend, muß man doch ſagen, daß die Sprache auch von ihnen keinen weſentlichen Gewinn zog, denn weder der Reichthum, noch der Nachdruck der Sprache wurden befördert; höchſtens gewann durch dieſe Sängerſchule die Sprache an regelmäßigerer, gleichförmigerer Bildung. Doch auch dies ſollte verloren gehen: denn da den Laien verboten ward, die Bibel zu leſen, da man, um zu predigen und Prozeſſe zu führen, ſeine Kraft einer fremden Sprache weihte, verwilderte mehr und mehr die ſo bildſame Mutterſprache. Dieſe Verwilderung hemmte mit Macht Luther, indem er, wie Voß ſagt, voll des begeiſternden Entſchluſſes, daß ſein Volk das Wort der Wahrheit lauter in göttlicher Einfalt und Würde vernehmen ſollte, die neu verdeutſche Bibel in jeder Ausgabe, die Pſalmen wohl ſieben Mal von 1518 bis 1545, ſorgfältig beſſerte, und aus dem Gemeinern zum Edleren, als zufälliger

Anreihung zu geordneten Schwüngen der Beredſamkeit erhob. Allgemein wurde von jetzt an die deutſche Sprache zur Geſetz-, Geſchäfts- und ſpäter auch zur wiſſenſchaftlichen Sprache erhoben. Ihm, dem Stammvater des neueren Sprachbaues, folgten nach Zwiſchenräumen der Vernachläſſigung die fortbildenden Väter: zuerſt der männliche Opitz, der den Muſen des Alterthums und der Fremde reineren Geſang ablernte; dann Hallers Lehrer, der feurige Lohenſtein, der in ſeinem Arminius und Thusnelda einen bewundernswürdigen Reichthum treffender Worte und Wendungen ausbreitete; und endlich der geſellige Hagedorn, der die in Studirſtuben etwas erſteifte Sprache für die zarteren Töne der Frohherzigkeit und der Lebensweisheit zu ſchmeidigen verſtand. Seit Ende des 17ten Jahrhunderts wurde durch Einfluß der franzöſiſchen Sprache und Herrſchaft die deutſche verdorben. Die Sprachmengerei ſtieg auf den höchſten Gipfel in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, und die franzöſiſche Sprache wurde herrſchend. (Vergl. Radlof: Frankreichs Sprach- und Geiſtestyrannei über Europa ſeit dem Raſtadter Frieden, dargeſtellt von Radlof. München 1814. 8.) Der neue Purismus, den Gottſched und ſeine wäſſerige Schule übten (der frühere wurde von mehreren, zum Flor der deutſchen Sprache geſtifteten, Orden geübt, dem gekrönten Palmenorden, der Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer, dem Schwanenorden an der Elbe, der fruchtbringenden Geſellſchaft u. a.), zeigte mindeſtens von gutem Willen für eine nicht unnöthige Sache. Hätte man freilich nur Producte der gottſchediſchen Schule vor ſich gehabt, ſo ließe ſich die Verachtung, die ein deutſcher König der deutſchen Sprache in einer franzöſiſchen Schrift wiederfahren ließ, rechtfertigen; allein jene Schrift erſchien zu einer Zeit, der nicht nur Beſſeres bereits vorhergegangen war, ſondern in welcher auch Klopſtock, Leſſing, Wieland, Engel u. A. durch Veredelung des poetiſchen und proſaiſchen Ausdrucks uns Deutſchen den Rang eines wohlredenden Volkes unbeſtreitbar erworben hatten. Schon als jene Schrift (de la litterature allemande. Berl. 1780) erſchien, zeigte beſonders Wezel mit ſiegenden Gründen (über Sprache, Wiſſenſchaften und Geſchmack der Deutſchen. Leipzig 1781), daß wir, weit entfernt, uns ſchämen zu müſſen, vielmehr zu gerechtem Stolze berechtigt ſeyen. Wie viel aber gewann nicht unſere Sprache ſeitdem noch unter den bildenden Händen eines Voß, Schlegel u. A.? Leſe jeder Deutſche, der ſeinem Vaterlande noch nicht ganz entartet iſt, hierüber das vortreffliche Werk von Kolbe: über den Wortreichthum der deutſchen und franzöſiſchen Sprache und beider Anlage zur Poeſie. 2 Bände. Leipzig 1806. Dreierlei iſt es beſonders, was den Geiſt der deutſchen Sprache charakteriſirt: ihre Bildſamkeit, in der ihr beiwohnenden unerſchöpflichen Kraft beſtehend, durch Hülfe ihrer Biegungs- und Ableitungsſylben, ſo wie durch Wortzuſammenſetzungen neue Bildungen zu erzeugen; ihr Reichthum, denn die Summe ihrer Wörter überſteigt auch die reichſte der noch lebenden Sprachen, und mehrt ſich bei der Freiheit unſerer Dichter und Proſaiker faſt täglich; endlich ihre Univerſalität, d. h. das Vermögen, den Geiſt aller gebildeten Sprachen zu umfaſſen und das Beſte jeder ſich anzueignen. Welche Nation vermöchte Homers oder Virgils Gedichte ſo wie bei uns Voß, Platons Dialogen wie Schleiermacher, Shakſpeare's, Calderons Schauſpiele wie Schlegel, Arioſto's, Taſſo's Gedichte wie Gries, den Cervantes wie Tiek nachzubilden?

Mögen immerhin manche Verſuche, ausländiſche Formen zu uns überzutragen, unglücklich genug ausgefallen ſeyn, für das, weſſen unſere Sprache fähig iſt, beweiſen ſie doch. Und wie viel mehr würden ſie nicht noch leiſten können, wenn wir nicht einſeitig uns zu ſehr beſchränkt hätten? Es iſt in der That ein großer Verluſt, daß das ſogenannte Hochdeutſche allein Schriftſprache geworden iſt und das Niederdeutſche ſo ſehr verdrängt hat. Wer weiß aber, wozu die Verſuche von Voß in plattdeutſchen Idyllen, Hebels alemanniſche Gedichte, Grübels Gedichte in nürnberger Mundart u. a. m. uns noch führen. Gewiß iſt, daß Adelung ſehr Unrecht hatte, alle, die deutſch lernen wollten, bloß nach Meißen zu ſchicken. Ein Wörterbuch, das den ganzen Reichthum unſerer Sprache umfaſſen ſoll, muß alle Mundarten berückſichtigen, und nächſt den Idiotiken auch die Gloſſarien zu Rathe ziehen. Erkennen wir übrigens mit Dank, was in lexicaliſcher Hinſicht Adelung, Campe, Fulda, Kinderling, Voigtel, Stoſch und Eberhard geleiſtet haben, es ſind treffliche Vorarbeiten. Die vorzüglichſten Sprachlehren ſind von Adelung, Heynatz, Moritz, Roth, Pölitz, Hünerkoch, Reinbeck und Heinſius. Durch Werke, wie Klopſtocks grammatiſche Geſpräche, die Schriften von Radlof, Voß Zeitmeſſung und ähnliche kann unſere ſo bildſame Sprache nur noch gewinnen. dd.

Deutſches Theater. Man kann von dieſem nicht ſprechen ohne die dramatiſche Poeſie der Deutſchen und ihre Schauſpielkunſt zugleich zu berückſichtigen, in ſo fern wir nämlich unter Theater das Ganze dramatiſcher Darſtellungen unter den Deutſchen begreifen. Wie ſich aber Alles aus einem roheren Zuſtande allmälich entwickelt, ſo bildete ſich auch das deutſche Theater nur allmälich aus und fängt mit marionettenartigen Schaudarſtellungen aus dem Stegreife, Puppenſpielen, ohne theatraliſche Vorrichtung, an. Vielleicht gehen dieſe bis ins 13te Jahrhundert hinauf. Die Carnevalsmumereien gaben von ſelbſt dazu Veranlaſſung. Bibliſche Geſchichten, dramatiſch dargeſtellt (Myſterien genannt), und ſogenannte Moralitäten waren die erſten Schauſpiele, welche vorzüglich in den Klöſtern aufgeführt wurden. Seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts wurden dergl., beſonders komiſchen Inhalts, von Hans Roſenplüet, im 16ten von Hans Sachs und Ayrer (ſ. deut. Literatur) gedichtet, und wahrſcheinlich von Liebhabern oder von herumziehenden Faſtnachtsſpielern (etwas Ähnliches waren die ſogenannten Spruchſprecher zur Zeit der Meiſterſänger), vorzüglich in den Reichsſtädten dargeſtellt. Sie waren derb und unausgebildet, aber kräftig, luſtig, ſchlicht und deutſch gedichtet. Ihre Darſtellung auf Bühnen, ohne Dach, mochte dem angemeſſen ſeyn. Die Überſetzungen der Alten, z. B. des Terenz, welche in dieſe Zeiten fallen, wirkten auf das Volk nicht und ſcheinen auch nicht aufgeführt worden zu ſeyn. Mimiſche Beluſtigungen dauerten neben den Schauſpielen fort. Im 17ten Jahrhundert machte das deutſche Theater keine bedeutenden Fortſchritte. Überſetzungen bildeten nur die Dichter und gaben den Schauſpielen einen etwas regelmäßigern Zuſammenhang. Nach Martin Opitz, der auch der italiäniſchen Oper einige Singſpiele nachbildete, würden die ſogenannten Singkomödien und ſingende Poſſenſpiele häufiger. Im Anfange dieſes Jahrhunderts finden wir ſchon Schauſpielergeſellſchaften unter Anführung von Principalen, welche die Faſtnachtsſpiele und geiſtlichen Komödien durch Vorſtellungen überſetzter Stücke zu verdrängen ſuchten: denn Originalſtücke gab

es außer jenen nicht und das fremde Theater war ſchon ausgebildeter als das Deutſche; und dieſe Schauſpielergeſellſchaften nahmen immer mehr Zunftmäßiges an. Durch Überſetzungen des Guarini kamen nun die ſogenannten Schäfereidramen (Schäfereien, auch Waldkomödien genannt) in Deutſchland auf. Andr. Gryphius, der um die Mitte dieſes Jahrhunderts blühte, arbeitete und bearbeitete viele Stücke für das Theater. Sie verlieren ſich zwar oft in Schwulſt, doch ſind ſie voll Phantaſie und haben in der Charakterzeichnung einiges Verdienſt. Lohenſteins Dramen waren wegen ihres langweiligen Bombaſts ebenſowenig für das Theater geeignet; doch fanden ſie großen Beifall und ihr Ton, der Ton affectirter Erhabenheit, nahm auf der Bühne zum großen Schaden des deutſchen Theaters bald überhand. Dadurch entſtanden die marktſchreieriſch ſogenannten Haupt- und Staatsactionen, größtentheils Bearbeitungen franzöſiſcher und ſpaniſcher Trauerſpiele, mit ſchwülſtigem Pathos ausſtaſirt und eben ſo, mit vieler Anſtrengung der Lungen und Hände, vielem Aufwande von Goldpapier und Flitterſtaat, wobei ein Paar ſchwarzſammtne Hoſen dem Schauſpieler ein unentbehrliches Requiſit war, aufgeführt, im Ganzen ſchlechte Nachahmungen der gebildetern franz. Bühne. Iffland ſchildert die Bühne dieſer Zeit ſehr launig in ſeinem Aufſatze über den Vortrag in der höhern Tragödie (Almanach für Theater ꝛc. auf d. J. 1807); von der Declamation der Schauſpieler in dieſen Staatsactionen ſagt er, ſie nahmen den Mund ſo voll, daß kein Wort herauskommen konnte, wie bei andern Menſchen; und ihre Blicke ſchwebten ſtets in den Wolken. Je mehr die Geſellſchaft dem Schauſpieler die bürgerlichen Rechte verſagte, deſto ſtolzer trug er ſein Haupt, ein Johannes ohne Land. Im gemeinen Leben erſchienen ſie ſelten ohne Degen. Als aſſyriſche oder griechiſche Helden verbanden ſie in ihrem Anzug und Weſen die Gegenwart mit der Vergangenheit ꝛc. In dieſen Staatsactionen mußte übrigens in der Regel auch eine luſtige Perſon unter dem Namen Courkſen, ſpäterhin Pickelhering, vorkommen, ſo wenig konnten die Deutſchen ihren natürlichen Geſchmack bei dieſer langweiligen Luſtbarkeit verläugnen. Schon im J. 1669 wurde eine Überſetzung des Polyeuct von Corneille gedruckt und von einer wandernden Geſellſchaft unter einem gewiſſen Magiſter Veltheim, der auch nebenbei noch Ballets und ital. Burlesken aus dem Stegreife aufführen ließ, aufs Theater gebracht. Anderntheils wurden Molieres Luſtſpiele häufig überſetzt und aufgeführt. Die Schauſpieler aber konnten ihre Kunſt theils wegen jener herrſchenden Verirrungen der Dichter, theils weil ſie noch lange Zeit für unehrlich gehalten wurden, und das Theater mit der Geiſtlichkeit im Kampfe ſtand, noch nicht mit Freiheit ausbilden. Doch fanden ſie auch ihre Gönner und Vertheidiger; die Geſellſchaften vermehrten ſich zuſehends, und es entſtanden beſtimmtere Rollenfächer! In den erſten 30 Jahren des 18ten Jahrhunderts waren jene Staatsactionen, und Opern (wie ſie z. B. der fruchtbare Hunold unter dem Namen Menander ſchrieb), nebſt den extemporirten Komödien, die jedoch wegen ihrer Freiheit nicht ſelten größern Werth als jene haben mochten, auf den deutſchen wandernden Theatern herrſchend. In Wien, wo bisher nur Italiäner geſpielt hatten, führte zuerſt ein gewiſſer Stranitzky 1708 ein deutſches Schauſpiel ein; er bediente ſich dabei des drolligen bayeriſchen und ſalzburgiſchen Dialects, und verwandelte den ital. Harlekin in den deutſchen Hanswurſt, der, wie

das Luſtſpiel überhaupt, hier vorzügliche Aufnahme fand. Berühmt iſt in der Geſchichte des deutſchen Theaters Johanna Neuber, geb. Weiſſenborn, welche zugleich Principalin einer der beſten damaligen Geſellſchaften, Schauſpielerin und (mittelmäßige) Überſetzerin war. Sie ſpielte zuerſt in Weißenfels und Leipzig, nachher in Hamburg und allen Gegenden Deutſchlands. Auf ſie hatte zuerſt der Profeſſor Gottſched in Leipzig großen Einfluß. Dieſer veranlaßte ſie vorzüglich ſeine und ſeiner Freunde franzöſiſchen Überſetzungen, ſo wie ſein Machwerk, den ſterbenden Cato zu ſpielen, und gab ſich überhaupt große Mühe an die Stelle der bisher herrſchenden krampfhaften Schwulſt die platte Correctheit einzuführen. Vom Nationalſchauſpiel konnte bei ſo gänzlichem Mangel an Originalität nicht die Rede ſeyn. Auch die Spuren echtkomiſcher Kraft hätte er mit dem zu Leipzig (1737) feierlich zu Grabe getragenen Hanswurſt gern ausgetilgt, wenn dieſer nicht dem pedantiſchen Ernſt zum Trotz in immer neuen Geſtalten wiedererſtanden wäre, und ſelbſt ſpäterhin (wie an Juſtus Möſer) manchen geiſtvollen Apologeten gefunden hätte. Zwar traten auch einige geiſtvollere Dichter auf, wie ein Elias Schlegel, in ſeinem Herrmann und mehrern Luſtſpielen, Gellert, Cronegk, doch riſſen ſie ſich nie ganz von dem franzöſiſchen Geſchmacke los, ſo z. B. Gellert in ſeinen Schäferſpielen. Nur regelmäßiger wurden die Schauſpiele und ihre Darſtellungen. Größere Verdienſte um die dramatiſche und theatraliſche Kunſt der Deutſchen hatte Leſſing ſowohl durch ſein dramaturgiſche Kritik als durch ſeine eignen dramatiſchen Werke. Er ſuchte die ſogenannten vollkommenen Charaktere zu verdrängen, drang auf Charakterhaltung und Charakterſtücke, ſtürzte das Anſehn des franz. Geſchmacks und ſeiner Anbeter, und leitete die Aufmerkſamkeit auf die gewichtigern Werke der Engländer hin. Dagegen führte er auch das bürgerliche Schauſpiel, und mit ihm die Foderung der (bürgerlichen) Natürlichkeit ein, und ging ſo weit, auch die Verſification der Dramen abſchaffen zu wollen, worin Engel ihm nachtrat. Seine Miß Sara Sampſon wurde hierin Vorbild. Bedeutender iſt ſein Originalluſtſpiel Minna von Barnhelm, und Emilia Galotti führte zum Beſſern in der Tragödie. Natürlich fand dieſer Geiſt viele Nachahmer und das bürgerliche Familiengemälde, und das rührende Luſtſpiel war bald an der Tagesordnung. Dennoch bewirkte dieſes eine vortheilhafte Veränderung in der Schauſpielkunſt. „Die Erſcheinung bürgerlicher Trauerſpiele," ſagt Iffland (in dem angeführten Aufſatze), „wie Miß Sara Sampſon, der Hausvater von Diderot u. a., ſetzten den Staatsactionenverein zuerſt in Verlegenheit mit ſich ſelbſt. Hier waren Menſchen geſchildert und die Schauſpieler bemerkten mit Erſtaunen, daß dieſe als Menſchen aus dem Leben wiedergegeben werden mußten. Alle Verſuche, die Schwulſt mit der Menſchennatur zu vereinen, ſcheiterten. Zudem erſchienen einige Schauſpieler und Schauſpielerinnen, welche das wahre lebendige Leben, ein blühendes Gefühl, die Sprache des Herzens und die Sitte des guten geſelligen Lebens in dieſen neuen Schauſpielen auf die Bühne brachten." — Man verlangte keine Drathpuppen mehr; viele Heldenſpieler wurden zu Briefträgern. In dieſer Periode finden wir einen Eckhof (ſt. 1774), „der erſte, welcher der deutſchen Schauſpielerkunſt Bedeutung, Werth, Anſehn und Namen erworben hat," in Anſtandsrollen, Vätern (z. B. Odoardo in Leſſings Emilia) und feinkomi=

ſchen Charakteren ausgezeichnet; Reinecke, Witthöft, Döbbelin, Brandes u. A. Die Schauſpielergeſellſchaften wurden beſſer, Leſeproben wurden eingeführt; mehrere Höfe und Städte hatten ihre Geſellſchaften auf längere Zeit, z. B. Weimar, München, Wien, wo das Komiſche herrſchend blieb, Berlin, Hamburg wo Leſſing ſeit 1767 dramaturgiſirte. Seit die Deutſchen anfingen, die engliſchen Dichter genauer kennen zu lernen, beſonders auch durch Wieland, hatten auch dieſe einen großen Einfluß auf die Bildung des deutſchen Theaters. „Schröder, ſelbſt Luſtſpieldichter, begann in dem Gebiete idealiſcher Darſtellungen eine neue Periode, indem er Shakſpeare, freilich in mangelhaften Bearbeitungen, zuerſt auf die Bühne brachte. Noch müſſen wir unter den beſſern Dichtern, welche damals für das deutſche Theater arbeiteten, Leiſewitz, Gerſtenberg (Ugolino, kaum darſtellbar), Hippels (Verf. mehrerer Luſtſpiele), und Bocks gedenken. Klopſtocks Werke blieben unausführbar und hatten keinen Einfluß auf das deutſche Theater. Gotter und Bretzner arbeiteten nach franz. und ital. Vorbildern. Eine neue Erſcheinung auf der deutſchen Bühne (ſeit 1752) war die komiſche Operette, aus welcher hernach die neure deutſche Oper entſtanden iſt (die ältere ſogenannte Oper hörte gegen 1741 auf). Ihr Stifter war Felix Weiſſe, und ſie pflanzte ſich durch die Compoſitionen von Sandfuß, Hiller, Schweitzer, Wolf, Benda in kurzem fort. Neben ihnen beſtanden noch Intermezzo's, aber die extemporirten Komödien hörten ſeit 1770 auf. — Das bürgerliche Trauerſpiel artete bald in das Weinerliche aus. In dieſer Periode der Empfindelei, ſagt Iffland, wurde alles auf dem Theater geweint und gewinſelt, das Studium der Charaktere nahm ab, man hing den Kopf, war leidend, ſchmachtend, ſah gen Himmel, rang ſich in eine Attitüde und hatte geſpielt, wenn man viel geweint hatte. Auch die größern Dichter der neuern Zeit, Göthe (in ſeinem Clavigo, Stella), Schiller (in ſeiner Cabale und Liebe), trugen dieſem Geſchmack ihren Tribut ab, aber ſie erhoben ſich kräftig aus dieſer Verirrung. Namentlich war es Göthe, der, begeiſtert durch den Rieſengeiſt des großen Britten, in einem echt nationalen Schauſpiele, Götz von Berlichingen, die engen Gränzen der bisherigen Bühne durchbrechend (ſeit 1773), einen neuen Flug nahm, und gegen Geſchmack ſelbſt kräftig entgegenwirkte. Aber auch hier fanden ſich Nachahmer, durch welche die deutſche Bühne auf einige Zeit in ein neues Extrem verfiel. Das deutſche Theater wurde mit Sittenſchauſpielen überſchwemmt, in denen, wie Schlegel bemerkt, nichts hiſtoriſch iſt, als die Namen und andre Äußerlichkeiten, nichts ritterlich als die Helme, Schilde und Schwerter, nichts altdeutſch als vermeintlich die Rohheit, ſonſt die Geſinnungen ebenſo modern als gemein. Sie begünſtigten eine andere Art von Natürlichkeit, und brachten dadurch merklich der tragiſchen Schauſpielkunſt großen Schaden. Man vergaß, daß der zarte Sinn, das Pflichtgefühl für Religion und Minne, wie es in der wahren Ritterzeit galt, in der Regel alle Rohheit der Darſtellung ausſchließt. „Aber der Stiefel, das Klirren des Schwertes u. ſ. w. ſollte die Kraft perſonificiren; die Herren betrugen ſich wie die Knappen, und das harte Wort, das der Zorn herausſchleudern ſoll, wurde oft zu gemeinem Schimpfworte. Nachher erweckten jene großen Dichter durch ihre Werke den Geiſt der echten Tragödie wieder, und hoben dadurch auch die Schauſpielkunſt in eine höhere Sphäre.

Man gedenke eines Flecks, einer Wolf u. A., denn hier beginnt die Blüthe des deutſchen Theaters. Ihren idealen Darſtellungen ſtrebten viele mit ungleichem Erfolge in Dramen, antiken, hiſtoriſchen und romantiſchen Stoffes, nach. Indeſſen darf man nicht läugnen, daß hier auch ein Unterſchied zwiſchen dramatiſchen und theatraliſchen Gedichten aufkam, welcher nicht zum Vortheil der deutſchen Bühne war. Noch mehr durch unmittelbare und perſönliche Einwirkung jener großen Dichter machte die Darſtellungsluſt, namentlich von dem kunſtliebenden Weimar aus, bedeutende Fortſchritte. Die hier ſich bildende Schauſpielerſchule zeichnet ſich im höhern Style durch ihre Kunſt, ein poetiſches Ganze zu bilden, aus. Ihr gegenüber ſteht die berliner Schule, an deren Spitze der deutſche Roſcius, Iffland, ſteht. Das Hauptſtreben iſt hier auf individuelle bis ins Einzelne ausgebildete Charakterzeichnung gerichtet, worin der Meiſter ſo einzig iſt; und dieſem Streben ganz angemeſſen, iſt die Sphäre der Familiengemälde und ſogenannter Charakterſtücke, welche Iffland in ſeinen monotonen Dramen mehr für den Schauſpieler als für ein poetiſches Publicum gearbeitet hat. Die durch ihn entſtandene Schule bildete den Converſationston zur höchſten Feinheit aus. In eigner Größe ſteht Madame Bethmann hier. In der Mitte beider Gattungen ſtehen die kotzebueſchen Schauſpiele, deren höchſter Zweck Neuheit und Überraſchung, Mannichfaltigkeit und Rührung iſt, und daher bei dem großen, Veränderung liebenden Publicum ſowohl als bei dem großen Haufen der Schauſpieler die meiſten Freunde fand. Indeſſen kann man ihnen Kenntniß des Theaters, Witz und Leichtigkeit des Dialogs nicht abſprechen; Erforderniſſe, welche man an den lebloſen und charakterloſen Werken derer, welche oft mit höherem Geſchmack, aber nach äſthetiſchen Theorien arbeiteten, nicht findet. Die Oper, welche durch die Blüthe der deutſchen Muſik emporwuchs, erreichte zwar in poetiſcher Hinſicht ihre Ausbildung nicht, doch fand ſie leichter ihren Boden in dem Gebiete des Romantiſchen und trug dadurch einige Zeit den Sieg über das Schauſpiel davon. Pantomimen und Ballets hoben ſich vorzüglich durch Italiäner und Franzoſen. Die politiſchen Revolutionen der letztern Jahre erſchütterten das deutſche Theater ſehr, das gegenwärtig nur auf Wiederholung des Alten ſich beſchränken muß, und die in der letzten Zeit erſchienenen meiſterhaften Überſetzungen der Spanier und Engländer nicht unbeachtet laſſen ſollte. Ein wahres Nationaltheater der Deutſchen und mehrere geiſtvolle Directoren, die dem Geſchmack des Publicums eine beſtimmte Richtung gäben, vermiſſen wir noch.

Deutſchland, (Germanien). Zwiſchen dem Rheine, der Donau, Weichſel, dem nördlichen und weſtlichen Ocean lag Germanien, ein Land von wildem Charakter, bedeckt mit unermeßlichen Waldungen, die kaum ein Sonnenſtrahl durchdrang, und mit Sümpfen, deren Ausdünſtungen nur die zahlloſen Raubthiere und rauhe Nomaden, die es belebten, zu ertragen vermochten. Griechenland und Italien ſtanden als wohlgebildete Staaten bereits im höchſten Flore der Cultur, als zu ihnen die erſte dunkle Kunde von Germanien und ſeinen Bewohnern gelangte. Aus dem Oſten Europa's ward der menſchenleere Weſten bevölkert. Auf der Linie von der Weichſel bis an den Pontus Euxinus (das ſchwarze Meer) herab, drängten ſich die Wohnung ſuchenden Völkermaſſen nach der Donau, über den Rhein, die Alpen und die

Pyrenäen. So wurden Gallien und Hiſpanien bevölkert, und in Germaniens dichten Wäldern ließ ſich ein Volk nieder, von deſſen Exiſtenz nun über Gallien, das ſchon eine römiſche Provinz geworden war, beſtimmtere Nachricht nach Rom kam, wo man ihm den Namen „Germani" gab. Dieſe waren die Deutſchen. Die Beſitznehmung des Grund und Bodens, und die Erhaltung deſſelben veranlaßten Kämpfe unter den wandernden Völkern, in denen beſonders die Deutſchen ſich hervorthaten. Die Celten in Helvetien mußten ihnen unterliegen, und nun verſuchte ihr Feldherr Ariovist (Ehrenfeſt, Ernſt) einen Einfall in Gallien. Hier berührten ſie ſich zuerſt mit den Römern, die als Bundesgenoſſen der Gallier ſie zurücktrieben. Dies geſchah unter Cäſar, der bald aus dem Protector der Eroberer Galliens wurde. Doch Deutſchland zu unterjochen, gelang ihm und ſeinen Nachfolgern nicht; zwar drangen römiſche Legionen bis an die Elbe aufwärts, römiſche Feſtungen (Caſtelle) erhoben ſich an dem Rhein, der Weſer und Elbe, deutſche Krieger wurden den römiſchen Heeren einverleibt, ihre Kinder wurden in römiſchen Sitten erzogen, und es ſchien einige Zeit lang, als ob der Römer Plan gelingen werde. Da fiel es dem Statthalter (Landvogt) Quintus Varus ein, die Deutſchen ſehen zu laſſen, daß er Herr ſey ihres Landes und ihrer Freiheit; was man bisher aus wohl berechneter Vorſicht unangetaſtet gelaſſen hatte, ihre innere Verfaſſung, wollte er umformen, während ſeine Agenten das Volk durch Erpreſſungen und empörenden Stolz drückten. Doch es ſchlug die Stunde der Erlöſung und der Rache. Arminius (Herrmann), ein Jüngling deutſcher Abkunft, erzogen in Rom, römiſcher Ritter ſogar und im Dienſte des Kaiſers Auguſtus bei Varus Armee, ward der Retter der vaterländiſchen Freiheit. Wo offene Gewalt Wahnſinn geweſen wäre, ſiegte die Liſt. Herrmanns Verſtand, Muth und natürliche Gewandtheit wiegte den Römer in tiefen Schlaf, während der edle Deutſche die ſicherſten Maßregeln traf. Varus ging im blinden Vertrauen in die ihm gelegte Falle, ſeine Legionen wurden vernichtet, aus verzweifelndem Kleinmuth ward er ſein eigener Mörder, und Deutſchland war befreit. (9 n. Chr.) Die Römer waren hinter den Rhein zurückgeworfen, und fernere Verſuche mißlangen ihnen gänzlich. Obgleich ſie es wohl verſtanden, die einzelnen deutſchen Völkerſchaften gegen einander zu reizen, und unter ſich in Kämpfe zu verwickeln, ſo war doch eben die Vertheidigung gegen ſie und andere mächtige Völker die Veranlaſſung, daß Völkerbündniſſe unter den Deutſchen entſtanden, welche jeden Anfall von außen her abhielten. Bald ſahen dies die Römer ein, und ſie zogen einen friedlichen Verkehr mit dem ſtarken Volke dem immerwährenden Kriege vor. Der marcomanniſche Krieg unter dem römiſchen Kaiſer Mark Aurel unterbrach die Ruhe. Zwar ſchlug er die Deutſchen bis über die Donau zurück, und ſein Nachfolger erkaufte den Frieden mit Geld; allein der Weg nach Italien war den Deutſchen nun einmal bekannt worden. Im dritten Jahrhundert betraten ihn die Gothen; ein deutſcher Völkerſtamm von der nördlichen Weichſel; Conſtantin ſchlug ſie, doch endigte nur ein Verein mit ihnen den Kampf. Mehrere Tauſende von ihnen nahmen Dienſte bei den römiſchen Armeen, denn die Römer ſahen ſich genöthigt, Deutſche gegen Deutſche zu führen. Aber unerſchöpflich ſchien der Strom deutſcher Völker, als mit Einem Male aus dem fernen Oſten her ein neues Volk auf den Kampfplatz trat, die

Hunnen. Sie überfielen die Gothen; dieſe retteten ſich im Einverſtändniſſe mit den Römern über die Donau; doch bald wurden auch ſie aufs neue der Römer Feinde. Alarich, der Gothen erſter Feldherr, und Rhadagais, an der Spitze von 300,000 Mann andringender Gothen und anderer Völker ſetzten Italien in Schrecken. Des Kaiſers Honorius Feldherr, Stilicho, ſchlug ſie, doch ſein Tod erleichterte Alarichs Vordringen, und bald ſah ſich der erſte deutſche Heerführer als Herrn von Rom. Die große Völkerwanderung hatte nun begonnen, eine Nation drängte die andere vor ſich hin, und die Hauptreſultate davon waren die Vernichtung des abendländiſchen Reichs durch den deutſchen Odoacer, der ſich zum König von Italien aufſchwang, die Eroberung Galliens durch die Franken und Errichtung eines Königreichs, von welchem aus auch das eigentliche Deutſchland, wo die Sachſen, Frieſen, Thüringer und Alemannen zurückgeblieben waren, eine Staatsverfaſſung und einen oberſten Herrſcher bekommen ſollte. Ludwig I. (Chlodwig), der erſte König von Frankreich, bekannte ſich zur chriſtlichen Religion, und nannte ſich: „den allerchriſtlichen und erſtgebornen Sohn der Kirche" (496). Mit ihm begann die Reihe der merovingiſchen Könige, von denen der letzte (754) ins Kloſter geſchickt wurde. Die Carolinger beſtiegen Frankreichs Thron, und immer heftiger wurden unter ihnen die Kämpfe mit den benachbarten Deutſchen, unter denen die Sachſen die gefährlichſten Feinde Frankenlands waren: da unternahm es der König dieſes Landes, Carl der Große (768 bis 814), dieſen beſtändigen Kämpfen ein Ende zu machen, die rohen Völker zur Annahme des Chriſtenthums zu nöthigen und ſie in Ein politiſches Ganze unter ſeinem Scepter zu vereinigen. Zwar fand er einen unerwarteten 30jährigen Widerſtand; doch Wittekind der Große, der Sachſen Herzog, unterwarf ſich ihm endlich, ließ ſich, um das Blut ſeiner Sachſen zu ſchonen, das Carl nicht ohne Grauſamkeit in Strömen vergoß, mit ſeinem Heere taufen, und die große fränkiſche Monarchie, welche Gallien, Italien und Deutſchland bis an die nördliche See umfaßte, ward gegründet. Doch die franzöſiſche Provinz Deutſchland erhob ſich zu einem ſelbſtſtändigen Reiche, als nach Carls, des erſten occidentaliſchen Kaiſers (nach Auguſtulus Sturz), Tode ſeine Söhne nach heftigem Kampfe die ungeheure Erbſchaft theilten. So ward Ludwig (der Deutſche) durch den Tractat von Verdun der erſte König der Deutſchen (843) bis 876). Damals hatte Deutſchland den Rhein zur Gränze, und beſaß noch Speier, Worms und Mainz mit ihren Gebieten auf dem linken Rheinufer; ſeine innere Verfaſſung, fränkiſchen Urſprungs, blieb ihm. Unter ſeiner Regierung entſtanden die Markgrafen und die Burgen, als Sicherheitsanſtalten gegen die Einfälle der Normänner und Wenden. Er vergrößerte das Gebiet durch Cöln, Trier, Aachen, Utrecht, Metz, Straßburg, Baſel und mehrere Ortſchaften und Theile des linken Rheinufers, die ihm aus der Erbſchaft ſeines Neffen Lothar II. zufielen. Ludwig ſtarb 878, und nun theilten ſeine drei Söhne, Carlmann, Ludwig der Jüngere und Carl der Dicke, ſich in ſeine Hinterlaſſenſchaft. Deutſchland hatte nun bis 887 mit Frankreich wieder einerlei Regenten. Unter dem letzten derſelben, Carl dem Dicken, war ſeines Großvaters mächtiges Reich faſt in den ehemaligen Gränzen wieder hergeſtellt; doch des Großen Geiſt, der allein dieſe Maſſe aus ſo heterogenen Theilen zuſammengeſetzt, zu-

ſammenzuhalten vermochte, war längſt entflohen, und Carl der Dicke in der Achtung ſeiner Völker ſo geſunken, daß die Deutſchen ihn 887 der Regierung für verluſtig erklärten, und ſeinen Neffen, Arnulph von Kärnthen, auf den neuerrichteten königlichen Thron erhoben. Nach mehrern harten Kämpfen mit den Slaven in Mähren, gegen die er die Ungarn, dieſeit 889 am Fuße der Carpathen als nomadiſches Volk ſich niedergelaſſen hatten, herbeirief, erwarb er ſich die Kaiſerkrone 896 durch die Beſiegung des Herzogs Berengar von Friaul. Drei Jahre darauf, 899, ſtarb Arnulph, und Ludwig das Kind, ſein Sohn, ward im ſechsten Jahre ſeines Alters König von Deutſchland. Als ſeine Regierung eigentlich beginnen ſollte, ſtarb er (911), und mit ihm erloſch das Geſchlecht der Carolinger in Deutſchland. Als Otto der Erlauchte, Herzog von Sachſen, die Königswürde ſeines hohen Alters wegen ausſchlug, ward auf ſeinen Rath Conrad I., Herzog von Franken, deutſcher König. Und ſo behauptete Deutſchland ſich als Wahlreich bis zu dem Tage, wo Franz II. die deutſche Kaiſerkrone nach der Errichtung des rheiniſchen Bundes niederlegte, und der deutſche Reichsverband für aufgelöſ't erklärt wurde. Von Conrad I. an bis jetzt läßt ſich die Geſchichte Deutſchlands (zur leichtern überſicht am ſchicklichſten) in ſieben Hauptperioden eintheilen, nämlich: I. Bis zu Rudolph von Habsburg. II. Bis zu Maximilian dem Erſten. III. Bis zum weſtphäliſchen Frieden. IV. Bis zum Reichskriege gegen die Republik Frankreich 1792. V. Bis zur Auflöſung des deutſchen Reichsverbands. VI. Von Errichtung des rheiniſchen Bundes. VII. Von ſeiner Auflöſung an. Verfolgen wir mit prüfendem Blicke dieſe Zeiträume, welche 970 Jahre umfaſſen, ſo ſehen wir Deutſchland erſt lange noch im Zuſtande des immerwährenden Schwankens, ſeine Verfaſſung in der Gewalt der Willkür, ſeine Könige mehr und minder, nach dem Maße eigener Intelligenz und phyſiſcher Kraft, in den Händen der ſich erhebenden uſurpirenden geiſtlichen und weltlichen Großen des Landes, geiſtige Cultur noch in weiter Ferne, allenthalben Kampf über ſelbſt noch nicht begriffene Rechte und Pflichten, Druck des Feudalismus und das Ankämpfen der weltlichen Macht gegen die übermüthig emporſtrebende Hierarchie, bis mit Conrads II. (1024) freiem Blick auch ein Lichtſtrahl auf den dunkeln Schauplatz fiel. Die Lehnsverfaſſung ordnete er genau durch eine neue Conſtitution, und ſtellte dem wilden Fauſtrechte durch die Sanction des Gottesfriedens den erſten Damm entgegen. Durch Burgund vergrößerte er des Reiches Umfang. Hatte ſein Nachfolger, Heinrich III., die Hoffarth des päpſtlichen Stuhles durch Abſetzung drei auf einander folgender Päpſte gedemüthigt, ſo gewann dagegen das Syſtem der Hierarchie, das ſo einflußreich auf Deutſchland war, unter Heinrich IV. (und Pabſt Gregor VII.) um ſo mehr Feſtigkeit, als dieſer Kaiſer zu ſchwach war, der Aufſtellung des Dogma, daß alle weltliche Macht der geiſtlichen Macht und dem römiſchen Stuhle unterworfen ſey, und den für die Rechte des kaiſerlichen Thrones ſo unendlich nachtheiligen Einflüſſen deſſelben, zu widerſtehen. So ſollte alſo der Thron Deutſchlands päbſtliches Lehen, der Papſt oberſter Richter des Kaiſers und Vicarius des Reichs ſeyn. Gregors endliche Abſetzung war nur Strafe für ſeine Perſon; die von ihm ausgeſprochenen Grundſätze hatten ſchon zu tiefe Wurzeln geſchlagen, und als eine Folge davon muß man es betrachten, wenn

Deutſchlands Edle in noch nicht genug befriedigter Kampfbegierde gern den Weg betraten, den ihnen die Kirche zeigte — nach Paläſtina zum heiligen Grabe. Doch gehörten die Kreuzzüge zum Weſentlichſten im Gange der Culturgeſchichte Deutſchlands, wie überhaupt Europens. Der Deutſche lernte die wirkliche Welt außer ſeinen Gränzen kennen, und Vieles ward dadurch für die folgende Zeit, bis auf den heutigen Tag, vorbereitet. So entſtanden bei dieſer Veranlaſſung zu Bündniſſen auf Blut und Tod die erſten Ritterorden, die Johanniter, die Tempelherren und die deutſchen Ritter, deren Daſeyn nicht ohne wichtigen Einfluß noch in der neueſten Geſchichte geweſen iſt. Der Antheil, den fromme Schwärmerei an jenen Zügen hatte, ward der Stoff, aus dem die Dichtkunſt ſich entwickelte, und es würden die Minneſänger des Mittelalters uns weniger ergötzen, wenn nicht der zärtliche Kampf der Herzen, beim Scheiden zur Fahrt in das Morgenland, dem wilden Streite mit den Sarazenen um des heiligen Grabes Beſitz vorangegangen wäre. Eine neue ſchwingende Bewegung ergriff alle Verhältniſſe, und an der Spitze aller äußern Vehikel zum Keimen und Gedeihen der innern Cultur ſtand der Handel, der jetzt anfing die Producte aſiatiſchen Bodens und Kunſtfleißes auch nach Deutſchland zu bringen. Doch die mangelhafte Verfaſſung des Reichs ſtand dem Allen nur zu ſehr im Wege, und da die Kaiſer immer entweder mit mächtigen Vaſallen, oder äußern Feinden zu ſehr beſchäftigt waren, als daß ſie mehr für die innern Angelegenheiten hätten thun können, ſo ſchloß man Privatvereine zur Selbſthülfe und Sicherſtellung wider Freibeuter zu Lande und zur See. So entſtand unter Kaiſer Friedrichs I. (Rothbart) Regierung die Hanſa, in deren Conſtitution man die erſten Grundlinien der künftigen Handlungspolitik erkennt, obgleich Friedrich wenigſtens etwas durch Errichtung des Landfriedens, der alle Befehdungen auf dreitägige Vorherkündigung beſchränkte, hatte thun wollen, den der vierte ſeiner Nachfolger, Friedrich II. (der zuerſt ſich auch König von Jeruſalem nannte), noch mehr befeſtigte, indem er zugleich die Landeshoheit der Stände in ihren Beſitzungen ſanctionirte, aber auch zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten, während er abweſend ſeyn würde, einen Hofrichter ernannte. Die nach und nach ſich ausgebildeten reichsſtändiſchen Rathsverſammlungen in Reichsangelegenheiten wurden von den Ständen nachgeahmt, indem ſie die Syndici der Städte, die Vorſteher der Klöſter und die innerhalb ihrer Beſitzungen befindlichen Gutsbeſitzer ebenfalls zuweilen zur gemeinſamen Berathung wichtiger Landesangelegenheiten beriefen, woraus die Land- und Ausſchußtage ſich allmälich gebildet haben. Friedrichs Charaktergröße wirkte wohlthätig auf ganz Deutſchland, nur war er zu ſehr in Italien beſchäftigt, wo der Papſt ihm eine ſtarke Oppoſition entgegenwarf, und vorzüglich wurde alles Gute, von ſeiner Seite für das Ganze berechnet, durch die zahlloſen und mächtigen Feinde geſtört, welche ſeine Familie, die Hohenſtaufen, hatte. Hierin lag der Grund zu dem großen Zwiſchenreiche, welches nach Friedrichs II. Tode (1250) eintrat. Sein Sohn, Conrad IV., ſchon 1237 zum Könige gewählt, hatte mit den vom Pabſte ihm entgegengeſetzten Gegenkönigen, Wilhelm von Brabant, Alphons von Caſtilien und Richard von Cornwallis, zu kämpfen, und mit ſeiner perſönlichen Erhaltung ſo viel zu thun, daß er es geſchehen laſſen mußte, daß in dem anarchiſchen Zuſtande des Reichs alle Verträge

gebrochen, die Geſetze verhöhnt, und die Gräuel des wieder ein-reißenden Fauſtrechts mit vorheriger Schamloſigkeit ſelbſt von dem niedern Adel geübt wurden. Die Ritterſchaft in Schwaben, Franken und am Rheine uſurpirte ihre Unmittelbarkeit, und Schwaben und Franken hatten keine Herren. Und ſo ging Alles, was Friedrich II. für Verfaſſung, für Künſte und Wiſſenſchaften, die er durch Lehrer aus allen Gegenden cultiviren ließ, gethan hatte, faſt gänzlich wieder unter. Der letzte Sprößling der Hohenſtaufen, Conradin von Schwaben, ward durch Carl von Anjou auf dem Schaffot geopfert, und die Beſſern und Gedrückten blickten mit ſorgenvollem Herzen umher, nach einem Erretter aus der Gefahr, fürchtend, in der Verwirrung die Beute eines Mächtigern zu werden. Da führte das Schickſal Rudolph I., Grafen von Habsburg, auf Deutſchlands Thron, und die kräftige Hand dieſes großen Fürſten brachte bald wieder, wenn auch durch harte Maßregeln, Ordnung in das Ganze. Des Adels Raubſchlöſſer wurden zerſtört, das Fauſtrecht faſt gänzlich abgeſchafft und das Intereſſe der gegen die kaiſerliche Macht immerfort anſtrebenden großen Fürſten durch Verheirathungen mit weiſer Politik unmittelbar an den Thron geknüpft. Öſterreich, Steiermark und Krain eroberte er von Ottokar, der Böhmen König, und ward der Stifter einer Dynaſtie, die noch jetzt im weiblichen Stamme auf Öſterreichs Throne herrſcht. Er ſtarb 1291. Albrechts von Öſterreich, Rudolphs zweiten Nachfolgers, Regierung ward wichtig durch die während derſelben errungene Freiheit der Schweizer. Unter Heinrich VII. (von Luxemburg) erhob ſich der berühmte Streit zwiſchen den Guelfen und Gibellinen, als fortgeſetzter Kampf der hohenſtaufiſchen Erben gegen den Papſt. Heinrich zog nach Italien zur Vermittelung, und eine neue Gefahr drohte der innern Ruhe und Geſetzmäßigkeit in Deutſchland. Als ihn in Italien der Tod ereilte, ſah das arme verlaſſene Reich abermals zwei Könige, Friedrich von Öſterreich und Ludwig von Bayern, an ſeiner Spitze, die mit wüthender Erbitterung ſich bekämpften. Ludwig ſiegte, erhielt auch die Kaiſerkrone vom Papſte, konnte aber neue heftige Irrungen mit dem heiligen Vater nicht verhüten, der ganz Deutſchland mit dem Interdict belegte. Da ſchloſſen ſechs Churfürſten des Reichs (ausgenommen Böhmen) den Churverein von 1338, als Gegengewicht wider die päpſtliche Einmiſchung in die Königswahl; jeder Fürſt, der die Stimmenmehrheit künftig für ſich haben würde, ſollte ohne Widerſpruch König ſeyn. Carl IV., König von Böhmen, Heinrichs VII. Enkel, ſchon bei Ludwigs Leben zum Gegenkönig gewählt, ward Alleinherr, als auch der ſich ihm entgegenſtellende Gegenkönig, Günther von Schwarzburg, geſtorben war. Er vermehrte die königlichen Einkünfte durch Einführung des Briefadels, und gab dem Reiche ein organiſches Geſetz in der goldenen Bulle (1356), welches die Königswahl, das ausſchließliche Wahlrecht der ſieben Churfürſten, zu Mainz, Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Sachſen und Brandenburg; die Primogenitur in den Churländern, die Untheilbarkeit derſelben, das pfälziſche und ſächſiſche Vicariat, das den Churfürſten ertheilte jus de non appellando und das Ceremoniel der Wahl und Krönung feſtſetzte, auch die Aufhebung des Fauſtrechts gebot. Jetzt ſchlugen neue Funken für Deutſchlands wiſſenſchaftliche Cultur und Geiſtesfreiheit: die Univerſität Prag ward geſtiftet, und Wicleff erhob

ſeine Stimme gegen die päpſtliche Hierarchie. Doch die den Deutſchen urſprünglich eingepflanzte Begierde, mit Arm und Schwert ſich Recht zu ſchaffen und erfahrne Beleidigung auf der Stelle, ohne der Rechtsgelehrten weiſe Sprüche, ſelbſt zu rächen, behielt noch lange die Oberhand, und unter Wenzel, Carls unähnlichem Sohne, erhob das Fauſtrecht aufs neue ſein Haupt, und mehr als je. Drei Gegenkönige, Ruprecht von der Pfalz, Sigismund (ſein eigner Bruder) und Jobſt von Mähren, wurden Wenzeln gegenübergeſtellt. Sigismund blieb König nach Wenzels Tod. Der Zeitraum ſeiner Regierung umfaßt das Concilium zu Coſtnitz, den Prozeß und die Hinrichtung des edlen Huß, der in Deutſchland in Wiclefs Fußtapfen trat, und den Ausbruch des Huſſitenkriegs in Böhmen, Meißen, Franken und Bayern. Mit dem großen Plane ſchwanger, dem Fauſtrechte mit Einem Schlage ein Ende zu machen, und eine beſtimmte Territorial-Eintheilung des Reichs in ſechs Kreiſe einzuführen, ſtarb ſein Nachfolger, Albrecht II. von Öſterreich, zu früh für Aller Hoffnungen und Wünſche. Noch wichtiger ſollte Friedrichs III. Regierung werden; zwar nicht durch ihn, den ſchwachen, kurzſichtigen Monarchen, aber durch die Aufnahme der Wiſſenſchaften, durch Stiftung mehrerer Univerſitäten, durch die Entdeckung Amerika's erhielt ganz Europa, und mit ihm Deutſchland, friſche Kräfte und neue Tendenzen. In ſo größerem Widerſpruche ſtanden hiermit das noch immer waltende Fauſtrecht und die Willkür der Großen, die ſich unter andern in dem mächtigen Bunde der ſchwäbiſchen Städte ausſprach, wenn auch der Drang der Umſtände ihn rechtfertigen mochte. Mehr als je that es Noth, daß ein Fürſt von Muth, Kraft und Intelligenz Deutſchlands Thron beſtieg. Er ward gefunden in Friedrichs Sohn, Maximilian I. Den vorherrſchenden dringenden Wunſch aller Stände, beſonders der arg bedrückten Städte, ewige Vernichtung des Fauſtrechts, erfüllte er durch die Errichtung des ewigen Landfriedens. Zugleich ward ein Kammergericht organiſirt und eine Kammergerichtsordnung publicirt, ein Reichsregiment und Reichshofrath conſtituirt, und Deutſchland erſt in ſechs Kreiſe, nämlich: den bayerſchen, ſchwäbiſchen, fränkiſchen, oberrheiniſchen, niederrheiniſchen, weſtphäliſchen und niederſächſiſchen, eingetheilt, wozu in der Folge noch der öſterreichiſche und burgundiſche, der churrheiniſche und oberſächſiſche Kreis kamen, ſo daß ihre Anzahl auf zehn ſtieg. Den Glanz der Krone vermehrte Maximilian, indem er zuerſt den Titel erwählter römiſcher Kaiſer annahm, ja er hatte ſogar den Gedanken, den päbſtlichen Stuhl zu beſteigen; nur der Cardinäle ſchnelle Wahl nach Julius II. Tode verhinderte ihn daran. Das Juſtizweſen erhielt feſtere und beſtimmtere Formen und einen neuen Gang durch die organiſirten Hofgerichte und Kreistage; eine Polizeiverordnung ward eingeführt und das Poſtweſen (1516) eingerichtet. Das Kriegsweſen erhielt eine neue Organiſation, die Truppen wurden in Fähnlein und Regimenter eingetheilt, höhere militäriſche Würden geordnet und das grobe Geſchütz vervollkommnet. Die Stiftung der Univerſität Wittenberg aber, und der in Maximilians letztes Jahr noch fallende Beginn der Reformation beſchließt die Reihe der ſo höchſt wichtigen und für Deutſchland ſo unendlich folgenreichen Ereigniſſe unter Maximilians Regierung, der am 12. Januar 1519 ſtarb.

Seinem Nachfolger, **Carl V.** (Maximilians Enkel und König von Spanien), wurde eine, als künftiges Reichsgrundgeſetz entworfene **Wahlcapitulation** vorgelegt, die er beſchwören mußte; doch der ihm angeborne despotiſche Charakter verletzte ſie faſt bei jedem Schritte, den er that. D. **Martin Luthers** Reformationswerk machte reißende Fortſchritte; der Bauernkrieg unter Thomas Münzers Anführung verbreitete Unheil; des Landgrafen Philipp von Heſſen und des Churfürſten von Sachſen Bündniß zum Beſten der Reformation wirkte für das Gelingen derſelben; die feierliche Proteſtation der Anhänger der neuen Lehre erfolgte, der Bund der evangeliſchen Fürſten, geſchloſſen zu Schmalkalden (1531), hatte **den erſten Religionsfrieden** zur Folge; doch brach der ſchmalkaldiſche Krieg aus. Die wittenbergiſche Capitulation entſchied über das Schickſal des unglücklichen Churfürſten Johann Friedrich von Sachſen, die erneſtiniſch-ſächſiſche Linie verlor die Churwürde, das **Interim** geſtattete den Proteſtanten den Kelch im Abendmahle und die Prieſterehe, bis endlich im Vertrage zu Paſſau (am 31. Juli 1552) Carl V., durch des Churfürſten Moriz Verein mit Frankreich und den Gliedern des ſchmalkaldiſchen Bundes gezwungen, den Proteſtanten **völlige Gewiſſensfreiheit und bürgerliche Gleichheit mit den Catholiken** zuſicherte, und auf die Baſis dieſes Vertrags der gänzliche **Religionsfriede** zu Augsburg abgeſchloſſen wurde. In Hinſicht auf Deutſchlands innere Verfaſſung ernannte Carl ſchon auf ſeinem erſten Reichstage in Worms das Reichsregiment und erneuerte die Geſetze wegen des Landfriedens und Kammergerichts; auch wurde hier die Reichsmatrikel emanirt, welche das Contingent zur Reichsarmee beſtimmte, das in der Folge oft bis auf das Drei- und Fünffache erhöht wurde. **Carl**, in deſſen Staaten die Sonne nicht unterging, reſignirte endlich, der Laſt des Thrones müde, und ſtarb 1558 in einem ſpaniſchen Kloſter. Mit **Ferdinands I.** (Carls Sohn) Thronbeſteigung ward die Wahlcapitulation revidirt, der Religionsfriede ihr einverleibt, das tridentiniſche Concilium (1545 eröffnet) beſchloſſen, und damit zugleich eine ewige Kluft zwiſchen den Catholiken und Proteſtanten befeſtigt, welche die augsburgiſche Confeſſion, dieſe Trophäe des glorreichſten Sieges über Hierarchie und Aberglauben, als Unterpfand ihrer Glaubensſicherheit beſaßen. Der päpſtliche Stuhl, tief gekränkt durch dieſe Ägide, hinter welcher Luther und die Seinigen in ſicherer Ruhe ſich befanden, bot Alles auf, um nur einen feſten Punkt in Deutſchland ſich zu erhalten, und fand die Mittel in den immerwährenden Nunciaturen zu Wien, Brüſſel und Cöln, und dann in der Verbreitung des ſchon 1540 geſtifteten Ordens der Jeſuiten, welche er gleichſam als geiſtliche Soldaten gegen den Proteſtantismus gebrauchte. Ferdinand erließ auch **eine Reichshofrathsordnung**. Seines Nachfolgers, **Maximilians II.**, Regierung ward unfreundlich bezeichnet durch die kirchlichen Streitigkeiten unter den Proteſtanten, die Widerſprüche zwiſchen **Melanchthon** und **Calvin**, die Erſcheinung der *Formula Concordiae*, durch welche die Trennung der Reformation von den Lutheranern vollendet wurde, und endlich durch die **grumbachiſchen Händel**. Unter ſeinem Sohne, **Rudolph II.**, ward allmälich der ſchreckliche dreißigjährige Krieg in der Errichtung der **Union** und der **Ligue** vorbereitet; die Utraquiſten in Böhmen erhielten in dem ſogenannten Majeſtätsbriefe die freie Re-

ligionsübung, die Univerſität Prag und das Recht, neue Kirchen und Schulen anzulegen, und kurz darauf, unter Matthias, greift man ſchon zu den Waffen. Ferdinand II., ein fanatiſcher Catholik, war ganz dazu geſchaffen, den glühenden Funken zur wilden Flamme zu bringen. Der dreißigjährige Krieg beginnt mit allen ſeinen Schrecken, das Blut der Union fließt in Strömen, Tilly und Wallenſtein übertreffen ſich gegenſeitig in wüthenden Schlachten, die Union ſcheint verloren, das Reſtitutionsedict, das die proteſtantiſchen Unterthanen catholiſcher Fürſten zum Catholicismus zurückführen ſoll, wird ſchon hier und da mit Gewalt vollzogen, Ferdinand glaubt am Ziele zu ſeyn, als Guſtav Adolph von Schweden, nach des Cardinals Richelieu Plan, zur Rache und Rettung erſchien. Nach ſeinem Tode trat Frankreich gegen Öſterreich auf, der große Churfürſt, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, ergriff die Sache der Proteſtanten als ſeine eigene, Banner und Torſtenſon, Wrangel und Turenne erkämpfen ſich Ruhm, und der weſtphäliſche Friede (1648) gab dem erſchütterten Continente nach dreißig ſchrecklichen Jahren die langentbehrte Ruhe wieder. Noch bevor Brandenburg ſich einmiſchte, hatte Ferdinand II. ſeinem Sohne, Ferdinand III., durch ſeinen Tod Platz gemacht, und dieſer mußte nun, als der von Frankreich und Schweden Beſiegte, dem Geſetze dieſes Friedens ſich unterwerfen, welcher, außerdem daß völlige Gleichheit und Gewiſſensfreiheit der Catholiken und Proteſtanten, mit Einſchluß der Reformirten, und freie Religionsübung ſtipulirt wurde, auch die Unabhängigkeit der freien Schweiz und der Niederlande anerkannte. Für das Haus Pfalzbayern wurde die achte Churwürde errichtet, und jeder intereſſirte Theil erhielt ſeine Entſchädigungen. Unter die großen Folgen dieſes Friedens, welcher Deutſchlands Verfaſſung beſonders durch ſcharfe Abſcheidung in den Verhältniſſen der allgemeinen Reichsverwaltung conſolidirte und mit allem Recht ein Actenſtück des europäiſchen Völkerrechts genannt werden kann, der die politiſche und militäriſche Macht verhältnißmäßig vertheilte, gehörte auch die Einſchränkung des hanſeatiſchen Bundes, dem nur noch Hamburg, Bremen und Lübeck übrig blieben, die Beibehaltung ſtehender Heere und ein ausgebildeteres Beſteuerungsſyſtem. So gedieh denn die ſchon mit Luther angebrochene Morgenröthe immer mehr zum lichten Tage, als Leopold I. den deutſchen Kaiſerthron beſtieg, unter welchem der Reichstag von 1663 an permanent wurde. So friedlich Leopold geſinnt war, ſo ſah er ſich doch in mehrere Kriege mit der Türkei und Frankreich verwickelt; das Ende des ſpaniſchen Succeſſionskrieges erlebte er nicht. Für den Herzog von Hannover errichtete er die neunte Churwürde. Unterdeſſen hatte Preußen ſich zum Königreiche erhoben, und erhielt ein vermehrtes Gewicht in den Angelegenheiten Deutſchlands. Leopolds Bruder, Kaiſer Joſeph I., ſetzte den ſpaniſchen Krieg fort, und ſprach über die Churfürſten von Bayern und Cöln die Acht aus, da ſie Frankreich angehangen hatten. Doch unerwartet ſchnell, an den Blattern, ſtarb Joſeph im 33ſten Jahre ſeines Lebens, und ſein Bruder, Carl VI., folgte ihm in der Kaiſerwürde. Der bald erfolgende utrechter und der auf ſeine Baſis abgeſchloſſene Friede zu Raſtadt und Baden (1714) machte Carls fortgenährten Entwürfen auf die Vereinigung der ſpaniſchen Krone mit der deutſchen ein Ende. Doch gelang ihm die Errichtung der pragmatiſchen

Sanction, dieſes berühmten öſterreichiſchen Hausgeſetzes zur Beſtimmung der Erbfolge. Der Friede von Wien beendigte den Krieg wegen der polniſchen Königswahl (1735) günſtig für Sachſen, und der Friede zu Belgrad (1739) den gegen die Türken, worin Öſterreich ſich zu Abtretungen verſtehen mußte. Mit Carls VI. Tode (1740) erloſch der Mannsſtamm der habsburgiſchen Dynaſtie, und ſeine Tochter, Maria Thereſia, übernahm die Regierung der Erbſtaaten. Aber Churfürſt Carl Albrecht von Bayern trat gegen ſie als Prätendent des öſterreichiſchen Erbes, und 1742 unter dem Namen Carl VII. als deutſcher Kaiſer auf. Der daraus entſtandene achtjährige öſterreichiſche Succeſſionskrieg ward nach Carls VII. Tode (1745) durch den Frieden zu Füßen (1745) glücklich für Maria Thereſia geendigt, welche unterdeſſen auch die beiden ſchleſiſchen Kriege mit Friedrich II., dem Großen, geführt. Am 15. September 1745 ward ihr Gemahl, Franz I., zum deutſchen Kaiſer gewählt. Der hubertsburger Friede (1763) beendigte den für Deutſchland verderblichen ſiebenjährigen Krieg. Franz des I. großer Sohn, Joſeph II., folgte ſeinem Vater in der Kaiſerwürde (1765). Seine erſten Arbeiten waren eine Reviſion des Juſtizweſens und des Kammergerichts; dieſen folgte die Aufhebung des Jeſuiterordens (1773). Der bayerſche Erbfolgekrieg unterbrach die ſchöne Ruhe, doch nur auf ein Jahr; der Friede zu Teſchen endigte ihn. Die Aufhebung der Klöſter, das Toleranzedict vom 13. October 1781, die erweiterte Preßfreiheit gehören unter die ſchönſten Diamanten in Joſephs Krone. Die Unruhen in Belgien und der erneuerte Türkenkrieg beunruhigten den edeln Kaiſer gegen das Ende ſeiner Regierung noch ſehr, und er ſtarb (am 20. Febr. 1790) mit vielen Sorgen im Herzen. Leopold II., welcher nach geſchehener Reviſion und Abänderung der Wahlcapitulation zum Kaiſer gewählt wurde, ſchloß auf Preußens Dazwiſchenkommen mit der Pforte Friede. Schon im erſten Jahre ſeiner Regierung thürmte jenſeit des Rheins ſich das Gewitter auf, das Deutſchland den Untergang brachte. Die franzöſiſche Revolution brach aus. Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen beſprachen ſich zu Pillnitz und alliirten ſich zu Berlin zur Aufrechthaltung der Integrität und der Verfaſſung des deutſchen Reichs. Da ſtarb plötzlich Leopold (am 1. März 1792), und ſein Sohn, Franz II., trat in ſeinen Vertrag mit Preußen ein. Nachdem an Öſterreich von der franzöſiſchen Nationalverſammlung der Krieg erklärt worden war, beſchloß auch das deutſche Reich (am 23. Nov. 1792) den Krieg. Bald aber ſchloſſen Preußen und mehrere deutſche Fürſten Separatfrieden mit der neuen Republik, und zwiſchen Öſterreich und Frankreich wurde am 17. Oct. 1797 der Friede zu Campo Formio unterzeichnet. Mit dem deutſchen Reiche wurde der Friede zu Raſtadt unterhandelt; aber noch vor der Beendigung dieſer Verhandlung brach der Krieg aufs neue los. Der Friede von Lüneville (am 9 Febr. 1801) beſtimmte den Rhein zur Gränze Frankreichs und Deutſchlands, welches dadurch über 1200 Quadratmeilen Land und faſt vier Millionen Menſchen verlor. Es hatte nun gegen Frankreich die Gränze wieder, die es unter Ludwig dem Deutſchen (843) gehabt hatte. Öſterreichs Beherrſcher, in der Ahnung der ſchwangern Zukunft, conſtituirte ein erbliches Kaiſerthum Öſterreich, während Frankreichs erſter Conſul, Bonaparte, als Napoleon I. zum Kaiſer der Franzoſen

erklärt wurde. Bald traten Öſterreich und Rußland vereint wieder gegen den aufſtrebenden Nachbar auf, und der Friede von Preßburg (am 26. December 1805) endigte dieſen Krieg, an welchem drei Stände des deutſchen Reichs, Bayern, Wirtemberg und Baden, als Alliirte Frankreichs, Theil genommen. Noch in demſelben Jahre, am $\frac{1}{1}\frac{2}{7}$. Juli 1806, ſagten ſechszehn deutſche Fürſten ſich vom Reichsverbande los, und errichteten einen Verein, deſſen Conſtitutionsacte in Paris entworfen und durch den franzöſiſchen Geſchäftsträger Bacher zu Regensburg der allgemeinen Reichsverſammlung am 1. Aug. publicirt wurde. Sie unterwarfen ſich durch dieſe Acte dem franzöſiſchen Kaiſer, als ihrem Protector, und nannten ihren Verein „den Rheinbund." Dieſer entſcheidende Schritt foderte unumgänglich einen zweiten. Napoleon hatte erklärt: „daß er dieſen Fürſtenbund als eine Ergänzung des preßburger Tractats betrachte; der Reichstag habe längſt aufgehört, einen Willen zu haben; durch Hannovers Vereinigung mit Preußen ſey ein Churfürſtenthum aufgehoben worden und ein nordiſcher König habe eine Reichsprovinz ſeinen übrigen Staaten einverleibt; er erkenne alſo die Exiſtenz der deutſchen Conſtitution nicht mehr an, dagegen aber die volle unumſchränkte Souverainetät eines jeden der Fürſten, deren Staaten das heutige Deutſchland ausmachen, und er wolle mit ihnen in die nämlichen Verhältniſſe treten, wie mit den übrigen unabhängigen Fürſten Europa's." Als Folge dieſer Erklärung erſchien vom Kaiſer Franz am 6. Auguſt die Abdications-Urkunde, worin er auf die deutſche Kaiſerkrone verzichtete, die Reichsregierung niederlegte und ſeine deutſchen Erbſtaaten von dem deutſchen Reichskörper für getrennt erklärte, zugleich aber die Reichsdienerſchaft den ehemaligen Ständen des aufgelöſ'ten Reiches empfahl. Und hier iſt das Ende der deutſchen Reichsgeſchichte, und der Beginn der Geſchichte des rheiniſchen Bundes. Noch war das erſte Jahr des Bundes nicht verfloſſen, als ſeine Contingente mit Frankreich vereint, an der Saale, der Elbe, Oder und Weichſel ſchlugen. Als der Friede von Tilſit geſchloſſen war, ſahe der Bund durch den Beitritt von eilf Fürſtenhäuſern aus dem nördlichen Deutſchland ſich erweitert. Alte Fürſtenhäuſer wurden verdrängt, und ein franzöſiſcher Thron ward in Deutſchland errichtet. Vier Könige, fünf Großherzoge und 25 Herzoge und andere Fürſten waren nun von dem neu gewobenen Bande umſchlungen. Der Friede von Wien (am 14. Oct. 1809) vergrößerte des Bundes Umfang und Macht. Die nordweſtlichen Beſtandtheile aber ſo wie die Hanſeſtädte, Hamburg, Bremen und Lübeck, wurden mit Frankreich vereinigt. Im Jahr 1812 begann endlich der große Krieg, der Frankreichs Heeresmacht von Rußlands weitentlegener Hauptſtadt bis zur Vertheidigung ſeiner eigenen drängte, und das bedrückte Deutſchland zur Sicherung ſeiner Freiheit und eines dauernden Friedens bewaffnete. I.

Devalvation der Münze nennt man die Herabſetzung zu hoch ausgeprägter Münzen auf ihren wahren und eigentlichen Werth, wodurch ſie alſo einen geringern Zahlwerth erhalten, als das Gepräge beſagt, oft auch Herabſetzung überhaupt oder die Setzung außer Cours. Jedem Staate ſteht es frei, Schrot und Korn ſeiner Münze und den äußern Zahlwerth derſelben zu beſtimmen; er kann alſo Schrot und Korn in ein Mißverhältniß zu dem Zahlwerthe bringen, aber nur innerhalb der Gränzen ſeines Gebiets kann er den Cours

gebieten. Der fremde Staat, welcher durch Einführung von Geld, welches gegen das ſeine geringhaltiger wäre, im Handel offenbar verlieren würde, wenn er es nach dem äußeren Zahlwerthe nehmen ſollte, kann daher entweder ſolches Geld ganz verbieten, oder nach erfolgter Prüfung des Gehalts den Zahlwerth deſſelben herabſetzen. In Deutſchland iſt der Conventionsfuß der Maßſtab. S. Münzfuß. dd.

Deviſe. Niemand wird hier wohl zunächſt an die vom Zuckerbäcker verfertigten Figuren denken, in denen ein Zettelchen mit einem, ſo der Himmel will, witzigen Einfall ſteckt. Die Deviſen, welche wir hier meinen, ſind Wahlſprüche, meiſt ſinnbildlich ausgedrückt und dargeſtellt. Aus den Sinnbildern, denen man nachher zur größern Deutlichkeit eine Aufſchrift beifügte, ſind ſie hervorgegangen, und beſtehen auch aus zwei Theilen, einer ſinnbildlichen Figur, welche man den Körper, und einem beigefügten paſſenden Wahlſpruch, den man die Seele der Deviſe nennt. Wenn Marmontel ſagt, ſie ſey eine Erfindung der Chevalerie, ſo hat er ſchwerlich daran gedacht, daß in des Äſchylus Tragödie: die ſieben Helden vor Theben, alle dieſe Helden mit Deviſen auf ihren Schilden erſcheinen. Zur Zeit der Chevalerie war es freilich Sitte, daß alle Ritter ſo auftraten, auf allen Wappenſchilden waren welche, und auf allen Turnieren erſchienen ſie, ſo daß der Graf Theſoro wohl Recht hatte, ſie die Philoſophie des Edelmanns, die Sprache der Helden zu nennen. Daß nachher auch die Galanterie zu angenehmen Schmeicheleien ſich ihrer bediente, lag in dem Ritterthume ſelbſt, und manche Deviſe auf einem Schild war ſogar nichts weiter als eine Galanterie. Bei Feſten aller Art ſah man ſie auf Triumphbogen, Fahnen und Tapeten, in Grotten und auf Schiffen. Nicht ſelten ſprach ſich auch das Gefühl in ihnen aus, z. B. in der Deviſe einer jungen Witwe, die zum Sinnbild einen der Blüthen, Blätter und Früchte beraubten Orangenbaum, und zur Aufſchrift die Worte gewählt hatte: Was können Erd und Himmel mir noch nehmen! Sie wurden auch häufig an Gebäuden, z. B. an Thüren und Decken, angebracht, und waren im 16ten Jahrhundert vorzüglich in Italien im Gebrauche. Von Paulus Jovius ſagt man, daß er 1560 die Kunſt der Deviſen einer Theorie unterworfen. Dieſe Theorie kann ſehr kurz ſeyn: der Körper der Deviſe ſey einfach, beſtimmt, ſpreche ſich ſelbſt aus (denn er ſoll Sinnbild ſeyn), edel, der Phantaſie gefällig, die Seele paſſe zu dem Körper, die Inſchrift ſey kurz, gedrängt, ſinnreich und angemeſſen. — Noch wird das Wort Deviſe jetzt häufig im Geſchäftsſtyl der Banquiers und Kaufleute bei Wechſelgeſchäften gebraucht, um damit eine gewiſſe Gattung Papiere (Wechſel) anzudeuten; z. B. von allen Courſen iſt bloß die Deviſe Augsburg k. Sicht, oder die Deviſe London 2 Mt. dato geſucht. dd.

Devolution (die Abwälzung) heißt in der Rechtsſprache die Vererbung auf einen Andern oder der Heimfall. Unter dem Devolutionsrechte verſteht man 1. insbeſondere ein Recht, vermöge deſſen nach dem Tode des einen Ehegatten alles Vermögen an die Kinder fällt, und der überlebende Gatte nur den Nießbrauch davon erhält. 2. Das Recht, vermöge deſſen das Patronatsrecht, eine erledigte (beſonders geiſtliche) Stelle zu beſetzen, wegen Vernachläſſigung oder Verſäumniß nach einer gewiſſen Friſt für den gegenwärtigen Fall verloren geht, und auf die höhere Behörde (Biſchof, Landes-

fürſt oder ſein Conſiſtorium) zurückfällt. — Devolutionsmittel ſind ſolche Rechtsmittel, durch welche eine vor Gericht anhängige Sache von einem Unterrichter an den Oberrichter gebracht wird. Devolviren, abwälzen, auf einen Andern bringen.

Dey heißt in den nordafrikaniſchen Republiken Algier und Tripolis der oberſte Befehlshaber, welcher von der Verſammlung der höchſten Kriegsbedienten erwählt wird, und mit faſt unumſchränkter Macht herrſcht. In Tunis führt er den Namen Bey.

Diăconus, Diacon, eigentlich Diener, beſonders Kirchendiener. Gemeiniglich heißt der zweite oder dritte Prediger an einer Kirche Diaconus. Im letztern Falle heißt der erſte Hülfsprediger Archidiaconus. Das Diaconat iſt die Stelle, die er verwaltet. Diaconiſſe, in den catholiſchen Klöſtern, die Kirchendienerin, welche z. B. die Bekleidung des Altars zu beſorgen hat. In der alten Kirche waren Diaconissae betagte Frauen, deren Amt darin beſtand, daß ſie andere, die ſich taufen laſſen wollten, unterrichteten, den Kranken Hülfe leiſteten, in den Verſammlungen den Frauen ihren Platz anwieſen u. dergl. m. Diaconicon heißt in der griechiſchen Kirche die Collecte, die der Diaconus ſingt, auch das Buch, worin deſſen Verrichtungen ſtehen.

Diadem, eine Stirnbinde, die, nach Einigen, Bacchus erfunden haben ſoll, um Kopfweh, die Folgen der Trunkenheit, zu lindern (vielmehr wohl hatte er ſie, weil er aus dem Orient, Indien, kam), und die nachher ein auszeichnender Schmuck der Könige wurde, weßhalb Diadem und Krone oft als gleichbedeutend zur Bezeichnung der königlichen Würde gebraucht werden, ungeachtet die Form beider weſentlich verſchieden iſt. Das bacchiſche Diadem, das man oft an antiken Darſtellungen, zumal des indiſchen Bacchus, ſieht, und das auch Kredemnon heißt, beſtand aus einer, die Stirn und Schläfe umwindenden, breiten, gefalteten Binde, hinten geknüpft, mit herabhängenden Enden. Aus einander gefaltet bildete es einen wirklichen Schleier, und heißt darum bei den Griechen auch öfters Kalyptra, d. i. Schleier. Nachher wurde es noch mehreren Gottheiten außer dem Bacchus und den Perſonen in deſſen Gefolge zugegeben, und kam von dieſen auf die Könige. In den älteſten Zeiten war es ſehr ſchmal; Alexander der Große nahm das breite Diadem der perſiſchen Könige an, deſſen Enden auf die Schultern herabfielen, und ſeine Nachfolger behielten dieſes Zeichen der königlichen Würde bei. Auf den Münzen ſieht man auch Königinnen mit dem Diadem, welchem ein Schleier beigefügt iſt. Die erſten römiſchen Kaiſer enthielten ſich dieſes Schmuckes, weil er dem Volke, das die Republik doch noch nicht ganz vergeſſen hatte, verhaßt war. Conſtantin der Große war der erſte, der ſich deſſelben wieder bediente und es noch mehr ausſchmückte. Seit dieſer Zeit wurde es mit einer einfachen oder doppelten Reihe von Perlen und Edelſteinen verziert, wodurch es einige Ähnlichkeit mit einem türkiſchen Bund erhielt, mit dem man es ſonſt nicht verwechſeln darf. Die Mode nennt einen ähnlichen Kopfputz der Damen ſo. dd.

Diagnŏſis, Diagnōſe, in der Heilkunſt, iſt die Erkenntniß und Beſtimmung der Krankheit aus den vorhandenen Anzeigen und Zufällen. Diagnoſtik iſt die Kunſt, ähnliche Krankheiten von einander zu unterſcheiden und jede richtig zu beſtimmen. Diagnoſtiſch, anzeigend, zur Erkenntniß einer Krankheit dienlich; ein

diagnoſtiſcher Umſtand, d. h. ein ſolcher, aus welchem ſich die Natur der Krankheit oder der Sitz des Übels genau erkennen läßt.

Diagonäl=Linie, Diagonäle, heißt die gerade Linie, die in einer vierſeitigen Figur von der Spitze des einen Winkels bis zu der Spitze des andern entgegengeſetzten gezogen wird.

Diägoras aus Melos, mit dem ſpätern Beinamen der Atheiſt, Philoſoph und berühmter lyriſcher Dichter. Man erzählt, daß er zuerſt ſehr abergläubiſch geweſen, aber von der Zeit an Gottesläugner geworden ſey, als ein Freund, dem er eins ſeiner Gedichte geliehen, ihm den Empfang deſſelben vor Gerichte abgeſchworen, und es für das Product ſeines Geiſtes ausgegeben habe, weil dieſen Meineid die Götter nicht ſichtbar beſtraft hätten. Dieſe atheiſtiſche Geſinnung, welche er überall durch Spott an den Tag legte, zog ihm vom Areopagus harte Verfolgung und die ſchimpflichſte Verbannung zu. Seine Schriften wurden dem Feuer übergeben. Er lebte 416 vor Chr. Geb. und ſtarb zu Corinth.

Diakuſtik, die Lehre vom Wiederſchalle der Klänge, oder die Kunſt, dieſelbe anzuwenden.

Dialect oder Mundart, d. h. die Art, wie eine und dieſelbe Sprache in verſchiedenen Gegenden geſprochen wird. Die Abweichungen der einzelnen Dialecte einer Sprache beſtehen theils in der Ausſprache, theils in gewiſſen eigenthümlichen Worten, Wendungen und Ausdrücken. So erkennt man den Brandenburger, den Sachſen, den Schwaben, den Bayer augenblicklich an ſeiner Ausſprache und an einzelnen, jedem von ihnen eigenthümlichen Redensarten.

Dialectik, der ältere Name der Logik oder Denklehre (von διαλεγεσθαι, ſprechen); weil das Denken ſich durch die Sprache darſtellt, und in dieſem Gebrauche zuerſt beobachtet und geregelt wird, wie überhaupt der Geiſt von dem Beſonderen und Concreten zum Allgemeinen fortſchreitet. Die Logik (ſ. d. Art.) war alſo früherhin, dieſem Namen zufolge, Sprechkunſt, Disputirkunſt. Als die Logik eine wiſſenſchaftlichere Form annahm, wurde die Dialectik zu einem Theile der Logik, und als angewandter Theil der Logik der Analytik entgegengeſetzt, insbeſondere derjenige Theil der Logik, welcher der Disputirkunſt zum Grunde liegt. Jetzt verſteht man darunter bloß die Disputirkunſt, bei welcher man den Gegner durch alle Arten von Gründen und Schlüſſen, auch durch Scheingründe und Scheinſchlüſſe, zu überwältigen ſucht. In der kantiſchen Philoſophie wird die logiſche, die transſcendentale und die natürliche Dialectik unterſchieden. Unter der erſten verſteht man die Logik des Scheins, d. i. die Lehre von der Entdeckung und Vermeidung des logiſchen Scheins, und von den Kriterien der Wahrheit; unter der zweiten diejenige, welche den Schein transſcendentaler Urtheile aufdeckt; unter der dritten einen Hang, wider die ſtrengen Geſetze der Pflicht zu vernünfteln und ſie unſern Neigungen möglichſt angemeſſen zu machen. Daher Dialectiker, ein Lehrer der Dialectik, oder wer die Kunſt des logiſchen Disputirens beſitzt; und dialectiſch, was ſich auf dieſe Kunſt bezieht, (z. B. dialectiſche Künſte); insbeſondere was durch künſtliche Schlüſſe täuſcht.

Diallēle, eine Art verdeckten Trugſchluſſes, oder ein ſogenannter Cirkel im Demonſtriren, in welchem der zu beweiſende Satz zugleich als ein Beweisgrund vorausgeſetzt wird. Z. B. die Höllenſtrafen ſind ewig, weil die Verſchuldungen des Sünders ewig ſind,

(indem er einen ewigen Gott dadurch beleidigt); und die Verſchuldungen ſind ewig, weil die Höllenſtrafen ewig ſind. S. Cirkel.

Dialog iſt Geſpräch, d. i. mündliche Unterredung zwiſchen mehreren Perſonen. 2. Die Geſprächsform oder der fingirte Dialog,; daher **dialogiſiren**, etwas in die Geſprächsform einkleiden. Die Philoſophen der Alten, beſonders die Griechen, liebten, vermöge der eigenthümlichen Lebendigkeit ihres Geiſtes, dieſe Form, bedienten ſich ihrer zur Mittheilung ihrer Unterſuchungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, und ſtellten entgegengeſetzte Anſichten gleichſam perſonificirt und in lebendiger Zuſammenwirkung mit hohem Kunſtſinn dar. Man erinnere ſich der **philoſophiſchen Dialogen** des Platon, welche gleichſam philoſophiſche Dramen ſind. Der ſogenannte **ſokratiſche** Dialog iſt ein in Fragen und Antworten dergeſtalt eingekleideter, daß der Befragte durch die Fragen beſtimmt wird, in ſeiner Seele ſelbſt diejenigen Vorſtellungen zu entwickeln, welche der Fragende in ihm hervorbringen will. Dieſer Dialog ſetzt bei dem Fragenden eine tiefere Kenntniß der menſchlichen Natur überhaupt, und des Befragten insbeſondere voraus. S. **catechetiſche Methode**. Übrigens gilt von dem **philoſophiſchen Dialog** mehr oder weniger, was von dem fingirten Dialog überhaupt gilt; nur mit beſonderer Hinſicht auf den Zweck des philoſophiſchen Vortrags: **Wahrheit in Begriffen** zu entwickeln. Erasmus von Rotterdam, ſpäterhin Leſſing, Moſes Mendelsſohn, Engel, Schelling haben ihn unter den Neuern bearbeitet. Im komiſchen und ſatiriſchen Dialog ahmte Wieland den Satiriker Lucian glücklich nach. Unter den Italiänern haben ſich in dieſer Form Petrarca (de vera sapientia), Machiavelli, Gelli, Algarotti und Gozzi ausgezeichnet; bei den Franzoſen, nach Saraſin und Malebranche, Fenelon; Fontenelle und St. Mard ahmten dem Lucian nach. Unter den Engländern ahmten Ge. Berkely und Rich. **Hurd** den Plato, Jac. **Harris** die Manier des Cicero nach. Werden die Worte durch Entſchlüſſe zur That, ſo daß das Geſpräch durchaus Handlung bewirkt, ſo entſteht das Dramatiſche, wobei in dem Gedankengange lebendige Bewegung und Spannung auf den Ausgang herrſcht. Man ſieht leicht, wie die Kunſt dazu kam, manches in der Form des Geſprächs darzuſtellen. Bei dieſen Darſtellungen iſt ſie an die Bedingungen der wirklichen Unterredung gebunden. Daß nicht von Unterredungen des gemeinen Lebens die Rede ſey (wofern dies nicht abſichtlich nachgeahmt wird), ſondern von Unterredungen Gebildeter, und daß alſo Verſtändlichkeit, Richtigkeit, Reinheit und Beſtimmtheit des Ausdrucks überhaupt vorausgeſetzt werden, verſteht ſich von ſelbſt. Auch bedarf es kaum einer Erinnerung, daß die Ausdrücke nicht geſucht und die Verbindung derſelben nicht ſtudirt ſeyn müſſen, indem alles den Schein des augenblicklichen Entſtehens haben ſoll, obſchon der Dialog der Kunſt allerdings gefeilter und ſtrenger ſeyn wird, als der Dialog des Lebens. Der Dialog der Kunſt ſoll ſeinen Stoff (Wahrheiten, Gefühle, Handlungen) in einer äſthetiſchen Form darſtellen, d. h. alles Einzelne ſoll auf eine wohlgefällige Weiſe ſich an einander reihen und zu einem ſchönen Ganzen verknüpfen. Sind es Wahrheiten, ſo ſollen dieſe allmälich entwickelt und von ihrer erſten Dämmerung in der Seele bis zu ihrer vollen Klarheit verfolgt; ſind es Handlungen, ſo ſollen ſie aus ihrem Keim entwickelt werden, der Entſchluß allmälich reifen und in That übergehen. Dort wie hier iſt beſtändig innere Hand-

lung, wenn gleich nicht immer äußere Begebenheit. Dieſe innere Handlung wird lebhafter 1. durch die Natur des Gegenſtandes, denn nur ein wenigſtens zweiſeitiger Gegenſtand eignet ſich für dialogiſche Behandlung, und 2. durch den Widerſtreit in den Anſichten der Unterredenden, welche wechſelſeitig ſtreben, die obwaltende Disharmonie in Harmonie aufzulöſen. Damit wir aber an dieſem Widerſtreite den vollen Antheil nehmen; ſo muß in dem Dialog als Werk der Kunſt 1. jede Perſon deſſelben ihren beſtimmten, von den übrigen Perſonen unterſchiedenen Charakter in Hinſicht auf das Erkenntniß=, Gefühls= und Begehrungsvermögen haben, und 2. dieſer Charakter durch das Ganze der Darſtellung gehalten ſeyn. Wo wir nicht mehrere redende Perſonen unterſcheiden können, da können wir auch die Rede nicht für ein wirkliches Geſpräch halten. Es folgt hieraus, daß die Gedankenfolge in dem Dialog verſchieden ſeyn müſſe von der Gedankenfolge der einzelnen Meditation, denn hier wird ſie nur durch innere, dort auch durch äußere Gründe beſtimmt, ſie hat ihre Urſachen zugleich in den Reden der übrigen Perſonen, mit denen ſie in jedem Augenblick in Wechſelwirkung ſteht. Sie ſoll ſich aber dennoch ſo natürlich an einander fügen, daß in dem Ganzen Alles dem Gange des menſchlichen Geiſtes und Herzens, nach den Geſetzen der Einbildungskraft, der Vernunft, des Gefühls, in der Situation und dem Charakter der Perſonen gemäß erſcheint. Welch ein Reichthum von Ideen, welche Lebendigkeit der Einbildungskraft, welche Gewandtheit des Witzes hiezu erfodert werden, ſpringt in die Augen. Zu einem Ganzen verkettet ſich das Einzelne, wenn alles, was geſagt wird, vollſtändig durch das Vorhergehende vorbereitet iſt. Im Drama wird der Dialog im engeren Sinne dem Monolog (Selbſtgeſpräch) entgegengeſetzt; im Singſpiele den Singſtücken, und bedeutet die Redepartien. Siehe übrigens Drama. dd.

Dialogiſch, ſ. Dialog und Drama.

Diamant oder Demant, der koſtbarſte, feurigſte und härteſte von allen Edelſteinen. Die gewöhnlichen Geſtalten, in welchen die natürlichen Diamanten gefunden werden, ſind runde und ſtumpfeckige Körner, ſeltner doppelt vierſeitige Pyramiden, oder rundliche zwölfſeitige Cryſtallen, welche niedrige ſechsſeitige Säulen, an den Enden mit drei Flächen zugeſpitzt ſind, zu ſeyn ſcheinen. Roh ſind die Diamanten mit einer erdigen Rinde überzogen, welche jedoch an denjenigen abgerieben iſt, die man im Sande der Flüſſe findet. Die polirte Oberfläche und den herrlichen Glanz erhalten ſie erſt durchs Schleifen. Die gewöhnliche Farbe eines rohen Diamanten iſt blaßgrau, welches ſich nicht ſelten ins Gelbe zieht. Manche ſehen auch citronengelb, wenige roſenroth aus, und noch ſeltner ſind die blauen und grünen. Die ſchönſten ſind ohne Flecken und einfarbig. Der Bruch iſt blättrig. An Härte übertrifft dieſer Stein alle bekannten Körper, und der härteſte Stahl kann ſeine Oberfläche nicht ritzen. Wegen der großen Dichtigkeit bricht er die Lichtſtrahlen ſehr ſtark, und wirft daher einen ſtarken vielfarbigen Glanz von ſich, beſonders, wenn man ihm durchs Schleifen viele Flächen gegeben hat. Der unübertreffliche Glanz hat vorzüglich ſeinen Werth beſtimmt. Reine Diamanten ſind geſchliffen ſo durchſichtig, wie das klarſte Waſſer und eigentlich farbenlos. Die meiſten gefärbten Diamanten ſpielen ins Gelbliche und Röthliche, und zwar von den ſchwächſten Nüancen bis zu einem ſehr hohen Gelb und Roth. Die ungefärb=

ten werden am höchſten geachtet. Die orientaliſchen oder aſiatiſchen Diamanten ſind die ſchönſten, und die berühmteſten Diamantgruben finden ſich in Viſapur, in Golconda und Decan, auch gibt es einige auf Borneo. Die amerikaniſchen Diamanten, welche in Menge in Braſilien gefunden werden, haben die Güte der orientaliſchen bei weitem nicht. Die europäiſchen ſind von noch geringerem Werthe. Deutſchland erzeugt dieſe Steine in Sachſen, Böhmen und andern Provinzen. Man findet ſie ſowohl in Felſen als Flüſſen, in die ſie durch die Gewalt des Bergwaſſers gekommen ſind. Der Werth eines Diamanten beruht nicht bloß auf ſeiner Farbe, Reinheit und Größe, ſondern auch auf ſeiner Form und der ſonſtigen Beſchaffenheit. Ein ſicherer Maßſtab allgemeiner Schätzung läßt ſich ſchwerlich angeben, da jeder Juwelirer ſeine eigne Methode hat, nach der er den Werth eines Steins beſtimmt. Der Diamant läßt ſich nur mit ſeinem eigenen Staube ſchleifen und poliren, den man Diamantbrot oder Diamantboord nennt und von den ſchlechteſten Steinen, alſo von den grauen, ſchwärzlichen und überhaupt von den trüben, nimmt, welche härter ſind als die übrigen. Dieſer Staub wird mit Baumöl angefeuchtet und auf ein ſehr glatt polirtes eiſernes oder ſtählernes Rad geſtrichen; der Diamant aber wird in einer mit Zinnloth angefüllten Hülſe befeſtigt, welche man in einen Quadranten ſteckt. Die eine Seite des Diamants wird darauf gegen das Rad gehalten und dieſes umgedreht; iſt ſie gehörig abgeſchliffen, ſo nimmt man eine andere u. ſ. f. bis der Stein fertig iſt. Die vorzüglichſten Diamantſchleifer befinden ſich in Amſterdam. Die geſchliffenen Steine theilt man in vier Sorten, nämlich in Tafelſteine (Dünnſteine), Dickſteine, womit ſonſt der Brillant geſchliffen wurde, Roſenſteine (oder Roſetten) und in Brillanten. Tafelſteine ſind oben und unten platt, und haben nur an den Seiten eine Reihe Facetten, daher ſie auch von geringerm Werthe als die andern ſind. Eine Roſette iſt unten platt und ohne Facetten, oben aber erhaben mit einigen Reihen Facetten ſternförmig geſchliffen. Der Brillant iſt unten und oben erhaben und mit Facetten geſchliffen. Dieſe ſind die koſtbarſten nicht nur der Arbeit wegen, ſondern weil dazu nur wenige Steine dienen. Halbe Brillanten oder Brillants ſind ſolche, deren unterer Theil aus Cryſtall oder einem andern Steine beſteht, welcher an den Diamanten mit Maſtix befeſtigt iſt. Unkundige können damit leicht betrogen werden, weil man die Zuſammenſetzung nicht bemerkt, wenn ſie gefaßt ſind. Ehe der Diamant ſo nach ſeinen Beſtandtheilen unterſucht war, wie er es jetzt iſt, rechneten ihn die Naturforſcher zu den Quarzen, und hielten ihn für den reinſten unter den Kieſeln. Wenn auch gleich der Großherzog Cosmus III. von Toscana am Ende des vorigen Jahrhunderts Diamanten durch Brennſpiegel, und nachher Kaiſer Franz I. durch bloßes Ofenfeuer verbrennen ließ, ſo ſchienen dieſe Verſuche doch nicht wichtig genug, um dieſen Edelſteinen eine andere Stelle unter den Mineralien anzuweiſen. Erſt durch die im Jahr 1768 von d'Arcet bekannt gemachten Verſuche, wodurch ſich ergeben hat, daß zwei Diamanten, in porzellanenen Tiegeln dem Feuer ausgeſetzt, wie Waſſertropfen verſchwanden, ward man aufmerkſamer auf die wahre Natur dieſes wunderbaren Minerals. Man ſtellte nun noch mehrere Verſuche an, und fand ſogar, daß der Diamant beim Glühen unter der Muffel mit einer Flamme umgeben war, und nach und nach verflog. Alle dieſe Verſuche führ-

ten dahin, daß der Diamant von den Steinen und Erden verſchieden ſey, und zu den brennlichen Mineralien gehöre, worunter er ein eigenes Geſchlecht ausmacht. Übrigens wird der Diamant weder vom Waſſer, noch vom Weingeiſt, noch von öligen Flüſſigkeiten, noch von den ätzenden Alkalien oder von den ſtärkſten Säuren angegriffen, ſelbſt die Flußſpathſäure nicht ausgenommen. Die Anhänger der neuern franzöſiſchen Chemie rechnen ihn zu den einfachſten Subſtanzen, und halten ihn für ganz reinen, auf eine wunderbare Weiſe verdichteten Kohlenſtoff. Außer zu koſtbaren Zierrathen, dienen auch die kleinen Spitzen deſſelben, um Glas damit zu ſchneiden. Die größten und prächtigſten Diamanten, welche man jetzt kennt, ſind 1. der des Großmoguls, 279 Karat am Gewicht und über 11 Mill. Livres am Werth. 2. Zwei in Frankreich, wovon der eine, der *Regent* genannt, 5 Mill. werth ſeyn ſoll und in der neuſten Zeit auf dem für den Kaiſer von Frankreich zu beſondern Feierlichkeiten gefertigten Schwerte als Knopf am Griffe angebracht war. 3. Der in Rußland, welchen Catharina II. mit 2,250,000 Livres und 100,000 Livres Leibrenten bezahlte, 179 Karat wiegend, und von der Größe eines Taubeneis. S. Buſch Handbuch der Erfindungen über dieſen Art. Die Kunſt ihn zu ſchneiden, ſoll ein Mailänder, in Dienſten Philipps II. von Spanien, im 16ten Jahrhunderte erfunden haben.

Diāmeter, Durchmeſſer, heißt die Linie, welche mitten durch einen Körper von runder Geſtalt gezogen wird, und nach welcher man ſeine Größe angibt. Der Durchmeſſer eines Kreiſes iſt diejenige gerade Linie, die durch den Mittelpunkt deſſelben von einem Punkt des Umkreiſes bis zum andern gezogen wird, und ſomit den Kreis in zwei gleiche Theile theilt. Halbmeſſer iſt die Hälfte dieſer Durchſchnittslinie, und daher das Stück zwiſchen dem Mittelpunkt des Kreiſes und deſſen Umfange. *Diametraliſch*, diametral, gerade durch, geradezu, z. B. *diametral* entgegengeſetzt, wie gelehrt und ungelehrt.

Diāna, bei den Griechen Artemis, eine Tochter des Jupiter und der Latona, Zwillingsſchweſter des Apollo. (S. Delos und *Delia*.) Als ſie noch Kind war, erzählt Callimachus in ſeinem Hymnus, bat ſie ihren Vater, daß er ihr vergönnen möchte, ewig *Jungfrau* zu bleiben, denn die Schmerzen ihrer Mutter hätten ihr die Liebe verhaßt gemacht. Zugleich bat ſie, daß er ihr Bogen und Pfeile, eine Stadt und alle Gebirge, 60 Oceaniden und 20 amniſche Nymphen ſchenken und ihr erlauben möchte, eine Fackel zu tragen und dem Wilde nachzujagen. Jupiter aber gewährte ihr mehr, als ſie bat. Er ſchenkte ihr 30 Städte zu ihrem ausſchließlichen Dienſt und viele andere, wo ſie gemeinſchaftlich mit andern Gottheiten verehrt werden ſollte. Nun begab ſich Artemis auf den waldigten Leukus in Creta und von da zum Ocean, wo ſie ſich eine zahlreiche Begleitung neunjähriger Nymphen auswählte. Dann ging ſie zu den Cyklopen auf der Inſel Lipara, und verlangte von ihnen einen cydoniſchen Bogen und Köcher und Pfeile. Dieſe erfüllten den Befehl der Göttin, und bewaffnet erſchien ſie jetzt in dem arkadiſchen Gebiete des Pan, der ſie mit ſchönen Jagdhunden beſchenkte. Mit dieſen fing ſie am Fuße des Berges Parrhaſius vier ſchöne Hirſche mit goldenem Geweih, ſpannte ſie vor ihren Wagen und fuhr damit zuerſt auf den thraziſchen Hämus. Auf dem Olymp in Myſien ſpaltete ſie eine Fackel von einem Baume und zündete ſie an Jupiters Blitzen an. Wenn ſie mit der Beute der Jagd beladen

nach dem Wohnſitze der Götter zurückkehrte, kamen ihr im Vorhofe Merkur und Apollo entgegen; erſterer nahm ihr die Waffen, letzterer das Wildpret ab. Die amniſchen Nymphen ſpannten die Hirſche vom Wagen, ließen ſie auf den Wieſen der Juno weiden, und gaben ihnen aus goldenen Gefäßen Waſſer zu trinken. Dann trat Artemis in den Göttersaal und ſetzte ſich neben Apollo. Wie dieſer den Wagen der Sonne, ſo lenkt ſie den Wagen des Mondes. Amor und Aphrodite verſuchen umſonſt, ſie zu beſiegen; nur Jagd, Muſik und Tanz ergötzen ſie. Ohne Schonung beſtrafte ſie die Jungfrauen, die das ihr geleiſtete Gelübde der Keuſchheit verletzten; aber noch härter ſtrafte ſie den, der die Heiligkeit ihrer eignen Keuſchheit zu beleidigen wagte. Aktäon, der ſie im Bade belauſchte, ward von ihr in einen Hirſch verwandelt und von ſeinen eigenen Hunden zerriſſen. Dennoch glückte es endlich dem ſchönen Jäger Endymion, ſie die Macht der Liebe empfinden zu laſſen. Wenn ſie des Nachts als Luna leuchtete und den ſchönen Schläfer, von der Jagd ermüdet, im Walde ſchlummern ſah, ſenkte ſie ſich aus der Höhe hernieder und küßte die Lippe des reizenden Jünglings, der ein Glück genoß, das keinem Gott und keinem Sterblichen zu Theil ward. Ungeachtet ihres Haſſes gegen die Liebe war ſie dennoch die Helferin der Kreiſenden, welche in den Wehen der Geburt ſie anriefen. Dagegen war ſie auch, wie Apollo, die Göttin des Todes. Das weibliche Geſchlecht iſt das Ziel ihrer Geſchoſſe, womit ſie die Alten und Lebensſatten ſanft erlegt, auf daß ſie dem aufblühenden Geſchlechte Raum geben. Im Zorne aber tödtet ſie, wie Apollo, durch Seuchen und Krankheiten. Beleidigungen rächte ſie ohne Barmherzigkeit. So tödtete ſie den Jäger Orion aus Neid, weil Aurora ſich in ihn verliebt hatte; desgleichen die Töchter der Niobe, weil dieſe ſie über die Latona erhob; ferner die Chiane, die ſich für ſchöner hielt als die Göttin u. ſ. w. Als der kaledoniſche König Öneus ihr zu opfern vergaß, ließ ſie ſein Land durch einen Eber verwüſten. Der Alceſtis, welche bei ihrer Vermählung ihr zu opfern verſäumt hatte, ſchickte ſie viele Schlangen in die Brautkammer, von denen Apollo ſie befreite. Mit Hülfe ihres Bruders tödtete ſie den Rieſen Tityus, als er der Latona nachſetzte. Im trojaniſchen Kriege half ſie, wie Apollo, den Trojanern, und in den Kriegen mit den Giganten und Titanen bewies ſie ſich als Heldin. Der Dienſt der Diana war in ganz Griechenland verbreitet. Sie wurde als Göttin des Mondlichts, daher ebenſowohl Nachtgöttin, zuſammenfallend mit Hecate, als auch Lucina, Lichtbringerin, Fackelträgerin, ferner Geburtshelferin (und fällt ſo mit Eileithyia zuſammen), Jägerin und ländliche Gottheit verehrt. Die Artemiſien waren ein ihr (beſonders zu Delphi) gefeiertes Feſt. Anfänglich bildete man ſie mit einem Diadem ab, nachher mit einem halben Monde auf dem Kopfe, mit Bogen und Pfeilen, den Köcher auf ihren Schultern und in einem leichten Jagdkleide, neben ihr die Jagdhunde. Ihr berühmteſter Tempel war zu Epheſus (ſ. dieſ. Art.) und wurde unter die Wunderwerke der Welt gezählt. Man verehrte ſie hier als Symbol der fruchtbringenden Natur und bildete ſie mit vielen Brüſten ab, die mit Binden umwunden waren.

Dianenbaum oder Silberbaum, eine gewächsförmige Zuſammenfügung der Silbertheilchen, welche vorher in Salpeterſäure aufgelöſ't wurden. Dianenbaum wurde er genannt, weil das Silber in der Chemie mit dem Zeichen des Mondes (Luna oder

Diana) belegt wird. Es gibt mehrere Methoden, den Dianenbaum durch chemiſche Operation darzuſtellen. Eine der kürzeſten iſt folgende: Man bereite ein kaltes Amalgama aus vier Quentchen Silberfeilſtaub oder Silberblättchen und zwei Quentchen Queckſilber, löſe dieſes Amalgama in vier Unzen oder in einer hinlänglichen Menge von reinem und mäßig ſtarkem Salpetergeiſte auf; verdünne die Auflöſung ungefähr mit 1½ Pfund deſtillirten Waſſers, ſchüttle die Miſchung, und bewahre ſie in einer zugeſtopften Flaſche auf. Beim Gebrauch nimmt man davon eine Unze, gießt ſie in eine Phiole oder in einen Becher, ſetzt einer Erbſe groß von einem Gold- oder Silberamalgama, das ſo weich wie Butter iſt, hinzu, und läßt das Gefäß ruhig ſtehen. Nicht lange, ſo ſieht man aus der Kugel des Amalgama kleine Fäden herauskommen, welche ſich ſchnell vergrößern, nach allen Seiten zu Zweigen werden, und die Geſtalt kleiner Geſträuche annehmen. Dieſe Erſcheinung gründet ſich auf verſchiedene weſentliche Eigenſchaften der Subſtanzen, die man dazu nimmt. Da das Queckſilber mit der Salpeterſäure näher verwandt iſt, als das Silber, ſo nöthigt es jenes Metall, ſich von dieſer Säure zu ſcheiden und ſich niederzuſchlagen. Daß bei dieſem Niederſchlagen die Farbe des Silbers, ſeine natürliche Geſtalt und der metalliſche Glanz wieder erſcheint, rührt daher, weil das Silber von der Salpeterſäure mittelſt einer metalliſchen Subſtanz geſchieden wird. Es ſcheint dies überhaupt mit allen Metallen zu geſchehen, ſo oft ſie durch ein anderes Metall von einer Säure getrennt werden; da ſie hingegen allezeit in der Geſtalt eines Kalkes oder eines erdigen oder ſalzartigen Niederſchlags ohne alles metalliſche Anſehen erſcheinen, wenn ſie durch irgend ein anderes Mittel niedergeſchlagen wurden. Die beſondere Stellung der Silbertheile im Verſuche mit dem Dianenbaum muß ohne Zweifel der Wirkung der anziehenden Kraft, oder der Verwandtſchaft zugeſchrieben werden, welche die gleichartigen Theile, oder die Grundmaſſen einer und derſelben, oder zweier ähnlichen Subſtanzen unter einander haben. Vermöge des Beſtrebens, welches die Silbertheilchen ſelbſt gegen einander haben, geſchieht es, daß diejenigen, welche ſich in der Folge von der Salpeterſäure trennen, ſich auch hernach lieber an einander, als irgend wo anders anſetzen. Übrigens iſt der Dianenbaum der älteſte Beweis für die Cryſtalliſirung eines Metalls durch Queckſilber. Damit der Verſuch mit dem Dianenbaum gelingt, muß man dahin ſehen, daß das Silber, die Salpeterſäure und das Waſſer rein ſind; denn die fremdartigen Theile könnten wenigſtens zum Theil das Silber niederſchlagen, welches doch im gegenwärtigen Falle allein durch das Queckſilber geſchehen darf. Die Silberauflöſung muß ferner ſtark mit Waſſer verdünnt ſeyn, weil der Niederſchlag ſonſt zu ſchnell und in zu großer Menge geſchehen und nicht die regelmäßige Figur bilden würde. Endlich muß die Säure, ehe ſie verdünnt wird, völlig mit Silber geſättigt ſeyn, weil der Niederſchlag ſonſt nicht eher erfolgt, als bis ſich der noch freie Theil der Säure ebenfalls geſättigt hat.

Diaphanomēter, ein phyſikaliſches Inſtrument, welches dazu dient, die Größe der Ausdünſtungen in einem begränzten Theile der uns umgebenden Luft zu meſſen. S. Buſch Handbuch der Erfindungen.

Diät, die Lebensordnung in Speiſe und Trank, Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen u. ſ. w., oder die Geſundheits-

pflege. Diätetik iſt die Geſundheitslehre, oder die Lehre, wie man die Geſundheit erhalten ſoll. Ein diätetiſches Verhalten iſt ein der Geſundheitspflege gemäßes. Diätetiſche Regeln ſind Geſundheitsregeln. Diäten, richtiger: Dieten, ſ. d. Art.

Diatoniſch nennt man eine Folge von Tönen, die durch ganze und große halbe Töne fortſchreitet; daher die gewöhnliche Tonleiter diatoniſche Scale. S. Klanggeſchlecht. dd.

Diaz. Unter dieſem Namen ſind zwei Seefahrer berühmt: 1. Michael Diaz, ein Aragonier, Gefährte des Chriſtoph Columbus, entdeckte 1495 die Goldminen von St. Chriſtoph in der neuen Welt, und trug viel zur Gründung von Neu-Iſabella (nachher St. Domingo) bei. Er ſtarb 1512. 2. Bartholomäus, ein Portugieſe. Er wurde 1486 von ſeiner Regierung (unter Johann II.) ausgeſendet, um einen neuen Weg nach Oſtindien zu ſuchen. Er ſegelte muthig nach Süden, entdeckte über 200 Meilen neues Land, und fand glücklich die ſüdliche Spitze von Afrika. Allein die Meutereien ſeiner Soldaten, und die gefährlichen Stürme, die hier wütheten, nöthigten ihn zur Rückkehr nach Liſſabon. Diaz nannte die ſüdliche Spitze von Afrika Vorgebirge der Angſt, aber ſein König Johann II. gab ihm den Namen des Vorgebirges der guten Hoffnung, weil er nun nicht mehr zweifelte, daß der vermuthete Weg nach Indien gefunden ſey.

Dichotomie eine zweigliedrige Eintheilung, z. B. der Menſchen in gute und nicht gute. — Dichotomiſch, zweigliedrig.

Dichten heißt durch ſinnliche Anſchauungen (Bilder) vorſtellen, und wird dem Denken im engeren Sinne, als dem Vorſtellen durch Begriffe, entgegengeſetzt. Im vorzüglichen Sinne, in welchem es zum Zwecke der Kunſt angewendet wird, heißt es, Ideen in entſprechenden Bildern faſſen, oder in einem harmoniſchen Ganzen ſinnlicher Anſchauungen verſinnlichen, wodurch das Dichten auch von dem bloßen Erdichten, d. i. ausdenken, erſinnen ſolcher Gegenſtände, die nicht in der Wirklichkeit gegründet ſind, verſchieden iſt. Das Vermögen zu Dichten im obigen Sinne beruht hauptſächlich auf der durch Vernunft, als dem Vermögen der Ideen, angeregten Phantaſie. Im engſten Sinne heißt dichten jene ideale Bildungen der Phantaſie (Dichtungen) in der Sprache vollendet darſtellen, und die Kunſt dieſer Darſtellung insbeſondere Dichtkunſt; ein Product dieſer Art ein Gedicht; beſondere Claſſen derſelben Dichtungsarten. S. übrigens Poeſie. T.

Dichtigkeit (Denſität) heißt der Grad der Erfüllung eines beſtimmten Raumes. Um die Dichtigkeit eines Körpers zu beſtimmen, muß man ihn mit einem andern vergleichen, und dieſen dabei zur Einheit annehmen. Da die Erfahrung lehrt, daß Regenwaſſer oder auch deſtillirtes, von allen fremden Beimiſchungen befreites Waſſer, bei gleichem Wärmegrad eine ſtets gleiche Dichtigkeit behält, ſo nimmt man dieſes gewöhnlich zur Einheit an, und geht bei der Vergleichung von folgenden Grundſätzen aus: 1. Körper, die gleichen Raum einnehmen, verhalten ſich in ihrer Dichtigkeit wie ihre Maſſen, für welche man das Gewicht der Körper ſetzt, weil man kein anderes Mittel hat, die Qualität der in einem beſtimmten Raume enthaltenen Materie zu finden. 2. Haben die Körper gleiche Maſſen, ſo verhalten ſich ihre Dichtigkeiten umgekehrt wie ihre Räume. 3. Körper, welche ungleiche Maſſen und ungleiche Räume haben, verhalten ſich in ihrer Dichtigkeit, wie die Pro-

ducte aus den Maſſen in die verkehrten Räume; oder, was eben ſo viel iſt, wie die Producte der Gewichte und der verkehrten Räume.

Dictator, die höchſte obrigkeitliche Perſon in dem republikaniſchen Rom, welche nur in außerordentlichen und dringenden Fällen, welche die größte Energie der vollziehenden Gewalt erfoderten, ernannt wurde. Die Macht des Dictators war unumſchränkt, ſowohl in der Staatsverwaltung, als bei der Armee, und keiner Appellation unterworfen. Sie nahm gleich nach ſeiner Wahl ihren Anfang, dauerte aber nur ſechs Monate. Gewöhnlich legten die Dictatoren ihr Amt nach Beendigung ihres Geſchäfts noch vor dieſem Zeitraum nieder. Nur wenige Beiſpiele finden ſich von einem längeren Zeitraume, wie z. B. bei Sulla, Cäſar. Alle obrigkeitlichen Ämter, die an den eigentlichen Staatsgeſchäften Antheil hatten, hörten mit der Wahl eines Dictators ſogleich auf, die Volkstribunen allein ausgenommen. Die Conſuln fuhren zwar in ihren Amtsverrichtungen fort, waren aber den Befehlen des Dictators unterworfen und in ſeiner Gegenwart ohne ein Zeichen von Autorität; dagegen hatte dieſer ſowohl in- als außerhalb der Stadt 24 Lictoren mit Faſces und Secures zu ſeiner Begleitung. Er hatte Gewalt über Leben und Tod, war jedoch darin beſchränkt, daß er die öffentlichen Gelder nicht willkürlich verwenden, nicht Italien verlaſſen und in der Stadt kein Pferd beſteigen durfte. Auch konnte er nach Niederlegung ſeines Amts zur Rechenſchaft gezogen werden. Die Wahl des Dictators wurde nicht, wie bei andern Magiſtraten, durch die Stimmen des Volks entſchieden, ſondern einer der Conſuln ernannte ihn auf Befehl des Senats nach Willkür. Der Dictator ernannte darauf wieder nach freier Willkür einen Befehlshaber der Reiterei. Außer bei dringenden Gefahren wurden in der Folge noch zu gewiſſen feierlichen Geſchäften Dictatoren ernannt, z. B. um die Comitien zur Wahl neuer Conſuln anzuſtellen, um Feiertage anzuordnen u. dergl. m. In einer abgeleiteten, ſpäteren Bedeutung wird daher Dictator tadelnd ein Menſch genannt, der auf ſeinen bloßen Machtſpruch Glauben, Beiſtimmung oder Gehorſam verlangt; daher dictatoriſch, gebieteriſch, machthaberiſch, d. i. ein dictatoriſcher Ausſpruch, der ohne Grund und Beweis auf die bloße Auctorität jemandes angenommen werden ſoll, Machtſpruch.

Dictatur, 1. Amt und Würde des Dictators, 2. diejenige Förmlichkeit beim ehemaligen Reichstage, vermöge welcher dasjenige kund gemacht ward, was geſetzmäßig zur Kunde des Reichs gelangen, und ein Stück der Reichsacten, oder ſelbſt ein Gegenſtand der öffentlichen Berathſchlagung werden ſollte. Sie beſtand darin, daß von Churmainz, mittelſt des Reichserbmarſchallamts, jeder Comitialgeſandtſchaft angeſagt ward, ihre Kanzelliſten zur geſetzten Stunde und benannten Orts der Dictatur halber ſich einfinden zu laſſen, und alsdann der Secretär des Directoriums jedem Kanzelliſten die gemeinte Schrift, unter der Aufſchrift: Dictatum etc., entweder in die Feder dictirte, oder gedruckt übergab.

Diction, ſ. Schreibart, Styl — mit welchem ſie oft zuſammenfällt. Im engern Sinne jedoch beruht die Diction mehr auf dem Ausdruck der Gedanken und Empfindungen, und der Wahl der Ausdrücke, der Styl im engern Sinn aber auf ihrer logiſchen und grammatiſchen Verbindung. T.

Didaktik, der Theil der Pädagogik oder Erziehungswiſſen-

ſchaft, welcher von den Regeln handelt, nach welchen man durch Unterricht die geiſtige Kraft des Menſchen zur Freiheit und möglichſten Vollkommenheit entwickeln ſoll. An ſie ſchließt ſich an die Methodik, welche von der Anwendung und Beſchaffenheit des Unterrichts, als Erziehungsmittel oder dem zweckmäßigſten Verfahren bei demſelben, nach Verſchiedenheit der Lehrgegenſtände und Subjecte handelt. Die Fertigkeit in Ausübung dieſer Theile der Pädagogik wird oft im weitern Sinne Didaktik, Lehrkunſt, genannt. T.

Didaktiſche Poeſie, ſ. Lehrgedicht.

Didaskalien hießen bei den Griechen bald die Aufführungen eines Schauſpiels ſelbſt, bald ſchriftliche Aufſätze, worin Nachrichten gegeben wurden von Verfaſſern und dem Inhalt der Schauſpiele, von Zeit, Ort und Erfolg der Vorſtellung, ob ſie wirklich aufgeführt worden oder nicht, ob ſie von den Dichtern, denen ſie zugeſchrieben werden, wirklich ſeyen u. ſ. w. Viele alte Schriftſteller haben dergleichen geſchrieben, und es ſcheint, daß ſie nicht bloße Theateranzeigen, ſondern auch dramatiſche Kritik enthalten haben, Zergliederung des Plans, Entwickelung der Schönheiten und Fehler. S. d. Art. Dramaturgie. dd.

Diderot (Dénys), wurde 1713 zu Langres, in Champagne, geboren. Die Jeſuiten, in deren Schule er erzogen worden war, wollten ihn zum Mitgliede ihres Ordens machen; aber ſein Vater, der eine Abneigung gegen den geiſtlichen Stand bei ihm bemerkte, beſtimmte ihn zum Rechtsgelehrten und übergab ihn der Leitung eines pariſer Anwalds. Der Jüngling fühlte indeſſen zu keiner Facultätswiſſenſchaft Beruf in ſich und beſchäftigte ſich mit belletriſtiſcher Lectüre, wenn er Acten leſen ſollte. Selbſt der Unwille ſeines Vaters und der Mangel an Unterſtützung, der eine Folge davon war, machte ihn nicht irre; er ſuchte Hülfsquellen in ſeinen Talenten und fand ſie. Er legte ſich mit Eifer auf Mathematik, Phyſik, ſpeculative Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaften, und machte ſich bald unter den ſchönen Geiſtern der Hauptſtadt einen Namen. Den Grund zu ſeinem Ruhme legte er durch ſeine Pensées philosophiques, 1746, eine gegen die chriſtliche Religion gerichtete Broſchüre, die viel Leſer fand. Sie brachte ihn auf ein Jahr in den Thurm zu Vincennes, und das Parlement ließ ſie 1746 durch den Scharfrichter verbrennen. Zu gleicher Zeit gab er mit Eidous und Touſſaint ein Dictionaire universel de Médecine in ſechs Bänden in Fol. heraus. Der Beifall, mit welchem dieſes Werk, ſo mangelhaft es auch war, aufgenommen wurde, brachte ihn auf den Gedanken, ein encyclopädiſches Lexicon auszuarbeiten. Er entwarf den Plan dazu und vereinigte ſich zur Ausführung deſſelben mit vielen namhaften Gelehrten, (Encyclopädiſten) unter andern mit Daubenton, Rouſſeau, Marmontel, Le Blond, Le Monnier, beſonders aber mit d'Alembert, der nächſt ihm den größten Antheil an dieſer weitumfaſſenden, Frankreich zur Ehre gereichenden Unternehmung hat. Er ſelbſt unterzog ſich der Ausarbeitung aller in die Künſte und Handwerke einſchlagenden Artikel, und füllte als Redacteur auch in andern Fächern manche von ſeinen Gehülfen gelaſſene Lücke aus. Der Gewinn der zwanzigjährigen Anſtrengung, die ihm dieſe mühſame Arbeit koſtete, war ſo unbedeutend, daß er ſich genöthigt ſah, ſeine Bibliothek zu veräußern. Die Kaiſerin von

Rußland kaufte ſie für 50,000 Livres, und ließ ihm den Nießbrauch derſelben auf Lebenszeit. Während er mit der Redaction der Encyclopädie beſchäftigt war, und viele Unannehmlichkeiten, die den Druck derſelben oft Jahre lang hemmten, zu erfahren hatte, gab er verſchiedene Werke anderer Art heraus, als den ſinnreichen, aber laſciven Roman: les Bijoux indiscrets, und die wegen ihrer populären Charakteriſtik beliebten Luſtſpiele: le Fils naturel und le Père de famille. Beide Dramen ſind unter dem Titel: Théatre de Diderot, oft gedruckt und mit einem Aufſatz über dramatiſche Kunſt begleitet, der viele ſcharfſinnige Bemerkungen enthält. Diderot ſtarb 1784. Über ſeinen Charakter iſt man nicht einig. Seine Freunde ſchildern ihn als einen offenen, uneigennützigen biedern Mann; dagegen ihm ſeine Feinde Hinterliſt und Eigennutz zur Laſt legen. Gegen das Ende ſeines Lebens gab er manche Blößen durch den Streit, in den er ſich mit Rouſſeau, von welchem er ſich geläſtert glaubte, einließ. Wie ungegründet dieſer Verdacht war, zeigt der zweite Theil der Confessions, in welchem ſeiner auf das ehrenvollſte erwähnt wird. Aus ſeinem Nachlaß ſind nach ſeinem Tode einige vortreffliche Werke erſchienen. Dahin gehört ſein Essai sur la peinture, von Cramer ins Deutſche überſetzt; ferner ein ſchon im Jahre 1772 geſchriebener Dithyramb: Abdication d'un roi de la fève, welcher äußerſt demokratiſche Geſinnungen verräth und endlich die beiden lebendigen Schilderungen: la Religieuse, Paris 1796, und Jacques le fataliste et son maitre, ebendaſelbſt. Von dem letztern Roman beſaß der Prinz Heinrich eine Abſchrift und überſchickte ſie zum Abdruck nach Frankreich; in Deutſchland hatte man bereits vorher eine Überſetzung. Von Diderot wurde zuerſt geſagt, was man nachher oft wiederholt hat: daß er ſchöne Seiten, aber kein gutes Buch habe ſchreiben können. Seine naturaliſtiſchen Anſichten und ſeine auf fragmentariſche Pſychologie gegründete laxe Moral, ſo wie überhaupt ſein lebhafter encyclopädiſcher Geiſt empfahlen ſeine philoſophiſchen Schriften bei ſeinen Zeitgenoſſen und Landsleuten ſehr. In der Poetik und Poeſie verbreitete er die Tendenz des moraliſch Rührenden und der angenehmen Natürlichkeit, daher man ihn oft den Vater der rührenden Komödie und des bürgerlichen Trauerſpiels genannt hat. Seinem lebhaften declamatoriſchen Vortrage hat man Dunkelheit ſehr vorgeworfen. Wir ſchließen dieſen Artikel mit Marmontels Charakteriſtik: „Wer Diderot," ſagt er, „nur aus ſeinen Schriften gekannt hat, hat ihn nicht gekannt. Sein Syſtem über die Kunſt, gut zu ſchreiben, verdarb ſeine herrliche Natur. Aber wenn er bei mündlicher Unterhaltung lebhaft wurde, und er wurde das leicht, und wenn dann von der Quelle weg der Reichthum ſeiner Gedanken gleich einem Strome dahin floß, er ſeine Theorien vergaß, und ſich den Eindrücken des Augenblicks hingab; dann war er einzig und hinreißend. Diderot, einer der aufgeklärteſten Männer des Jahrhunderts, war zugleich einer der liebenswürdigſten. Seine Beredſamkeit der Empfindung hatte einen ganz eigenthümlichen Reiz in allem was Herzensgüte betraf (sur ce qui touchoit la bonté morale, l'eloquence du sentiment avoit en lui un charme particulier). Seine ganze Seele lag in ſeinen herrlichen Augen, auf ſeinen Lippen; und nie prägte ſich auf einer Phyſiognomie Reinheit

des Herzens ſo aus, wie auf der ſeinigen.“ Über ihn ſiehe die intereſſanten Mémoires pour servir a l'histoire de la vie et des ouvrages de feu M. Diderot, par Mdme de Vandeul, sa fille in Schellings Zeitſchrift für Deutſche, I Heft. (Auszüge davon im Morgenblatt für gebildete Stände, Tübingen 1813, Nr. 93 u. ff.)

Dido, die berühmte Erbauerin von Carthago, war nach Einigen eine Tochter des Agenor (Belus), nach Andern des Tyriers Carchedon, nach dem auch Carthago genannt worden ſeyn ſoll. Noch Andere nennen ihren Vater Mutgo oder Muttinus. Ihr Bruder war Pygmalion, König von Tyrus. Die Geſchichte ihrer Flucht von dort wird ſo erzählt. Ihr Vater hatte ſie an den Sichäus oder Sicharbas, einen der reichſten Phönicier, der zugleich Prieſter des Hercules war, verheirathet. Sie liebte ihn zärtlich, und wurde um ſo mehr durch ſeine Ermordung gekränkt, welche ihr Bruder heimlich vor dem Altare ſelbſt vollbracht hatte, um ſich ſeiner Schätze zu bemächtigen. Ihr erſchien im Traume der Geiſt ihres Gemahls, entdeckte ihr das begangene Verbrechen, rieth ihr zur Flucht, und zeigte ihr den verborgenen Ort an, wo ſeine Schätze befindlich waren, die Pygmalion vergebens geſucht hatte. Dem gemäß ging ſie mit allen ihren Schätzen und ihren treuen Gefährten zu Schiffe nach Afrika, nachdem ſie zuvor auf Cypern eine Anzahl junger Weiber an Bord genommen hatte, deren ſie zur Stiftung einer neuen Pflanzſtadt bedurfte. Sie landete auf der afrikaniſchen Küſte nicht weit von Utika, einer tyriſchen Pflanzſtadt, deren Einwohner ſie aufs beſte empfingen und ihr den Rath gaben, auf der Stelle, wo ſie gelandet ſey, ſich anzubauen. Sie erkaufte dazu von den Eingebornen ein Stück Landes (vergl. Carthago), und erbaute erſt die Feſtung Byrſa, und ſpäter Carthago, welches bald zu einem anſehnlichen Orte aufblühte. Dadurch ward ein benachbarter Fürſt, Jarbas, veranlaßt, der Dido ſeine Hand anzubieten, und da ſie dieſem Antrage eben ſo wenig willfahren wollte, als ausweichen konnte, opferte ſie freiwillig ihr Leben auf dem Scheiterhaufen. Virgil gibt die Untreue des Äneas als die Urſache ihres Todes an; allein ſeine ganze Erzählung von dem Zuſammentreffen des Äneas und der Dido iſt Erdichtung, da beide über 200 Jahre aus einander waren.

Didot (François Ambroiſe), geb. 1730 zu Paris, einer von denjenigen Männern, welche ſich um die Buchdruckerkunſt große Verdienſte erworben haben. Der Sohn eines geſchickten und kenntnißvollen Buchdruckers, erbte er von ſeinem Vater Liebe und Enthuſiasmus für ſeine Kunſt. Bei näherer Betrachtung eines der baskervilleſchen Meiſterſtücke entſtand bei ihm der Vorſatz, wo möglich, den engliſchen Künſtler noch zu übertreffen. Die Verbeſſerungen der franzöſiſchen Lettern, mittelſt des von ihm erfundenen Typometers, durch welche er ſie in das angenehmſte Verhältniß zu einander brachte, aber auch die Vervollkommnung des Papiers war ſein Hauptaugenmerk; beſonders war dies der Fall mit dem Velinpapier, welches von ihm herrühren ſoll und auf welches er ſchon 1781 drucken konnte; auch legte er eine ſchöne Papierfabrik an. Er verbeſſerte auch die Stege, vervollkommnete den Mechanismus der Preſſen ꝛc. Übrigens ſind ſeine ſchönen und höchſt correcten Ausgaben, auch die, welche er auf Befehl Ludwigs XVI. für den Dauphin (in usum Delphini) druckte, hinlänglich bekannt. Er ſtarb am 11. Juli 1804 mit dem Ruhm eines braven Mannes und trefflichen Vaters. Zwei

Söhne, Pierre und Firmin, erzog er ganz für die Kunſt, und ſie ſind die berühmteſten Buchdrucker Frankreichs geworden. Sie, und der Buchdrucker Herſan (vorzüglich Firmin Didot) vervollkommneten die Stereotypen (ſ. d. Art.), ihres Vaters Erfindung. Auch der Bruder des erſtern (Pierre François Didot), geb. 1732, geſt. 1795, war als Buchdrucker und Buchhändler berühmt.

Didotiſche Lettern, lateiniſche Druckſchriften oder Buchſtaben von ſchönem runden und gefälligen Schnitte, von ihrem Erfinder Firmin Didot, Buchdrucker zu Paris; ſie werden auch in Deutſchland ſehr vollkommen nachgeahmt. Ihr Charakter neigt ſich zum Kupferſtich hin, da die ältern Lettern mehr dem Holzſchnitt ähnlich ſind.

Didymäus (eigentlich Zwilling), ein Beiname des Apollo, entweder weil er Zwillingsbruder mit der Diana war, oder von dem zwiefachen Lichte der Sonne und des Mondes, welches er den Menſchen verlieh. Apollo hatte unter dieſem Beinamen einen der größten und berühmteſten Tempel und ein Orakel zu Didyma bei den Mileſiern.

Diebſtahl, vom Raube unterſchieden, iſt die heimliche und wider Wiſſen und Willen ihres Beſitzers geſchehene Entwendung einer fremden beweglichen Sache aus ihrem Gewahrſam, in der Abſicht, ſich damit zu bereichern. Dem Diebſtahle wird gleich geachtet, wenn jemand einem Andern durch betrügeriſche Vorſpiegelung eines für ihn vortheilhaften Zwecks dieſen Beſitz entzieht, oder wenn jemand gefundne Sachen, deren Eigenthümer bekannt worden iſt, nicht herausgibt. Bei Beſtrafung des Diebſtahls kommt es auch auf Werth und Wichtigkeit der Dinge oder auf andere Umſtände (z. B. in welchem Verhältniß der Dieb zu dem Beſtohlenen ſteht, ob der Dieb bewaffnet war u. ſ. w.) an. Der Diebſtahl ſetzt übrigens ſtets ein Eigenthum, Begriffe von Eigenthum und ein fremdes Recht darauf voraus, welches man kennt, aber abſichtlich nicht reſpectirt.

Diebsorgan, Diebsſinn. Gall in ſeiner Schädellehre (ſ. Gall und Schädellehre) verſteht unter dem Diebsſinn einen unwiderſtehlichen Hang mancher Perſonen, etwas, was der Andere ſorgfältig aufbewahrt, ſich zuzueignen. Er beruhe auf Liſt und dem Drange, ſeine Schlauheit auf eine künſtliche Weiſe zu äußern, und es ſey ihm nicht gerade weſentlich, das Geſtohlene behalten zu wollen. Das Organ, welches er am Schädel für dieſen ſogenannten Diebsſinn annimmt, ſoll darin beſtehen, daß das Organ der Schlauheit übermäßig weit vorragend entwickelt ſey.

Dienſtbarkeit, ſ. Servitut.

Diëten (falſch Diäten) Tagegelder (von dies), werden die Gelder genannt, welche Beamte auf Amtsreiſen und während ihres Aufenthalts an einem fremden Orte zum Erſatz der Zehrungskoſten erhalten.

Dieppe, Stadt und Hafen am Fluſſe Arques in der Normandie, in einer fruchtbaren Gegend, jetzt der Hauptort eines Arondiſſements im Departement der Seine inferieure. Sie hat gegen 3000 Häuſer und 20,000 Einwohner (im Jahr 1802), von welchen 6000 in der großen Vorſtadt Pollet leben. Die Stadt hat ſchöne Manufacturen von feinen Horn- und Elfenbein-Arbeiten, Spitzen, mit deren Verfertigung der größte Theil des weiblichen Geſchlechts beſchäftigt iſt; Zuckerraffinerien ꝛc. überhaupt

iſt der Handel und vorzüglich die Fiſcherei ſehr beträchtlich; 400 Büttner ſind bloß mit Verfertigung der Tonnen für die Heringe, Makreelen, Stockfiſche, Auſtern ꝛc. beſchäftigt, welche die Seeleute aus dem Canal und den nördlichen Meeren zuſammenholen. Der Hafen iſt ziemlich gut, faßt aber nur Schiffe von höchſtens 400 Tonnen. Es war hier eine öffentliche Schule für den Unterricht der Matroſen in ihrem Geſchäfte angelegt. Vor der Revolution gehörte die Stadt unter den Erzbiſchof von Rouen.

Dietrich (Joh. Wilh. Ernſt), der ſich aus Sonderbarkeit öfters auch Dietericy ſchrieb), königlich polniſcher und churfürſtlich ſächſiſcher Hofmaler, Profeſſor bei der Akademie der Künſte zu Dresden, Director der Malerſchule bei der Porzellanfabrik zu Meißen, Mitglied der Akademien zu Augsburg und Bologna, einer der berühmteſten deutſchen Maler des verfloſſenen Jahrhunderts, wurde 1712 zu Weimar geboren. Sein Vater, Joh. Georg, als ein guter Portrait-, Bataillen- und Bambocciaden-Maler bekannt, war daſelbſt Hofmaler, und unterrichtete ſeinen Sohn bis ins zwölfte Jahr in ſeiner Kunſt. Wie viel ſich von dem Knaben hoffen ließ, zeigt ein trinkender Bauer in niederländiſchem Geſchmack, den er in jenem Alter zeichnete, und der in dem königlichen Kupferſtich-Cabinet zu Dresden unter ſeinen Handzeichnungen aufbewahrt wird. Damit er ſeine Anlagen noch mehr ausbildete, ſchickte ihn ſein Vater nach Dresden, wo er den Unterricht des berühmten Alexander Thiele genoß. In ſeinem achtzehnten Jahre wurde er dem König Auguſt II. vorgeſtellt, und da er, nach deſſen Angabe, ein Dianenbad von neun Figuren in Gegenwart des Königs und ſeines Gefolges binnen zwei Stunden im Entwurfe verfertigte, erhielt er vom König eine Beſoldung. Nach deſſen Tode fand er einen Beſchützer an dem Grafen Brühl, durch deſſen Unterſtützung der Künſtler in den Stand geſetzt ward, die Gallerie zu Salzdahlen und die wichtigſten Cabinette Hollands und Italiens zu beſuchen, und ſeine Kunſtkenntniß immer mehr zu erweitern. Er beſaß eine unglaubliche Geſchicklichkeit im Copiren, und copirte mit gleichem Glück Gemälde von Rafael und Mieris, Correggio und Oſtade. Als Nachahmer wählte er ſich vornehmlich Rembrandt, (die Mondenſcheine von) van der Neer, Everdingen, Bergheim und Claude Lorrain zu Vorbildern. Doch blieb er keineswegs bei Copie und Nachahmung ſtehen, ſondern erwarb ſich auch durch eigenthümliche Werke einen nicht gemeinen Ruhm. Was er in hiſtoriſchen Stücken vermochte, zeigen ſeine bibliſchen Geſchichten ſowohl in Gemälden als radirten Blättern; unter ſeinen Bauernſtücken zeichnen ſich die Musiciens ambulants aus. In dieſen allen erkennt man jedoch Rembrandts Geſchmack, ſo wie in ſeinen Geſellſchaftsſtücken Watteau; eigenthümlich zeigt er ſich hingegen in der Landſchaftsmalerei, in welcher er mit dem größten Ruhm arbeitete. Mannichfaltigkeit und Reichthum der Compoſition, Geſchmack in der Anordnung, angenehme Beleuchtung, ſchöner durchſichtiger Baumſchlag, wirkſame Reflexlichter, fröhliche und reine Farben, und eine über das Ganze ausgebreitete Anmuth ſind ſeine Vorzüge. Die Erfindung iſt jedoch nicht der beſte Theil ſeiner Bilder, und ſeine ungemeine Fertigkeit der Hand ließ ihn bisweilen nahe an die Gränze der Manier ſtreifen. Seine beſten Werke (er hat ſehr viele geliefert) verfertigte er von den Jahren 1730 bis 1760, nach welcher Zeit man eine Abnahme ſpürt. Doch hörte ſein eiſerner Fleiß nicht auf, machte ihn aber in den letzten

Jahren ſeines Lebens ſiech und untüchtig für die Kunſt. Er ſtarb 1774 an Entkräftung. Seine Gemälde ſind beinahe durch ganz Europa zerſtreut. Die dresdner Gallerie beſitzt deren 34, ſeine Handzeichnungen befinden ſich theils im dortigen Kupferſtich-Cabinet, theils in Privatſammlungen. Seine radirten Blätter ſind in zwei Sammlungen herausgekommen, von denen die erſte ſehr ſelten iſt, da nur wenige Abdrücke davon gemacht, und die meiſten Platten ausgeſchliffen ſind. Die zweite, aus 34 Platten beſtehend, erſchien nach ſeinem Tode. Zingg hat ſich viel Verdienſte um ſie erworben. dd.

Djezzar (Achmet, mit dem Zunamen Djezzar oder der Fleiſcher), Paſcha von Syrien, war Gouverneur dieſer Provinz, als Bonaparte Ägypten eroberte. Er, der kaum die Gewalt der Pforte anerkannte, wartete keineswegs die Befehle des Divans ab, um ſich gegen die Republikaner zu erklären. Er ſchickte ohne Antwort einen Offizier zurück, den Bonaparte an ihn ſandte, und ließ alle Franzoſen, die ſich in Acre befanden, in Ketten werfen. Indeſſen war er vom Großherrn zum Paſcha von Ägypten ernannt worden, entſchloß ſich daher, ſeine Truppen mit denen des Großveziers zu vereinigen, und machte ſchon die Vorbereitungen dazu. Bonaparte aber kam ihm zuvor, ſchlug ihn allenthalben, vertrieb ihn aus allen feſten Plätzen und drängte ihn bis Acre zurück. Auch dies dachte Achmet zu verlaſſen und hatte ſchon ſeine Weiber und Schätze in Sicherheit bringen laſſen, als Sidney Smith ihn zur Vertheidigung bewog und ſo mit Hülfe eines franzöſiſchen emigrirten Offiziers, Philippeaux, die Stadt rettete. Dieſer hatte die Feſtungswerke hergeſtellt und vertheidigte den Platz mit eben ſo viel Tapferkeit als Talent. Djezzar machte ſelbſt während der Belagerung mehrere lebhafte Ausfälle, und die Franzoſen hoben dieſelbe den 21. Mai 1799 nach zweimonatlicher, fruchtloſer Anſtrengung auf. Als der Großvezier gegen Ende deſſelben Jahres in Syrien ankam, erhoben ſich zwiſchen ihm und dem Paſcha ſo heftige Streitigkeiten, daß endlich ihre Heere ſelbſt handgemein wurden und ſich mehrere blutige Gefechte lieferten, wodurch die ägyptiſche Expedition verzögert wurde. Sobald Bonaparte erſter Conſul geworden, hat er den Handelsverkehr zwiſchen Frankreich und der Levante wieder herzuſtellen geſucht, und der Empfang, den der Oberſt Sebaſtiani bei Djezzar genoß, beweiſ't, daß dieſer Paſcha ſehr geneigt war, ſich Frankreich wieder zu nähern. Als man ihm die Chriſten, die Mutualis und die Klöſter von Nazareth und Jeruſalem anempfahl, verſprach er die größte Achtung dafür zu haben, und wiederholte zu mehreren Malen: „daß ſein Wort mehr gälte, als Verträge." Er ſtarb im Mai 1804 und hinterließ unermeßliche Schätze.

Diffamationsklage (von Diffamation, und dieſes von diffamiren, ein Gerücht verbreiten, in üblen Ruf bringen, — daher auch diffamatoriſche Schrift, Schmähſchrift), die Klage wider eine Perſon, die über den Kläger ein nachtheiliges Gerücht verbreitet hat.

Differenzial-Rechnung iſt die Rechnungsart, vermöge deren man aus einer gegebenen endlichen Größe eine unendlich kleine Größe findet, welche, unendliche Mal genommen, der gegebenen Größe gleich iſt, welche alſo durch Vergleichung das Verhältniß verſchiedener Größen gegen einander beſtimmt. Es iſt noch zweifelhaft, ob Leibnitz oder Newton der Erfinder dieſer Rechnung iſt. Wenn

die unendlich kleinen Größen als der Unterſchied zwiſchen zwei endlichen Größen betrachtet werden; ſo heißen ſie Differenzial-Größen. Differenziren heißt, die Differenzial-Größe von einer gegebenen endlichen Größe ausfündig machen.

Diffeſſion (von diffitiren), in der Rechtsſprache die Handlung, wodurch jemand ein gegen ihn producirtes Document für falſch und untergeſchoben erklärt; daher der Diffeſſionseid, oder der Eid, durch welchen jemand eine Urkunde dem Inhalte und der Unterſchrift nach abſchwört.

Digeſta, der lateiniſche Name der Pandecten oder der zweite Theil des juſtinianeiſchen Corpus juris, welcher die Entſcheidungen der alten römiſchen Rechtslehrer in funfzig Büchern enthält. S. Pandecten; corpus juris.

Digeſtion, ſiehe Verdauung. Digeſtiv, Verdauungsmittel. Digestor papinianus, der papinianiſche Topf, (ſ. d. Art.)

Dignitarien (franz. dignitaires), von Dignitas, Dignität: Würde, Grad, Würdeträger; beſonders diejenigen, welche hohe Staats- oder Hofämter bekleiden, daher Großdignitarien (grands dignitaires) Großwürdenträger in Frankreich oder die hohen Reichsbeamten, z. B. die Prinzen und Generalgouverneurs der Provinzen. Doch werden auch die hohen Hofämter, welche zum Theil von Prinzen bekleidet werden, nämlich der Grand-Maréchal du palais, Grand-Chambellan, Grand-Ecuyer, Grand-Veneur und der Grand-Maître des cérémonies, mit letzterm Namen benannt.

Dijambus iſt in der Verskunſt ein doppelter Jambus, d. h. ein Versfuß, der aus zwei kurzen und zwei langen Sylben beſteht, welche ſo verſchränkt ſind, daß die kurze Sylbe anfängt und die lange endet, z. B. gewiſſenhaft u. a.

Dijon, ehemalige Hauptſtadt des Herzogthums Burgund am Fluß Ouche; jetzt die Hauptſtadt im Departement der Côte d'Or. Sie iſt groß, wohlgebaut, befeſtigt und enthielt mit ihren drei Vorſtädten ungefähr 25,000 Einwohner, im Jahre 1812 zählte man aber nur 21,000. Sie iſt der Sitz eines Bisthums, zu deſſen Kirchſprengel jetzt die Departements der Côte d'Or und der Haute Marne gehören und das unter dem Erzbiſchof von Beſançon ſteht. Es gab hier ehemals reiche Klöſter, vorzüglich eine weibliche Ciſterzienſer-Abtei, welche die Mutter aller übrigen wurde. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich das alte, aber weitläuftige und gutgebaute Reſidenzſchloß der alten Herzoge von Burgund aus, welches nun zur Reſidenz einer Cohorte der Ehrenlegion dient. Die Stadt hat Manufacturen von Mützen und Strümpfen, Spielkarten, Wollenzeugen, vorzüglich Senf und Wachslichtern; überdies beträchtlichen Weinhandel. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Dijon iſt 1725 errichtet und 1740 von dem Könige beſtätigt worden. Die Gegend, worin die Stadt liegt, heißt le Dijonnois. In dem Pfarrdorfe Fontaine les Dijon, eine franzöſiſche Meile von der Stadt, iſt der heilige Bernhard, nachheriger Abt zu Clairvaux, geboren.

Dike (δικη), ſ. Aſträa und Horen.

Dilemma, Dilemm, iſt in der Logik ein verfänglicher Schluß, in welchem der zu widerlegende Satz zur Vorausſetzung erhoben wird, aus welchem man dann zwei (dann im eigentlichen Sinne Dilemma, Doppelſchluß) oder mehrere (Polylemma Vielſchluß) falſche und ungereimte Folgen ableitet, um ſeine Wahr-

heit dadurch ſelbſt zu widerlegen. Der Satz z. B. Gott kann ſich in ſeinen Entſchließungen ändern, wird durch ein Dilemma ſo widerlegt: Wenn Gott ſeine Entſchließungen änderte, ſo hätte er entweder nicht alles von Ewigkeit her überlegt, oder er hätte Manches nicht recht überlegt, oder er handelte nach Willkür. Nun aber iſt alles dreies ungereimt (hier müſſen die Gründe hinzugefügt werden), folglich iſt es falſch, daß Gott in ſeinen Entſchließungen veränderlich wäre.

Dilettant wird nach einem italiäniſchen Ausdrucke der Liebhaber von Kunſt und Wiſſenſchaft, und ſein Vergnügen an dieſen Gegenſtänden Dilettantismus genannt. Letzterer iſt der Meiſter- und Kennerſchaft entgegengeſetzt, obgleich er dieſe oft an Wärme übertrifft. Denn auch die Liebhaberei iſt verſchiedener Art, und es gibt geiſtvolle und geiſtloſe.

Diligence, ein in Frankreich eingeführter wohleingerichteter und bedeckter Poſtwagen, welcher Paſſagiere ſehr ſchnell von einem Ort zum andern bringt.

Dimenſion, Ausdehnung eines Körpers nach allen Seiten. In dieſer Bedeutung wird dies Wort auch in der Baukunſt genommen, wo man unter Dimenſionen eines Gebäudes das Maß ſeiner Länge, Höhe und Breite verſteht. In den zeichnenden Künſten verſteht man darunter die verhältnißmäßig richtige, abgemeſſene Größe der nachgebildeten Gegenſtände durch Beobachtung der Proportion und Perſpective. Es bedarf keiner Erinnerung, daß ohne genaue Beobachtung dieſer Dimenſionen das Werk der bildenden Kunſt allen Schein der Wahrheit verlieren muß. S. Proportion und Perſpective. dd.

Dim. d. i. diminuendo, dieſer italiäniſche Ausdruck zeigt in der Tonkunſt an, daß die Stärke der Töne nach und nach abnehmen ſoll.

Diner, das Mittagsmahl, der Mittelpunkt der Tafelfreuden und Tafelceremonien (je ſpäter, deſto vornehmer und großſtädtiſcher), zerfällt nach der Tabulatur in drei Hauptgänge mit beliebigen Einſchiebſeln: Suppe und Vorgerichte, Fiſch und Braten, Deſſert. In dieſen drei Etagen wohnt die Kunſt des Geſchmacks und weiß jede mit den raffinirteſten Genüſſen auszufüllen, ja die Gourmands alter und neuer Zeit haben dieſe Kunſt in ein Syſtem gebracht. Sie unterſcheiden diner brun und blond, wie Brunette und Blondine, je nachdem die Speiſen mehr im dunklern oder helleren Colorit erſcheinen und halten ein blondes Diner für den Triumph der Kochkunſt. Ein Diner muß ſich eröffnen mit einer heißen Suppe, denn der Gaumen eines Gourmands muß hart wie Moſaik und feuerfeſt wie der unverbrennliche Spanier ſeyn, und dieſe Suppe wird am füglichſten nach der Manier der Demoiſelle Emilie Contat, berühmten pariſer Schauſpielerin, ſervirt, ſo daß die ins Tafelzimmer eintretenden Gäſte jeder auf ſeinem Couvert die rauchende Suppe vorfindet. Dann folgt *) der Coup d'après, d. h. ein Spitzglas feiner adſtringirender Weine, Madera, Portwein ꝛc. **), um die durch die Suppe erſchlafften Verdauungsfibern zu ſtärken und mit

*) Der köſtliche Effect des Caviars iſt nicht überall anerkannt.

**) Nur dieſe und die feinen Deſſert-Weine pflegt man in Frankreich als Regel rein zu trinken, den gewöhnlichen Tiſchwein aber mit Waſſer zu vermiſchen.

gehöriger Kraft eine tüchtige Portion Rindfleiſch zu überwältigen. Senf, Trüffeln oder pikante Gemüſe erleichtern dieſe Arbeit und ſind der Mörtel des Grundſteins, auf welchen alle nachfolgende hohen und höchſten Genüſſe geſetzt werden. Dann kommen kleine reizendere Zwiſchen- und Voreſſen und hieran ordnen ſich die Fiſche, bis der zweite Gang, die Braten mit ihrem zahlreichen Gefolge von Compots, Salaten, Saucen ꝛc., alles verdrängt. — Hier muß der Koch ſeine Talente glänzen laſſen und der Haut goût der Schmecker verlangt von ihm, daß er das Fleiſch, zumal das Wildpret, vom Rande der Verweſung ihm vor die Zähne rücke. Hier iſt die Hauptarbeit des guten Eſſers gethan und bloß zum Amuſement, und um dem Wirth ein Compliment zu machen, ſchifft er (die beſte Gondel iſt eine Paſtete) auf Cremen und Gelée in das Luſtgefilde des Deſſerts hinunter, wenn anders nicht der Weingott, der mit Abhub des zweiten Ganges den Antritt ſeines Regiments mit Batterien von ſchwerem Caliber verkündet, ſtrenges Embargo auf die Zungen legt. Butter und Käſe (le biscuit des ivrognes) ſind, wenn das Gebäude der Tafelluſt bis zum höchſten Gipfel errichtet iſt, die Schlußziegel auf dem Forſte des Daches; doch wird ein braver Gourmand nie verabſäumen, die Vollendung ſeines Baues mit einer Taſſe Kaffee auf der Serviette zu feiern, welche, frei vom Impoſt der Surrogate, der Vermählung mit einer Doſis reizenden Liqueurs würdig iſt. Ein ſolches ſchulgerechtes Diner hat außer ſeinen natürlichen Folgen noch manche andere. Der begnügte Gaſt hat die Pflicht, binnen den nächſten acht Tagen dem Wirth einen Beſuch, die ſogenannte Visite de digestion, zur ſchuldigen Dankſagung zu machen und will er bald wieder geladen ſeyn, binnen vierzehn Tagen den Beſuch zu wiederholen. Dieſes nennen die Pariſer Visite d'appétit. Ferner muß er ſeinen Dank dadurch ausdrücken, daß er, falls die Erwiederung der angethanen Ehre ſeinen Verhältniſſen nicht zuſagt, ſein möglichſtes für die Unterhaltung bei Tafel durch Anekdoten, witzige Einfälle ꝛc. thut (in der pariſer Sprache payer en monnoie de singe) in jedem Falle aber unter acht Tagen nicht über den Wirth mediſirt. Die Feinheit der franzöſiſchen Küche verdient ihre Wechſelwirkung auf den feinen Ton vollkommen, der ſich in unzähligen Tafelregeln ausſpricht und macht daher Paris auch zur Centralbehörde der Leckerei. Diner par coeur nennen die Franzoſen, wenn man mit einem fehlgeſchlagenen Beſuche oder ſonſt die Zeit des Mittagsmahls verſäumt hat und nun den Appetit mit einem Gerichte friſchen Obſtes ſtillen muß. Diner d'ami, wenn man ohne beſondere Einladung zu Mittag vorlieb zu nehmen veranlaßt wird oder veranlaßt. A.

Ding, alles, was für ſich beſtehend exiſtirt oder gedacht werden kann. In letzterer Hinſicht gibt es auch Gedankendinge, wozu auch die Verneinungen der Gegenſtände, ſelbſt das Nichts gehört. In erſtrer Hinſicht wird das Ding entweder gleichbedeutend mit Subſtanz, den Accidenzen (Eigenſchaften der Gegenſtände) oder gleichbedeutend mit den Erſcheinungen (phaenomenis), dem Ding an ſich (noumenon), dem nicht ſinnlich erſcheinenden, nur dem Verſtande ſich ankündigenden (intelligibeln) Weſen der Dinge entgegengeſetzt, von welchem Kant ein Wiſſen für unmöglich hielt. — In der ältern deutſchen Sprache hieß Ding ein Gericht, gerichtliche Verſammlung: daher ſoll kommen der Dinſtag, d. i. Gerichts-

tag; dingpflichtig, d. i. vor Gericht zu erſcheinen ſchuldig; Dingsmänner, d. i. Schöppen u. ſ. w.

Dingliches Recht (jus in rem oder in re und jus reale), Sachenrecht, Realrecht, dem perſönlichen Rechte entgegengeſetzt, iſt ein ſolches Recht, deſſen Gegenſtand unmittelbar in einer Sache (in juriſtiſcher Bedeutung) beſteht; — ein Recht mithin, das gegen jeden dritten ausgeübt werden darf, welchem daher auch nur die allgemeine Verbindlichkeit, dies Recht nicht zu verletzen, entſpricht; dahingegen das perſönliche Recht auf einer beſondern Verbindlichkeit gewiſſer Perſonen, z. B. etwas zu leiſten, beruht, und nur eine perſönliche Klage erzeugt. Als Arten dergleichen Rechte werden betrachtet das Eigenthumsrecht, das Recht der Dienſtbarkeit (jus servitutis), das Pfandrecht; von Einigen auch das Erbſchaftsrecht und der Beſitz. Nach älterm deutſchen Rechte gehörten hieher auch das Nutzeigenthum, Zinsrecht, Zwangs- und Bannrecht, Retractsrecht. —

Dinte (gemeine). Dieſes Schreibmaterial kann man von mancherlei Farben bereiten, doch iſt die ſchwarze Dinte die gebräuchlichſte. Mehrere Chemiker haben ſich bemüht, ihre Bereitung zu vervollkommnen. Viel hat ein Engländer Lewis geleiſtet, und er gibt folgende Vorſchrift: In drei Nößeln weißen Weins oder auch Weineſſigs läßt man 3 Unzen Galläpfel, 1 Unze Blauholz und 1 Unze grünen Vitriol eine halbe Stunde lang kochen, ſetzt dann 1½ Unze arabiſches Gummi hinzu, und gießt die ganze Miſchung, wenn das Gummi gehörig aufgelöſt iſt, durch ein Haarſieb. Der berühmte van Mons empfiehlt folgende Zuſammenſetzung: 4 Unzen Galläpfel, 2½ Unze bis zur Weiße calcinirtes ſchwefelſaures Eiſen und 2 Pinten Waſſer läßt man 24 Stunden lang in der Kälte infundiren, thut 10 Quentchen arabiſches Gummi hinzu, und verwahrt es in einer offnen, oder bloß mit Papier leicht verſtopften Flaſche. Ein anderes Recept iſt folgendes: Man nehme 1 Pfund Galläpfel, 6 Unzen arabiſches Gummi, eben ſo viel Eiſenvitriol und 4 Pinten Bier oder Waſſer. Die Galläpfel werden zerſtoßen und bleiben dann 24 Stunden lang als Aufguß ſtehen; hierauf ſetzt man das gröblich zerſtoßne Gummi hinzu und läßt es auflöſen; nachdem thut man den Vitriol zur Maſſe, der dieſe ſogleich ſchwarz färbt, und ſeihet ſie endlich durch ein Haarſieb. Eine gute rothe Dinte erhält man nach folgendem Recept: Ein Viertelpfund des beſten Fernambuckholzes wird mit 2 Loth geſtoßenen Alauns und ebenſoviel Weinſteinrahm in einem Maß Waſſer bis zur Hälfte eingekocht, und in der noch warmen Brühe Zucker und gutes arabiſches Gummi, von jedem 2 Loth, aufgelöſt. Blaue Dinten geben mit Alaunerde abgeſtumpfte und mit Gummi verſetzte Indigoauflöſungen. Grüne Dinte erhält man aus Grünſpan, deſtillirt mit Weineſſig und etwas Gummi vermiſcht. Safran, Alaun und Gummiwaſſer geben eine gelbe.

Dinten (ſympathetiſche). Hierunter verſteht man Flüſſigkeiten ohne alle, oder doch ohne merkliche Farbe, mit welchen ſich eine unſichtbare Schrift auftragen läßt, die man nach Belieben durch gewiſſe (jeder Art von ſympathetiſcher Dinte eigene) Mittel ſichtbar machen kann. Schon Ovidius ertheilt den unter ſtrenger Aufſicht gehaltenen Mädchen, die gern an ihre Liebhaber ſchreiben möchten, den Rath, die Schrift mit friſcher Milch aufzutragen und wann ſie getrocknet iſt, Kohlenſtaub oder Ruß darüber zu ſtreuen. In den neuern Zeiten hat die Chemie viele und beſſere Dinten dieſer

Art verfertigen gelehrt. Wenn man grünen Vitriol in Waſſer auflöſ't, und etwas Alaun dazu ſetzt, um zu verhüten, daß der gelbliche Eiſenniederſchlag nicht niederfällt, welcher, dafern die Säure nicht die Oberhand hat, allezeit zu entſtehen pflegt; ſo kann man mit dieſer Auflöſung eine unſichtbare Schrift aufſetzen, die ſehr ſchwarz erſcheint, wenn man ſie mit einem gut geſättigten Galläpfelaufguß befeuchtet. Man kann auch aus der gemeinen ſchwarzen Dinte eine ſympathetiſche verfertigen. Zu dieſem Zwecke benimmt man ihr durch beigemiſchte Salpeterſäure die Farbe Die Schrift, die man damit aufträgt, kommt zum Vorſchein, wenn man ſie mit aufgelöſ'tem flüſſigen Alkali befeuchtet. Die berühmte Dinte, die in der Kälte unſichtbar, aber nach einer mäßigen Erwärmung ſichtbar iſt, kann man auf eine ziemlich leichte Art verfertigen. Man nimmt dazu die in Materialhandlungen käufliche Zaffer, und zieht daraus vermittelſt der Digeſtion in Königswaſſer das aus, was die Säure davon auflöſen kann, d. h. die metalliſche Erde des Kobalds, welche bei der Verglaſung das Blau gibt; dann verdünnt man dieſe Auflöſung mit etwas Waſſer, damit ſie nicht durch das Papier ſchlage. Die Schrift von dieſer Dinte iſt unſichtbar, erſcheint aber ſchon grünblau, wenn man ſie auf einen gewiſſen Grad erhitzt. Sobald ſie wieder erkaltet, verſchwindet ſie gänzlich, und ſo kann man ſie durch wechſelsweiſe Erhitzung und Erkältung bald ſichtbar, bald unſichtbar machen. Nur muß man ſich hüten, ſie nicht mehr zu erhitzen, als zur Sichtbarmachung nöthig iſt, weil ſie ſonſt immer ſichtbar bleibt. Mit dieſer ſympathetiſchen Dinte kann man Landſchaften zeichnen, in denen die Bäume und die Erde ihren Schmuck, das Grün, durch den Winter verloren haben, und die ſich, wenn man will, in Frühlingslandſchaften verwandeln müſſen, ſo bald man ſie einem gehörigen Grade von Wärme ausſetzt. Man hat dieſen Einfall ſchon auf Feuerſchirmen ausgeführt.

Dio Caſſius zu Nicäa in Bithynien um das Jahr 155 nach Chriſtus geboren; von andern wird er auch ein Römer genannt, weil er das römiſche Bürgerrecht bekommen, viele Ehrenämter in Rom bekleidet und ſich lange daſelbſt aufgehalten hat. Sein Vater, Caſſius Apronianus, war Statthalter in Cilicien. Er begleitete dieſen dahin, um ſich in Staatsgeſchäften zu bilden, nachdem er Philoſophie und Beredſamkeit ſtudirt hatte. Im Jahr 180 nach Chriſtus kam er in den römiſchen Senat, begleitete ſeit Pertinax Regierung die höchſten Würden in demſelben, und endlich auch das Proconſulat in Afrika, bald darauf in Dalmatien und dem obern Pannonien (bis 227). Nach ſeiner Rückkunft wollten ihn die prätorianiſchen Soldaten ermorden, aber der Kaiſer Alexander Severus nahm ihn in Schutz, ernannte ihn (229) zum zweiten Mal zum Conſul, und erlaubte ihm endlich, ſich von den Geſchäften zurückzuziehen und in Nicäa ſein Leben ruhig zu beſchließen. Er beſchrieb in 80 Büchern, wovon wir leider nur das 36. bis 54. Buch, jedoch vollſtändig, das übrige im Auszuge des Xipholinos beſitzen, die römiſche Geſchichte von Äneas Ankunft in Italien bis 228 nach Chr. Geb., und widmete dieſer Arbeit 22 Jahre. Er hat das Verdienſt, die Begebenheiten gut chronologiſch geordnet, und ſofern er ſie ſelbſt erlebt, richtig angegeben zu haben, zeigt ſich aber dabei oft ungerecht gegen große Männer, abergläubiſch und ſchmeichelnd; ſein rhetoriſcher Styl iſt der Geſchichte nicht angemeſſen.

Diöces (Dioikeſis, Diöceſis), heißt bei den Römern ſeit der

Zeit Conſtantins des Großen eine gewiſſe Anzahl von Provinzen, welche unter einem Präfecten ſtanden; in der Kirchenverfaſſung der Chriſten aber ein Landesbezirk, der in kirchlichen Angelegenheiten der Gerichtsbarkeit eines Erzbiſchofs unterworfen war. Nachher hat man auch einen biſchöflichen Kirchſprengel, und bei den Proteſtanten die Summe der Pfarreien, welche unter der Inſpection eines Superintendenten ſtehen, Diöces oder Kirchſprengel genannt. Auch dieſe Einrichtung ſchreibt ſich aus den Zeit Conſtantins (dem 4ten Jahrhundert nach Chriſtus), des erſten römiſchen Kaiſers, er, der die chriſtliche Religion zur Staatsreligion machte. dd.

Diodōrus (aus Agyrium in Sicilien gebürtig, und daher Siculus genannt, ein berühmter Geſchichtſchreiber unter Julius Cäſar und Auguſt. Um ſeiner Geſchichte die möglichſte Vollſtändigkeit und Genauigkeit zu geben, bereiſ'te er einen großen Theil von Europa und Aſien. Sehr zu bedauern iſt es, daß der größte Theil dieſer ſeiner Geſchichte, die er hiſtoriſche Bibliothek nannte, und in welcher er die pragmatiſche Behandlung mit der rhetoriſchen nach dem Muſter des Theopompos und Ephoros verband, und an welcher er 30 Jahre gearbeitet hatte, verloren gegangen iſt. Sie beſtand aus 40 Büchern, war vorzüglich genau abgefaßt, und enthielt die Geſchichte faſt aller Völker der Erde. Wir haben von den 20 erſten Büchern nur die fünf erſten und zehn letzten, von den 20 letzten aber nichts übrig behalten. Die beſte Ausgabe von Weſſeling und Eichſtädt.

Diŏgenes Lărtius (von Laerte in Sicilien), um 250 nach Chr. Geb.; ſammelte mit Fleiß, aber ohne Kritik und philoſophiſchen Geiſt mancherlei Data über das Leben und die Meinungen berühmter Philoſophen. Für die Geſchichte der Philoſophie iſt dieſe Sammlung (in 10 Büchern) unentbehrlich, nur muß ſie mit Vorſicht gebraucht werden. Am ausführlichſten iſt Epikurs Leben (in dem ganzen 10ten Buche) erzählt, deſſen Anhänger er zu ſeyn ſcheint.

Diŏgenes aus Sinōpe, einer Stadt am Pontus, 414 vor Chr. Geb., geb., der berühmteſte unter den cyniſchen Philoſophen. (S. Cyniker.) Da er mit ſeinem Vater, den man der Münzverfälſchung angeklagt hatte, aus ſeinem Geburtsorte verbannt worden, ging er nach Athen, und bat den Antiſthenes, ihn zu ſeinem Schüler anzunehmen. Erſt nachdem dieſer den Dringenden abzuweiſen ſelbſt mit Schlägen vergeblich geſucht hatte, ward ihm ſeine Bitte gewährt. Diogenes widmete ſich ganz dem Unterrichte ſeines Lehrers, deſſen Grundſätze er bald noch erweiterte. Er verachtete nicht nur, wie dieſer, alles philoſophiſche Wiſſen und eiferte gleich freimüthig gegen das Sittenverderbniß ſeiner Zeit; ſondern er trieb zugleich die eigene Anwendung ſeiner moraliſchen Lehren bis aufs äußerſte. Antiſthenes finſterer Ernſt mißfiel; Diogenes hingegen verſtand mit Heiterkeit und Witz ſeinen Zeitgenoſſen ihre Thorheiten zu zeigen und war daher geſchickter, ein Sittenlehrer des großen Haufens zu ſeyn, ſo wenig er auch in der That beſſerte. Zugleich wußte er ſeinen Grundſatz, alles Entbehrlichen ſich zu entäußern, auf die ungezwungenſte Art anzuwenden. Er lehrte, der Weiſe müſſe, um glücklich zu ſeyn, ſich unabhängig vom Glücke, von den Menſchen und von ſich ſelbſt zu erhalten ſuchen; zu dem Ende müſſe er Reichthum, Anſehen, Ehre, geſellſchaftliche Convenienz, die Künſte und Wiſſenſchaften, und alle Annehmlichkeiten des Lebens verachten. Er

ſelbſt wollte ſeinen Zeitgenoſſen ein Muſter cyniſcher Tugend ſeyn. Daher unterzog er ſich den härteſten Prüfungen, und riß ſich von jedem Zwange los. Oft kämpfte er mit dem Hunger, befriedigte ihn mit den ſchlechteſten Speiſen, befliß ſich ſelbſt bei Mahlzeiten, wo der größte Überfluß herrſchte, der ſtrengſten Enthaltſamkeit, und ſtreckte ſeine Hand auch wohl zu einem Almoſen aus. Am Tage ging er ohne Schuhe, ohne Rock, mit einem langen Barte, einen Stock in der Hand und einen Querſack auf der Schulter, in Athen einher; des Nachts ſperrte er ſich in eine Tonne. Allen Ungemächlichkeiten der Witterung bot er Trotz, und ertrug Spott, Schimpf und Beleidigungen des Volks mit der größten Ruhe. Seinen hölzernen Becher warf er, wie man erzählt, als ein entbehrliches Geräth fort, da er einen Knaben mit der Hand Waſſer ſchöpfen ſah. Nie ſchonte er die Thorheiten der Menſchen; laut und unerbittlich ſprach er gegen alle Laſter und Mißbräuche, und bediente ſich dabei der Satire und der noch furchtbarern Ironie. Das Volk und ſelbſt die Gebildeten hörten ihn gern, und verſuchten ihren Witz an ihm; merkten ſie aber ſeine Überlegenheit, ſo gingen ſie oft in Beleigigungen über, die ihn jedoch wenig außer Faſſung brachten. Oft machte er ihnen Vorwürfe über Ausdrücke und Handlungen, welche die Schamhaftigkeit empörten, und es iſt daher nicht glaublich, daß er ſich der Ausſchweifungen ſchuldig gemacht habe, welche ſeine Feinde ihm Schuld geben. Sein unanſtändiges Betragen beleidigte mehr den Weltbrauch als die Sitten, doch ſind viele Anekdoten von dieſem Sonderling erdichtet, und ſelbſt ſein Aufenthalt in der Tonne zweifelhaft. Auf einer Reiſe nach der Inſel Ägina wurde er von Seeräubern gefangen, und als Sclave nach Creta an den Corinther Xeniades verkauft. Dieſer ließ ihn frei und übertrug ihm die Erziehung ſeiner Kinder. Sein neues Geſchäft verwaltete er mit der größten Sorgfalt, und lebte im Sommer gewöhnlich zu Corinth, im Winter zu Athen. Am erſtern Orte war es, wo Alexander, der mit ſeinem Gefolge zur Staatsverſammlung ging, ihn an der Landſtraße in der Sonne gelagert fand, und verwundert über die Gleichgültigkeit, mit welcher der zerlumpte Bettler ſeiner nicht zu achten ſchien, ſich in ein Geſpräch mit ihm einließ und ihm zuletzt die Erlaubniß gab, ſich eine Gnade auszubitten. „Ich verlange weiter nichts," antwortete der Philoſoph, „als daß du mir aus der Sonne geheſt." Erſtaunt über dieſen Beweis höchſter Genügſamkeit, ſoll der König ausgerufen haben: „Wäre ich nicht Alexander, ſo wünſchte ich Diogenes zu ſeyn." — Plato hatte den Menſchen für ein zweibeiniges Thier ohne Federn erklärt; Diogenes, der davon hörte, brachte unter ſeinem Mantel einen lebendigen gerupften Hahn in die Vorleſung, und warf ihn mit den Worten in die Verſammlung hin: „Da habt ihr einen Platoniſchen Menſchen!" — Ein ander Mal ging er am hellen Mittage mit einer Laterne in Athen. Auf die Frage, was er ſuche, antwortete er: „Ich ſuche Menſchen." Bei den Spartanern glaubte er die meiſte Anlage zu ſolchen Menſchen zu finden, wie er ſie wünſchte. Daher ſagte er einſt: „Menſchen habe ich nirgend geſehen, aber doch Kinder zu Lacedämon." — Welches iſt, fragte man ihn einſt, das gefährlichſte Thier? — „Unter den wilden Thieren," antwortete er, „iſt es der Verleumder, unter den zahmen der Schmeichler." Er ſtarb (vor Chr. Geb. 324) in einem hohen Alter. Als er die Annäherung ſeines Todes merkte, ſetzte er ſich an der Straße nach Olympia nieder, wo er

vor den Augen der herbeiſtrömenden Menge mit echt philoſophiſcher Ruhe ſtarb.

Diokletian, (C. Valerius) mit dem Beinamen Jovius, von niedriger Geburt, ward 284 nach Chr. Geb. von der Armee zum römiſchen Imperator erklärt. Er war gegen die Feinde glücklich, ſchlug den Carinus in Möſien (285), beſiegte die Alemannen und machte ſich durch ſeine Güte ſehr beliebt. Doch nöthigten ihn die neuen Empörungen und Angriffe auf das römiſche Reich, ſich Mitregenten zu wählen, nämlich den (Maurel. Valerius) Maximinianus, (286) einen herrſchſüchtigen, rohen und grauſamen Krieger, der, während Diokletian im Morgenlande gegen die Perſer glücklich war, und dann in Deutſchland bis an die Quelle der Donau drang, in Gallien ſiegte; ſpäter (292) auch den C. Galerius, ſo wie Maximinian den Conſtantinus (Chlorus) zum Cäſar wählte. So war das Reich in 4 Theile getheilt. So lange Diokletian wirkte, der auch Ägypten wieder einnahm, dauerte die Übereinſtimmung; allein dieſer reſignirte (305) zu Nikomedien auf die Kaiſerwürde — in demſelben Jahre auch Maximinian zu Mailand. — Diokletian zog ſich nach Salona in Dalmatien zurück, vergnügte ſich mit Gärtnerarbeit und lebte in ungeſtörter Ruhe bis 313. Diokletian hatte die unumſchränkte Herrſchaft gegründet, welche die conſtantiniſche Familie nun befeſtigte.

Diomēdes, des Tydeus und der Deïpyle Sohn, und König von Argos. Er verlor ſeinen Vater früh vor Theben, war Theilnehmer des zweiten Zuges nach Theben, und befand ſich unter den Freiern der Helena, deren Entführung zu rächen, er mit den übrigen Königen Griechenlands vor Troja entboten wurde, wo er die Archiver, Tyrinther und mehrere andere Völkerſchaften befehligte. Verwegner Muth machte ihn zu einem der erſten Helden; nach Neſtors Zeugniß übertraf er darin alle ſeine Altersgenoſſen. Von Pallas beſchirmt, focht er nicht nur mit den tapferſten Feinden, viele derſelben erlegend, ſondern wagte ſich ſelbſt in den Kampf mit den Unſterblichen. Als Venus ihrem Sohne Äneas gegen ihn zu Hülfe kam, verwundete er die Göttin mit dem Speere an der Hand, und würde ihr den Äneas entriſſen haben, wäre nicht Apollo zur Rettung herbeigeeilt. Aber ſelbſt gegen dieſen drang er drei Mal kampfluſtig an, bis die drohenden Worte des furchtbaren Gottes ihn zurückſchreckten. Von Pallas ermuntert, wandte er ſich jetzt gegen den Mars, verwundete ihn in den Unterleib, und zwang ihn, nach dem Olymp zurückzukehren. — Auf gleiche Weiſe that er ſich in der Rathsverſammlung hervor. Er widerſprach kühn Agamemnons Vorſchlag, Troja unverrichteter Sache zu verlaſſen, und hintertrieb ihn; auch blieb er bei ſeiner Meinung, als Achill die angebotne Ausſöhnung verweigerte. Dadurch, daß er die Pferde des Rheſus erbeutete, erfüllte er eine der Bedingungen, unter denen allein Troja erobert werden konnte. Auch holte er mit Ulyſſes die ebenfalls zur Eroberung der Stadt nöthigen Pfeile des Hercules und den Philoktet von Lemnos herbei, und befand ſich mit in dem hölzernen Pferde, durch welches endlich die Einnahme Troja's gelang. Zwar kam er glücklich in ſeine Heimath zurück, aber Venus verfolgte ihn mit ihrer Rache. Dieſe hatte der Gemahlin des Abweſenden, Ägialea, eine ſtrafbare Leidenſchaft gegen den Kometes eingeflößt, und Diomedes mußte bei ſeiner Rückkunft verſprechen, Argos zu verlaſſen und bei Todesſtrafe nie zurückzukehren. Er

ſchiffte hierauf mit ſeinen treueſten Freunden nach Italien; doch wird von ſeinem Aufenthalte daſelbſt viel Widerſprechendes gefabelt. Bald ſoll er hier in hohem Alter verſtorben, bald vom Könige Daunus umgebracht, bald auch bloß von den nach ihm benannten Inſeln verſchwunden ſeyn. Ihm wurde nach ſeinem Tode göttliche Ehre erwieſen.

Dion, ein berühmter Syrakuſaner, der ſich in der Geſchichte dieſes Staats einen unſterblichen Ruhm erworben hat. Er lebte zu den Zeiten der beiden Dionyſe, mit denen er verwandt war, und auf die er einige Zeit hindurch vielen Einfluß hatte. Als er aber verſuchen wollte, die tyranniſchen Grundſätze des jüngern Dionyſius durch die Lehren der Philoſophie zu verdrängen, gelang es ſeinen Feinden, ihn bei dieſem verdächtig zu machen und ſeine Verbannung zu bewirken. Dion begab ſich nach Griechenland, wo er durch ſeine ſchöne Geſtalt, noch mehr aber durch die herrlichen Eigenſchaften ſeines Verſtandes und Herzens, ſich ſo zahlreiche Anhänger verſchaffte, daß er beſchloß, Gewalt gegen einen Fürſten zu gebrauchen, der ſanftern Lehren ſein Ohr verſchloſſen habe, und ſein Vaterland zu befreien. Zu dem Ende ſchiffte er ſich mit 800 muthvollen Kriegern ein, landete auf Sicilien und eilte, da Dionys vor wenigen Tagen nach Italien gereiſ't war, nach Syrakus, wo er unter dem Jubel der Einwohner einzog. Dionys kehrte zurück, machte einige vergebliche Verſuche, ſein Anſehen wieder herzuſtellen, ward aber endlich gezwungen, der Krone zu entſagen, und ſich mit ſeinen Schätzen nach Italien zu flüchten. Aber auch Dion, gegen den ſeine Mitbürger ungerechtes Mißtrauen hegten, ſah ſich genöthigt, die Stadt zu verlaſſen. Als ſich jedoch neue Unordnungen entſpannen, rief man ihn zurück, und er war eben beſchäftigt, die republikaniſche Verfaſſung wieder herzuſtellen, als ihn 354 Jahr vor Chr. Geb. ſein verrätheriſcher Freund Calippus aus Athen ermordete. So ſtarb dieſer Mann von erhabener Denkungsart, hohem Muthe und unerſchütterlicher Vaterlandsliebe. Plato war ſein innigſter Freund. Sein Leben haben Plutarch und Cornelius Nepos beſchrieben.

Dionäa, Venus-Fliegenfalle, Dionaea muscipula. Dieſe merkwürdige Pflanze wächſt in feuchten und ſchattigen Gegenden des nördlichen Amerika, vornehmlich in Südcarolina, wild, und hat viel Ähnlichkeit mit unſerm rundblättrigen Sonnenthau (Drosera rotundifolia.). Unter allen bekannten Gewächſen hat dieſes die größte Reizbarkeit. Setzt ſich ein Inſect, z. B. eine Fliege, auf die Oberfläche eines Wurzelblattes, ſo klappt ſogleich der lappige Rand deſſelben zuſammen, und fängt das Inſect, wie in einer Falle. Die Randborſten verſchließen das Blatt von der Seite und die Nebenborſten von vorn, ſo daß das gefangene Inſect gar keinen Ausgang wieder findet und umkommen muß. Will man es mit Gewalt befreien, ſo muß man das Blatt zerreißen. Nur wenn das Inſect todt iſt, und alſo durch ſeine Bewegung die Theile des Blattes nicht mehr reizt, öffnet ſich dieſes und läßt das Inſect fallen. Die Inſecten ſcheinen übrigens durch den ſüßlichen Saft der Blätter, der aus ihren Drüſen ſchwitzt, angelockt zu werden. Ehemals koſtete eine Dionäa der großen Seltenheit wegen in England 200 bis 250 Thaler; jetzt iſt ſie ſchon häufiger, und kann für einige Guineen gekauft werden. Reifen Samen hat dieſe Pflanze in Europa noch nicht bringen wollen.

Dione, Mutter der Venus, daher Dionäa, Beiname der letztern, auch letztere ſelbſt.

Dionyſien oder Bacchanalien, von Dionyſos oder Bacchus (ſ. dieſ. Art.).

Dionyſius von Halicarnaß in Karien, geboren vor Chriſti Geburt 55, kam als ein gelehrter Kunſtrichter und Lehrer der Beredſamkeit um die 187ſte Olympiade nach Rom, und ſchrieb zur Belehrung ſeiner Landsleute eine römiſche Archäologie in 20 Büchern, worin er die ältere Geſchichte und Verfaſſung Roms bis auf den Anfang des Polybius erzählt. Wir beſitzen davon die elf erſten Bücher, und von den übrigen einige Fragmente. Sie ſind nach Hudſon von Reiske herausgegeben worden. Sein 22jähriger Aufenthalt in Rom, der Umgang mit den gelehrteſten Römern und die Benutzung der ältern Annaliſten machen ihn für den kritiſchen Geſchichtsforſcher ſehr wichtig, wiewohl ſeine rhetoriſche Behandlung bedeutenden Einfluß auf die Darſtellung der römiſchen Sagengeſchichte gehabt hat. Auch als äſthetiſcher Schriftſteller hat Dionyſius einigen Werth, nur verdienen die hieher gehörigen Werke eine kritiſche Sichtung. So gehört die Ars rhetorica nur zum Theil dem Dionyſius, und iſt nach ihrer gegenwärtigen Zuſammenſtellung wahrſcheinlich aus dem 3ten Jahrhundert nach Chriſti Geburt.

Dionyſius der Ältere, ſchwang ſich aus gemeinem Stande zum Feldherrn und dadurch zum Tyrannen (d. i. Beherrſcher) von Syrakus (um 406 vor Chr.) auf. Die bei Eroberung Agrigents durch die Carthager geflüchteten Agrigentiner klagten nämlich die ſyrakuſaniſchen Feldherrn der Verrätherei an; Dionyſius unterſtützte ihre Klagen und brachte es dahin, daß das erzürnte Volk andere Heerführer wählte, unter denen er ſelbſt ſich befand. Bald aber wußte er auch dieſe verdächtig zu machen und ſich zum Oberfeldherrn ernennen zu laſſen. In dieſem Poſten ward es ihm nicht ſchwer, mit Hülfe der gewonnenen Truppen ſich der Feſtung von Syrakus und aller darin befindlichen Waffen und Lebensmittel zu bemächtigen; worauf er ſich im 25ſten Jahre ſeines Alters zum Könige erklärte. Um ſeine Macht noch mehr zu befeſtigen, heirathete er die Tochter des Hermokrates, deſſen Geſchlecht in Syrakus das vornehmſte war. Nachdem er einen kurzen Krieg mit Carthago geendigt, und verſchiedene Empörungen glücklich gedämpft hatte, ſo daß er ſich auch andere Städte der Inſel unterwarf, rüſtete er ſich zu einem großen Kriege gegen Carthago. Das Waffenglück, das ihm anfangs günſtig war, wandte ſich bald zu ſeinem Nachtheil. Schon wurde er in Syrakus ſelbſt belagert, als die Peſt unter den Carthagern große Verwüſtungen anrichtete. Dionyſius, der zu derſelben Zeit eine Verſtärkung von 30 Schiffen erhalten hatte, benutzte die Muthloſigkeit der Feinde, griff ſie zu Waſſer und zu Lande an, und trug einen vollſtändigen Sieg davon, dem bald ein vortheilhafter Friede folgte. Auf ſeinen Feldzügen in Unter-Italien eroberte er die Stadt Rhegium durch Aushungerung. Nach einem neuen kurzen Kriege mit Carthago lebte er eine Zeit lang in Ruhe und beſchäftigte ſich mit der Dichtkunſt, in der er durch ſeine elenden Producte nicht minder glänzen wollte. Er wagte es ſogar, bei den olympiſchen Spielen um den Preis zu ringen, und ſchickte zu dem Ende eine feierliche Geſandtſchaft und eine Menge der beſten Declamatoren dahin, die ſeine Gedichte vorleſen ſollten, aber mit aller Kunſt nicht verhindern konnten, daß nicht die Zelte des Dionyſius vom Volke niedergeriſ-

ſen und geplündert wurden. Noch ſchimpflicher wurde eine zweite, vier Jahre nachher von ihm abgeſchickte Geſandtſchaft aufgenommen. Er wurde darüber faſt raſend. Dennoch wollte er ſeinen Wahn nicht aufgeben, und pflegte Dichter und Gelehrte damaliger Zeit durch Vorleſung ſeiner Verſe zu peinigen. Endlich fing er aus Mißmuth einen neuen Krieg mit den Carthagern an, um ſie ganz aus Sicilien zu vertreiben; konnte jedoch dieſe Abſicht nicht erreichen, und mußte einen nachtheiligen Frieden ſchließen. Dafür aber gelang es ihm jetzt, in Athen eins ſeiner Trauerſpiele gekrönt zu ſehen. Die Nachricht davon erfüllte ihn mit ſo unmäßiger Freude, daß er krank wurde; die Ärzte aber gaben ihm auf Anſtiften ſeines Sohnes ſtatt der Arznei einen Schlaftrunk, der ihn nicht wieder erwachen ließ. So ſtarb er nach einer 25jährigen Regierung. Ihm folgte ſein älteſter Sohn, der unter dem Namen, Dionyſius der Jüngere, bekannt iſt. Um ihn von den Ausſchweifungen, denen er ſich ergab, abzuziehen, machte ihn Dion (ſ. d. Art.) auf die Lehren des Plato aufmerkſam und ſtellte ihm vor, daß dieſer große Philoſoph allein ihn die wahre Kunſt zu regieren, worauf ſein und ſeiner Unterthanen Glück beruhe, lehren könne. Dadurch bewogen, berief Dionys den Plato an ſeinen Hof. Dieſer folgte ſeinen dringenden Einladungen, und wußte den Tyrannen wirklich zur Tugend und zu den Wiſſenſchaften zu erwecken, und überhaupt dem ganzen Hofe eine andere Geſtalt zu geben. Aber eine Gegenpartei, an deren Spitze der Geſchichtſchreiber Philiſtus ſtand, machte die Treue des Dion verdächtig, und bewirkte ſeine Verbannung. Vergebens ſuchte Plato ſeine Zurückberufung zu bewirken und verließ endlich, nachdem er lange mit einigem Zwange zurückgehalten worden, Syrakus, als ein ausgebrochener Krieg den Dionys anderweitig beſchäftigte. Nach geſchloſſenem Frieden kehrte er auf die wiederholten Bitten des Königs zurück. Auch jetzt bemühte er ſich, Dions Zurückberufung zu bewirken; aber vergeblich. Er drang daher auf ſeine Entlaſſung. Dionys wußte ihn dadurch wieder zu gewinnen, daß er ihm eine ſcheinbare Ausſöhnung mit Dion vorſchlug, vermöge welcher dieſer ſein Vermögen ausgeliefert erhalten, dagegen aber verſprechen ſollte, nichts gegen den Thron zu unternehmen. Allein auch dieſes Verſprechen erfüllte er nicht und Plato verließ ihn, nachdem er mehrere bittere Kränkungen erfahren. Jetzt erſchien Dion mit einem Heere und bemächtigte ſich der Stadt Syrakus, in die Dionyſius erſt nach Dions Ermordung zurückkehrte. Sein Unglück hatte ihn aber nur noch grauſamer und unmenſchlicher gemacht. Die Vornehmſten flüchteten vor ſeinen Bedrückungen. Inzwiſchen fingen die Carthaginienſer einen neuen Krieg mit Syrakus an, und verbanden ſich heimlich mit dem Icetas, deſſen Abſicht war, ſich der Stadt zu bemächtigen. Allein noch verſtellte ſich dieſer und billigte ſogar die Maßregel, bei Corinth Hülfe zu ſuchen. Dieſe wurde ihnen verſprochen, und Timoleon ſollte mit einer Flotte nach Syrakus abgehen, um ſowohl die Feinde als den Tyrannen zu vertreiben. Dies führte er glücklich aus. Dionys, der ſich ihm ergeben hatte, wurde nach Corinth gebracht, wo er ſein Brot kümmerlich mit Unterricht erwarb, und in der Verachtung ſtarb, die er durch ſeine Zügelloſigkeit ſich zugezogen hatte.

Dionyſos (Dionyſus), und **Dionyſien**, ſ. Bachus.

Diöpter. 1. Das Abſehen auf einem Aſtrolabium oder Meß-

inſtrument; die zwei Löcher, durch die man ſehen muß, die Seheritze, auch die Sehe ſelbſt. 2. Ein wundärztliches Werkzeug.

Dioptrik heißt die Lehre von den gebrochenen Lichtſtrahlen, oder vom Lichte, welches durch verſchiedene brechende Mittel, (z. B. durch Luft, Glas und Waſſer) geht, wodurch das Sehen möglich wird. Die Dioptrik macht alſo einen Theil der Optik, d. i. der Lehre vom Sehen überhaupt, aus. Sie erklärt zuerſt die Lehre von der Brechung der Lichtſtrahlen, woraus ſich die Wege leicht beſtimmen laſſen, welche die Lichtſtrahlen nehmen, wenn ſie in ebenen und krummen Flächen gebrochen werden. Hieraus leitet man die Eigenſchaften der Linſengläſer, die Beſchaffenheit der Strahlenbrechung im menſchlichen Auge, die Erſcheinung des Sehens durch Linſengläſer und die Zuſammenſetzung derſelben, folglich die Theorie der Fernröhre, Vergrößerungsgläſer ꝛc. her. Die Alten kannten dieſe Wiſſenſchaft nicht. Die Naturkunde der neuern Zeiten hat ihr ungemein viel zu verdanken. Durch ſie, oder durch Hülfe der Gläſer, die ſie bilden lehrte, ſind dem menſchlichen Auge Gegenſtände erreichbar geworden, von denen man bis dahin nichts ahnete. Kepler, Willebrord, Schnellius zu Leiden, Carteſius, Newton u. A. erweiterten nicht nur dieſe Wiſſenſchaft, ſondern gründeten auch einen großen Theil ihrer Entdeckungen auf dieſelbe. In unſern Zeiten hat vorzüglich Dollond durch ſeine wichtigen Erfindungen die Dioptrik ungemein bereichert. Käſtner lieferte zuerſt eine vollſtändige Anwendung der allgemeinen Arithmetik auf die Dioptrik. Dioptriſch, was dieſer Wiſſenſchaft angemeſſen iſt, oder ſich darauf bezieht.

Dioscūren, Caſtor und Pollux, die beiden Zwillingsſöhne des Jupiter, Schutzgottheiten der Kämpfer, Reiter und Schiffer. S. Caſtor und Pollux.

Diphthōng, Doppellauter, d. i. ein Laut, der aus zwei zuſammengeſetzten Vocalen, Selbſtlautern, beſteht, oder eine Verbindung zweier verſchiedener mit einer Mundöffnung ausgeſprochener Vocale, z. B. au, ei, eu, äu, ai; nicht aber ä, ö, ü, welche man ſonſt fälſchlich für Diphthongen hielt, wenn man beſonders wegen der unſchicklich gebildeten Schriftzeichen irrig glaubte, daß ſie aus a und e, o und e, u und e oder i hervorgegangen ſeyen.

Diplōm, (von διπλοω, ich lege zwiefach zuſammen), eigentlich ein Doppelbrief, d. h. ein Brief, der nur einmal zuſammengelegt iſt, und dadurch in zwei Hälften getheilt wird. Man verſteht aber allemal unter Diplom eine mit Unterſchrift und Siegel beglaubigte Urkunde, in welcher Rechte, Freiheiten, Würden ertheilt werden; z. B. ein Adelsdiplom, d. h. ein Adelsbrief, eine Urkunde, in welcher der Adel ertheilt oder beſtätigt wird. So auch Doctordiplom, Magiſterdiplom u. dergl. m. Diplomatarium iſt eine Sammlung von Abſchriften alter Originalurkunden.

Diplomatīe, ſo hat man in neuern Zeiten die Wiſſenſchaft und die Kunſt der geſandtſchaftlichen, beſonders ſchriftlichen (daher der Name) Unterhandlungen der Staaten, und mithin ſowohl den, welcher dieſe Wiſſenſchaft theoretiſch treibt, als den Staatsmann, der dieſe Kunſt beſitzt und ausübt, einen Diplomatiker, im neuern Sinne des Worts genannt (ſ. Diplomatik). Die Diplomatie iſt eine ſehr zuſammengeſetzte Wiſſenſchaft; denn die Geſandt-

ſchaftswiſſenſchaft und Geſandtſchaftskunſt (ſo kann man die Diplomatie im Allgemeinen nennen), welche als ein Zweig der Staatswiſſenſchaften (oder der Politik im weitern Sinn) anzuſehen iſt, bezieht ſich auf die Kenntniß der politiſchen Verhältniſſe, der individuellen Intereſſen und Rechte der Staaten unter einander. Jene nun, die Geſandtſchaftswiſſenſchaft, lehrt, wie ein Geſandter in ſeinen Verhältniſſen durch mündliche und ſchriftliche Unterhandlungen vorzüglich zur Erreichung der Zwecke des Staats, von welchem er geſendet, bei dem beſchickten Staate wirken ſoll. Sie muß daher 1. mit den durch Erfahrung gegebenen Verhältniſſen der Geſandten und der Geſandtſchaftsperſonen bekannt machen; 2. die beſtehenden, vorzüglich auswärtigen, Verhältniſſe, Intereſſen und Rechte der Staaten kennen lehren; 3. zu mündlichen und ſchriftlichen Verhandlungen Anleitung geben. Aber alles dieſes ſetzt zum Verſtändniß mehrere Wiſſenſchaften voraus, deren mehr oder weniger jeder Staatsmann bedarf; daher man auch die diplomatiſchen Wiſſenſchaften, oder die Wiſſenſchaften des (wahren) Diplomatikers, von der Diplomatie unterſcheiden muß. Zu jenen gehört nothwendig die allgemeine Staatslehre (Politik im weitern Sinne) und insbeſondere, a) das Staats- und Völkerrecht, weil das Geſandtſchaftsverhältniß ein ſtaats- und völkerrechtliches Verhältniß iſt, und der Geſandte im Namen des Staats, deſſen Weſen, höchſten Zweck und Würde er überhaupt kennen muß, mit Staaten unterhandelt; und b) die Politik im engern Sinne oder die äußere Staatsklugheitslehre, d. i. der Inbegriff von practiſchen, aus der Erfahrung und Geſchichte abſtrahirten Regeln, wie man zur Erreichung des Staatszwecks, in ſo weit er durch das gegenſeitige Verhalten anderer Staaten zu dem eignen bedingt iſt, am ſicherſten und ſeiner Würde angemeſſenſten wirke. Denn der letzte Zweck des Staatsmanns, der die äußern Verhältniſſe eines Staats beſorgt, und zugleich das Ideal deſſelben iſt: den allgemeinen und ewigen Zweck der Staaten, angewendet auf die beſtimmte Individualität desjenigen, welchem er dient, in allen gegebenen Verhältniſſen deſſelben zu andern Staaten durch Weisheit und Recht zu behaupten, und mithin die Selbſtſtändigkeit und das Wohl deſſelben, als eines Gliedes der großen Familie der Menſchheit in ſeinen Verhandlungen thätig zu befördern. Nächſt den angeführten allgemeineren oder philoſophiſchen Wiſſenſchaften erfodert insbeſondere die Kunde der gegenwärtigen Verhältniſſe der Staaten, welche den Zweck ſeiner Wirkſamkeit modificiren, die Kenntniß des auf Gewohnheiten und Verträgen beruhenden (poſitiven) Völker- und Geſandtſchaftsrechts; des poſitiven Rechts der Staaten und ihres gegenwärtigen Zuſtandes überhaupt (Statiſtik), und, weil die Gegenwart auf der Vergangenheit beruht, der Geſchichte, und vorzüglich ihrer Hülfswiſſenſchaft der Diplomatik (ſ. d. folgenden Art.;) Letzterer auch, um an Beiſpielen die Regeln und Bedingungen der ſchriftlichen Verhandlungskunſt in Beziehung auf auswärtige Verhältniſſe und Angelegenheiten, nach Materie und Form kennen zu lehren. Daß die Diplomatie als Kunſt, wenn ſie auf ſolchen Anſichten beruht, auf ſolche Kenntniſſe gebaut, mit Rechtlichkeit und Wahrheit des Charakters verbunden iſt, und einen Geiſt findet, der mit klarem, ſchnellen Blick, mit umfaſſender Thätigkeit und tiefer Menſchenkenntniß, die durch Verſtellung, Betrug und falſche Künſte aller Art verwickelten,

durch Irrthum, Vorurtheil und Leidenſchaft getrübten Verhältniſſe in ihrem wahren Lichte auffaßt und darſtellt, und die gegenwärtigen mit derſelben Leichtigkeit zum wahren Wohl der Staaten anordnet, als er künftige im Geiſte ſich entwickeln ſieht, ja ſelbſt denen, welche nicht vorher beſtimmbar ſind, mit Ruhe, Beſonnenheit und Feſtigkeit des reinen Willens begegnet, — daß eine ſolche Kunſt, ſagen wir, wenn ſie endlich durch Liebenswürdigkeit der Perſon und ihres Betragens, durch Feinheit, edeln Anſtand, Gefälligkeit und Gewandtheit, ſo wie durch andere günſtige äußere Verhältniſſe an Wirkſamkeit gewinnt, eine für das Glück der Menſchheit äußerſt wichtige und wohlthätige Kunſt ſey, iſt aus dem Geſagten über allen Zweifel gewiß, wenn man bedenkt, wie ſehr das innere Wohl der Staaten durch ihr äußeres Verhältniß beſtimmt wird. T.

Diplomātik, oder Urkundenlehre, iſt die Wiſſenſchaft von den ſchriftlichen Aufſätzen, welche über Rechte und Thatſachen auf eine feierliche und verbindliche Art ausgefertigt ſind, und den ſpäteren Zeiten zum völligen Beweiſe dienen. Sie macht ſonach einen Theil der hiſtoriſchen Quellenkunde aus. Nach den drei Hauptabſchnitten der allgemeinen Geſchichte müßte es nun eigentlich eine alte, mittlere und neue Diplomatik geben, zumal da es wirklich faſt von der Zeit an, als Buchſtabenſchrift in Gebrauch kam, auch Urkunden gibt. Ägypter, Phönicier, Babylonier, Perſer, Hebräer, Griechen und Römer, jedes civiliſirte Volk der alten Welt ſchrieb Urkunden, bewahrte dieſelben in Archiven, und machte von ihnen hiſtoriſchen, juridiſchen und politiſchen Gebrauch. Gleichwohl datirt man die Diplomatik nicht ſo weit zurück, indem man weniger auf das Weſen als die Form, weniger auf den Inhalt als die Materie ſah. Weil man bis jetzt noch kein auf Pergament oder ägyptiſches Papier geſchriebenes Diplom hat auffinden können, welches über das fünfte Jahrhundert nach Chriſtus hinausreichte, ſo hat man dies auch für den Zeitpunkt genommen, mit welchem die Diplomatik beginne. Man hört daher höchſtens von einer älteren und neueren Diplomatik ſprechen: und wenn man nach jener und dieſer genauer fragt, ſo ſehen ſie einander ſo unähnlich, daß man kaum begreift, wie man ſo verſchiedene Dinge mit einem und demſelben Namen habe bezeichnen können. Unter der älteren Diplomatik verſtand man die Wiſſenſchaft oder Fertigkeit, die Schrift alter Urkunden und Bücher zu leſen, erklären, nach dieſer Schrift und andern Eigenſchaften über ihr wahres Alter urtheilen und ſie anwenden zu können; unter der neuern hingegen, welche man auch Diplomatie nannte, die Wiſſenſchaft oder Kunſt, öffentliche Geſchäfte, welche mit der Feder geführt werden müſſen, mit Geſchicklichkeit zu betreiben, auch die Wiſſenſchaft der äußeren Verhältniſſe der Staaten überhaupt, in ſo fern ſie auf öffentlichen Urkunden und ſchriftlichen Verhandlungen beruht. Die ältere Diplomatik ſcheint demnach bloß dem Gelehrten, die neuere dem Staats- und Geſchäftsmann anzugehören. Jenem heißt diplomatiſch, was ſich auf alte Schrift bezieht, auf Urkunden, beſonders öffentlichen, beruht, dieſem, was ſich auf die Verhandlung der vornehmſten Geſchäfte im Staate, oder wenigſtens eines Theils derſelben bezieht, ferner was zur Geſandtſchaft oder zum Amte und Geſchäftskreiſe des Geſandten gehört. So fand zwiſchen dem, was man Diplomatik auf Univerſitäten nannte, und dem, was dem Staatsmann ſo hieß, kaum eine andere Ähnlichkeit

Statt, als daß in beiden alles mit der Feder ausgemacht wurde. Und in der That trennte man beide gänzlich von einander, hielt die ältere Diplomatik für einen Theil der Antiquitäten, die neuere für einen Zweig der Staatswiſſenſchaften, die mit jener eigentlich nichts gemein habe, und erklärte am Ende geradezu, nur die ältere ſey die eigentliche Diplomatik. Dieſes Verfahren hat unſtreitig ſeinen Grund in der Entſtehung der Diplomatik, deren erſte wiſſenſchaftliche Begründung, durch deutſche Territorialprozeſſe veranlaßt, in die erſte Hälfte des 17ten Jahrhunderts fällt. Unter die Erſten, durch welche wenigſtens die Wichtigkeit einer ſolchen Wiſſenſchaft fühlbar gemacht wurde, gehören Zylleſius, Benj. Leuber und Hermann Conring. Während der Streitigkeiten, an denen dieſe und Andere Antheil nahmen, entſtand der erſte, freilich nur noch rohe, Verſuch einer Diplomatik, deren Erfinder der antwerpiſche Jeſuit P. Dan. Papebruch war (1675). Er, nebſt P. Gfr. Henſchen, bildete Regeln zur Beurtheilung der Diplome. Vielleicht weil ſie zu ſtrenge waren, beſchuldigte man ihn der Abſicht, er habe die Benedictiner und Carmeliter in den vornehmſten Stützen ihrer Güter untergraben wollen. Ungeachtet nun dies ſchwerlich ſeine Abſicht geweſen, ſo wurde doch ein Benedictiner dadurch veranlaßt, die Diplomatik genauer zu erforſchen, und es erſchien das erſte ausführliche und tiefer begründete Werk von Joh. Mabillon: de re diplomatica libri VI. 1681. (Suppl. 1704). In allen Landen gewann die neue Wiſſenſchaft, obſchon es ihr nicht an Anfechtern fehlte, durch ihn immer mehr Freunde. Unter allen Werken aber, die darüber erſchienen, zeichnete ſich vorzüglich das Chronicon Gottwicense (1732) aus, worin die Lehre von den innern und äußern Kennzeichen der Diplome zuerſt ausgeführt wurde. Nach dieſem erſchienen mehrere Compendien, und endlich das große Hauptwerk für dieſe Wiſſenſchaft von Touſtain und Taſſin, zweien Ordensbrüdern Mabillons, der Nouveau Traité de diplomatique. (6 Bde. 4. Mit 100 Kupf.) 1750 bis 1765; überſetzt von Adelung (Erf. 1769. 9 Bde. 4.), während faſt um dieſelbe Zeit Joh. Heumann von Teutſchenbrunn in ſeinen ſehr ſchätzbaren Commentariis de re diplomatica Regum et Imperatorum Germanicorum (Nürnb. 1745 bis 1749.), der Urheber der practiſchen Bearbeitung ward, und die Benutzung der Diplomatik für politiſche, kirchliche und gelehrte Zwecke zeigte. In völlig ſyſtematiſche Form aber brachte dieſe Wiſſenſchaft der zweite Reformator derſelben, J. Go. Gatterer, der ſie in drei verſchiedenen Werken behandelte. Er brachte die ganze diplomatiſche Theorie auf drei Hauptwiſſenſchaften: 1. Schriftkunde (Graphik), 2. Zeichenkunde (Semiotik), 3. Formelkunde (Formularia), und ihm folgten mit wenigen oder keinen Abweichungen Schwabe, Oberlin, Schwartner und Mereau. Nach dieſen allen erſchien ein dritter Reformator, K. Traug. Glo. Schönemann, welcher zuerſt die Diplomatik mit einem freiern Blick anſah und dem gemäß behandelte. Aber auch bei ihm blieben die Spuren der Entſtehung dieſer Wiſſenſchaft noch ſichtbar. Da ſie von Streitigkeiten über Territorial-Gerechtſame ausgegangen war, ſo mußte die Aufmerkſamkeit der Forſcher vornehmlich auf jene Gattung von Urkunden gerichtet ſeyn, welche vor andern zur Schlichtung ſolcher Streitigkeiten dienen, alſo auf Urkunden aus jener Zeit, in welcher die Verfaſſungen der neueuropäiſchen Staaten und deren Verhältniſſe ſich conſtituirten, was ohne Staats- und Völ-

kerrecht, und mithin Übereinkunft mehrerer Parteien, nicht geſchehen konnte. Hierdurch wurde ein rechtlicher Zuſtand, rechtmäßiger Beſitzſtand und Anerkennung der Heiligkeit deſſelben begründet. Merkwürdig wurden nun Familienverträge der herrſchenden Häuſer unter ſich, und die Verträge, welche die Regierten mit den Regierenden ſchloſſen. Unter dieſen vornehmlich die mit dem Adel und der Geiſtlichkeit, welche beide große Vorrechte genoſſen, bis ſpäterhin, als eine Frucht der entſtandenen Städte, ein freier Bürgerſtand ſich bildete und ſeine Privilegien heiſchte. Natürlich, daß jeder Theil mit Eiferſucht die erhaltenen Gerechtſame bewachte; begreiflich aber auch, daß Mancher, mit Umgehung des Rechts, dieſelben zu erweitern, und Andere in den ihrigen zu beeinträchtigen ſuchte. Ein Mittel dazu war die Abfaſſung falſcher und die Verfälſchung echter Urkunden. Beſonders im eilften und den nächſtfolgenden Jahrhunderten wurden viele falſche Urkunden gemacht, viele echte verfälſcht, um entweder Anſprüche darauf zu gründen, oder begründete Anſprüche zu vernichten. Begreiflicher Weiſe war nun unter ſolchen Umſtänden nichts von größerer Wichtigkeit, als eine möglichſt ſichere Kritik dieſer Urkunden. Sie war es denn auch, worauf man vorzüglich bedacht war, und daher jenes Hauptaugenmerk auf Schriftzüge und Zeichen aller Art, jene bloße Rückſicht auf die Form der Urkunden aus dem Mittelalter. Die erſten Forſcher in diplomatiſchen Angelegenheiten hatten in der That nichts Angelegeners: die folgenden Diplomatiker aber gingen nun ebenfalls bloß dieſen Weg, und blieben hierbei ſtehen, als ob ſie die Diplomatik vollſtändig hätten. Um aber vollſtändig zu heißen, und das ganz zu leiſten, was man von ihr erwarten kann, durfte ſie ſich weder bloß mit Exegetik und Kritik der Diplome befaſſen, noch auf einen Zeitraum beſchränken, über welchen man nicht hinausgehen wollte, da doch der Gebrauch der Urkunden über ihn hinausgeht, und durfte auch nicht an der bloß äußern Form derſelben haften, unbekümmert um den Geiſt. Eine zweckmäßigere Einrichtung der Diplomatik, als die bisherige, ſcheint folgende. Die Diplomatik wird betrachtet als eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft von den ſchriftlichen, mit höherer Autoriſation verſehenen, Beglaubigungs- und Beſtätigungsmitteln, und der Art der Ausfertigung derſelben in einem rechtlichen Zuſtande der Staaten unter ſich und in ſich, von der Zeit an, wo die erſten Keime zu einem europäiſchen Staatenſyſtem und rechtlicher Verfaſſung der Staaten ſich entwickelten, bis auf unſere Zeit. Sie würde zerfallen 1. in die allgemeine, und 2. in die ſpecielle Diplomatik. Die allgemeine handelt von den Urkunden überhaupt nach deren Äußerem und Innerem, von deren Ausfertigung und Ausfertigern, ihrer verſchiedenen Beſchaffenheit in verſchiedenen Perioden und Aufbewahrung, dem Archivweſen. Die ſpecielle Diplomatik zerfällt in die ſtaats- und völkerrechtliche, die kirchenrechtliche, Privatrechts-, und Privatdiplomatik. Auf dieſe Weiſe umfaßt ſie alle wahrhaft wichtigen Verhältniſſe eines rechtlichen Zuſtandes des öffentlichen und Privatlebens; auf dieſe Weiſe zeigt ſich aber auch, wie die neuere Diplomatik mit der älteren durch mehr als den bloßen Namen oder den Gebrauch der Feder zuſammenhänge, wie aber auch dieſe neuere von noch weiterem Umfang ſeyn müſſe, als man gewöhnlich geglaubt hat. Man beſchränkte ſie nämlich auf die ſogenannte Geſandtſchafts-Praxis, die Geſchäfte des corps diplomatique; allein dieſe

macht offenbar wieder nur einen Theil derſelben aus. Da ſich die Staatspraxis nämlich in die einheimiſche und auswärtige verzweigt, ſo wird es auch eben ſo viele Arten urkundlicher Staatsſchriften geben, als Arten der Staatspraxis. Die einheimiſchen Staatsſchriften, acta publica im weitern Sinne, kann man die publiciſtiſchen, die auswärtigen diplomatiſche in engerer Bedeutung nennen. Zu den erſtern gehören Kanzellei- und Cabinetsſchreiben, Circularſchreiben, Declarationen, Decrete, Signaturen, Reſcripte, Vollmachten, Manifeſte, Deductionen, Patente, Renunciationen, Ceſſionen, Acceptationen, Proteſtationen, Cartelle, Waffenſtillſtands-Urkunden, Friedensſchlüſſe u. a. m.; zu den zweiten gehören Creditive, Staatsvollmachten, Inſtructionen, Relationen, Depeſchen, Schreiben en chiffre u. ſ. w. Dieſen muß man nun noch in kirchen- und privatrechtlichen Verhältniſſen die urkundlichen Ausfertigungen u. a. Schriften hinzufügen, und dann erſt iſt der Umfang der Diplomatik genau beſtimmt. Als Hülfswiſſenſchaften der ältern Diplomatik muß man übrigens allerdings noch hinzufügen eine diplomatiſche Graphik, Sprach- und Auslegungskunde und Kritik. Über den Werth und die Wichtigkeit einer ſolchen Wiſſenſchaft etwas hinzuzufügen, dürfte wohl unnöthig ſeyn. Der echte hiſtoriſche Forſcher weiß, welche Dienſte ihm die mancherlei Sammlungen völkerrechtlicher Urkunden leiſten, und weiß, was Leibnitz darüber Gediegenes in ſeiner Vorrede zum Codex juris gentium diplomaticus geſagt hat; eine gute Benutzung von Martens trefflichen Urkunden-Verzeichniſſen wird dieſe Wichtigkeit noch mehr außer Zweifel ſetzen, und ſelbſt dem Laien wird ſie in die Augen ſpringen, wenn wir erſt mehrere ſo intereſſante Schriften beſitzen, wie Flaſſans histoire diplomatique de la France. S. Flaſſan. dd.

Diplomatiſches Corps, die Geſammtheit der Geſandten an einem Hofe, weil dieſelben ſich ausſchließlich mit der Diplomatie beſchäftigen; **diplomatiſch**, auch urkundlich, ſiehe **Diplom**.

Dipodie oder Syzygie, in der Metrik ein Abſchnitt des Metrums, welcher eine Verbindung von zwei Füßen enthält, z. B. ein Dijambus.

Dippel (Joh. Konr.), ein Schwärmer, geboren zu Frauenſtein bei Darmſtadt den 10. Auguſt 1693, ſtudirte zu Gießen Theologie, dann aber Medicin, weil er die Feſſeln der Orthodoxie nicht ertragen konnte. Er irrte in verſchiedenen Gegenden von Deutſchland und Holland umher, hielt zu Straßburg Vorleſungen, und ging, weil er nirgends Ruhe fand, nach Dänemark. Hier ließ er ſeinen Haß gegen die Geiſtlichkeit ſo zügellos aus, daß er auf Bornholm gefangen geſetzt wurde. Als er wieder loskam, begab er ſich nach Schweden, und ſetzte ſich daſelbſt durch glückliche Curen in ein ſolches Anſehen, daß ihn der König in einer ſchweren Krankheit zu ſich nach Stockholm berief. Auf dringendes Anhalten der Geiſtlichkeit aber mußte er das Reich als ein Religionsſpötter verlaſſen, ging dann nach Berleburg, und ſtarb 1734 auf dem Schloſſe Wittgenſtein. In ſeinen frühern Jahren erſchienen ſeine Sitten ziemlich zweideutig. Bei aller Schwärmerei und Theoſophie, wozu ihn das fleißige Leſen des Jacob Böhme gebracht hatte, war er einer der gelehrteſten Männer, der die Widerſinnigkeit mancher Dogmen des theologiſchen Syſtems ſeiner Zeit glücklich, aber kühn aufdeckte, und auch in der Chemie nicht gemeine Kenntniſſe hatte. Er ſoll der Erfinder des berliner Blaus geweſen ſeyn, wenigſtens die

Zuſammenſetzung deſſelben theoretiſch gekannt haben; auch hat er zwei ſehr wirkſame Heilmittel erfunden. Seine zahlreichen Schriften gab er unter dem Namen Christianus Democritus heraus.

Diptychon, Diptychum, ein griechiſches Wort, welches etymologiſch daſſelbe bedeutet, was Diploma, ein zwiefach Zuſammengelegtes. Die Griechen und Römer hatten nämlich unter mehreren Formen ihrer ſchriftlichen Aufſätze auch die, daß ſie metallene, elfenbeinerne und hölzerne Täfelchen von einerlei Größe an einander legten, und mit einem Gelenke (Charniere) oder mit durchgezogenen Ringelchen befeſtigten, um ſie bequemer tragen zu können, oder aus einer Hand in die andere gehen zu laſſen. Dieſe hießen urſprünglich Diplomata oder Diptycha. Jene und dieſe Benennung erhielten in neuerer Zeit andere Bedeutungen. Die Diptycha wurden wichtig in der chriſtlichen Kirchenverfaſſung, wo man deren drei Arten hatte: der Biſchöfe, der Lebenden und der Verſtorbenen. Die erſten enthielten Namen und Leben um die Kirche verdienter Biſchöfe; beide wurden an Feiertagen verleſen, und dies gab Veranlaſſung zum Canoniſiren. In den Diptychen der Lebenden ſtanden die Namen um die Kirche verdienter lebender Päpſte, Patriarchen, Biſchöfe und anderer Geiſtlichen, Kaiſer, Könige, Fürſten und anderer Großen zum Behufe des Kirchengebets; in denen der Verſtorbenen waren die in dem Herrn Verſtorbenen angeführt, deren auch in dem Kirchengebete gedacht ward. Außerdem findet man noch Diptycha mit den Namen Getaufter. dd.

Directorialcanton hieß nach der neuen Bundesverfaſſung der Schweiz vom J. 1803 derjenige unter den ſechs Cantonen, in deſſen Hauptſtadt wechſelsweiſe ein Jahr lang der Landamman der Schweiz war.

Directorium, die oberſte Leitung eines Geſchäfts in einem geſellſchaftlichen Verein und der Ausſchuß, oder die Perſonen, welchen dieſelbe übertragen iſt. Unter dieſer Benennung verſtand man ein Collegium von fünf Staatsbeamten, welchem nach der ehemaligen franzöſiſchen Conſtitution die vollziehende Gewalt übertragen worden war, und welches auch in andern Staaten, wo dieſe einen herrſchenden Einfluß hatte, als in der Schweiz, Holland u. ſ. w. nachgeahmt wurde. Die beiden geſetzgebenden Räthe erwählten die Mitglieder dazu; alle Jahre ging eins ab, und ward durch ein neues erſetzt. Ein Mitglied hatte auf drei Monate, unter dem Titel des Präſidenten, den Vorſitz, und fertigte die Staatsbotſchaften unter ſeinem Namen aus. Zahlreiche Ehrenwachen, prunkvolle Staatskleidungen, und Überfluß an allem, was den äußern Glanz befördern kann, verſchafften dieſem Vollziehungsrathe in den Augen des Volks ein noch größeres Anſehen, als ihm ſeine ſehr ausgedehnte Gewalt ſchon an ſich gewährte. Er wachte über die Vollziehung der Geſetze, verfügte über die bewaffnete Macht, ſorgte für die innere und äußere Sicherheit des Staats, unterhandelte mit den auswärtigen Mächten, ernannte und nahm Geſandte an, und verwaltete überhaupt alles, was die Conſtitution von 1791 der königlichen Gewalt übertragen hatte. Die ſieben Staatsminiſter ſtanden unmittelbar unter ihm, und er hatte freie Gewalt, ſie ab- und einzuſetzen. Kein Bürger konnte übrigens Anſpruch auf eine Stelle im Directorium machen, wenn er nicht vorher ein Mitglied des geſetzgebenden Körpers oder Miniſter geweſen war. Durch die Revolution vom achtzehnten Brumaire wurde dieſe Autorität, wie die

ganze damit in Verbindung ſtehende franzöſiſche Conſtitution vom Jahr drei, durch Bonaparte aufgehoben.

Dis, ſ. D.

Dis, ſ. Pluto.

Discant, ſ. Sopran.

Discant-Schlüſſel, ſ. Schlüſſel.

Disciplin, 1. der Theil der Erziehung, welcher in der Leitung und Einſchränkung geſetzwidriger Neigungen und Begierden beſteht, wobei der Zwang eine Hauptrolle ſpielt, und 2. die Zucht ſelbſt, daher discipliniren, zur Zucht und Ordnung gewöhnen, und diſciplinirt. In den poſitiven Religionen wird die Disciplin der Doctrin, oder den Glaubenslehren und dem Unterricht in denſelben entgegengeſetzt, und begreift die ſogenannte Kirchenzucht, die Aufſicht über die Kirchenglieder in Beziehung auf gottesdienſtliche oder religionswidrige Handlungen, und die Handhabung des Zwanges in dieſer Beziehung. In dem wiſſenſchaftlichen Gebiete nennt man ſo jedes beſondere Fach, oder eine beſondere Wiſſenſchaft, die zu einem Kreiſe von Wiſſenſchaften gehört.

Discontiren, abrechnen, abziehen, d. h. einen Wechſel, der erſt nach einer gewiſſen Zeit zahlbar iſt, ſogleich, wenn er vorgezeigt wird, mit einem gewiſſen verhältnißmäßigen Abzuge baar auszahlen und ſolchergeſtalt an ſich kaufen; oder auch einen ſolchen gegen baare Bezahlung mit Verluſt einiger Procente an einen Andern abtreten. Das Wort wird in beiderlei Sinne gebraucht. Disconto iſt der Abzug gewiſſer Procente von einem vor der Verfallzeit baar bezahlten Wechſel. Man ſagt z. B. der Disconto iſt geſtiegen, oder gefallen, d. h. es wird ein größerer oder geringerer Abzug gegeben, welches ſich nach der größern oder geringern Summe des an einem Handelsplatze umlaufenden baaren Geldes richtet. Bei der Berechnung über den Disconto wird der Tag, wo der Disconto vom Mäkler abgeſchloſſen wird, als der erſte Tag, und an Orten, wo Reſpecttage bei den Wechſelzahlungen Statt finden, die Mitte derſelben angenommen. Der Discontant pflegt mehr auf den Acceptanten als Indoſſanten oder Ausſteller des Wechſels zu ſehen, und überhaupt gibt es darin, wie bei Waaren, Prima-, Secunda- und Tertia-Papier, d. h. der Disconto richtet ſich nach der auf dem Wechſelplatze angenommenen Meinung von der Solidität des Acceptanten der zu discontirenden Wechſel. So wird auf demſelben Platz und zur ſelbigen Zeit der eine Wechſel auf A. mit 3 p. C., der auf B. mit 4 p. C., der auf C. mit 5 p. C. und der auf D. mit 6 und mehr p. C. discontirt. Beim Wechſel-Disconto pflegt der gewöhnliche Zinsfuß nicht beachtet zu werden. In großen Handelsſtädten, die Banken haben, welche ſich mit Discontiren beſchäftigen (was nicht bei allen Banken der Fall iſt), z. B. in London und in Paris, hat man zwar einen feſtgeſetzten Disconto, 5 oder 6 p. C., allein die dazu deputirten Directoren verwerfen alle ihnen nicht genügende Acceptationen kleiner Häuſer, und es iſt Regel bei ihnen, daß die zu discontirenden Wechſel drei Giros bekannter und ſolider Häuſer haben müſſen. In manchen Plätzen, wie z. B. ſonſt in Amſterdam, erlaubt es die ſtrenge kaufmänniſche Ehre nicht, discontiren zu laſſen, ſondern der Kaufmann iſt verpflichtet, ſein Papier (Acc. Wechſel) bis zur Verfallzeit im Portefeuille zu behalten.

Disconto-Caſſe (Caisse d'Escompte) in Frankreich, eine Zet-

telbank, welche zu Paris im J. 1776 von einer Geſellſchaft von Privatperſonen mit einem Capitale von zwölf Millionen Livres errichtet wurde. Während der Revolution wurde ſie aufgehoben. Statt derſelben wurde in neuern Zeiten die Banque de France angelegt.

Discordia, ſ. Eris.

Discortionsgelder, dasjenige Quantum, welches ſich eigennützige Gläubiger bei Ausleihung ihrer Capitale noch über die landesüblichen Zinſen geben, oder gleich anfangs mit verſchreiben laſſen.

Discretionstage, im Wechſelrechte, ſind Nachſichts- oder Friſttage, welche nach der Verfallzeit des Wechſels zugeſtanden werden. Sie ſind nicht auf allen Handelsplätzen gleich. Amſterdam z. B. gibt deren ſechs, Hamburg eilf, Leipzig keinen. Man nennt ſie noch gewöhnlicher Reſpecttage. Es wird gewöhnlich als ein Zeichen von Inſolidität betrachtet, wenn der Acceptant die Reſpecttage benutzt, und es iſt daher Sitte, daß der acceptirte Wechſel gleich bei der erſten Präſentation bezahlt wird. Über den Unterſchied, der bei gezogenen und eigenen Wechſeln in den Reſpecttagen Statt findet, ſ. den Art. Wechſel, Wechſelrecht.

Discurſiv wird in der Philoſophie dem Intuitiven entgegengeſetzt, und bedeutet das, was ſich auf Begriffe und ihre Vergleichung bezieht. So nennen wir daher discurſive Erkenntniß denjenigen Theil unſerer Erkenntniß, deſſen wir uns erſt durch Zuſammenſetzung der Merkmale zu Begriffen und Urtheilen und Vergleichung derſelben mithin mittelbar bewußt werden, und in der Sprache durch Worte bezeichnen; intuitive oder anſchauliche Erkenntniß iſt aber diejenige, deren wir uns durch bloßes Hinſehen, oder durch Anſchauung unmittelbar bewußt werden. T.

Discus war bei den Griechen und Römern eine ſteinerne oder metallene, flach ausgehöhlte, in der Mitte durchbohrte und durch Riemen an der Hand befeſtigte Wurfſcheibe. Das Discuswerfen gehörte zu den gymnaſtiſchen Übungen, und es wurde in den olympiſchen und andern Spielen für eine große Ehre gehalten, den Andern im Schleudern des Discus zu übertreffen. Perſeus ſoll ihn erfunden haben und Apoll tödtete damit den Hyacinth. An manchen Orten wird der Teller, worauf die Hoſtien bei der Conſecration liegen, Discus genannt. Desgleichen auch der mittelſte Theil einer Blüthe.

Disjunction, disjunctiv. Disjunction heißt in der Logik das Verhältniß entgegengeſetzter, ſich ausſchließender Begriffe in Beziehung auf einen dritten Gedanken, in deſſen Sphäre ſie ſich theilen; und jene Begriffe heißen dann disjunctive (geſchiedene) Begriffe, disjuncta, Eintheilungsglieder, Trennungsſtücke; ſie ſind verſchiedene Begriffe, welche nicht zugleich Merkmale eines dritten Begriffs ſeyn können, ſondern werden nur ſo von ihm ausgeſagt, daß entweder das eine oder das andere ihnen zukommt. Sie ſind Merkmale, durch welche ſich die unter einer Gattung ſtehenden Arten unterſcheiden, und haben den Gattungsbegriff, unter welchem ſie ſtehen und deſſen Arten ſie ausmachen, als Merkmale gemein. Ein disjunctives Urtheil iſt ein ſolches, in welchem dieſes Verhältniß der Begriffe und Merkmale ausgeſetzt wird, z. B. das Metall iſt entweder Gold oder Silber oder Kupfer u. ſ. w.

Disparat nennt man in der Logik ſolche Begriffe, welche

zwar von einander verſchieden, aber mit einander einſtimmig ſind, und einem dritten Begriffe zugleich als Merkmale beigelegt werden können, mithin ſich nicht ausſchließen. Einige gebrauchen jedoch dieſen Ausdruck mit dem Disjunctiven gleichbedeutend. T.

Diſpenſation iſt Freiſprechung von einer Verbindlichkeit, beſonders die Verfügung des Geſetzgebers, durch welche er eine einzelne Perſon für einen einzelnen Fall von einem beſtehenden Geſetze ausnimmt, ſo daß das Gegentheil ungeſtraft geſchehen darf. Dahin gehören die Ehedispenſationen u. dergl. Die Würde des Geſetzes verlangt, daß eine ſolche Losſprechung von dem geltenden Geſetze nicht ohne hinreichenden Grund geſchehe.

Diſpenſatorium, ein Apothekerbuch oder Arzneibuch, worin von einem Collegio Medico oder Geſundheitsrathe alle für wirkſam gehaltenen Arzneimitel angegeben ſind, auch die Art ihrer Zubereitung den Apothekern vorgeſchrieben wird. Faſt jedes Land und viele große Städte haben ihre eigenen Diſpenſatorien, wonach die Apotheker ſich zu richten verbunden ſind.

Diſpondäus, eine Dipodie, welche aus einem doppelten Spondäus oder zwei Mal zwei langen Sylben beſteht; z. B. admiserunt, Marmorfelsblock.

Diſputation iſt ein von Zweien oder Mehreren zugleich mündlich angeſtellter, gelehrter Streit, bei welchem die eine Partei (der Opponent) das Gegentheil von dem zu behaupten ſucht, war die andere (der Reſpondent oder Defendent) behauptet hat. Letzterer hat die Behauptung ſeiner Meinung zur Abſicht; Erſterer die Widerlegung derſelben durch Vertheidigung der ſeinigen. Der Hauptzweck eines ſolchen Wettſtreits ſollte immer nur ſeyn, durch methodiſche Aufſtellung der Beweiſe und Gegenbeweiſe, Wahrheit und damit Einſtimmigkeit der Meinungen herbeizuführen; der Nebenzweck, die Übung oder Bewährung der Denk- und Sprachfertigkeit. Die Regeln des Diſputirens ſtellt die angewandte Logik auf. Inauguraldiſputation iſt eine ſolche, die zur Erlangung einer akademiſchen Würde gehalten wird. Auch wird die beim Diſputiren zum Grunde gelegte Streitſchrift Diſputation genannt.

Diſſenters (wörtlich: Widerſprechende, Andersdenkende), heißen in Großbritannien alle diejenigen, welche der biſchöflichen Kirche nicht zugethan ſind, aber geduldet werden. Schon unter der Regierung Heinrichs VIII. und Eduards VI., der Zeitgenoſſen Luthers und Calvins, fing die Reformation an, ſich in England zu verbreiten, und Calvins Lehre fand vor allen andern Eingang. Die Verfolgungen der Königin Maria konnten ihren Fortgang nicht hindern; und mit ſchnellen Schritten rückte ſie unter der aufgeklärten und ſelbſt proteſtantiſch-geſinnten Eliſabeth fort, als eine Maxime der Regenten Englands, im ſechszehnten Jahrhunderte, die Proteſtanten unter ſich entzweite. Heinrich VIII. und deſſen Nachfolger betrachteten ſich nämlich ſtatt des Papſtes als oberſte Herrſcher in geiſtlichen Dingen; ſie ließen zwar den Erzbiſchöfen und Biſchöfen ihre Würden, doch ſo, daß dieſe nicht dem Papſte, ſondern ihnen unterworfen waren. Viele behaupteten dagegen, daß die erſte Kirche nicht unter Biſchöfen, ſondern unter Älteſten oder Presbytern, d. h. Prieſtern ohne biſchöfliche Gewalt, geſtanden, und unterwarfen ſich bloß den von ihnen erwählten Älteſten. Es erhoben ſich daher zwei Religionsparteien: die biſchöfliche

Kirche oder die Epiſcopalen, und die Presbyterianer, die man auch, weil ſie mit dem von der Krone genehmigten Syſtem nicht übereinſtimmten, Nonconformiſten, und weil ſie die reine Lehre herzuſtellen bemüht waren, Puritaner nannte. Der erſte dieſer Namen iſt beſonders in Schottland gebräuchlich; der letzte war es ehedem in England. Wiewohl die Puritaner in England wenig Eingang fanden (in Schottland fanden ſie deſto mehr), ſo wurden ſie doch erſt zu Anfang des 17. Jahrhunderts unter Jacob I., und beſonders unter Carl I., gedrückt; Carl machte ſie zu ſeinen heftigſten Feinden, und ſie trugen das meiſte zu ſeiner Entthronung und Hinrichtung bei. Mit ihm ſtürzte die biſchöfliche Kirche, und die Puritaner triumphirten. Aus ihnen entſtand nun eine neue Secte, die ſich aber nachher größtentheils mit ihnen wieder vereinigte: die Independenten, welche annahmen, daß jede einzelne Kirche einer Provinz von allen andern unabhängig ſey, und ihre eigne Liturgie haben könne. Nach Cromwells Tode unter Carl II. und Jacob II. wurde die biſchöfliche Kirche wieder herrſchend: man kränkte die Andersdenkenden auf alle Art, und obgleich unter Wilhelm III. und ſeinen neueſten Nachfolgern Grauſamkeiten und heftige Bedrückungen aufgehört haben; ſo bilden doch die Presbyterianer nur in Schottland die herrſchende Kirche. In England aber und Irland herrſchen die Freunde des Epiſcopalſyſtems, und die ſehr zahlreichen iriſchen Catholiken wurden von jeher durch die daſelbſt wohnenden biſchöflich Geſinnten zu gefährlichen Unruhen gereizt. Außer dieſen Parteien, die ſich alle mehr oder weniger von der Lehre der Reformirten entfernt haben, und denen vermöge einer Parlamentsacte Duldung verſichert worden iſt, gibt es noch viele Lutheraner, Socinianer, Quäker, Wiedertäufer u. ſ. w., die gleichfalls geduldet werden. Alle dieſe bisher aufgeführten Religionsſecten heißen nun Diſſenters. Unter ihnen ſind die aufgeklärteſten Köpfe; und ſie ſchließen ſich, weil der König das Oberhaupt der biſchöflichen Kirche iſt, gewöhnlich an die Oppoſition an. Überhaupt herrſcht in Großbritannien, ungeachtet großer Gewiſſensfreiheit, dennoch viel religiöſe Uneinigkeit; und Religionszwieſpalt trennt nicht nur oft die Staatsbürger, ſondern bewirkt auch auf der andern Seite eine große Gleichgültigkeit gegen alle Religion, und eine der Moralität ſchädliche Freidenkerei, die ſich bis auf die unterſten Volksclaſſen erſtreckt.

Diſſidenten heißen in Polen alle, die der herrſchenden (catholiſchen) Religion nicht zugethan ſind, aber freie Religionsübung haben; alſo Lutheraner, Reformirte, Griechen, Armenier, mit gänzlichem Ausſchluß der Wiedertäufer, Socinianer und Quäker. Der Name Diſſidenten kam im vorigen Jahrhunderte (1736) auf. Schon bei Luthers Lebzeiten fand die Reformation in Polen Eingang, wurde aber unter Siegmund Auguſts Regierung (1548 bis 1572) ſo ſehr ausgebreitet, daß ſehr viele vom Volke, und ſogar die Hälfte des Senats und mehr als die Hälfte des Adels lutheriſch oder reformirt waren. Der König war ihr Beſchützer, und die Nichtcatholiken bildeten eine eigne Kirche: ſie erhielten von ihm das Recht zu allen Ehrenämtern und wurden den Catholiken ganz gleich gemacht. Aber man beging den großen Fehler, die Verhältniſſe beider Religionen nicht beſtimmt feſtzuſetzen, und veranlaßte dadurch die blutigſten Zwiſte. Ihre nachher mehrmals beſtätigten Rechte wurden ihnen nach und nach entzogen,

beſonders 1717 und 1718 unter Auguſts II. Regierung, wo man ihnen das Stimmrecht auf dem Reichstage nahm. Noch mehr verloren ſie einige Jahre ſpäter (1733) unter Auguſt III.; und auf dem Pacificationsreichstage (1736) wurde ſogar noch ein altes Geſetz wiederholt, vermöge deſſen jeder König catholiſch ſeyn mußte. Die Diſſidenten benutzten die Thronbeſteigung des letzten Königs Stanislaus Poniatowsky zur Ausführung ihrer Beſchwerden, und wurden, als ſie ſolche auf dem Reichstage 1766 anbrachten, von Rußland, Dänemark, Preußen und England unterſtützt. Rußland, welches dieſe Gelegenheit benutzte, ſeinen Einfluß in die polniſchen Angelegenheiten zu erweitern, nahm ſich ihrer beſonders an, und brachte 1767 einen Tractat zu Stande, durch den ſie der catholiſchen Partei gänzlich gleichgeſtellt wurden; auch hob der Reichstag von 1768 die ihnen nachtheiligen Schlüſſe auf. Da aber der Krieg mit den Gegenconföderationen ausbrach, und das Reich getheilt wurde, ſo ging nichts in Erfüllung, bis endlich die Diſſidenten im J. 1775 alle Freiheiten wieder bekamen, mit Ausnahme des Rechts, auf Senator- oder Miniſterſtellen Anſpruch zu machen. Die Schickſale Polens in den neueſten Zeiten haben in Rückſicht der Religion nichts weſentliches geändert.

Diſſonanz oder Zuſammenklang zweier oder mehrerer Töne, deren Verbindung an ſich betrachtet dem Ohre widrig iſt, dann der Ton oder das Intervall ſelbſt, welches dieſe Wirkung hervorbringt. Siehe Intervall und Accord.

Diſtanz, die Weite oder Entfernung eines Dinges von einem andern, welche eigentlich nach der kürzeſten Linie zwiſchen ihnen gemeſſen wird. Hierbei bedient man ſich gewiſſer gegebenen Mittel, ſo z. B. um die Diſtanz der Sonne und aller Planeten von der Erde zu beſtimmen, benutzte man ſeit dem 18. Jahrhundert den Vorübergang der Venus vor der Sonne. Der Diſtanzenmeſſer iſt ein mathematiſches Inſtrument, durch welches man eine Diſtanz gleich vom Standorte aus beſtimmen kann, ſ. Buſch.

Diſteſa (canzone distesa), ein Lied in der alten italiäniſchen Poeſie aus ſieben- und achtſylbigen Verſen beſtehend.

Diſtichon, d. h. eine Doppelreihe, oder ein aus einem Hexameter und Pentameter beſtehendes metriſches Zeilenpaar. So z. B. Schillers Diſtichon auf das Diſtichon:

Im Hexameter ſteigt des Springquells ſilberne Säule,
Im Pentameter drauf fällt ſie melodiſch herab.

Da ſich der Erguß der Empfindung in dem fortſtrömenden Hexameter, die Mäßigung in dem mit zwei faſt gleichen Einſchnitten verſehenen Pentameter ſehr lebendig abſchildern; ſo iſt dies Versmaß ohne Zweifel die paſſendſte Form für die Elegie (ſ. Elegie), und wurde daher auch das elegiſche Versmaß genannt. Zugleich aber iſt das Diſtichon mit ſeinem ſtrömenden Hexameter und hemmenden Pentameter zur lieblichen Einfaſſung einzelner kleiner Gemälde von Gedanken und Empfindungen gemacht. Dies iſt denn auch die natürliche Urſache, warum der Grieche ſeine ſentimentalen, ſatiriſchen und didaktiſchen Epigramme faſt ausſchließlich in dieſe Form goß, und der Deutſche, wenn er dieſe Gattung nicht reimen will, folgt auch hier mit glücklicher Wahl der Spur des weiſen Griechen. Die Nationen, welche dies Versmaß nicht haben, nennen wohl auch jedes kleine Gedicht in zwei Verſen ein Diſtichon.

Distoniren oder **detoniren** heißt in der Tonkunſt: einen

beſtimmten anzugebenden Ton zu hoch oder zu tief angeben, beſonders im Singen, unrein ſingen.

Diſtribution, die Vertheilung oder Austheilung. In der Rechtsſprache iſt der Diſtributionsbeſcheid oder die Diſtributionsſentenz das oberrichterliche Urtel, wie die Concursgüter des Schuldners unter die Gläubiger nach ihrer Stellung (Location) vertheilt werden ſollen.

Dithmar, Ditmar, Biſchof zu Merſeburg, geb. 976, Sohn des Grafen Siegfried von Waldeck, ſtarb 1018. Merkwürdig für die Geſchichte des Mittelalters iſt ſein Chronicon de rebus geſtis Henrici I. Ottonis I., II., III, et Henrici II., gewöhnlich Chronicon Martisburgenſe genannt, in acht Büchern, um welches ſich noch Leibnitz, Urſinus, Kinderling und Wagner verdient gemacht haben. Die beſte Ausgabe iſt von dem letztern. (Nürnb. 1807. 4.)

Dithyrambus, ein Beiname des Bacchus, den er hatte, weil er zwei Mal geboren war; ein Mal von ſeiner Mutter Semele, und dann aus der Hüfte ſeines Vaters Jupiter, oder weil ihm mehrere Mütter gegeben wurden. Dann ein Gedicht zur Ehre des Gottes an ſeinen Feſten geſungen. Da man dieſe Feſte in allem Unſinn feierte, der dem trunkenen Gott gefallen mußte, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch der zu dieſem Gottesdienſt gehörende Dithyrambus eine Art trunkener Raſerei athmete. Daher die Wörter in demſelben auf eine faſt unauflösliche Art verwickelt, kühn und verwegen zuſammengeſetzt ſind. Je mehr ſcheinbare Unordnung, je näher der Kühnheit des Trunkenen, deſto dithyrambiſch wahrer. Nach der wilden phrygiſchen Tonart ward es geſungen. Arion aus Methymna auf der Inſel Lesbos wird für den Erfinder gehalten (in der 28. Olympiade), und in die öffentlichen Spiele führte ſie zuerſt Laſos aus Hermione ein. Dann bezeichnet auch ein dithyrambiſches Gedicht, ein lyriſches Gedicht, von wilder, ſtürmender Begeiſterung, wie viele Oden des Pindar, und Schillers Lied an die Freude. dd.

Dittanaklaſis, ein von dem Inſtrumentenmacher Müller in Wien 1800 erfundenes aufrechtſtehendes Fortepiano, deſſen Saiten perpendiculär ſtehen, und welches daher eine angenehmere Anſicht und vortheilhaftere Stellung als das gewöhnliche Fortepiano gewährt. Auch iſt der Ton voll und lieblich. Einige haben eine doppelte Claviatur, für zwei Spieler eingerichtet, die ſich gegenüberſitzen.

Ditters von Dittersdorf (Carl), einer der beliebteſten Theatercomponiſten unſerer Nation, voll Charakter, Laune, naiver Erfindung, Gewandtheit in der muſikaliſchen Declamation und Behandlung ſeiner Texte, ſelbſt Dichter, und vielleicht der erſte komiſche Theatercomponiſt unter den Deutſchen; geb. 1730. Er zeigte ſich als Knabe von 12 Jahren als Virtuos auf der Violine, als welcher er in Deutſchland und Italien ſich mit großem Beifall hören ließ. Er wurde wegen ſeiner Verdienſte um die Muſik vom Kaiſer Joſeph II. erſt in den Adelſtand erhoben, und zugleich zum Forſtmeiſter in dem kaiſerlichen Antheile in Schleſien, ſo wie von dem Fürſt-Biſchof von Breslau zum Capelldirector ernannt. Unter ſeinen theatraliſchen Compoſitionen, deren es ſehr viele gibt, erwarb ihm die Oper: der Doctor und Apotheker, die erſte, welche nach Art der italiäniſchen mit langen Finale's verſehen iſt, und welche er 1786 aufs wiener Theater brachte, ferner Hierony-

mus Knicker und das rothe Käppchen, den größten und ausgezeichnetſten Beifall. Sogar die Italiäner haben ſeiner deutſchen Muſik italiäniſchen Text untergelegt, und ſeine Opern in Italien mit gleichem Beifall aufgeführt. Er ſtarb, nachdem er zwei Jahre vorher mit 500 Gulden Penſion zur Ruhe geſetzt worden war, in ziemlich bedrängten Umſtänden auf der Herrſchaft des Freiherrn Ignaz von Stillfried, am 31. Oct. 1799. Seine Selbſtbiographie, zum Beſten ſeiner hinterlaſſenen Familie Leipzig 1801 erſchienen, gibt äußerſt intereſſante Aufſchlüſſe über Dittersdorf ſelbſt und mehrere Componiſten.

Divan, Diwan, 1. das höchſte Staatscollegium bei den Türken, das ſich wöchentlich an beſtimmten Tagen verſammelt, und gegenwärtig aus 12 Perſonen beſteht, wobei der Großveſier und der Mufti den Vorſitz haben. Der große Divan wird allemal Dinſtags von dem Großherrn ſelbſt gehalten. Außerdem iſt noch einem jeden Paſcha ein Divan zur Seite geſetzt; 2. nennt man in der Türkei Divan ein von der Erde einen Fuß hoch erhabenes Gerüſte, welches man in allen Sälen der Paläſte und Zimmern der Privatperſonen findet. Dieſes Gerüſte iſt mit einer koſtbaren Tapete bedeckt, nebſt vielen geſtickten Kiſſen, welche an die Wand gelehnt ſind. Auf dieſem Divan ruht der Herr des Hauſes und nimmt die Viſiten an. Daher werden eine Art Sopha bei uns ebenfalls Divan genannt.

Diverſion, in der Kriegsſprache, ein Ablenkungsangriff, d. i. eine veränderte Richtung, ein Angriff von einer andern Seite, um die Abſicht des Feindes zu vereiteln, oder ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern Punct hinzurichten, und ihn zur Theilung ſeiner Macht zu nöthigen; von divergere (divergiren), abweichen, eine veränderte oder entgegengeſetzte Richtung nehmen — daher Diverſion, ein Querſtrich.

Divertiſſement, ital. Divertimento, ein ſonſt ſehr gewöhnliches Inſtrumental-Tonſtück, aus einigen wenig ausgeführten, mit Tanzmelodien abwechſelnden Sätzen beſtehend, gewöhnlich von keinem beſtimmten Charakter, ſondern nur zur Ergötzung für das Ohr. In Frankreich verſteht man unter Divertiſſement auch die Tänze und Geſänge, welche gewöhnlich zwiſchen den Acten der Opern und Schauſpiele angebracht wurden. Da ſie mit der Haupthandlung in keiner Verbindung ſtanden, ſo waren ſie ein wahrer Übelſtand, und konnten den Gebildeten nur ſchlecht divertiren. dd.

Dividende, derjenige Antheil, welchen ein Actioniſt bei einer Handlungscompagnie von ſeiner Actie erhält. In der Rechenkunſt die größere Zahl, welche durch kleinere getheilt (dividirt) werden ſoll; und dieſe Rechnungsart heißt Diviſion.

Divination ſ. Ahnung. Oft nennt man jedoch auch eine ſcharfſinnige Vermuthung ſo, und Divinationsvermögen ſowohl die Gabe, verborgene oder zukünftige Dinge nach Gefühl und Einwirkung unbekannter Urſachen (in ſo fern Ahnungsvermögen), als die Fertigkeit, ſie nach ſcharfſinniger Vermuthung und Vergleichung gegebener Umſtände zu beſtimmen.

Diviſion, eine, beſonders größere, Truppenabtheilung. Im Felde machen gewöhnlich zwei Brigaden (oder 10 bis 12 Bataillons) Infanterie, oder 2 bis 3 Brigaden (oder 18 bis 30 Escadrons) Cavallerie eine Diviſion aus, welche Eintheilung auch bei uns in Friedenszeiten beſteht. Der General, welcher ſolche befehligt, der

nächſte nach dem Feldherrn des Corps, heißt Diviſions-General. Gewöhnlich nennt man auch das Zuſammenſtoßen von zwei Compagnien oder Escadrons eine Diviſion. Auch die zwei Züge einer Compagnie, z. B. beim Colonnenmarſch, zum Deployiren werden Diviſion genannt. Feuert ein Bataillon nach ſeinen Diviſions-Abtheilungen per zwei Compagnien, ſo ſagt man, es feuere diviſionsweiſe. Die Diviſion einer Flotte iſt die unter einem eigenen Commandanten ſtehende Abtheilung derſelben. In der Arithmetik heißt Diviſion die bekannte Rechnungsart, aus zwei Zahlen eine dritte zu finden, welche durch ihre Einheiten andeutet, wie vielmal eine gegebene Zahl in einer andern gegebenen enthalten ſey. Ferner heißt Diviſio in der Logik die logiſche Eintheilung (ſ. d. Art.)

Dnieper, ein großer Fluß, welcher in Rußland, oberhalb Smolensk, aus einem Sumpfe entſpringt, in vielen Krümmungen an mehreren Gouvernements weggeht, und endlich zwiſchen Oczakow und Kinburn ins ſchwarze Meer fällt. Er bildet wohl auf 70 Inſeln, und ſein Waſſer iſt ſehr fiſchreich. Siehe Boryſthenes.

Dnieſter, ein anſehnlicher Fluß im carpathiſchen Gebirge an der Gränze von Ungarn, in Oſtgalizien entſpringend, bildet bei ſeinem Ausfluß, der ebenfalls ins ſchwarze Meer geht, einen anſehnlichen Meerbuſen.

Dobber, niederſächſiſch ſoviel als Baake (ſ. d. Art.).

Dobberan, Schloß und Flecken an der Oſtſee, zu Mecklenburg-Schwerin gehörig. Es iſt aus einem ehemaligen Ciſterzienſerkloſter entſtanden, und in der Kirche daſelbſt ſind die Begräbniſſe der alten Herzoge von Mecklenburg zu ſehen. Eine Viertelmeile davon iſt der ſogenannte heilige Damm, wo die Oſtſee die ſchönen wunderbar gefärbten Steine auswirft. Das vormalige Kloſter iſt jetzt ein fürſtliches Jagdſchloß, und von den Einkünften deſſelben ziehen die Profeſſoren des benachbarten Roſtock einen Theil ihrer Beſoldungen. Vor kurzem wurde hier ein Seebad angelegt, das als das erſte dieſer Art in Deutſchland Aufmerkſamkeit erregt und viele Fremde nach Dobberan gezogen hat.

Docke (**Dockforme**), heißt 1. in der Schiffsbaukunſt entweder der Ort, wo die Schiffe im Hafen eigentlich liegen, oder auch eine beſondere Abtheilung im Hafen, wo die Kriegsſchiffe und Galeeren hinter einem Baume liegen, und daſelbſt aufgehoben, ausgebeſſert und calfatert, oder neu erbaut werden. In dieſen Dockenbehältern ſind gemeiniglich große Schleuſen oder Thüren angebracht, welche das See- und Flußwaſſer von dem Eindringen abhalten, um ungehindert arbeiten zu können. Iſt die Arbeit geendigt, und ſoll das Schiff ablaufen, ſo werden die Schleuſen geöffnet, das Waſſer dringt in die Docken, hebt das auf dem Stapel — Gerüſte — befindliche Schiff, und führt es in den Strom. Nach der Benutzung der Docke iſt auch ihre Anlage. Entweder ſind ſie trocken und erhalten erſt durch die Schleuſen Waſſer (la forme); oder ſie ſind an ſich voll Waſſer (le bassin): oder ſie werden nur durch die Fluth gewäſſert (le chantier). 2. In der Baukunſt heißen Docken kleine, dicke, einen Sims oder Kranz tragende Säulen, welche zuſammen ein Geländer (Dockengeländer oder Baluſtrade) ausmachen.

Doctorwürde. Promotion. Der ganz natürliche Name eines Doctors kam mit der Entſtehung der hohen Schulen auf.

Die damit verbundene Würde erhielt zuerſt auf der hohen Schule der Rechtsgelehrſamkeit zu Bologna zwiſchen 1128 und 1137 öffentliche Auctorität, wo der berühmte **Irnerius** (Werner) ſchon ſeit 1128 die Rechte lehrte, und als Lehrer der Rechte vom Kaiſer beſtätigt wurde. Dieſer ſoll den Kaiſer Lothar II., deſſen Kanzler er war, bewogen haben, die **Doctorpromotion** (die mit angeſtellten Prüfungen verbundene Erhebung zum Doctor) einzuführen. Von der **Juriſtenfacultät** kam dieſes Inſtitut zu der theologiſchen und man behauptet, daß die Facultät zu Paris dem Petrus Lombardus, der 1159 Biſchof von Paris wurde, zuerſt die theologiſche Doctorwürde ertheilt habe. Im Jahr 1329 wurde Wilh. Gordenio vom Collegio zu Aſti zuerſt zum Doctor Artium et medicinae promovirt. Zu den Philoſophen kam dieſe Würde ſonderbarer Weiſe zuletzt, weil ſie ſich ſpäter zu einer beſondern Facultät verbanden. Doch behielten ſie gewöhnlicher den Magiſtertitel. Die Doctorpromotionen ſind feierlich und öffentlich oder ohne Feierlichkeit (durch Diplome). Zu Oxford und Cambridge werden auch Doctoren der **Muſik** gekrönt. Der große Haydn erhielt von Oxford dieſen Ehrentitel. Auch Romberg hat ihn kürzlich erhalten.

Doctrin, die Lehre, den **Unterricht** in einer Wiſſenſchaft unterſcheidet man von der **Scienz**, von dem Wiſſen und der Wiſſenſchaft an ſich. Oft wird auch Doctrin mit **Diſciplin** gleichbedeutend gebraucht und bedeutet einen beſondern Theil einer Wiſſenſchaft, oder eine einzelne Wiſſenſchaft.

Dodōna, ein berühmter, der Sage nach von Deucalion erbauter Ort in Epirus, wo eins der älteſten Orakel in Griechenland war. Das Orakel gehörte dem Jupiter, neben deſſen Tempel der heilige Hain war, in welchem ſich die prophetiſche Eiche befand. Jupiter, war die Sage, habe ſeiner Tochter Theba zwei Tauben geſchenkt, welche die Gabe zu ſprechen hatten. Dieſe ſeyen eines Tags von Theben in Ägypten ausgeflogen; die eine ſey nach Lybien gekommen, und habe daſelbſt das Orakel des Jupiter Ammon geſtiftet, die andere aber nach Epirus, wo ſie ſich auf einen Eichbaum niedergelaſſen und mit deutlicher Stimme zu den Einwohnern die Worte geſprochen: Errichtet hier an dieſer Stelle ein Orakel zu Jupiters Ehren. — Die weiſſagenden Prieſterinnen gaben die Ausſprüche auf verſchiedene Art. Bisweilen ſtellten ſie ſich nahe an den prophetiſchen Baum und gaben auf das Geſäuſel der Blätter Acht; oder ſie traten auch an die nahe am Fuße des Baums entſpringende Quelle, und horchten auf das Geräuſch des aufſprudelnden Waſſers. Auch weiſſagten ſie aus dem Geräuſch, das durch das Zuſammenſchlagen mehrerer um den Tempel hängender Kupferbecken entſtand u. ſ. w.

Dodwell (Heinr.), ein gelehrter Alterthumsforſcher, vorzüglich um die Chronologie des Alterthums, durch ſeine chronologiſchen Tabellen zu den Claſſikern verdient, geb. zu Dublin 1641, geſt. 1711. Sein Leben hat Fr. Brokesby (London 1715 in 2 Bdn.) beſchrieben.

Doge, der Name des Oberhaupts in den beiden ehemaligen italiäniſchen Freiſtaaten **Venedig** und **Genua**. Er ward aus dem Adel, in deſſen Händen die Regierung war, erwählt. In Venedig bekleidete er ſeine Würde lebenslang, in Genua nur zwei Jahr. Seine Macht war ſehr eingeſchränkt, und beſtand größtentheils nur in dem Äußerlichen. S. Genua und Venedig.

Dogma, 1. ein **ſynthetiſcher** Satz in der Philoſophie, der in ſich ſelbſt ſeinem Inhalte nach Gewißheit trägt. Die kantiſche Philo-

ſophie läugnet dieſelben, weil die reine Vernunft nicht über Begriffe hinausgehe. 2. Glaubensſätze, Glaubenslehre in der Religion; daher dogmatiſch, die Glaubenslehre betreffend.

Dogmatik iſt die wiſſenſchaftliche oder ſyſtematiſche Darſtellung der chriſtlichen Glaubenslehren, (Dogmen). Das Geſchäft dieſer Wiſſenſchaft beſteht darin, daß ſie die in den heiligen Büchern einzeln und zerſtreut vorgetragenen religiöſen Ideen ſammelt, entwickelt, beweiſ't und zu einem Ganzen verbindet. Wer dieſe wichtige und ſchwere philoſophiſche Wiſſenſchaft mit Erfolg behandeln will, muß eben ſowohl der Auslegungskunſt, als auch der Philoſophie kundig ſeyn. Den erſten Verſuch, die chriſtliche Glaubenslehre vollſtändig und zuſammenhängend vorzutragen, machte der Kirchenvater Origenes im dritten Jahrhunderte, welchem dann Aur. Auguſtinus im vierten, Iſidorus Hispalenſis im ſechsten und Johannes von Damascus (ſ. d. Art.) im achten Jahrhunderte nachfolgten. Die Scholaſtiker im Mittelalter ſtellten zwar viele ſcharfſinnige Unterſuchungen über Gegenſtände der chriſtlichen Glaubenslehre an; verfielen aber auch auf viele ſpitzfündige Fragen und überluden dieſe Wiſſenſchaft mit unnützen Subtilitäten. Daher die ungünſtige Nebenbedeutung des dogmatiſchen. Unter den Proteſtanten ſchrieb zuerſt Melanchthon ein mit Recht noch geſchätztes Lehrbuch der chriſtlichen Glaubenslehre. Seit der Zeit des vorigen Jahrhunderts beſonders ward dieſe Wiſſenſchaft von den proteſtantiſchen Theologen mit vielem Erfolg bearbeitet. N.

Dogmatismus, auch Dogmaticismus, dogmatiſche Methode, heißt 1. das ſtreng wiſſenſchaftliche Lehrverfahren überhaupt, namentlich dasjenige, bei welchem man, wie in der Mathematik geſchieht, wo die Grundſätze evidente Wahrheiten ſind, von Grundſätzen und Definitionen ausgeht, und aus dieſen durch Beweiſe die Lehrſätze ableitet, mithin von dem Allgemeinen zu dem Beſondern fortſchreitet (daher auch das progreſſive oder ſynthetiſche Verfahren). Es iſt dieſes Verfahren nur da möglich und anwendbar, wo man der Grundſätze ſchon gewiß iſt (daher auch mathematiſche Methode), oder ſie auf geſetzmäßigem Wege aufgefunden hat, um das Gewonnene und in ihnen Enthaltene durch Unterordnung zu entwickeln, und es gewährt dem Streben nach Einheit und Gewißheit der Erkenntniſſe die größte Befriedigung. In wie fern nun philoſophiſche Principien dieſelbe Evidenz, wie die mathematiſchen Grundſätze, nicht haben, und man ſie dennoch ohne Prüfung und Erweis als Principien ausdrücklich oder ſtillſchweigend vorausſetzt, um aus ihnen alle philoſophiſchen Wahrheiten in folgerechter Ordnung abzuleiten, in ſo fern heißt 2. Dogmatismus oder dogmatiſche Methode in der Philoſophie der Form nach diejenige, welche etwas als gewiß hinſtellt oder vorausſetzt (behauptet), worauf ſie ihr ganzes Syſtem baut; beſonders inſofern dieſe Vorausſetzung willkürlich und ohne vorhergegangene Prüfung angenommen iſt, oder der Materie nach diejenige Anſicht, welche die Möglichkeit einer ſyſtematiſchen Erkenntniß des Weſens der Dinge (die objective Realität unſerer Erkenntniß und das Daſeyn objectiver Kriterien der Wahrheit) behauptet. Der Dogmatiker, d. i. der, welcher jene Methode in der Philoſophie befolgt, glaubt mithin, daß es philoſophiſche Sätze gebe, denen an ſich objective Gültigkeit zukomme (ſ. Dogma) und aus welchen man durch Unterordnung und folgerechte Ableitung eine Einſicht in das Wiſſen aller Dinge entwikkeln könne. Hierdurch bekommt der Ausdruck Dogmatiker und

dogmatiſch noch eine doppelte Nebenbedeutung, ſo daß man unter jenem einen Lehrer verſteht, der theils gewiſſe Grundlehren als untrüglich und apodictiſch gewiß (daher auch mit Anmaßung) behauptet, und unter dem Dogmatiſchen das, was mit apodictiſcher Gewißheit oder als untrüglich behauptet wird, theils den Dogmatiker den nennt, der zu den Definitionen, Eintheilungen und Beweiſen, als den Formen des Verſtandes, und mithin zu der Conſequenz der Syſteme ein unbegränztes und übermäßiges Vertrauen hegt, als könne ſchon durch ihre richtige Anwendung, in Beziehung auf das vorausgeſetzte allgemeine Princip eine lebendige Einſicht in die Natur der Dinge erworben werden, und dogmatiſch, was ein ſolches Syſtem betrifft. Dem Dogmatismus in der Philoſophie, welcher überhaupt oder aus willkürlichen und ungeprüften Grundſätzen eine Anſicht über das Weſen der Dinge ſyſtematiſch zu entwickeln ſucht, und daſſelbe a priori zu erkennen glaubt, entgegengeſetzt iſt theils der Skepticismus (ſ. dieſ. Art.), welcher die objective Gewißheit menſchlicher Erkenntniß, ſammt dem Beſitz objectiver Kriterien der Wahrheit überhaupt und mithin auch die Realität der philoſophiſchen Syſteme läugnet oder bezweifelt, theils der Kriticismus (oder die kritiſche Methode), welcher von einer Prüfung der geiſtigen Vermögen, und Aufſuchung der Principien zu dem dadurch Begründeten fortgeht, oder wie der kantiſche (mit welchem er nicht zu verwechſeln iſt) behauptet, daß der Menſch nur die Erſcheinungen, nicht die Dinge an ſich zu erkennen vermöge, mithin ſeine Erkenntniß bloß ſubjective Gültigkeit habe, über das Weſen der Dinge a priori aber mit Gewißheit nichts beſtimmen könne. T.

Dogmatiſch, ſ. d. vorigen Art., Dogma und Dogmatik.

Dohm (Chriſtian Conrad Wilhelm von), geb. zu Lemgo den 11. Dec. 1751, als Staatsmann und als Gelehrter gleich ausgezeichnet, ſtudirte zu Göttingen, wo er ſich durch Überſetzungen, z. B. von Bonnet's pſychologiſchen Verſuchen, 1773; von (v. Riedeſels) Bemerkungen auf einer Reiſe nach der Levante, 1774, 8.; von Ed. Ives's Reiſen nach Indien und Perſien, 2 Thl. 1774; ferner durch die Herausgabe des encyclopädiſchen Journals zu Cleve, 6.—10. Bd. 1774; beſonders aber durch die Bearbeitung von Kämpfers Geſchichte und Beſchreibung von Japan, (Lemgo 1777—1779 4. 2 Bde.) bekannt machte. Er ward ſchon im Jahr 1776 Profeſſor der Statiſtik, der Cammeral- und Finanzwiſſenſchaften am Carolinum zu Caſſel. Hier ſchrieb er (im Jahr 1778, 4.) einige, im deutſchen Muſeum abgedruckte, Programme „von den neueſten Verfügungen über die Zünfte in Frankreich," und eine gedrängte Darſtellung „des phyſiokratiſchen Syſtems." Zugleich gab er von 1776—1778, mit Boie gemeinſchaftlich, das noch jetzt dem Hiſtoriker und Statiſtiker nicht unwichtige deutſche Muſeum heraus, welches damals mit dem deutſchen Merkur in die Schranken trat, und die beſten Köpfe aus Niederſachſen vereinigte, ſo wie der Merkur mehr die oberdeutſche Literatur umfaßte. — Im Jahr 1779 ward Dohm königl. preuß. Kriegsrath, geheimer Archivar und Secretär zu Berlin. Seine Geſchichte des bayerſchen Erbfolgeſtreits (Frankfurt und Leipzig 1779 4.) bewies, daß er nicht bloß Statiſtiker, ſondern auch Publiciſt, Hiſtoriker und Diplomatiker war. Überhaupt ging er in ſeinen ſtaatswiſſenſchaftlichen Studien von Ideen aus, die er mit der wirklichen Welt, theoretiſch und practiſch, nicht ſelten mit Er-

folg zu vereinigen ſtrebte. Aus dieſem Geſichtspunkte muß man ihn, den kenntnißreichen denkenden Schriftſteller, und den gründlich arbeitenden, nach liberalen allgemeinen Grundſätzen mit Beharrlichkeit und Gewandtheit handelnden Staatsmann beurtheilen. Dies beweiſ't insbeſondere die merkwürdige Schrift: „über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden,“ welche er in Berlin (1781—1783, 3 Thle.) ſchrieb; und ſeine öffentliche Laufbahn, als königl. preuß. geh. und expedirender Secretär bei der geh. Staatskanzlei zu Berlin, ſeit dem Jahr 1783, und als königl. preuß. geh. Kreisdirectorialrath und bevollmächtigter Geſandter beim niederrheiniſch-weſtphäliſchen Kreiſe, ſeit dem Jahr 1786, wo er auch in den Adelſtand erhoben und zum Reſidenten bei der Reichsſtadt Cöln ernannt wurde. Unter den Schriften, die er in dieſer Zeit herausgab, hat die „über den deutſchen Fürſtenbund“ (Berlin 1785, 8.) einen bleibenden hiſtoriſchen Werth. Sie trug durch die gründliche Widerlegung der Schrift des Freiherrn v. Gemmingen und durch ihre trefflichen, auch in unſerer Zeit ſehr zu beherzigenden politiſchen Anſichten nicht wenig bei, jenem berühmten Bunde Anhänger und Bewunderer zu verſchaffen. Sie wurde mehrmals nachgedruckt und ins Franzöſiſche überſetzt. — Auch des Hrn. v. Dohm Nachricht von der „lütticher Revolution im Jahr 1789, und von dem Benehmen Sr. königl. Maj. von Preußen bei derſelben“ (Berlin 1790), ſo wie der „Extract aus dem niederrheiniſch-weſtphäliſchen Kreisdirectorial-Protokolle, die lütticher Sache betreffend“ (Cöln 1790, 8.) und ſein „Entwurf einer verbeſſerten Conſtitution der kaiſerl. freien Reichsſtadt Aachen, ihren patriotiſchen Bürgern vorgelegt, vom cleve'ſchen Sublegato von Dohm,“ (Aachen 1790, 4.) — ſind noch jetzt intereſſante Erinnerungen an die gute alte Zeit des deutſchen Reichs, wo die Feder des philoſophiſchen Publiciſten Verfaſſungsrechte unterſuchte und entwickelte, das Schwert aber ſie nicht beſtimmte, ſondern der Rechtsſpruch geltend machte. Bekanntlich war Preußen den billigen Foderungen des lütticher Volks nicht entgegen; und ſeine Commiſſarien, der Gen. Lieut. von Schlieffen und der Geh. Rath von Dohm, würden, wenn der Fürſtbiſchof weniger eigenſinnig geweſen wäre, dem Reiche einen beinahe lächerlich geführten Executionskrieg erſpart haben. Herr von Dohm benahm ſich in dieſer Sache mit ebenſoviel Gewandtheit als Würde und Feſtigkeit, ſo daß der König ſelbſt ſeine völlige Überzeugung von deſſen Rechtſchaffenheit, Fähigkeit und Unparteilichkeit öffentlich erklärte. — Er diente ſeitdem in mehreren diplomatiſchen Poſten dem preußiſchen Staate, z. B. als Geſandter bei den Rheinkreiſen im Jahr 1794. Auch präſidirte er als preuß. Directorialminiſter der niederſächſiſchen Kreisverſammlung, welche über die Mittel zur Unterhaltung eines Truppen-Cordons auf der Demarcationslinie berathſchlagte. In der Folge war er Zeuge und Theilnehmer bei den verhängnißvollen Unterhandlungen auf dem Congreſſe zu Raſtadt in den Jahren 1797 bis 1799. Man vergleiche hierüber den Artikel Raſtadt. Der preuß. Hof hatte ihn als dritten Bevollmächtigten dahin geſandt. Er trug damals weſentlich bei, die Ehre und die Würde der deutſchen Reichsdeputation vor jedem Vorwurf ſicher zu ſtellen: denn er war es, der den, von den noch anweſenden deutſchen Geſandten, die bald nach der Cataſtrophe den blutig entweihten Congreßort verließen, in Carlsruhe den 1ſten Mai gemeinſchaftlich abgefaßten Bericht an den Erzherzog Carl entwarf. Was

auf dieſen Bericht geſchah, rechtfertigte die obern Militär- und Staatsbehörden, konnte aber die ſzekler Huſaren ſelbſt nicht freiſprechen. Was wir alſo von jener Begebenheit wiſſen, und die Überzeugung die wir haben, daß die deutſche Fürſten- und Männerehre durch jenen wilden Soldatenfrevel nicht befleckt werden konnte: beides verdankt die Geſchichte und unſere Nation den Bemühungen des Hrn. v. Dohm. — Er blieb ſeit der Auflöſung des Congreſſes fortwährend in Thätigkeit. Im Jahr 1804 wurde er zum königl. preuß. Kammerpräſidenten zu Heiligenſtadt auf dem Eichsfelde ernannt und theilte das Schickſal dieſes Landes im Jahr 1807. Der König von Weſtphalen nahm ihn in ſeinen Staatsrath, ertheilte ihm ſeinen Orden und ernannte ihn zu ſeinem außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter am königl. ſächſiſchen Hofe. Er leitete hier mehrere wichtige Angelegenheiten, welche das Intereſſe beider Staaten betrafen, mit heller Einſicht und glücklichem Erfolg. Nur die durch ihn faſt ſchon zum Abſchluß gebrachte Unterhandlung, die Befreiung der Elbſchifffahrt von Zöllen betreffend, — ein Plan der ganz den liberalen Grundſätzen dieſes aufgeklärten Staatsmannes entſprach — konnte, da das Privatintereſſe einer Corporation in Magdeburg demſelben entgegenarbeitete, nicht ausgeführt werden. Kränklichkeit bewog ihn im Jahr 1811 ſeine Dimiſſion zu geben. Er lebte ſeitdem ſeiner Familie und den Wiſſenſchaften auf ſeinem Gute Puſtleben bei Nordhauſen. Die reifſte Frucht ſeines Lebens und ſeiner Studien, eine Schrift über die Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit ſeit 1763, iſt im Jahr 1814 erſchienen. Außer den ſchon angeführten Schriften hat Hr. v. Dohm die Abhandlung über die deutſche Literatur (Berlin 1780) und einige Schriften des Grafen von Herzberg aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Er hat ferner mehrere Aufſätze zu der deutſchen Monatsſchrift im Jahr 1796 und andern Journalen, auch Recenſionen zur allgemeinen deutſchen Bibliothek und zu Meuſels neueſter Literatur der Geſchichtskunde beigetragen, außerdem ſchätzbare Materialien zur Statiſtik und neueſten Staatengeſchichte (in 5 Lieferungen) herausgegeben. Unter den zerſtreuten Aufſätzen von ihm zeichnen ſich vorzüglich aus die ſtatiſtiſchen im deutſchen Muſäum, z. B. über die Cafféegeſetzgebung in den deutſchen Staaten, und ein anderer über die Juden-Toleranz, in Schlözers Briefwechſel. In allen athmet der Geiſt eines hell um ſich blickenden, ſachkundigen und deutſch geſinnten Mannes. An der halliſchen allgemeinen Literaturzeitung nahm er noch in den letzten Jahren thätigen Antheil. In Schlözers hiſtoriſcher, in Herzbergs diplomatiſcher Schule gebildet, blieb er bis in ſein höheres Alter ein warmer Freund der Wahrheit und Wiſſenſchaft. Nichts Wiſſens- und Menſchenwürdiges durfte ihm entgehn. Er eignet ſich noch jetzt alles Wichtige in der politiſchen und literariſchen Welt durch eigene Forſchung und Unterſuchung zu, und er ſchont ſelbſt in ſeiner Einſamkeit, wo er mit einer liebenswürdigen Familie ein patriarchaliſches Leben führt, weder Koſten noch Mühe, um ſich jede Quelle zu öffnen, aus welcher er eine neue liberale Idee ſchöpfen kann. Solons Wort: täglich hinzulernend werd' ich ein Greis, iſt ſein practiſcher Wahlſpruch. C.

Dohna, Burggrafen von, ein edles altes Geſchlecht, welches ſeinen Urſprung von Aloyſius von Urpach herleitet, den Carl der Große den Reichsgränzen an der Elbe gegen die Wenden (806) vorgeſetzt haben ſoll, und ſonſt Dohna, Dobeln, Königsberg u. a. Orte in Sachſen beſeſſen hat. Dem Sohn des Aloyſius ſoll Kaiſer Ludwig der

Fromme den Titel eines Burggrafen von Dohna verliehen haben. Die von Aloyſius erbaute mächtige Burg an der Müglitz bei Pirna ſtand im 12ten Jahrhundert unter den Herzogen von Böhmen, dann unter Kaiſer Heinrich V. und kam endlich an den Markgrafen von Meißen. In den erſten Jahren des 15ten Jahrhunderts wurde ſie durch den Markgrafen Wilhelm von Meißen zerſtört und es blieb nur das daran gelegene Städtchen dieſes Namens übrig, wo früher ein berühmter durch Churfürſt Auguſt nach Leipzig verlegter Schöppenſtuhl war. Die Familie aber verbreitete ſich beſonders in Preußen und Schleſien. Zu ihr gehörte Chriſtoph Graf Dohna, welcher ſich als preuß. General im ſiebenjährigen Kriege auszeichnete.

Dolce (Ludovico), ein italiäniſcher Dichter und Proſaiſt des 16ten Jahrhunderts, geb. 1508, geſt. 1568 zu Venedig. Seine Trauerſpiele (Venedig 1560) waren größtentheils Überſetzungen der Alten; ſein l'Achille e l'Enea, eine Umarbeitung der Iliade und Äneide; auch gab er eine Briefſammlung berühmter Männer und einen Dialog über die Malerei (Venedig 1557) heraus.

Dolci (Carlo), Andere nennen ihn Carlino Dolce, ein berühmter Maler der florentiniſchen Schule, geb. zu Florenz 1616 und daſelbſt geſt. 1686. Er war ein Schüler des Jacopo Vigniali, und ſeine Werke tragen, nach **Fiorillo's** Ausſpruch, den Charakter an ſich, den ſein Name bezeichnet. Sie beſtehen meiſtens aus halben Figuren von Madonnen und andern Heiligen beiderlei Geſchlechts, die voll bezaubernder Andacht und Sanftheit ſind. Ja man hat ihm ſogar charakterloſe Weichheit vorgeworfen. Durch den Fleiß der Ausführung nähert er ſich der holländiſchen Manier. Doch hat er ſich beſonders in ſeinen Madonnen häufig wiederholt; auch ſchimmert in ſeinen Bildern jene Furchtſamkeit und Schwermuth hindurch, die ihn bis an ſeinen Tod beherrſchte. Seine Werke ſind in ganz Europa verbreitet; ſeine Meiſterſtücke in ſeiner Vaterſtadt. Zu ſeinen Hauptſtücken gehören drei in der dresdner Gallerie befindliche: 1. die von Napoleon bewunderte Cäcilia, oder die Orgelſpielerin; 2. der ſehr bekannte und in Kupferſtich tauſendmal nachgeahmte Chriſtus, der das Brot und den Kelch ſegnet; 3. Herodias mit dem Haupte Johannes des Täufers; ferner der in Paris befindliche Chriſtus am Ölberg.

Dolder (Johann Rudoph), helvetiſcher Landamman und nachheriger Regierungspräſident des Cantons Aargau, geb. zu Meilen am Zürcherſee 1753, ein Mann von ungemeinen Geiſtesgaben, der früherhin eine Indiennefabrik und nachher eine eigene Handlung verwaltete. Seine Lebhaftigkeit riß ihn hin, am Gange der Revolution Antheil zu nehmen, wodurch ſeine Vermögensumſtände in eine ungünſtige Lage geriethen. Er ſuchte die Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Gewalthaber auf ſich zu ziehen und ihre Gunſt zu feſſeln, indem er ihre Abſichten, noch ehe ſie ausgeſprochen waren, zu errathen und die Erfüllung derſelben vorzubereiten wußte. So ward er in kurzer Zeit der Mann Frankreichs, der ſich demnach fortwährend am Staatsruder ſah, und von der franzöſiſchen Regierung beſchützt. Als Vorſitzer in der Regierung des ſouverainen Cantons Aargau zeigte er viel Eifer und Klugheit. Überhaupt beſaß er viel natürliche Gutmüthigkeit und jene Popularität, welche, verbunden mit ſeltenen Geiſtesgaben den gemeinen Mann gewinnt.

Dolgorucki, eines der älteſten und vornehmſten fürſtlichen Geſchlechter in Rußland, deſſen Vorfahren ehedem Herrn von der Ukraine

waren. Mehrere Glieder deſſelben haben ſich durch ihre Würden, ihren Einfluß und ihr Unglück ausgezeichnet; z. B. Alexius Fedorowiz, der ſich bei Peter II. ſo in Gunſt ſetzte, daß er ihm (1729) ſeine Tochter Catharine verloben durfte. Allein der Kaiſer ſtarb vor der Vermählung und ſeine Nachfolgerin Anna verbannte ihn mit ſeiner Familie.

Dollar iſt eine engliſche Münze, und beſonders in den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten gewöhnlich, und gilt ungefähr ſo viel als unſer Speciesthaler, in engliſcher Münze vier Schilling ſechs Pence.

Dollmann, bei den Huſaren das kurze anliegende Wamms unter dem Pelze.

Dollond (John), ein Engländer, welcher ſich durch die Verbeſſerung der Fernröhre berühmt gemacht hat. Er erfand 1756 dieFerngläſer mit einem dreifachen Objectivglaſe, welches von zweierlei Glaſe, dem Flint- und Kronglaſe, zuſammengeſetzt iſt, wozu ihm eine Berechnung des berümten Eulers Gelegenheit gegeben hatte. Auch erfand er Fernröhre mit ſechs Augengläſern, wodurch die Fehler vermindert werden, die von der Kugelgeſtalt des Glaſes herrühren, beſonders das Farbenſpiel. Man nennt daher auch ein ſolches Fernrohr einen Dollond. In Betracht der Objectiv-Mikrometer und ſogenannten Giliometer hat Dollond eine beſondere Erfindung gemacht, welche darin beſteht, daß er ſtatt zwei ganzer Objectivgläſer zwei halbe eingeführt hat. Er ſtarb 1761.

Dolmetſcher, die ſiebenzig, ſiehe Septuaginta.

Dolomieu (D. G. S. R. Gratet von), geb. den 24. Junt 1750, Mitglied der ehemaligen Akademie der Wiſſenſchaften, des Inſtituts und Mineninſpector, Commenthur des Malteſerordens, machte ſeine erſten Züge in einem Alter von achtzehn Jahren. Zu Metz genoß er den erſten Unterricht in der Chemie und Naturgeſchichte. Seine Fortſchritte waren ſo ſchnell, daß die Akademie der Wiſſenſchaften ihm den Titel eines ihrer Correſpondenten ertheilte. Dieſe Auszeichnung gewann ihn ganz für die Naturwiſſenſchaften; er verließ den Militärdienſt und unternahm ſogleich ſeine Reiſe nach Sicilien. Bei ſeiner Rückkunft nach Frankreich, um die Epoche des 4. Juli 1789, ſchlug er ſich feierlich zur Revolutionspartei, lehnte alle öffentlichen Anſtellungen ab und gab mehrere Werke heraus, die ſeinen Ruf vermehrten. Da aber die Proſcription auch ihn traf, irrte er von einem Zufluchtsort zum andern, ward endlich in einem ruhigern Zeitpunkte an die Schule der Minen berufen, machte auf dieſem Poſten neue Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und nahm ſich vor, ſeine Reſultate der Welt mitzutheilen, als ihn Bonaparte mit ſich nach Ägypten nahm. Er trug durch ſeine Verbindung in Malta viel zur Übergabe des Platzes bei. Nach der Niederlage von Abukir ſah er ſich genöthigt, an der calabriſchen Küſte zu landen, ward auf Befehl des Königs von Neapel ergriffen und in einen Kerker zu Meſſina geworfen; nur der Friede von 1800 konnte ſeine Feſſeln löſen. Er nahm hierauf ſeine gewohnten Beſchäftigungen wieder vor und beſuchte die Ober-Alpen. In den Schooß ſeiner Familie zurückgekehrt, ſtarb er im November 1801 in ſeinem 52 Jahre. Nach ſeiner Rückkunft war er zum Mitglied des Erhaltungsſenats ernannt worden.

Dom iſt eigentlich ein rundes, hohes, gewölbtes Dach (eine Kuppel), ein runder, mit einem Kugelgewölbe geſchloſſener Thurm.

Da man dergleichen kühne Wölbungen hauptſächlich an Kirchen hatte (Sophienkirche zu Conſtantinopel, St. Marcus zu Venedig, Hauptkirche zu Piſa, Santa Maria de' Fiori zu Florenz und St. Peter zu Rom, das Muſter für alle ſpäteren); ſo nannte man eine Kirche mit einem ſo gewölbten Dache ebenfalls Dom, und ſpäter gab man auch andern Kirchen, hauptſächlich aber den Kathedralen oder Stiftskirchen dieſen Namen. Der Dom hat einen von dem griechiſchen und römiſchen Tempel ganz verſchiedenen Charakter, er erhebt ſich als Symbol des Unerfaßlichen, ja des Unendlichen ſelbſt, zu welchem kaum die Ahndung ſich hinwagen darf: ſiehe deutſche und gothiſche Baukunſt. Die Ableitung des Namens von dem griechiſchen Worte Doma, d. i. Dach, iſt daher wahrſcheinlicher, als eine andere von dem altdeutſchen Worte dammen, richten, Urtheil ſprechen (wovon verdammen), welche freilich auf die Kathedralen paßt, weil an ihnen der Sitz des kirchlichen Ober-Tribunals war, mit Gerichtsbarkeit über die untergeordneten Kirchen. S. Stiftskirche. dd.

Domainen, von domaines, domania (auch Tafel-, Kammer-, Kron-, Vicedomgüter, oder ſchlechthin Ämter genannt), ſind mit verſchiedenen Rechten und Privilegien verſehene Landgüter, die dem Regenten, als ſolchem, gehören, und deßhalb von den Patrimonialgütern unterſchieden werden, die ihm als Privatperſon gehören. Sie gehören mithin zu dem Staatsvermögen. Die Einkünfte aus den Domainen, urſprünglich zum Unterhalt des Fürſten, ſeiner Familie und ſeines Hofſtaates beſtimmt, ſind die älteſte Art der Einkünfte (Regalien). Ein großer Theil derſelben wurde von dem Staats-Oberhaupt bei der urſprünglichen Beſitznehmung der Grundſtücke und Anlage der Landgüter erworben, nachher aber wurden ſie von Zeit zu Zeit durch Ankauf, Urbarmachung, Heimfall adeliger Lehngüter, Seculariſationen, Schenkungen und Erbſchaft vermehrt. Sie werden benutzt unter der Aufſicht der Kammern entweder durch Adminiſtration, wenn ein landesherrlicher Verwalter gegen einen beſtimmten Gehalt Einnahme und Ausgabe berechnet, oder durch Zeitpacht oder Erbpacht. Nur im dringendſten Nothfall, oder wenn dem Staat ein gleich ſicheres Einkommen geſichert wird, dürfen ſie veräußert werden. So lehren die Rechtslehrer mit unbeugſamer Strenge. Die Phyſiokraten hingegen ſind anderer Meinung. Sie dringen auf Zerſchlagung der Domainen in Bauerngüter. Was für Unterſtützung, ſagen ſie, kann ein ſolches Eigenthum an Grund und Boden gewähren? Es nützt nur, in ſo fern man es ergiebig macht; aber vertragen ſich wohl die Bemühungen und die Koſten, die es erfodert, mit den einzelnen und mannichfaltigen Regierungsgeſchäften? Der Erdboden an und für ſich iſt faſt von gar keinem Werthe; der Nutzen muß ihm durch aufgewandte Koſten und Arbeit erſt abgewonnen werden; es gibt dabei Koſten und Bemühungen, die den Eigenthümer allein treffen. Der mit der Adminiſtration des Staats belaſtete Regent befindet ſich nicht im Stande, die Aufſicht über die Beſorgung der Wirthſchaftsgeſchäfte bei ſeinen Gütern perſönlich zu führen; und die Abgaben, die der Staat erfodert, verſtatten ihm auf keine Weiſe, einen Theil von ſeinem Einkommen an den Boden zu wenden. Mithin werden die Kammergüter immer leiden und nicht viel einbringen. Der Aufwand an Grund und Boden wird erſpart werden und die Koſten einer Verwaltung, von welcher der Boden keinen Nutzen hat, werden den Ertrag größtentheils ver-

ſchlingen. — Der Gegenſtand verdient demnach die Aufmerkſamkeit weiſer Fürſten und Finanzminiſter. dd.

Dombrowsky, franzöſiſcher Diviſionsgeneral, war anfangs Rittmeiſter bei der Garde du Corps des Churfürſten von Sachſen, ging in ſein Vaterland, Polen, zurück, diente 1794 gegen die Ruſſen, und zeichnete ſich bei mehrern Gelegenheiten durch Muth und Einſicht aus. Er commandirte, an des jungen Poniatowsky's Stelle, eine der Linien, mit denen Kosciusko im Auguſt Warſchau gegen die Preußen vertheidigte. Dieſer General beſchenkte ihn mit einem Ringe, der die Inſchrift hatte: „Das Vaterland ſeinem Vertheidiger.“ In der Folge nach Groß-Polen beordert, erfocht er daſelbſt mehrere Vortheile, ſah ſich aber nach der Einnahme von Warſchau von den ruſſiſchen Armeen eingeſchloſſen und genöthigt, ſich zu ergeben. Man führte ihn nach Warſchau und gab ihm im December ſeine Freiheit wieder; der General Suwarow behandelte ihn ſogar mit vieler Achtung. 1796 ging er nach Cöln, um in franzöſiſche Dienſte zu treten, und fand bei Jourdan einen günſtigen Empfang. Man bevollmächtigte ihn bald darauf, ein polniſches Corps zu errichten, und er erließ eine Art von Proclamation an ſeine Landsleute, um ſie zur Vereinigung unter ſeinen Fahnen einzuladen. Wirklich befand er ſich 1797 an der Spitze einer anſehnlichen Legion, leiſtete brauchbare Dienſte unter Bonaparte in Italien, vorzüglich bei der Eroberung von Neapel 1799; ward zum Diviſionsgeneral ernannt und fuhr fort, in demſelben Jahre mit der größten Auszeichnung zu dienen. 1806 commandirte er gegen die neapolitaniſchen Inſurgenten, ward hierauf von Napoleon, der damals durch das Brandenburgiſche gegen Südpreußen vorrückte, berufen, eine Inſurrection unter ſeinen ehemaligen Landsleuten zu Gunſten der Franzoſen zu bewerkſtelligen, die er auch zu Stande brachte, und mit der er den Feldzug gegen die Ruſſen eröffnete. Bei dem Wiederausbruch des Krieges mit Öſterreich 1809 commandirte Dombrowsky ein Corps gegen den Erzherzog Ferdinand. Er zeichnete ſich in dieſem Feldzuge durch große Thätigkeit aus und erhielt nach Beendigung deſſelben das Commando einer Diviſion im Herzogthum Warſchau. Er begleitete Napoleon 1812 auf ſeinem Rückzuge, kehrte mit den Reſten der polniſchen Armee aus Frankreich zurück und erließ noch 1814 einen Aufruf zur Wiederherſtellung der polniſchen Armee auf Veranlaſſung des Kaiſers Alexander.

Domcapitel, eine Geſellſchaft von Chorherrn (Domherrn) in einer Kathedralkirche, zwar unter dem Biſchofe, jedoch alſo, daß ſie eine von ihm verſchiedene Geſellſchaft ausmacht, die unmittelbar durch ihre Prälaten regiert wird und beſondere von jenen des Biſchofs getrennte Gerechtſame hat, zugleich dem Biſchofe bei dem Kirchenregimente zur theilnehmenden Hülfe zugegeben iſt, und in der capitulariſchen Verſammlung (auch Domcapitel genannt) durch die entſcheidenden Stimmen die Angelegenheiten ſchlichtet; die beſondern Glieder mögen nun das Stimmrecht als eine Folge ihrer Präbenden oder anders woher (bei einer Sedisvacanz) haben. Sede vacante führen die Domherren die weltliche Regierung des Hochſtifts und wählen einen neuen Erzbiſchof oder Biſchof.

Domenichino, ſiehe Zampieri.

Domherrn werden die Chorherrn an einer Domkirche, oft aber auch die Stiftsherrn an einer Collegialkirche genannt; ihr Dechant

Domdechant. Domvicar, diejenige Perſon, welche ſtatt der abweſenden Domherrn ihren kirchlichen Dienſt verrichtet.

Domicilium, die Wohnung. Bei den Römern und bei den Neuern, vorzüglich in England und Holland, hatte das Domicil beſondere Rechte und wurde für unverletzlich gehalten; dann der Aufenthaltsort: im engern Sinne der Ort, wo man eigentlich einheimiſch iſt, im Gegenſatz desjenigen, wo man ſich nur auf einige Zeit aufhält. Erwachſene Kinder z. B. haben ihr Domicilium da, wo ihre Ältern wohnhaft ſind; d. h. ſie gehören dahin, ſind daſelbſt einheimiſch, wenn ſie auch, wie z. B. dienende Perſonen, an einem andern Orte ſich aufhalten. In der Rechtsſprache iſt domicilium habitationis der Wohnort; domicilium originis der Geburtsort; domicilium necessarium, der nothgedrungene Aufenthaltsort, welchem das domicilium voluntarium, der freigewählte Aufenthaltsort, entgegengeſetzt iſt. Forum domicilii iſt der Gerichtshof des Ortes, an welchem man einheimiſch iſt, im Gegenſatz des forum delicti und forum apprehensionis. Domicilirte Wechſel ſind ſolche, deren Bezahlung, wenn etwa der Ort, wo der Ausſteller wohnt, kein Wechſelplatz iſt, auf ein Handelshaus eines in der Nähe befindlichen Wechſelplatzes angewieſen wird. Dadurch will man die Schwierigkeiten vermeiden, welche der Verkauf des Wechſels haben könnte. Z. B. A. in London traſſirt auf Z. in Lüneburg, in Hamburg zahlbar. Z. in Lüneburg acceptirt den Wechſel und domicilirt ihn bei B. in Hamburg. Jetzt kann der Wechſel in London nach dem hamburger Cours verkauft werden, und der Inhaber wendet ſich bei Verfallzeit anſtatt an Z. in Lüneburg an B. in Hamburg, welcher letztere zahlt, wenn er mit Fonds zur Einlöſung verſehen iſt. Daher haben domicilirte Wechſel auch einen geringern Cours als direct gezogene.

Dominante (Muſik), die herrſchende Note; darunter wird die fünfte Stufe oder Quinte derjenigen Tonart (daher auch quinta toni) verſtanden, in welcher ſich die Modulation befindet, weil ſie in der Grundſtimme gewöhnlich noch öfter gehört wird, als der Grundton der Tonart ſelbſt. Um ſie von Dominanten verwandter Tonarten, in welche die Modulation aus der Grundtonart hingeleitet worden iſt, zu unterſcheiden, nennt man ſie auch die toniſche Dominante oder Oberdominante. Daher heißt auch der kleine Septimenaccord auf der fünften Klangſtufe der harten und weichen Tonart Dominantenaccord.

Dominicalſteuer heißt im Öſterreichiſchen die Steuer, welche der Adel und die Geiſtlichkeit bezahlen muß. Ihr iſt die Ruſticalſteuer entgegengeſetzt, welche die auf den Gütern ſitzenden Bauern und Eigenthümer von dem nach Abzug der Zehnten und anderer herrſchaftlichen Abgaben übrigbleibenden Fruchtgenuß entrichten müſſen.

Dominium, die Herrſchaft, insbeſondere die Gutsherrſchaft, desgl. das Eigenthum oder Eigenthumsrecht. In der Rechtsſprache iſt dominium directum das grundherrliche Eigenthum, Obereigenthum im Gegenſatz des dominum utile oder Nutzeigenthums, d. i. ein ſolches, deſſen Inhaber die Nutzungen eines Grundſtücks genießt, aber nicht Eigenthümer des Bodens (Proprietär) iſt und über ihn verfügen kann; dominium liberum ein freies, unbeſchränktes Eigenthum; dominium publicum das landesherrliche Eigenthum.

Domingo (St.), eine von den großen antilliſchen Inſeln auf dem mexicaniſchen Meere bei Nordamerika, hat 1800 engliſche Meilen im Umfange. Das Clima iſt außerordentlich heiß, wird aber durch die kühlen Seelüfte ſehr gemildert. Das Land iſt überaus fruchtbar an Zucker, Indigo, Baumwolle, Cacao, Caffee, Tabak, Salz, Wachs, Honig, Farbenwaaren u. dergl. Auch gibt es vortreffliche Viehzucht und köſtliche Baumfrüchte. Dieſe ſchöne Inſel hieß urſprünglich Hayti, wurde den 6. Dec. 1492 von Ch. Columbo auf ſeiner erſten Reiſe entdeckt, der ſie Hispaniola nannte und eine neue Stadt anlegte, die er zu Ehren ſeines Vaters (Dominic) Domingo nannte, welcher Name in der Folge auf die ganze Inſel ausgedehnt wurde. Sonſt gehörte ſie Spanien und Frankreich gemeinſchaftlich. In dem ſpaniſchen Antheil, welcher zwei Drittheile betrug, war St. Domingo und in dem franzöſiſchen Cap François die Hauptſtadt. **Domingo** war die wichtigſte franzöſiſche Colonie. Schon vor der Revolution, als Frankreich nur ein Drittheil dieſer Inſel (11,000 engl. Q. M.) beſaß, überſtieg ihr Werth allein alle andern, ehemaligen franzöſiſchen Beſitzungen in Amerika. Nach genauen Rechnungen, ſagte Dufay im Nationalconvent (12. Febr. 1795), lieferten die geſammten Colonien Frankreichs in Weſtindien im J. 1789 für 201,600000 Livres Producte, wovon drei Viertheile (alſo ungefähr 150 Millionen) auf St. Domingo kamen; Andere berechneten im J. 1801 den geſammten Werth der aus dem franz. Antheil von St. Domingo jährlich ausgeführten Waaren auf 171,544,666 Livres. Durch den Frieden mit Spanien, den 12. Jul. 1795, wurden auf die andern zwei Drittheile von Domingo (19,000 engl. Q. M.) an Frankreich abgetreten, und es beſaß nun eine der größten und, wie man allgemein glaubt, die fruchtbarſte und angenehmſte unter den weſtindiſchen Inſeln. Von dem Gewinn an Zucker, Caffée und Färbeholz konnte Frankreich ſchon ehedem nicht bloß ſich ſelbſt verſorgen, ſondern auch in das übrige Europa und die Barbarei, Levante und in die vereinigten Staaten von Amerika jährlich für 150 Mill. Livres ausführen. Die Bevölkerung des franz. Antheils von Domingo rechnete man auf 30,000 Weiße, 24,000 Mulatten (freie Farbige) und 480,000 Negerſclaven. Aber wie das Mutterland, ward auch dieſe ſchöne Colonie durch Gräuel inneres Krieges verwüſtet. Den 15. Mai 1791 hatte der Nationalconvent zu Paris die Freiheit aller gekauften Neger und aller Sclaven überhaupt in allen Beſitzungen der Republik verkündigt. Kaum war dieſe Nachricht angekommen, als die Neger, durch die Uneinigkeit der Weißen ermuntert, über ihre harten, zum Theil grauſamen Herrn herfielen, und mit der Wuth lang verhaltner Rachſucht und der wildeſten Barbarei viele Pflanzungen verwüſteten und Wohnungen niederbrannten. Die Spanier traten mit den Anführern derſelben in Verbindung. 1793 ward Touſſaint Louverture an die Spitze der ſpaniſchen Truppen geſtellt und führte gegen die Weißen einen grauſenvollen Krieg. Als aber die republikaniſchen Truppen ſiegten und die Spanier den Schwarzen fernern Beiſtand weigerten, ging Touſſaint 1794 zu den Franzoſen über. Er wurde von der franz. Regierung zum Diviſionsgeneral und 1796 zum Obergeneral aller franzöſiſchen Truppen auf Domingo ernannt, betrug ſich aber bald (ſeit 1798) als unabhängiger Herr der Inſel und Feind Frankreichs, ja er ließ auch den ſpaniſchen Theil der Inſel in Beſitz nehmen. Seit der Revolution vom 18. Brumaire ſuchte er die franzöſiſche Regierung wieder zu gewinnen. Indeſſen ließ er den 9. Mai

1801 von den Deputirten aller Departements der Inſel eine **eigne** Conſtitution für Domingo verfaſſen, durch welche er zum lebenslänglichen Statthalter erwählt, und die Sclaverei auf ewig abgeſchafft wurde, und welche er in Kraft ſetzen ließ, ohne die Genehmigung der franz. Regierung zu erwarten. Bonaparte ſandte am 14. Dec. eine Flotte von 23 franz. und ſpan. Schiffen, mit 25,000 Mann Truppen unter dem General Leclerc, ſeinem Schwager, ab, welche am 4. Febr. 1802 bei der Inſel ankam. Touſſaint hatte ſich indeß mit 60,000 Schwarzen in gehörigen Vertheidigungsſtand geſetzt, und ſuchte den Muth der Seinigen durch einen kräftigen Aufruf zu beleben; auch unterſtützten ihn die Amerikaner mit Munition und Lebensmitteln. Leclerc theilte ſeine Flotte in vier Diviſionen, um zugleich auf vier Punkten der Inſel zu landen. Er ſelbſt wandte ſich gegen Cap François an der Nordſeite der Inſel. Da ihm aber hier Chriſtoph, ein Hauptanführer der Schwarzen, die Landung wehrte, und wenn man ſie mit Gewalt zu erzwingen ſuche, alle Weiße zu ermorden, ja ſelbſt die Stadt in Brand zu ſtecken drohte, und Leclerc Bonaparte's Aufruf fruchtlos durch einen Parlementär ans Land geſchickt hatte; ſo ſegelte er zurück, landete heimlich an verſchiedenen Punkten in einiger Entfernung vom Cap, zerſtreute leicht die einzelnen Negerhaufen, die ſich ihm entgegenſtellten, und marſchirte nun in Eil nach der Stadt, um ihrer Zerſtörung zuvorzukommen. Allein die Neger zündeten die Pulverthürme an; in wenigen Stunden war die Stadt ein Aſchenhaufen; die Weißen hatten ſich zum Glück größtentheils geflüchtet, und da die franz. Truppen ſo nahe waren, eilten die Wilden aus der flammenden Stadt in die Gebirge. Ein ganzes Jahr hindurch war die ſchöne Inſel der Schauplatz blutiger Gräuel. Furchtbar wüthete die Rache der Unglücklichen, die für ihre Menſchenrechte kämpften, und vielleicht gleich gräßlich waren die Niederlagen, welche Clima und Krankheiten unter der franz. Armee verbreiteten, welche man aber ſorgfältig verhehlen mußte, um neue Truppen für die Einſchiffung nach Domingo zu gewinnen, um welche Leclerc öffentlich bat. Zwar hatten die Franzoſen an vier verſchiedenen Punkten der Inſel feſte Plätze eingenommen; aber der Krieg wurde um ſo ſchwieriger, da die Neger ſich in die Gebirge zurückgezogen, wo ſie jeden Schlupfwinkel kannten, und von wo aus ſie fortdauernd die Ebenen plünderten, und die franz. Truppen, denen ſie an Zahl überlegen waren, ungeſtraft anfielen. Schon begann in der Mitte des Aprils die gegen fünf Monate dauernde Regenzeit, welche dem Feldzuge ein Ende machen mußte, als Touſſaint unerwartet Unterhandlungen anfing. Chriſtoph ergab ſich, entließ ſeine Truppen und den 1. Mai 1802 unterwarf ſich auch Touſſaint. Wahrſcheinlich war es den Franzoſen gelungen, unter den Schwarzen ſelbſt Zwieſpalt zu erregen, oder ihre Anführer, welche man den 17ten Februar für vogelfrei erklärt hatte, gegen einander mißtrauiſch zu machen, ſo daß ſie nun, Verrath fürchtend, die Unterwerfung für ihre eigne Sicherheit vorzogen. Auch Deſſalines und die übrigen Negeranführer unterwarfen ſich, obgleich ſie, wäre Einigkeit unter ihnen geweſen, die franz. Armee hätten aufreiben können. Leclerc ſuchte die bürgerliche Ordnung wieder herzuſtellen. Doch nicht lange dauerte die Ruhe. Touſſaint, dem man ehrgeizige und aufrühreriſche Plane von franz. Seite Schuld gab, wurde verhaftet. Leclerc ſchickte ihn mit ſeiner ganzen Familie nach Frankreich, er wurde nach der Inſel **Elba** deportirt. Dieſe und einiger hundert

Andrer Verhaftung, die man für Tauſſaints Anhänger hielt, flammte den Krieg auf Domingo mit erneuter Wuth an. Dazu kam, daß ſich der Beſchluß der franz. Regierung, daß die Sclaverei in den Colonien nicht aufgehoben werden ſollte, und daß man die ſtrengſten Maßregeln gegen die Neger getroffen habe, blitzſchnell verbreitete. Kampf auf Leben und Tod. Bald wurden die ſchwachen, kranken und unwilligen franz. Truppen aus allen Gegenden der Inſel an den ſchmalen nördlichen Rand um Cap François und Mole St. Nicolas zuſammengedrängt, unaufhörlich angegriffen und fürchterlich bedroht von Krankheit oder Mangel. Ein Theil der franz. Colonietruppen ging jetzt zu den Negern über, denen es weder an Geld, noch an Vorrath fehlte. Deſſalines und Chriſtoph ſtellten ſich nun wieder an die Spitze der Schwarzen. Doch der fürchterlichſte Feind der Franzoſen blieb das gelbe Fieber. Von 30,000 gelandeten Europäern lebten im Novbr. kaum 6000. In dieſer traurigen Lage der Dinge ſtarb der Obergeneral Leclerc ſelbſt am 1. Novbr., deſſen Tod den Schwarzen noch größern Muth einflößte, ſo daß ſie nun von Zeit zu Zeit die Capſtadt ſelbſt angriffen. General Rochambeau übernahm das Comando der entkräfteten und muthloſen franz. Armee, die Verſtärkungen aus Frankreich waren ſo unzureichend, daß die Franzoſen ſich nur in den Städten an der Küſte halten konnten, und ſelbſt hier häufig angegriffen wurden. Selbſt kleinere Siege waren den Franzoſen gefährlich. Der neuausgebrochene Krieg mit England hinderte die nöthige Zufuhr, ſo daß ſich endlich Rochambeau, gedrängt von Negern, Engländern, Mangel an Munition und Lebensmitteln, genöthigt ſah, nachdem ſchon früher Port au Prince mit Sturm erobert worden war, auch den letzten Hauptplatz Cap François mit ſeinem Reſt von 8000 Mann zu räumen. Er ſchloß mit dem Negeranführer Deſſalines am 19. Nov. eine Capitulation, binnen 10 Tagen mit ſeinen Truppen abzuſegeln. Da aber die Engländer vor dem Hafen lagen und die Ausfahrt ſperrten, ſo waren die Franzoſen genöthigt, ſich dem Admiral Duckworth als Kriegsgefangene zu ergeben (30. Nov.), der ſie darauf zum Theil nach Jamaika, zum Theil unmittelbar nach England einſchiffte. Bald nach jener Capitulation erklärten die Oberhäupter von St. Domingo, im Namen des ſchwarzen Volks und der farbigen Leute von St. Domingo, nämlich Deſſalines, Chriſtoph und Clervaux, die Unabhängigkeit der Inſel, und es begann mit dem erſten Tage des J. 1804 ein unabhängiges Negerregiment auf derſelben mit einer am 20. Mai ſanctionirten Conſtitution, und Deſſalines wurde zum Generalgouverneur von Haiti auf Lebenszeit ernannt; alle Generale und Offiziere der Neger ſchwuren ihm Treue und ewigen Haß den Franzoſen. Auch wüthete bald die furchtbare Rache der Neger gegen alle Franzoſen, ja gegen alle Weiße der Inſel. Nur wenige entkamen auf einem amerikaniſchen Schiffe. Doch kam der ehemals ſpaniſche Antheil der Inſel noch nicht in ſeinen Beſitz, und als Deſſalines den Lauf des Fluſſes St. Jago verfolgte und ſich der wichtigen Stadt dieſes Namens bemächtigen wollte, unterwarfen ſich die Spanier dem Befehle des franz. Generals Ferrand, der den Deſſalines ſchlug und mit großem Verluſte zurücktrieb, und hierauf die Oberherrſchaft des ganzen ſpaniſchen Antheils der Inſel und auch von Frankreich her unbedingte Vollmacht erhielt. So war es ihm möglich, mit den nöthigen Lebensmitteln verſehen, drei Hauptpunkte der Inſel, die Stadt St. Domingo, St. Jago und Azu,

gegen die wilden Drohungen des Deſſalines zu behaupten. Dieſer bekam durch den Verkehr mit engliſchen und nordamerikaniſchen Schiffen immer neue Kriegsmittel, ließ die Inſel im Innern befeſtigen, und wurde am 8. Octob. 1804 unter den Namen Jacob I. zum Kaiſer von Haiti ausgerufen. Im Februar 1805 fiel er mit einer großen Macht in den ehemals ſpaniſchen Theil der Inſel ein. St. Jago hatte ſich ergeben müſſen und alle Gränzpoſten waren zerſprengt. Die Armee der Schwarzen näherte ſich mit ihrer gewohnten Wildheit der letzten noch übrigen Stadt St. Domingo. Der franz. General Ferrand in der äußerſten Lage beſchloß, mit ſeiner kleinen Schaar eine Schlacht gegen die wilden Haufen zu wagen. Er griff am 28. März an. Schon waren die zwei erſten Verſchanzungen des franz. Corps genommen, als die franz Flotte (die ſogenannte rocheforter Escadre) erſchien, und neue Truppen ans Land ſtiegen. Die Neger flohen in Unordnung und ihre Anſchläge waren vereitelt. Inzwiſchen hatten ſich auch Factionen unter ihnen gebildet, welche den neuen Freiſtaat erſchütterten. Ja am 13. October brach eine Revolution aus. Deſſalines wurde ermordet und General Chriſtoph trat als ſein Nachfolger auf, doch nicht mit einſtimmiger Anerkennung, vielmehr dauerte der anarchiſche Zuſtand eine Zeit lang fort. Die Engländer unterſtützten Chriſtoph und erkannten ihn als Oberhaupt der Regierung von Haiti (Auguſt 1807) an, aber Pethion, ſein Nebenbuhler, ſetzte den Krieg gegen ihn mit aller Grauſamkeit fort. Der franz. General knüpfte mit den Mulatten dieſer Inſel Unterhandlungen an, und hoffte ſie für das franz. Intereſſe zu gewinnen. Unentſchiedene Kämpfe verheerten die blühende Inſel fortdauernd. Pethion, der Anfangs gegen Chriſtoph nicht Stand halten konnte, war ihm 1808 ſo überlegen, daß er in 23 Treffen, die er ihm innerhalb zehn Wochen lieferte, jedesmal Sieger blieb, und ſchlug ihn im April in einem Haupttreffen bei Grandmorne. Chriſtoph floh nach der Capſtadt, hier wüthete er und reizte durch ſeine Grauſamkeit zu vielen Verſchwörungen und Aufruhr. Verwirrung herrſchte im Norden und Süden der Inſel, auch fehlte es an den unentbehrlichſten Lebensmitteln; die Neger rieben ſich unter einander ſelbſt auf, und die engliſchen Kaufleute trafen ſchon Anſtalten zur Abreiſe. Doch wendeten ſich die Angelegenheiten bald. Am 7. Juni 1809 ſegelte der engliſche General Carmichael mit einem bedeutenden Truppencorps von Jamaika ab und landete am 28. auf Domingo. Dieſem Angriff konnten die Franzoſen unter dem Commando des General Barquier nicht mehr widerſtehen, beſonders da auch der von Portorico gekommene ſpaniſche General Sanchez den ſpaniſchen Truppen nun den Befehl gab, die Anordnungen des engliſchen Generals zu befolgen, und die Communication zwiſchen der Stadt Domingo und dem ſtarken Fort Jerome bald abgeſchnitten wurde. Barquier ſah ſich genöthigt, am 6. Juli zu capituliren, die Garniſon wurde kriegsgefangen abgeführt, den franz. Unterthanen Schutz ihres Eigenthums zugeſichert, und ſo fielen die letzten Überbleibſel der franz. Herrſchaft von Domingo im J. 1809 in engliſche Gewalt. Doch waren ſie noch nicht Herr der Inſel. Chriſtoph beſchränkte auf den von ihm beherrſchten Theile der Inſel ihren Handel; auch dauerte deſſen Kampf mit Pethion ununterbrochen mit größter Erbitterung noch im Jahre 1814 fort. Vermöge des Friedensſchluſſes der Alliirten mit Frankreich zu Paris bleibt das altfranzöſiſche Domingo bei Frankreich, der von Spanien an Frankreich abgetretene Theil kommt

an Spanien zurück. Noch am 8. März erlangte Chriſtoph einen Vortheil über Pethion, man erwartete ein entſcheidendes Treffen und glaubte Pethion werde ſiegen, und ſich für Ludwig XVIII. erklären.

Dominicaner, ſ. geiſtl. Orden.

Dominicus de Guzman, aus adligem Geſchlechte, geboren 1170 zu Calarvejo in Alt-Caſtilien, legte ſich in ſeiner Jugend mit Talent und Feuer auf die Wiſſenſchaften, und wurde hernach Canonicus und Archidiaconus zu Osma. Voll Haß gegen die Ketzer reiſ'te er mit einigen Gefährten nach Frankreich, beſtritt und verfolgte die Albigenſer und die übrigen Feinde der Kirche mit Predigten, Waffen und Schriften und durch das ſchreckliche Inquiſitionsgericht, welches ihm ſeine Einrichtung zu verdanken hat, ſehr tapfer und nicht ohne Erfolg. Hernach ging er nach Italien und erwarb ſich bei den Päpſten Innocenz III. und Honorius III. große Gunſt. Der letztere erlaubte ihm 1216, einen Mönchsorden zu ſtiften, der von ihm den Namen der Dominicaner erhielt und deſſen Zweck nicht ſowohl, wie bei allen bisherigen Mönchsfamilien auf verſchiedene Übungen und Anſtalten zu eigener ſogenannten höheren Vollkommenheit ging, ſondern auf Wirkſamkeit unter dem Volk, auf Predigen und Unterweiſung deſſelben, uneingeſchränkt auf irgend eine Diöces. Dominicus hat zu Einführung des allgemeinen Gebrauchs des Paternoſters viel beigetragen und wird von Einigen ſogar für den erſten Erfinder des Roſenkranzes gehalten. Er ſtarb zu Bologna den 6. Auguſt 1221 und wurde von Gregor IX. 1233 unter die Heiligen verſetzt.

Dominique, Dominica, eine von den caraibiſchen Inſeln in Nordamerika. Sie bekam den Namen Dominica daher, weil ſie von Columbo auf ſeiner dritten Reiſe den 2. Nov. 1493 an einem Sonntage entdeckt wurde. Sie wird in Cabes-Terre und Baſſe-Terre (das hohe und niedere Land) eingetheilt und iſt ſehr fruchtbar. Es wird Tabak, Caſſavawurzel ꝛc. darauf gebaut. Zucker und Caffée ſind die Hauptproducte der Inſel. Roſſeau iſt der Hauptort auf derſelben, wo ſich die Franzoſen feſtgeſetzt hatten; allein 1761 eroberten die Engländer die ganze Inſel, und behielten ſie auch durch den Frieden von Fontainebleau. 1802 wurde ſie von den Engländern an Frankreich zurückgegeben, ſeitdem aber wieder von ihnen beſetzt. Noch wohnen eingeborne Wilde oder Caraiben daſelbſt. Im Jahr 1788 betrug die Anzahl ihrer Bewohner 1236 Weiße, 45 freie Neger und 14,967 Negerſclaven.

Dominiren wird in der Kriegsſprache von einem über eine ganze Gegend erhabenen Orte geſagt, z. B. die Feſtung dominirt die Stadt, die Feſtung kann die Stadt beſtreichen.

Domino, ehedem eine Tracht der Geiſtlichen im Winter, die nur über die Schulter reichend, den Kopf und das Geſicht vor der Witterung ſchützte; gegenwärtig eine Maskentracht für Herren und Damen, beſtehend in einem langen ſeidenen Mantel mit weiten Ärmeln. Sonſt hieß auch Domino ein marmorirtes, türkiſches Papier, und noch jetzt die Fabrizirung deſſelben und der Handel damit Dominoterie; ferner eine Laterne von gelbem Papier, worauf allerhand Figuren gemalt ſind.

Domitianus (Titus Flavius Sabinus), ein Sohn des Veſpaſian und Bruder des Titus, einer der abſcheulichſten Tyrannen,

welche das römiſche Reich je beherrſchten, geboren im Jahr 51 nach chriſtlicher Zeitrechnung, ergab ſich ſchon in ſeiner Jugend mit Vernachläſſigung aller Geiſtesbildung den ſchändlichſten Laſtern. Unthätigkeit, Wolluſt, Argwohn, Tücke und Hang zur Grauſamkeit machten ihn Allen verhaßt, und ſchon zitterte Rom, als nach ſeines Bruders Titus Tode er das Diadem erhielt (im Jahr 81). Allein er täuſchte anfänglich das Volk durch häufige Wohlthaten, treffliche Geſetze und ſcheinbare Gerechtigkeitsliebe, ſo daß die Furcht verſchwand. Doch bald ergab er ſich wieder den ehemaligen Ausſchweifungen, und ſein Hang zur Grauſamkeit äußerte ſich auf das ſchrecklichſte. Den erſten Beweis davon gab er durch die meuchelmörderiſche Hinrichtung ſeines Vetters, Flavius Sabinus, der nicht das geringſte Verbrechen begangen hatte. Eben ſo eitel als grauſam unternahm er, während ſein tapferer Feldherr Agricola ſiegreich in Britannien gegen die Caledonier focht, einen lächerlichen Kreuzzug gegen die Catten, kehrte ſchnell zurück, ohne etwas gegen ſie unternommen zu haben, und führte einen Haufen wie Deutſche gekleideter Sclaven zu Rom im Triumph auf. Da Agricola durch glänzende Siege ſeine Eiferſucht reizte, rief er ihn zurück und ſetzte dieſen großen Feldherrn in völlige Unthätigkeit. Zugleich fuhr er in Rom fort, eine große Anzahl Vornehmer hinrichten zu laſſen und allenthalben Schrecken zu verbreiten; anderer Seits ergab er ſich allen Ausſchweifungen der Wolluſt und dem niedrigſten Geize. Endlich gerieth er auf den wahnſinnigen Einfall, ſich göttlich verehren zu laſſen, ließ ſich nicht anders als Dominus und Gott nennen und behauptete, ein Sohn der Minerva zu ſeyn. In ſeinem zwölften Conſulate wurden die capitoliniſchen Spiele zu Rom eingeführt. In demſelben Jahre fing auch der blutige und gefährliche Krieg mit den Daciern an, der mit abwechſelndem Glück geführt wurde und damit endigte, daß er den Frieden durch einen jährlichen Tribut erkaufte. Dennoch hielt er in Rom einen glänzenden Triumph. Das Elend ſtieg indeß immer höher; niemand war ſeines Vermögens und ſeines Lebens ſicher. Mit welcher Luſt Domitian die Grauſamkeit übte, beweiſ't jenes berüchtigte Gaſtmahl, das er anſtellte, um die Senatoren und Ritter in Schrecken zu ſetzen. Sie wurden in einem ſchwarzen Saale verſammelt, wo für jeden ein Sarg mit ſeinem Namen ſtand; darauf öffneten ſich plötzlich die Thüren, und eine große Schaar nackter, ſchwarz gefärbter Perſonen, mit bloßen Schwertern und brennenden Fackeln traten herein und umtanzten die Erſchrockenen, bis der Kaiſer ſich an ihrer Todesangſt genugſam geweidet hatte und ſie wieder entließ. Die Furcht, in welcher der Tyrann unaufhörlich ſchwebte, vermehrte ſeine Grauſamkeit, bis endlich auch ihm die letzte Stunde erſchien. Ein Zufall führte ſeiner Gemahlin Domitia einen Zettel in die Hand, auf welchem, nebſt vielen neuen Schlachtopfern, ſie ſelbſt und die beiden Anführer der prätorianiſchen Cohorte verzeichnet waren. Dieſe Entdeckung bewog ſie, ſich gegen ihn zu verſchwören, und ihn in ſeinem Zimmer (im Jahr 96) zu ermorden. Er hatte 15 Jahre regiert und war 45 Jahre alt geworden.

Dömitz, eine kleine Stadt und Feſtung im Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, bei dem Einfluſſe der Elde in die Elbe. Der kühne Schill nahm ſie auf ſeinem Zuge nach Stralſund (1809) in Eile weg, und ließ von hier aus ſeine Leute ſtreifen; mußte ſie aber bald der Übermacht ſeiner Feinde überlaſſen. Sonſt war hier

der Elbzoll ſehr einträglich; auch iſt hier eine Fähre über die Elbe angelegt.

Don (ſonſt Tanais), der Gränzfluß zwiſchen Europa und Aſien in Rußland, der bei Tula aus dem Johannisſee kommt, und nach einem mehr als 200 Meilen langen Lauf und nach vielen Krümmungen ſich in drei Armen in das aſowiſche Meer ergießt.

Doniſche Koſaken ſ. Koſaken.

Donatiſten, eine chriſtliche Secte zu Anfange des vierten Jahrhunderts in Afrika, die ſich für allein rechtgläubig hielt, wiedertaufte und große Unruhen anrichtete, welche erſt mit der Vertilgung der chriſtlichen Religion durch die Saracenen geſtillt wurden. Der Urheber dieſer Secte war Donatus, ein Biſchof zu Carthago.

Donativgelder (auch Präſentgelder), freiwillige (wenigſtens dem Titel nach) Abgaben der Ritterſchaft an den Landesherrn; ſ. Don gratuit.

Donātus (Älius), ein berühmter römiſcher Sprachlehrer und Commentator (z. B. über fünf terenziſche Luſtſpiele), lebte im vierten Jahrhunderte. Er ſchrieb eine lateiniſche Grammatik, beſtehend in der Schrift: de barbarismo und de octo partibus orationis (der Donat genannt), welche im Mittelalter bei dem lateiniſchen Sprachunterrichte zum Leitfaden diente und ſich in großem Anſehen erhielt, bis ſie in neueren Zeiten durch zweckmäßigere Sprachlehren verdrängt wurde. Sie war eines der erſten Bücher, welche Guttenberg druckte. Donat hieß daher und heißt noch jetzt hier und dort jede lateiniſche Sprachlehre für Schulen, und Donatſchnitzer, Fehler wider die Regeln der Sprachlehre.

Donau, der größte Fluß Deutſchlands und einer der größten in Europa. Sie entſpringt aus drei Quellen, der Brega, Brigach, nicht weit vom Schwarzwalde, und einer kleinen namenloſen, die auf dem Schloßhofe zu Donaueſchingen quillt. Oberhalb Ulm wird ſie ſchiffbar und durchſtrömt in gerader Richtung gegen Oſten Schwaben, Bayern, Öſterreich, Ungarn und die Türkei. Auf ihrem Wege (welcher nach Büſching 700, nach Andern aber nur 400 Meilen betragen ſoll) nimmt ſie 60 ſchiffbare und über 100 geringere Flüſſe auf, und ſtürzt ſich endlich an der beſſarabiſchen Küſte in ſechs Armen mit einer ſolchen Gewalt in das ſchwarze Meer, daß ſich noch mehrere Meilen weit ihr Strom im Meere auszeichnet. Die vielen in ihr befindlichen Klippen und das Reißende ihres Waſſers machen die Schifffahrt auf ihr an vielen Punkten gefährlich. Die Donau hat beſonders auch in der Geſchichte eine große Wichtigkeit erhalten. Die Römer kannten ſie unter dem Namen Danubius, und von Wien an unter dem Namen Iſter, den ſie von den Griechen entlehnt hatten, welche dieſen Fluß vom Pontus Euxinus (ſchwarzen Meer) an aufwärts beſſer kannten, ſo wie die Römer von der Rheinſeite Germaniens her, wo ſie auch durch Tiberius Zug gegen die Vindelicier am Bodenſee der Donau eigentliche Quellen entdeckten. An ihren Ufern beſtanden die Römer harte Kämpfe mit den germaniſchen Völkerſchaften. In der mittlern und neuern Geſchichte ſind von Rudolphs des Habsburgers zwiſchen der Donau und March erfochtenem Siege über König Ottocar von Böhmen an, bis auf die neueſten Schlachten von Aſpern, Ruſtſchuck und Siliſtria viele glänzende Waffenthaten an ihren Ufern vollbracht worden.

Donaumoos, beträchtlicher Strich in Bayern, an Neuburg gränzend, welcher faſt ganz mit Sümpfen durchzogen war und von jedem der Gegend nicht genau Kundigen nicht ohne Lebensgefahr bereiſ't werden konnte. Der König von Bayern ließ mit großem Aufwande viele Canäle zur Ableitung des ſtehenden Waſſers und Gebäude für viele aus der Fremde herbeigeholte Coloniſten anlegen. Mit vielen Anſtrengungen iſt nun ein Theil getrocknet und cultivirt, 1643 Menſchen wohnen in 339 Häuſern, eine gute Landſtraße iſt hindurchgeführt und allmälich wird auch der größere übrige Theil des Anbaus urbar gemacht werden. Das eigentliche Donaumoos hat 3¼ Quadratmeilen im Umfange, ein eigenes, zum Landgerichte Neuburg gehöriges Adminiſtrationsgericht, und iſt nun zum Ober-Donaukreiſe gezogen. Einzelne andere Mooſe verbreiten ſich weit gegen Süden.

Don Carlos, ſ. Carlos.

Doneau (Hugues), Hugo Donellus, einer der berühmteſten und gründlichſten Humaniſten unter den Rechtsgelehrten, geb. zu Chalons an der Saone 1527, ſtudirte zu Toulouſe und Bourges, wurde am letztern Orte Profeſſor der Rechte, kam aber in Gefahr, am Bartholomäustage 1572 ermordet zu werden. Er lehrte hierauf zu Genf, Heidelberg, Leiden, Altdorf und endlich zu Eßlingen das römiſche Recht. Sein Commentar über das corpus juris (mehrmals edirt), und beſonders ſeine Erklärung der Lehre von den Teſtamenten in demſelben iſt berühmt. Er ſtarb 1591.

Don gratuit, freiwilliges Geſchenk, iſt eine Art außerordentlicher, jedoch freiwilliger Abgabe, welche die Regenten bei außerordentlichen Anläſſen von ihren Ständen zu fodern pflegen. Es findet dies beſonders in ſolchen Ländern Statt, wo der Regent ohne Einwilligung und Mitwirkung der Stände keine neuen Abgaben auflegen darf; z. B. diejenigen franzöſiſchen Provinzen, die noch Landſtände hatten, nämlich Bourgogne, Provence, Languedoc, Bretagne, Artois und das Königreich Navarra, bewilligten dem Könige eine Steuer, als Don gratuit. Daſſelbe pflegte in den öſterreichiſchen Niederlanden zu geſchehen.

Donner (Georg Raphael), ein berühmter Bildhauer, geboren auf einem Dorfe des Stifts Heiligenkreuz in Nieder-Öſterreich 1695, erhielt ſeine erſte Bildung in der Kunſt von Johann Giuliani, einem Bildhauer, der ſich in dem erwähnten Stifte aufhielt. Donners Werke prangen als Meiſterſtücke in mehreren Kirchen und Paläſten Öſterreichs; vorzüglich bewundert werden die herrlichen Bildſäulen, die eine Zierde des Springbrunnens auf dem neuen Markte zu Wien ſind. Er ſtarb in Wien den 16ten Februar 1741.

Donner. Dieſer mit dem Ausbruche des Blitzes verbundene Knall iſt eine electriſche Erſcheinung, die mit dem kniſternden Laute des Funkens bei electriſchen Verſuchen verglichen werden kann. Man hielt ſonſt den Donner bloß für eine Wirkung der Erſchütterung der Luft. Doch läßt ſich dieſes Phänomen nicht völlig daraus erklären, und man müßte ſich unter dem Blitze eine ſchreckliche Feuermaſſe vorſtellen, wenn ſie zur Hervorbringung jenes ſo volltönenden Lautes des Donners hinreichend ſeyn ſollte. Nach der Erklärung de Lucs entſteht er durch die explodirende Ausdehnung der Luft, indem ſich die electriſche Materie, welche plötzlich in

großem Überfluſſe gebildet worden iſt, durch den Druck zerſetzt, ihr Licht entläßt, und dadurch die Erſcheinung des Blitzes hervorbringt; das Rollen hingegen iſt Folge einer ſtufenweiſen, oder in verſchiedenen einzelnen Maſſen erfolgenden Verdichtung des aus der Luft entſtandenen Waſſerdampfs. In die leeren Räume, welche dieſe Verdichtung veranlaßt, dringt die Luft mit Gewalt ein und bringt einen Schall hervor, in welchem ſich ein anhaltendes Rollen mit ſchwächern oder ſtärkern Schlägen verbindet, je nachdem die verdichteten Dunſtmaſſen entweder gleichförmige, ununterbrochen fortgehende Strecken, oder kleinere und größere Haufen bilden. Das durch die Verdichtung entſtandene Waſſer fällt in Regen herab. Die Anhänger der neuern franzöſiſchen Chemie leiten den Donnerknall aus der plötzlichen Entſtehung einer großen Wolke her. Girtanner ſtützt dieſe Behauptung auf die Betrachtung, daß ſich im Sommer, wenn es bei heiterm Himmel zu donnern anfängt, auf einmal Wolken zeigen, welche vorher nicht da waren, und auch nicht vom Winde herbeigetrieben wurden. So wie das Gewitter fortdauert und die Donnerſchläge auf einander folgen, entſtehen nach und nach immer mehr neue Wolken, und dies hält nebſt dem Regen ſo lange an, als der Donner dauert. Demnach wäre der Donner nicht eine Folge des Blitzes. Indem ſich das Waſſergas in der Atmoſphäre durch plötzliche Erkältung in Waſſer verwandelt, nimmt es einen 900 Mal kleinern Raum ein als vorher; es entſteht ein leerer Raum; die obern Schichten und die Nebenſchichten drängen ſich herbei, und indem ſie auf einander fallen, entſteht das Geräuſch. Dieſelbe Erſcheinung erfolgt im Kleinen, wenn man ein Etui aufmacht, deſſen Deckel gut anpaßt. Eine Peitſche knallt, weil ihre ſchnell zurückgezogene Spitze, welche platt und löffelförmig iſt, eine gewiſſe Quantität Luft mit ſich zurückreißt, wodurch ein leerer Raum entſteht, in welchen ſich die umgebende Luft mit Gewalt eindrängt und dadurch das Klatſchen verurſacht. Der Schall des Donners iſt verſchieden nach der Beſchaffenheit der Oberfläche, und den umgebenden Körpern. Donnerbüchſe, ſ. Kanone, Baſilisk. Donnerhaus, ein zur electriſchen Geräthſchaft gehörendes Modell eines Hauſes, durch welches man das Einſchlagen des Blitzes in ein Haus ohne Wetterableiter im Kleinen nachahmen kann. Donnermaſchine, eine von Michel in Paris erfundene Maſchine, womit man den Donner täuſchend nachahmen kann; dann ein Inſtrument zu ähnlichem Gebrauche auf den Theatern. Donnerkeil nennt man gewiſſe kegelförmig zugeſpitzte Steine, von denen der Aberglaube ſonſt wähnte, daß ſie mit dem Blitze auf die Erde fielen. Manche ſolcher Steine ſind Verſteinerungen von jetzt unbekannten Schalthieren, die wegen einiger Ähnlichkeit mit einem Pfeile, oder einem Finger, auch Pfeilſteine und Fingerſteine genannt werden. Andere ſind ſteinerne Streitärte, deren man ſich in alten Zeiten bediente, Donneräxte. Beide Arten werden auch Donnerſteine, Alpſteine, Alpſchoſſe, Luchsſteine, Teufelskegel, Teufelsfinger, Hexenfinger, Storchſteine, Rabenſteine, Stahlſteine genannt. — Die Blitze, mit welchen in der Hand Jupiter, als Donnergott, abgebildet zu werden pflegt, nennt man wohl auch Donnerkeil. Oft führt dieſen Donnerkeil auch der Adler, Jupiters Vogel.

Don Quixote, ſ. Cervantes.

Doppelbuchhandlung, doppelte Buchhalterei, ſ. Buchhaltung.

Doppelflinte und Doppelbüchſe ſind bekanntlich Gewehre mit zwei Läufen neben oder über einander, die durch zwei beſondere Schlöſſer abgefeuert werden. Letztere werden in der öſterreichiſchen Armee auch Doppelſtutzen genannt, und dienen zur Bewaffnung der Scharfſchützen. Sie beſtehen aus einem gezogenen und einem glatten Lauf, die über einander liegen und hinten in der Kolbe beweglich ſind, ſo daß man den loszuſchießenden Lauf heraufdrehen kann; das linke Schloß hat wegen ſeiner Stellung eine andere, jedoch nicht beträchtlich von dem rechten abweichende Structur. Jeder Lauf ſchießt ein Loth Blei. Noch eine andere Art Doppelbüchſen führen die tyroler Gemſenſchützen: ſie beſteht aus einem einzigen ſehr ſtarken Büchſenlauf, mit zwei Schlöſſern neben einander. Hier wird auf die gepflaſterte Kugel des hintern Schuſſes die zweite Pulverladung geſchüttet, und auf dieſe noch eine Kugel geladen. Das vorderſte Schloß correſpondirt mit der zweiten Ladung, der die dahinter befindliche Kugel zum Anſtützungspunkt und gleichſam zur Schwanzſchraube dient. Unmittelbar nach dem Abfeuern des erſten Schuſſes verſchließt eine Klappe das Zündloch des vordern Schloſſes, ſo daß der zweite nunmehr ohne Gefahr und ohne Veränderung des Abkommens geſchehen kann.

Doppelflügel, vis à vis genannt, ein Fortepiano, das von zwei ſich gegenüberſitzenden Perſonen geſpielt wird, von Stein in Augsburg 1783 erfunden.

Doppelhaken gehören zu den älteſten Feuergewehren. Sie waren anfangs vier Fuß lang, ſchoſſen 4 bis 8 Loth Blei und lagen beim Abfeuern auf einem kleinen Geſtell, das wie eine Gabel oder ein Dreifuß geſtaltet war. Späterhin im ſechzehnten Jahrhunderte belegte man ein metallenes Geſchütz mit dieſem Namen (Musqueton), das bei 38 Calibern Länge zehn Loth Eiſen oder vierzehn Loth Blei ſchoß und 2½ Centner wog. Seine Schußweite war mit der höchſten Elevation 1440 Schritte. Gegenwärtig bedient man ſich beider Gattungen nur im Fall der Noth in Feſtungen und von den Wällen der Außenwerke. Die Doppelcarthaune iſt ganz veraltet, ſ. Carthaune.

Doppelſchlag (franz. le doublé), eine der vorzüglichſten Manieren oder Verzierungen des muſikaliſchen Vortrags, welche darin beſteht, daß man die zwei neben dem bezeichneten Hapttone liegenden Nebentöne, den einen vor, den andern nach demſelben, ſchnell anſchlägt, und dann den Hauptton nochmals berührt, mithin ihn doppelt anſchlägt. Dieſes iſt dann der einfache Doppelſchlag, beſtehend aus vier Noten, und wird, wenn man von der höheren Note anfängt, mit ∽, wenn man von der niedern anfängt, mit ∾ bezeichnet, und im letztern Falle der umgekehrte Doppelſchlag, erſteres der gewöhnliche genannt, in beiden Fällen aber ſowohl über als zwiſchen zwei Noten geſetzt und ausgeführt. Der zuſammengeſetzte Doppelſchlag entſteht durch Verbindung dieſer Figur mit andern Noten. Hieher gehört der ſogenannte prallende, der geſchleifte und der geſchnellte Doppelſchlag.

Dorat (Claude-Joſeph), wurde 1734 zu Paris geboren. Seine Ältern beſtimmten ihn zum Rechtsgelehrten; allein die ernſtern Studien behagten ihm nicht. Die Kriegsdienſte, in denen er ſich verſuchte, gefielen ihm eben ſo wenig und ſo überließ er ſich

ganz ſeinem Hange zur Schöngeiſterei. Zu ſeinen frühſten Producten gehören ſeine Trauerſpiele und Heroiden. So vielen Beifall er aber auch, inſonderheit durch die letztern, einerntete, ſo war er doch für dieſe Dichtungsarten, die ein reges Gefühl und einen lebhaften Geiſt erfodern, wenig geeignet. Sehr richtig ſchildert er ſich daher in den Worten:

Entre l'amour et la folie
Ce pauvre globe est balotté,
Sentir l'un est ma volupté,
Rire de l'autre est mon génie.

Dagegen ſind ihm ſeine Erzählungen, Lieder und poetiſchen Epiſteln am beſten geglückt und er gehört in dieſen Fächern zu den fruchtbarſten und beliebteſten franzöſiſchen Dichtern. Nur Schade, daß er den ſchamhaften Leſer oft zu erröthen nöthigt! Er ſtarb zu Paris 1780 im 46ſten Jahre ſeines Lebens an der Entkräftung. Seine ſämmtlichen Werke ſind 1779 in ſiebzehn Bänden in 8. zu Paris erſchienen; eine Auswahl derſelben enthalten ſeine Oeuvres choisies, die 1786 in drei Bändchen in 12. herausgekommen ſind. Die vorzüglichſten darunter ſind 1. ein didaktiſches Gedicht in vier Geſängen: la Déclamation, worin vom Trauerſpiel, Luſtſpiel, der Oper und dem theatraliſchen Tanz gehandelt wird. Eine Zergliederung dieſes Lehrgedichts, das zu den am wenigſten froſtigen gehört, welche die franzöſiſche Literatur aufzuweiſen hat, findet man im erſten Theile von Dutens Briefen. Laharpe, welcher im achten Theile ſeines Cours de Littérature S. 397 über unſern Dichter ziemlich ſtrenge urtheilt, erkennt dieſem Lehrgedicht unter allen andern Arbeiten Dorats den Preis zu. 2. Verſchiedene Heroiden, unter welchen ſich Héro à Léandre und Abailard à Héloise am meiſten auszeichnen. 3. Mehrere Luſtſpiele und Trauerſpiele. Unter jenen werden la Feinte par amour und le Célibataire und unter den letztern Regulus am meiſten geſchätzt. 4. Poetiſche Briefe, welche ganz in der, dieſer Dichtungsart eigenthümlichen, gefälligen und leichten Manier geſchrieben ſind. 5. Erzählungen und Fabeln. Unter den letztern ſind verſchiedene glücklich erzählt und verſificirt; indeſſen halten die wenigſten eine Zuſammenſtellung mit ihren Vorbildern aus, die zum Theil Fabeln von Leſſing, Gleim, Gellert, Hagedorn und Lichtwehr ſind. Dorat las die deutſchen Dichter, vermuthlich aber nur in den huberſchen Überſetzungen. Er hatte ſelbſt eine Idée de la poësie Allemande geſchrieben, in der er ihr viele Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Dordrecht oder Dortrecht, eine große und reiche Handelsſtadt in Südholland an der Maas, die Geburtsſtadt eines Joh. Gerh. Voß. Sie hat das vortheilhafte Recht, daß alle auf dem Rhein und der Maas ankommenden Schiffe daſelbſt ausladen und den Zoll entrichten müſſen, ſo wie auch die Stapelgerechtigkeit von den Rheinweinen. Auch treiben die Einwohner, deren Anzahl ſich auf 20,000 beläuft, mit Wein, Getraide und Holz ſtarken Handel. Im Jahr 1618 und 1619 ward hier die unter dem Namen der dordrechtiſchen Synode (synodus Dordracena) bekannt gewordene Kirchenverſammlung gehalten, in welcher die Lehrſätze der Arminianer oder Remonſtranten verworfen und die belgiſche Confeſſion nebſt dem heidelbergiſchen Catechismus beſtätigt wurden. Ihre

Schlüſſe wurden als ein Kirchengeſetz der holländiſchen reformirten Kirche angenommen. S. Barneveldt.

Doria (Andreas), aus einem berühmten genueſiſchen Geſchlecht, geboren zu Oneglia 1468, zeichnete ſich ſchon als Jüngling in den Kriegen gegen die Seeräuber und Corſicaner heldenmüthig aus, und wurde dann von Franz I. 1524 zum Admiral der franzöſiſchen Galeeren erhoben. Wegen einer Beleidigung von franzöſiſcher Seite ging er zu der ſpaniſch-öſterreichiſchen Partei über, und hinderte dadurch den Fortgang des franzöſiſchen Waffenglücks in Italien. Allein das Schickſal hatte ihn nicht bloß zu einem großen Seehelden, ſondern auch zum Befreier ſeines Vaterlandes beſtimmt. Genua hatte zwar ſeit 1339 ein lebenslängliches Oberhaupt, Doge genannt; allein die Verfaſſung war ſo zerrüttet, und der Parteikampf ſo heftig, daß der Staat oft genöthigt war, fremden Schutz zu ſuchen, der gewöhnlich in eine drückende Oberherrſchaft ausartete. So war Genua bald unter mailändiſchem, oder öſterreichiſchem, bald unter franzöſiſchem Joche. Jetzt (1528) als letzterer Staat Genua beſaß, überfiel Doria die Stadt, vertrieb die Franzoſen ohne Schwertſtreich, erhielt zur Belohnung den ehrenvollen Namen Vater und Befreier des Vaterlandes, und gab dem frei gewordenen Staate eine verbeſſerte Verfaſſung. Bloß 28 adelige Familien bekamen Zutritt zu den höchſten Würden, und wurden alle Jahre gewählt. Das Directorium führten aber der Doge und deſſen Räthe, welche beide nach zwei Jahren wieder neu gewählt wurden. Jedoch half der große Mann durch dieſe Einrichtung den Bedrückungen und den übeln des Ariſtokratismus nur wenig ab, und viele ſeiner Stiftungen mußten durch ein Grundgeſetz von 1576 abgeändert werden, auf welches ſich die nachherige Verfaſſung gründete. Ungeachtet Doria die Würde eines Dogen auf Lebenszeit erhielt, ſo ging er doch wieder in Seedienſte bei Carl V., ſtritt mit ausnehmendem Glück gegen die Türken und Corſaren, und ſtarb endlich 1560 in einem Alter von faſt 93 Jahren. So vortrefflich und edel auch der Charakter dieſes unvergeßlichen Mannes war, und ſo ſehr ihn die Genueſer verehrten, ſo wenig konnte er den Neid vieler Großen von ſich entfernen; ja es entſtanden verſchiedene Verſchwörungen gegen ihn, unter denen die des Fiesco, Grafen von Lavagna (1547), die gefährlichſte war, die er jedoch mit Glück, Klugheit und Strenge dämpfte.

Dorigny, der Name einer franzöſiſchen Künſtlerfamilie, unter welcher ausgezeichnet iſt: 1. Michel Dorigny, Schüler Vouets, und ſein Sohn Louis, ein verdienſtvoller Maler, geb. zu Paris 1654, brachte den größten Theil ſeines Lebens in Italien zu, und ſtarb zu Genua 1742. Er hat viele gute, beſonders Frescogemälde gearbeitet, und ſein Hauptwerk ziert die Kuppel der großen Kirche zu Trident. Sein Bruder Nicolas (geb. 1657 zu Paris, geſt. 1746) war ein berühmter Kupferſtecher, der ſich 28 Jahre in Italien und 15 in England aufgehalten hatte, und größtentheils nach Italiänern arbeitete.

Doriſch heißt, was dem Stamm der Dorier angehört oder von einer bei dieſem Stamme gewöhnlichen Beſchaffenheit iſt. Die Dorier aber waren einer der vier Hauptäſte des griechiſchen Stammes, und ſollen ihren Namen von Dorus, dem Sohne Hellens, haben. Sie wohnten erſt in Eſtiäotis, wurden dann von den Perrhäbern nach Macedonien gedrängt, drangen nach Creta, wo der

Geſetzgeber Minos von ihnen ſtammte, legten am Fuß des Öta, zwiſchen Theſſalien, Ätolien, Lokris und Phokis die doriſchen Vierſtädte (Dorika Tetrapolis) an, und drangen ſpäter mit den Herakliden in den Peloponnes, wo ſie in Sparta herrſchten. Colonien von ihnen gingen nach Italien, Sicilien und Klein-Aſien. Alle vier Hauptſtädte des griechiſchen Stammes waren durch Eigenthümlichkeiten in Sprache, Sitte und Verfaſſung ſcharf von einander geſchieden, beſonders aber waren die Dorier der Gegenſatz der Jonier. In dem Doriſchen blieb immer das Alterthümliche, und mit dieſem etwas zwar Feſtes und Derbes, aber auch Hartes und Rauhes. Der doriſche Dialect war hart und rauh, der ioniſche weich und ſanft; doch hatte jener durch ſein Alterthümliches etwas Ehrwürdiges, weßhalb er bei feierlichen Geſängen gebraucht ward, z. B. Hymnen, Chorgeſängen, die zur Liturgie der Griechen gehörten. Die cretiſche und ſpartaniſche Geſetzgebung eines Minos und Lykurg zeigte ſich um vieles ſtrenger als die atheniſche, mildere Solons. In der Kleidertracht behielten die Spartanerinnen die leichte geſchürzte und heitere Jägertracht, während die Jonerinnen das lange faltige Gewand anlegten. Beide hat die Kunſt idealiſirt, jenes in der Diana und ihren Nymphen, dieſes in der Pallas Athene und den Kanephoren. Nicht minder hervorſtechend zeigt ſich derſelbe Gegenſatz an Werken der Baukunſt in der ſtarken, ſchmuckloſen doriſchen und der ſchlanken, ſchön verzierten ioniſchen Säule. S. Säule, Säulenordnung. Endlich gab es auch in der Muſik der Alten eine doriſche Tonart, ſ. Tonart der Alten. dd.

Dörnberg oder Dörrenberg, aus einem alten heſſiſchen freiherrlichen Geſchlechte, war unter der königl. weſtphäliſchen Regierung Oberſter der Jäger von der Garde des Königs von Weſtphalen geworden. Empört durch den Druck ſeines Vaterlandes, gab er den Plan, zur Befreiung deſſelben zu wirken, nicht auf, zu welchem er ſich ins Geheim mit mehreren edeln Familien verbunden hatte. Man rechnete dabei auf die Unterſtützung deutſchgeſinnter Gemüther in ſonſt preußiſchen und weſtphäliſchen Ländern des weſtphäliſchen Reichs. Als 1809 der Kampf Öſterreichs gegen Frankreich begann, und alle Deutſche zur Theilnahme an demſelben von Öſterreichs Kaiſer und ſeinen Heerführern kräftig aufgefodert worden, bewegte ſich hier und da das unterdrückte deutſche Volk, von muthigen Männern angeführt, gegen ſeine Zwingherrn. So auch vorzüglich in den zuſammengeworfenen Provinzen, welche das Königreich Weſtphalen bildeten. Doch es war die Zeit des Gerichts noch nicht gekommen. Schon hatte das Wagſtück des preußiſchen Hauptmanns Katt die Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Regierung erregt. In Caſſel, Braunſchweig und Magdeburg wurden Militärcommiſſionen angeordnet, um über die etwanigen gewaltſamen Störungen des beſtehenden Zuſtandes binnen 24 Stunden zu richten; Katt ſelbſt ward mit Steckbriefen als ein gemeiner Räuber verfolgt. Da kamen aber die Nachrichten vom Vordringen der Öſterreicher in Bayern, Italien und Warſchau, von der Inſurrection der Tyroler, und in Geheim von einer bevorſtehenden Theilnahme der preußiſchen Nation; und trotz der Militärgerichte brach in der Nähe Caſſels die Flamme aus. Die Dorfgemeinde von Wallhauſen ſteckte zuerſt die Fahne des Aufruhrs aus. Es war am 21. April 1809, als die Sturmglocken tönten. Hieronymus Napoleon ſchickte ſeinen Gardenoberſten Dörrenberg mit ſeinem Corps

den Inſurgenten entgegen, ſie zu beſänftigen oder zu zerſtreuen. Dörrenberg, des Himmels Fügung in dieſem Zufall wähnend, eilte zur Vereinigung mit ihnen; eine kräftige Anrede ſollte ſeine Jäger bewegen, ihm zu folgen; doch der gröſte Theil derſelben, zurückbebend vor der Kühnheit des Gedankens, im Geiſte ſchon die furchtbaren Folgen des Mißlingens erblickend, eilte in die Hauptſtadt zurück und meldete der Regierung, was ſich begeben habe. Dörrenbergs Plan, durch die Gefangennehmung des Königs ſelbſt, mit Einem Schlage den Hauptzweck zu erreichen, konnte nun freilich nicht gelingen, doch ſtellte er ſich an die Spitze einiger 100 Bauern, und begab ſich mit ihnen auf den Marſch nach Caſſel. Auf halbem Wege ſtieß er mit dem ihm entgegengeſandten Detaſchement weſtphäliſcher Truppen zuſammen. Keine ſeiner Auffoderungen fand Eingang. Nicht lange konnte ſeine Schaar Widerſtand leiſten. Sie zerſtreute ſich. Dörrenberg rettete ſich mit einigen Vertrauten nach Böhmen, wo zwei ehemalige Reichsfürſten, der Churfürſt von Heſſen und der Herzog von Braunſchweig-Öls, den Ausgang jener Bewegung erwarteten. Der Obergewalt in Weſtphalen gelang es noch ein Mal, die äußere Ruhe wieder herzuſtellen und ihre Macht zu ſichern. Dörrenberg ward mit den andern als Verräther gegen König und Vaterland in Contumaciam zum Tode verurtheilt, nur konnte man das Urteil nicht vollſtrecken; denn Dörrenberg hatte ſich ſchon glücklich nach Böhmen gerettet. Als nun nach geendigtem Feldzuge 1809 Herzog Wilhelm von Braunſchweig den kühnen Zug durch Sachſen und Weſtphalen, umgeben von Schaaren der Feinde, bis zu dem Strand des Meeres vollführte, befand ſich auch Dörnberg in dem Geleite ſeiner Getreuen, welchem ſich die kühnſten Männer Deutſchlands anſchloſſen, und rettete ſich mit dieſem auf die Inſel, wo damals faſt allein die Freiheit wohnte. Ob Dörnberg nachher in Spanien gegen die Franzoſen gefochten, wiſſen wir nicht. Das iſt gewiß, daß in den Jahrbüchern des Jahres 1813 ſein Name glänzend eingeſchrieben ſteht. In demſelben ſchwang er mit der deutſchen Legion ſein kühnes Schwert für Deutſchlands Freiheit, und ſetzte an mehreren Orten der frechen Übermacht den ungebeugten Muth des deutſchen Freiheitsſinns entgegen, vernichtete bei Lüneburg 1813 das morand'ſche Corps, und ſtand zuletzt vor Thionville. Arndt ſang von ihm das ſchöne Lied vom Dörnberg.

Dörpt oder Dorpat, eine ruſſiſche Kreisſtadt in dem jetzigen Gouvernement Riga, ſonſt Herzogthum Liefland, am Fluß Embach gelegen, von ungefähr 4000 Einwohnern und 534 Häuſern, bekannt durch die neuerlich hier wieder angelegte Univerſität. Zwar wurde ſchon 1632 eine Univerſität hier von Guſtav Adolph, König von Schweden, geſtiftet, welcher 1625 dieſe Stadt von Polen erobert hatte: allein 1695 nach Pernau verlegt, ging ſie in der Folge ganz ein. Am 7. Febr. 1803 wurde ſie durch eine Ukaſe Kaiſer Alexanders nebſt fünf andern Städten zu einer Univerſität erklärt, und zwar beſonders für die Provinzen Lief- und Eſthland, Finnland und Curland, und mit 126,000 Rubeln jährlicher Einkünfte ausgeſtattet. Ein Lehrer derſelben iſt der als Archäolog bekannte und verdiente Hofrath Morgenſtern. Die Zahl der Studirenden beträgt ungefähr 150. Übrigens war die Stadt ehedem in ſehr blühendem Zuſtande, und ſogar im 13. Jahrhundert eine Mitgenoſſin des Hanſebundes.

Dorſet (Charles Sackville, Graf von), ein bekannter engliſcher Staatsmann und Dichter. Er ſpielte an dem Hofe Carls II., Jacobs II. und Wilhelms III. eine glänzende Rolle, und begleitete den Herzog von York 1665 in den Krieg gegen die Holländer als Freiwilliger. Sein Muth und ſein Witz wurden zugleich bewundert, als er am Tage vor der großen Seeſchlacht, in der die Engländer ſiegten, ein joviales Lied dichtete, oder doch vollendete, das bald ein Lieblingsgeſang brittiſcher Seeoffiziere geworden iſt. Auch ſeine übrigen leicht verſificirten Gedichte ſind Erzeugniſſe eines muntern und cultivirten Witzes, und ſeine Satiren ſind geiſtreiche Spöttereien über die Schwächen und Thorheiten einiger Individuen ſeiner Zeit. Über ihn ſiehe Johnſons Nachrichten von engliſchen Dichtern, der auch ſeine Poeſien in ſeiner Sammlung aufgenommen hat. Er ſtarb als einer der gebildetſten Weltmänner geachtet 1705.

Dortmund, ehemals freie Reichs- und Hanſeſtadt in dem weſtphäliſchen Kreiſe, zuletzt Hauptſtadt des bergiſchen Departements am Fluſſe Ems in der Grafſchaft Mark, mit 800 Häuſern und 4000 Einwohnern, auch etwas befeſtigt. Heinrich I. ſchlug bei dieſer Stadt die Hunnen. Heinrich II. hielt hier einen großen Reichstag. Auch war hier das berühmteſte heimliche Gericht oder Vehmgericht in Weſtphalen. Sie iſt lutheriſcher Religion und hatte ehedem die Münzgerechtigkeit und Zollfreiheit durch das ganze Reich. Auch befindet ſich hier ein berühmtes, 1543 geſtiftetes Gymnaſium. Auch gibt es hier viele Leinwand- und Biereſſigfabriken.

Doſſo, Doſſi, ein berühmter Maler von Ferrara, ſehr geehrt von dem Herzog Alphons, und von Arioſt in ſeinem Orlando verewigt. Seine Manier näherte ſich dem Tizian, mit welchem er auch gemeinſchaftlich und in einem Sinne einige Cabinette des herzoglichen Schloſſes malte. Seine dortigen Bilder ſtellen Bachanale mit verſchiedenen Spielen von Faunen, Satyrn und Nymphen vor. In andern Bildern ahmte er dem Rafael nach. Unter den acht in Dresden befindlichen zeichnet ſich der Disput der vier Kirchenlehrer durch genaue Zeichnung mit einer Kraft des Colorits, die ganz im titianiſchen Style iſt, als ein Meiſterwerk aus. Seine Brüder ſind weniger berühmt. Er war geb. 1479, nach Andern 1490, ſtarb 1560, nach Andern 1550 oder 1558. Siehe Fiorillo Geſch. der zeichnenden Künſte II, S. 221.

Douane, Douaniers. Douane heißt das Zollhaus, das Zollweſen, und endlich der Zoll ſelbſt, welcher von Aus- und Einfuhr der Kaufmannswaaren entrichtet wird. Was in deutſchen Staaten die Mauth- und Zollanſtalten für die Ein- und Ausfuhr der Handelsartikel ſind, das iſt das Douanenweſen in den franzöſiſchen. Es hatte in der neuern Zeit in Beziehung auf das gegen Großbritannien geltend gemachte Continental-Syſtem eine große politiſche Wichtigkeit erhalten; auch beruht hauptſächlich ſeit dem napoleoniſchen Handelsedict von Trianon eine bedeutende Erhöhung der Zölle auf der Handhabung dieſer gewaltigen Waffe gegen den brittiſchen Handel, dagegen, wie man behaupten will, früherhin das zahlreiche Corps (man gibt die Anzahl auf 28- bis 30000 Mann an) der Douaniers (Zollbeamte, die aber militäriſch in Brigaden von 6 Mann organiſirt ſind und die Gränzen bewachen, damit nichts Contrebande hereingeführt werde) den größten Theil des Einkommens gekoſtet haben ſoll. Nach dem in Nr. 192 des Moniteurs vom Jahre 1811 in 71 Supplementen gelieferten Be-

richt des franzöſiſchen Finanzminiſters nebſt den Rechnungsbeilagen über die Jahre 1809 und 1810 war der ganze Ertrag der Regie der Douanen im Jahre 1809 nicht weniger als 55,714,393 Franken, doch blieben für den reinen Ertrag nur 11,552,151 Franken; die Erhebungs- und Adminiſtrationsunkoſten hatten demnach 44,162,242 Franken betragen. Im Jahre 1810 war der Bruttoertrag der Douanen 136,413,050 Franken; und gewiß iſt derſelbe durch die Decrete von Trianon und Fontainebleau, ſo wie durch die Einverleibung Hollands und der hanſeatiſchen Departements, in der Folge ſehr erhöht worden, da die franzöſiſche Douanenlinie (die von den franzöſiſchen Mauthſoldaten beſetzte Linie) ſich immer weiter ausdehnte. In wie weit und unter welcher Form das Douanenſyſtem in Frankreich unter der neuen königlichen Regierung fortdauern werde, iſt unbekannt.

Doublir- oder Duplirſchritt, der Doppelſchritt oder Geſchwindſchritt beim Marſchiren der Soldaten. Er iſt weſentlich zu Stürmen, Angriffen, oder zur ſchnellen Entwickelung einer Colonne durch Deployrung oder Maſſe-Aufmarſch beſtimmt, und beſteht darin, daß der Tact viel geſchwinder als bei dem ordinären Schritte iſt, indem im Doublirſchritt 120 Schritte in einer Minute gemacht werden müſſen. Gewinnung des Terrains und entſchloſſenes Vortreten ſind die Seele dieſes Schrittes.

Douche-Bäder, Tropf- oder Gießbäder, ſind verſchiedener Art, aufſteigende, herabfallende und horizontale. Sie haben den Zweck, gewiſſen örtlichen Krankheiten entgegenzuwirken, und ſcheinen mehr durch den Druck des tropfenweis auf die Glieder herabfallenden Waſſers, als durch deſſen Beſchaffenheit zu wirken.

Doux Le, berühmter franzöſiſcher Architekt unter Ludwig XV.

Dover, eine kleine engliſche Seeſtadt in der Grafſchaft Kent, mit einem berühmten Hafen, wohin die Packetboote von Calais aus Frankreich nach England abgehen; ſ. Calais.

Dow, auch Douw geſchrieben, (Gerard), geb. zu Leyden 1613, Sohn eines Glaſers und Maler. Er machte als Schüler des großen Rembrand unter dieſem Meiſter bedeutende Fortſchritte in der ſchönen Vertheilung des Lichts und im kräftigen Colorit, aber übertraf ihn noch an Fleiß. Man kann nichts Vollendeteres ſehen, als ſeine kleinen Gemälde, die er ſich nach Verhältniß der darauf verwandten Zeit bezahlen ließ. Sie waren ſo niedlich, daß man das Vergrößerungsglas brauchen mußte, um die Arbeit darin genau zu erkennen; aber ſo zart auch ſeine Figuren waren, ſo waren ſie doch voll Leben und Ausdruck, mit friſchem, kräftigen Colorit. Sein Name war ſprichwörtlich geworden; wollte man die Vollkommenheit eines Werkes bezeichnen, ſo ſagte man: „es iſt vollendet wie ein Gerard Dow." Auch die faſt unſichtbaren Details in der Natur überſah er nicht. Man hält ihn für den Erfinder der ſinnreichen Methode, große Gemälde ins Kleine zu reduciren, indem man zwiſchen ſich und das Original einen durch Seidenfäden in Vierecke eingetheilten Rahmen ſtellt und nunmehr die Partien des Gemäldes in eben ſo viele gezogene kleine Vierecke auf die Leinwand überträgt. Um ſeinen Farben mehr Glanz zu verſchaffen, rieb er ſie auf Cryſtall ab und machte ſich ſeine Pinſel ſelbſt. Seine vorzüglicheren Gemälde ſind: ein alter Mann, eine Feder ſchneidend; eine alte Frau, die mit ihrer

Katze ſpielt; die waſſerſüchtige Frau (welche mit 30,000 Gulden bezahlt worden iſt und ſich jetzt im Muſeum zu Paris befindet). Sein ſchönſtes Stück iſt ebenfalls im Muſeum zu Paris und ſtellt ſeine Mutter vor, in der Bibel leſend, und ſeine alte Frau, wie ſie voll Andacht zuhört. Überhaupt hat er meiſtens die nahe Wirklichkeit des bürgerlichen Lebens und der idylliſchen Natur mit großem Fleiß und anmuthiger Treue und Lebhaftigkeit dargeſtellt. Einige treffliche Stücke, worunter ſein eignes Portrait, finden ſich in der dresdner Gallerie. Außerdem hat man ein großes Gemälde, die Enthauptung des heiligen Johannes, von ihm. Gerard Dow ſtarb um das Jahr 1680 und hinterließ ein großes Vermögen, denn ſeine Werke wurden zu hohen Preiſen bezahlt, wie ſie noch jetzt zu den theuerſten der niederländiſchen Schule gehören. Im Jahr 1809 wurde ein kleines Gemälde von ihm für das königl. holländiſche Muſeum mit 17,000 Gulden bezahlt und in der Auction von Peter de Smith in Amſterdam, die im Jahr 1810 Statt hatte, gingen die Gerard Dows mit am theuerſten weg. 5—10,000 Gulden war ihr gewöhnlicher Preis. Seine Schüler, Metzû, Schalken und Mieris ſind ihres Meiſters würdig. Treffliche Meiſter, wie Wille, Frigl ꝛc. haben ihm nachgeſtochen.

Doyen (Gabriel François), ein Hiſtorienmaler, geb. zu Paris 1726. In ſeinem zwölften Jahre kam er in die Schule des Carl Van Loo, damaligen erſten Malers des Königs. Die hervorbrechenden Talente des Knaben gewannen ihm das vorzügliche Wohlwollen ſeines Lehrers. In ſeinem zwanzigſten Jahre erhielt er ſchon den großen Preis der königlichen Akademie. Vier Jahre brachte er auf ſeiner Reiſe durch Italien zu; in Rom war Cortone, in Neapel Solimen ſein Vorbild. Darauf kam er nach Paris zurück. Zwei Jahre lang hielt er ſich in ſeiner Werkſtatt verborgen; das große berühmte Gemälde: Virginiens Tod, welches er 1759 vollendete, war die Frucht dieſes einſamen Studiums. Mit ihm brach Doyens Ruhm an. Alle wollten dieſes Meiſterſtück ſehen; die Dichtkunſt feierte ſeinen Triumph. Noch mehr machte er ſich ſpäterhin durch ſein berühmtes Gemälde, genannt Miracle des Arelons, aus der Legende der heiligen Genoveva genommen, welches in der Capelle der heiligen Genoveva zu St. Roch aufbewahrt wurde, und durch ein anderes Peſtgemälde berühmt. Carl van Loo war unterdeſſen geſtorben und Doyen ward an ſeiner Stelle Maler bei den Invaliden. Er zierte die Capelle des heiligen Gregorius in dem Hotel derſelben mit ſieben Deckengemälden, die er nach van Loo's Skizzen mit vielem Beifall ausführte. Man tadelt ſein Colorit, und Diderot in ſeinen essais sur la peinture nimmt ihn ſehr ſcharf mit. Doyen hatte eine große Anzahl Schüler, aber ſeine ihm eigenthümliche Ungeduld und Geiſtesunruhe machten ihn zum Unterricht ungeſchickt. Er war eben beſchäftigt, die Krönung Ludwigs XVI. zu malen, als der Ausbruch der Revolution die Vollendung dieſes Gemäldes verhinderte. Er verließ daher ſeine Lehrerſtelle bei der königlichen Akademie und ging 1791 nach Petersburg, wohin ihn die Kaiſerin Catharina berufen hatte, und wo Kaiſer Paul ihn ſehr lieb gewann. Sechzehn Jahre lang lebte und arbeitete Doyen in Petersburg und übernahm die Leitung der Akademie der Künſte daſelbſt, bis ihn ſein hohes Alter nöthigte, dieſe Stelle niederzulegen. Einen ſeiner Schüler machte er

zum Univerſalerben ſeines Vermögens. Er ſtarb zu Petersburg 1806.

Drache, 1. ſo heißt ein berühmtes Sternbild am nördlichen Himmel, von welchem ſchon Virgil Georg. I., 242 ſingt. Die Fabel ſagt, Juno habe den Drachen, welcher die goldenen Äpfel der Hesperiden bewacht, und welchen Hercules getödtet habe, an den Himmel verſetzt. 2. Der geflügelte Drache, oder die fliegende Eidechſe, Draco volans. Dieſes ſonderbare, in Afrika und Oſtindien einheimiſche Thier hat vier Füße, wie eine Eidechſe, einen Schwanz, und häutige, von den Füßen völlig abgeſonderte Flügel. Was ſein Fliegen betrifft, ſo hat es damit keine andere Bewandtniß, als mit dem Fluge der fliegenden Eichhörnchen und Fiſche. Seine Flügel dienen ihm bloß zum leichtern und ſicherern Springen von einem Baume zum andern. Er iſt nicht größer, als unſere gemeine graue braungeſtreifte Eidechſe, der er auch, wenn die Flügelhäute angezogen ſind, in der Geſtalt gleicht. Grün, blau, braun und ſchwarz iſt die Farbe des Körpers; an der Kehle hängt ein häutiger Sack. Inſecten ſind die Nahrung dieſes Thieres, das übrigens ſo unſchädlich iſt, wie alle kleinen Eidechſen. 3. Der fabelhafte Drache. Von dieſem berüchtigten Ungeheuer geht die Fabel faſt ſo weit hinauf, als die Geſchichte reicht. Man ſchildert ſeine Geſtalt ſo ſchrecklich als möglich, und gab ihm zum Wohnplatze beinahe alle bekannten Länder, inſonderheit aber das damals noch unbekannte Indien und Afrika. Seine Größe gab man nicht leicht unter 20, oft aber auch 70 Ellen an. Von letzterer Art war der Drache, der nach Älian zu Alexanders des Eroberers Zeiten in Indien lebte, und göttlich verehrt wurde. Füße hatte er nach dieſen Beſchreibungen nicht, ſondern wie Schlangen bewegte er ſich durch Windungen des Körpers fort. Der ganze Körper war mit Schuppen bedeckt und, nach Vielen, der Hals mit einer Mähne geziert. Übrigens widerſprechen ſich dieſe Erzählungen faſt alle, und nur darin ſtimmen ſie überein, daß der Drache vortreffliche Sinnenwerkzeuge, beſonders ein ſehr ſcharfes Geſicht habe. Ihm wird eine ſolche Stärke beigelegt, daß es ihm eine Kleinigkeit war, einen Elephanten zu erwürgen. Seine Nahrung beſtand im Blute und Fleiſche von allerlei Thieren; auch fraß er verſchiedene Früchte. Das ſonderbarſte iſt, daß deſſen ungeachtet dieſes furchtbare Thier gefangen und zahm gemacht werden konnte, wovon die alten Schriftſteller mancherlei zu erzählen wiſſen. Dieſen Fabeln ſcheint aber dennoch ein wirkliches Thier zum Grunde zu liegen, und wahrſcheinlich iſt dieſes kein anderes, als die große Abgottsſchlange (Boa constrictor), die in Indien und Afrika lebt, und 30 bis 40 Fuß lang wird. Sie beſitzt eine ungeheure Stärke, würgt durch Erdrücken Schafe, Hirſche, Gazellen u. ſ. w., und mag ſich vielleicht gar an junge Elephanten wagen. Der Drache des Mittelalters iſt ein von dieſem verſchiedenes Geſchöpf der Einbildung. Man ſchreibt ihm vier Löwenfüße, einen langen, dicken Schlangenſchwanz und einen ungeheuern Rachen zu, aus welchem Feuerflammen ſtrömten. In den Ritterzeiten ſpielte dieſer Drache eine Hauptrolle, und gehörte zu den Ungeheuern, welche die bepanzerten Helden zu beſiegen hatten. Dieſe Sagen wurden wahrſcheinlich durch mangelhafte Nachrichten vom Nil-Crocodil, die ohne Zweifel durch die Kreuzzüge nach Europa kamen und übertriebene und falſche Beſchreibungen unſerer größten inländiſchen Schlangen veranlaßt.

4. **Der electriſche Drache.** Das Spielwerk der Knaben, welches ſie einen Drachen nennen, hat Anlaß zu einer höchſt wichtigen Erfindung gegeben. Franklin bediente ſich im J. 1732 deſſelben zuerſt als eines Leiters, um vermittelſt deſſelben die Electricität der Luft oder der Wolken herabzuziehen, und die Electricität des Gewitters zu beweiſen. Dieſer Drache war von Pappe, wie die gewöhnlichen Drachen, womit Knaben ſpielen, und auf demſelben war oben eine metallene Spitze befeſtigt. Er ließ ihn an einer hanfenen Schnur, an deren unterſten Enden ein Schlüſſel hing, in die Höhe ſteigen. Um die Schnur, ohne die electriſche Materie abzuleiten, anfaſſen zu können, war unten noch eine ſeidene Schnur angebracht. Sobald der Drache in der Luft ſchwebte, wurde die electriſche Materie, welche die Spitze aufgenommen hatte, vermöge der Schnur bis zum Schlüſſel geleitet, ſo daß man an demſelben eine Verſtärkungsflaſche laden konnte. Ohne Franklins Entdeckungen erfahren zu haben, ſtellte de Romas in Frankreich ein Jahr ſpäter ähnliche Verſuche an, und brachte mit ſeiner weit größern Geräthſchaft eine ſo beträchtliche Menge Electricität herab, als weder vor, noch nach ihm Jemand vermocht hat. Anfangs betrachtete man die electriſchen Drachen bloß als Mittel, die Electricität der Gewitterwolken zu unterſuchen; in den neuern Zeiten fing man aber auch an, durch ſie die tägliche Luftelectricität zu beobachten. Hierzu nimmt man am ſchicklichſten die papiernen Drachen, vier Fuß lang und etwas über zwei Fuß breit. Einen ſolchen Drachen überzieht man unten mit Firniß, oder tränkt ihn in geſottenes Leinöl, damit er vom Regen nicht verdorben werde. Die Schnur, worauf das meiſte ankommt, muß ein guter Leiter ſeyn. Cavallo fand einen unechten, mit dünnem Bindfaden zuſammengedrehten Goldfaden am tauglichſten. Man läßt nun den Drachen in die Höhe ſteigen, zieht die Schnur deſſelben durchs Fenſter in ein Zimmer, bindet eine ſtarke ſeidene Schnur daran, und befeſtigt das Ende deſſelben auf einen ſchweren Tiſch, auf welchen ein kleiner iſolirter Conductor geſtellt und mit der ſeidenen Schnur vermittelſt eines Drathes verbunden wird. Auf einem gläſernen, mit Siegellack überzogenen Stative ſtellt man ein Electrometer ſo neben den Conductor, daß es denſelben berührt. Dieſes Electrometer zeigt nun die Stärke der in der Luft befindlichen Electricität an. Allein noch bequemer zu ſolchen Unterſuchungen und Beobachtungen ſind die aëroſtatiſchen Maſchinen. S. Gehlers phyſik. Wörterbuch.

Drachma, Drachme. Bei den Griechen 1. eine Münze, ungefähr 5 Gr. 4$\frac{4}{5}$ Pf. betragend; hundert machten eine Mine; 2. ein Gewicht, ungefähr 1 Quentchen 11$\frac{1}{3}$ holländiſche Aß betragend. Bei uns ein Apothekergewicht, ein Quentchen betragend, und durch ʒ bezeichnet.

Draco, ein Archont und Geſetzgeber der Athenienſer kurz nach Entſtehung ihres Freiſtaats, etwas über 600 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, wurde durch die außerordentliche und faſt beiſpielloſe Strenge ſeiner Geſetze ſehr merkwürdig. Das geringſte Verbrechen, z. B. Fruchtdiebſtahl, ja ſogar Müßiggang, beſtrafte er eben ſowohl mit dem Tode, als Beraubung der Tempel, Mord und Verrath des Vaterlandes; und man ſagte daher, daß ſie mit Blut geſchrieben wären. Nichts war natürlicher, als daß dieſe Härte die

Vollſtreckung derſelben, vorzüglich bei weichender Rohheit und zunehmender Cultur ſeines Volks, hinderte und ſie verhaßt machte. Man trug daher dem Solon auf, neue Geſetze abzufaſſen. (Vergl. Attika.) Die Sage erzählt, daß er bei ſeiner Erſcheinung in dem Theater der Inſel Ägina, wohin er ſeine Geſetze gebracht haben ſoll, unter dem jubelnden Zurufe des Volks, welches, der Sitte nach, Kleider, Mäntel und Hüte über ihn geworfen, erſtickt ſey. Auch ſey er unter dieſem Theater begraben worden.

Dragant, eine Art von weißem Gummi, deſſen man ſich zum Steifmachen zarter Stoffe beim Waſchen (z. B. Flor und Spitzen), oder beim Aufſpannen derſelben in den Stickrahmen (z. B. des Atlaſſes) bedient.

Dragoman heißt im Orient, beſonders am türkiſchen Hofe, ein Dolmetſcher. Der Dragoman der Pforte, der in Dienſten des Hofs ſteht, und durch welchen der Großſultan die Eröffnungen der chriſtlichen Geſandten empfängt, iſt jederzeit ein Chriſt von griechiſcher Nation, und gelangt wohl öfters zu der Stelle eines Fürſten der Moldau oder Wallachei.

Dragoner, eine Art leichter Cavallerie, zuerſt bei den Franzoſen gewöhnlich, deren eigentliche Beſtimmung es iſt, ſowohl in als außer der Linie, geſchloſſen oder einzeln, zu Pferde, oder, wo es nöthig, auch zu Fuß, zu fechten (reitende Infanterie). Hiernach ſind auch ihre Waffen eingerichtet. Sie haben Pferde von mittlerem Schlage. In frühern Zeiten nannte man ſie Arquebuſierreiter oder Reiterſchützen. Den Namen Dragons erhielten ſie wahrſcheinlich durch Vergleichung mit Drachen. Je nachdem ſie ſchwere oder leichte Pferde reiten, werden ſie bei einigen Militärmächten in ſchwere und leichte Dragonerregimenter eingetheilt. Von ihnen kommen die Dragonaden (Dragonerbekehrungen) her, d. h. Bekehrungen, welche mit Kriegsgewalt erzwungen werden ſollen, Zwangsbekehrungen. Ludwig XIV. ſchickte nämlich in dieſer Abſicht (1684) Dragoner in die Cevennen, um durch ſie die Waldenſer zu züchtigen.

Draht, ſ. Drath.

Drake, (Franz), einer der größten Seemänner ſeiner Zeit, geboren um das Jahr 1541 bei Taviſtock in der Grafſchaft Devonſhire in Großbritannien, aus einer unbekannten Familie. Sein Vater, ein Prediger, übergab ihn einem Piloten von ſeiner Bekanntſchaft, der ihm ſterbend ſein kleines Fahrzeug vermachte. Der Jüngling ſetzte eine Zeit lang das Geſchäft ſeines Wohlthäters fort. Als er aber erfuhr, daß zu Plymouth eine Flotte mit der Beſtimmung nach Amerika ausgerüſtet werde, verkaufte er ſeine Barke und bot ſeine Dienſte dem Capitän der Flotte, John Hawkins, an. Auf dieſer erſten Reiſe verlor er durch die Spanier Alles. Nachdem er ſeinen Verluſt wieder erſetzt hatte, rüſtete er zwei Schiffe aus, unternahm Streifereien gegen die Spanier, und kam im Auguſt 1573 mit großen Reichthümern nach Plymouth zurück. Vier Jahre darauf (1577) fuhr er mit noch fünf verſchiedenen Fahrzeugen aus, vollendete binnen drei Jahren die vor ihm noch von keinem Engländer gewagte Reiſe um die Erdkugel, indem er durch die Magellaniſche Meerenge in die Südſee drang, wo er den Spaniern bedeutenden Schaden zufügte, indem er ihnen mehrere große Handelsplätze, nebſt einer großen Anzahl reich beladener Schiffe wegnahm, und ſodann über Oſtindien und das Vorgebirge der guten Hoffnung in ſein Vaterland zurückkehrte. Von Califor-

nien nahm er unter dem Namen Neu-Albion Beſitz, im Namen ſeiner Monarchin, der Königin Eliſabeth, deren Unterſtützung bei der Ausführung ſeiner großen Entwürfe er viel verdankte. Im Jahre 1580 kam er nach Plymouth zurück, wo die Belohnung ſeines Heldenmuthes und ſeiner Einſichten ihn, der ſeinem Vaterlande, außer Gold- und Silbermaſſen, noch köſtlichere Reichthümer, nützliche Kenntniſſe, erworben hatte, erwartete. Eliſabeth ſchlug ihn zum Ritter, und hielt auf dem Schiffe, worauf Drake die Erde umfahren hatte, ein Mittagsmahl; zugleich befahl ſie, das Andenken einer ſo merkwürdigen Reiſe durch Inſchriften auf die Nachwelt zu bringen. Jenes Schiff wurde von ſeinen Landsleuten ſo geehrt, daß, als es vor Alter zuſammenfiel, ein Katheder daraus gezimmert wurde, welches man der Univerſität Oxford ſchenkte. Eine neue, 1585 unternommene Expedition brachte ihm neuen Ruhm. Er bemächtigte ſich dabei einiger Plätze auf den canariſchen Inſeln und auf denen des grünen Vorgebirges, auf St. Domingo, in der Provinz Carthagena und mehrerer amerikaniſchen, und die Königin ernannte ihn zum Viceadmiral. Drei Jahre nachher, 1588 und 1589, ſandte ſie ihn gegen die Spanier; im erſten Jahre verſenkte er 23 Schiffe. Der ſogenannten unüberwindlichen Armada Philipps II., unter günſtiger Mitwirkung des Sturms, im Hafen von Cadix, und im andern zeichnete er ſich mit Admiral Howard gegen die ſpaniſche Flotte aus. Doch die Hauptabſicht, Anton wieder auf den Thron von Portugal zu ſetzen, wollte nicht gelingen, und man ſchob die Schuld auf Drake, weil er verſäumt hätte, mit ſeiner Flotte bis Liſſabon vorzudringen. Im Jahre 1594 ging er mit einer Flotte von 28 königl. Schiffen abermals in See. Er bemeiſterte ſich mehrerer Städte, aber ſein vorzüglichſter Plan, Portorico zu nehmen, ſcheiterte. Der Verdruß hierüber zog ihm einen tödtlichen Schlagfluß zu, und er beſchloß ſeine ruhmvolle Laufbahn zu Porto-Bello in Amerika am 28. Jan. 1596. Sein Grab war das Meer, der unermeßliche Schauplatz ſeiner Thaten. Er hat zur Vergrößerung der engliſchen Marine bedeutend beigetragen und war ein Meiſter im Seeweſen. Drake brachte zuerſt den Tabak und die Kartoffeln (Erdäpfel) 1586 aus Amerika in ſein Vaterland.

Drakenborch (Arnold), ein berühmter holländiſcher Philolog. Er war 1684 zu Utrecht geboren, beſuchte die Gymnaſien ſeiner Vaterſtadt und zu Lingen, begann 1699 zu Utrecht ſeine akademiſchen Studien, welche der Rechtsgelehrſamkeit gewidmet waren, und ward 1707 Doctor der Rechte. Nachdem er noch ein Jahr in Leiden ſtudirt und eine Reiſe nach Frankreich gemacht hatte, erhielt er bei ſeiner Rückkehr nach Utrecht 1716 die Profeſſur der Geſchichte und Beredſamkeit am daſigen Gymnaſium, welche ſein ehemaliger Lehrer Peter Burmann bekleidet hatte, und im Jahr 1740 auch das Bibliothecariat. In dieſen Ämtern und Würden ſtarb er am 6. Januar 1748. Außer einer Abhandlung de praefectis urbi (Utrecht 1704, 4., Bayreuth, mit dem Leben des Verfaſſers von Kapp 1787, 8. wiederum herausgegeben) lieferte er Ausgaben des Livius (Leiden 1738—46. 7 Bände in 4.) und Silius Italicus (Utrecht 1717 4.), welche von Seiten der ſorgfältigſten und genaueſten Kritik und der tiefſten Sprachkunde, weniger von Seiten des Geſchmacks, allgemeines Lob erhalten haben. A—s.

Drama, dramatiſch, Dramolet. Das griechiſche Wort Drama bedeutet Handlung; gewöhnlich aber nimmt man es für

gleichbedeutend mit Schauſpiel. Sehen wir, ob die Entwickelung des Begriffes Handlung hiezu wohl einen rechtfertigenden Grund an die Hand gebe. Handlungen ſind freie Kraftäußerungen vernünftiger und ſinnlich begehrender Weſen, um durch Anwendung der gehörigen Mittel einen Zweck zu erreichen. Will man ſie darſtellen, ſo kann es nur geſchehen durch Entwickelung der Motive und der Reihe von Veränderungen, welche zwiſchen dem Moment des Entſchluſſes und dem Moment der Ausführung liegen. Indem man die einzelnen Momente der Entwickelung durch eine ganze Zeitreihe hindurch verfolgt, und ſie darſtellt, wie ſie ſich ſelbſt aus einander erzeugen, entſteht unbezweifelt eine größere Vergegenwärtigung, welche jedoch noch höhere Grade zuläßt, indem das Vergegenwärtigte noch nicht das Gegenwärtige ſelbſt iſt. Vergegenwärtigen kann man auch in der Erzählung. Stellt man nun aber eine Handlung in ihrer ſucceſſiven Entwickelung mit ihren Motiven und Veränderungen von dem Moment des Entſchluſſes bis zur Erreichung des Zweckes als gegenwärtig ſich ereignend dar, oder einen Gegenſtand überhaupt in ſeiner unmittelbaren Entwickelung und Wirkung; ſo iſt eine ſolche Darſtellung dramatiſch, gleichviel, in welcher Form man dargeſtellt habe. Göthe's Werther iſt ein wirkliches Drama, und jede Darſtellung, die in allen Punkten das Werden zeigt, immer entwickelt, immer im Fortſchreiten begriffen iſt, iſt dramatiſch; und welcher Dichter iſt wohl überall, auch außer der Sphäre des Schauſpiels, dramatiſcher als Göthe! Nur muß man freilich nicht meinen, nur da ſey Handlung, wo, wie Leſſing ſich ausdrückt, der Froſch ſich die Maus ans Bein bindet und mit ihr umherſpringt. Nicht jede Handlung äußert ſich auch in einem äußeren Ereigniſſe, denn das Handeln geht von innen aus, und es gibt eine Handlung der Seele, bei welcher die hervorgehenden Veränderungen nur Veränderungen des Seelenzuſtandes ſind. Hier treten ſie freilich nicht ſo laut hervor, als wo ſich auch die äußeren Zuſtände verändern, und wo die bewirkten Erſcheinungen äußere Ereigniſſe ſind. Sollen nun Handlungen als gegenwärtig ſich ereignend dargeſtellt werden, ſo kann es nicht anders geſchehen, als durch die handelnden Perſonen ſelbſt, oder Repräſentanten derſelben, welche ihren Willen, ihre Geſinnungen und Zuſtände durch Rede offenbaren, und gleichſam ſelbſt ſchildern. Daher die dialogiſche Form, wodurch jedoch allein noch kein Drama entſteht, wie Manche geglaubt haben, weil der bloße Dialog, wenn er z. B. unterſuchend iſt, etwas Retardirendes haben kann, da hingegen bei Darſtellung einer Handlung ein beſtändiges Vorwärtsſtreben, eine lebendige Bewegung in dem Gedankengange und eine Spannung auf den Ausgang Statt finden muß. Wo dieſes daher ſich in einem Dialog findet, da nennen wir auch ihn dramatiſch, wie z. B. die meiſten platoniſchen oder Klingers dialogiſches Meiſterſtück, der Weltmann und der Dichter. Bei Darſtellung einer Handlung bilden ſich Gedanken durch Entſchlüſſe zu Thaten aus; die Entſchlüſſe ſetzen Situationen, wodurch ſie bewirkt werden, voraus, dieſe machen auf den Erfolg, und mehrere Erfolge auf einen Punkt der Beruhigung begierig. Daher eben jenes Vorwärtsſtrebende, lebendig ſich Bewegende, Spannende. Daher überhaupt der ſo große Reiz der dramatiſchen Poeſie. „Sie weckt," ſagt A. W. Schlegel, „Thätigkeit, welche der wahre Genuß des Lebens, ja das Leben ſelbſt iſt. Wir ſehen handeln, und zwar den höchſten Gegenſtand menſchlicher Thätigkeit, den Menſchen.

Wir ſehen Menſchen in freundlichem oder feindlichem Verkehr als verſtändige und ſittliche Weſen durch ihre Meinungen, Geſinnungen und Leidenſchaften auf einander einwirken, und ihre Verhältniſſe gegenſeitig entſcheidend beſtimmen." Wir ſehen handeln, denn es iſt nach dem Obigen offenbar, daß in der Darſtellung einer Handlung durch Geſpräche die Anforderung des Theaters als der vollſtändigſten Vergegenwärtigung liege, und deshalb nun iſt Drama im engeren Sinne gleichbedeutend mit Schauſpiel, welches durch ſeinen bloßen Namen das gar nicht verräth, was es eigentlich iſt. Wollen wir nun aber Drama im engeren Sinne beſtimmt erklären, ſo werden wir ſagen, es ſey poetiſche Darſtellung einer menſchlichen Handlung als gegenwärtig ſich ereignend, — mithin im Dialog der handelnden Perſonen ſelbſt, welche zur vollkommenſten Vergegenwärtigung von andern Perſonen repräſentirt werden ſollen im — Schauſpiel. Es ſcheint beſtimmt, auf der Bühne vorgeſtellt zu werden. Alle Anforderungen, die ſich an ein ſolches Werk der Poeſie machen laſſen, können aus dieſer Erklärung abgeleitet werden. Indeſſen haben uns die neuen Dichter gelehrt ein dramatiſches und theatraliſches Gedicht zu unterſcheiden, ſo daß man, wo man auf das erſte Beiwort ſtößt, beinahe den Gedanken an das letztere ausſchließen und glauben möchte, das Product ſey nicht für die theatraliſche Vorſtellung geeignet. Es fragt ſich, in wie fern iſt ein dramatiſches Produkt nicht zur theatraliſchen Darſtellung geeignet, und wie verhält ſich dieſes zu ſeinem dramatiſchen und poetiſchen Werthe überhaupt? Wir verſparen aber dieſe umſtändlichere Erörterung auf den Artikel Schauſpiel, welchem der Artikel Handlung zur Einleitung dienen wird. Kleine Dramen mit wenigerer Verwickelung nennt man Dramolets. dd.

Dramaturgie nennt man die Wiſſenſchaft, welche die Regeln der Kunſt enthält, ein Drama zu dichten (verſteht ſich, ſo weit ſich dies überhaupt auf Regeln bringen läßt) und auf der Bühne darzuſtellen. Sie umfaßt alſo eigentlich die ganze Poetik des Drama und die ganze Schauſpielkunſt. In dieſem Umfange beſitzen wir aber noch kein Werk unter dieſem Titel, und diejenigen, welche wir unter dieſem Titel beſitzen, heißen richtiger Didaskalien. Der Erſte, der ein ſolches Werk herausgab, war Leſſing, den man bei Errichtung einer neuen Bühne im J. 1767 nach Hamburg berufen hatte, um durch ſeine Einſicht die dramatiſche und theatraliſche Kunſt Deutſchlands zu fördern. Daß und wie er dies gethan, iſt uns allen noch in dankbarer Erinnerung. Er brach in ſeiner hamburgiſchen Dramaturgie die Bahn zur tieferen dramatiſchen Kritik, erlöſ'te uns von den Geſchmacksfeſſeln der Franzoſen, öffnete den wahren Sinn für die Muſter der Alten und Shakſpeare's, und legte einen Schatz der reichhaltigſten Bemerkungen über theatraliſche Kunſt darin nieder. Beleidigte Eitelkeit einiger Schauſpieler war die Urſache, warum er über theatraliſche Kunſt bald ſchwieg; ſeine Betrachtungen über das Feuer des Schauſpielers, und über die Kunſt, Sentenzen zu recitiren, zeigen, wie viel wir dadurch verloren haben. Das Dramaturgiſche Etwas, welches zu Hamburg 1774 Bode und Claudius herausgaben, reicht zwar eben ſo wenig als Schinks dramaturgiſche Blätter an Leſſings Werk; doch verdienen beide genannt zu werden. Ein Meiſterwerk gab uns die neuere Zeit in A. W. Schlegels Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur (Heidelberg, 1809). S. Schauſpiel. dd.

Draper (Eliſabeth), bekannter unter dem einfachen Namen Eliſa durch die Briefe des berühmten Sterne „Yorik an Eliſa“ und durch den Abbé Raynal, welcher ihr einen eleganten Abſchnitt in ſeiner philoſophiſchen Geſchichte beider Indien gewidmet hat. Sie war geboren zu Bombay in Oſtindien, von engliſchen Ältern, und heirathete Daniel Draper, Rath zu Bombay. Sie ſcheint mit den vorhin genannten beiden großen Schriftſtellern, Sterne und Raynal, vorzüglich aber mit dem erſtern, in der vertrauteſten Freundſchaft, ſo weit die Tugend es vergönnen will, geſtanden zu haben. Yoriks Briefe ſind jedoch ohne Antwort geblieben, und der Herausgeber geſteht ſelbſt, daß er in dieſer Hinſicht die ſittſame Beſcheidenheit der Madame Draper nie habe beſiegen können *). Übrigens war Eliſa gar wohl mit der Feder vertraut, und Abbé Raynal erhebt ihre Verſuche gar ſehr. Weder von ihrer Geburts- noch Todeszeit weiß man etwas; Raynal allein will behaupten, daß ſie im 33. Jahre in ihrem Vaterlande geſtorben ſey.

Draperie (von Drap, Tuch, in technologiſcher Hinſicht, Tuchhandel, Tuchmanufactur) bedeutet vorzüglich in den bildenden Künſten 1. im weitern Sinne, jede Anordnung oder Darſtellung von Gewändern, Stoffen oder Zeugen, welche zum Putz oder zur Verzierung eines Gegenſtandes dienen, z. B. Draperie an Vorhängen zur Verſchönerung eines Locals. Dieſe Verzierung beruht vorzüglich auf dem leichten und mannichfaltigen Faltenwurf (charakteriſirende Draperie, d. i. Nachahmung der verſchiedenen Stoffe), und 2. im engern Sinne, vorzüglich in der Malerei, Bekleidung einer Figur. Den Figuren ſolche Gewänder oder den Stoffen jene Anordnung geben, heißt drapiren. Ein kunſtmäßig ſchön Gewand iſt eine der ſchwerſten Aufgaben der Kunſt, die nur wenige Bildhauer und Maler glücklich gelöſ't haben. Was dazu erfordert werde, darüber ſ. Gewand. dd.

Drapierer war einer der vornehmſten Beamten bei dem deutſchen Ritterorden; Fahnenträger. Er hatte die Aufſicht über alles, was zum Kriegsweſen gehörte.

Drath, Drathzieherkunſt. Die Kunſt, aus Metallen dünne Fäden zu machen, die man Drath nennt, iſt ſehr alt. Das vulkaniſche Netz iſt bekannt, in welchem der Schmiede- und Feuergott ſeine Gemahlin Venus in der Umarmung mit dem Kriegsgott fing. Aber der Drath wurde damals geſchmiedet. Kleidungsſtücke, z. B. Panzer, Damen- und Weiberröcke, aus feinem Gold- und Silberdrath, und Treſſen waren in dem griechiſchen und römiſchen Alterthum etwas nicht Ungewöhnliches. Drathſchmiede, die den Drath mit dem Hammer ſtrecken oder verlängern, gab es ſchon im Anfange des 14. Jahrhunderts in Nürnberg. Die eigentliche Drathzieherkunſt aber, oder die Kunſt den Drath ſo lang und dünn als möglich, wie auch in beſtändig gleicher Rundung und Dicke auszudehnen, ſoll von einem Nürnberger, Namens Rudolph, zwiſchen 1360 und 1400 erfunden worden ſeyn, deſſen Erfindung durch ſeinen Sohn, der ſich, um ſeines Vaters Hitze zu entgehn, durch die Flucht rettete, verrathen wurde. Erſterer machte nämlich Ziehplatten, d. i. gegoſſene Stahlplatten, die einen halben Schuh lang, über einen Zoll breit und mit größern und kleinern trichterförmigen Löchern verſe-

*) Die der ſpätern Ausgabe jener Briefe Yoriks beigefügten Antworten Eliſa's mögen daher wohl nicht echt ſeyn.

hen ſind, durch welche die Zeinen, d. i. lange, dünne und runde Stänglein von Metall, vermittelſt eines Räderwerks und einer Zange, erſt durch die größern, dann aber durch immer kleinere Löcher hindurchgezogen werden. Die ſchwächere und feinere Arbeit des Gold- und Silberdraths wurde wahrſcheinlich zuletzt erfunden, die gröbere Arbeit war wohl ſchon vor Rudolph, auch in Augsburg, bekannt. Der große Drathzug, welcher vom Waſſer getrieben wird, iſt wahrſcheinlich zu Nürnberg ſchon vor 1400 erfunden worden. Das Drathzieherhandwerk exiſtirte ſchon 1370 zu Nürnberg, ſo daß man von Gold, Silber, Kupfer und Meſſing Drath gezogen, nur daß die damaligen Fabrikanten den Drath nicht anders als grob und maſſiv zu ziehen wußten. Ihn geſchmeidig und ſo dünn zu ziehen, daß er hätte geſponnen oder zu andern feinen Manufacturarbeiten angewendet werden können, verſtand man damals noch nicht, bis Andreas Schulz 1545 die Kunſt des Gold- und Silberdrathziehens nach Augsburg, und im Jahr 1570 ein Franzoſe, Antoine Fournier, die Kunſt des feinern Drathziehens zuerſt nach Nürnberg brachte und den Drathzug verbeſſerte. Indeß hat erſt 1592 Friedrich Hegelsheimer, Held genannt, Bürger zu Nürnberg, den damals in Italien und Frankreich allein gefertigten Gold- und Silberdrath in der vollkommenen Eigenſchaft, wie er zum Spinnen und Wirken gebraucht werden kann, gearbeitet; er brachte ſeine Fabrikanten dazu aus Frankreich, und erhielt von dem Magiſtrat zu Nürnberg für ſeine feinern Arbeiten, ſpäter (1608) auch vom Kaiſer Rudolph II. für die kupferne, verſilberte und vergoldete oder lioniſche Dratharbeit ein Privilegium, welches nachher verlängert wurde. Auch die Kunſt, den Drath zu platten, d. i. Lahn daraus zu machen, welches geſchieht, indem der Drath durch zwei genau an einander ſchließende Walzen hindurchgelaſſen wird, war früh in Nürnberg bekannt. Die Franzoſen ſchreiben die Kunſt, den Eiſendrath (fein) zu ziehen, ihrem Landsmanne Richard Archal zu, von welchem er auch in der franz. Sprache den Namen hat. Auch hält Herr von Murr die Vergoldung des Silberdraths für eine im 15. Jahrhundert gemachte franz. Erfindung. In England wurde noch um 1565 aller Drath durch bloße Händearbeit verfertigt; die erſte Drathzieherei ſoll gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts von Ausländern, die erſte Eiſendrathmühle von Gottfried Box, einem Deutſchen, ſchon 1590 in England angelegt worden ſeyn. S. Beckmanns Beiträge z. Geſch. d. Erfindungen III, S. 62.

Drayton (Michael), ein fruchtbarer und von ſeinen Zeitgenoſſen ſehr geprieſener Engliſcher Dichter, der von einigen, beſonders als Dichter mehrerer Heroiden, deren Stoff er aus der vaterländiſchen Geſchichte nahm, den Namen des engliſchen Ovid erhielt. Unter ſeinen vielen, größtentheils hiſtoriſchen Gedichten (ſeine ſämmtl. poetiſchen Werke erſchienen London 1748, Fol., und nachher auch in Anderſon's Sammlung 3. Bd., wo auch Nachrichten von ſeinem Leben) machte ſein großes Gedicht (in 30 Büchern) Polyalbion (oder Poly Albion) das meiſte Aufſehen, worin er England topographiſch beſchreibt, und die Landungen und Eroberungen der Römer, Sachſen, Dänen und Normänner als Epiſoden einwebt. Der poetiſche Werth iſt nicht bedeutend; er beſaß Phantaſie und wußte die ital. Ottave geſchickt zu bearbeiten; aber es fehlte ihm Correctheit und Haltung. Er ſtarb 1631 und wurde in die Weſtminſterabtei begraben.

Drebbel (Cornelius), ein berühmter Phyſiker und Mechaniker, geboren zu Alkmar in Nordholland 1572. Obwohl dem Stande nach

ein bloßer Landmann, beſaß er doch viel Beobachtungsgeiſt und ein Vermögen, das ihn bei ſeinen mechaniſchen und optiſchen Verſuchen hinlänglich unterſtützte. In kurzem wurde er ſo bekannt, daß ihm der deutſche Kaiſer, Ferdinand II., den Unterricht ſeiner Prinzen übertrug, und ihn zum kaiſerlichen Rathe ernannte. In den böhmiſchen Unruhen 1620 nahmen ihn die Truppen des Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz gefangen und beraubten ihn ſeines ganzen Vermögens; doch ward er auf hohe Fürbitte wieder frei gegeben und an den Hof des Königs Jacob I. von England, welcher des Churfürſten Schwiegervater war und im Umgange mit Gelehrten ſich ſehr gefiel, geſchickt. Seit dieſer Zeit lebte er in ſteter Beſchäftigung mit ſeiner Wiſſenſchaft zu London, wo er im Jahre 1634 ſtarb. Die Nachrichten, welche ſeine Zeitgenoſſen von ſeinen Verſuchen geben, ſind wegen des Wunderglaubens jener Zeit theils nicht völlig zuverläſſig (ſo ſoll er ein Schiff verfertigt haben, auf welchem er unter dem Waſſer auf der Themſe zwei Meilen weit, von Weſtminſter bis Greenwich, fuhr), theils gränzen ſie ans Fabelhafte (z. B. die Erzählung von den Maſchinen, durch welche er eine Kälte, die der des Winters gleich geweſen ſey, hervorgebracht habe u. ſ. w.). Gewiß iſt es, daß er in der Mechanik und Optik nicht gewöhnliche Kenntniſſe beſaß und mehrere mathematiſche Inſtrumente erfand, unter andern das zuſammengeſetzte Mikroſkop (ein Mittelding zwiſchen Teleſkop und Mikroſkop, gewiſſermaßen ein Megaloſkop), und das Thermometer (gegen 1630), welches nach ihm de l'Isle Halley, Fahrenheit und Reaumur vervollkommneten. Die Erfindung des Teleſkop, welche ihm Einige ebenfalls beilegen, iſt wahrſcheinlich früher, und dem Zacharias Janſon um 1590 zuzuſchreiben. Von Schriften hat er hinterlaſſen: Tractatus de natura elementorum et quinta essentia, von Joh. Ernſt Burggrav herausgegeben zu Leiden 1608. 8. und mehrmals (deutſch, Hamburg 1619. 8., Leipzig 1725; holländiſch, Rotterdam 1702) Epistola de machina astronomica perpetuo mobili, von Joach. Morſius herausgegeben zu Leiden 1620. Ein deutſcher Brief an Kaiſer Rudolph II., in welchem er ein Inſtrument beſchreibt, welches er Machinam Musicam perpetuo mobilem nannte, in Harsdörffers deliciis physico-mathemat. T. II. p. 399. ....s

Drechſeln, Drechslerkunſt, iſt die Kunſt, härteren Körpern von verſchiedener Materie, als z. B. Holz, Knochen, Horn, Elfenbein und Metallen, verſchiedene, vorzüglich runde Figuren und künſtliche Geſtalten auf der Dreh= oder Drechſelbank vermöge mancherlei Dreheiſen zu ertheilen. Der Name aber kommt von Drehen, indem hierbei der bearbeitete Körper zwiſchen den Spitzen der Reifſtöcke vermöge einer Schnur den Dreheiſen in der Runde entgegen gedreht wird. Doch gibt es auch noch eine Art zu drehen, welche Paſſigdrehen oder Kunſtdrehen genannt wird, bei welchem, vermittelſt einer beſonders dazu eingerichteten Drehbank, die abzudrehende Sache nicht allein in der Runde herumgedreht, ſondern auch zugleich hin und her geſchoben wird, wodurch nicht bloß Kreislinien, ſondern auch verſchiedene ovale, eckige und andere Formen entſtehen. Das Drechſeln auf der Drechſelbank iſt eine ſehr alte Beſchäftigung. Die Sage ſchreibt die Erfindung der Drechſelbank dem Dädalus zu; Phidias ſoll nach Plinius auf dieſer Maſchine zuerſt hölzerne Sachen gedrechſelt haben. Zuerſt drechſelte man wahrſcheinlich nur glatte Kugeln und Säulen, und fing erſt ſpäter

an hohl zu drehen, und vorzüglich Trinkgefäße und Becher zu fertigen. Auch iſt das Drechſeln auf der Drechſelbank ſchon von Alters her eine der Geſundheit heilſame und ſehr angenehme Beſchäftigung ſelbſt von Fürſten und großen Männern, ſo wie vorzüglich von denjenigen, welche durch große geiſtige Anſtrengung oder ſitzende Lebensart geſchwächt worden ſind, oder als ein nützlicher Zeitvertreib geübt und fleißig betrieben worden. Die Dreh- oder Drechſelbank iſt in der neuern Zeit vielfältig verbeſſert worden. Etwa ſeit 1780 iſt die einfache Drehbank mit der Auflage, welche auch beweglich gemacht werden kann, im Gebrauche. Der große Fehler der gewöhnlichen Drehbank iſt der, daß man, um die ganze Wirkung der Triebkraft zu erhalten, ſie auf den Augenblick anwenden muß, wo die Kurbel durch die ſenkrechte Linie geht. Ein engliſcher Künſtler, Ridley, hat dieſen Fehler verbeſſert, indem er den Mechanismus des Rades ſo einrichtete, daß die Triebkraft von dem Augenblicke an, wo der Fuß auf den Tritt geſetzt wird, wirkt. Vergl. der Drechsler oder pract. Lehrbegriff der gemeinen und höhern Drehkunſt von Geißler.

Dregg, eine Art Schiffsanker mit vier Haken und an einem Taue befeſtigt, welche man in den Grund wirft, um etwas verloren gegangenes, z. B. eine Tonne, eine Kiſte, wieder aufzubringen.

Drehbank, ſ. Drechſeln.

Dreidecker werden Schiffe genannt, welche drei Verdecke haben und drei Reihen Kanonen über einander führen. Sie gehören zu den Linienſchiffen vom erſten Range.

Dreieck, Triangel (triangulum), die geometriſche Figur, welche eine Ebene oder Fläche bildet, wenn ſie von drei Linien oder Seiten eingeſchloſſen iſt, und welche mithin auch drei Winkel hat. Sind dieſe drei Linien oder Seiten gerade Linien, ſo wird das Dreieck geradlinigt genannt; ſind die drei Seiten gleich, gleichſeitig; ſind nur zwei einander gleich, gleichſchenklicht, iſt keine der andern gleich, ſo wird es ungleichſeitig genannt. Eben ſo iſt das Dreieck ſeinen Winkeln nach rechtwinklicht, ſtumpfwinklicht oder ſpitzwinklicht, wenn ein Winkel ein rechter, ſtumpfer oder ſpitzer iſt (ſ. Winkel). Es gibt aber auch krummlinigte und vermiſchte Dreiecke. Die Geometrie lehrt die Conſtruction, Meſſung und Natur der verſchiedenen Arten der Dreiecke, ſo wie der übrigen Figuren kennen.

Dreieinigkeit, 1. die Eigenſchaft des göttlichen Weſens, nach welcher es zwar nur ein einziges Weſen ſeyn, aber aus drei Perſonen beſtehen ſoll. Dieſer Ausdruck wurde erſt im 4. Jahrhundert nach Chr. Geb. in die chriſtliche Glaubenslehre aufgenommen. 2. Dieſes dreieinige Weſen ſelbſt. Auch die Dreieinigkeit und Dreifaltigkeit. In der züricher Bibel iſt dafür göttliche Dreiheit gebraucht.

Dreiklang, Trias, eigentlich jeder aus drei verſchiedenen Intervallen beſtehende Accord, dann und im engern Sinne der vollkommen conſonirende Dreiklang, d. h. derjenige, welcher aus den vollkommenſten Conſonanzen (1, 3, 5) beſteht; daher auch harmoniſcher Dreiklang genannt. Im vierſtimmigen Satze wird die 5 oder 8 verdoppelt. Er iſt 1. groß oder hart (Duraccord), 2. klein oder weich (Mollaccord). Uneigentliche Dreiklänge nennt man die diſſonirenden. Hieher gehört 1. der verminderte; und zwar a) der ſogenannte weichverminderte (beſtehend aus

1, 3b, 5b, d. i. Grundton, kleiner Terz und kleiner oder falſcher Quinte) b) der hartverminderte (beſtehend aus 1, 3* und 5b, Grundton, großer Terz, kleiner Quinte, z. B. h, dis, f) und 2. der ſogenannte übermäßige Dreiklang, aus 1, 3* und 5*, Grundton, großer Terz und großer Quinte beſtehend (z. B. c, e, gis).

Dreißigjähriger Krieg. Die entfernten Urſachen dieſes Krieges, welcher dreißig Jahre hindurch (von 1618 bis 1648) Deutſchland verwüſtete und in eine allgemeine Verwirrung zu ſtürzen drohte, liegen in der Reformation des 16. Jahrhunderts und in dem unbeſtimmten Religionsfrieden zu Augsburg von 1555. Schon lange hatten ſich die Catholiſchen und Proteſtanten in Deutſchland mit gleich ſtarker Eiferſucht beobachtet, und nur die gegenſeitige Furcht hatte bisher den Ausbruch der Feindſeligkeiten zurückgehalten. Durch die 1610 geſchloſſene Union der proteſtantiſchen Fürſten, welcher von catholiſcher Seite die ſogenannte Ligue entgegengeſetzt wurde, erhielt das unter der Aſche glimmende Feuer neue Nahrung, bis es endlich in Böhmen zu hellen Flammen aufloderte. Hier war es, wo die evangeliſche Lehre, die ſich nach und nach ſelbſt in den öſterreichiſchen Erbſtaaten ausgebreitet hatte, durch den von Rudolph II. endlich (1609) erzwungenen Majeſtätsbrief größere Freiheiten und Rechte erlangt hatte. Vermöge deſſelben wurde den Städten und dem Ritterſtande auch das Recht, Kirchen und Schulen aufzubauen, geſtattet. In einer kleinen Stadt, Kloſtergrab, welche unter dem Erzbiſchof zu Prag, und in Braunau, das unter dem Abte dieſes Kloſters ſtand, erbauten darauf, unter der Regierung des Kaiſers Matthias, die proteſtantiſchen Unterthanen, gegen den Willen ihrer Gutsherrn, Kirchen. Auf kaiſerlichen Befehl ward die in Kloſtergrab erbaute niedergeriſſen, die in Braunau geſperrt. Die Proteſtanten, welche ſich deßhalb an den Kaiſer wandten, erhielten Drohungen zur Antwort. Es verbreitete ſich das Gerücht, der Kaiſer wiſſe von dieſer Antwort nichts, ſie ſey in Prag abgefaßt worden. Als am 23. Mai 1618 die kaiſerl. Räthe auf dem königl. Schloſſe in Prag verſammelt waren, drangen Abgeordnete der Proteſtanten bewaffnet in den Saal und verlangten zu wiſſen, ob einer von den Räthen Antheil an der Abfaſſung des kaiſerl. Schreibens habe. Da nun zwei den Proteſtanten ohnehin verhaßte Räthe harte Antwort gaben, wurden ſie ergriffen und in den Schloßgraben hinabgeworfen, fielen aber zum Glück auf einen Kehrichthaufen und kamen ſo ziemlich unbeſchädigt davon. Sie bemächtigten ſich nun des Schloſſes, verjagten die Jeſuiten, welche von den böhmiſchen Ständen als Urheber der Bedrückungen angeklagt wurden, und griffen, vorzüglich von dem ehrgeizigen Grafen von Thurn aufgewiegelt, zu den Waffen. Die Union ſandte nun den Proteſtanten in Böhmen ein Hülfscorps unter dem tapfern Grafen von Mannsfeld. Der Kaiſer ließ ſein Heer gegen Böhmen anrücken. Mitten unter dieſen Unruhen ſtarb Matthias (10. März 1619). Nun erklärten die Böhmen ſeinen Nachfolger in der öſterreichiſchen Monarchie, der unter dem Namen Ferdinand II. zum römiſchen Kaiſer erwählt worden war, und als ein Feind der Proteſtanten gefürchtet wurde, der böhmiſchen Krone verluſtig, und übertrugen dieſelbe dem (reformirten) Churfürſten von der Pfalz, Friedrich V., der ſie auch nach einigen Bedenklichkeiten, vorzüglich auf das Dringen ſeiner ehrgeizigen Gemahlin, annahm. Aber ſchon im folgenden Jahre endigte der große Sieg

der liguiſtiſchen Truppen auf dem weißen Berge bei Prag (den 8. Nov. 1620), welcher die Flucht des neuen Königs zur Folge hatte, die böhmiſchen Unruhen, mit völliger Unterdrückung der daſigen Proteſtanten. Ferdinand erklärte nunmehr Friedrich V. in die Reichsacht, und ſein Untergang war bei der wegen Beſtürzung bereits aufgelöſten Union unvermeidlich. Die Pfalz wurde ſonach von bayerſchen und ſpaniſchen Truppen überſchwemmt, und obgleich zwei tapfere Männer, Graf Peter Ernſt von Mannsfeld und Herzog Chriſtian von Braunſchweig, mit ihren von Raub und Plünderung ſich nährenden Truppen zur Hülfe herbeieilten, dennoch durch das große kaiſerl. Heer bald erobert. Allein die Übertragung der pfälziſchen Churwürde an den den Kaiſer unterſtützenden Herzog Maximilian von Bayern (1623), wodurch die catholiſche Partei in dem Churfürſtenrathe das Übergewicht erlangte, und die Fortſchritte des bayerſchen Generals Tilly an den Gränzen des niederſächſiſchen Kreiſes (an welchen er, obgleich 1624 kein Feind mehr im Felde ſtand, mit dem kaiſerl. Heere drohend ſtehen blieb, proteſtantiſche Kirchen wegnahm, Lutheraner verjagte und andre Gewaltthätigkeiten verübte) erweckten endlich die proteſtantiſchen Fürſten dieſes Kreiſes aus ihrem Schlummer, welche nun in Verbindung mit dem Könige von Dänemark und Herzog von Holſtein, Chriſtian IV., zu den Waffen griffen. Dagegen war die kaiſerl. Macht durch das von Wallenſtein, nachmaligem Herzoge von Friedland, auf eigene Koſten angeworbene Heer, das ſeine Spuren mit den ſchrecklichſten Verwüſtungen bezeichnete, anſehnlich verſtärkt worden. Als daher der König von Dänemark 1626 bei Lutter am Barenberge von Tilly gänzlich geſchlagen, und in dem ſchimpflichen Frieden zu Lübeck von 1629 zu dem Verſprechen genöthigt worden war, ſich nie wieder in deutſche Reichsſachen zu miſchen, war der Kaiſer mehr als je in Deutſchland Sieger, und die Sache der Proteſtanten in der äußerſten Gefahr. Ein Beweis davon war das berüchtigte Reſtitutionsedict von 1629, nach welchem alle ſeit dem Religionsfrieden 1555 von den Proteſtanten eingezogenen geiſtlichen Güter wieder herausgegeben, und die von ihnen beſetzten unmittelbaren Stifter an die Catholiſchen abgetreten werden ſollten. Aber jetzt erſchien Guſtav Adolph, König von Schweden, in deſſen rettenden Schutz ſich ſchon 1628 das von Wallenſtein mit 100,000 M. belagerte Stralſund begeben hatte, und bei welchem nun die beſtürzten Proteſtanten Hülfe ſuchten. Von dem Kaiſer auf mancherlei Weiſe beleidigt, und von heißer Liebe zu ſeiner Religion entflammt, landete er 1630 am 24ſten Juni in Pommern mit nicht mehr als 15,000 Mann, die ſich jedoch bald vermehrten. Allenthalben trieb er die Kaiſerlichen vor ſich her, und nachdem er ſich durch ein Bündniß mit Frankreich und mehrern deutſchen Fürſten, welche zum Theil dazu gezwungen werden mußten, wie die Churfürſten von Brandenburg und Sachſen, ein größeres Anſehn verſchafft, und Tilly's Heer in der Schlacht bei Leipzig (den 7. Sept. 1631) aufgerieben hatte, eilte er ſiegreich in das innere Deutſchland bis an den Rhein, und von da nach Bayern bis an die Gränzen von Öſterreich. Durch dieſe betäubenden Fortſchritte des nordiſchen Königs, durch die Siege ſeiner Feldherrn und Bundesgenoſſen in Niederſachſen und Weſtphalen, und durch das Eindringen der Sachſen in Böhmen gerieth der Kaiſer und die Ligue der catholiſchen Fürſten in das größte

Gedränge. Doch konnte er Magdeburgs Eroberung und Zerſtörung (1631) durch Tilly nicht verhindern. Letzterer wurde, nachdem er nach Sachſen vorgedrungen war, das dem Reſtitutionsedict nicht Folge leiſten wollte, und ſich deßhalb nun mit Schweden verbunden hatte, den 7. Sept. 1631 von ihm in die Flucht geſchlagen. Nun befreite Guſtav Adolph die Proteſtanten in Franken von dem kaiſerl. Heere, eroberte Mainz, gewann die Pfalz und drang in Bayern vor. Zu gleicher Zeit hatte der Churfürſt von Sachſen einen Einfall in Böhmen gemacht und Prag erobert. Der Kaiſer fürchtete eine Belagerung Wiens. Tilly war in Bayern gefallen. So ſtanden die Sachen der Proteſtanten in Deutſchland. Als aber Wallenſtein, der 1630 auf dringendes Verlangen der zu Regensburg verſammelten Reichsſtände wegen ſeiner Erpreſſungen und Plünderungen mit ſeinen Truppen entlaſſen worden war, und deſſen unbeugſamer Stolz jetzt nur durch Ferdinands demüthige Bitten erweicht werden konnte, mit einem furchtbaren Heere und unumſchränktem Anſehen wieder auf dem Schauplatze erſchien, ſah ſich Guſtav Adolph genöthigt, Bayern zu verlaſſen, um ſich mit dieſem großen Gegner zu meſſen. Schon bei Nürnberg trafen beide Heere auf einander; aber, wiewohl Wallenſtein auf ſeinem Zuge dahin bei einer Heerſchau die ſtolzen Worte geſprochen, daß ſich in dreien Tagen zeigen werde, wer Herr der Welt ſeyn ſolle; ſo fand er es doch nicht gerathen, die Schlacht anzunehmen, die Guſtav Adolph ihm anbot, ſondern blieb unbeweglich in ſeinem verſchanzten Lager, auf das die Schweden einen vergeblichen Sturm machten. Erſt bei Lützen kam es zu einer mörderiſchen Schlacht (den 6. Nov. 1632), in welcher der König mit ſeinem Leben einen nicht ganz entſchiedenen Sieg erkaufte. Sein Tod würde von den ſchlimmſten Folgen für die Proteſtanten geweſen ſeyn, wofern nicht ſein großer Kanzler, Oxenſtierna, durch kluge Unterhandlungen ein neues Bündniß unter den deutſchen Fürſten zu Stande gebracht, und der tapfere Herzog Bernhard v. Weimar und Guſtav Horn den ſchwediſchen Waffen faſt in ganz Deutſchland die Oberhand verſchafft hätten, wozu das zweideutige Benehmen Wallenſteins, der 1634, nachdem er ſich nach Böhmen zurückgezogen hatte, als Verräther gegen den Kaiſer ermordet wurde, nicht wenig beitrug. Doch plötzlich änderte die blutige Schlacht bei Nördlingen (1634) die Lage der Sachen. Denn da zu Folge derſelben nicht nur der Churfürſt von Sachſen in dem prager Frieden 1635 die Partei der Proteſtanten verließ, und ſich ſogar mit dem Kaiſer gegen die Schweden verband (bei welcher Gelegenheit Sachſen zur Entſchädigung die Lauſitz erhielt), ſondern auch noch mehrere Reichsſtände dieſem Frieden beitraten, ſo konnten die Schweden nur in einer engern Verbindung mit Frankreich ihre Rettung finden. Durch den ſiegreichen Feldzug Bernhards von Weimar, welcher 1639 in dem Laufe ſeiner Siege ſtarb, und durch die glücklichen Unternehmungen Banners, der 1638 ſelbſt in Böhmen eingedrungen war, erhoben ſie ſich bald wieder zu einer furchtbaren Größe, die aber ſchon im J. 1640 zu wanken anfing, bis Torſtenſon, der mit erſtaunenswürdiger Schnelligkeit von einem Ende Deutſchlands zu dem andern flog, hier die öſterreichiſche Monarchie erſchütterte und dort den König von Dänemark demüthigte, und den Ruhm des ſchwediſchen Namens vollendete, den auch Wrangel bis an das Ende des Krieges zu behaupten wußte. Erſt nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Weimar hatte Frankreich einen

ernſtlichern Antheil an dieſem Kriege genommen, und wiewohl es anfangs nicht viel ausgerichtet, ſelbſt bei Duttlingen 1643 eine große Niederlage erlitten hatte, ſo erfochten doch nachher Turenne und Conde die glänzendſten Siege über die kaiſerl. und bayer. Truppen. So wurde endlich Ferdinand III. (denn Ferdinand II. war bereits 1637 geſtorben) zu dem Frieden genöthigt, der nach ſiebenjährigen Unterhandlungen zu Münſter und Osnabrück in Weſtphalen den 24. October 1648 unterzeichnet wurde und unter dem Namen des weſtphäliſchen oder münſterſchen bekannt iſt (ſ. weſtphäliſcher Friede und Deutſchland). Dieſer Friede, deſſen Garantie von Schweden und Frankreich übernommen wurde, gab den deutſchen Proteſtanten beinahe gleiche Rechte mit den Catholiſchen, auch behielten ſie, was ſie von Kirchengütern vor dem Jahre 1624 gehabt hatten. Frankreich erhielt das Elſaß nebſt den Bisthümern Metz, Toul, Verdun, und Schweden die Herzogthümer Bremen, Verden, einen Theil von Pommern und Wismar. Noch wurden in dieſem Frieden der ſchweizeriſche Bund und die vereinigten Niederlande als Republiken anerkannt. Eine überaus geiſtvolle Geſchichte des dreißigjährigen Krieges haben wir von Schillers Meiſterhand, die zuerſt in dem hiſtoriſchen Calender für Damen 1791 — 1793 und ſpäter ſowohl einzeln als in ſeinen ſämmtlichen Werken erſchienen iſt. Woltmanns treffliche Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens iſt als eine Fortſetzung davon zu betrachten. Auch Lorenz Weſtenrieder hat ihn in dem münchner hiſt. Calender 1804 — 1806 in größerer Kürze beſchrieben. Nach dieſem Kriege, der mit furchtbarer Schnelligkeit und zerſtörend ſich von einem Ende Deutſchlands bis zu dem entgegengeſetzten verbreitete, und durch ungeheure Grauſamkeiten ausgezeichnet iſt, ſtand Deutſchland bis auf faſt vier Millionen entvölkert, durch Feuer, Brand und Peſt überall ſchrecklich verödet und zerrüttet. Schlechte Münzen und Mangel an Arbeitern brachten große Theuerung hervor; nur langſam konnte ſich Deutſchland von dieſen ſchweren Wunden erholen. Die Kriegskunſt hatte allein gewonnen (vorzüglich durch Guſtav Adolph, der in der Tactik Epoche machte, und die leichten Gewehre einführte, auch den erſten Artilleriezug bei ſeiner Armee hatte).

Dreiſtimmig, nennt man den muſikaliſchen Satz (d. i. die Art und Weiſe zu componiren), oder ein Tonſtück für drei verſchiedene Stimmen (ſ. Stimme), es mag für Sänger (Terzett) oder für Inſtrumente (Trio), oder gar nicht für die Ausführung, ſondern nur zur Übung im Setzen beſtimmt ſeyn. Gewöhnlich, aber nicht nothwendig, beſteht die Partitur aus drei Syſtemen. Was das Verhältniß der drei Stimmen betrifft, ſo beſteht der dreiſtimmige Satz aus einer Ober-, einer Mittel- und einer Grundſtimme. Von dieſen iſt entweder 1. die letztere, oder beide letztere nur begleitend, die erſtere aber Haupt- oder concertirende Stimme; oder 2. alle die Stimmen ſind abwechſelnd, nur mehr oder minder concertirend (oder Hauptſtimmen). Im letztern Falle heißt das Tonſtück, wenn es für Inſtrumente geſetzt iſt, Trio im ſtrengſten Sinne. Über die Zahl der Inſtrumente iſt durch jene Benennung nichts beſtimmt. Es kann von drei oder zwei Inſtrumenten, ja ſelbſt von einem einzigen (die beiden letztern Fälle treten bei Clavierſtücken ein) ausgeführt werden. Auch ändert die vielfache Beſetzung der Stimmen an dem Weſen des dreiſtimmigen Satzes nichts. Da auch muſikaliſche Partien zuſammengeſetzt ſeyn, d. i.

mehrere Stimmen in ſich enthalten können (wie z. B. die obere Partie bei Clavierſtücken), ſo enthält das dreiſtimmige Tonſtück nicht immer dreiſtimmigen Satz. Auch hat letzterer ſeine beſondern Regeln. Da in einem Accorde von Einer oder mehrern Diſſonanzen hier jederzeit Intervalle weggelaſſen werden müſſen, und es ſich alſo fragt, welche in gegebenen Fällen in Rückſicht auf die nächſte Tonfolge weggelaſſen werden können und welche Intervalle weſentlich ſind, oder nicht. S. übrigens den Art. Satz.

Dreizack, das Zeichen der Herrſchaft Neptuns, von den Telchinen geſchmiedet, ſ. Neptun.

Dreſchen, Dreſchmaſchine. Um den Samen oder die Körner der geernteten Feldfrüchte von den Hülſen zu ſondern, hat man von den älteſten Zeiten her verſchiedene Veranſtaltungen getroffen, worin die verſchiedenen Arten zu Dreſchen beſtehen. Für die älteſte hält man die durch Thiere, namentlich Pferde und Ochſen, welche man über das Getraide trieb, damit ſie die Körner mit den Füßen austraten. Die Griechen ſchrieben dieſe Erfindung der Demeter zu; wahrſcheinlich aber wurde ſie durch Zufall gemacht, indem man bemerkte, wie die Körner aus den Ähren ſprangen, als Thiere von ungefähr darüber hinliefen. Im Morgenlande bediente man ſich vorzüglich dazu der Ochſen. Auf freiem Felde wurde ein Platz leer gemacht, die Erde feſtgeſchlagen, die Garben darauf ausgebreitet, und die Ochſen, gemeiniglich heerdenweiſe, darüber hingetrieben, bis die Körner ausgetreten waren. Die Knechte mußten dabei die Ähren mehrmals umwenden, und dasjenige, was noch nicht ausgetreten war, zu dieſem Behufe hinlegen. Die Ochſen, welche man dazu brauchte, hatten daher den Namen triones. Bei den Türken und auf der Inſel Ceylon ſoll noch heutzutage dieſe Art zu dreſchen Sitte ſeyn. Hülſenfrüchte, wie auch Gartenſämereien, ſchlug man wohl mit dem Stecken aus, der zur Erfindung des Dreſchflegels Veranlaſſung gab. Spätere Erfindung war das Dreſchen, bei welchem beſondere Maſchinen angewendet wurden. Hieher gehört die Dreſchwalze (tribula oder tribulum), der Dreſchſchlitten (traha), und der Dreſchwagen (dieſer kommt ſchon in den Büchern der Israeliten vor), welche von Ochſen oder Pferden gezogen wurden. Der Dreſchwagen ſoll eine Erfindung der Phönicier ſeyn; ihn beſchreibt Varro de re rustica I, 52, vergl. Heyne zum Virgil. Späterhin kam das eigentliche Dreſchen, d. i. das Dreſchen mit dem Dreſchflegel auf der Scheuntenne, auf, und iſt die gewöhnlichſte Art zu dreſchen geblieben. Doch hat man niemals unterlaſſen, auf Mittel zu denken, um beim Dreſchen den Aufwand an menſchlicher Kraft, Arbeitslohn und Zeit ſo viel als möglich zu erſparen, und die Körner ſo rein und vollkommen als möglich zu gewinnen, und zu dieſem Behufe auch die eigentlichen Dreſchmaſchinen, welche durch Stoß auf die Ähren wirken und eine auf jene Zwecke beſonders berechnete Einrichtung haben, erfunden. Sie ſind deſto vollkommner, je mehr ſie allen dieſen Zwecken Genüge thun. Im Allgemeinen verrichten ſie das Dreſchen entweder durch Stempel oder durch Schlägel, welche gehoben werden und wieder niederfallen, oder durch Walzen, welche über das Getraide herrollen (ſie ſind die Erfindung eines Schottländers und bringen das Getraide am vollkommenſten aus dem Stroh heraus), oder durch Dreſchflegel, welche entweder gleich den Stempeln gehoben, oder durch eine Welle gedreht werden. Die Garben bleiben entweder

auf ihrer Stelle liegen, oder werden durch Menſchen untergelegt, oder die Dreſchtenne bewegt ſich zugleich mit der arbeitenden Maſchine und treibt die Garben unter die Dreſchflegel, Stampfen oder Schlägel und wieder hervor. Man nennt ſie wegen der Ähnlichkeit ihrer Bewegung auch Dreſchmühlen. Sie waren auch dem Orient nicht unbekannt, aber wahrſcheinlich ſehr unvollkommen. Seit dem 17ten Jahrhundert beſtrebte man ſich vorzüglich, ſie immer mehr zu vervollkommnen. Die älteſte bekannte neuerer Zeit iſt die, welche ein Herr von Ambotten zu Paddern in Curland 1670 erfand. Über die verſchiedenen Arten ſ. Buſch Handbuch der Erfindungen, S. 220 u. ff. Die einfachſte iſt die italiäniſche (eine einfache gefurchte Walze aus hartem Holze, die vermittelſt eines Pferdes über das auszudreſchende Getraide geführt wird), die Erfindung eines franzöſiſchen Kanoniers.

Dresden. Dieſe ſowohl in Rückſicht auf Lage als Bauart ſchöne Stadt, die Reſidenz des Königs von Sachſen, liegt im meißniſchen Kreiſe, an der Elbe, welche das eigentliche Dresden und Neuſtadt von einander theilt, während die berühmte 710 Ellen lange ſteinerne Brücke beide Städte wieder vereinigt. Dresden beſteht aus der Reſidenz, oder dem eigentlichen Dresden (ſonſt auch Neu-Dresden genannt), aus der Neuſtadt (ſeit 1732 ſo genannt, und vorzüglich ſeit Auguſt II. ſchön angebaut, ſonſt Alt-Dresden), und aus der Friedrichſtadt (ehemals Oſtra, ſeit 1670 angelegt). Die Volksmenge von Dresden wird gegen 60,000 Menſchen angegeben. Unter den dresdener Sehenswürdigkeiten zeichnen ſich vorzüglich aus: die ſchon erwähnte Elbbrücke von 18 Bogen, mit Trottoirs für die hin- und hergehenden Fußgänger, und ſteinernen Bänken über den Bogen, ſeit 1813 zugleich ein Denkmal des Marſchalls Davouſt; die 1736 auf der Promenade in Neuſtadt, zu welcher die Elbbrücke führt, aufgerichtete metallene und vergoldete Statue Auguſt II. zu Pferde; die catholiſche Kirche, ein Meiſterſtück der Baukunſt, mit einer herrlichen Orgel des berühmten Silbermann, und mehreren vortrefflichen Gemälden, am hohen Altar die Himmelfahrt Chriſti von Mengs; die Frauenkirche, deren Bau 300,000 Thlr. gekoſtet; die ſeit 1726 angelegte Ritterakademie; die Gemäldegallerie, in welcher die berühmte Nacht des Correggio (außer dem bekannten Kupferwerke gibt ſchon die kleine Beſchreibung derſelben, Dresden bei Walther 1807, einen Begriff von dem Reichthume derſelben); die 1764 erneuerte Akademie der bildenden Künſte, von welcher ein Zweig nach Leipzig verlegt worden, und welche den 5. Mai ihre Arbeiten ausſtellt; das grüne Gewölbe (ſeit dem berühmten Jahre 1806 eingepackt und nicht mehr zu ſehen, jetzt (1814) auf dem Königſtein verwahrt), in welchem vorzüglich der gelbe Brillantring, der einzig in ſeiner Art iſt, der grüne Diamant, der weiße Diamant u. a. merkwürdig ſind; die königliche Bibliothek, welche die berühmten gräflich bünauiſchen und brühliſchen Büchersammlungen umfaßt; das Antikenkabinet, beide im japaniſchen Palais, nebſt den mengſiſchen Abgüſſen und der Porzellanſammlung; (Abbildungen der vorzüglichſten Stücke des Antikencabinets findet man in dem Recueil des marbres antiques, qui se trouvent dans la galérie du roi de Pologne à Dresde 1733, gr. Fol.; und in Beckers Auguſteum ſ. Becker); endlich auch das Naturaliencabinet und die Rüſtkammer; auch viele ſchöne Gärten, wie der große Garten (jetzt in traurigem Zuſtande), der große brühliſche, der japa-

niſche, der Garten des Prinzen Maximilian in Friedrichsſtadt. Unter den Spaziergängen um Dresden ſind der plauiſche Grund und das ſeifersdorfer Thal, welches letztere Becker beſchrieben hat, von romantiſcher Schönheit; ſo wie in der Nachbarſchaft das königliche Luſtſchloß Pillnitz, die Feſtung Königſtein, die Feſtung Sonnenſtein, und die durch die keſſelsdorfer Schlacht berühmten Höhen bei Keſſelsdorf die größte Aufmerkſamkeit verdienen. (Umſtändliche Beſchreibung Dresdens von Haſche: Beſchreibung der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten der königlichen Reſidenzſtadt Dresden und einiger umliegenden Gegenden von Daßdorf.) Der ſiebenjährige Krieg war für Dresden äußerſt verderblich und brachte den Flor der Stadt ſehr herunter; vorzüglich zerſtörend wirkte das neuntägige Bombardement im Juli 1760, wo der König Friedrich der Große dieſe Stadt belagerte, und wobei auch die alte Kreuzkirche nebſt 212 Häuſern in den Grund geſchoſſen wurde. Überhaupt iſt Dresden wegen ſeiner Lage von frühern Zeiten her bei kriegeriſchen Operationen von Wichtigkeit, und den Zerſtörungen des Kriegs daher vorzüglich ausgeſetzt geweſen; auch hat die Wichtigkeit dieſes Elbpaſſes zur Anlegung eines feſten Platzes wahrſcheinlich ſchon im 9. Jahrhundert Gelegenheit gegeben. Siehe über dieſe frühere Geſchichte Dresdens Weckens Beſchreibung von Dresden. Der Wechſel politiſcher Ereigniſſe in der neueſten Zeit, vorzüglich ſeit 1806, gab auch Dresden eine oft veränderte Geſtalt. Die Feſtungswerke wurden auf Napoleons Befehl demolirt. Ohne große Folgen war der Einmarſch der Öſterreicher 1809; aber vor allen ſchrecklich das Jahr 1813. In demſelben erlebte Dresden den Durchmarſch der ruſſiſch-preußiſchen Armee im Frühling, ihren Rückzug, den zerſtörenden Aufenthalt des größten Theils der franzöſiſchen Armee in der wiederum eiligſt befeſtigten Stadt und ihrer Gegend im Mai und während des ganzen Waffenſtillſtands, den Angriff der Alliirten auf die Stadt, bei welcher Gelegenheit Moreau ſein Leben verlor, und die damit verbundene Schlacht (26. Aug.); die unaufhörlichen Kriegsſcenen in der Nähe; die Einſchließung des von Napoleon nachher zurückgelaſſenen Corps des Marſchalls St. Cyr; die Belagerung durch Ruſſen und Öſterreicher; die Capitulation (10. Nov.), und die Beſitznahme durch die Alliirten. Seit dem December 1813 iſt Dresden der Sitz des ruſſiſchen Generalgouvernements von Sachſen. Am 27. Jun. 1814 wurde Dresdens Neuſtadt abermals durch eine große Pulverexploſion ſehr erſchüttert und beſchädigt.

Dreyer (Joh. Matthias), ein zu ſeiner Zeit berühmter Belletriſt, nicht ohne Witz und ſatiriſche Einfälle, aber ohne poetiſches Genie, Religioſität und Wahrheit. Seine vorzüglichſten deutſchen Gedichte kamen 1771 Altona heraus. Die meiſt obſcöne Sammlung gereimter Geſundheiten unter dem Titel: Schöne Spielwerke beim Wein, Punſch, Biſchof und Krambambuli, Hamburg 1763, wurde gleich nach ihrer Erſcheinung confiscirt und unter dem Geläute der Schandglocke auf dem ſogenannten ehrloſen Blocke in Hamburg verbrannt, nachdem alle Prediger daſelbſt von der Kanzel wider die darin enthaltenen Ruchloſigkeiten geeifert hatten. Sie iſt daher ſehr ſelten geworden. Man ſchreibt ihm mehrere ſatiriſche Stücke zu. Er war zu Hamburg 1716 geboren, und ſtarb daſelbſt 1769 als fürſtlich holſteiniſcher (Titular-) Secretär.

Driller, oder Drillhäuschen, nennt man in unterſchiedlichen Provinzen Deutſchlands eine Maſchine, um geringere Vergehungen in

der bürgerlichen Geſellſchaft öffentlich durch das Hohngelächter der Zuſchauer zu züchtigen. Sie hat die Geſtalt eines runden Vogelkäfichs, worin ein Menſch aufgerichtet ſtehen und von Jedermann geſehen werden kann; durch den runden Boden und Deckel läuft eine Spindel, vermittelſt welcher man dieſen Käſich mit dem darin befindlichen Menſchen auf eine lächerliche Weiſe im Kreiſe herumdrehen (drillen) kann; daher auch die ſprüchwörtliche Redensart, jemanden drillen, auf eine lächerliche Weiſe plagen, necken. Drilling iſt ein Triebrad an den Mühlen.

Drogoman, ſiehe Dragoman.

Droit d'Aubaine, oder jus Albinagii, ſiehe Aubaine.

Droits réunis, die vereinigten Gefälle, welche durch ein Geſetz vom 25. Februar 1804 anfangs als Erſatz für die im ganzen franzöſiſchen Reiche aufgehobenen, ehemals ſchweren Chauſſee- und Wegegelder eingeführt wurden, nannte man in dem bisherigen franzöſiſchen Finanzweſen die Abgaben von dem Fuhrweſen, den Poſten, Diligencen, der innern Schifffahrt, dem Wein, den Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, Bereitung von Äpfel- und Birnmoſt, Spielkartenfabrikation, dem Salz, der Silber- und Goldprobe und der Tabaksfabrikation. Sie wurden dadurch ſehr drückend, daß die Commiſſaire, welche man daher auch ſpottend rats de cave (Kellerratten) nannte, die Niederlagen, Weinlager u. ſ. w. an jedem Ort unterſuchen durften, und die Victualien und Waaren, welche dieſer Abgabe unterworfen waren, in jeder Hand, in welche ſie kamen, von neuem bezahlt werden mußten, wodurch der Handel ganz zu Boden gedrückt wurde. Die Beamten wurden dabei ſehr reich, und im Jahr 1810 betrug das Einkommen dieſer Abgaben für den Staat über 107 Millionen Franken. Es iſt nachher noch höher geſtiegen, und gewiß iſt es, daß dieſe eben ſo läſtige als gehäſſige Abgabe Napoleons Regierung ſehr geſchadet hat. In ſeinem Aufrufe an die Nation vom 21. März aus Nancy verſprach Ludwig XVIII. ihre Aufhebung; doch hat man noch nichts von der Abſchaffung derſelben unter der neuen Regierung gehört.

Dromedar, eine ſehr kleine, muntere und nicht zu ermüdende Kameelart. Die Araber bedienen ſich ihrer als des beſten und auch einzigen Mittels, in ihrem Lande zu reiſen, indem es mit einer geringen Quantität Bohnen auf mehrere Tage zu befriedigen, übrigens aber ſo gelenkſam iſt, daß ſchon das Berühren mit einem kleinen Stocke an der Seite, wohin es ſich wenden ſoll, zur Leitung hinreicht. Die afrikaniſchen Dromedare, mit einem Höcker, können 20 Stunden, ohne auszuruhen, fortſchreiten, und laufen ſo ſchnell, daß ſie in vier Tagen 240 franzöſiſche Meilen zurücklegen. Sie können zehn Tage bei der größten Hitze ausdauern, ohne zu trinken, und bleiben 40 Jahre bei vollen Kräften. Bei der berühmten Expedition der Franzoſen in Ägypten kamen dieſe auf die Idee, ein auf Dromedaren reitendes Corps zu formiren, das mit dem Vortheil der Disciplin auch den verbinden ſollte, die Araber mit Geſchwindigkeit verfolgen zu können. Wurden ſie angegriffen, ſo bildeten ſie ein hohles Viereck; die Kameele mußten ſich auf die Knie legen, wobei ein Knie durch einen Strick umwunden war, ſo daß ſie ſich nicht aufrichten konnten. Dadurch bildeten ſie eine Bruſtwehr für die Soldaten.

Drontheim, ein Stift in Norwegen mit einer feſten Stadt gleiches Namens. Es gränzt gegen Süden an Bergen, gegen Nor-

den an Wardhuus, gegen Weſten an den nördlichen Ocean und gegen Oſten an die norwegiſchen Gebirge. Die Stadt an dem Meerbuſen Dronthielmsfiörn hat einen guten Hafen, und wird auf der Landſeite durch die Feſtung Chriſtianſtein, und gegen das Meer durch die Citadelle Munkholm, auf welcher auch Gefangene verwahrt werden, beſchützt. Der lutheriſche Erzbiſchof hat ſeinen Sitz in dieſer Stadt; hier iſt auch eine Kathedralſchule und der Sitz der vom Biſchof Gumerus geſtifteten königl. Societät der Wiſſenſchaften. Sonſt war ſie die Reſidenz der Könige in Norwegen, deren Monumente noch hier zu ſehen ſind. Drontheim hat ſtarken Handel mit Kupfer, Bretern und Fiſchen, welche Artikel meiſt von holländiſchen und engliſchen Schiffen ausgeführt werden. Auch iſt hier eine bedeutende Zuckerraffinerie. Das Stift Drontheim hat Schweden von jeher als Vormauer ſehr wichtig geſchienen. Im rotſchildiſchen Frieden (1658) wurde es an Schweden abgetreten, aber in demſelben Jahre wieder von den Dänen erobert, welche es auch im Frieden zu Copenhagen (1660) behielten. Aus demſelben Grunde ſcheint Schweden im Jahr 1813 daſſelbe bei den Verhandlungen der Alliirten mit Dänemark verlangt zu haben, bis ihm durch den Frieden mit Dänemark die Abtretung von ganz Norwegen verſprochen wurde.

Droſometer, der Thaumeſſer, ein Werkzeug, die Menge des gefallenen Thaues zu meſſen. Es beſteht in einer Wage, deren eines Ende eine Platte trägt, die den Thau gut annimmt, das andere ein Gegengewicht hat, das nicht ſo leicht bethaut wird.

Droſt iſt in gewiſſen Gegenden Deutſchlands, beſonders in Weſtphalen, am Niederrheine und in den Niederlanden, eine obrigkeitliche Perſon auf dem Lande, und ungefähr ſo viel, als in Oberſachſen ein Amtshauptmann. Iſt er Vorgeſetzter einer ganzen Gegend oder Provinz, ſo heißt er **Landdroſt**, ſo viel als etwa in vorgedachten Gegenden Landhauptmann, oder auch ein Landvogt.

Drottingholm oder Drontningholm, das prächtigſte königliche Luſtſchloß in Schweden, nach dem Modell von Verſailles, auf einer Inſel Lofö, eine Meile von Stockholm erbaut. Es findet ſich darin eines der ſchönſten und vollſtändigſten Naturaliencabinete in Europa, eine bedeutende Gemäldegallerie und herrliche Anlagen. Der König Adolph Friedrich ließ hier 1753 ein chineſiſches Haus anlegen und mit dem ſchönſten Porzellan ausſchmücken, und ſchenkte es ſeiner Gemahlin zu ihrem Geburtstage, die an eben dieſem Feſte eine Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften ſtiftete.

Drouais (Jean Germain), ein junger talentvoller franzöſiſcher Maler, der in Davids Schule mit hohem Streben arbeitete. Die Sehnſucht, in Rom die ſchönen Denkmale der Kunſt zu ſtudiren, trieb ihn (1783) zur Concurrenz um den großen Preis, der in einem vierjährigen Penſionat beſteht; doch ſeine eigene Unzufriedenheit mit ſeiner Arbeit machte, daß er ſie zerriß, und dadurch den Preis einem andern überließ. Seinen Lehrer, der ihm, als er verwundert die Stücken des Gemäldes ſah, darüber Vorwürfe machte, fragte er: „Sind **Sie** zufrieden mit mir?“ „Vollkommen!“ verſicherte David. „Wohl! ſo habe ich ja den Preis,“ rufte Drouais entzückt, „dies war mein Ziel, der Preis der Akademie gehöre einem Andern, dem er vielleicht nützlicher iſt, als mir; im nächſten Jahre hoffe ich ihn durch ein beſſeres Werk zu verdienen.“ Und beim nächſten Male (1784) ſtand Drouais wieder in den Schranken. Die

Cananäerin zu den Füßen des Heilandes (jetzt im Muſeum zu Paris) war die Frucht ſeines ununterbrochenen Studiums und zugleich der Abdruck ſeiner innigſten Empfindungen. Öffentlich gekrönt ward er faſt im Triumphe von ſeinen Mitſchülern zu ſeinem Lehrer geführt. Dieſen begleitete er nun als Penſionär nach Rom, wo er die größten Meiſter begeiſtert ſtudirte und copirte. Sein ſterbender Gladiator (1785) und vorzüglich ſein 1785 vollendeter Marius zu Minturnä erwarb bei der Ausſtellung in Paris ihm und Davids Schule neue Triumphe. Nun entwarf er ſeinen Philoctet auf Lemnos, und im Rauſche ſeines errungenen Ruhmes, eben beſchäftigt mit einem Bilde des C. Gracchus, endete im noch nicht vollendeten 25. Jahre (er war 1763 zu Paris geboren) ein hitziges Fieber ſein idealiſches Leben. Seine Nebenbuhler und ſeine Freunde vereinigten ſich, ihm in der Marienkirche (in via lata) zu Rom ein Denkmal zu ſetzen.

Drouet (J. B.), Poſtmeiſter zu St. Menehould. Er war es, der Ludwig XVI. auf ſeiner Flucht durch St. Menehould erkannt hatte, ihm auf einem Nebenwege zuvoreilte, und ihn zu Varennes arretiren ließ. Im Sept. 1792 ward er dafür als Deputirter des Marnedepartements in den Convent aufgenommen, wo er Ludwigs XVI. Tod votirte. Man ſchickte ihn im Sept. 1793 zur Nordarmee. Im October deſſelben Jahres, in Maubeuge von der Armee des Prinzen Coburg eingeſchloſſen, verſuchte er, in der Nacht vom 2. bis 3. mit einigen Dragonern zu entkommen, um die Hülfe, deren der Platz benöthigt war, zu beſchleunigen, wurde aber von den Kaiſerlichen aufgefangen, und nach der Feſtung Spielberg in Mähren geführt. Anfangs hatte man ihn auf einige Zeit nach Brüſſel in Verwahrung gebracht. Den 6. Julius 1794 ſprang er von dem Fenſter ſeines Gefängniſſes herab, um zu entfliehen, brach aber ein Bein und wurde wieder gefangen. Im Nov. 1795 wurde er mit Camus, Beurnonville und Andern zu Baſel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechſelt, und nahm hierauf ſeinen Platz im Rathe der 500 wieder ein. Das Mäßigungsſyſtem, welches damals in Frankreich herrſchte, mißfiel ihm; er trat mit Baboeuf in Verbindung, und wurde einer der Rädelsführer der Jacobinerverſchwörung, welche dieſer organiſirte. In Gemäßheit deſſen ward er in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1796 arretirt und in die Abtei in Verwahrung gebracht; er entwich und flüchtete ſich in die Schweiz. Da der hohe Gerichtshof ihn wegen der baboeufſchen Angelegenheit den 26. Mai 1797 frei ſprach, kehrte er nach Frankreich zurück und ließ ſich von dem Directorium in der Eigenſchaft eines Commiſſärs in ſeinem Departement anſtellen. Nach dem 18. Brumaire ernannten ihn die Conſuln zum Unterpräfect von St. Menehould, welchem Amte er noch im Jahr 1805 vorſtand.

Druck nennt man die Wirkung eines ruhenden Körpers, der von einer Kraft zur Bewegung getrieben wird, auf einen ihn berührenden Körper, der dieſer Bewegung entgegenſteht. Dieſer letzte Körper heißt der widerſtrebende oder das Hinderniß. Da auch dasjenige, was Bewegung hindert, Kraft genannt wird, ſo muß auch in dem widerſtehenden Körper eine Kraft ſeyn, welche die Wirkung jener, oder die Bewegung des drückenden Körpers hindert. Dieſes iſt die Kraft des Zuſammenhangs der undurchdringlichen Theile des widerſtehenden Körpers unter einander ſelbſt und mit andern unbeweglichen Körpern. Iſt dieſer Zuſammenhang zu ſchwach, um dem

Drucke zu widerſtehen, ſo zerbricht der widerſtrebende Körper, oder wird von dem beweglichen losgeriſſen. Die bekannteſten Kräfte, aus welchen der Druck entſtehen kann, ſind 1. die Kräfte der menſchlichen und thieriſchen Körper; 2. die Schwere der Körper, welche nach einer beſtimmten Richtung auf unbewegliche Unterlagen Druck hervorbringt; 3. die Elaſticität, oder Federkraft der Körper, z. B. eingeſchloſſene Luft drückt, indem ſie ſich durch einen weitern Raum auszudehnen ſucht, gegen die Wände des Gefäßes, das ſie umſchließt; 4. auch bei andern Naturerſcheinungen, welche ſonſt mit Bewegung begleitet ſind, entſteht Druck gegen das, was dieſe Bewegung hindert. So kann aus der magnetiſchen und electriſchen Anziehung Druck entſtehen. Man pflegt die bewegenden Kräfte überhaupt durch Gewichte auszumeſſen, die einen gleichen Druck hervorbringen. So ſagt man, der Druck der Luft auf eine Fläche von einem pariſer Quadratfuß betrage 2240 Pfund, d. i. die Fläche werde von der Luft eben ſo ſtark gedrückt, als ſie von einem Gewichte von 2240 Pfund würde gedrückt worden ſeyn, wenn ſie die Unterlage deſſelben wäre. übrigens pflanzt ſich der Druck von einem Theile des Hinderniſſes zum andern fort, und zwar bei feſten Körpern bloß nach ſolchen Richtungen, welche mit der Richtung des Drucks ſelbſt parallel laufen. Sonſt unterſcheidet man auch Druck von Stoß dadurch, daß der erſtere eine Wirkung der Schwere, letzterer eine Wirkung der Bewegung des einen andern berührenden Körpers ſeyn ſoll.

Drucken, einem Körper (beſonders der Oberfläche deſſelben) die Figuren einer ausgeſchnittenen Form mittelſt der Preſſe und gewiſſer aufgetragenen Farben mittheilen, ſo z. B. beim Buchdrucken (ſ. Buchdruckerei), Kupferdrucken und Kattundrucken. Vorzugsweiſe gebraucht man die Worte drucken, Druck (das Drucken, oder der Abdruck eines Buchs, z. B. ein bodoniſcher Druck) und Druckerei (die Buchdruckerkunſt oder eine Officin) vom Buchdruck, auch dem Stich entgegengeſetzt.

Drucker nennt man in der Malerei die Anwendung heller und glänzender Farben, um gewiſſe Stellen ſtärker und in das Auge ſpringender zu machen. Das Anbringen derſelben gründet ſich auf die Beobachtung, daß helle Farben einen Gegenſtand hervortretender, dunkle zurückweichender machen. Da nun die Malerei runde Körper auf Flächen darzuſtellen hat, ſo ſieht man, wie wichtig für ſie wohlangebrachte Drucker ſind. Nicht aber bloß die gehörige Rundung, ſondern auch die richtige Beleuchtung wird dadurch bewirkt, denn das Licht beleuchtet jederzeit die hervorragendſten Theile eines Gegenſtandes am meiſten. Der Maler macht mithin durch die Drucker zugleich die Schattenmaſſen, übergänge und Halbſchatten geltend, und bringt durch ſie Haltung in ſein Gemälde. Ein eigener Kunſtausdruck iſt noch das Blicken und Drücken, d. h. die Lichter heller, die Schatten dunkler machen. Man blickt ein fertiges Gemälde auf, indem man die Lichter mit einigen Pinſelſtößen von einer noch glänzenderen Farbe erhöht, wodurch dieſe Partien ſich noch mehr hervorheben. dd.

Druckfreiheit iſt das Recht, ſeine Gedanken durch Druckſchriften bekannt zu machen. Sie iſt alſo eine bloße Art der Denkfreiheit, in ſo fern dieſe eine äußere iſt (ſ. Denkfreiheit); mithin einerlei mit der Schreibfreiheit; denn es iſt an und für ſich betrachtet gleichgültig, ob man ſeine Gedanken ſelbſt durch Handſchrift oder durch Druckſchrift bekannt macht und verbreitet. Da indeſſen

eine Handſchrift durch den Druck bedeutend und ſchnell vervielfältigt wird, auch dieſe Vervielfältigung mittelſt neuer Auflagen ins Unendliche fortgehen kann; ſo kann auf der einen Seite die Druckfreiheit noch weniger **unbeſchränkt** ſeyn, als die Schreibfreiheit; auf der andern aber wird eine weiſe Regierung bei Beſchränkung der Druckfreiheit um ſo mehr Vorſicht und Schonung anwenden müſſen, damit ſie ſich nicht durch harte Cenſurmaßregeln ſelbſt an der Nachwelt verſündige. D.

Druckwerk. Hierunter verſteht man eine Maſchine, welche vermittelſt des **Drucks** das Waſſer in die Höhe treibt. Sie beſteht aus einer Pumpe, in welcher das in den Stiefel hineingetretene Waſſer durch die Gewalt des Kolbens in andere mit dem Stiefel ſeitwärts, oder auch oberwärts verbundene Röhren getrieben wird. Die gemeine Waſſerpumpe, bei welcher der Stiefel unter dem Waſſer ſteht, und der Kolben nicht ſaugt, ſondern nur hebt, iſt ein Druckwerk. Der Druck des Waſſers treibt hier das Waſſer ohne Beihülfe der Luft durch das im Boden des Stiefels befindliche Ventil, welches ſich gleichfalls durch den Druck des Waſſers nach oben öffnet, in die Höhe. Man bedient ſich der Druckwerke auf verſchiedene Art, theils allein, theils in Verbindung mit Saugwerken zu mancherlei einfachen und zuſammengeſetzten Maſchinen, um das Waſſer aus der Tiefe in die Höhe zu heben. So ſind die Feuerſpritzen nichts anders, als Druckwerke, und zwar meiſt doppelte.

Druiden hießen die Prieſter der Celten oder Galen. Sie machten, wie die Braminen in Indien, eine eigene Caſte aus und ſtanden gleich dieſen in dem größten Anſehen, indem ſie zugleich die Gelehrten und Philoſophen dieſer Völker waren, und ſelbſt auf die Regierung des Staats den größten Einfluß hatten. Julius Cäſar liefert uns die meiſten Nachrichten von ihren Lehrſätzen und Amtsgeſchäften. Nach ihm beſorgten ſie alle öffentlichen und Privatopfer, erklärten die Grundſätze ihrer Religion, theilten alle Arten von Belohnungen aus, ſaßen in beſtimmten Zeiten des Jahres zu Gericht, und beſtimmten die Strafen für begangene Verbrechen. Wer ſich ihren Entſcheidungen widerſetzen wollte, gegen den verhängten ſie die Strafe des Bannfluchs, wodurch er von der Theilnahme am Gottesdienſte ausgeſchloſſen ward. Selbſt über ein ganzes Volk konnten ſie dieſe Acht ausſprechen. Überhaupt hatte ihre Macht keine Gränzen. Sie wählten in jeder Stadt die höchſten Obrigkeiten, und dieſe durften nichts ohne ihren Rath und ohne ihre Beiſtimmung unternehmen. Von allen Laſten und Abgaben waren ſie befreit. Der Unterricht ſowohl in religiöſen als in andern Kenntniſſen, die Kriegskunſt allein ausgenommen, war ausſchließlich in ihren Händen. Sie ertheilten ihn mündlich in Verſen, die oft einen geheimen Sinn hatten, und pflanzten ihn im Gedächtniß fort. Nach Cäſar glaubten ſie die Unſterblichkeit der Seele und die Wanderung derſelben in andere Körper. Außerdem gaben ſie Unterricht über die Natur und Bewegung der Geſtirne, über die Größe der Welt und der Erde, über das Weſen der Dinge und die Macht der Götter. Auch übten ſie die Aſtrologie, Zauberei und Wahrſagerei. Nach Plinius waren ſie auch in der Naturlehre und Arzneikunde nicht unerfahren. Die letztere aber verunſtalteten ſie durch Aberglauben. Beſonders merkwürdig iſt ihre Meinung von der heiligen Miſtel, welche ſie als das Heiligſte in der Natur

und als eine Univerſalmedicin anſahen, ſo wie ſie überhaupt die Eiche für heilig hielten, und von ihr den Namen erhalten haben ſollen. Was die äußere Verfaſſung der Druiden betrifft, ſo hatten ſie ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, das durch Stimmenmehrheit aus ihrer Mitte gewählt wurde, und ſeine Würde lebenslänglich behielt.

Druſe, in der Mineralogie, ein Stück Geſtein, welches auf der Oberfläche in Geſtalt kleiner Cryſtallen oder Blättchen angeſchoſſen iſt. Eine Quarzdruſe, wenn das Geſtein aus Quarz beſteht; Spathdruſe, wenn es Spath iſt, und Erzdruſe, wenn es mit Erz vermiſcht iſt.

Druſen, eine Völkerſchaft in Syrien, in den Gebirgen des Libanon, welche einen Diſtrict von ungefähr 55 Quadratmeilen bewohnt, und von 160,000 Einwohnern auf 50,000 ſtreitbare Männer unter ſich zählt. Sie ſtammen, ihrem Vorgeben nach, von Franken, die zur Zeit der Kreuzzüge in dieſe Gegenden gekommen. Zu Ende des 16. Jahrhunderts fing dieſes kleine Volk an, in Europa Aufſehen zu erregen; beſonders auch wegen der Religion, aus welcher ſie ein großes Geheimniß machten. Dieſe war aber weiter nichts, als ein Gemiſch der ſadducäiſchen, ſamaritaniſchen und mohammedaniſchen Religionsſecten. Die Druſen hatten zeither unter mehreren Scheiks oder Herren geſtanden; Ibrahim aber wollte ſie unter einem Oberhaupte wiſſen. Dadurch bekam dieſer Befehlshaber die ganze Macht ſeiner Nation in die Hände, und ward auf dieſe Art den Türken gefährlich, ſo daß die Druſen in den erſten Jahren des 17. Jahrhunderts unter dem berühmten Emir Fakredin (gewöhnlich Fakkardin) den höchſten Gipfel ihrer Macht erreichten; allein da dieſer 1631 zu Conſtantinopel ſtrangulirt wurde, ſo kamen ſie, obgleich man ihnen andere Fürſten gab, dennoch nie wieder zu ihrem vorigen Ruhm. Zwar machten ſie im J. 1773 noch einen Verſuch, in Vereinigung mit den Ruſſen ſich loszumachen; allein ſie mußten bald wieder in das vorige Verhältniß mit den Türken zurückkehren. Sie ſtehen alſo unter Emirs (Fürſten), und dieſe wieder unter einem Großemir, ſind der Pforte tributbar, aber faſt ganz unabhängig, und treiben Feld-, Wein- und Seidenbau. In Anſehung ihrer Religion theilt man ſie in zwei Gattungen: in Weiſe (Akales, Gelehrte oder Eingeweihte) und in Weltliche (Djabel oder Laien, Unwiſſende, Uneingeweihte); ſie haben keinen öffentlichen Gottesdienſt, ſondern beſuchen chriſtliche und mohammedaniſche Kirchen, haben aber eigne Symbole und gottesdienſtliche Perſonen, und nähern ſich übrigens den Chriſten am meiſten. Wer etwas Ausführlicheres von ihnen zu leſen wünſcht, findet in Worbs Geſchichte und Beſchreibung des Landes der Druſen (Görlitz 1799) Befriedigung.

Drüſen ſind 1. gewiſſe weiche, lockere und ſchwammichte Theile in den thieriſchen Körpern, welche eigne Feuchtigkeiten abſondern (glandulae). In der Zergliederungskunſt unterſcheidet man zuſammengehäufte (conglomeratae), welche in Menge zuſammenliegen, und aus kleinen, rundlichen, durch Zellgewebe an einander gehefteten Körpern beſtehen, und zuſammengewickelte (conglobatae), aus bloßen Zuſammenwickelungen von feinen einſaugenden Gefäßen beſtehend. Sie bekommen nach ihrer verſchiedenen Lage und Beſtimmung auch verſchiedene Namen, als Speicheldrüſen, Ohrendrüſen, Kieferdrüſen, Zungendrüſen,

Bruſtdrüſen u. ſ. w. In der Pflanzenlehre iſt die Drüſe (glandula) ein runder Körper an den Pflanzen auf den Blättern oder Stängeln, oder innerhalb im Zellengewebe oder Fleiſche, der zur Ausdünſtung und Abſonderung dient. 2. Eine Krankheit der Pferde, bei welcher eine weißliche oder gelbliche zähe Flüſſigkeit aus der Naſe und dem Munde läuft. Dabei ſind die Drüſen an den Kinnbacken geſchwollen, und es zeigen ſich Beulen. Man ſagt dann von der Drüſe oder mit der Drüſe (Druſe) befallen werden. Das Pferd wirft die Drüſe ab, wenn die Feuchtigkeit dicker wird und das baldige Ende der Krankheit hoffen läßt. Die gutartige Drüſe iſt diejenige, bei welcher ſich der Ausfluß aus der Naſe am neunten Tage verliert. Die bösartige oder falſche Drüſe verwandelt ſich gewöhnlich in den Rotz.

Druſus, 1. Marcus Livius, Sohn des Marcus Druſus, der im Jahr Roms 631 zugleich mit Cajus Gracchus Volkstribun war, und Vater der Livia, welche des M. Cato Gattin und Mutter des Cato von Utika war. Von Jugend auf unruhig und thätig, zeigte er ſich im reifern Alter als einen Mann von Geiſt und großer Kraft, und beſaß dabei eine hinreißende Beredſamkeit; aber er beachtete im Feuer ſeiner Thätigkeit zu wenig die Verhältniſſe des Lebens und die geſetzlichen Formen des Staats; und das Gefühl ſeines Werthes, ſo wie ſeine ausſchweifende Freigebigkeit, die ihn nicht ſelten in Verlegenheiten brachte, verleiteten ihn bisweilen zu unüberlegten oder ſeiner nicht würdigen Handlungen. Zu ſeiner Zeit war Rom durch den Streit zwiſchen dem Senat und den Rittern in zwei Parteien getheilt. Die Macht der letztern, welche vorzüglich ſeit der Zeit der Gracchen auf das höchſte geſtiegen war, erregte die Eiferſucht des Senats, der für ſein altes, faſt verlornes Anſehen eifrig kämpfte. Nachdem er das Volk durch die von dem Senat nur mit dem äußerſten Widerwillen zugegebne Vertheilung der Ländereien, und die Bundesgenoſſen der Römer durch Verſprechung des Bürgerrechts auf die Seite des Senats zu bringen geſucht hatte, trat er, im Vertrauen auf dieſen Beiſtand, als Vermittler zwiſchen den ſtreitenden Parteien auf. In dieſer Abſicht ſchlug er vor, die erledigten Senatorenſtellen mit Rittern zu beſetzen, und dieſen neuen Magiſtratsperſonen das Recht der gerichtlichen Unterſuchungen, welches ſeit den Gracchen ein Eigenthum der Ritter geworden war, zuzugeſtehen, ſo wie es die Senatoren in frühern Zeiten hatten, und nach dem größten Widerſtande von beiden Seiten ſetzte er dieſen Vorſchlag auch durch. Allein theils die Eiferſucht, mit welcher noch immer jede Partei über ihren Rechten hielt, theils die zu raſche und an Gewaltthätigkeit gränzende Art, auf welche Druſus dieſe Vereinigung herbeigeführt hatte, erbitterte die Gemüther und brachte ſie gegen ihn auf. Als er daher, ſeinem frühern Verſprechen getreu, darauf antrug, den Bundesgenoſſen für ihre dem Senat geleiſteten Dienſte das Bürgerrecht zu ertheilen, verweigerte dieſes der Senat mit ſolchem Nachdruck, daß Druſus nichts bewirken konnte, und als er einſt von einer Menge Lateiner, welche gekommen waren, um ihm beizuſtehen, begleitet aus der Volksverſammlung in ſeine Wohnung zurückkehrte, wurde er beim Eintritt in dieſelbe von unbekannter Hand (wahrſcheinlich durch einen vom Senat gedungenen Mörder) erſtochen. Nach wenigen Stunden verſchied er mit den Worten: „Sprecht! wird wohl die Republik je wieder einen Bürger haben,

wie ich war?“ Sein Tod (ums Jahr Roms 661) brachte den ſchon lang gährenden Bundsgenoſſenkrieg zum Ausbruch. 2. Nero Claudius, ein Sohn des Tiberius Nero und der Livia (welche in der Folge die Gattin des Kaiſers Auguſt wurde), und Bruder des nachmaligen Kaiſers Tiberius. Als er Quäſtor war, wurde er mit ſeinem Bruder im Jahre 13 vor Chriſtus zu einem Feldzuge gegen die Rhätier ausgeſchickt, den er auch glücklich vollendete. Von hier ging er nach Gallien, und dämpfte den Aufſtand, welcher in einigen Provinzen ausgebrochen war, ſchlug die Deutſchen, welche jenſeit des Rheins wohnten, ging über dieſen Fluß, beſiegte die Sicambrer und Bructerer und machte die Frieſen den Römern zinsbar. Er war der erſte römiſche Feldherr, der ſich auf den nördlichen Ocean wagte. Als er nach dieſen Feldzügen im Jahr 11 vor Chriſtus wieder nach Rom kam, wurde er Prätor, kehrte aber ſchon im Frühjahre wieder nach Deutſchland zurück, überwand mehrere Völker bis an die Weſer, und legte mehrere Feſtungen an. Deßhalb wurde ihm zu Rom die Ehre des kleinern Triumphs (der Ovation) zugeſtanden und er zum Proconſul ernannt; auch legte ihm die Armee den Titel eines Imperators bei, welchen jedoch Auguſt zu beſtätigen nicht für gut fand. Im Jahr 9 vor Chr. ward er Conſul, kehrte bald aufs neue nach Deutſchland zurück, und drang bis an die Elbe vor, fand es aber unmöglich, über dieſen Fluß zu ſetzen. Um jedoch zu beurkunden, daß er bis dahin gekommen ſey, ließ er daſelbſt Siegszeichen aufrichten. Auf ſeinem Rückzuge nach dem Rhein ſtarb er aber (nach Einiger Nachricht an den Folgen eines Sturzes vom Pferde) noch in demſelben Jahre, und im dreißigſten ſeines Alters. Der Canal, welcher den Rhein mit der Yſſel verbindet, war ſein Werk, und auch der Ort Druſenheim im Elſaß, wo er einige Zeit ſein Lager hatte, hat den Namen von ihm. Von ſeiner Gemahlin Antonia hatte er drei Kinder, Livia, Germanicus (der ſeinem Vater an Tapferkeit glich) und Claudius, welcher in der Folge Kaiſer wurde. Rom verlor an dem Druſus einen tapfern, im Felde wie in Staatsverhältniſſen gleich brauchbaren Mann, und einen ſeiner redlichſten und edelſten Bürger. 3. Druſus, Sohn des Kaiſers Tiberius von ſeiner erſten Gemahlin, der Vipſania, beſaß die meiſten Fehler und Laſter ſeines Vaters, handelte aber offner als dieſer. Im Jahr 11 nach Chr. Geb. wurde er Quäſtor, und nach Auguſts Tode beſänftigte er die aufrühriſchen Legionen in Pannonien. 15 nach Chr. Geb. wurde er Conſul, und 17 erhielt er den Oberbefehl über die Armee in Illyrien. Von hier aus unterhielt er die Uneinigkeit, welche eben unter den Deutſchen herrſchte, und bediente ſich ihrer zu Roms Vortheil, weßhalb ihm auch die Ovation zugeſtanden wurde. Nach ſeiner Rückkehr nach Rom wurde er (21) zugleich mit ſeinem Vater Conſul, und erhielt in der Folge auch die tribuniziſche Würde (dignitas tribunitia), welche auf ſeine künftige Erhebung zur Kaiſerwürde ſchließen ließ. Um letztere zu verhindern, ließ ihn Sejanus, Tibers Günſtling und Miniſter, der ehemals vom Druſus thätlich beleidigt worden war, unter Mitwirkung der Gemahlin des Druſus im Jahr 23 nach Chr. Geb. vergiften. Sein Vater zeigte bei der Nachricht von ſeinem Tode die größte Unempfindlichkeit. .....s

Dryaden, in der Mythologie der arkadiſchen Griechen, Waldnymphen, die man zu Schutzgöttinnen der Bäume, namentlich der Eichen (daher der Name) in den Wäldern machte. Doch machen Einige

den Unterſchied, daß Dryaden überhaupt Waldnymphen, die Hamadryaden aber ſolche ſeyn ſollen, welche als Beſchützerinnen beſondrer Bäume mit ihnen lebten und ſtürben, ſ. auch Hamadryaden.

Dryden (John), Esq., einer der fruchtbarſten engliſchen Dichter, mehr durch ſeinen correcten, gewandten und geſchmackvollen Styl als durch poetiſche Kraft und Originalität berühmt, und das Muſter vieler ſpätern engliſchen Dichter. Ein geſunder Verſtand äußert ſich bei ihm in einer gebildeten Sprache und Verſification ohne Glanz und Fülle der Phantaſie. Vieles hat er dem Studium der Alten zu verdanken, welches er ſchon auf der Schule zu Weſtminſter trieb. Dryden wurde 1631 zu Auldwinkle, einem Flecken in Northamptonſhire, geboren. Er beſuchte die Weſtminſterſchule und die Univerſität Cambridge, wo er 1653 den Grad eines Baccalaur annahm. Sein erſter Verſuch: heroic stanzas, zum Lobe Cromwells, erſchien 1658 nach des Protectors Tode. Die Reſtauration der Monarchie hatte auf ihn eben den Einfluß, den ſie auf die Herzen der mehreſten Britten äußerte, denn er ſchrieb bald darauf: Astraea redux, a poem on the happy restoration and return of his sacred Majesty King Charles II. Im Jahr 1663 fing er an, des Erwerbs wegen, für die Bühne zu arbeiten. Sein erſtes Stück, the wild gallant, eine Komödie, wurde kalt aufgenommen. Dies hielt ihn indeſſen nicht ab, noch 27 andere, theils Trauerſpiele, theils Luſtſpiele, theils ſogenannte Tragikomödien, theils Opern zu liefern. Man hält ſeine dramatiſchen Producte für die ſchlechteſten ſeiner Werke, weil ſie zu ſehr in dem ungeläuterten Geſchmack des damaligen Publicums geſchrieben ſind. 1667 wurde ſein annus mirabilis gedruckt, ein hiſtoriſches Gedicht, das nach D. Johnſons Urtheil zu ſeinen gefeilteſten Werken gehört, ſo wie er überhaupt mehr Talent zur Ausführung als zur Erſindung beſaß. Um dieſe Zeit ſchrieb er die Biographien des Polybius, Lucian und Plutarch, die den engliſchen Überſetzungen dieſer Schriftſteller vorgedruckt ſind. 1668 erhielt er den wenig einträglichen Poſten eines poet-laureat, oder Hofdichters. Um jene Zeit erſchien ſein eleganter und lehrreicher Dialog: Essay on dramatic poetry, der erſte Verſuch einer feinen Kritik, der von einem Engländer gemacht wurde. Dieſer, wie überhaupt ſeine Abhandlungen und Vorreden in Proſa, ſehr correct und geiſtvoll geſchrieben, haben ihn den Titel eines Vaters der engliſchen Kritik erworben. (Seine kritiſchen und vermiſchten proſaiſchen Schriften hat 1800 Malone in drei Bänden im Original herausgegeben.) Er erwarb ſich ein ſo großes Anſehen, daß ihm die damaligen dramatiſchen Dichter, z. B. Lee, für den Arbiter der Bühne erkannten, und ſich von ihm die Prologen oder Epilogen ihrer Stücke ſchreiben ließen. 1681 machte er ſeine merkwürdige Satire: Absalon and Ahitophel, bekannt. Sie iſt gegen die Partei des Herzogs von Monmouth gerichtet, und perſiflirt viele der angeſehenſten Perſonen damaliger Zeit unter erdichteten Namen. Nach Jacobs II. Thronbeſteigung trat er, weniger aus Überzeugung, als aus Politik, zur catholiſchen Kirche über, wofür ihn der König zu ſeinem Hiſtoriographen ernannte. Aus Eifer für ſeine neue Religion, und zu ſeiner Vertheidigung, machte er jetzt ſeine verrufene Fabel: the hind and the panther, bekannt, worin er die römiſche Kirche unter dem Bilde einer milchweißen Hirſchkuh ihre Gerechtſame gegen die pro=

teſtantiſche, welche als ein Panther vorgeſtellt wird, vertheidigen läßt. Die von Jacob II. herbeigeführten goldenen Zeiten der catholiſchen Kirche gingen bald vorüber. Unſer Dichter büßte den Lorbeer ein; worauf er zur Schriftſtellerei, als zu einem bloßen Erwerbsmittel, ſeine Zuflucht nehmen mußte. Er arbeitete von nun an rüſtiger als ſonſt, und zuweilen etwas fabrikmäßig, wie ein von Johnſon angeführter und auch in der neuen Ausgabe der proſaiſchen Schriften Drydens abgedruckter Contract beweiſ't, in welchem er ſich anheiſchig macht, dem Buchhändler Johnſon 10,000 Verſe für 250 Guineen zu liefern. Indeſſen tragen doch alle ſeine ſpätern Producte das Gepräge ſeines großen Talents an ſich. 1693 erſchien ſein Perſius und Juvenal. 1797 gab er ſeinen Virgil heraus, der zu den meiſterhafteſten Überſetzungen gehört, die irgend eine neuere Nation aufweiſen kann. Sein letztes Werk waren ſeine aus Homer, Ovid, Boccaz und Chaucer entlehnten, und theils überſetzten, theils moderniſirten fables ancient and modern. translated into verse with original poems. In dieſer Sammlung ſteht ſeine geprieſene Ode: Alexander's feast, or the power of music, in honour of St. Cecilia's day, die von Händel 1725 vortrefflich componirt iſt, und Pope's und Congreve's ähnliche Arbeiten weit hinter ſich zurückläßt. Ramler hat ſie 1770 überſetzt; auch hat man eine wohlgerathene Nachbildung derſelben von Koſegarten. Überhaupt ſind ſeine lyriſchen und ſatiriſchen Gedichte unſtreitig die ausgezeichnetſten in der engliſchen Literatur dieſer Zeit, obgleich er mehr aus dem Kopfe als aus dem Herzen ſang. Alle ſeine poetiſchen Werke ſtehen im 9ten bis zum 13ten Bande der johnſon'ſchen Sammlung, und in der Ausgabe von Derrick (London 1760, 4 Vol.) S. über ihn den brittiſchen Plutarch, 4. B. S. 204 ff. Dryden ſtarb den 1. Mai 1701, und wurde in der Weſtminſterabtei zwiſchen Chaucer und Cowley beigeſetzt. Auf ſeinem Monument ſteht nichts als der Name Dryden.

Dſchingis-Chan, ſiehe Gengis-Khan.

Dualismus, Dualiſt. 1. Die philoſophiſche Anſicht, welche das Weſen der Dinge auf die Annahme zweier ungleichartigen, als urſprünglichen und nicht von einander abzuleitenden Principien aller Dinge, nämlich des Idealen und Realen (oder des Wiſſens und Seyns), oder der materiellen und der denkenden Subſtanz, gründet und zurückführt, heißt der Dualismus. Sie kann dogmatiſch, kritiſch oder ſkeptiſch ſeyn. Im engern Sinne beſchränkt man den Dualismus auf die Annahme zweier verſchiedenen Principien im Menſchen, dieſes iſt der (metaphyſiſch) pſychologiſche Dualismus. Wer dieſer Anſicht zugethan iſt, heißt Dualiſt. Wer insbeſondere die Verſchiedenheit und den Gegenſatz beider Principien (auch ſelbſt Dualismus genannt) nur annimmt, in ſo fern er dem Bewußtſeyn erſcheint, heißt empiriſcher, wer dieſen Gegenſatz auch außer unſerm Bewußtſeyn für wirklich hält, transſcendentaler Dualiſt. Dem Dualismus ſteht entgegen der Monismus, welcher Idealismus oder Realismus, Spiritualismus oder Materialismus iſt (ſ. dieſ. Art.). Der Dualismus war ſchon vor Chriſti Geburt in den Religionen des Orients herrſchend. 2. In der Theologie heißt Dualismus die Lehre derer, welche nur einigen Auserwählten die Seligkeit, allen übrigen aber die ewige Verdammniß zuſprachen.

Dublin (irländiſch Balacleigh), die Hauptſtadt des König-

reichs Irland in der Grafſchaft gleiches Namens. Sie iſt eine wohlgebaute und volkreiche Handelsſtadt, auch die Reſidenz des Vicekönigs oder Statthalters von Irland. Die Hauptgaſſe, Sackville genannt, iſt eine halbe engliſche Meile lang, und eine der prächtigſten in den europäiſchen Städten. Dublin hat eine Univerſität, ein Arſenal, ein Invalidenhoſpital, eine Handlungsbörſe und andere öffentliche Gebäude und Anſtalten. Die daſigen Krämer ſind meiſtens Agenten engliſcher Kaufleute, denen ſie jedoch nur einige Procente überlaſſen. Die Volksmenge beläuft ſich auf 200,000. 1711 verbrannte daſelbſt die ganze Schatzkammer mit allen Briefſchaften und Documenten.

Dublone auch Duplone, Doublon, Doppia, eine ſpaniſche Goldmünze von 2 Piſtolen oder Doppien, gilt ungefähr 5 Thlr. 3 bis 4 Gr., oder einen Louisd'or.

Duboccage, Madame, ſiehe Boccage.

Dubois, eigentlich Du Bois (Guillaume). Dieſer, beſonders in der diplomatiſchen Geſchichte Frankreichs, berühmte Staatsmann war der Sohn eines Apothekers zu Brive-la-Gaillarde in Nieder-Limouſin (jetzt Corezze), geb. 1656. Früh kam er nach Paris, wo er zuerſt halb Secretär und halb Bedienter des Predigers von St. Euſtachius, fernächſt Vorleſer und in der Folge Hofmeiſter des Herzogs von Chartres wurde. Er wußte ſich das Vertrauen deſſelben zu verſchaffen, indem er für ſeine Vergnügungen ſorgte. Dies war freilich auch der einzige Weg, der ihm dazu blieb, denn abſtoßendere Eigenſchaften, als Dubois hatte, laſſen ſich kaum ſchildern. Mit einem ungeſtalteten Körper verband er den unedelſten Anſtand, worin nur zu ſehr ſeine frühere Dienſtbarkeit und Gemeinheit ſich ausdrückten; ein heftiges Stammeln machte ihn für die Converſation faſt untauglich, und nie war er widerlicher und linkiſcher, als wenn er gefallen wollte. Da es ihm unmöglich war, ſich fein zu benehmen, ſo ſchien er niedrig und kriechend. Die Mutter des Herzogs von Chartres, die ihn nicht ausſtehen konnte, nannte ihn nie anders als: ce coquin de du Bois. — Alles deſſen ungeachtet ward er im J. 1693 Abt zu St. Juſt, zur Belohnung, daß er ſeinen Zögling zur Heirath mit dem Fräulein von Blois bewogen hatte. In den Memoiren der Maintenon wird erzählt, daß der König, als man ihm geſagt habe, Dubois ſey den Weibern, dem Weine und dem Spiele ſehr ergeben, geantwortet hätte: „das kann wohl ſeyn; aber er bindet ſich nie, betrinkt ſich nicht und verliert niemals." Bringt man dieſe charakteriſirenden Worte in Anwendung, ſo wird man weniger über das glänzende Glück erſtaunen, welches Dubois gleichſam im Fluge erlangte. Er ſchwang ſich zum Staatsrath auf; 1715 ward er bevollmächtigter Geſandter des Königs zu London; 1720 Erzbiſchof von Cambrai, 1721 Cardinal, und im nächſten Jahre erſter Staatsminiſter, auch von der Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte zum Ehrenmitgliede ernannt. Fontenelle, La Motte, Voltaire und andere mehr konnten ihn damals nicht genug erheben. Dubois beſaß, außer dem Erzbisthume von Cambrai, noch ſieben Abteien, ein jährliches Einkommen von zwei Millionen, und Verläugnung genug, um auch von England eine Million als Penſion anzunehmen, die nur der Preis ſeiner Verrätherei ſeyn konnte. Dubois war übrigens mehr habſüchtig als geizig; er hatte ſich auf das koſtbarſte eingerichtet und unterhielt ein großes Haus; doch überfiel ihn oft

der Unmuth und dann wünſchte er ſich lieber im vierten Stock, mit vierhundert Thalern Renten zu wohnen, als der Erſte nach dem Könige zu ſeyn. Wie konnte auch ein Miniſter glücklich ſeyn, der frech genug war, dem Regenten den ſchrecklichen Grundſatz einzuprägen: „Um groß zu werden, muß man ein großer Verbrecher ſeyn!" (que pour devenir un grand homme, il falloit être un grand scélérat!) Ein anderer Grundſatz von ihm war, daß es bei den Männern keine Rechtſchaffenheit, bei den Weibern keine Tugend gäbe; und daß man im Dienſte geſcheidte und kluge Köpfe den ehrlichen und gerechten vorziehen müſſe. Er ſtarb am 10. Auguſt 1723, im 67. Jahre an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen (des suites d'une amputation aussi horrible, que le siège du mal étoit honteux). Er war ein Mann von ungemeinem Geiſte, Gewandtheit, Reichthum an Ideen und Energie in ihrer Ausführung, aber auch von eben ſo außerordentlichen Laſtern, vorzüglich Wolluſt, Irreligioſität, Ehrſucht, Jähzorn ꝛc., und entehrte durch ſeinen perſönlichen Charakter das franzöſiſche Cabinet, indem öffentliche Lügen und Betrügereien, Unterſchlagung und Abänderung der Depeſchen, öffentliche Beſtechungen, und überhaupt der Gebrauch der verächtlichſten Perſonen und Mittel, wenn ſie nur zum Ziele führen halfen, an der Tagsordnung waren. Dieſem verdankte man auch einen dreißigjährigen Frieden mit England, der der Wohlfahrt Frankreichs ſehr vortheilhaft war. Mit vieler Pracht ward er in der Kirche zu St. Honoré zu Paris begraben, wo ſein Mauſoleum, ein Werk des berühmten Couſton, zu ſehen iſt. Über ihn ſiehe vie privée du Card. du Bois. Lond. 1789. 8.

Dubos, eigentlich Du Bos (Jean Baptiſte), einer der erſten franzöſiſchen Äſthetiker, welcher die Theorie der Künſte unter den Franzoſen durch ſeine Vergleichung der Poeſie und Malerei (reflexions sur la poésie et sur la peinture, Paris 1719, 6te Ausg. 1755 in 3 Bänden; überſetzt von Funk 1759 und mehrmals; die beiden erſten Theile auch Copenhagen, 1760 8.; der dritte, welcher eine Digreſſion über die theatraliſchen Vorſtellungen der Alten enthält, von Leſſing überſetzt in ſeiner theatr. Bibliothek 3 St.) bereicherte, wenn er gleich dem Gefühle in Sachen des Gefühls zu viel beilegte. Er war geboren zu Beauvais 1670, ſtudirte hier und zu Paris, wurde 1695 in dem Büreau der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Miniſter Torcy angeſtellt, welcher ihm die Beſorgung wichtiger Geſchäfte in Deutſchland, Italien, England und Holland übertrug. Auf dieſen Reiſen ſammelte er vorzüglich ſeine nützlichen Erfahrungen über die Künſte, welche er in jenem ſehr geprieſenen Werke aufſtellte. Nach ſeiner Zurückkunft erhielt er ein Canonicat, eine Penſion und die Stelle eines beſtändigen Secretärs der franzöſiſchen Akademie. Aber auch als Geſchichtſchreiber hat er ſich durch ſeine histoire de la ligue de Cambrai (Paris 1721. 2 Vol. 12.) und ſeine histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules, Amst. 1743. 2 Vol. 4. und 12.) ausgezeichnet. Voltaire rechnet ihn unter die Schriftſteller, welche das Jahrhundert Ludwig XIV. erleuchtet haben. Er ſtarb zu Paris 1742.

Ducange, oder vielmehr Du Cange, ſiehe Dufresne.

Ducas, Dukas, eine vornehme griechiſche Familie, welche dem byzantiniſchen Throne zwei Kaiſer gab, nämlich: Conſtantinus

Ducas, der nach Iſaac Comnenus von 1059-1067, und Michael Ducas, deſſen und der Eudocia älteſter Sohn, welcher von 1071-1078 nach Chr. Geb. regierte. Aus dieſer Familie ſtammte auch der byzantiniſche Geſchichtſchreiber Joannes Ducas, welcher ſich nach der Eroberung Conſtantinopels durch die Türken (1453) nach Lesbus begab, wo er in Dienſte der chriſtlichen Beherrſcher dieſer Inſel trat. Nach Eroberung derſelben durch die Türken widmete er ſich der byzantiniſchen Geſchichte, welche er bis aufs J. 1462 fortgeſetzt hat.

Ducaten, eine Gold- und Silbermünze. In Deutſchland eine Goldmünze, welche ſonſt in gutem Gelde 2 Rthlr. 18 bis 20 Gr., jetzt aber gewöhnlich 3 Thlr. bis 6, auch 8 Gr. gilt. In Italien und Spanien gibt es ſilberne Ducaten von geringerem Werth. In der Schweiz werden die Ducaten Schildfranken genannt. Die holländiſchen Ducaten ſind die verbreitetſten und im Handel üblichſten; die beſten, die chremnitzer ſollen 66 Gran wiegen. Insbeſondere im Norden und in Rußland pflegten ſonſt alle Waaren und Geldgeſchäfte in holländiſchen Ducaten regulirt zu werden. Die Exportation von holländiſchen Ducaten war daher für Holland ein ſehr wichtiger Handelszweig. Seitdem dieſes Land Frankreich einverleibt war, hatte derſelbe, wenigſtens einſtweilen, aufgehört, da nach einem Grundſatze des franzöſiſchen Handelsſyſtems weder Gold noch Silber, gemünzt oder ungemünzt, aus dem franzöſiſchen Reiche ausgeführt werden durfte. Den Urſprung und Namen leitet man von Longino, einem ravenniſchen Duca (Fürſten) im ſechsten Jahrhundert ab, oder von der Umſchrift der venetianiſchen Ducaten: sit tibi, Christe, datus, quem tu regis, iste Ducatus. Gewiß iſt es, daß ſie in den italiäniſchen Herzogthümern, namentlich in Apulien, zuerſt geprägt wurden.

Ducaton, 1. eine holländiſche Goldmünze (auch Ruyder genannt), ungefähr 6 Thlr.; und eine Silbermünze, ungefähr 1 Thlr. 17 Gr.; 2. eine franzöſiſche Silbermünze (½ Ducaten oder 1 Thlr. 12 Gr. werth), ſo viel als ein Laubthaler; daher auch der verſtümmelte Name dicke Tonne; 3. eine italiäniſche Münze von ungefähr 1 Thlr. 13 Gr.

Duchesne, oder Du Chesne (André), lateiniſch Chesnius, Duchenius, Quercetanus; ein berühmter franzöſiſcher Geſchichtsforſcher und Sammler, welchen man daher oft den Vater der Geſchichte Frankreichs genannt hat. Er ward geb. 1584 zu Isle Bouchart in Touraine, ſtudirte zu Loudun und Paris, wurde zum königl. Geographen und Hiſtoriographen erhoben, und ſtarb 1640. Vorzüglich wichtig iſt ſeine große Sammlung franzöſiſcher Geſchichtſchreiber (Scriptores rerum francicarum in IV. Tom. Fol., denen ſein Sohn François Duchesne den 5ten aus ſeines Vaters Nachlaß hinzufügte); zu deren Fortſetzung die franzöſiſche Regierung mehrmals aufgefodert hat; ſeine Scriptores rerum normannicarum ab a 838 bis 1220; und ſeine vielen genealogiſchen Werke, durch welche er die Geſchichte Frankreichs erläuterte. Die Zahl ſeiner Schriften iſt überhaupt ſehr groß; einige gab ſein Sohn nach ſeinem Tode (1640) heraus. Mehr als hundert Folianten ſoll er in Handſchriften hinterlaſſen haben.

Ducis, Mitglied des Nationalinſtituts, machte den Verſuch, einige ſhakſpeareſche Stücke für die franzöſiſche Bühne zu bearbeiten, oder wie Schlegel ſich ausdrückt, nach franzöſiſchen Regeln zu modeln.

Duclos (Charles Dineau), ein berühmter franzöſiſcher Schriftſteller, Sohn eines Hutmachers, wurde 1705 zu Dinant, im ehemaligen Bretagne, geboren. Er erhielt zu Paris eine gute Erziehung und machte frühzeitig ſeine gelehrten Kenntniſſe geltend. 1739 wurde er Mitglied der Akademie der Inſchriften und 1748 Mitglied und bald darauf beſtändiger Secretär der franzöſiſchen Akademie. Ob er ſich gleich häuslich zu Paris niedergelaſſen hatte, ſo wählte ihn doch ſeine Vaterſtadt 1744 aus Achtung zu ihrem Maire. Noch größere Ehre wiederfuhr ihm im Jahr 1755. Die Stände von Bretagne erhielten nämlich zur Belohnung des Eifers, den ſie für das Wohl des Königreichs bezeigt hatten, den Befehl, diejenigen aus ihrer Mitte zu nennen, die ſich der königlichen Gnade am würdigſten gemacht hätten. Duclos wurde einſtimmig vom Tiers-état unter dieſe Zahl gerechnet, und in den Adelſtand erhoben. Nicht lange vor ſeinem Tode wurde er an Voltaire's Stelle zum Historiographe de France ernannt. Er ſtarb zu Paris 1772. Duclos iſt als Romanendichter, Charakteriſtiker, Memoirenſchreiber und Grammatiker rühmlich bekannt. Zu ſeinen beſten Romanen gehören die Confessions du Comte de B** (1741. 12). Zu den beſten Memoires gehören ſeine Mémoires sur les moeurs du XVIIIme siècle (1751. 12). Dies Werk enthält manche feine und treffende Bemerkungen, beſonders über das weibliche Geſchlecht und über die Liebe; aber es fehlt ihm im Ganzen an Intereſſe. Hieran ſchließen ſich ſeine Considérations sur les moeurs de ce siècle (1749. 12) in der Manier der Characères de Bruyère, voll geiſtreicher treffender Charakterzeichnung und tiefer Menſchenkenntniß. Beide ſind oft gedruckt worden. Auch ſeine Histoire de Louis XI. (zuerſt 1745 in 3 Bänden in 12.) iſt ein ſchätzbares Werk, welches aber ſeinem Muſter, dem Tacitus, weit nachſteht, und mehr Räſonnement über den politiſchen Zuſtand Europa's, als Darſtellung des Details enthält. Den größten hiſtoriſchen Werth haben ſeine Mémoires sécrets sur les régnes de Louis XIV. et XV. Dies Werk arbeitete Duclos als Historiographe de France aus, indem er nicht, wie Boileau und Racine, die mit dieſem Poſten verbundenen Einkünfte umſonſt genießen wollte. Es erſchien erſt 1791 (in 2 Vol. 8. verdeutſcht von L. F. Huber, Berlin 1791), und iſt ſo unverkennbar mit des Verfaſſers bekanntem Stempel der Wahrheitsliebe bezeichnet, daß man es für ſein Eigenthum anerkennen würde, wenn auch nicht ſeine Originalhandſchrift zu Jedermanns Anſicht und zur Vergleichung mit dem buchſtäblichen Abdruck in der Verlagshandlung niedergelegt wäre. Der Styl dieſes Werks iſt, einiger Flecken ungeachtet, die Duclos, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte, weggewiſcht haben würde, vorzüglicher, als in ſeinen übrigen Schriften. Endlich hat er ſich auch in ſeinen remarques sur la grammaire générale de Port-royal (1754. 12) als Sprachforſcher ausgezeichnet. Seine Werke hat Deſeſſart geſammelt: Oeuvres complètes de Duclos, Paris 1806 10 Vol. 8. Der letzte enthält ein Fragment einer Selbſtbiographie.

Ducos (Roger), nach der Verfaſſung vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) mit Bonaparte und Sieyes proviſoriſcher Conſul von Frankreich; durch die neue Conſtitution deſſelben Jahres Senator.

Du = Deffand (Marie de Vichy Gamrond, Marquiſe), geb. 1697 aus einer edeln Familie der Provinz Burgund, ward im Kloſter der Magdalena von Treſnel zu Paris erzogen und entwickelte ſchon in zarter Jugend die liebenswürdigen und glänzenden Eigenſchaften, die ihr einen Namen gemacht haben. Ihre Ältern verheiratheten ſie 1718 an den Marquis Du = Deffand; doch war dieſe Ehe nur von kurzer Dauer; der Vorwand, daß ſie mit einem Manne von ſolcher Charakterſchwäche und Unleidlichkeit ſich nicht wohl befinden könne, war hinlänglich, ſie von ihm wieder zu trennen; die wahre Urſache aber ſoll eine frühere Liebe geweſen ſeyn, die ſie, weil ſie arm war, nicht hatte geltend machen können. Als der Tod ihrer Großmutter ihr eine Rente von 4000 Liv. verſchaffte, ſuchte ſie ein verhaßtes Band wieder zu zerreißen; dies gelang ihr zwar, doch mußte ſie die Kränkung erfahren, von ihrem Geliebten ſich aufgegeben, ihren unbedachten Schritt, als das Mährchen des Publicums, von aller Welt getadelt und ſich von ihren Freunden verlaſſen zu ſehen. Man will ſie nicht ganz von der Theilnahme an den Galanterien des damaligen franzöſiſchen Hofes frei ſprechen, ja ſelbſt wiſſen, daß ſie einige Zeit lang der Gegenſtand der ausſchweifenden und entehrenden Leidenſchaft des Regenten, Herzogs von Orleans, geweſen ſey. Doch entſchuldiget man ſie auf der andern Seite, und bewundert, daß ſie bei ſolcher Jugend, mitten im Strome der ausgelaſſenſten Vergnügungen, rings umgeben von den verführeriſcheſten Beiſpielen der größten Sittenloſigkeit, aus dieſem Sturme aller Leidenſchaften doch die Liebe zur Offenheit und Wahrheit gerettet hat, und das lebhafte Gefühl ihrer eigenen Fehler und Schwächen. Und aus demſelben Geſichtspunkte betrachtete man auch ihr vertrauliches Verhältniß mit dem Präſidenten Henault, das bis zu deſſen Tod (1770) währte. An dem glänzenden Hofe der geiſtreichen Herzogin von Maine zu Sceaux kam ſie mit Voltaire, Polignac, Fontenelle, La Motte, Madame de Lambert, Mademoiſelle Delaunay und Madame de Staal in nahe Berührung. Doch fortgeriſſen von den Reizen der Hauptſtadt, gab ſie Sceaux wieder auf, wo ſie oft auch wegen ihrer galanten Abenteuer ſich compromittirt fand, und ſuchte ſich durch den Umgang mit den größten und ausgezeichnetſten Schriftſtellern des In= und Auslandes, die ſie in ihrem Hauſe verſammelten, zu entſchädigen. Diderot, Madame Duchatelet, die Herzogin von Bouillers, Pont=de=Veyle, Henault, die Herzoginnen von Grammont und Chaulnes, der Herzog von Choiſeul, der Marquis Beauveau, David Hume, Horace Walpole, Montesquieu und Andere mehr bildeten den Cirkel, in deſſen Mitte die Marquiſe Du=Deffand durch Anmuth und Verſtand entzückte. Doch es überfiel ſie ein großes Übel. Sie ward blind. Schon im Jahre 1752 hatte ſie nicht mehr ſchreiben können; eine Reiſe nach Chamrond zu ihrem Bruder, dem Grafen Vichy, blieb ohne gehoffte Wirkung. Noch ehe ihre völlige Blindheit bekannt war, ſchrieb Voltaire an Formont: „Was Sie mir über die Augen der Madame Du=Deffant ſagen, beunruhigt mich unendlich. Sie waren ſonſt ſtrahlend und unbeſchreiblich ſchön. Warum muß man doch eben daran geſtraft werden, womit man geſündigt hat! und welche Raſerei der Natur, ihr ſchönſtes Werk zu vernichten! Doch es iſt ja der armen Du=Deffand der Geiſt geblieben, und dieſer iſt noch

ſchöner als ihre Augen." Durch dies Unglück litt indeß der Liebreiz ihrer ſchönen Züge nicht und ſie war ſchon alt, als man ſie noch liebenswürdig und voll Grazie fand. Während ihrer Blindheit erweiterte ſich der Kreis ihrer Freunde um ſie her; im eilften Jahre dieſes dunkeln Lebens war es, als Horatius Walpole ihre Bekanntſchaft machte. Es kann nichts Reizenderes geben, als ihre Briefe an dieſen Freund, die Ergüſſe ihrer ſtillleidenden Seele gegen die gleich gefeierte Lespinaſſe und gegen d'Alembert. Mit der Lespinaſſe ſchloß ſie einen ſchönen Bund der Freundſchaft; ſie machte ihr den Antrag, obwohl ſie ihr an Jahren ſehr ungleich war, als Geſellſchafterin bei ihr zu leben und beide bezogen die Gemeinde des heiligen Joſeph, von der berühmten Montespan geſtiftet; nach einem zehnjährigen Zuſammenſeyn (1764) trennten ſie ſich aus einer Art geiſtigen Eiferſucht, nach Marmontel auf eine nicht ganz freundſchaftliche Weiſe. Unter den intereſſanteſten Verhältniſſen, in ſteter Verbindung mit den merkwürdigſten Menſchen ihrer Zeit und in ununterbrochener Correſpondenz mit den Entfernten verfloſſen ihr vom Tage ihrer Blindheit an noch 30 Jahre, als im 84ſten ihres Lebens ein ſanfter kampfloſer Tod ſie der Erde entrückte (24. Sept. 1780). Sie ward nach ihrem Wunſche in der Kirche St. Sulpice ohne alle Feierlichkeiten begraben. Was Perſonen in ihrer Lage oft werden, bigott, war ſie nie und ſie würde noch glücklicher geweſen ſeyn, wenn ſie religiöſer Gefühle fähig geweſen wäre; aber ſchon in ihrem ſechzehnten Jahre, als Penſionärin im Kloſter, äußerte ſie Zweifel gegen das Syſtem der Religion, in der ſie erzogen ward, welche ſchon damals ihre Ältern ſehr beunruhigten; ſie ſandten den berühmten Maſſillon zu ihr, um ſie gleichſam zu bekehren. „Aber (ſchreibt Walpole) der Prälat erſtaunte mehr über ihren Verſtand und ihre Schönheit, als über ihre Ketzerei." Die Memoiren der Madame Necker enthalten ſehr anziehende Anekdoten und Bemerkungen von und über die Du-Deffand. Ihre Briefe, Gedichte, Epigrammen und andere Kleinigkeiten ſind mehrfältig geſammelt. Ihre Briefe an Walpole, der ihre innerſten Gedanken erfuhr, (vermiſcht mit einigen an andere Perſonen und begleitet mit Notizen über ihr und ihrer Freunde Leben und Zuſammenſeyn), ſind im Jahre 1812 in 4 Bänden zu Paris erſchienen und gewähren einen hinreißenden Genuß. Sehr viele davon ſchrieb oder dictirte ſie in ſchlafloſen Nächten, daher ſie auch ſagte: „mes insomnies deviendront mes bonnes nuits."

Duegna, Dueña, bei den Spaniern eine Matrone oder bejahrte Dame, welche über junge Frauenzimmer die Aufſicht führt und ſie überall begleitet; eine Keuſchheitswächterin.

Duell oder Zweikampf iſt der Zuſtand zwiſchen zwei Perſonen, indem ſie ſich wegen einer vorhergegangenen (wirklichen oder vermeinten) Beleidigung (Ehrenkränkung) durch die Entſcheidung der Waffen (ſonſt durch Gewalt überhaupt) Genugthuung zu verſchaffen ſuchen. Geht derſelben eine förmliche Ausfoderung vorher, ſo iſt es ein vorſätzliches oder eigentliches Duell; geſchieht dies nicht und die Perſonen gerathen von Wortwechſel ſogleich zu Thätlichkeiten, ſo nennt man den Zweikampf ein Rencontre. Da Genugthuung im Staate nur vermittelſt der Juſtiz erlangt werden ſoll, ſo iſt die eigene Genugthuung, — als unerlaubte Selbſthülfe, — ein Verbrechen gegen den Staat, indem die Duellanten ſich der Herrſchaft des Geſetzes entziehen, um unter die Herrſchaft des Staats

zu treten. Mit Recht verordnen daher die Staatsgeſetze, die Ausfoderung der Obrigkeit anzuzeigen und beſtrafen den Fodernden wie den Duellanten durch Abſetzung von Ämtern und Gefängniß, bei einem bloßen Rencontre im geringern Grade, und ſetzen die Tödtung im Duell jeder andern Tödtung mehr oder minder gleich, obgleich eigentlich die Folgen des Duells weniger, als der Grad, in welchem ſich die Duellanten denſelben ausſetzen, bei der Beſtrafung in Betracht kommen muß. Das ſtrafbarſte Duell iſt daher das auf Leben und Tod, weniger ſtrafbar das auf Wunden. Das Duell iſt aber nicht bloß ſtrafbar in rechtlicher Hinſicht, ſondern auch zwecklos und unvernünftig. Denn wie kann der uns unſre Ehre wiedergeben, der, wie wir glauben, uns beleidigt hat, und ſchon dadurch in unſern Augen als ſchlecht, verächtlich und nichtswürdig erſcheint, oder wie kann man durch äußeres Glück oder Geſchicklichkeit der Waffen Ehre erzwingen? Und iſt es klug, ſich auf eine Weiſe Genugthuung zu verſchaffen, bei welcher man ſich einer neuen noch viel größeren Beleidigung Preis gibt. Iſt aber der Kampf auf Leben und Tod, ſo wird ja mit der Tödtung des einen Theils die Möglichkeit, ſich dem Willen des Siegenden zu unterwerfen, mithin der Zweck der Entſcheidung aufgehoben. Alle dieſe Gegengründe der Vernunft, verbunden mit den härteſten Strafen und Maßregeln haben die aus den Zeiten des Fauſtrechts und des Ritterweſens (wo die Ehre vorzüglich in dem Gebrauch der Waffen lag) herkommenden Duelle nicht verbannen können; ſo tief wurzeln die Vorurtheile der falſchen Ehre. Dem Militärſtande ſcheint dieſes Vorurtheil noch am meiſten zu frommen und am meiſten verzeihlich; weil auf Muth und Tapferkeit die Ehre dieſes Standes beruht, obgleich der Duellant auch feig ſeyn kann und das Glück der Waffen ihm keine Ehre ertheilt, wo er ſie erſt nicht ſchon beſitzt.

Duero oder **Douro** (ſonſt Durius), einer der Hauptſtröme in Spanien, entſpringt auf der Gränze von Aragonien auf dem Gebirge Zubeda in Alt-Caſtilien, nicht weit von der alten Stadt Numantia; er unterſcheidet Caſtilien von Leon und Aſturien, und Gallizien von Portugal. Sein Lauf erſtreckt ſich auf 120 Meilen; er fließt durch Leon und Portugal, nimmt auf ſeinem Laufe viele Flüſſe in ſich auf und ergießt ſich nicht weit von der portugieſiſchen Stadt Porto in das atlantiſche Meer.

Duett, ein Tonſtück (eigentlich ein **kleines**), welches zwei verſchiedene Hauptſtimmen hat. Es kann entweder gar keine, oder Eine, oder auch mehrere begleitende Baß- und Mittelſtimmen haben. Im erſtern Falle iſt zugleich der Satz ein **zweiſtimmiger Satz** (ſiehe d. Art.). Iſt das Tonſtück ein Inſtrumentalſtück, ſo nennt man daſſelbe insbeſondere ein **Duo**, es mag eine oder mehrere Stimmen zur Begleitung haben oder nicht. **Duett** im engern Sinne nennt man in Opern, Cantaten u. ſ. w. eine Tonſtück mit zwei Hauptſingpartien. Das Duett iſt concertirend, wenn der Hauptgeſang in den Stimmen abwechſelt, ſo daß die Melodie bald in die höhere, bald in die tiefere Stimme verlegt wird, wozu eine gründliche Kenntniß der Harmonie, und insbeſondere des zweiſtimmigen Satzes, ſo wie der Regeln des doppelten Contrapunktes um ſo unentbehrlicher iſt, da bei zwei Stimmen jede falſche Gegeneinanderſtellung der Intervallen weit mehr auffällt, als wenn dieſelbe durch den Zutritt mehrerer Stimmen gedacht werden kann. Der **Vortrag** des Duetts iſt nicht minder delicat, und ſetzt voraus,

daß ſich die Sänger in ihren Manieren genau kennen, ſich gegenſeitig nach einander richten, damit die vollkommenſte Einheit, welche nur möglich iſt, harmoniſch verſinnlicht werde.

Dufresne oder Du Fresne, 1. (Charles), Herr von Cange, daher auch oft Ducange genannt, ein berühmter franzöſiſcher Literator, um die Geſchichte des Mittelalters, namentlich aber um die Geſchichte ſeines Vaterlandes, ſo wie um die byzantiniſche Geſchichte, vorzüglich durch die Herausgabe und Erläuterung mehrerer byzantiniſchen Hiſtoriker ſehr verdient. Er wurde 1610 auf einem Landgute bei Amiens geboren, und ſtammte aus vornehmer Familie. Den Wiſſenſchaften widmete er ſich in dem Jeſuitercollegio daſelbſt, nachmals zu Orleans und zu Paris. An letzterem Orte wurde er 1631 Parlamentsadvocat, 1645 königl. Schatzmeiſter zu Amiens, von wo ihn eine Peſt 1668 wiederum nach Paris vertrieb. Hier widmete er ſich ganz der Literatur und gab ſeine großen Werke, namentlich ſeine Gloſſarien über die mittlere und neuere Gräcität und Latinität, ſeine historia Byzantina illustrata (1680 Paris), die Annalen des Zonaras, ſeine Numismatik des Mittelalters und viele andere bedeutende Werke heraus. Er ſtarb 1688. Sein Leben hat Renaudot beſchrieben. 2) Abraham Alexis Quinault, einer der größten franzöſiſchen Schauſpieler, debutirte noch ſehr jung als Arzt in der Electra des Crebillon (1712). Von Natur herrlich ausgeſtattet, vervollkommnete er ſein Talent in der Schule Ponteuils und ſtellte den durch des großen Baron Abgang verfallenen Geſchmack in der Declamation wieder her.

Dufresnoy oder Du Fresnoy (Charles Alfonſe), Maler und Dichter, theilte durch die Verbindung beider Künſte ſein ihm für die Malerei verliehenes Talent, und ſuchte letztere, ſelbſt indem er ſie verließ, in einem ſehr berühmt gewordenen und unzählige Male gedruckten, aber im Ganzen trocknen, beſchreibenden Gedichte in lateiniſcher Sprache (de arte graphica in einer franzöſiſchen Überſetzung von Roger de Piles mit Anmerkungen, wogegen H. Boſſe eine Kritik aufſtellte) zu verherrlichen. Dufresnoy war zu Paris 1611 geboren, hatte alte Sprachen, Anatomie und Perſpective ſtudirt, und die Anfangsgründe der Malerei in den Schulen Perriers und Vouets erlernt. Von dem Glück nicht begünſtigt, ging er 1633 nach Rom, fand aber dort an Mignard einen unzertrennlichen Freund, in deſſen Gemeinſchaft er die größten Meiſterwerke der ital. Schule genoß. 1653 ging er in ſein Vaterland zurück, und lebte dort mit ſeinem Freunde unzertrennlich bis an ſeinen Tod (1665). Seine Malereien ſind ſelten geworden.

Dufresny (Carl Xiviere), geb. zu Paris 1648. Man hielt ihn für einen Enkel Heinrichs IV., dem er auch in der That glich. Er vereinigte mit vielem Geſchmack für die Künſte ausgezeichnete Talente, beſonders für Muſik und Zeichnen. Ohne Stift, Pinſel und Feder wußte er allerliebſte Bilder zu machen, indem er ſie aus Kupferſtichen, aus denen er einzelne Gruppen und Theile von Menſchen, Thieren und Pflanzen nahm, zuſammenſetzte. Unübertrefflich war er in der Kunſt, Gärten anzulegen. Dies verſchaffte ihm die Anſtellung als Aufſeher der königlichen Gärten und das Privilegium zu einer Spiegelglas-Manufactur. Der unbeſchreiblich verſchwenderiſche Dufresny trat dies Amt für eine mittelmäßige Summe an einen andern ab, und verkaufte zu gleicher Zeit eine von

Ludwig XIV. ihm lebenslänglich ausgeſetzte Rente von 3000 Liv. Daher ſagte auch der König: „es gibt zwei Menſchen, die ich nicht reich machen kann, den Dufresny und Bontems." Beide waren Kammerdiener des Königs. Dufresny verließ jedoch den Hof, nachdem er alle ſeine Chargen verkauft hatte. Er konnte ſich dem Zwange zu Verſailles nicht unterwerfen, denn er liebte die Ungebundenheit in dem Grade, daß er ſtets vier Zimmer auf einmal inne hatte, damit, ſuchte man ihn in dem einen, er ſich in ein anderes flüchten konnte. In Paris arbeitete er im Verein mit Regnard für das Theater, und man kann ihm große Menſchen- und Sittenkenntniß, Feinheit und Anſtand nicht abſprechen; nur erreichte er nicht die Heiterkeit und Lebendigkeit des Vortrags, und die Stärke im Komiſchen, wie Andere ſeiner Zeit. Doch gehörten ſeine Luſtſpiele zu den vorzüglichen Converſationsſtücken der Franzoſen, und zeichnen ſich durch die Kunſt aus, das Lächerliche der Charaktere, auch wo es im Leben nicht auffällt und bemerkt wird, hervorzuheben. Im Jahr 1710 erhielt Dufresny das Privilegium über den galanten Merkur; „er bearbeitete ihn mit munterer Laune und vielem Witz, gab ihn jedoch gegen eine Penſion wieder auf. Seine Werke ſind in ſechs Bänden zu Paris (1731 und 1747 in 4 Thle. 12.) erſchienen und gewähren eine aufheiternde Lectüre. Er war zwei Mal verheirathet, und man kann ſagen, daß er es jedesmal that, um ſich wieder aufzuhelfen. Übrigens hatte Dufresny ein ungeheures Glück in allen Verlegenheiten. Als er endlich ohne alle Hülfsmittel war, überreichte er dem Regenten (Herzog von Orleans) eine Bittſchrift und Law mußte ihm auf des Prinzen Befehl 200,000 Franken zahlen. Hiervon baute er das niedliche Gebäude, das unter dem Namen: „das Haus des Plinius" bekannt iſt. Er ſtarb zu Paris den 6. Oct. 1724.

Dughet (Caſpar), von den Franzoſen le Gaſpre, auch Pouſſin genannt, weil er des Nic. Pouſſin Schüler und Verwandter war. Er war 1613 zu Rom geboren, und ſeinen landſchaftlichen Darſtellungen lagen meiſtens Anſichten von Rom oder den umliegenden Gegenden zu Grunde, auch wußte er ſie ſehr paſſend und bedeutſam zu ſtaffiren. In dieſer Gattung aber war er ſo groß, daß er nebſt den gleichzeitigen Salvator Roſa und Claude Gelée (oder Lorrain) zu dem Triumvirat der größten uns bekannten Landſchaftsmaler gerechnet wird. Er ſtarb 1675. S. über ihn Fiorillo und Füßli.

Duglas, eine vornehme ſchottiſche Familie, aus welcher auch der durch den dreißigjährigen Krieg bekannte Robert Duglas, ſchwediſcher Generalfeldmarſchall, ſtammte, welcher in ſeiner Jugend als Page zu König Guſtav Adolph kam, und ihn 1630 nach Deutſchland begleitete. Hier ſtieg er von einer Stufe zur andern durch ſeine kriegeriſchen Vorzüge ſchnell empor. Von der Königin wurde er zum Freiherrn, nachher zum Grafen von Skoningen erhoben. Den König Carl Guſtav begleitete er 1655 auf deſſen Zuge nach Polen; 1657 ging er nach Norwegen, 1658 als Feldmarſchall nach Liefland gegen den König von Polen, welchen er große Nachtheile zufügte. Nach ſeinen Kriegsthaten ſtarb er 1662 zu Stockholm.

Duguay-Trouin (René), einer der größten Seemänner ſeines Zeitalters. Er war geboren zu St. Malo am 10. Juni 1673 als der Sohn eines reichen Kaufmanns und geſchickten Seemanns.

Im J. 1689 wagte er, dem erſten Feldzug als Volontair beizuwohnen. Sein dabei bewieſener Muth bewog ſeine Familie, ihm 1691 ein Fahrzeug von vierzehn Kanonen anzuvertrauen. Damals war er achtzehn Jahr alt. An die Küſten von Irland verſchlagen, benutzte er den Zufall, nahm ein Schloß und verbrannte, ungeachtet einer bedeutenden Anzahl feindlicher Truppen, zwei Schiffe. Einſt ward er gefangen und nach Plymouth gebracht. Dort gewann er die Liebe einer Engländerin; ſie verſchaffte ihm die Freiheit und Frankreich erhielt einen Helden zurück. Kurz nach ſeiner Rückkehr machte er abermals einen Kreuzzug nach den engliſchen Küſten und nahm zwei Kriegsſchiffe. Jetzt in ſeinem 21. Jahre erregte er die Aufmerkſamkeit des Gouvernements. Ludwig XIV. ſendete ihm einen Degen. Er verfolgte ſeine betretene Bahn; engliſche und holländiſche Schiffe, an den irländiſchen und ſpaniſchen Küſten, wurden ſeine Beute. Im J. 1696 eroberte er einen großen Theil einer unter Wasnäer ausgelaufenen holländiſchen Flotte. Er befeſtigte ſich immer mehr in der Gunſt des Königs. Als er einſt bei dem Bericht über ein Gefecht erzählte, daß er das Schiff „der Ruhm“ befehligt habe, ihm zu folgen, antwortete Ludwig XIV.: „er wird Euch treu ſeyn!“ Im J. 1697 kam er zur königlichen Marine mit dem Titel eines Capitains. Im ſpaniſchen Kriege zeichnete er ſich aufs neue ſo aus, daß ihn der König in den Adelſtand erhob, „denn er habe (ſo hieß es in dem Patente) mehr als 300 Kauffahrteiſchiffe und 20 Kriegsſchiffe erobert.“ Durch die Wegnahme von Rio-Janeiro brachte er der Krone über 25 Millionen ein. Er war der Mann der Nation geworden. Alle wollten ihn ſehen. Eine Penſion von 2000 Livres belohnte ihn; eine von 1000 Liv. hatte er ſchon. Doch Duguay ſchrieb an den Miniſter: „ich bin genug belohnt, wenn meine Offiziere belohnt werden“ und bat, die Penſion ſeinem zweiten Capitain zu geben. Unter Ludwig XV. leiſtete er ſeinem Vaterlande ſehr wichtige Dienſte in der Levante und im ganzen mittelländiſchen Meere. Nach ſo vielen Triumphen erreichte ihn der Tod zu Paris den 27. Sept. 1736. Seine Memoiren erſchienen zu Paris 1740 in 4 Bänden.

Dugommier, franzöſiſcher General, geboren 1736 auf der Inſel Martinique. 1789 wurde er zum Oberſten der Nationalgarden der Inſel ernannt und vertheidigte die Feſte St. Pierre gegen Béhague. Einige Zeit darauf nahm er eine Sendung nach Frankreich an, um zu Gunſten der Patrioten um Unterſtützung nachzuſuchen. Er kam 1792 an und ſchlug es aus, als Deputirter der Colonie in den Convent zu treten. Im Sept. 1793 ſtellte man ihn als Brigadegeneral und nachher als General en Chef bei der italiäniſchen Armee an, wo er mehrere Siege über die öſterreichiſch-ſardiniſchen Truppen erfocht. Bei der Belagerung von Toulon, welche ihm übertragen war, benahm er ſich mit der größten Tapferkeit und öffnete ſich nach ununterbrochenen Gefechten und Anſtrengungen von 5 Tagen und 5 Nächten die Thore. 1794 ward er Oberbefehlshaber der Oſtpyrenäenarmee und erhielt bald über die Spanier eben ſo ſchnelle als entſcheidende Vortheile; allein er fiel den 17. November 1794 in dem Treffen von St. Sebaſtian in dem Augenblick, wo er anfing, den linken Flügel der Spanier zurückzudrängen. Merkwürdig iſt, daß Dugommier es war, der den Wohlfahrtsausſchuß zuerſt aufmerkſam auf den jungen Bonaparte machte; „Er iſt ein Offizier von großen Talenten,“

ſchrieb er ihm, „und wenn ihr nicht dafür ſorgt, daß er befördert wird, ſo wird er ſelbſt die Sorge auf ſich nehmen.“

Duhamel du Monceau (Henri Louis), Inſpector der Marine und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, geboren zu Pithiviers in Frankreich 1700, widmete ſein ganzes Leben der Verbreitung und Vervollkommnung derjenigen Kenntniſſe, welche auf Ackerbau, Handlung, Seeweſen und mehrere Künſte Bezug haben. Er machte viele neue Beobachtungen und nützliche Erfahrungen in dieſem Kreiſe, und war einer der erſten, der die Agricultur in Frankreich zur Wiſſenſchaft erhob. Er machte viele Verſuche, welche Producte jedem Clima am angemeſſenſten ſind, und über die beſte Art ſie zu pflanzen; erfand verſchiedene, weniger koſtbare und dauerhaftere Werkzeuge, und theilte ſeine reichhaltigen Erfahrungen in vielen Schriften, z. B. über Schiffsbaukunſt, Ackerbau, Forſtwiſſenſchaft, Baumzucht und Technologie mit, welche auch im Auslande geſchätzt und faſt durchgängig ins Deutſche übertragen worden ſind. (S. Erſch gelehrtes Frankreich.) Er ſtarb 1782.

Dujardin (Carl), ein holländiſcher Maler; geb. 1640 zu Amſterdam, geſtorben zu Venedig 1674; Schüler von Berghem und unübertrefflich in Landſchaften, Thierſtücken und Bambocciaden (m. ſ. d. Art.) In Italien widmete er ſich ſeiner Kunſt und dem Vergnügen. Er war Mitglied des akademiſchen luſtigen Vereins von Rom, „Bocksbart“ genannt, und ſeine tollen Bambocciaden wurden in Italien allen andern ſeiner Nation vorgezogen. Seine Gemälde haben Geiſt, Harmonie und ſein Colorit den Ton ſeines Lehrers. Sie wurden theuer bezahlt, z. B. ſein Gemälde der Charlatane mit 18,300 Livres. Auch gibt es von ihm eine Sammlung von etwa 50 Blättern, die er mit eben ſo viel Geiſt als Leichtigkeit geätzt hat; doch ſind ſeine Stücke eben ſo ſchwer zu erhalten, als ſie geſucht werden.

Duisburg, eine nicht unbedeutende Handelsſtadt, ¼ Meile vom Einfluß der Ruhr in den Rhein im ehemaligen Herzogthum Cleve, bisher im Großherzogthum Berg. Häuſeranzahl etwa 700. Einwohner gegen 5000. Das Hauptgeſchäft dieſer zum Handel wohlgelegenen Stadt war Zwiſchenhandel mit Spezerei- und Material- oder ſogenannten Colonialwaaren, und ſie zählte gegen dreißig Großhändler, von denen einige, wie das böningerſche Haus, Geſchäfte von großem Umfang machten. Von hier aus wurden ſonſt beinahe ausſchließlich das Märkiſche, Bergiſche, Münſterſche und Weſtphäliſche mit Colonialwaaren und Tabaken verſorgt. Auch die Spedition zwiſchen Frankfurt und Holland, Frankreich und der Schweiz war ſehr beträchtlich. Duisburg hielt vier Bör- oder Wechſelſchiffe, die wöchentlich nach Holland abgingen und ankamen. Außerdem gibt es mehrere Tuch- und andere Fabriken. Die Univerſität iſt unbedeutend. Im benachbarten duisburger Walde gibt es an 500 wilde Pferde, ein ſehr guter Schlag, die dreſſirt beſonders geſchätzt werden.

Duldung (Toleranz) iſt die thätige Anerkennung der Freiheit, die Jedermann hat, in Anſehung des Glaubens oder ſeines Urtheils über das Wahre, Gute und Schöne ſeiner eigenen Überzeugung zu folgen. Dieſe Duldung iſt Pflicht, weil die Denkfreiheit ein urſprüngliches, durch kein geſelliges Verhältniß der Menſchen verlierbares Recht der Menſchheit iſt. Sie muß aber, wenn ſie rechter Art ſeyn ſoll, aus Achtung gegen die Würde des Menſchen, als eines

vernünftigen und freien Weſens entſpringen, nicht aber aus Gleichgültigkeit gegen alles Wahre, Gute und Schöne. Es kann daher mit jener echten Duldung ſehr wohl beſtehen, wenn man den Irrthum mündlich und ſchriftlich durch Gründe beſtreitet und die Bosheit durch geſetzliche Mittel bekämpft, damit ſich Irrthum und Bosheit nicht gleich anſteckenden Krankheiten immer weiter verbreiten. Duldungsgeſetze oder Toleranzedicte können nur äußere Verträglichkeit zwiſchen Menſchen von verſchiedenem Glauben erzwingen. Die Tugend der Duldſamkeit aber muß aus dem Herzen oder der innern Geſinnung hervorgehen. D.

Dulcigno, eine ſonſt den Türken gehörige Stadt in Dalmatien, deren Einwohner, die Dulcignotten, durch ihre Seeräuberei bekannt ſind (ſ. Dalmatien).

Dülon, der blinde Flötenſpieler, zu Oranienburg an der Havel geboren. Schon in der erſten Woche ſeines Lebens verlor er durch einen ungeſchickten Augenarzt ſein Geſicht; dennoch entwickelte er ſein muſikaliſches Talent ſo ſchnell und glücklich, daß er ſchon im dreizehnten Jahre, unter Begleitung ſeines Vaters, auf ſeinen Reiſen ſich in den vorzüglichſten Orten Deutſchlands mit außerordentlichem Beifall auf der Flöte hören ließ. Auch auf dem Clavier trug er Seb. Bach's Fugen mit Präciſion und ohne Anſtoß vor; ja er componirte ſelbſt, indem er, ohne ein Inſtrument zu gebrauchen, alles mit der außerordentlichſten Genauigkeit in die Feder dictirte. Hofrath Wolke lehrte zu Anfange des Jahrs 1796 den blinden Virtuoſen ein ihm ganz fremdes Alphabet und Zifferzeichen, ſo daß derſelbe die taſtbaren Lettern leſen, ſie componiren, und ſogar von Andern geſetzte Zahlen angeben, und Rechenexempel machen konnte. Eine höchſt intereſſante, wenn auch vielleicht zu weitſchweiſige Lebensbeſchreibung dieſes merkwürdigen, durch ſein Flötenſpiel in ganz Deutſchland bekannten Künſtlers iſt in zwei Bänden, von ihm ſelbſt bearbeitet, herausgegeben von Wieland, Zürich 1807 und 8 herausgekommen.

Dult, oder noch gewöhnlicher Indult, Erlaubniß, Erlaß. So wird vorzüglich 1. die von Seiten des Papſtes geſchehende Übertragung eines ſeiner Rechte (z. B. in gewiſſen Fällen Dispenſationen zu ertheilen) auf ſeine Biſchöfe und andere Geiſtliche, oder auch auf weltliche; ferner auch überhaupt die päbſtliche Erlaubniß einer nach gemeinem Rechte nicht verſtatteten Sache (auch Indulgenz), auch die Schrift, durch welche dieſes geſchieht (Ablaß und Ablaßbrief), genannt. Ferner 2. die einem Schuldner von der Regierung gewährte Schutzverſicherung gegen ſeine Gläubiger (Anſtandsbrief, eiſerner Brief), ſo wie die Friſt, welche man jemanden zur Erfüllung ſeiner Verbindlichkeiten zugeſteht. 3. ein Jahrmarkt, Meſſe, beſonders in catholiſchen Städten (z. B. in München). Die Abläſſe wurden an gewiſſen feierlichen Tagen (z. B. Kirchweihe) häufig ertheilt, und weil zu dieſem Behufe viele Menſchen zuſammenkamen, ſo entſtanden dabei Jahrmärkte.

Dumas (Mathieu) war anfangs Offizier beim Regiment Languedoc-Infanterie, hierauf bei dem Kriegsrathe angeſtellt, und diente in der Folge als Obriſt in Amerika. Zu Anfange der Revolution kam er unter Lafayette zur pariſer Nationalgarde. Im September vom Seine- und Oiſedepartement zum Deputirten bei der Geſetzgebung ernannt, wurde er eines der erſten Häupter des Clubs der Feuillans. Er bekannte ſich zu den Grundſätzen der Mä-

ſigung. Im Januar und April 1792 wandte er alle Kräfte an, die Kriegserklärung gegen den Kaiſer abzuwenden. Den 6. April 1793 wurde er durch ein Decret unter Aufſicht der Vollziehungsgewalt gegeben. Während des ganzen Revolutionär-Gouvernements verſchwand er. Im September 1795 kam er in den Rath der Alten, und hatte an einigen Militärdecreten Theil. Den 3. November 1796 ſtattete er einen Bericht über die in der Armee zu errichtenden Kriegsräthe ab, und nahm dabei Gelegenheit, dem meiſterhaften Rückzug des Generals Moreau das ſchuldige Lob zu zollen. Den 28 Juli 1797 ſprach er gewaltig gegen die Annäherung der Truppen, welche das Directorium in die Gegend der Hauptſtadt berief, und wurde den 5. September von dem ſiegenden Triumvirat zur Deportation verurtheilt. Er flüchtete ſich den 4. aus Paris unter der Maske eines wachhabenden Generals, der die Poſten unterſuchte, und ging nach Deutſchland. Im Jahr 1799 gab er zu Hamburg ein in ſeiner Art einziges Journal unter dem Titel: Précis des événemens milit. heraus, das ſehr gut geſchrieben war und ſeine tiefen Kenntniſſe in der Kriegskunſt beſtätigte. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück. 1800 begab er ſich in das Lager von Dijon, ward Chef des Generalſtabs der zweiten Reſervearmee, und wohnte in dieſer Eigenſchaft dem Feldzuge in der Schweiz von 1801 bei. Den 20. Juli trat er in den Staatsrath für das Kriegsdepartement. Er war es, der im Auguſt 1802 den Plan zur Bildung einer Ehrenlegion vorlegte. Seit dieſem Zeitpunkte wurde er zum Diviſionsgeneral erhoben, dann zum Chef des Generalſtabes im Lager von Brüges ernannt, bekam den Titel eines Commandanten der Ehrenlegion, und ward zum Kammerherrn des Prinzen Joſeph gewählt. Zu Ende 1805 kam er zur großen Armee in Deutſchland, bei welcher er auch im Jahre 1809 wieder im Generalſtabe diente. 1812 begleitete er den Kaiſer in den Feldzug gegen Rußland, und wurde zuletzt als Generalintendant der franzöſiſchen Armee bei der Übergabe von Dresden kriegsgefangen.

Dumesnil (Marie), eine berühmte Schauſpielerin, geb. zu Paris 1711; im Jahr 1737 debutirte ſie daſelbſt als Clytemneſtra in der Iphigenia. Ihr Äußeres unterſtützte ſie wenig, aber die Wärme und Wahrheit ihres Spiels riß unwiderſtehlich hin. Unübertrefflich war ſie in den Rollen empörter, verzweifelnder Mütter. Als Clytemneſtra, Agrippina, Merope, Cleopatra ſetzte ſie in Erſtaunen; als ſie einſt im fünften Acte der Cleopatra, im Momente der höchſten Wuth ausrief:

„je maudirais les Dieux s'ils me rendoient le jour!"

verſetzte ihr ein hinter ihr ſtehender Soldat einen Fauſtſchlag in den Rücken mit den Worten:

„Va, chienne, à tous les diables."

Zwar hatte ihre Stimme bei aller Stärke keine Geſchmeidigkeit, ihre Bewegungen keine vollendete Grazie, aber die unnachahmliche Wahrheit in ihren Darſtellungen, welche vergeſſen ließ, daß ſie nur Schauſpielerin ſey, bedeckte alle ihre Mängel. Sie ſtarb in ihrem 91. Jahre und faſt in Noth. Vor einigen Jahren erſt (1806 oder 1807) erſchien ein Band ihrer Memoiren. Sie war im Leben eine ewige Nebenbuhlerin der noch berühmteren **Clairon**, und beſchäftigt ſich auch in dieſen Memoiren damit, die von derſelben herausgegebenen Memoiren zu berichtigen.

Dumouriez (C. F.), geboren zu Cambray den 26. Januar

1739, ſtammt, ſeinen Memoiren nach, aus einer Parlamentsfamilie der Provence. Er war anfangs in dem Collegium von Louis-le-Grand erzogen, ſeiner Kränklichkeit halber aber von ſeinem Vater aus demſelben zurückgenommen und blieb in dem väterlichen Hauſe, bis er 1757 zur Armee des Herrn von Eſtrées kam und dabei zum Kriegscommiſſär ernannt wurde. Nachher diente er als Cornet bei dem Regiment d'Escars Cavallerie. Den Tag vor der Schlacht von Kloſterkam verwundet, gerieth er in Gefangenſchaft, erhielt 1761 eine Hauptmannsſtelle, wurde 1763 verabſchiedet und empfing das Ludwigskreuz. Sein unruhiger Geiſt verſtattete ihm nicht, in Ruhe zu bleiben. Er ging nach Italien, bot den Genueſern, und darauf Paoli ſeine Dienſte an, und begab ſich, da beide Theile ſein Anerbieten ablehnten, auf ſeine eigene Rechnung nach Corſica; kam dann nach Frankreich zurück, legte Plane vor, wie man ſich dieſer Inſel bemächtigen ſollte, wurde aber von der Regierung wie ein Abenteurer behandelt. Er ging hierauf nach Spanien, beſuchte die portugieſiſchen Gränzen, und ließ 1766 ein Werk unter dem Titel erſcheinen: Verſuch über Portugal. 1768, als man ſich zur Eroberung von Corſica entſchloſſen hatte, brachte er es endlich dahin, als Generalquartiermeiſter bei der kleinen Armee, welche man dahin gehen ließ, angeſtellt zu werden. Er ward hierauf Oberſt, und veruneinigte ſich mehrere Male mit allen Generalen, namentlich mit Marboeuf. Als die franzöſiſche Regierung ſich 1770 in die polniſchen Angelegenheiten miſchen wollte, gab ſie ihm den Auftrag, bei der Conföderation von Bar gegen den ruſſiſchen Hof zu intriguiren. Er wohnte dem Feldzuge 1771 gegen die Ruſſen bei, und kam nach Frankreich zurück. Im Jahr 1773 ſchickte man ihn in einer Angelegenheit mit Schweden nach Hamburg; weil er aber die erhaltenen Vorſchriften überſchritten hatte, wurde er arretirt und in die Baſtille geſetzt. 1776 zu einem der Commiſſäre ernannt, denen die Unterſuchung übertragen war, ob ſich auf der Küſte des Canals ein Kriegshafen errichten ließe, ſetzte er es durch, daß ihm 1778 das Commando von Cherbourg übergeben wurde. 1788 wurde er Brigadier der königlichen Truppen. Im Winter 1789 begab er ſich nach Paris, erklärte ſich in einer kleinen Broſchüre für die damals herrſchenden Grundſätze, konnte es aber doch nicht dahin bringen, zum Deputirten bei der Generalſtändeverſammlung ernannt zu werden. Er ging daher nach Cherbourg zurück, ward Commandant der Nationalmiliz dieſer Stadt und Gouverneur der Nieder-Normandie. Zu Ende des Jahres begab er ſich nochmals nach der Hauptſtadt und ließ ſich in den Jacobinerclub aufnehmen; er ſuchte ſpäter mit Mirabeau, den er anfangs in ſeinen Broſchüren befehdet hatte, in Verbindung zu treten. Um dieſe Zeit wurde er als Maréchal-de-camp in der zwölften Armeedivision angeſtellt; aber wenig mit einem Platze zufrieden, der ihm keine Mittel, ſich bemerkbar zu machen, darbot, blieb er in der Hauptſtadt, ſchmeichelte mehr als jemals den Jacobinern, und ward unter Luckner zum Commando im Elſaß ernannt. Von da trat er den 15. April 1792 an die Spitze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten. Während der kurzen Dauer ſeines Miniſteriums wurde der Krieg gegen Öſterreich erklärt. Bald vertauſchte er dieſe Stelle jedoch mit dem Kriegsminiſterium, das er den 13. Juni antrat, aber nach vier Tagen wieder verließ, als Lafayette im Namen ſeiner Truppen über alle Miniſter Beſchwerden führte. Er trat hierauf in die Armee Luckners in der Eigenſchaft

eines Generallieutenants. Im Juli ging er zur Armee in Flandern unter Arthur Dillon, hierauf zu der unter Lafayette, über welche er nach dem 10. Auguſt das Commando erhielt. Er mußte ſich den Preußen, Öſterreichern und vereinigten Emigrirten entgegenſtellen, die ſich damals ſchon der Feſtungen Longwy und Verdun bemeiſtert hatten und gegen die Champagne vorrückten. Er nahm ſeine Stellung bei Grandpré und ließ die fünf Päſſe des Waldes von Argonne beſetzen; da aber der Paß von Croix aux Bois von den Öſterreichern mit Gewalt durchbrochen worden war, zog er ſich gegen St. Menehould zurück und erhielt einen Vortheil bei Valmy. Er eröffnete hierauf Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen. Im Verlaufe des Octobers begab er ſich nach Paris und arbeitete mit dem Vollziehungsrathe einen Plan für den Winterfeldzug aus. Den 15. wohnte er der Jacobinerſitzung bei, haranguirte die Verſammlung, empfing die rothe Mütze und den Bruderkuß, und alle Parteien ſuchten ihn zu gewinnen: Robespierre umarmte ihn im Angeſicht Aller. Bei ſeiner Rückkunft zur Armee erließ er den 24. October eine Proclamation an die Belgier, lud ſie darin zum Aufſtande gegen ihren Souverain ein, und griff den 6. November die Öſterreicher in ihrem Lager bei Jemappe an. Trotz ihrer geringen Anzahl vertheidigten ſich die Kaiſerlichen in ihrer wohlverſchanzten Stellung mit Muth, und überließen ihm nur nach einem langen und blutigen Gefechte den Sieg. Er ließ hierauf an der Maas und Roer ſeine Truppen die Winterquartiere beziehen. Jetzt brach ſein Verdruß gegen den Miniſter Pache aus, mit dem er während des ganzen Feldzugs in offener Fehde geſtanden war, da dieſer ſeine Armee an allen Bedürfniſſen Mangel leiden ließ. Kurz darauf begab er ſich nach der Hauptſtadt, um, wenn man ſeinen Memoiren glauben will, einen Verſuch zur Rettung Ludwigs XVI. zu machen, deſſen Prozeß damals ſeinen Anfang nahm. Bei ſeiner zweiten Reiſe ſah er weit mehr Deputirte auf der Seite der Gironde; allein er errang wenig Einfluß und wurde ſelbſt bei dem Convent denuncirt. Den 15. Februar 1793 befahl er Miranda, den Feldzug mit dem Bombardement von Maſtricht zu eröffnen, und machte ſelbſt von Breda und Klundert aus, welche beide Plätze er genommen hatte, einen Angriff auf Holland. Der größte Theil ſeiner Truppen aber, die er in den Winterquartieren unter dem General Valence zerſtreut gelaſſen hatte, konnte dem Prinzen von Coburg keinen Widerſtand leiſten. Dieſer griff den 1. März die franzöſiſchen Vorpoſten an der Roer an, warf ſie, erſchien den folgenden Tag vor Maſtricht, und nöthigte ſie, die Belagerung ſchleunigſt aufzuheben. Dumouriez mußte dem General Valence zu Hülfe eilen, zog alle ſeine Truppen in die Ebene von Tirlemont zuſammen und lieferte den Öſterreichern die Schlacht bei Neerwinden, die er, ſeiner Angabe nach, durch Miranda's Schuld, der den linken Flügel commandirte, verlor. Einen neuen Verluſt erlitt er bei Löwen, und ſah ſich zum Rückzuge genöthigt. Dieſe Unfälle gaben das Zeichen zu ſeinem Falle; alle, die ſeinen Sturz gewünſcht, brachen gegen ihn los. Bei ſeiner Ankunft auf der franzöſiſchen Gränze lieferte er vier Commiſſäre und den Miniſter Beurnonville, die ihn zu arretiren gekommen waren, den Öſterreichern in die Hände; erließ eine Proclamation, in welcher er die Wiederherſtellung des conſtitutionellen Königthums in der Perſon des Kronprinzen verſprach, wurde aber von verſailler Freiwilligen

mit geladenen Gewehren angefallen, gezwungen, durch die Schelde zu ſetzen und zu dem Prinzen von Coburg zu flüchten. Der Convent hatte ihn von dem Schutze der Geſetze ausgeſchloſſen, und demjenigen eine Belohnung von 300,000 Livres verſprochen, der ihn todt oder lebendig liefern würde. Anfangs zog er ſich nach Brüſſel zurück, ſodann nach Cöln, wo der Churfürſt ihm die Erlaubniß eines Aufenthalts zu Mergentheim verweigerte. Er begab ſich hierauf in die Schweiz, ging im Monat Juli nach England, ſah ſich aber auf des Lords Greenville geſchärften Befehl genöthigt, beinahe ſogleich das Land wieder zu verlaſſen. Er lebte unſtät einige Zeit in der Schweiz und in Deutſchland, und ließ ſich endlich auf däniſchem Gebiete bei Hamburg nieder. Da er die Welt nicht mehr mit ſeinen Thaten unterhalten konnte, ergriff er die Feder wieder und gab ſeine Lebensbeſchreibung heraus. Es gibt keine Faction, ausgenommen die des Berges, für die er ſich nicht, ein wahrer politiſcher Proteus, nach und nach in ſeinen verſchiedenen, während ſeines Exils erſchienenen Pamphlets erklärt hätte. 1799 hat man ihn im Verdacht gehabt, daß er den europäiſchen Mächten neue Coalitionsplane vorlege, und 1800 erzählte das Gerücht, daß ihn der ruſſiſche Hof aufgenommen, und daß er zu London die Ausſöhnung der Orleans mit den übrigen Zweigen des Hauſes Bourbon herbeigeführt habe. Man meldete 1804, daß er mit Pichegru zur Anführung einer Expedition gegen die Küſten der Bretagne beſtimmt ſey. 1805 befand er ſich zur Zeit der Schlacht von Auſterlitz in Teſchen. Gewiß iſt es, daß er gegen Ende 1803 dem Herzog von York als Kriegsrath an die Seite gegeben war, doch behielt er dieſe Stelle nicht lange. Seine ſpätern Schickſale ſind nicht bekannt geworden. Einigen Nachrichten zu Folge iſt er nach Amerika gegangen und 1811 dort geſtorben.

Dumpler, Dunker, eine chriſtliche Schwärmerſecte im nordamerikaniſchen Freiſtaat, eine Art Wiedertäufer, die von dem bei der Taufe eingeführten Untertauchen, Dunker, den Namen erhalten haben. Sie feiern den ſiebenten Tag, verſammeln ſich zwei Mal des Tags und zwei Mal des Nachts zur Erbauung, genießen nur bei ihren Liebesmahlen Fleiſch und führen eine ſtrenge klöſterliche Lebensart. Die ſich verheirathen, bleiben zwar Verwandte der Gemeine, müſſen aber von jenen getrennt wohnen. Ihr Hauptort iſt Ephrata.

Düna, Dünafluß, Dwina, ein großer Fluß, welcher im nowogrodiſchen Gouvernement in Rußland entſpringt, durch Litthauen läuft, und ſich endlich unter Riga und Dünamünde (die Dünamünderſchanze, eine kleine Feſtung nebſt Hafen am liefländiſchen Meerbuſen) in die Oſtſee ergießt. Eine Menge kleinerer Flüſſe ergießen ſich in die Düna; mehrere Seen ſtehen mit ihr in Verbindung, und ſetzen ſie mit dem Dnieper in Verkehr. Eigentliche Schifffahrt findet auf ihr wenig Statt; ſie iſt dazu zu ſeicht, zu gefährlich durch Klippen und Untiefen. Selbſt oberhalb Riga iſt noch ein gefährlicher Waſſerfall über einen Felſen. Das meiſte Leben iſt auf ihr im Frühjahr, wo das Waſſer ſehr bedeutend ſteigt, und die Barken über Klippen und Sandbänke weggehen. Die Eisdecke, welche der Winter über ſie bahnt, geht gewöhnlich im April auf, und ſchwellt dann die Gewäſſer ungeheuer an. Ihr Urſprung iſt einer jener vielen Seen, die in Rußland bei dem geringen Falle der Gewäſſer ſich allmälich ausbildeten, — der Dünaſee. Erſt wo die

Toropa, ein kleines Flüßchen, ſich einmündet, gewinnt ſie einiges Anſehn, und kann von Barken befahren werden. Witepsk, Polozk und Riga liegen an ihrem Ufer. Sie fließt 200 Stunden weit, ehe ſie in die Oſtſee mündet. Das Thal, das ſie bildet, iſt bald ſehr verflacht, bald durch Hügel verengt, die mit ungeheuern Tannenforſten bedeckt ſind. Korn, Hanf, Holz, Flachs, Bienen, Viehzucht und was daraus erwächſt, gibt nebſt dem Holzhandel den Einwohnern längs ihrer Ufer Beſchäftigung und Wohlſtand. An ihren Ufern wurde 1812 und 1813 mehrmals gekämpft.

Dünen (engl. Downs), heißen diejenigen Sandhügel, welche das Meer am Ufer bildet. Beſonders aber werden die Seeküſten in den engliſchen Provinzen Kent und Suſſex, wo die Schiffe ſicher vor Anker liegen können, ferner die Küſten von Flandern ꝛc. ſo genannt. S. Dünkirchen.

Düngung iſt das Verfahren, die Äcker auf eine künſtliche Weiſe fruchtbar zu machen. Sie iſt von doppelter Art: denn ſie nimmt entweder, durch Beimiſchung gewiſſer Zuſätze, Hinderniſſe des Wachsthums von dem Boden weg, oder wendet ſolche Subſtanzen an, die unmittelbar dem Wachsthume förderlich ſind. Sie beruht alſo auf chemiſchen Grundſätzen. Diejenige Miſchung des Bodens iſt die beſte, die aus etwas Sand, etwas mehr Kalkerde, noch mehr Stauberde, größtentheils aber aus Thonerde beſteht. Durch den Sand und die Stauberde hat er die nöthige Lockerheit, daß ſich die Wurzeln gut ausbreiten und die Nahrungstheilchen aus der Luft beſſer eindringen können. Die Thonerde hält dagegen die Feuchtigkeit länger an, und gibt der Pflanze einen feſten Stand. Die Kalkerde bringt die nöthige Austrocknung zuwege, und zieht noch mehr, als die übrigen Erden, die Luft-, Waſſer- und Öltheilchen an ſich. Hieraus ſieht man, daß durch Beimiſchung eines oder des andern dieſer Theile ein Boden, dem er fehlt, fruchtbar gemacht werden kann. Die zweite Art der Düngung iſt die, welche eigentlichen Nahrungsſaft in den Boden bringt, der wie die Pflanzen ſelbſt ein Gemiſch wäſſeriger, ſalziger, öliger und erdiger Theile iſt. Dieſe finden ſich nur in der organiſirten Schöpfung, denn alle ihre Erzeugniſſe ſind der Fäulniß unterworfen, wodurch ſich ihre Beſtandtheile zerſetzen. Der Auswurf von Menſchen und Thieren (der gewöhnliche Miſt) iſt das gemeinſte Düngungsmittel. Außerdem kann man auch alle in Fäulniß übergegangenen thieriſchen Theile, oder mit thieriſchen Subſtanzen durchdrungene Dinge und alle verrotteten vegetabiliſchen Subſtanzen zur Düngung gebrauchen. Die Düngung durch die Brache beruht hauptſächlich darauf, daß man die wild aufgegangenen Gewächſe unterpflügt, und zum Verfaulen bringt. Die Chemiker unſerer Zeit haben ſich bemüht, einen künſtlichen Dünger zu bereiten, der von dem gewöhnlichen verſchieden iſt. (S. Buſch Handbuch der Erfindungen unter dem Artikel Düngung.) Manche glaubten, daß das Waſſer der hauptſächlichſte Nahrungsſtoff der Gewächſe ſey; allein Haſſenfratz hat durch ſeine Verſuche hinlänglich bewieſen, daß reines Waſſer, ungeachtet es nach der antiphlogiſtiſchen Chemie aus der Baſis der Lebensluft und dem Hydrogen zuſammengeſetzt iſt, nicht hinlänglich zur Ernährung der Pflanzen ſey; denn er fand, daß die Pflanzen im reinen Waſſer zwar an Volumen und Gewicht zunehmen, aber nicht zur Vollkommenheit und Reife gelangen, und daß die Menge des Kohlenſtoffs darin nicht vermehrt, ſondern vielmehr etwas ver-

mindert wird. Zum Gedeihen der Pflanzen iſt auch das Licht entſchieden nothwendig. Die Anhänger der neuen franzöſiſchen Chemie aber betrachten es bloß als ein Reizmittel für die Gewächſe, um die Lebensluft zu entwickeln.

Dunkel, ſ. Licht.

Dünkirchen, Duynkirchen (franzöſirt Dunkerque) eigentlich ſo viel als die Kirche in den Dünen oder Sandbänken (ſ. Dünen), 6 Meilen von Calais, eine berühmte See- und Handelsſtadt im ehemaligen franzöſiſchen Flandern, welche in ältern Zeiten der beſtändige Gegenſtand der Eiferſucht zwiſchen Frankreich und England war. Ludwig XIV., der es 1662 um 5 Millionen Livres wieder von England zurückkaufte (es war 1658 durch die Verbindung mit Cromwell in der Engländer Hände gekommen), bot alles auf, um dieſen Ort unbezwinglich, und den Hafen, der ſo geräumig iſt, daß zwei hundert große Schiffe darin vor Anker liegen können, zu einem der bequemſten in ganz Europa zu machen. In den Kriegen zwiſchen England und Frankreich hatten die Freibeuter von Dünkirchen der engliſchen und holländiſchen Handlung großen Schaden zugefügt; dieſes und der Neid über den wachſenden Flor dieſer Stadt bewog England, es zu einer Hauptbedingung des utrechter Friedens (v. J. 1713) zu machen, daß Frankreich auf eigne Koſten die Feſtungswerke wieder abtragen, und dieſes Meiſterſtück der Kriegesbaukunſt vernichten ſolle. Man ſuchte ſich von franzöſiſcher Seite durch Grabung eines neuen Canals zu Mardyk, eine gute Stunde von Dünkirchen, zu entſchädigen, auch bemühten ſich die Einwohner von Dünkirchen, den Hafen wieder herzuſtellen: allein die Engländer drangen von Zeit zu Zeit auf die Vernichtung dieſer Arbeiten. Der pariſer Friede (v. J. 1763), den England dictirte, wiederholte in Rückſicht auf Dünkirchen die Bedingung des Friedens zu Utrecht *). Es wurde ſogar ein engliſcher Commiſſär daſelbſt angeſtellt, der über die Erfüllung dieſes Punktes wachen und von Frankreich unterhalten werden mußte. Allein im pariſer Frieden (v. J. 1783), welcher in allen Stücken der Antipode des v. J. 1763 war, wurden die Artikel, die im utrechter Frieden zu Englands Gunſten feſtgeſetzt und nachher beſtätigt worden waren, aufgehoben. Seitdem wurde täglich an der Wiederherſtellung und Belebung dieſer Stadt gearbeitet, ſo weit es die damalige Lage Frankreichs erlaubte. Die Wichtigkeit dieſer Stadt, welche unter den Händen der franzöſiſchen Republik ihren vorigen Glanz bald wieder erhalten konnte, riß den Herzog von York hin, im Auguſt 1793, gegen Coburgs Rath, mit einem eignen Corps über zehn Meilen von der Hauptmaſſe der öſterreichiſchen Armee vor Dünkirchen zu rücken, und die eifrigſten Anſtalten der Belagerung zu treffen. Man erwartete täglich die Übergabe, als General Houchard ſich ſo unvermuthet und überlegen näherte, und zu gleicher Zeit die Belagerten einen ſo wüthenden Ausfall thaten, daß der

*) Lord Chatam erwiederte dem franzöſiſchen Unterhändler Grafen von Buſſy, der ſich vergebens bemühte, in Rückſicht Dünkirchens andere Beſtimmungen feſtgeſetzt zu erhalten: „das engliſche Volk betrachtet die Schleifung Dünkirchens als ein ewiges Denkmal der Unterjochung Frankreichs (comme un monument éternel du Joug imposé à la France) und der Miniſter würde ſeinen Kopf wagen, der es ſich erlauben wollte, darin andere Beſtimmungen zu machen!“

Herzog genöthigt wurde, ſich eiligſt mit dem Feldmarſchall Freitag, unter deſſen Leitung er commandirte, zurückzuziehen und die Belagerung aufzuheben. In Friedenszeiten hatte Dünkirchen als Freihafen einen ſehr ausgebreiteten Handel. Jetzt iſt er ganz geſunken; eben ſo ſeine bedeutenden Tabaksfabriken.

Dunois (Johann von Orleans, Graf von) und von Longueville, geb. den 23. Novemb. 1407, geſt. am 23. Novemb. 1468, ein natürlicher Sohn Ludwigs, Herzogs von Orleans, der vom Herzog von Burgund und der Frau von Cany-Dunois ermordet wurde. Dunois that ſich auf den Namen „Baſtard von Orleans" viel zu Gute, und wollte ihn durch Kriegesthaten berühmt machen. Er begann ſeine Laufbahn mit der Niederlage Warwicks und Suffolks, die er bis nach Paris verfolgte. Von den Engländern belagert, vertheidigte er die Hauptſtadt mit dem größten Muthe, bis Johanna d'Arc, das berühmte Mädchen von Orleans, ihm Entſatz zuführte. Die Aufhebung dieſer Belagerung war von großen Folgen. Dem Grafen Dunois gehörte faſt einzig und allein die Ehre, die Feinde aus der Normandie und Guienne verjagt zu haben. Im Jahre 1441 brachte er ihnen endlich den tödtlichen Schlag bei Caſtillon bei, und man kann wohl ſagen, daß Carl VII. ſeinen Thron Dunois Degen verdankte. Aber Carl war auch dankbar. Er legte ihm den Titel bei: „Wiederherſteller des Vaterlandes," ſchenkte ihm die Grafſchaft Longueville und ernannte ihn zum Oberkammerherrn von Frankreich. Ludwig XI. ſchätzte ihn nicht weniger. Deſſen ungeachtet war Dunois die Seele der Faction, welche revoltirend ſich gegen Ludwig erhob und ſich den „Bund der öffentlichen Wohlfahrt" nannte.

Duns (John), ein berühmter Scholaſtiker vom Franciscanerorden zu Ende des 13. Jahrhunderts, aus Dunſton in Northumberland, oder der Stadt Duns in Südſchottland, daher auch Scotus genannt, und ſeine Anhänger die Scotiſten. Er war einer der feinſten und ſcharfſinnigſten Denker, daher er auch den Beinamen doctor subtilis mit Recht erhielt, und Gegner des Thomas de Aquino, von welchem er hauptſächlich durch die Behauptung abwich, das Allgemeine ſey nicht bloß der Möglichkeit, ſondern auch der Wirklichkeit nach (actu) in den Objecten gegründet, und es werde als Realität dem Verſtande gegeben. Er war um 1275 geb., ſtudirte zu Oxford Philoſophie, Mathematik, Jurisprudenz und Theologie, trat dann daſelbſt als Lehrer mit dem größten Beifall auf. Die Obern ſeines Ordens ſandten ihn 1304 nach Paris, wo er ebenfalls lehrte, und nach Cöln, wo er 1308 ſtarb. Er commentirte in ſeinen Werken den Ariſtoteles, den Lombardus. Alle ſeine Werke, über deren Dunkelheit man von jeher ſehr geklagt hat, ſind (Lyon 1639 in Fol.) von Wadding mit ſeinem Leben zuſammen herausgegeben worden. Über ihn ſiehe Tenemanns Geſch. der Philoſ. 8. Bd. 2te Abtheil. S. 700 u. ff., und Tiedemanns Geiſt der ſpecul. Philoſ. 4 Bd. S. 598 u. ff. (ſ. Scholaſtiker). Duns iſt übrigens auch ein aus dem Engliſchen zu uns verpflanztes Wort (Dunce), womit man überhaupt einen Dummkopf, beſonders aber einen ſchwachköpfigen, blödſinnigen Gelehrten bezeichnet. Daher führt ein ſatiriſches Heldengedicht von Pope auf die ſchlechten Dichter ſeiner Zeit den Titel Dunſiade.

Dünſte nennt man die durch Ausdünſtung der Körper in den

Luftkreis aufgeſtiegenen Waſſertheilchen, welche bisweilen völlig aufgelöſ't als unſichtbare Dünſte in der Luft enthalten ſind, oft aber nicht völlig aufgelöſ't oder aus derſelben wieder niedergeſchlagen werden, ſichtbare Dünſte, d. i. Nebel oder Wolken, bilden und endlich in Geſtalt des Regens, Schnees oder Hagels herabfallen. Die Dünſte unterſcheiden ſich von den Dämpfen hauptſächlich durch ihre weit geringere Elaſticität; auch entſtehen ſie bei einem viel geringern Grade von Wärme, und ſind, ganz aufgelöſ't, unſichtbar, dagegen die Dämpfe ſich in der atmoſphäriſchen Luft ſtets in ſichtbarer Geſtalt zeigen. Man hält die Dünſte theils für eine Auflöſung des Waſſers in der Luft, theils nach de Luc für eine Verbindung des Waſſers mit dem Feuer. Die in Geſtalt von Bläschen in der Luft ſchwebenden Dünſte wurden ehemals von den Naturforſchern bloß als Hypotheſe angenommen, um das Aufſteigen der Dünſte zu erklären, ohne daß man von ihrem wirklichen Daſeyn wußte. Jetzt weiß man durch Sauſſure gewiß, daß die Dunſtbläschen wirklich vorhanden ſind. Um ſich davon zu überzeugen, ſetze man heißen Caffee, oder heißes mit Dinte vermiſchtes Waſſer an einen Ort, wo die Luft ruhig iſt, der Sonne oder dem Tageslichte aus, ſo wird man einen Dampf aufſteigen ſehen, der eine gewiſſe Höhe erreicht, und dann verſchwindet. In demſelben ſind kleine weiße, von einander getrennte Kügelchen ſehr deutlich zu unterſcheiden. Vermittelſt eines Mikroſkops von 1 oder 1½ Zoll Brennweite bemerkt man ſogar, daß dieſe Kügelchen von verſchiedener Größe ſind, daß die feinern ſchnell in die Höhe ſteigen, die gröbern aber auf die Flüſſigkeit zurückfallen, ohne ſich mit derſelben zu vermiſchen und ſo leicht auf der Oberfläche derſelben ſchweben, daß man ſie durch einen leichten Hauch von einer Seite nach der andern treiben kann. Dieſe Kügelchen ſind hohl und den Seifenblaſen ähnlich. Wenn ſich dieſe Bläschen zu Waſſer verdichten, ſo vereinigen ſich ihre aus dieſer Verdichtung entſtehenden Theilchen zu Thau- und Regentropfen. Das Waſſer wird ſowohl durch die Auflöſung, als auch den darauf erfolgenden Niederſchlag von allen fremden Beimiſchungen befreit, und daher iſt das Regenwaſſer ſo rein, als ob es deſtillirt wäre. S. Ausdünſtung.

Dunſtkreis heißt jeder mit Dünſten angefüllte Kreis, welcher einen Körper umgibt, beſonders derjenige Theil der Atmoſphäre, welcher ſo weit reicht, als die aus der Erde entbundenen Dünſte aufſteigen, auch die Atmoſphäre ſelbſt. (S. d. Art. Atmoſphäre.)

Durchmeſſer, ſ. Hygrometer.

Duodecimalſyſtem, ſ. Zahlenſyſtem.

Duodecime, in der Tonkunſt, ein Intervall, deſſen beide Töne um zwölf diatoniſche Stufen von einander abſtehen. Duodecimole, eine Figur von 12 Noten, gilt 8 von gleicher Bezeichnung.

Duodrama, ſ. Melodrama.

Du Paty (Jean Baptiſt Mercier), wurde 1746 zu Rochelle geboren. Er war ſeit 1767 Avocat général beim Parlament zu Bordeaux, und nachher Präſident à mortier deſſelben; ein unbeſcholtener, aufgeklärter und beredter Mann. Öffentlich machte er ſich zuerſt dadurch bekannt, daß er die Akademie von Rochelle veranlaßte, eine Lobrede auf Heinrich IV. auszarbeiten zu laſſen, und ihr zu dieſem Behuf ein Capital einhändigte, deſſen Zinſen als

Preis vertheilt werden ſollten. Seine ſtrenge Gerechtigkeitsliebe zog ihm Verfolgungen von Seiten des Miniſterialdespotismus zu, der in den letzten Jahren Ludwigs XV. Frankreich drückte. Du Paty, der im Namen des Parlaments von Bordeaux gegen den Herzog von Aiguillon geſchrieben hatte, wurde, als dieſer Miniſter wurde, 1770 auf Pierre en Ciſe (ein Fort bei Lyon, welches ehemals als Staatsgefängniß gebraucht wurde) geſetzt, und nach ſeiner Befreiung verwieſen, welches er bis zum Regierungsantritt Ludwigs XVI. blieb. Bekannt mit den groben Mängeln der ehemaligen Juſtizverfaſſung Frankreichs, deren Opfer Jean Calas und ſo viele andere Unſchuldige geworden ſind, machte ſich Du Paty ein Geſchäft daraus, dieſe Mängel bei aller Gelegenheit aufzudecken und zu rügen, wodurch er die Aufmerkſamkeit Voltaire's, des bekannten Vertheidigers des Jean Calas, auf ſich zog. Vorzüglich merkwürdig iſt ein Memoire, wodurch er drei unſchuldig zum Rade verurtheilte Bürger von Chaumont rettete. Außerdem hat man von ihm Reflexions historiques sur les lois criminelles, ein geſchätztes Werk; verſchiedene Discours académiques und Lettres sur l'Italie en 1785 welche zuerſt 1788 in 2 Theilen 8. erſchienen. (Deutſch von Forſter. Mainz 1789.) In dieſen Briefen zeigt er ſich als einen feinen Kenner der Kunſt, gefühlvollen Bewunderer der Natur und warmen Freund der Menſchheit. Nur Schade, daß ſein Styl oft durch affectirte Ausdrücke und Wendungen, wovon auch die abgedruckten Briefe nicht frei ſind, verunſtaltet iſt. Er ſtarb 1788 zu Paris, wo er die letzten Jahre ſeines Lebens zugebracht hatte. Vor der zu Lauſanne 1790 in 2 Bänden in 12. erſchienenen Ausgabe ſeiner Briefe ſteht eine Lobrede auf ihn.

Dupleix (Joseph François), ein berühmter franzöſiſcher Kaufmann (Negociant) und Nebenbuhler des gleich berühmten La Bourdonnaye in Indien. Er war 1730 ebenfalls dahin geſchickt, um die Colonie Chander-Nagor, welche aus Mangel an hinreichenden Fonds in Verfall gerathen war, zu dirigiren. Dupleix gab ihr das Leben wieder. Er verbreitete den Handel dieſer Colonie in alle Provinzen des Moguls bis nach Tibet, und befrachtete Schiffe nach dem rothen Meere, dem perſiſchen Meerbuſen, nach Goa, nach den maldiviſchen und philippiniſchen Inſeln. Er legte eine Stadt an und errichtete ein ungeheures Geſchäftswesen. Dafür erhielt er 1742 das Gouvernement von Pondichery. Im J. 1746 gerieth Madras durch Capitulation in La Bourdonnaye's Hände; Dupleix Eiferſucht erwachte, er caſſirte die Capitulation (ſiehe Bourdonnaye), bemächtigte ſich der Schiffe ſeines Rivals und wollte ihn ſogar verhaften laſſen; ja er erſtattete über La Bourdonnaye's Benehmen einen ſo nachtheiligen Bericht nach Paris, daß dieſer, als er dahin zurückkam, auf die Baſtille gebracht wurde. Dupleix vertheidigte 1748 Pondichery 42 Tage lang bei geöffneter Tranſchee gegen zwei engliſche Admirale; wobei ihn zwei Nabobs unterſtützten. Er war alles in allem: Ingenieur, Artilleriſt, Proviantmeiſter. Das rothe Band und der Titel eines Marquis belohnte ihn für dieſe Vertheidigung, welche dem franzöſiſchen Namen in Indien große Achtung erwarb. Als er den Decan Salabetzinque in den Beſitz ſeiner Staaten eingeſetzt hatte, gab ihm der Großmogul das Patent als Nabob. Doch dies glänzende Glück war nicht von langer Dauer, Dupleix fiel, wie er ſelbſt La Bourdonnaye geſtürzt hatte. Es erhoben ſich im Jahr 1751 zwei Präten-

denten zur Nabobſchaft von Arcot. Die Engländer begünſtigten den einen Rival, während die Franzoſen dem andern beiſtanden. Die zwei engliſchen und franzöſiſchen Compagnien führten einen förmlichen Krieg gegen einander; der Erfolg war nicht für letztere. Pondichery litt an allem Mangel; Kleinmuth und Furcht herrſchten darin. Da ſendete man Klagſchriften gegen Dupleix nach Frankreich. Er wurde 1753 abgerufen, kam im folgenden Jahre voll Verzweiflung in Paris an, und beabſichtigte einen Prozeß gegen ſeine Compagnie, von der er den Erſatz mehrerer Millionen verlangte. Aber dieſe machte ſie ihm ſtreitig; hätte ſie auch, wenn ſie ſolche wirklich ſchuldig geweſen wäre, nicht bezahlen können. Er gab eine weitläuftige Denkſchrift heraus, die begierig geleſen wurde, aber nicht auf uns gekommen iſt. Nicht lange nachher ſtarb er vor Gram über ſeinen Sturz. Am empfindlichſten wär ſein Stolz dadurch verwundet, daß er, der den Regenten geſpielt hatte, jetzt als Supplicant vor den Richtern erſcheinen mußte. So rächte die Nemeſis den armen La Bourdonnaye.

Duplicität oder Doppelheit bedeutet den Gegenſatz zweier Kräfte (z. B. das Entgegenwirken der zurückſtoßenden und anziehenden Kraft), oder die Äußerung eines Dinges auf zweifache Weiſe, daher auch die Zweideutigkeit oder Zweizüngigkeit.

Duplik (duplica), in der Rechtsſprache, die zweite Antwort des Beklagten, oder die Antwort auf die Replik (d. i. die zweite Klagſchrift des Klägers, welche auf die Einlaſſung des Beklagten insbeſondere auf die Exception gerichtet iſt). Hat der Kläger noch Einwendungen zu machen, ſo iſt ihm vergönnt, ſeine dritte Klagſchrift, welche Triplik heißt, einzureichen, und dem Beklagten, iſt darauf noch eine dritte Verantwortungsſchrift (Quadruplik) verſtattet. Mehr als ſechs Schriften werden bei einem und demſelben Gerichtsſtande nicht angenommen. S. Klagen. Übrigens wendet man dieſe Benennungen auch auf literäriſche Streitſchriften an.

Duplicat, eine doppelt ausgefertigte Urkunde, auch das zweite Exemplar, die Abſchrift derſelben.

Dupliren (verdoppeln) beim Billardſpiel den Ball ſo ſpielen, daß er an die Bande antrifft, und von da zu einem gewiſſen Punkte (auf den zu treffenden Ball) zurückgetrieben wird; im Seekriege, eine Flotte dadurch überflügeln, daß eine oder mehrere Abtheilungen der ſtärkern Flotte um die ſchwächere herumgeht und ſie zwiſchen zwei Feuer nimmt, wie in der Seeſchlacht bei Hogun (29. Mai 1692) und bei Abukir.

Duplirſchritt, ſ. Doublirſchritt.

Dupont de l'Etang, unter Napoleon Diviſionsgeneral, Großoffizier der Ehrenlegion und Graf, unter der neuen königlichen Regierung franzöſiſcher Kriegsminiſter, widmete ſich früh den Waffen, ſuchte Dienſte am haager Hofe und wurde bei den bataviſchen Truppen angeſtellt. Carnot, welcher Talente für das adminiſtrative Fach an ihm wahrnahm, ſtellte ihn unter ſich bei dem Wohlfahrtsausſchuſſe und dem Directorium an, und machte ihn zum Chef ſeines neuerrichteten militäriſch-typographiſchen Büreau. Dupont erhielt unter der kurzen Verwaltung des Miniſters Bernadotte ſeinen ganzen Credit bei dem Kriegsminiſterium, in das er zur Zeit Scherers als Chef vom Büreau der Infanterie-Bewegungen eintrat. Mit ganzem Eifer trat er der Revolution vom 18.

Brumaire bei, und half ſie ausführen. Im Juni 1800 wurde er zu Turin in der Eigenſchaft eines bevollmächtigten Miniſters der franzöſiſchen Regierung angeſtellt. Von da ging er zu der italiäniſchen Armee, drang im October in Toscana ein, bemächtigte ſich der Reſidenz Florenz den 15. October, und organiſirte daſelbſt ein proviſoriſches Gouvernement. Er erhielt den Titel eines Großoffiziers der Ehrenlegion. Im Feldzuge 1805 war er bei der großen Armee und beförderte die Fortſchritte derſelben; bei der Schlacht von Auſterlitz commandirte er eine Diviſion. In dem Feldzuge 1806 und 1807 ſammelte er neue Lorbeern. Nach der Schlacht bei Jena führte er die Avantgarde des Fürſten von Pontecorvo nach Halle und ſchlug den Prinzen Eugen von Wirtemberg aus dieſer Stadt. Auch in den Berichten von der Schlacht bei Friedland wird ſein Name mehrere Mal erwähnt. Aber in dem Feldzuge gegen Spanien hatte er das Unglück, mit ſeinem ganzen Corps von Caſtannos und Reding gefangen zu werden. (Vergl. Baylen.) Er ſaß, nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt war, im ſüdlichen Frankreich gefangen, bis der zurückgekehrte Ludwig XVIII. ihn im Mai 1814 zu ſeinem Kriegsminiſter erhob.

Duquesne (Abraham), berühmter franzöſiſcher Admiral unter Ludwig XIV., geboren zu Dieppe 1610. Er lernte den Seekrieg unter ſeinem Vater, einem geſchickten Schiffscapitain, kennen. In ſeinem 17. Jahre wohnte er ſchon dem Siege bei La Rochelle bei. Im Kriege gegen Spanien that er ſich in den Jahren von 1637 bis 1643 ſehr hervor. Im Jahr 1644 diente er in Schweden, erſt als Major, dann als Viceadmiral. Im Jahr 1647 nach Frankreich zurückberufen, commandirte er die Expedition gegen Neapel. Bordeaux zwang er zur Unterwürfigkeit, als es ſich empört hatte, trotz des Widerſtandes der Spanier. Im ſicilianiſchen Kriege ſchlug er drei Mal die vereinigten holländiſchen und ſpaniſchen Flotten unter Ruyter. Im zweiten dieſer Treffen fiel der holländiſche Admiral; das Schiff, welches das Herz deſſelben in einer Urne in ſein Vaterland bringen ſollte, ward genommen und dem Admiral Duquesne gebracht; dieſer nahm den Degen des Gebliebenen nicht an, ſtieg an Bord des holländiſchen Fahrzeugs, umfaßte die Urne und rief: „ſeht hier die Reſte eines großen Mannes, ihn fand der Tod mitten in den Zufällen des Lebens, denen er ſo oft getrotzt hat! erfüllen Sie, Capitain, ihren Auftrag, er iſt zu achtungswerth, um Sie darin zu ſtören!" und der feindliche Capitain erhielt von ihm einen Paß. Als er Algier und Genua gezwungen hatte, Ludwigs XIV. Gnade anzuflehen, ertheilte ihm dieſer eines der ſchönſten Landgüter, Bouchet, und erhob es zum Marquiſat mit dem Beinamen Duquesne, um ſeinen Namen zu verewigen. Mehr konnte er nicht thun, da Duquesne Calviniſt war. Doch war er der Einzige, der von der durch Aufhebung des Edicts von Nantes verfügten Verweiſung ſeiner Glaubensgenoſſen ausgenommen ward. Er ſtarb zu Paris am 2. Febr. 1688 und ward auf ſeinem Landgute begraben. Milde und Beſcheidenheit zierten ſeine Heldentugenden. Ruyter hält mit ihm eine Vergleichung nicht aus; aber Ruyter war ſein Muſter. Er hinterließ vier Söhne, von denen der berühmteſte Henri, Marquis von Duquesne war, und ſich als Krieger und Seemann gleich auszeichnete.

Dur (durus, hart), nennt man diejenigen Tonarten, welchen der harte oder vollkommene Dreiklang (ſ. d. Art.), oder der

Duraccord zum Grunde liegt, daher auch harte Tonart. Man bezeichnet ſie auch oft durch den italiäniſchen Ausdruck maggiore. Sie wird aber auch außerdem erkannt: 1. durch die Vorzeichnung, die jeder beſondern Tonart eigen iſt, in Verbindung 2. mit dem erſten Accord des Tonſtücks oder 3. durch den Schluß. Im Generalbaß wird ſie durch Kreuz oder Be-Quadrat, ferner durch 3, Kreuz 3, 8 Kreuz angedeutet.

Durand. 1. (David) als Geſchichtſchreiber, Überſetzer und Dichter rühmlich bekannt (z. B. durch ſeine Histoire du 16 siècle. Lond. 1729 und mehrmals, Histoire de la peinture ancienne, extraite de Pline etc. 1725. fol. Histoire de l'or et de l'argent (nach Plin.) 1728. fol., Vie de Vanini 1717 u. A.), geboren bei Beziers 1679, franz. Prediger in London, ſtarb 1763. 2. Urſin, Benedictiner von der Congregation des heiligen Maurus, der mit ſeinem Collegen Martene den berühmten Thesaurus novus Anecdotorum 1717. 5 Vol. fol. und Veterum scriptorum ac monumentor. etc. collectio, 1724-1733. 9 Vol. fol. herausgab. Er war geb. zu Tours 1701, ſtarb 1773.

Durandus (Wilhelm), ein berühmter Scholaſtiker (ſ. d. Art.), Nachfolger des Scotus (ſ. Duns), mit dem Beinamen doctor resolutissimus genannt, weil er das Talent beſaß, die ſchwierigſten Aufgaben und Einwendungen im Diſputiren ſchnell zu löſen und zu beantworten. Er war geboren zu St. Pourçano, ward Dominicaner, lehrte zu Paris und Rom, und ſtarb als Biſchof zu Meaux 1332. Siehe Tenemann Geſchichte der Philoſophie 8. Thl. 2. Abtheilung, S. 803 u. ff.

Durante (Francesco), einer der größten Kirchencomponiſten, war 1693 in Neapel geboren, und verdankte ſeine erſte Bildung dem berühmten Aleſſ. Scarlatti. Noch ſehr jung ging er nach Rom, wohin ihn der Ruf Paſquini's und Pittoni's zog. Hier arbeitete er unter der Leitung dieſer Künſtler, und erlernte von dem einen die Kunſt des Geſanges und der Melodie, von dem andern alle Hülfsmittel des Contrapunktes. Hierauf ging er als Capellmeiſter nach Neapel, componirte aber faſt ausſchließlich für die Kirche. In dieſer Art der Compoſition erſtieg er die höchſte Stufe des Ruhms, und ſeine Werke werden für alle ſpäteren Künſtler claſſiſch bleiben. Er bildete die berühmteſten Tonkünſtler des 18. Jahrhunderts in Neapel: Pergoleſe, Sacchini, Piccini, Terradeglias, Guglielmi, Traetta ꝛc., und ſtarb zu Neapel 1755 in einem Alter von 62 Jahren.

Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie iſt eine der gewöhnlichſten See-Evolutionen, die immer mit Vortheil angewendet wird. In dieſer Abſicht wenden ſich eine beſtimmte Anzahl Schiffe auf ein gegebenes Signal ſchnell aus der Linie heraus, und gehen mit vollen Segeln quer durch die feindliche Linie hindurch, um den Feind ſchnell auf der andern Seite zu beſchießen, wo er oft zwei bis drei volle Geſchützlagen erhalten hat, ehe er einmal darauf zu antworten vermag. Faſt alle Seetreffen zwiſchen den Holländern und Engländern, und zwiſchen dieſen und den Franzoſen geben uns Beiſpiele des Durchbrechens der feindlichen Linie. Der niederländiſche Admiral Ruyter ſcheint der Erfinder dieſes Manoeuvres zu ſeyn; er führte es vorzüglich gut im J. 1666 bei Dünkirchen aus, wo er mehrere Male durch die Flotte des Admirals Monk brach und ſeine ſchon abgeſchnittene Avantgarde rettete.

Einen andern Zweck hat gewöhnlich das Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie oder das Sprengen des Centrums in Feldſchlachten.

Durchdringlichkeit iſt die natürliche Eigenſchaft der Körper, vermöge welcher ſie im Stande ſind, andere Materien durch ihre Zwiſchenräume hindurchzulaſſen. Es gibt Stoffe, die alle uns bekannten Körper durchdringen; dahin gehört die Wärme und das Feuer. Auch vom Äther nimmt man dies an. Andere Stoffe, z. B. der magnetiſche und electriſche, dringen nur in gewiſſe Körper ein. Feſte Körper ſind gewöhnlich für ſolche flüſſige Materien durchdringlich, welche ſich an ſie anhängen, oder doch von ihnen ſtark angezogen werden. Salze, Löſchpapier, Schwamm und andere Körper laſſen ſich z. B. vom Waſſer durchdringen, und dieſes hängt ſich auch an ſie an.

Durchgang, in der Tonkunſt die Verbindung zweier von einander entfernten **Haupttöne** durch mittlere. Es heißen daher die **Töne**, und, wenn ſie in Noten aufgefaßt werden, die Noten, **durchgehende**, 1. die nur den Übergang machen zu einer andern weſentlichen Note (Hauptton). Der Durchgang heißt regelmäßig, wenn ſie auf den ſchlechten Tacttheil fallen. Diſſonanzen ſind durchgehend, wenn ſie nicht unmittelbar aufgelöſt werden. 2. Töne oder Accorde überhaupt, die auf einen ſchlechten Tacttheil fallen (ſchlechte Noten).

Durchlaucht. Mit dieſem Worte wollte man das lateiniſche Wort Serenus ausdrücken; aber eben ſo unpaſſend, als wenn man ſagt: Ew. **Durchlauchtigkeit.** König Athalrich nannte ſich ſelbſt Serenitas nostra. Das Prädicat **durchlauchtig** findet man in Urkunden ſeit dem 14. Jahrhunderte. Carl IV. gab dieſen Titel im J. 1376 den weltlichen Churfürſten zuerſt. Unter Kaiſer Carl V. war er ſchon gewöhnlich. Später erhielten ihn auch die **Fürſten**, welche auf dem Reichstage Sitz und Stimme hatten. Das älteſte Privilegium über das einem Fürſten ertheilte Prädicat **Durchlauchtig** iſt das wirtembergiſche vom J. 1664.

Durchmeſſer ſ. Diameter.

Durchſchnitt, ſ. **Profil**, **Riß**.

Durchſichtigkeit. Dieſes Wort gebraucht man von Körpern, welche die Eigenſchaft beſitzen, daß der Durchgang der Lichtſtrahlen durch ſie nicht gehindert wird. Die Durchſichtigkeit wird nicht durch die Weichheit der Körper verurſacht, denn Holz, Schwamm, Kork ſind nicht durchſichtig, wohl aber Diamant, Cryſtall. Waſſer und Öl, zwei Flüſſigkeiten, wovon jede an ſich durchſichtig genug iſt, werden undurchſichtig, ſobald man ſie vermiſcht und wohl durch einander ſchlägt. Das Papier iſt undurchſichtig, ſo lange ſeine Zwiſchenräume mit Luft angefüllt ſind, wird es mit Waſſer oder Öl beſtrichen, ſo läßt es die Lichtſtrahlen in ſo weit durch, daß man ſelbſt eine feine Schrift dahinter leſen kann. **Newton** fand daher die Urſache dieſer Erſcheinung in der gleichförmigen Dichtigkeit der Theile eines ſolchen Körpers, ferner in der Größe ihrer Zwiſchenräume und in der Dichtigkeit der Materie, die ſich in denſelben aufhält. Die Undurchſichtigkeit der Körper rühre folglich daher, daß die Lichtſtrahlen bei ihrem Durchgange durch die innern Theile derſelben auf eine unzählbare und mannichfaltige Art gebrochen und zurückgeworfen werden. Bei durchſichtigen Körpern ſind die Theile ſowohl als die zwiſchen denſelben be-

findlichen Räume zu klein, als daß ſie eine merkliche Zurückwerfung des Lichts verurſachen könnten. Eben daraus erklärt ſich leicht, warum alle vollkommenen Auflöſungen durchſichtig ſind, und warum die Dünſte die Durchſichtigkeit der Luft nicht ſtören, ſo lange ſie in derſelben völlig aufgelöſ't ſind. Doch leidet das Licht beim Durchgange durch durchſichtige Körper eine beträchtliche Schwächung. Bouguer fand, daß das Licht durch 16 über einander gelegte Stücke von gemeinem Fenſterglaſe, die zuſammen 9½ Linien dick waren, 247 Mal geſchwächt wurde. Die Urſache der Schwächung des Lichts beim Durchgange durch durchſichtige Körper iſt noch nicht entſchieden. Bouguer ſetzt ſie nicht in den Anſtoß an die dichten Theile, wie viele Andere, ſondern in eine bloß an der Oberfläche befindliche brechende Kraft. Daher die Dicke eines durchſichtigen Körpers das Licht nicht ſo ſehr ſchwäche, als die Menge der brechenden Oberflächen.

Durchzeichnen heißt die Umriſſe einer Zeichnung mechaniſch auf einen andern Grund übertragen. Es geſchieht auf eine doppelte Weiſe: 1. man überzieht die Rückſeite der Zeichnung mit Kohle, Waſſerblei oder ähnlicher Färbung, und zieht dann mit einem harten Werkzeuge die Umriſſe der Zeichnung ſelbſt nach; dann erſcheinen ſie auf der Unterlage abgedruckt; oder 2. man bedient ſich des durchſichtigen Ölpapiers, legt dieſes auf die Zeichnung, und zeichnet die durchſcheinenden Züge nach.

Durchziehen der Treffen iſt ein Manoeuvre, vermittelſt deſſen die vorderſte, dem Feinde zunächſt gegenüberſtehende Linie rückwärts, durch das vorrückende zweite und dritte Treffen; die zweite, dritte und folgende Linie, Züge oder diviſionsweiſe, im Flankenmarſch mit links oder rechts um, und im Geſchwindſchritt durchmarſchirt; und ſo die zweite Linie die erſte, und wenn auch dieſe ſich ab- oder durchzieht, die dritte die erſte wird. Überhaupt bedeutet durchziehen jede Bewegung rückwärts oder vorwärts, wo Truppen durch andere durchgehen. In der Schlacht bei Witſtock 1636, wo der ſchwediſche Feldmarſchall Banner den 30,000 Mann ſtarken vereinigten Sachſen und Kaiſerlichen nur 20,000 Mann entgegenſetzen konnte, findet man zuerſt des Durchziehens der Infanterie durch die zweite Linie gedacht; es ward von den Schweden angewendet, um die Regimenter aus dem Treffen zu bringen, die zu ſehr gelitten hatten. Etwas ähnliches damit hatte die Stellung des Feldmarſchalls Torſtenſon im Treffen bei Janckowitz, wo er die kaiſerliche Armee in ihrer linken Flanke turnirte, und hauptſächlich dadurch den Sieg erhielt, daß der Feind gezwungen war, eine ungünſtige Stellung zu nehmen. Der große Condé wandte im Gefechte bei Lenz das Durchziehen der Treffen auch bei der Reiterei an, und ſpäterhin ward es etwas Gewöhnliches.

Dürer (Albrecht), der Vater der deutſchen Malerei und Kupferſtecherei, geb. zu Nürnberg den 20. Mai 1471. Sein Vater war ein geſchickter Goldſchmid, der ſeinen, wegen ſeines Fleißes ſehr geliebten Sohn, in derſelben Profeſſion unterrichtete. Doch früh entwickelte ſich Dürers Talent für die Zeichenkunſt, und ob er gleich ſchon in ſeinem 15. Jahre große Fortſchritte in der väterlichen Kunſt gemacht hatte, ſo entſchied ſich ſeine herrſchende Neigung doch für die Malerkunſt, und, wenn auch ungern, willigte endlich der Vater ein. Michael Wohlgemuth, damals der beſte Maler in Nürnberg, bekam ihn 1486 in die Lehre; bei

dieſem übte er ſich im Zeichnen, Malen, Kupferſtechen und Holzſchneiden. Im J. 1490 reiſ'te er durch Deutſchland und die Niederlande bis Venedig; 1492 ging er über Elſaß, Colmar, Baſel wieder in die Heimath zurück. Seinem Vater zu Liebe heirathete er des berühmten Mechanikers Hanns Fritz zu Nürnberg Tochter; doch dies unfreundliche Weſen verbitterte in der Folge ſein Leben und mag ihm wohl das Grab bereitet haben. Im J. 1505 ging er wieder nach Venedig. Nach einem faſt einjährigen Aufenthalte daſelbſt kam er zurück und beſuchte ſodann 1520 noch einmal die Niederlande. Sein Ruhm war ſchon gegründet und erfüllte die Lande weit und breit. Kaiſer Maximilian I. ernannte ihn zu ſeinem Hofmaler; Kaiſer Carl V. beſtätigte ihn in dieſer Würde und verlieh ihm zugleich das Wappen für die Maler, nämlich in einem laſurblauen Felde drei ſilberne oder weiße Schilde. Albrecht Dürer genoß die Achtung der Höchſten und Niedern, alle Gelehrte und Künſtler ſeiner Zeit ehrten und liebten ihn. Um ſo mehr ward ſein Tod in der Kraft ſeiner Jahre betrauert. Ein ſchönes Zeichen dieſer Geſinnungen für ihn iſt die von ſeinem Freunde Birkheimer auf ihn verfertigte Grabſchrift; ſie iſt lateiniſch und lautet überſetzt alſo: „Ruhe der abgeſchiedenen Seele. Dem Andenken Albrecht Dürers, des beſten Mannes und vollkommenſten Malers ſeiner Zeit, der nicht nur der Erſte unter den Deutſchen war, der die deutſche Malerkunſt erhöhte, veredelte und in ſtrengere Geſetze einſchränkte, ſondern ſie auch durch ſeine Schriften der Nachwelt ſchätzbarer machte. Er war deßwegen und vorzüglich auch wegen ſeiner Sitten, ſeiner Klugheit und beſondern Beſcheidenheit von ſeinen nürnbergiſchen Mitbürgern, ja auch von allen Auswärtigen höchſt geſchätzt und bei weiland Maximilian und ſeinem Enkel Carl, beiden Kaiſern, auch bei Ferdinand, Könige in Ungarn und Böhmen, ſehr beliebt, welche ihn mit einem reichlichen Jahrgehalte begünſtigten und ihm in höchſter Gnade gewogen waren. Er ſtarb nicht ohne großes Leidweſen ſeiner Freunde, den ſechsten des Oſtermonats im Jahr 1528 in dem Alter von 57 Jahren. Bilibald Birkheimer hat ſeinem aufrichtigen Freunde dies Denkmal geſetzt." Dürers Verdienſte um ſeine Kunſt ſind nicht hoch genug zu achten. Er war der erſte, welcher die Regeln der Perſpective und der Proportion nach den Geſetzen der Mathematik in Deutſchland lehrte; er entdeckte die Kunſt, mit Scheidewaſſer auf Eiſenplatten und Metall zu ätzen; er erfand das Mittel, die Holzſchnitte mit zweierlei Farben zu drucken und die gläſerne Copierſcheibe. Vermittelſt ſeiner großen mathematiſchen Kenntniſſe war es ihm möglich, für die Zeichen- und Malerkunſt ein förmliches Syſtem zu entwerfen. Er ſchrieb das erſte Buch vom Feſtungsbau in Deutſchland und zeigte, wie man mit Hülfe der Geometrie die Buchſtaben, beſonders die Verſalien, nach Regeln und gewiſſer Proportion entwerfen müſſe. Groß war er vorzüglich in der Porträtmalerei; mit bewunderungswürdiger Kunſt wußte er die täuſchendſte Ähnlichkeit hervorzubringen und alle Leidenſchaften waren in der Gewalt ſeines Pinſels; jede Gemüthsbewegung, von ihm dargeſtellt, war unverkennbar. Auch ſeine Landſchaften, ſeine Kupferſtiche und Holzſchnitte verdienen Bewunderung. Überhaupt zeigte er ſich durch ſeinen echt religiöſen Fleiß und tiefen Ernſt für ſeine Kunſt, ſo wie durch die Gründlichkeit, Bedeutſamkeit und den Ausdruck ſeiner Werke als echten deutſchen Künſtler. (S. deutſche Kunſt, deutſche Malerei.) War er

als Künſtler groß, ſo war er auch als Schriftſteller höchſt ſchätzenswerth. Ja er arbeitete ſogar auf Veredlung und Reinigung der deutſchen Sprache hin, wobei B. Birkheimer ihm jedoch beiſtand. Seine Schriften, welche ſpäter ins Lateiniſche, Franzöſiſche u. ſ. w. überſetzt wurden, ſind in einer Sammlung herausgekommen zu Arnheim bei J. Janſen 1603 in Fol. Sein Leben hat J. F. Roth, Leipzig 1791. 8. beſchrieben. Vergl. auch Klein, Leben und Bildniſſe großer Deutſchen 2. Band.

D'Urſé (Honoré) ſ. Urfé.

Durlach, ſonſt ein Markgrafthum in Schwaben, welches den nördlichen Theil von dem Markgrafthum Baden ausmachte. Die ehemalige Hauptſtadt deſſelben, gleichfalls Durlach genannt, an der Pfinz, hat ein berühmtes Pädagogium, allerhand Manufacturen und in der Nähe gute Steinbrüche. S. Baden.

Duroc, Sohn eines Notars zu Pont-a-Mouſſon. Die erſte Aushebung entzog ihn den Wiſſenſchaften, und ſeine Kenntniſſe, ſein Muth und ſeine Talente ließen ihn ſchnell emporſteigen. Anfangs als Adjutantenhauptmann von Bonaparte, hierauf als Brigadechef, that er ſich beſonders den 19. März 1797 bei dem Übergange über den Liſonzo (in Krain) hervor. Er begleitete Bonaparte nach Ägypten, kam mit ihm 1799 glücklich wieder zurück, und wurde zu Ende Novembers an den berliner Hof in einer außerordentlichen Angelegenheit geſandt. Er wurde von dem König von Preußen mit Auszeichnung empfangen. Zu Ende Decembers kam er nach Frankreich zurück, und wurde hierauf wegen ſeines diplomatiſchen Talents, ſeiner einnehmenden Perſönlichkeit und Anhänglichkeit an Napoleon, zu verſchiedenen Sendungen mit vielem Glücke von demſelben gebraucht. Im October 1801 begab er ſich nach Schweden, hierauf nach Petersburg, wo ihn der neue Kaiſer Alexander nicht minder wohl aufnahm. 1803 begleitete er den erſten Conſul nach Brüſſel. Den 8. Juli 1804 wurde er zum Großmarſchall des Palaſtes ernannt, und erhielt den preußiſchen ſchwarzen Adler- und den bayeriſchen St. Hubertsorden. Im Oct. 1805 ging er aus dem Lager von Boulogne nach Berlin, um das gute Einverſtändniß zwiſchen beiden Mächten aufrecht zu erhalten, und reiſ'te nach einem Aufenthalt von einem Monat daſelbſt bei der Ankunft des Kaiſers Alexander ab, noch vom Könige mit einer koſtbaren Tabatiere beſchenkt. Er begab ſich zur großen Armee in Deutſchland, und löſ'te den General Oudinot, der eben verwundet worden war, in dem Commando der Grenadierdiviſion ab. Er folgte Napoleon ebenfalls in dem Feldzug 1806 und 1807, befand ſich in der Begleitung deſſelben bei der Zuſammenkunft auf dem Niemen, wurde ſeitdem zum Herzog von Friaul ernannt, befand ſich auch bei dem Kriege von 1809 und 1812 wieder in der Begleitung Napoleons, kehrte mit dieſem aus Moskau glücklich nach Frankreich zurück, überſtand nachher die blutige Schlacht von Lützen, fand aber ſeinen Tod am 22. Mai 1813 am Tage nach der Schlacht von Bautzen. Die Arriergarde der ſich zurückziehenden preußiſch-ruſſiſchen Armee lieferte nämlich der franzöſiſchen Avantgarde bei Reichenbach ein kleines Gefecht, in welchem eine verhängnißvolle Kanonenkugel ganz in der Nähe des Kaiſers den franzöſiſchen General Kirchner todt niederwarf und dem Marſchall Duroc, ſeinem liebſten Freund, bei einer Unterredung mit dem Herzoge von Treviſo, wie das franzöſiſche Bulletin berichtete, den Leib aufriß.

Dürrenberg, oder der dürre Berg, 1. der berühmte Salzberg im Herzogthum Salzburg, eine Stunde von Hallein, 1067 Fuß über der Stadt, aus dem jährlich 300,000 Centner Salz bereitet werden. Er iſt, ſo weit er aufgeſchloſſen iſt, 1633 Fuß hoch, 4083 breit und 8983 lang, mit ſiebzehn Eingängen, worunter acht Hauptſtollen, mit 33 Sinkwerken, Wehren, Sulzenſtücken oder Salzſtuben, von denen der größte, der Stäber, angefüllt 50 Bergpfannen Sulze, d. i. 650,000 Eimer Waſſer hält; 300 Mann arbeiten täglich; jährlich werden unter den ſehr großen Salzpfannen, deren jede über 60 Werkſchuhe lang und breit iſt, und über 200 Centner Soole enthält, über 32,000 Klaftern Holz verbrannt. Die Ausbeute binnen 600 Jahren (das Werk ward 1123 entdeckt) gränzt ans Ungeheure. In Schellenberg allein wurden von 1700–1780 innerhalb 65 Jahre, 1077 Wochenſuden und durch dieſe 13,449 Pfund und 27 Fuder erhalten, d. i. 3,227,187 Centner gemeinen Gewichts. Die Ausbeute eines vollen Jahrhunderts darf demnach bei den ſchellenberger Pfannen auf 4,820,000 und die von ſechs Jahrhunderten auf 2892 Millionen Centner berechnet werden. Eben ſo heißt auch 2. ein Salzwerk, drei Stunden von Merſeburg an der Saale, das jüngſte, aber ſtärkſte im Königreich Sachſen, durch den berühmten Bergrath Borlach angelegt. In der Nähe dabei iſt das älteſte churſächſiſche Salzwerk, das gewerkſchaftliche Salzwerk bei Teuditz und Kötzſchau, welches ſchon im 14ten Jahrhunderte gangbar war, aber mehrmals in Verfall gerieth. Der König iſt Mitgewerke und läßt das gewonnene Salz für ſeine Rechnung durch verpflichtete Salzverwalter verkaufen. Die große Saline Dürrenberg iſt erſt ſeit 1763 gangbar, der Churfürſt hat das dazugehörende Rittergut Dürrenberg 1764 erkauft. Es hat fünf Gradirhäuſer und treffliche Maſchinen. In ordinären Jahren wird hier die Soole gemeiniglich bis zu der Reichhaltigkeit der halliſchen Soolquellen gebracht. Der jährliche Etatſatz beträgt 185,000 Stück in 30 Pfannen von beträchtlicher Größe, die in 11 Kothgebäuden ſtehen, geſotten. Auch wird viel Salz von Artern und Köſen hieher gebracht, wo ſich gute Anſtalten zur Aufbewahrung der gradirten Soole befinden. Man brennt größtentheils Braunkohlen, die in der Nähe gegraben werden. Auch wird hier Düngeſalz verfertigt. Gegenwärtig verſorgt die Saline Dürrenberg mit Einſchluß der gewerkſchaftlichen Salzwerke von Teuditz und Kötzſchau das Königreich Sachſen mit Salz im Überfluß.

Durſt, der unangenehme Reiz, den das Verlangen zu trinken erregt. Durch die Bewegung im thieriſchen Körper werden unaufhörlich eine Menge von Feuchtigkeiten verbraucht, deren Erſatz zur Erhaltung des Lebens unbedingt nöthig iſt. Der Durſt und die mit demſelben verbundene unangenehme Empfindung und Erſchlaffung in allen Theilen iſt die Stimme der Natur, wodurch ſie das Geſchöpf auffodert, den Abgang und Verbrauch der Feuchtigkeiten durch das Trinken zu erſetzen. Dieſes Bedürfniß iſt aber nicht immer gleich ſtark, ſondern es kommt dabei ſowohl auf die genoſſenen Speiſen, als auf die Temperatur an, worin daſſelbe ſich aufhält. Im Sommer, wo die Ausdünſtung und alſo der Abgang der Feuchtigkeiten am ſtärkſten iſt, trinken alle Thiere und auch der Menſch mehr als im Winter. Kaltblütige, träge Geſchöpfe können den Durſt eben ſo gut ohne große Unbequemlichkeit eine lange Zeit aus-

halten, wie den Hunger; warmblütige und thätige leiden dagegen die fürchterlichſte Pein, wenn ſie den immer ſteigenden Durſt nicht befriedigen können. Die Wuth und die nachherige Erſchlaffung und Ermattung ſind eben ſo ſchreckliche Folgen des Durſtes wie des Hungers. Seefahrer und Reiſende durch Wüſten haben dieſe große Noth oft empfinden müſſen. Auch Gewächſe leiden den Durſt, erſchlaffen und welken in allen ihren Theilen und das Begießen zeigt ſichtbare und ſchnelle Wirkung. Bei thieriſchen Körpern ſoll ſchon eine äußere Anfeuchtung den Durſt vermindern und Seefahrer haben durch bloßes Baden in der See ihr Leben erhalten.

Duſch (Joh. Jacob), däniſcher Juſtizrath und Profeſſor der *Philoſophie* und *Mathematik* zu *Altona*, geboren zu *Celle* den 12. Februar 1725, ſtudirte zu Göttingen *Theologie*, noch mehr aber *ſchöne Wiſſenſchaften* und *engliſche Literatur*, ward dann Hauslehrer, 1766 Rector des akademiſchen Gymnaſiums zu *Altona*, wo er ſeit 1756 privatiſirt hatte, und ſtarb den 18. Dec. 1787. Die ſchöne Literatur der Deutſchen und die deutſche Proſa hat ihm viel zu danken. Er war in mehrern Gattungen, vorzüglich aber in der didaktiſchen, einheimiſch, in welcher Pope ſein Vorbild war. Mit Wahrheit der Gedanken verband er einen gefälligen Vortrag, ohne Überladung, aber es mangelte ihm eine lebendige Phantaſie, durch welche die Lehre mit ihrer Verſinnlichung zugleich entſpringt, ſich mit ihr entfaltet und verſchmelzt, und ſeine Darſtellung iſt bald zu blühend und geziert, bald matt und ſchleppend und der Lehrzweck durchaus ſichtbar. Seine Proſa iſt in manchen ſeiner frühern Schriften, z. B. in den moraliſchen Briefen zur Bildung des Herzens, geziert und ſchwülſtig und ſtreift in das Gebiet der Poeſie. Seine Romane (z. B. *der Verlobte zweier Bräute*, 3 Bde. 1785. 8. *Die Pupille*, 1798. 8.) zeichnen ſich durch Vermeidung des Unnatürlichen, Unſittlichen, Grotesken und Schwächlichempfindſamen in Charakteren und Sprache zu ihrem Vortheile aus. Von ſeinen ſämmtlichen poetiſchen Werken, die aus fünf Theilen beſtehen ſollten, iſt nur der erſte und dritte gedruckt worden. Sie wurden in verſchiedene Sprachen überſetzt. Unter ſeinen übrigen Schriften wurden beſonders die Briefe zur Bildung des Geſchmacks (6 Theile. Leipzig und Breslau 1764 u. ff.) gerühmt. Die jetzige Kritik urtheilt aber ungünſtiger über Duſch als ſeine Zeitgenoſſen; *Leſſing* ausgenommen, der ihn in den Literaturbriefen ſtets zur Zielſcheibe ſeines Witzes und ſeines Spottes machte. Mehrere gehaltvolle Werke der Engländer hat er ins Deutſche überſetzt.

Duſſek (Johann Ludwig), ein geborner Böhme, war einer der bedeutendſten Clavierſpieler und Compoſiteurs für dies Inſtrument, geb. ungefähr 1760. Anfangs zeichnete er ſich als Virtuoſe auf der damals ſo beliebt gewordenen Harmonica in den Jahren 1780 u. f. aus, hielt ſich dann zu Paris, noch länger aber zu London auf, kam in der Folge nach Berlin und ward der nähere Bekannte, Vertraute und Begleiter des durch ſeinen rühmlichen Tod, (1806) wie ſchon früher durch ſeine großen Talente, namentlich für Muſik bekannt gewordenen Prinzen *Louis von Preußen*, auf deſſen Tod er auch eine ſeine Gefühle ausdrückende Sonate unter dem Titel Elegie ſchrieb. Er wurde nachher zwar beim Fürſten von Iſenburg angeſtellt; allein er trat bald in die Dienſte des Fürſten von Benevent, mit dem er nach Paris ging. Als Compoſiteur

zeigt er viel Eigenthümlichkeit, Neuheit, reiche Erfindung und ein Feuer, welches eben ſo auch in ſeinem trefflichen, ſichern, und eigentlich großen Spiel unverkennbar war. Er iſt vor kurzem (1812) geſtorben.

Düſſeldorf, die Hauptſtadt des bisherigen Großherzogthums, ehemals Herzogthums Berg, zählt gegen 1600 Häuſer und an 13,000 Einwohner. Ungeachtet ihrer günſtigen Lage am Einfluß der Düſſel in den Rhein war Düſſeldorfs Handel in ältern Zeiten ohne alle Bedeutung. Nach geſchehener Definitiv-Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich haben die Düſſeldorfer ihre bisher nur ſchwach beſtandene Schifffahrt mit Holland ſehr ausgedehnt. Von dieſer Zeit an vermehrte ſich auf der einen Seite die Verſendung der täglich an Extenſion gewinnenden bergiſchen Fabrikate und auf der andern das Einkommen der zu den bergiſchen Fabriken erforderlichen Urſtoffe. Auch wurde jetzt der Zwiſchenhandel mit Colonialwaaren und Getraide, ſo wie das Wechſel- und Geld-Negoz, und die Spedition ſehr lebhaft. Düſſelsdorfs Handelsſtand gab ſich in dieſer Zeit alle Mühe, auch freie Fahrt nach dem Oberrhein zu erhalten und von der Umladungsverbindlichkeit in Cöln und Mainz befreit zu werden. Dieſe Bemühungen hatten beim franzöſiſchen Gouvernement aber keinen Erfolg, und die Stadt hat nur das Recht beibehalten, während der frankfurter Meſſen bei Cöln und Mainz den Rhein auf- und niederzupaſſiren, ohne der Umladung unterworfen zu ſeyn. Düſſeldorf hat einen Freihafen und eine Handlungskammer. Vor Einführung der franzöſiſchen Tabaksregie war auch die Rauch- und Schnupftabaks-Fabrikation von Bedeutung. Sehr berühmt iſt der düſſeldorfer Senf, welcher weit und breit verſandt wird. Es exiſtiren noch verſchiedene andere Fabriken in Düſſeldorf, von denen jedoch keine ſich zu beſonderer Bedeutung erhoben hat. Zu den ehemaligen Merkwürdigkeiten von Düſſeldorf gehörte die berühmte Gemäldegallerie. Forſter hat ſie in ſeinen herrlichen Anſichten ꝛc. beſchrieben. Auch gibt es ein Verzeichniß derſelben von Hrn von Pigage. Zu Anfang des franzöſiſchen Revolutionskrieges wurde ſie nach Holſtein geflüchtet und nach der Ceſſion des Landes an Frankreich kam ſie nach München. In den neunziger Jahren wurde Düſſeldorf durch die Anbauung der Carlſtadt eben ſo erweitert als verſchönert, und ſie gehört mit zu den angenehmſten Städten Deutſchlands. Die daſelbſt befindliche Univerſität iſt ganz unbedeutend geworden.

Duumvirat iſt die Art der Regierung in einem Staate, beſonders einem Freiſtaate, wo zwei zugleich herrſchen. Dieſe Zweiherrſcher heißen Duumviri. Dann auch in andern Verhältniſſen die Verbindung, oder das gleichzeitige Auftreten und Erſcheinen zweier ausgezeichneten Männer; bei den Römern auch ein Titel für zwei, welche gewiſſe Ämter gemeinſchaftlich verwalteten, z. B. die höchſten Magiſtratsperſonen in den Provinzen; auch wird es oft ſcherzhaft gebraucht.

Duval. 1. Valentin Jameray, Bibliothekar des Kaiſers Franz I.; geb. 1695 als der Sohn eines armen Bauern in einem kleinen Dorfe (Artonay) in Champagne. Im zehnten Jahre wurde Duval Waiſe, und als er im vierzehnten aus ſeinem Geburtsort durch Dienſtloſigkeit getrieben ward, konnte es nicht leicht ein hülfloſeres Weſen geben. Hungernd, bald auch von den Blattern befal-

len, irrte er in dem ſchrecklichen Winter 1709 auf offnem Felde herum, doch die Vorſehung nahm ſich ſeiner an, und führte ihn, indem er nach Morgen zuging, nach Champagne, und zwar zur Einſiedelei, wo er das erſte Ziel ſeiner Wanderung fand. Palemon, der gute Eremit, nahm ihn auf; er theilte ſeine Lebensweiſe, ſeine Geſchäfte mit ihm und lernte von ihm leſen. Hier ward Duval fromm, ohne abergläubig zu ſeyn. Er vertauſchte jedoch dieſen Ruheplatz mit dem zu St. Anne bei Lüneville. Vier unwiſſende Eremiten und ſechs ihm zur Huth übergebene Kühe waren ſeine Geſellſchaft; einige Bände von der blauen Bibliothek ſeine Bildungsmittel. Es gelang ihm endlich allein ſchreiben zu lernen. Ein Abriß der Arithmetik, der in ſeine Hände fiel, intereſſirte ſeinen jungen Geiſt aufs neue. In der Stille eines Waldes erhielt er die erſten Ideen von Aſtronomie und Geographie; einige Karten, ein Stück Rohr als Tubus, auf einer Eiche befeſtigt, war der ganze Apparat des wißbegierigen Knaben. Nur Geld fehlte ihm, um ſich den Unterricht zu verſchaffen, nach dem er durſtete. Er ſann auf Mittel; er kündigte den Thieren des Waldes den Krieg an und verfolgte ſie mit einem unglaublichen Muthe; der Verkauf dieſer Thiere verſchaffte ihm nach einigen Monaten ein kleines Vermögen von 40 Thalern. Eine glückliche Begebenheit vermehrte ſeinen Schatz. Er fand ein goldenes geſtochenes Petſchaft und ließ es durch den Prediger bekannt machen. Ein Engländer, Namens Forſter, meldete ſich als Eigenthümer; doch er erhielt es nur unter der Bedingung zurück, daß er dem Finder das Wappen genau erklärte. Erſtaunt belohnte ihn Forſter ſo reichlich, daß ſeine nach und nach aus ſeinem Jagdfonds angeſchaffte Bibliothek bis auf 200 Bände ſich vermehrte, dagegen er auf ſein Äußeres auch nicht das mindeſte verwendete. Während ſeiner Studien bekümmerte ſich Duval freilich wenig um ſeine Heerde und die Eremiten wurden darüber unwillig. Ja, einer derſelben drohte ihm ſogar mit dem Verbrennen ſeiner Bücher. Das empörte Duvals Gemüth. Er ergriff eine Feuerſchaufel, trieb damit den Bruder aus ſeiner eigenen Wohnung und ſchloß ſich in dieſelbe ein. Die andern Brüder und der Superior kamen, aber Duval öffnete nicht eher die Thüre, als bis ſie mit ihm eine förmliche Capitulation gerichtlich abgeſchloſſen hatten, worin ſeine Herren ihm völliges Vergeſſen alles Vorgefallenen geloben und täglich zwei Stunden zum Studiren zugeſtehen mußten, dagegen er ihnen gegen Kleidung und Koſt noch zehn Jahre zu dienen verſprach. Nun war Duval geſichert und eifriger als je ſetzte er ſeinen Selbſtunterricht in dem Schatten des Waldes fort, wo ſeine Kühe weideten. So umgeben von ſeinen Landkarten, fanden ihn einſt die jungen Prinzen von Lothringen. Man macht ihm auf der Stelle den Vorſchlag, ſeine Studien bei den Jeſuiten zu Pont-a-Mouſſon fortzuſetzen; aber er nahm das Erbieten nur unter der Bedingung an, daß ſeine Freiheit dadurch nicht beſchränkt würde. Er machte bald ſo reißende Fortſchritte, daß der Erzherzog Leopold beſchloß, ihn ſich näher zu bringen; er nahm ihn ſelbſt mit nach Paris 1718, um den Eindruck zu beobachten, den dieſe neue Welt auf ihn machen würde. Doch Duval äußerte mit vieler Freimüthigkeit, daß all' dieſe Pracht der Hauptſtadt und ihre Opern noch weit hinter der Majeſtät des Sonnen-Auf- und Untergangs zurückblieben. Nach ſeiner Rückkehr ernannte Leopold ihn zu ſeinem Bibliothekar und zum Profeſſor der Geſchichte auf der Akademie zu

Lüneville. Dieſe Stelle, und der Unterricht, den er den dort ſtudirenden jungen Engländern gab, unter welchen ſich auch der berühmte Lord Chatam (Pitt I.) befand, verſchafften ihm die Mittel, ſeine alte Einſiedelei von St. Anne neu aufbauen zu laſſen. Als Lothringen an Frankreich abgetreten worden war, ging er, aller Anerbietungen von jener Seite ungeachtet, mit der ihm anvertrauten Bibliothek nach Florenz, wo er zehn Jahre lang wohnte. Kaiſer Franz rief ihn nach Wien, um unter ihm eine Medaillenſammlung zu bilden. Hier ſtarb er am 3. Nov. 1775. Bei aller Gelehrſamkeit war er äußerſt beſcheiden. Sehr oft beantwortete er die an ihn geſchehenen Fragen mit einer Entſchuldigung ſeiner Unwiſſenheit, und als ihm eines Tages Jemand entgegnete: „daß ihn der Kaiſer dafür bezahle, daß er es wiſſen ſolle,“ antwortete er ganz kurz: „der Kaiſer bezahlt mich für das, was ich weiß; wollte er mich für das bezahlen, was ich nicht weiß, ſo reichten alle Schätze des Reichs nicht zu.“ Von ihm ſind bekannt Oeuvres précédées des Mem. sur sa vie. St. Petersb. et Strasburg 1784. 2 Vol. 4. Sein intereſſantes Leben iſt deutſch von A. B. Kaiſer beſchrieben worden, Nürnberg 1788. 8. 2. Ausg. — 2. Alexander, ein beliebter Luſtſpieldichter unter den Franzoſen, der auch dem deutſchen Theater mehreres geliehen hat z. B. die Jugendjahre Heinrichs V.

Dyarchie, ſ. Regierungsform.

Dyer (John), ein bekannter engliſcher Dichter, vorzüglich durch ſeine Lehrgedichte berühmt. Er war zu Aberglasney 1700 geboren, ſtudirte auf der Weſtminſterſchule, ward dann Maler, und mußte ſich in ſehr beſchränkten Umſtänden durch dieſe Kunſt forthelfen. Er reiſ'te deßhalb in England umher, und hatte auf dieſen Reiſen Gelegenheit, die Natur zu beobachten und zu ſtudiren. Von einer Reiſe nach Italien kam er kränklich zurück, legte den Pinſel nieder, widmete ſich dem geiſtlichen Stande (1740), erhielt einige kleine Pfründen und wandte in den letzten Jahren ſeines Lebens ſeinen Fleiß vorzüglich auf das durch ſeinen Stoff verrufene Lehrgedicht über die Wolle (the fleece. London 1754). Am meiſten aber ſchätzt man ſeine poetiſche Beſchreibung des Grongarhügels (Grongar Hill 1227), welche Denhams (ſ. d. Art) Coopershill durch ungeſuchte Gedanken, Wärme des Gefühls, reizende Naturmalerei und ſanfte Anmuth des Styls weit übertrifft. Dieſes lyriſche Landſchaftsgemälde erreichten bei weitem nicht ſeine ruins of Rome (1740). Er ſtarb 1758. Seine Gedichte ſind London 1757. 8. erſchienen.

Dyk (Anton van), einer der erſten Meiſter der von Rubens geſtifteten flamändiſchen Schule (ſ. d. Art), zu Antwerpen 1599 geboren und Schüler Rubens, den er in der Portraitmalerei noch übertraf, ohne ihn doch in ſeinen hiſtoriſchen Stücken zu erreichen. Dieſer rieth ihm auch, nach Italien zu gehen, um des Titian Werke zu ſtudiren. Hier hielt er ſich lange in Genua auf, und brachte es ſo weit, daß man ihn nachher den König der Portraitmaler nannte. Seine Portraits führte er bis auf die Kleidung ſehr fleißig aus. Vorzüglich aber werden ſeine Köpfe und Hände geſchätzt, ſie ſind voll Natur, Geiſt, Feuer und Leben, ſein Colorit voll treffender Wahrheit. Nach ſeiner Zurückkunft arbeitete er für mehrere Fürſten; z. B. an dem Hof des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, machte dann eine Reiſe nach Frankreich, ging dann nach England, wo er von Carl I. ſehr geehrt lebte und den königl.

Palaſt und andere öffentliche Orte mit ſeinen Bildern ausſchmückte, ſpäterhin aber ein wenig flüchtiger arbeitete, da er die Tochter eines Grafen Gorre geheirathet hatte, und einen fürſtlichen Aufwand machte. Er ſtarb auch zu London am Podagra 1641.

Dynamik, auch wohl Mechanik genannt, iſt diejenige mechaniſche Wiſſenſchaft, welche die Bewegung (ſowohl frei fliegender Körper als auch ſolcher, welche durch Maſchinen bewegt werden), nach ihren höchſten Principien, welche in der Kraft der Körper liegen, unterſucht. Sie iſt überaus wichtig, ſowohl für die Naturkunde, als auch für die Künſte und das practiſche Leben. Galilei hat ſie zuerſt gegründet; nach ihm haben ſie vorzüglich Leibnitz, Newton, J. Bernoulli und Euler vervollkommnet. Dynamiſch in der kantiſchen Philoſophie wird dem Mathematiſchen entgegengeſetzt, und man verſteht darunter, was ſich bloß mit dem Daſeyn eines Dinges und den Urſachen deſſelben, ohne Rückſicht auf ſeine Größe (in der Anſchauung) beſchäftigt; oder wobei bloß auf den Grund ſeines Daſeyns geſehen wird, z. B. dynamiſche Verknüpfung (Syntheſis), welche nicht durch die Anſchauung einer gleichartigen Größe, ſondern durch ein dynamiſches Verhältniß, d. i. ein in den Dingen, Grundgeſetzen der Anſchauung, beruhendes Verhältniß der Inhärenz, Conſequenz oder Wechſelwirkung beſtimmt wird; dynamiſche Gemeinſchaft, d. i. Wechſelwirkung der Kräfte eines Dinges und gegenſeitiger Einfluß. In der Naturwiſſenſchaft ſetzte Kant die dynamiſche Anſicht der Natur der atomiſtiſchen entgegen (ſ. Atomen). Letztere erklärt alles aus der Maſſe, und ſelbſt die Bewegung aus der Undurchdringlichkeit abſolut-harter und ſtarrer Grundkörperchen. Dagegen wurde die kantiſche Lehre von der Cauſalität aller Bewegung durch urſprüngliche und ausdehnende Kräfte der Materie Dynamik genannt. Die dynamiſche Anſicht vieler neueren Philoſophen hat bei ihren Erklärungen die Maſſe größtentheils überſehen und alles aus bloßen Kräften zuſammenſtellen wollen. Die wahrhaft dynamiſche Anſicht, oder ein dynamiſches Syſtem der Natur verbindet beides, ungeachtet ſie eine Einheit der Kraft und Materie in den Wirkungen der Natur oder in den Naturerſcheinungen anerkennt, als Folge einer bildenden Kraft der Natur, welche in Beziehung auf den thieriſchen Körper das Lebensprincip heißt. Dynamiſten heißen diejenigen, welche die Erſcheinungen aus einem ſolchen Principe herleiten. Endlich wird in der Naturwiſſenſchaft ſelbſt die dynamiſche Wirkungsart der Natur, z. B. in Licht und Schall, der mechaniſchen (durch Berührung) und der chemiſchen (durch Verbindung und Trennung der Beſtandtheile eines Körpers) entgegengeſetzt.

Dynaſt, 1. ein Fürſt überhaupt, bei den Alten auch Despot; 2. ein Freiherr, Reichsbaron des Mittelalters. Die Dynaſten ſtammten zum Theil aus fürſtlichen Häuſern ab; ſie hatten Sitz und Stimme auf dem Reichstage, und beſaßen ihre Herrſchaften mit völliger Landeshoheit. — Dynaſtie, eine Herrſcherfamilie, eine Reihe von Herrſchern aus einem und demſelben Geſchlecht; auch die Herrſchaft ſelbſt.

E.

E bezeichnet in der Muſik die dritte Klangſtufe der heutigen diatoniſchen Tonleiter und macht von C, welches Intervall als die erſte gilt, die große Terze aus. Auf den preußiſchen Münzen bedeutet dieſer Buchſtabe die Münzſtadt Königsberg; auf den öſterreichiſchen Karlsburg in Siebenbürgen, und auf den franzöſiſchen Tours. Als Abbreviatur bedeutet es im Deutſchen Ein, Edler, Euer, Excellenz, Eminenz ꝛc.

Ebbe und Fluth iſt die merkwürdige Bewegung des Meeres, vermöge deren das Waſſer deſſelben täglich zwei Mal zu beſtimmten Zeiten ſteigt und fällt. Das Steigen wird die Fluth, das Fallen die Ebbe genannt. An den Küſten ſtrömt es während der Fluth gegen die Ufer, zur Zeit der Ebbe aber von den Ufern hinweg. Daher wird durch das heraufſteigende Waſſer ein anſehnlicher Theil der niedrigliegenden Seeküſten bedeckt und das Fließen der Ströme nicht nur an ihren Mündungen, ſondern auch eine anſehnliche Strecke heraufwärts gehemmt. Während der Ebbe erhalten dagegen die Ströme ihren völligen Ausfluß wieder. Das Steigen ſowohl als das Fallen erfolgt allmälich. Die größte Höhe erreicht es ungefähr 6 Stunden 12 Minuten nach der Zeit, in welcher es die größte Tiefe hatte, und eben ſo umgekehrt. Ebbe und Fluth folgen alſo ungefähr von 6 zu 6 Stunden regelmäßig auf einander. In den großen und tiefen Meeren, beſonders in heißen Erdſtrichen, ſteht das Waſſer in ſolchen Gegenden, wo nicht Nebenumſtände die Sache ändern, am höchſten, etwa 3 Stunden darauf, nachdem der Mond durch den Mittagskreis des Orts gegangen iſt. Dieſen höchſten Stand nennt man hohe und volle See. Wenn das Waſſer einige Minuten geſtanden hat, fängt es an, weſtwärts wieder abzulaufen. Nach dem Ablaufen (Ebbe), das 6 Stunden dauert, erreicht das Waſſer ſeinen niedrigſten Stand, welcher die tiefe See heißt. Er dauert ebenfalls nur einige Minuten, worauf das Waſſer wieder von Oſten herzuſtrömt. Dieſes wechſelsweiſe Steigen und Fallen dauert unaufhörlich fort, doch mit dem Unterſchiede, daß die hohe Fluth den folgenden Tag um 49 Minuten ſpäter, als am vorhergehenden eintritt, ſo wie auch der Mond jeden Tag um 49 Minuten ſpäter durch den Mittagskreis geht. An ſolchen Orten, wo die Bewegung des Waſſers nicht durch Inſeln, Vorgebirge, Meerengen ꝛc. gehindert wird, zeigt die Ebbe und Fluth drei regelmäßige Veränderungen: eine tägliche, monatliche und jährliche, deren nähere Auseinanderſetzung uns aber hier zu weit führen würde. Aus allen Erſcheinungen ergibt ſich, daß Ebbe und Fluth von dem Einfluß des Mondes und der Sonne auf unſern Erdkörper herrühren. Dies erkannten ſchon die Alten, deren Kenntniß aber noch nicht ſo vollſtändig ſeyn konnte, wie die unſrige jetzt, ſeit man ſie an allen Orten des Meeres beobachtet hat, während ſich ihre Beobachtungen meiſt nur auf das mittelländiſche Meer erſtreckten, wo Ebbe und Fluth bei weitem nicht ſo bemerkbar ſind, wie in andern Meeren. Unter den Neuern ſtellten Galilei, Descartes, Kepler, Newton und viele Andere

verſchiedene Hypotheſen auf, die aber nicht alle Erſcheinungen derſelben vollſtändig erklärten. Daniel Bernoulli, Euler und la Lande haben endlich durch ihren Scharfſinn dieſen Mängeln abgeholfen, und dieſe Phänomene mit allen dabei vorkommenden Umſtänden ſo genügend erklärt und aus einander geſetzt, daß nichts zu wünſchen übrig blieb. Sie haben aus dem Geſetze der Gravitation bewieſen, daß wenn eine Kugel von beträchtlicher Größe, die mit einer dünnen Lage eines flüſſigen Weſens umgeben iſt, in allen ihren Theilen gegen einen äußern Punkt oder Körper gravitirt, die ſie umgebende Flüſſigkeit die Kugelgeſtalt verlaſſen und die Form eines elliptiſchen Sphäroids annehmen muß, deſſen Achſe gegen den anziehenden Körper gerichtet iſt. Je näher nun der Mond der Erde iſt; deſto größer muß auch ſeine Wirkung auf Ebbe und Fluth ſeyn, und eben dieſes gilt von der Sonne; denn die Schwere des Waſſers gegen dieſe Körper wächſt in demſelben Verhältniß, in welchem das Quadrat ihres Abſtandes von der Erde abnimmt. Die Trägheit des Waſſers und die Umdrehung der Erde verſpäten nicht nur die Fluth, ſondern vermindern auch ihre Höhe.

Ebenbaum. Mehrere Bäume führen dieſen Namen, z. B. der bekannte Bohnen= oder Linſenbaum (Cytisus laburnum), der weſtindiſche Aſpalath (Aspalathus ebenus). Auch ein gewiſſer, drei bis vier Fuß hoher Strauch, der in Creta wächſt, und von einigen Syſtematikern zu dem Geſchlechte der Wollbäume (antyllis), von Andern zu einem beſondern (Ebenholz ebenus) gerechnet wird, führt dieſe Benennung. Aber keiner von allen dieſen Bäumen liefert das pechſchwarze, ſchwere, feine und feſte Holz, welches gewöhnlich durch den Zuſatz echtes Ebenholz unterſchieden wird. Der Baum, von dem dieſes berühmte Holz kommt, iſt lange unbekannt geblieben, und man hat noch bis jetzt keine völlig gewiſſen Nachrichten davon. Doch verſichert man, daß nur der innere Kern das im Handel vorkommende Ebenholz gebe, und daß das äußere Holz, der Splint, weiß und ſchwammig ſey. Er ſoll übrigens eine weiße Rinde, breite Blätter, wohlriechende Blüthen und eßbare, den Miſteln ähnliche Früchte haben. Die beſte Sorte Ebenholz ſoll auf Ceylon wachſen; es wird aber auch ein ſehr ſchwarzes von Madagascar und der afrikaniſchen Küſte nach Europa gebracht. An Schwere ſoll das ſchwarze Ebenholz alle bekannten Holzarten übertreffen. Es hat einen beißenden Geſchmack, und angezündet einen ſonderbaren, aber nicht unangenehmen Geruch. Ehemals brauchte man dieſes Holz als ein auflöſendes ſchweißtreibendes Mittel. Den ſtärkſten Gebrauch machen davon die Ebeniſten und Tiſchler zum Furniren. Das ſogenannte cretiſche Ebenholz kommt von dem oben erwähnten Strauche. Es hat auf dem olivenfarbenen Grunde ſchöne braune Adern, und ſieht folglich nicht ſchwarz aus. Seine Härte iſt außerordentlich, und daher nimmt es auch unter dem Meißel auf der Drehbank eine treffliche Politur an. Es werden daraus allerlei muſikaliſche Inſtrumente verfertigt.

Eberhard (Johann Auguſt), gehört unter die Männer, deren Verdienſte größer ſind, als ihr Ruhm. Er wurde den 31. Auguſt 1739 zu Halberſtadt geboren. Hier erhielt er ſeinen erſten Unterricht, und ging 1756 nach Halle, um ſich dem theologiſchen Studium zu widmen. Er kehrte 1759 in ſeine Vaterſtadt zurück und wurde Hauslehrer des älteſten Sohnes des Freiherrn von der Horſt. Im Auguſt 1763 wurde Eberhard Conrector an der

Martiniſchule und zweiter Prediger an der Hoſpitalkirche, wobei ſein voriges Verhältniß mit dem Freiherrn von der Horſt fortdauerte. Aber noch in demſelben Jahre legte er ſeine Ämter in Halberſtadt nieder und begleitete den Freiherrn von der Horſt nach Berlin, wohin dieſer als Präſident der churmärkiſchen Kammer berufen worden, und blieb mehrere Jahre bei ihm, auch nachdem derſelbe 1766 Staatsminiſter geworden war. Die Verbindung mit dieſer Familie hatte auf Eberhards wiſſenſchaftlichen, geiſtigen und geſelligen Charakter einen höchſt vortheilhaften Einfluß. Hier fand er eine anſehnliche Bibliothek, Muße zum Selbſtſtudium, Umgang mit gebildeten Geſchäftsmännern und Privatperſonen, wodurch er genöthigt war, ſich anſtändig und lebhaft auszudrücken, und eine Schreibart gewann, die nachher vielen ſeiner Zeitgenoſſen ein rühmliches Muſter wurde. In Berlin wurde er mit Nicolai und Mendelsſohn bekannt, und bald entſpann ſich unter ihnen die engſte Freundſchaft. übrigens lebte Eberhard mehr wie ein bloßer Philoſoph und Weltmann, als wie ein Geiſtlicher. Doch ſeines künftigen Fortkommens wegen trat er nach zwei Jahren in den Predigerſtand zurück, und wurde Prediger bei dem berliniſchen Arbeitshauſe. Sein Gehalt war dabei unglaublich gering, und deßwegen erhielt er in ſeinem Beſtallungsbriefe das ausdrückliche königliche Verſprechen, daß er nach zwei Jahren eine andere und gute Anſtellung erhalten ſollte. Er hoffte, in Berlin zu bleiben, und ſchrieb um dieſe Zeit ſeine neue Apologie des Sokrates. Den Anlaß zu dieſem Werke gaben ihm die Angriffe des Predigers Hofſtede in Amſterdam, in ſeiner Beurtheilung des Beliſars von Marmontel, auf die Tugend und Seligkeit der vortrefflichſten Männer des heidniſchen Alterthums. Dieſes Werk erhielt den Beifall einſichtsvoller und edler Männer in Deutſchland und im Auslande, es wurde aber auch von Vielen für anſtößig gehalten, daß ein Prediger auf ſolche Art über Religionsſachen philoſophirte. Dies Vorurtheil hatte für ihn ſo ernſte Folgen, daß er auf eine beſſere Anſtellung in Berlin nicht weiter rechnen durfte. Eberhard mußte, da ihm keine Ausſicht blieb, weiter befördert zu werden, ſelbſt für ſeine Beförderung ſorgen, zumal da er im Begriff war, ſich zu verheirathen. Er nahm im Jahr 1774, nachdem er am Arbeitshauſe in Berlin ſtatt zwei faſt ſechs Jahre gedient hatte, die Predigerſtelle zu Charlottenburg an. Aber auch dabei legte ihm Cabale Schwierigkeiten in den Weg; zuletzt aber wurde er durch einen ausdrücklichen Befehl Königs Friedrich II., der die Cabale durchſchaute, eingeſetzt. Hier blieb er nicht lange, ſondern nahm im Jahr 1778, obwohl gegen ſeine Neigung, die durch G. F. Meiers Tod erledigte Stelle eines Profeſſors der Philoſophie zu Halle an. Er verwaltete das Lehramt, das er einmal übernommen hatte, mit aller Treue, und gab zum Behuf ſeiner Vorleſungen verſchiedene Lehrbücher heraus, um dem Faden der Elementarbegriffe der Wiſſenſchaften, ſeiner eignen Überzeugung gemäß, deſto ſicherer zu folgen. Eberhard wurde im Jahr 1786 in die berliniſche Akademie der Wiſſenſchaften als auswärtiges Mitglied aufgenommen. Im Jahre 1778 heirathete er eine geborne Conrad. Dieſe Ehe iſt ohne Kinder geblieben. Er ſtarb den 6. Januar 1809 in ſeinem noch nicht geendigten ſiebzigſten Jahre. Deutſchland verehrt ihn als einen ſcharfſinnigen Weltweiſen, und zugleich als einen angenehmen und unterhaltenden

Schriftſteller. Nicht nur in der ſtrengeren Methode eigentlicher Lehrbücher, wovon ſeine Sittenlehre der Vernunft, ſeine Vorbereitung zur natürlichen Theologie, ſeine Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften und ſeine Geſchichte der Philoſophie Beweiſe ſind, ſondern auch in der fortlaufend abhandelnden Form, und in der mit Unterhaltung verbundenen Belehrung und Überführung des Verſtandes iſt er trefflich und muſterhaft. Seine Apologie des Sokrates, ſein Amyntor und ſein Handbuch der Äſthetik ſind claſſiſch in dieſer Hinſicht, und durch ſeinen Verſuch einer allgemeinen deutſchen Synonymik übertraf er alles, was bisher hierin geſchehen war.

Ebersberg, ein kleines Städtchen an der Traun, im Erzherzogthum Öſterreich gelegen, hat in dem ewig denkwürdigen großen Kampfe zwiſchen Frankreich und Öſterreich im Jahre 1809 einen Namen durch eine ſchreckliche Begebenheit erhalten. Wem ſollte nicht, wenigſtens im Allgemeinen, noch im Andenken ſeyn, daß dort 35,000 Mann Öſterreicher unter dem General Hiller der großen franzöſiſchen Armee den Übergang ſtreitig machen wollten, jedoch endlich der Übermacht unterlagen, und daß leider das arme Städtchen Ebersberg ein Opfer jenes Tages wurde. Um die Öſterreicher, welche dort eine feſte Poſition genommen hatten, zu vertreiben, vereinigten ſich am 3. Mai, wenige Tage nach dem Übergange der franzöſiſchen Armee über den Inn, mit dem Herzoge von Rivoli-Eßling (Maſſena) der Herzog von Iſtrien (Beſſiers) und Marſchall Oudinot. Der öſterreichiſche Nachtrab, welcher vor Ebersberg ſtand, wurde angegriffen und zum Rückzuge durch die Stadt und über die Brücken genöthigt, wohin die Diviſion Claparede ihm folgte. Dies geſchah unter dem heftigſten, erbittertſten Gefechte. In der Stadt ſchoſſen die Öſterreicher unaufhörlich von den Dächern und aus den Häuſern auf die Franzoſen, die in geſchloſſenen Reihen vordrangen und dadurch viel leiden mußten. Doch ſowohl für die Siegenden als für die Weichenden erreichte das Schreckliche ſeinen höchſten Grad, als mit einemmale der ganze Ort überall in Flammen ſtand, welche den Eingang wie den Ausgang ſperrten und von allen Seiten Vernichtung drohten und verbreiteten. Feuer und Schwert hatten gleichſam einen Wettſtreit wider einander begonnen, und jede Macht behauptete ihre gräßliche Stärke. Von den brennenden Dächern herab ſtürzten die vergebens nach Rettung Ringenden, und verſanken unter Angſtgeſchrei in die über ihnen zuſammenſchlagenden Flammen. Über die Haufen halbverbrannter Leichname und über die Sterbenden hinweg rollten Kanonen und Wagen, und bahnten ſich durch die zerfleiſchten Unglücklichen ihren Weg. Immer noch ging unaufhaltſam der Zug der vordrängenden Franzoſen und Italiäner den fliehenden Öſterreichern nach, doch mit einemmale ergriff das Feuer auch die Brücke; zwei Joche mußten abgeworfen werden und die ganze Diviſion Claparede ſah ſich von der übrigen Armee abgeſchnitten und ohne Unterſtützung den wüthenden Angriffen der Öſterreicher Preis gegeben. In drei Stunden hielt Claparede drei Angriffe mit dem Bayonnet aus; unterdeſſen war das Feuer der Brücke gelöſcht und dieſe wieder hergeſtellt worden; da bahnte der General Legrand mit dem 18. und 25. Regimente ſich einen Weg, und 1000 Mann Cavallerie unter Durosnel vereinigten ſich mit ihm, zur

Stürmung des Schloſſes bei Ebersberg; 800 Mann Öſterreicher vertheidigten ſich heldenmüthig darin. Doch während deſſen war Napoleon ſelbſt mit den Diviſionen Nansouty und Molitor am rechten Ufer der Traun herangerückt; es blieb den Öſterreichern nur der Rückzug übrig; ſie verfolgten ihn bis Enz, wo ſie in der Nacht ankamen, und ſich, nachdem ſie die Brücken abgebrannt hatten, noch weiter zurückzogen. Der Verluſt war auf beiden Seiten ziemlich gleich bedeutend. Die Nacht hatte zwar dem Fechten ein Ende gemacht, aber in Ebersberg wütheten noch die Flammen, die bis zum andern Morgen das Städtchen in einen Haufen Schutt und Aſche verwandelten. Als der Tag angebrochen war, kam Napoleon ſelbſt, um die Poſition zu beſichtigen. „Aber," ſo erzählt ein Augenzeuge im Gefolge des Kaiſers, „es war nicht möglich, die Straßen der Stadt mit Pferden zu paſſiren. Sie wurden alſo auf einem Umwege um dieſelbe geführt, und der Kaiſer ging, mit ſeinen Generalen und der Suite, zu Fuße durch die Stadt. Meine Dienſtgeſchäfte erlaubten mir, mich anzuſchließen; aber, gerechter Gott, welch ein Anblick war das! Die Todten und halbverbrannten Leichname lagen zu Hunderten in den Straßen angehäuft; allenthalben ſah man einzelne Glieder verſtümmelt und verbrannt neben den Feuerbränden und Aſchenhaufen liegen. Der Geruch war erſtickend; wir mußten uns alle mit den Taſchentüchern Mund und Naſe verſtopfen. Durch einen kleinen Umweg, zwiſchen dem Feuer und den Haufen von Todten, ſuchte ich in die Nähe des Kaiſers zu kommen, um das Geſicht dieſes Helden zu beobachten. Deutlich ſprach ſich auf dieſem unſer aller Empfindung aus. Er redete wenig und mit gepreßter Stimme, und ſah einige Male mit großem bedeutungsvollen Blick zum Himmel auf. Einer der Generale ſagte höchſt gerührt und ganz laut: „jamais je n'ai vu un spectacle si affreux!" Der Kaiſer ſah ihn ſchnell an; mir ſchien eine Thräne in ſeinem Auge zu glänzen und ich vernahm den Ausruf: „O, mon Dieu!" mehr konnte ich nicht hören, weil er das übrige leiſer ſprach. Und, o gerechter Gott! rufen gewiß auch alle aus, die mit theilnehmendem Gefühle und reger Phantaſie nur einen Moment bei dieſer Scene verweilen. Gern trennen wir uns davon. I.

Ebersdorf, auch Kaiſers-Ebersdorf genannt, iſt eine kaiſerliche Familienherrſchaft an der Donau, eine Meile von Wien. Dieſes ſchöne volkreiche und mit einem ehemaligen kaiſerlichen Schloſſe verſehene Dorf iſt durch verſchiedene Begebenheiten in der Geſchichte merkwürdig. Hier ſtand einſt, wie man gewöhnlich dafür hält, das Alanova der Römer. Im zwölften Jahrhundert erbauten hier die Herren von Ebersdorf ein Schloß, und ihre mächtige, reiche Familie blühte durch fünf Jahrhunderte in Öſterreich. Im Jahr 1458 hätte hier der berühmte ungariſche König, Mathias Corvinus, beinahe ſein Leben verloren, indem eine aus dem Schloſſe abgeſchoſſene Kugel zu ſeinen Füßen niederfiel. Im Jahr 1529 hatte der türkiſche Sultan Soliman ſein Hauptquartier in dem Schloſſe, und ſein Zelt ſtand nicht weit von dem Dorfe an der Stelle des jetzigen Neugebäudes, als Wien das erſtemal von den Türken belagert wurde. Bei der zweiten türkiſchen Belagerung Wiens (1683) wurde Ebersdorf ſammt dem Schloſſe zerſtört. Kaiſer Leopold I. ließ das Schloß wieder herſtellen und es wurde von mehrern Regenten als ein Jagd- und Unterhaltungsort benutzt. Nachher hatte es abwechſelnde Schickſale; unter Maria Thereſia war es ein Ar-

beits= und Verſorgungshaus und eine Erziehungsanſtalt für arme Offiziertöchter; unter Joſeph II. und Franz II. eine Militärcaſerne; 1793 ein Aufbewahrungsort der franzöſiſchen Kriegsgefangenen, und während der franzöſiſchen Invaſionen 1805 und 1809 ein Militärhoſpital. In dem letztern Jahre wohnte Kaiſer Napoleon einige Wochen in dem ſogenannten Schlögelhofe zu Ebersdorf, als die großen Arbeiten in der Lobau betrieben und die Vorbereitungen zu den Schlachten von Aſpern und Wagram getroffen wurden.

Ebert (Johann Arnold), berühmt als Dichter und trefflicher Überſetzer, beſonders engliſcher Werke, wurde den 8. Febr. 1723 zu Hamburg geboren. Den erſten Unterricht erhielt er auf dem dortigen Johanneum, wo noch zum Theil eine ſehr zweckwidrige Lehrart herrſchte. Mehr Nahrung für ſeinen Geiſt und Ermunterung für ſeine Wißbegierde fand er auf dem hamburgiſchen Gymnaſium. Noch vortheilhafter für ihn wurde die Bekanntſchaft mit dem Dichter Hagedorn, an welchem er, ungeachtet des Abſtandes ihrer Jahre und damaligen Kenntniſſe, nicht bloß einen Gönner und wohlthätigen Unterſtützer, ſondern auch einen wahren herzlichen Freund fand. Schon der erſten Ausgabe ſeiner Oden und Lieder fügte Hagedorn eine von Ebert verfertigte Überſetzung der Abhandlung des de la Nauze über die Lieder der alten Griechen bei, die er mit Recht eine ſchöne Überſetzung nannte. Selbſt die Erlernung und Liebe zu der engliſchen Sprache wurde bei ihm durch Hagedorns Ermunterung, wo nicht zuerſt geweckt, doch gewiß genährt. Seine Nebenſtunden wandte er auf den Unterricht verſchiedener angeſehener Perſonen, auch des weiblichen Geſchlechts, beſonders in neuern Sprachen, und auf Verfertigung einer beträchtlichen Zahl, beſonders Gelegenheitsgedichte. Im Jahr 1743 ging er nach Leipzig, um dort Theologie zu ſtudiren. Doch trug ein beſonderer Vorfall dazu bei, daß er ſeinen Lebensplan änderte, da er die Hoffnung zu einer Predigerſtelle aufgeben mußte. Kurz vor ſeiner Abreiſe dichtete er nämlich bei Gelegenheit einer Hochzeit eine Serenate unter der Aufſchrift: das Vergnügen, die von dem Muſikdirector Görner componirt und in einem öffentlichen Concerte aufgeführt wurde. Dies Gedicht, ob es gleich gar nichts wider die Sittlichkeit enthielt, wurde dennoch von der damaligen Geiſtlichkeit und dem Rathe, als Üppigkeit befördernd, ſehr übel aufgenommen, und er durfte nie darauf rechnen, zu einem geiſtlichen Amte befördert zu werden. Humaniſtiſche Studien wurden nun der Gegenſtand ſeiner Thätigkeit. Während ſeines Aufenthalts in Leipzig nahm er auch mit ſeinen Freunden Giſeke und Cramer an dem Jüngling e, einer damals ſehr geſchätzten Wochenſchrift, Antheil. Nicht lange nach der Gründung des Collegii Carolini in Braunſchweig wurde er durch den Abt Jeruſalem im Jahre 1748 als Lehrer bei der damit verbundenen Penſionsanſtalt angeſtellt, und unterrichtete den Erbprinzen, nachherigen Herzog von Braunſchweig, in der engliſchen Sprache, der ihn ſehr lieb gewann und auch ſein ganzes Leben hindurch ſchätzte und ehrte. Um dieſe Zeit faßte Ebert den Entſchluß, ſeinen Landsleuten die Werke der beſten engliſchen Dichter und Schriftſteller durch Überſetzung bekannt zu machen; doch hat er ihn nicht ganz ausgeführt. Das vorzüglichſte, was er wirklich davon lieferte, waren Youngs Nachtgedanken, deren Überſetzung ihm den Ruhm eines der größten Meiſter in der Überſetzungskunſt erwarb. Im Jahr 1753 erhielt er die Stelle eines

ordentlichen Profeſſors am Carolinum. Bis zum Jahre 1773 lebte er im eheloſen Stande. Eine frühere Geliebte hatte er, nahe vor der, nach vielen Hinderniſſen endlich beſchloſſenen, ehelichen Verbindung, durch den Tod verloren. Jetzt verheirathete er ſich mit der einzigen Tochter des herzogl. braunſchweig. Kammerraths Gräfe. Was für ein Kleinod er in dieſer Gefährtin ſeines Lebens beſaß, darüber muß man ſeine eignen herzlichen und gefühlvollen Äußerungen in der ſchönen Reihe von Gedichten leſen, die er ſeit dem erſten Jahresfeſte ſeiner Ehe dem achtzehnten Mai jährlich zu widmen pflegte. Durch das Wohlwollen des Herzogs hatte er ein Canonicat am St. Cyriaksſtifte nebſt einer geräumigen heitern Wohnung und den Hofrathscharakter erhalten. So verfloſſen ſeine Tage ſehr glücklich und er erreichte ein Alter von 72 Jahren, denn er ſtarb am 19. März 1795. Ebert beſaß einen lebhaften und fertigen Witz, eine regſame Phantaſie und war reich an ſinnreichen, oft wirklich epigrammatiſchen Einfällen und Antworten. Seine eignen Schriften erſchienen, von ihm ſelbſt noch bei ſeinen Lebzeiten geſammelt, unter dem Titel: Johann Arnold Eberts Epiſteln und vermiſchte Gedichte, wozu nach ſeinem Tode noch ein Theil gefügt wurde.

Eccehomo (Welch ein Menſch!) nennt man ein Crucefix, weil nach Joh. 19, 5. Pilatus in dieſe Worte der Bewunderung ausbrach, als er ſah, mit welcher Duldung Chriſtus die Geißelung ertrug.

Echelon, die Leiterſproſſe. Ein Heer marſchirt en échelon oder par échelon, wenn es treppenförmig, d. h. in kleinen gleich weit auf einander folgenden Abtheilungen aufzieht oder vorrückt. Man bedient ſich des Angriffs en échelon, um nur mit einem Theile des Treffens das Gefecht zu beginnen und den andern zu reſüſiren, d. h. man rückt den Flügel, mit welchem der Angriff geſchieht, dem Feinde näher und hält dagegen den andern immer zurück. Wenn z. B. eine Brigade von ſechs Bataillons, die in Schlachtordnung aufmarſchirt ſteht, en échelon angreifen ſoll, ſo avanciren die zwei Bataillous, z. B. des rechten Flügels, erſt 100 bis 200 Schritt, darauf ſetzen ſich die beiden folgenden Bataillons in Marſch, ſo daß der rechte Flügel dieſer zweiten Abtheilung auf einer Perpendiculäre marſchirt, die den linken Flügel der erſten Abtheilung berührt; der zweiten Abtheilung folgt dann die dritte der beiden nächſten Bataillons in der nämlichen Art u. ſ. w. Zeit, Ort und Umſtände müſſen entſcheiden, ob der Echelon-Angriff anwendbar ſey.

Echiniten ſind Verſteinerungen von Seeigeln, alſo von lebendigen Seethieren aus der Claſſe der Würmer, die noch jetzt in der Schöpfung vorhanden ſind. Auch dieſe beweiſen eine große Erdrevolution, durch welche, was ſonſt Meeresboden war, feſtes Land wurde. Dieſe Verſteinerungen werden häufig angetroffen. Man findet ſie zuweilen auf Äckern, und der gemeine Mann, der von ihrem Urſprunge nichts weiß, nennt ſie Krötenſteine, weil er glaubt, daß alte Kröten ſie erzeugen. Die Geſtalt der meiſten iſt halbkuglich. Sie haben zwei Öffnungen; doch nicht immer an derſelben Stelle, und ſind theils der verſteinerte Kern, theils die verſteinerte Schale von einem Seeigel. An den Stellen, wo die Theile der Schalen zuſammengefügt waren, erblickt man faſt immer im verſteinerten Kerne fünf, ſeltener ſechs, doppelte, auf der Halbkugel von

oben nach unten herablaufende Nähte von tiefer oder flacher eingedrückten Löchern. Die Stacheln und Warzen, womit die Seeigel in ihrem natürlichen Zuſtande beſetzt ſind, werden ſeltner verſteinert gefunden. Die meiſten Kerne ſind ſehr harte Hornſteine und einigermaßen durchſichtig. Von Farbe ſind die Echiniten braun, grau, weißlich, goldgelb und ſchwärzlich. Außer den ganzen Stücken findet man auch einzelne verſteinerte Theile von Seeigeln, z. B. Stücke von Schalen, Stacheln, die Judenſteine heißen. Sonſt wußte man nicht, wofür man dieſe halten ſollte, bis de Luc einen Echiniten aus England erhielt, der in Kreide lag, und an deſſen Grübchen verſteinerte Stacheln, obgleich beweglich, anlagen. Dieſe Stacheln haben eine verſchiedene Geſtalt, denn manche ſind platt und zugeſpitzt, dieſe heißen Judennadeln; andere ſind glatt, geſtreift oder gekörnt, und dabei ſtumpf und prismatiſch; noch andere haben die Form einer Olive oder Eichel.

Echiquier, en: die ſchachbretförmige Stellung der Truppen, wo die hintern Abtheilungen auf die Zwiſchenräume der vordern treffen. Sie wird gewöhnlich zu Rückzügen gebraucht.

Echo, die Tochter der Luft und der Erde, eine Nymphe, von welcher die Fabel erzählt, Juno habe ſie, weil ſie ihr durch ihre Schwatzhaftigkeit hinderlich geweſen, den Jupiter bei den Nymphen zu belauſchen, in einen Stein verwandelt, doch ſo, daß ſie ihr die Stimme, zur Wiederholung des letzten Worts, das ſie von andern hörte, gelaſſen habe. Eine andere Erzählung ſagt, Echo habe ſich in den Narciſſus verliebt, und als dieſer ihre Liebe nicht erwiedert habe, ſich dergeſtalt gegrämt, daß nichts als die Stimme von ihr übrig geblieben ſey.

Echo. Wenn der Schall an einer entfernten feſten Fläche anſchlägt, ſo prallt er wieder zurück und man hört ihn nach einer kurzen Zwiſchenzeit wieder; dieſes nennt man ein Echo oder Wiederhall. Wird der Schall mehrmals wiederholt, welches geſchieht, wenn er an Gegenſtänden, die nicht gleich weit entfernt ſind, anſchlägt, ſo hört man ein vielfaches Echo. Dieſes geſchieht nicht durch ein bloßes Zurückwerfen der ſchallenden Lufttheilchen, ſonſt müßte jede Oberfläche eines harten und feſten Körpers einen Wiederhall verurſachen; ſondern es wird wahrſcheinlich eine Art von Wölbung des zurückwerfenden Körpers erfodert, die mehrere divergirende Linien des Schalles wieder zuſammenlenkt, und an dem Orte, wo das Echo hörbar ſeyn ſoll, vereinigt, oder ſie wenigſtens parallel ausſendet, ohne den Schall wieder zu ſchwächen, ſo wie ein Hohlſpiegel divergirende Lichtſtrahlen in ihrem Brennpunkte vereinigt oder bisweilen parallel ausſendet. Doch iſt man mit der Theorie von der Zurückwerfung des Schalls noch nicht ſo im Klaren, wie mit der vom Lichte, wovon die Urſache wohl darin liegt, daß man die Beſchaffenheit der Flächen, die den Schall zurückwerfen können, noch nicht genugſam kennt. Ferner iſt eine gewiſſe Entfernung des zurückwerfenden Gegenſtandes nothwendig, damit das Echo erſt eine Zeit lang nach dem Schalle zum Ohre gelange und von demſelben abgeſondert gehört werden könne. Beobachtungen zufolge legt der Schall in einer Secunde 1240 leipziger oder 1080 pariſer Fuß zurück. Es würde demnach ein Beobachter, welcher 310 Ellen von dem zurückwerfenden Gegenſtande entfernt und in der Nähe des ſchallenden Körpers ſtände, das Echo eine Secunde ſpäter, als den Schall hören. Ein ſolches Echo würde

alſo ſo viele Worte oder Sylben wiederholen, als in einer Secunde gehört werden können. Dies heißt ein vielſylbiges Echo. Iſt dieſe Entfernung kürzer, ſo wiederholt das Echo weniger Sylben; hört man nur eine einzige Sylbe wieder, ſo iſt es ein einſylbiges. Denn das geübteſte Ohr kann in einer Secunde nicht mehr als neun auf einander folgende Töne unterſcheiden, und es wird daher zu einem einſylbigen Echo wenigſtens ein Zeitraum von ⅑ Secunde erfodert. Hieraus ſieht man, warum gewölbte Gänge und Säle wiederhallen, ohne ein deutliches Echo hervorzubringen. Die Mauern ſind zum Theil zu nahe und machen zum Theil eine ununterbrochene Reihe von verſchiedentlich entfernten Flächen aus, und das Ohr kann weder den urſprünglichen Schall vom erſten Echo, noch die vielen unmittelbar in einander fließenden Wiederlaute von einander unterſcheiden. Stehen hingegen mehrere einzelne zurückwerfende Flächen in verſchiedenen Entfernungen, ſo kann jede derſelben ein eignes Echo hervorbringen, wovon das erſte das ſtärkſte iſt, weil die andern durch den weitern Fortgang in der Luft geſchwächt werden. Da der Schall nach eben den Geſetzen zurückgeworfen wird, nach welchen das Licht zurückprallt, worauf die Catoptrik beruht; ſo nennen einige die Lehre vom Echo Catoptrik des Schalles, beſſer Cataphonik oder Catacuſtik. Der Ort des ſchallenden Körpers wird der phoniſche und der zurückwerfende Ort oder Gegenſtand der phonokamptiſche Mittelpunkt genannt.

Eckhell (Joſeph, einer der größten Numismatiker, geboren zu Enzersfeld in Öſterreich unter der Ens, im Jahre 1731, trat 1757 in den Jeſuiterorden, bekleidete verſchiedene Lehrämter, erhielt 1772 die Aufſicht über das Münzcabinet des wiener Jeſuitercollegiums, machte in eben dem Jahre eine antiquariſche Reiſe nach Italien und brachte das großherzogliche Münzcabinet in Florenz in Ordnung. Nach Aufhebung des Jeſuiterordens wurde er 1773 Profeſſor der Numismatik bei der wiener Univerſität und Director des kaiſerlichen Antiken- und Münzcabinets, wie auch 1797 kaiſerl. Rath und ſtarb den 16. Mai 1798. In allen ſeinen Schriften zeigt ſich der Mann von großer Beleſenheit, Alterthumskunde und Urtheilskraft, der ſtrenge Kritiker und der ſcharfſinnige Kopf. Seine Nummi veteres anecdoti, ex Museo Caesareo-Vindobonensi etc. Vienn. II. E. 1774. 4. Catalogus Musei Caesarei Vindob. nummorum veterum. Ibid. 1779. Fol. Descriptio nummorum Antiochiae Syriae. Ibid. 1786. 4. und vor allen ſeine Doctrina nummorum veterum Vol. VIII. ib. 1792—98. 4. erheben ihn zum Rang der erſten Alterthumsforſcher. In dem letztern großen Werke hat er zuerſt die alte Münzkunde in ein wohlgeordnetes Syſtem und auf feſte Grundſätze gebracht.

Eckmühl (Schlacht bei), geliefert zwiſchen den Öſterreichern unter Erzherzog Carl und den Franzoſen, Bayern und Wirtembergern unter Napoleon, am 22. April 1809. Die Schlacht von Abensberg war geliefert (am 20. April 1809) und durch ſie den Franzoſen der Weg nach Landshut und dem Inn gebahnt. Aber die Folgen der abensberger Schlacht trafen bloß den linken Flügel der großen öſterreichiſchen Armee, während der rechte derſelben unter des Erzherzogs Carl perſönlicher Anführung nach Regensburg vordrang, dieſe Stadt nahm, das 65ſte franzöſiſche Infanterieregiment gefangen machte, der Höhen von Abach, ungeachtet des hef-

tigſten Widerſtandes, ſich bemächtigte, und ſo Meiſter der Donau auf einem ſehr wichtigen Punkte wurde. Dieſer Stand der Dinge war das Reſultat des Treffens bei Eckmühl am 21. April; durch dieſes und das Gefecht bei Landshut (21. April) wurde die Schlacht bei Eckmühl (Tags darauf) vorbereitet. Die Anſtrengungen der vorherigen Tage waren vergebens, wenn die Öſterreicher im Beſitz der errungenen Poſition blieben. Dieſe wollten die Stellung der Franzoſen zwiſchen Peiſing und Dimpling forciren, bis Abensberg und Kloſter Ror vordringen und auf Donauwerth losgehen, da der Beſitz dieſes Punktes den von ganz Bayern entſchied; die franzöſiſche Armee wäre dadurch überflügelt und von Öſterreichs Gränzen entfernt gehalten worden. Napoleon mußte daher alles anwenden, um dies zu verhüten. Und es gelang ihm. Der Vormittag des 22. Aprils wurde größtentheils mit Marſchiren und kleinen Gefechten verbracht; gegen Mittag begann die Schlacht mit Heftigkeit. Ein Angriff der Franzoſen auf den linken öſterreichiſchen Flügel und das Debouchiren von ſechzehn ihrer Cavallerieregimenter über Schirling in die Ebenen nöthigte die Öſterreicher ihren linken Flügel zu entwickeln, und, um nicht umgangen zu werden, eine Bewegung rückwärts zu machen, welches mit der größten Ordnung geſchah. So hatten denn bis Mittags die öſterreichiſchen Corps von Roſenberg, Hohenzollern, Collowrat und Johann die Umgebungen des Dorfes Eckmühl an der großen Laber, dieſen Hauptpaß gegen Regensburg, beſetzt. Unterdeſſen war Napoleon, der Tags vorher bis Landshut vorgedrungen war, von da aufgebrochen (am 22. früh) und erſchien, Nachmittags um 2 Uhr, mit den beiden Diviſionen von Montebello, dem Corps Maſſenas, den Küraſſirdiviſionen Nanſoutty und St. Sulpice und den Wirtembergern unter Vandamme, bei Eckmühl, dem Erzherzog Carl gegenüber. Die franzöſiſchen Küraſſire bildeten den rechten Flügel, die Wirtemberger die Avantgarde und das Centrum, die Bayern den linken Flügel. Angriff und Widerſtand waren furchtbar. Die Öſterreicher ſtanden wie Felſenmauern, doch der Ungeſtüm der franzöſiſchen Armee überwältigte jedes Hinderniß. Eine öſterreichiſche Batterie von 16 Kanonen, ſehr vortheilhaft auf einer Anhöhe aufgeſtellt und bedient, that eine unbeſchreibliche Wirkung. Der Kaiſer Napoleon übertrug ihre Eroberung dem bayerſchen General Seidewitz mit den Regimentern Taris Dragoner und dem vierten der Chevauxlegers. Die Batterie ward genommen. Der Kaiſer ſagte zu Seidewitz: „Général, vous m'avez donné un beau spectacle.“ „Sire, je n'ai fait, que mon devoir!“ antwortete der General, der das Kreuz der Ehrenlegion empfing. Es kam alles darauf an, den Ort Eckmühl zu erobern. Dies konnte nur durch die Überwältigung des linken öſterreichiſchen Flügels geſchehen. Sie ward verſucht, indem der Herzog von Montebello (Lannes) mit der Diviſion Gudin, im Einverſtändniſſe mit Davouſt, Lefevre und Montbrun, welche zugleich angriffen, dieſen Flügel umging und forcirte. Die Öſterreicher wurden hierdurch zwar in eine zweite Poſition zurückgedrängt, aber ſie hielten in dieſer aufs neue Stand. Da befahl der Kaiſer den Sturm auf Eckmühl. Die wirtembergiſche Infanterie hatte bei dieſem ſchrecklichen Geſchäfte den größten Antheil. Eckmühls Eroberung entſchied; die nächſte Folge davon war der eiligſte Rückzug der Öſterreicher bis Traubing vor Regensburg, denn ſechzehn friſche franzöſiſche Cavallerieregimenter (die Diviſionen

Nanſouty und St. Sulpice) brachen zu gleicher Zeit auf die Öſterreicher ein und warfen alles vor ſich nieder; nichts konnte die Franzoſen mehr aufhalten; nur mit der einbrechenden Nacht endigte die Schlacht, und das Verfolgen der retirirenden Öſterreicher, die während der Nacht auf Schiffbrücken die Donau bei Regensburg paſſirten und vor dieſer Stadt ſich wieder ſammelten. Wie am folgenden Tage Regensburg von den Franzoſen mit Sturm genommen wurde, werden wir unter dem Artikel über dieſe Stadt im Detail ſehen. Man kann annehmen, daß über 200,000 Mann in der Schlacht von Eckmühl gefochten haben; die Öſterreicher werden zu 110,000 Mann, die Franzoſen auf 136,000 Mann ſtark angegeben, jene auf einem Raume von 3½ Meile Länge, die Letztern auf einer Linie von 8 Meilen concentrirt, und in dieſer geographiſchen Stellung der Armeen ſcheint die hauptſächlichſte Urſache zum Unglücke der Öſterreicher gelegen zu haben, da ſie auf ihrer kurzen Linie von der franzöſiſchen Armee gleichſam umwickelt werden konnten und ſchwerlich im Stande waren, ihren Feind nach ſeiner wahren Stärke zu beurtheilen. Ein bayerſcher Offizier, der in der Schlacht mit gefochten hat, betheuert, daß die Öſterreicher, beſonders die Cavallerie und Artillerie, die größte Ordnung und höchſte Tapferkeit bewieſen haben. „Wir eroberten (erzählt er) Kanonen, neben denen alle Mannſchaft todt oder ſchwer bleſſirt zu Boden lag. Man bemerkte in der Ferne bei einigen Kanonen nur noch einen Kanonier, der noch immer fort chargirte. Ein Offizier brachte ihm friſche Mannſchaft und hing ihm etwas an die Bruſt, wahrſcheinlich eine Medaille; Gefangene, die wir ſpäter in dieſer Gegend machten, behaupteten, der Offizier ſey der Erzherzog Carl ſelbſt geweſen.“ In dieſer Schlacht war es, wo Napoleon ſelbſt von einer öſterreichiſchen Schützenkugel getroffen wurde. An der Waldſpitze von Eckmühl ſaß er auf der Erde, mit Karten um ſich her, eben beſchäftigt, auf denſelben mit buntfarbigen Nadeln die weitern Poſitionen der Truppen zu ordnen. Da traf ihn eine matte Kugel auf den rechten Schenkel; ſchnell ſah er ſich um, ob es jemand bemerkt habe, und wiſchte mit der Hand einige Mal den getroffenen Fleck, ließ ſich jedoch in der Fortſetzung ſeiner Arbeit nicht ſtören. Die Schlacht von Eckmühl war eine der wichtigſten im ganzen Kriege. I.

Eclectiker, einer, der von Allem das Beſte auswählt. Daher nennt man beſonders diejenigen Philoſophen, die kein gewiſſes philoſophiſches Lehrgebäude (Syſtem) ganz annehmen, ſondern aus allen das Beſte und Vernünftigſte auswählen, Eclectiker; und eine ſolche auswählende Philoſophie die eclectiſche. In der philoſophiſchen Geſchichte wird unter der eclectiſchen Philoſophie insbeſondere diejenige verſtanden, welche die Meinungen des Pythagoras, Plato und Ariſtoteles in ein harmoniſches Syſtem zu vereinigen ſuchte.

Ecole polytechnique (polytechniſche Schule), eine militäriſche Schulanſtalt in Paris, in welcher 300 junge Leute durch mehrere Profeſſoren Unterricht in den mathematiſchen, phyſikaliſchen, chemiſchen Wiſſenſchaften und in der Zeichnungskunſt erhalten. Die Schüler haben den Rang und Sold eines Sergeanten der Artillerie, beſtimmen ſich beim Eintritt für einen Zweig des Kriegsdienſtes, und werden nach erhaltenem Unterricht entweder in die einzelnen für die Artillerie, das Seeweſen ꝛc. beſtimmten Unterweiſungsanſtalten vertheilt, oder nach ihrer Prüfung ſogleich im Dienſte angeſtellt.

Edam, Stadt in Nordholland, etwa ſechs Meilen von Amſterdam, an der Zuyder-See gelegen, hat gegen 1100 Häuſer und an 3000 Einwohner. Der Handel mit Käſe iſt hier ſehr wichtig, (1801 wurden 6,660,631 Pfund gewogen) und da die edamer Käſe in der ganzen Welt bekannt ſind, ſo wird man einige Angaben darüber hier an ihrer Stelle finden. Die Haupteintheilung der holländiſchen Käſe iſt in ſüße Milchkäſe und ſaure Milchkäſe. Den letztern nennt man Komyne- (Kümmel-) Käſe, weil er mit Kümmel und Nägelein gewürzt iſt, auch Kautert. Von beiden Hauptabtheilungen gibt es viele Sorten. Die edamer Käſe gehören ſämmtlich zu den ſüßen Milchkäſen, und werden nach der Farbe ihrer Rinde in roth- und weißkruſtige getheilt. Es gibt ihrer von $3\frac{1}{4}$ bis 20 Pfund. Der vorzüglichſte von allen iſt der ſogenannte Preſentkaas (Präſentkäſe), der alle Vollkommenheiten des beſten Käſes in ſich vereinigen muß. Ein Mittelpreis iſt 20 bis 25 Fl. pr. 100 Pfund. Nach England geht in gewöhnlichen Zeiten eine unermeßliche Menge; eben ſo nach Amerika, den Colonien, Spanien. Man rechnet die ganze Käſe-Production in Holland auf 30 Millionen Pfund.

Edda iſt der Name eines Lehrbuchs der nordiſchen Mythologie. Es gibt zwei Sammlungen dieſer Art, nämlich: 1. die ältere, welche ein Isländer, Samud Sigfusſohn, aus dem alten poetiſchen Kunden ſammelte, und die aus drei Theilen beſteht, Voluspa (Wahrſagungen), Havamaal (erhabenes Geſpräch) und dem runiſchen Capitel (worin Odin ſich ſeiner Stärke in Zauberliedern rühmt); 2. die jüngere Edda, welche ungefähr 120 Jahr ſpäter von Snorro Sturleſon geſammelt wurde, und deren erſter Theil dogmatiſch, der zweite erzählend iſt, und der dritte, mit Namen Skalda, in einem alphabetiſchen Auszuge die poetiſchen Redensarten enthält, die in den erſten Theilen vorkommen.

Edel, ſ. Gemein.

Edelink (Gerard) geb. zu Antwerpen 1641, ein Maler und Kupferſtecher, der zwar in ſeiner Vaterſtadt die Elemente ſeiner Kunſt erlernte, in Frankreich aber ſeine Talente dafür völlig entwickelte. König Ludwig XIV. feſſelte dieſen Künſtler durch ſeine Wohlthaten an ſich. Er erhielt den Auftrag, die heilige Familie von Rafael und Alexanders Beſuch bei der Familie des Darius von Le Brun in Kupfer zu ſtechen, und heute noch ſind dieſe Meiſterſtücke eine Zierde des pariſer Muſeums, wo man auch ſeine büßende Magdalena nach Le Brun findet. Edelink war in Originalſtücken wie in Copien gleich groß und nicht weniger glücklich in Porträts, deren er eine große Anzahl von den berühmteſten Perſonen ſeines Zeitalters hinterlaſſen hat; in der Sammlung berühmter Männer von Perault befinden ſich mehrere davon. Ein vorzüglich reinlicher und dabei glänzender Grabſtichel, große Manier, correcte, leichte Zeichnung, treue Natur und eine unnachahmliche Harmonie in der Ausführung erheben die Werke dieſes berühmten Künſtlers über alle ſeiner Nation. Edelink ſtarb als ordentlicher Kupferſtecher des Königs und Rath der königl. Maler-akademie im J. 1707, in einem Alter von 66 Jahren.

Edelſteine nennt man alle glänzenden, ſehr harten, durchſichtigen Steine, die am Stahle geſchlagen Funken geben, und theils farblos ſind, theils mancherlei Farben zeigen. Ihr blendender Glanz und ihre Seltenheit werden ihnen ſtets ihren hohen Werth erhalten.

Sie werden meiſtens in einer beſtimmten regelmäßigen Geſtalt in der Erde gefunden; nicht ſelten ſchließen ſie auch fremde Körper ein, daher man ihre Entſtehung aus der Cryſtalliſation herleitet. Ihre Farben ſcheinen ſie einer metalliſchen Beimiſchung zu verdanken. Sie ſind aus verſchiedenen Grunderden zuſammengeſetzt und zwar die meiſten aus Kieſel-, Thon- und Kalkerde. Berge und Felſen ſind die Gebutsorte dieſer Steine. Diejenigen, die man in Flüſſen und ebenen Gegenden findet, ſind durch Waſſerfluthen aus den Klüften losgeriſſen und fortgeführt worden. Viele Edelſteine liegen in einer Umkleidung von gemeiner Steinart, die Mutterſtein heißt. Man theilt gewöhnlich die Edelſteine in vollkommne oder ganz edle (Gemmae), d. i. ganz durchſichtige, und in Halbedelſteine (Lapides pretiosi) oder halbdurchſichtige ein; indeſſen findet bei dieſer Eintheilung viel Willkürliches Statt. Eben ſo iſt es auch mit der gewöhnlichen Rangordnung, die folgende iſt: der Diamant, der Rubin, der Sapphir, der Topas, der Smaragd, der Amethyſt, der Granat, der Hyacinth, der Beryll, der Chryſolith, der Carneol, der Chalcedon, der Achat, der Opal, der Onyx, der Sardonyx, der Laſurſtein und der Turmalin. Es gibt kein ſicheres Kennzeichen, nach welchem ſich die Rangordnung dieſer Steine beſtimmen ließe, denn ihr Werth beruht auf zufälligen Umſtänden; ſo kann es z. B. ſehr koſtbare Rubine geben, die man einem unreinen Diamant weit vorzieht. Sonſt ſetzte man im Syſtem die Edelſteine ins Kieſelgeſchlecht. Jetzt hat der härteſte unter allen, der Diamant, dieſe Stelle verloren, und ſteht unter den brennlichen Materien. Sie dienen hauptſächlich zur Pracht. Dazu gebrauchte man ſie ſchon im höchſten Alterthume, doch verſtanden die Alten noch nicht, ſie zu ſchleifen, ſondern ſie theilten ihnen dadurch einen größern Werth mit, daß ihre Steinſchneider künſtliche Figuren darauf eingruben, welche theils Gottheiten, theils religiöſe Gebräuche, theils die Bildniſſe berühmter Männer vorſtellten. Die Griechen und Römer hatten es in dieſer Kunſt zu einer bewundernswürdigen, von den Neuern nicht erreichten Vollkommenheit gebracht. Die geſchnittenen Steine wurden in Ringe gefaßt und an den Fingern als Schmuck getragen, oder in Petſchaften zum Siegeln gebraucht, oder man beſetzte auch koſtbare Vaſen damit. Unter den Sammlungen übertrifft die königl. preuß. in den beiden Tempeln nahe bei dem neuen Palais unweit Sansſouci alle übrigen. Bei uns werden die meiſten Edelſteine auf mancherlei Weiſe geſchliffen (ſ. d. Art. Diamant), in Ringe und dergleichen gefaßt und als Schmuck getragen, oder zur Beſetzung koſtbarer Doſen ꝛc. gebraucht. Auch gibt es bei uns mehrere Künſtler, die den Alten im Eingraben der Figuren nacheifern. Die ſchönſten nnd köſtlichſten Edelſteine kommen aus Oſtindien; doch übertrifft der böhmiſche Granat den orientaliſchen an Härte und Schönheit. Außerdem findet man dieſe Steine auch in andern Ländern Aſiens, in Amerika (beſonders Braſilien) in vielen europäiſchen Ländern und in Deutſchland. In unſern Zeiten verſteht man auch die Kunſt, künſtliche Edelſteine zu verfertigen, die an Glanz und Farbe den natürlichen ſo gleichen, daß Kenneraugen erfodert werden, um die Täuſchung zu entdecken. Es werden dazu metalliſche Glasarten angewendet, welche ſich im Fluſſe mit andern erdigen und ſalzigen Gläſern vermiſchen, und ihnen ihrer verſchiedenen Natur nach verſchiedene Farben mittheilen. Die Grundlage dieſer künſtlichen Edelſteine muß

ein reines, durchſichtiges hartes Cryſtallglas ſeyn, wozu auch Bleikalk kommt, der das Glas noch dichter, aber auch leicht flüſſiger macht. Je härter dieſe Steine, je lebhafter und reiner ihre Farbe und je gleichförmiger die ganze Maſſe iſt, woraus ſie beſtehen, deſto ſchöner ſind ſie. Die Feile, der keiner dieſer künſtlichen Edelſteine widerſteht, zeigt bald ihren Urſprung. Auch haben die echten Edelſteine ein größeres ſpecifiſches Gewicht.

Eden, ein Luſtgefild; nach Moſes der Wohnort des erſten Menſchenpaars. Dichteriſch pflegt eine paradieſiſch ſchöne Gegend, wie auch der künftige Aufenthalt der Seligen Eden genannt zu werden. S. Paradies.

Edenburg, Edinburgh, die Hauptſtadt in Schottland, groß, volkreich, mit ſchönen öffentlichen ſowohl als Privatgebäuden. Am öſtlichen Ende der Stadt ſteht die anſehnliche ehemalige Reſidenz der ſchottiſchen Könige. Die Zahl der Studirenden auf der daſigen Univerſität beläuft ſich gewöhnlich auf beinahe 2000. Ferner iſt hier eine Handlungsbörſe, eine Maler- und Bildhauerakademie und eine öffentliche Bibliothek, in welcher ſich viele ſeltene und koſtbare Werke befinden. Die Bevölkerung beträgt 90- bis 100,000 Einwohner.

Edgeworth de Fermon, franzöſiſcher Prieſter, aus Irland herſtammend. Er war es, dem Ludwig XVI. nach ſeiner Verurtheilung beichtete und der ihn zum Tode begleitete. Man behauptet ziemlich allgemein, daß er zu ihm in dem Augenblicke, wo ſein Haupt auf das Unglücksbret gelegt wurde, die Worte geſprochen habe: Sohn des heil. Ludwig, ſteige gen Himmel. Der Abt Edgeworth zog ſich in der Folge nach Deutſchland zurück, wo er bei den Brüdern Ludwigs XVI. eine ſehr ſchmeichelhafte Aufnahme erhielt.

Edict, eine landesherrliche Verordnung: ein Landesbefehl. Edictalcitation (citatio edictalis, auch Edictales) heißt eine an öffentlichen Örtern, z. B. den Kirchen oder Rathhäuſern, auch meiſtentheils in dreier Herren Ländern angeſchlagene und in die Zeitungen eingerückte Ladung vor Gericht, in Schuld-, Ehe- und andern Sachen; eine gerichtliche Vorladung. Jemand edictaliter citiren, heißt, ihn gerichtlich oder öffentlich vorladen.

Edict von Nantes. Dieſe berühmte Verordnung, durch welche Heinrich IV. ſeinen ehemaligen Glaubensgenoſſen, den Reformirten, im J. 1598. freie Religionsübung und Sicherheitsplätze verſicherte, und gleiche Bürgerrechte mit ſeinen römiſch-catholiſchen Unterthanen ertheilte, war eine Zeit lang von den glücklichſten Folgen für die Reformirten und die religiöſe Ruhe des franzöſiſchen Reichs. Allein ſchon zu Anfang der folgenden Regierung Ludwigs XIII. bekamen die Reformirten neue nicht ungegründete Beſorgniſſe, daß man ſie wieder unterdrücken wolle; Beſorgniſſe, welche die Parteiſucht zu vergrößern und zu benutzen ſuchte. Doch erſt als ihnen der König ihre Kirchen und die dazu gehörigen Güter in der Landſchaft Béarn nahm, ergriffen ſie, Rohan und Soubiſe an ihrer Spitze, wiewohl ohne Vortheil, die Waffen, worauf ihnen der König 1622 einen Vergleich bewilligte. Es gehörte zu Richelieu's Plane, die Reformirten zu demüthigen und dadurch den unruhigen Großen eine Stütze zu rauben. Daher benutzte er die erſte Gelegenheit, die ſtärkſte Feſtung der Hugonotten, Rochelle, zu erobern und ſie dadurch zu entwaffnen (1629). Doch verfolgte ſie Richelieu

nicht weiter und ließ ihnen freie Religionsübung; auch nahmen die Reformirten weiter keinen Antheil an den innern Unruhen in Frankreich, als zum Besten des Königs; und ſowohl Ludwig XIII. als ſein Nachfolger, Ludwig XIV. gab ihnen das Zeugniß, daß ſie treue Unterthanen ſeyen. Um deſto empörender war die Grauſamkeit, welche der Letztere an ihnen verübte, und welche ſich im J. 1685 mit der völligen Aufhebung des Edicts von Nantes endigte. Ludwig XIV. hatte die Abſicht, die Reformirten durch alle Mittel zu nöthigen, ihrer Religion zu entſagen, nicht aber ſie zu vertreiben. Fünf volle Jahre lang — von 1680 bis 85 — war er geſchäftig, Millionen ruhiger Unterthanen zu bedrücken. Schon im J. 1681 wurde verordnet, Kinder von ſieben Jahren als Bekehrte anzunehmen, da doch ein ſo zartes Alter durchaus kein Urtheil zuläßt. Colbert indeß hinderte bis an ſeinen Tod (1683) die Anwendung gewaltſamer Maßregeln. Als aber Ludwig XIV. ſpäter theils von ſchwachen, theils von übelwollenden Perſonen völlig abhängig wurde, mußten die Reformirten die unerhörteſten Gewaltthätigkeiten erdulden. Man legte Dragoner als Execution in ihre Häuſer, und Louvois ſchrieb in die Provinzen: Se. Majeſtät will, daß man die äußerſte Strenge alle diejenigen empfinden laſſe, welche nicht die Religion des Königs annehmen wollen. Zu gleicher Zeit ließ er die Gränzen möglichſt genau bewachen, um ihre Auswanderung zu verhindern. Dennoch ſoll Frankreich binnen drei Jahren 50,000 fleißiger, geſchickter und zum Theil reicher Familien verloren haben, welche man in England, Holland und verſchiedenen deutſchen Ländern, vorzüglich in den brandenburgiſchen Staaten, mit offnen Armen aufnahm. Tauſende hatten ſich bequemt, wenigſtens zum Schein catholiſch zu werden. Die an den König geſandten Verzeichniſſe gaben deren eine ſo große Anzahl an, daß es Ludwigs Schmeichlern leicht ward, ihn zu überreden, es ſeyen nur noch wenig Reformirte in Frankreich übrig; und ſo wurde das Edict von Nantes den 22ſten Oct. 1685 ausdrücklich mit Anführung des Grundes aufgehoben, weil der König wenig Unterthanen mehr habe, zu deren Vortheil daſſelbe gegeben worden, und es mithin überflüſſig ſey, noch darüber halten zu wollen. Frankreich erlitt dadurch einen eben ſo empfindlichen Verluſt, als andere Mächte durch Aufnahme der franzöſiſchen Flüchtlinge gewannen.

Eduard oder Edward (der Alte), König von England, folgte ſeinem Vater Alfred im J. 900. Er erwarb ſich vielen Kriegsruhm gegen Schotten und Dänen, und große Verdienſte in der innern Reichsverwaltung. Er errichtete fünf Biſthümer, gründete die Univerſität zu Cambridge, und war überhaupt ein großer Beſchützer der Wiſſenſchaften. Im J. 934, im 25. Jahre ſeiner Regierung, ſtarb er. Adelſtan, den er mit einem Schäfermädchen außer der Ehe gezeugt hatte, folgte ihm, ungeachtet Eduard mehrere rechtmäßige Kinder beſaß.

Eduard oder Edward (der Junge, Heilige), König von England, geb. 962, gelangte 975, alſo im 13. Jahre ſeines Alters, zur Regierung. Ob er gleich vom größten Theile des Reichs als König anerkannt wurde, ward er doch das Opfer einiger Widerſacher. Seine Stiefmutter, Elfride, die ihren Sohn Ethelfred auf dem Throne ſehen wollte, ließ den armen Eduard ermorden. Als er einſt von der Jagd zurückkam, befand er ſich in der Nähe eines Schloſſes, das Elfride bewohnte; ſehr erhitzt entfernte

er ſich von dem Gefolge, ritt an das Thor des Schloſſes und verlangte einen Trunk. Unter tauſend Schmeicheleien bewillkommnete ihn Elfride, aber während er trank, ward er auf ihren Befehl von hinten durchſtoßen, und ſtürzte todt vom Pferde zu den Füßen der Grauſamen nieder. Dies begab ſich am 18. März 978, in Eduards funfzehntem Lebensjahre. Die römiſche Kirche ſprach ihn als Märtyrer heilig, ob er gleich nicht für die Religion geſtorben war.

Eduard I., König von England, geboren zu Wincheſter 1240, geſtorben zu Carlisle am 5. Julius 1307 im 68. Jahre, Sohn Heinrichs III. und der Eleonore von Provence, iſt einer der merkwürdigſten Könige aus Englands Vorzeit. Er befand ſich eben in Verbindung mit dem heiligen Ludwig auf einem Zuge gegen die Ungläubigen, als der Tod ſeines Vaters (1272) ihn nach Europa zurück und auf Englands Thron rief. Auf ſeiner Reiſe dahin durch Frankreich leiſtete er dem König Philipp III. die Lehnspflicht wegen der engliſchen Beſitzungen in Guienne. Er eroberte hierauf die Provinz Wallis von Trolin (1283) und legte durch einen Vertrag mit König Philipp dem Schönen von Frankreich die Streitigkeiten wegen Saintonge, Limouſin, Quercy und Perigord glücklich bei. Im folgenden Jahre empfing er die Lehn darüber. Unter ihm erhielt England eine andere Geſtalt. Er wußte das unruhige Gemüth ſeiner Nation in gewiſſen Schranken zu halten, ihre Induſtrie zu beleben und ihren Handel emporzuheben. Eduards Kriege gegen Schottland und Frankreich wurden die unerwartete Veranlaſſung, daß der engliſche Staat aus ſeinem Nichts hervorging, und eine politiſche Exiſtenz erhielt. Als nämlich Alexander III., König von Schottland, geſtorben war (1286), ward unſerm Eduard übertragen, unter zwölf Bewerbern um jene Krone zu entſcheiden; er foderte zuvor die Lehn von dieſem Reiche, und ernannte dann Johann Baliol zum König, als ſeinen Vaſallen. Doch die Oberlehnsherrlichkeit genügte dem Ehrgeize Eduards nicht — die volle Souverainetät wollte er beſitzen. Er wendete alles an, um Baliol zu entthronen — als Aufrührer wollte er ihn vor ſein Gericht ziehen. Die Klagen einiger Unzufriedenen gaben ihm Veranlaſſung, den König von Schottland vor Englands Tribunal zu fodern, indem er ihm nicht einmal geſtatten wollte, ſich durch einen Procurator vertheidigen zu laſſen. Doch Baliol beſchloß, auf der Stelle das empörende Joch abzuſchütteln, und verband ſich gegen Eduard mit Frankreich. Dieſer, im ganzen Gefühle der Kraft, die er zwar hatte, aber auch der, deren er noch bedurfte, um zwei Könige zu beſiegen, machte ſeine Sache zur Sache der Nation; er rief Deputirte zuſammen, um die nöthigen Auflagen zu bewilligen; „es iſt gerecht und billig," ſprach er, „daß das, was Alle angeht, auch von Allen gebilligt werde!" Aber bei dieſer Gelegenheit lernten die Abgeordneten der Gemeinen auch ihre Kraft kennen. Sie foderten vom Throne die Abſtellung aller Beſchwerden des Volks und die Feſtſtellung des Rechts der Bittſchriften. Eduard erhielt nun die nöthigen Verwilligungen, und bald ſah er ſich an der Spitze einer Armee. Jetzt verlangte er von Baliol die Stellung ſeines Truppencontingentes, um den Einfall abzuwehren, womit England von Frankreich bedroht wurde; aber Baliol, durch den Papſt Cöleſtin ſeines Lehneides entlaſſen, verweigerte jeden Beiſtand; und ward von Eduard geſchlagen, und bei Dunbar gefangen genommen, worauf ſich die Schotten dem Sieger unterwarfen. Der unglückliche König ver-

lebte zwei Jahre als Gefangener im Thurme zu London, und ging dann als Privatmann nach Frankreich. Unbedeutende Händel zwiſchen einem engliſchen und franzöſiſchen Schiffer veranlaßten (1293) zwiſchen beiden Nationen einen Krieg, den Eduard begann, indem er mit zwei Armeen in Frankreich eindrang, und welcher mit einer Doppelheirath, zwiſchen Eduard und Margarethe von Frankreich und ſeinem Sohne Eduard und Iſabelle, der Tochter Philipps des Schönen (1298) ſich endigte. Die Schotten hatten unterdeſſen Eduards Abweſenheit benutzt, um ſich frei zu machen. Dieſer warf ſich mit aller Macht über ſie her; nach einem blutigen Kriege war der König von Schottland (1303) gefangen genommen, in den Thurm nach London gebracht, und genöthigt, ſeiner Krone zu Gunſten des Siegers zu entſagen. Von jener Zeit ſchreibt ſich die Abneigung zwiſchen den Engländern und Schotten her, die noch nicht ganz erloſchen iſt. Drei Jahre darauf (1306) ergriffen die letztern aufs neue die Waffen, befeuert von einem heldenmüthigen Anführer, Robert von Bruce, Sohn von Baliol; er verjagte die Engländer, und erhielt die Krone von Schottland aus den Händen des Volks. Eduard, wüthend über dieſen Streich, war eben im Begriff, in Schottland einzufallen, als der Tod ihn ereilte. Sterbend noch übertrug er ſeinem Sohne Eduard die Beſtrafung der Schotten; „tragt meine Gebeine vor euch her," rief er aus, „die Rebellen werden ihren Anblick nicht ertragen!" Aus den engliſchen und ſchottiſchen Hiſtorikern kann man unmöglich ein treues Bild von Eduard entnehmen; jene erheben ihn, dieſe ſatiriſiren über ihn. Muth, reine Sitten, Gefühl für Billigkeit waren ſeine Tugenden, und ein ſcharfer Blick mit vieler Beurtheilungskraft bezeichnete ſeinen Verſtand. Aber er war rachſüchtig und grauſam. Man nannte ihn den engliſchen Juſtinian, und bedeckte mit dieſem ſchönen Titel einige Flecken ſeines Lebens. Sein Einfluß auf die Staatsverfaſſung Englands war ſehr wichtig. Das Parlament erhielt eine neue Geſtalt, ungefähr wie ſeine heutige. Die Titel: „Pair" und „Baron" wurden nur denen gegeben, welche in das Oberhaus kamen. Er verordnete, daß jede Grafſchaft oder Provinz zwei Ritter, jede Stadt (City) und jeder Flecken zwei Bürger zum Parlament abſchicken ſolle; die Kammer der Gemeinen begann an der Steuerangelegenheit Antheil zu nehmen, und Eduard verlieh ihr eine gewiſſe innere Stärke, zum Gleichgewicht gegen die Gewalt der Barone. Dieſer Fürſt war dazu gemacht, um die Volksrepräſentation ſo herzuſtellen. Er verband mit der Feſtigkeit, die nichts fürchtet, die kluge Gewandtheit, zur gehörigen Zeit zu ſchonen. Nur auf dieſe Weiſe konnte ein Gouvernement für die Dauer ſich bilden, das ein ſeltſames Gemiſch von Demokratie, Ariſtokratie und Königthum iſt.

Eduard III., König von England, Enkel des vorhergehenden Eduards I., geboren zu Windſor 1312, geſtorben den 23. Julius 1377. Rachſüchtig und grauſam, wie ſein Großvater, eben ſo klug, und größer als Feldherr. Er war es, der durch ein Manifeſt den Titel: König von Frankreich, England und Irland, annahm, und der den Orden des blauen Hoſenbandes ſtiftete. (Vergl. Orden.) Eduard III. begann mit der Eroberung Schottlands gegen Johann Baliol und David von Bruce, welcher letztere gefangen nach England geführt wurde. Aber ein neues, für ganz Europa höchſt intereſſantes Schauſpiel begab ſich jetzt. Eduard wollte die Plätze von Guienne, welche Philipp von

Valois in Beſitz genommen hatte, wieder an ſich ziehen. Die Flamänder, der deutſche Kaiſer und mehrere Andere ergriffen ſeine Partei. Die erſten beſtanden darauf, daß Eduard, nach den beſtehenden Anſprüchen auf Frankreichs Krone, den Titel eines Königs von Frankreich annehmen möchte, und Eduard wählte dies Mittel, um dieſe Verbindung zu Stande zu bringen. So war damals die Lilie mit dem Leopard vereinigt. Der Krieg mit Frankreich begann. Die Seeſchlacht von l'Ecluſe und die Schlacht von Creci (1346) entſchieden für den König von England. Die Franzoſen verloren in der letztern 30,000 Mann Infanterie, 1200 Ritter und 24 Fahnen; ſechs Kanonen, welche die Engländer bei ſich hatten, und deren Gebrauch ihren Feinden noch gänzlich unbekannt war, hatten großen Antheil an dieſem Siege. Eduard hielt ſich während der ganzen Schlacht bei Seite; doch hatte er beim Ausbruche des Krieges eine Ausfoderung an Philipp von Valois geſchickt, worin er ſagte: daß er nichts weiter wünſche, als ſich mit ihm allein zu ſchlagen, oder ihn im Handgemenge zu treffen. Zwei Siege, in zwei Tagen errungen, verſchafften England den Beſitz von Calais, in welchem es 210 Jahre lang blieb. Philipps Tod (1350) fachte den Krieg auf's neue an. Eduard ſchlug den König Johann, Philipps Sohn, in der Schlacht von Poitiers, und machte ihn gefangen. Johann wurde nach England abgeführt, wo er vier lange Jahre ausharren mußte; er war der zweite König, den Eduard zu gleicher Zeit gefangen hielt; nie hat England dies wieder erlebt. Eduards Sohn, Prinz Eduard von Wallis, Oberbefehlshaber in jener Schlacht, zeichnete ſich bei dieſer Gelegenheit eben ſo ſehr durch Muth als großherzige Geſinnung aus. Nach dem Kampfe ließ er ein prächtiges Mahl bereiten, und bediente dabei den gefangenen König, als wäre er ſeiner Offiziere einer; ja er ſchlug die Einladung deſſelben, an ſeine Seite ſich zu ſetzen, mit den Worten aus: „er kenne als Unterthan zu ſehr den Abſtand des Ranges zwiſchen Sr. Majeſtät und ſich, um eine ſolche Freiheit ſich herauszunehmen." Bei ſeinem Einzuge in London erſchien er auf einem kleinen ſchwarzen Zelter an der Seite des königlichen Gefangenen, der ein prächtig angeſchirrtes weißes Pferd ritt. Aus dieſer ſcheinbaren Beſcheidenheit des Siegers leuchtete jedoch ein wohl berechneter Stolz; denn es iſt gewiß höchſt grauſam, einen unglücklichen Souverain den neugierigen Blicken des Pöbels auszuſetzen. Mit Johanns Tode (1364) ſchien Eduards Glück ſich zu wenden. Carl V. zog alle engliſchen Beſitzungen in Frankreich ein, und behauptete ſich darin mit den Waffen; Eduard ſtarb in dem ſchmerzhaften Gefühle, die glänzenden Thaten ſeiner Jugend durch das Unglück ſeines Alters verdunkelt ſehen zu müſſen. Dabei wurden ſeine letzten Tage ſehr durch ſeine Günſtlinge getrübt, und vorzüglich durch die Liebe zu Alix von Pierce, welcher ihn zu unaufhörlichen Feſten und einer unerhörten Verſchwendung mißbrauchte. England verdankte Eduard III. ſehr viel. Seine Gerechtigkeitsliebe, ſein Eifer, den Handel emporzubringen, die Rechte der Nation zu befeſtigen, zeichnen ihn vornehmlich aus, und höchſtens könnte man ihm eine zuweilen übertriebene Strenge, und den Ehrgeiz, auch König von Frankreich werden zu wollen, zum Vorwurfe machen. Seine Unternehmungen koſteten zwar England viel, aber er ſicherte ihm reichliche Entſchädigungen im Handel. Faſt eiferſüchtig über den blühenden Zuſtand der Niederlande, ſpornte er ſeine Unterthanen durch allerlei Mittel

zur Betriebſamkeit an, und befeuerte ſie, in eigenen Manufacturen die Materialien zu verarbeiten, die ſie dem Auslande zuführten. So warb er flamändiſche Arbeiter, lud ſie ein, ſich in England niederzulaſſen, und gab mehrere treffliche Geſetze zur Belebung der Induſtrie und des Handels. Ihm verdankt England ſeine Wollenmanufacturen; ſeine unermüdete Fürſorge lenkte den thätigen und unternehmenden Geiſt dieſer Nation auf die Cultivirung des Kunſtfleißes hin, wodurch ſie den erſten Rang unter den handelnden Nationen erlangt hat. Dieſe neue Belebung und Richtung war von den unabſehbarſten Folgen für Verfaſſung und auswärtige Verhältniſſe Britanniens. Doch Eduard war nicht mehr Zeuge dieſer großen Umwandlung, und die Schwäche ſeiner letztern Jahre hinderte ihn ſogar, die neubeginnende Ordnung der Dinge ſelbſt zu befeſtigen.

Eduard VII., bekannter unter dem Namen **der ſchwarze Prinz**, Sohn Königs **Eduard III.**, derſelbe, deſſen wir oben im Leben ſeines Vaters erwähnten. Im Jahr 1362 empfing er von ſeinem Vater die Inveſtitur über die Grafſchaft Poitou und die Fürſtenthümer Aquitanien und Gascogne, und vermählte ſich mit Johanna, Tochter Eduards Plantagenet, Grafen von Kent. Kurz darauf vergönnte er Peter dem Grauſamen eine Freiſtätte an ſeinem Hofe, als dieſer von Heinrich aus Caſtilien vertrieben worden war. Peter benutzte Eduards Liebe zum Gelde; er bot ihm mehrere bedeutende Domainen an, und Prinz Eduard verſprach ihm dagegen, ihn wieder auf den Thron zu ſetzen. Er erhielt von ſeinem Vater einen Vorſchuß auf ſeine Appanage von 100,000 Thlrn. in Gold, ließ ſein Tafelgeſchirr einſchmelzen, ging über die Pyrenäen, ſchlug Heinrichen bei Navarette und ſetzte ſeinen Freund Peter in Caſtilien wieder ein, ward von dieſem dafür aber mit Undank belohnt. Während deſſen hatte der Krieg zwiſchen England und Frankreich ſich erneuert. Eduard kam nach Guienne zurück, und ungeachtet eines verzehrenden Fiebers ließ er ſich in einer Sänfte zur Belagerung von Limoges, das die Übergabe bisher verweigerte, tragen; der Platz wurde genommen, und der Sieger ließ außer der franzöſiſchen Beſatzung gegen 3000 Einwohner über die Klinge ſpringen. Um ſich von dieſer Anſtrengung zu erholen, ging er nach England; hier fiel er in eine Entkräftung, die ihn im 46. Jahre ſeines Alters (1376) zu Weſtminſter hinraffte. Es iſt bemerkenswerth, daß von ſeinem Todestage an die Engländer eine Beſitzung nach der andern in Frankreich verloren, ſo daß Carl V. das Gelingen ſeiner Abſichten nur zu leicht wurde. Man weiß nicht, ob Eduard von dem Schrecken, das er unter ſeinen Feinden verbreitete, oder von der Farbe ſeiner Rüſtung den Beinamen des ſchwarzen Prinzen erhalten hat.

Eduard (Carl), Enkel Jacobs II., Königs von England, und bekannt unter dem Namen: „der Prätendent, war den 31. December 1720 zu Rom geboren. Bei ſeiner Geburt wurden in Rom die Kanonen der Engelsburg gelöſ't, denn ſein Vater war der Päpſte **Clemens** XI. und **Innocenz** III. geſchätzter Freund. Als dem letzten Sprößling aus dem königlichen Hauſe Stuart ward ihm von der Wiege an jenes Streben eingehaucht, das ihn mit einer Bruſt voll Muth und kühner Entwürfe ſchon im 22. Jahre ſeines Lebens forttrieb, um den Thron ſeiner Väter wieder zu erringen. Unterſtützt von dem römiſchen Hofe, begab er ſich im Jahre 1742

als ein ſpaniſcher Courier verkleidet, von Rom nach Paris, und es gelang ihm, Ludwig XV. für ſeine Abſicht zu gewinnen. Schon ſollten zu Dünkirchen 15,000 Mann nach England eingeſchifft werden, als der engliſche Admiral Norris die franzöſiſche Flotte, noch bevor ſie in See gegangen war, zerſtreute. Dies benahm dem franzöſiſchen Hofe die Luſt zu einer zweiten Expedition, und alle Bitten Eduards waren vergebens. Jetzt beſchloß der Prinz, durch eigene Kraft ſich zu erwerben, wozu man ihm die Mittel verſagte. Mit erborgtem Gelde und ſieben vertrauten Offizieren landete er, wie ein fahrender Ritter, am 27. Juni 1745 bei Lothabar an der nordweſtlichen Küſte von Schottland, auf einer Fregatte von 18 Kanonen. Waffen brachte er mit, aber die Arme dazu fehlten ihm. Das Schickſal ließ ihn auch dieſe finden. Mit feurigem Enthuſiasmus wurde er von den Schotten aufgenommen, aber ſie betheuerten ihre Ohnmacht. „Wohlan!" rief Eduard, „ſo will ich mit Euch Euer Feld bauen, von Euerm Brote mit Euch eſſen, arm will ich ſeyn, wie Ihr; aber, meine Freunde, auch Waffen ſind hier." Und nun ſalbten ihn einige Oberhäupter ſchottiſcher Stämme zum König. Bald ſtand der neue König an der Spitze von mehreren Tauſenden wohlbewaffneter muthvollen Bergſchotten, der alte Haß gegen England erwachte in dem Herzen der Nation, und mit Entzücken las man Eduards Manifeſte. Dieſer ließ durch die rückkehrende Fregatte den Königen von Spanien und Frankreich den Erfolg ſeines Wagſtücks melden; ſie wünſchten ihm Glück, ſandten ihm einige Unterſtützung und nannten ihn ihren Bruder. Eduard ſah die Augen von ganz Europa auf ſich geheftet. Er rückte jetzt mit ſeiner kleinen Armee vor, ſchlug die von Edinburg aus ihm entgegengegangenen Engländer, eroberte die wichtige Stadt Perth, ließ ſich daſelbſt feierlichſt zum Regenten von England, Schottland und Irland ausrufen, nahm auch Edinburg (am 19. Sept. 1745), wo er nochmals als Regent proclamirt wurde, und ſich mit Miniſtern, Conſeils und Generalen umgab. Frankreich ſchickte ihm neue Unterſtützung. Am 21. Sept. 1745 ſchlug er bei Preſton Pans ein Corps Engländer mit 4000 Mann; er machte hierbei große Beute. Die Gefangenen entließ er wieder. Jetzt war ſein Corps 7000 Mann ſtark; mit dieſem rückte er weiter vor und berennte (am 26. Nov.) Carlisle, das nach drei Tagen ſich ergab und ihm viele Waffen lieferte. Nun ließ er ſeinen Vater als König und ſich ſelbſt als Regenten von England ausrufen, verlegte ſein Hauptquartier nach Mancheſter und ſah ſich bald nur noch 20 Meilen von London, wo viele Freunde ſeiner harrten. Noch ein Paar Tage, und er war Herr der Hauptſtadt und des Reichs. Aber das Schickſal zog ihm eine Binde vor die Augen; um Edinburg zu befreien, das ihm im Rücken von den Engländern wieder genommen worden war, kehrte er um, und faſt von dem Augenblick an wandte ihm das Glück den Rücken. Der Sieg bei Fallkirk (am 28. Januar 1746) war ſein letzter. König Georg II. war aus Deutſchland zurückgekehrt, und der Herzog von Cumberland mit ſeiner Armee aus Flandern angekommen. Dieſer ging ſogleich auf den Prätendenten los, der eben Stierling in Schottland belagerte. Am 27. April, Nachmittags 2 Uhr, trafen beide auf einander, die Schlacht bei Culloden begann, und trotz der tapferſten Gegenwehr wurde Eduards Armee gänzlich vernichtet, und alles, was er beſaß, eine Beute der wüthenden Sieger. Der kaum errungene Thron war wieder verloren,

und der Prinz unglücklicher als zuvor; er irrte lange in den Wildniſſen Schottlands umher, oft ohne Brot, ohne einen Trunk, denn 30,000 Pfund Sterling hatte man in London auf ſeinen Kopf geſetzt, und wem ſollte er ſich vertrauen? Endlich fand ihn ſein Vertrauteſter, Onell, ein ſchottiſcher Edelmann; in einem Kahne retteten ſie ſich von Inſel zu Inſel, von Höhle zu Höhle, unter tauſend Gefahren, entdeckt zu werden, denn jeder Winkel wurde unaufhörlich nach ihm durchſucht. So traf er bei Lochnarach eine der zwei franzöſiſchen Fregatten, die man zu ſeiner Rettung abgeſendet hatte. Am 29. Sept. 1746, nach fünf ſchrecklichen Monaten ſeit dem Tage von Culloden, ſegelte er von Schottland ab, und kam von allem entblößt zu Roſeau bei Morlaix in Bretagne an, glücklich den Verfolgungen zweier engliſchen Kriegsſchiffe entgangen. Ein furchtbares Gericht war indeſſen über ſeine Freunde ergangen. Gegen hundert ſeiner vornehmſten Anhänger, und jeder zwanzigſte Soldat aus ſeinem ehemaligen Corps wurden hingerichtet. Aber ſelbſt dieſe Büßungen ſtillten nicht ganz den Enthuſiasmus der ſtuartſchen Partei; ſchon auf dem Schaffot rief noch Lord Lowat, der an der Spitze derſelben geſtanden hatte: „dulce et decorum est pro patria mori!" (Süß und rühmlich iſt der Tod für das Vaterland!) Prinz Eduard erhielt jedoch durch die Verwendung der Marquiſe von Pompadour eine jährliche Penſion von 200,000 Livres auf ſeine Lebenszeit, und auch von Spanien eine Rente von 12,000 Dublonen. Dieſer kleine Strahl von Gunſt belebte ihn zu neuen Hoffnungen. Die Idee, noch einmal auf dem Throne von Großbritannien zu ſitzen, wollte er nicht aufgeben, und er nahm es ſehr empfindlich auf, als der König von Frankreich mit England Friede ſchloß, bevor er wieder König geworden ſey. Als ihm geſagt wurde, daß ſeine Entfernung aus den franzöſiſchen Staaten ein Friedensartikel ſey, verleitete ihn ſeine Erbitterung hierüber zu den größten Ausſchweifungen, ſo daß er endlich unter Escorte nach der italiäniſchen Gränze gebracht werden mußte. Nun ging er zu ſeinem Vater, Jacob III., nach Rom; aber auch ſein Verhältniß zum römiſchen Hofe änderte ſich nach ſeines Vaters Tode, am 1. Januar 1766. Seine oft lächerlichen Foderungen, die er unter dem Namen eines Grafen von Albany wegen der Etiquette machte, zogen ihm unaufhörliche Verdrießlichkeiten zu. Er ging nach Florenz, bis Pius VI. ihn bei Verluſt der Penſion, die er bezog, nach Rom zurückrief. Um ſein Geſchlecht nicht ausſterben zu laſſen, vermählte er ſich auf Bitten ſeiner Freunde noch in ſeinem 52. Jahre, am 17. April 1772, mit Louiſe Maximiliane Caroline, Prinzeſſin von Stolberg-Gedern, geboren den 21. Sept. 1752. Aber ſein unfreundliches Weſen führte 1780 eine Trennung herbei. (Vergl. Alfieri's Denkwürdigkeiten.) Eduard ergriff das gewöhnliche unſelige Rettungsmittel der Unglücklichen, die mit der Welt zerfallen ſind; er ergab ſich dem Weine. So ſtarb er am 31. Januar 1788 zu Rom im 68. Jahre ſeines Lebens. Drei Jahre vorher hatte er eine natürliche Tochter von ſich aus Frankreich zu ſich kommen laſſen, ſie legitimirt und als Gräfin von Albany aus königlicher Machtvollkommenheit zu ſeiner rechtmäßigen Erbin erklärt. Sie trug viel zur Aufheiterung ſeiner letzten Tage bei. Sein Leichnam wurde nach Frascati gebracht und königlich begraben. Scepter, Krone, Degen, die engliſchen und ſchottiſchen Orden ſchmückten ſeinen Sarg, und ſein einziger damals noch le-

bender Bruder, der Cardinal von York, hielt „dem verſtorbenen König Carl" die Exequien. Vier Jahrhunderte lang hatten die Stuarte in Schottland geherrſcht.

Effecten-Handel. So wird in Holland der Handel mit den Staatspapieren genannt. Ihre große Anzahl und die Wichtigkeit dieſes Handels dort verdient einige nähere Darſtellung. Er iſt im Allgemeinen einzutheilen in den Handel mit inländiſchen und ausländiſchen Effecten. Die holländiſche Staatsſchuld beſtand im Jahr 1809 aus 1,254,000,000 Fl., wozu 38,888,332 Fl. Zinſenbezahlung erfoderlich waren. Außerdem gehören zu den inländiſchen Effecten die zahlreichen ſtädtiſchen Negotiationen und die öffentlichen Inſtitute, wie die Leihbank, Wechſelbank u. ſ. w. mit ſpeciellen Hypotheken; eben ſo zahlreiche Negotiationen auf die holländiſchen Colonien in den beiden Indien. Man kann auf dieſe Weiſe vielleicht 2 Milliarden holländiſche Fl. an inländiſchen Negotiationen rechnen, worüber Obligationen exiſtiren, die im Handel rouliren, oder von den Rentiers aufgehoben werden. Es ſind ſolche in Summen von 100 bis zu 1000 Fl. geſtellt. Was die ausländiſchen Effecten betrifft, ſo iſt das darin ſteckende Vermögen auch von einem hohen Belauf. Der ungefähre Beſtand dieſer Capitalien iſt folgender: öſterreichiſche Anleihen noch für 45 Mill. Gulden, ruſſiſche 86 Mill., ſchwediſche 7 Mill.; ſpaniſche 40 Mill., portugieſiſche 5 Mill., amerikaniſche, franzöſiſche, däniſche, preußiſche, ſächſiſche und andere vielleicht 100 Mill., ſo daß im Ganzen vielleicht für 300 Mill. ausländiſche Obligationen anzunehmen ſind. Der verſchiedene Zinsfuß derſelben, ihre verſchiedenen Hypotheken, Prämien u. ſ. w., die politiſche Sicherheit oder Gefahr des Staats, worauf ſie lauten, die politiſche Moralität der Schuldner, die Ordnung oder Unordnung im Finanzweſen derſelben, alles dies und viele andere Urſachen geben jedem dieſer Papiere oder Obligationen, die meiſtens an den Inhaber lauten, einen Cours, d. h. eignen abwechſelnden Preis, worüber wöchentlich zwei Mal Preis-Courante ausgegeben werden. Durch die oft ſchnellen Änderungen in den Preiſen und durch die Leichtigkeit, darin die größten Capitale anzulegen, werden in dieſem Handel oft außerordentliche Summen verloren und gewonnen, und es iſt nichts ſeltenes, daß kühne Wagehälſe in einigen Wochen 100,000 Fl. gewinnen, aber auch, daß die reichſten Häuſer, die Millionen beſitzen, in eben ſo kurzer Zeit ihr ganzes Vermögen verlieren. So fielen die ſogenannten bataviſchen Reſcriptionen mit 4 pC. Zinſen, als 1799 die Engländer in Nordholland landeten, auf 11 pC. und ſtiegen nach der verſchwundenen Gefahr nach und nach auf 75 pC. Nach der franzöſiſchen Beſitznahme Hollands fielen ſie neuerdings auf 16 pC. Der ſtreng ſolide Kaufmann befaßt ſich in Holland ſelten mit dieſem Handel, der eine große Anzahl ſonſtiger Speculanten und Capitaliſten beſchäftigt. Auf der amſterdamer Börſe iſt ein eigener Stand, wo ſich diejenigen verſammeln, die Theil an dieſem Handel nehmen. Er heißt der Effectenhoek (Winkel). Eine noch größere Ausdehnung hat das Geſchäft erhalten, ſeitdem man angefangen, eine Art von Wetten damit zu verknüpfen oder Prämien zu geben und zu nehmen. Es übernimmt z. B. A. gegen B. in 1, 2, 3 Monat eine gewiſſe Summe, oft 100,000 Fl. und mehr, in der und der Sorte Obligationen zu einem beſtimmten Preiſe zu liefern, oder anzunehmen; dafür erhält oder gibt er eine gewiſſe Prämie, und

wenn der Termin eintritt; iſt es nicht nöthig, die verkauften oder gekauften Obligationen zu liefern oder anzunehmen, ſondern er gibt oder empfängt nur den Unterſchied des Courſes, worauf man gehandelt hat.

Effendi (wörtlich Herr), ein Ehrentitel bei den Türken, den ſich die Staats- und Civilbeamten, oft auch andere Standesperſonen beilegen, und der gewöhnlich mit dem Namen ihres Amtes in Verbindung ausgeſprochen wird. So heißt z. B. der kaiſerliche erſte Leibarzt Hekim-Effendi, der Prieſter im Serail Iman-Effendi u. ſ. w. Der merkwürdigſte dieſes Namens iſt aber der Reis-Effendi oder Reichskanzler, der zugleich Miniſter der auswärtigen Staatsangelegenheiten iſt, und mit den Geſandten und Dolmetſchern der fremden Völker unterhandelt.

Eger, eine Herrſchaft in Böhmen, in welcher die, wegen des eine Stunde davon gelegenen Sauerbrunnens (genannt Franzens Brunnen) berühmte Stadt Eger liegt. Dieſe liegt an den Gränzen von Franken, iſt wohl bewohnt und mit Feſtungswerken verſehen, welche bei Gelegenheit des bayerſchen Erbfolgekriegs ſehr verbeſſert worden ſind.

Egeria, der Name einer Nymphe, welche bei den Römern in göttlichem Anſehen ſtand, und mit welcher der König Numa in einer geheimen Verbindung zu ſtehen, und von welcher er die Geſetze, die er den Römern gab, zu erhalten vorgab. Nach Einigen ſoll Egeria des Numa Gemahlin geweſen ſeyn.

Eginhard, Secretär des Kaiſers Carl des Großen, endlich ſein Schwiegerſohn und Oberaufſeher der kaiſerlichen Häuſer. Nach dem Tode des Kaiſers trennte er ſich von ſeiner Gemahlin, betrachtete ſie ferner nur als ſeine Schweſter und ward Mönch. Ludwig der Fromme verlieh ihm mehrere Abteien, denen er jedoch entſagte, um ſein Leben in Seeligenſtadt, einem von ihm geſtifteten Kloſter, zu beſchließen; hier ſtarb er im Jahre 839. Eginhard hatte ſich durch ſein Genie und ſeine reißenden Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, Carls des Großen, an deſſen Hofe er erzogen wurde, Zutrauen und Liebe erworben, und in ſeinem Herzen ſich ſo ſehr befeſtigt, daß Carl ſich leicht entſchloß, ſeine Tochter Emma oder Imma ihm zur Gemahlin zu geben. Daß dieſe dem ſchönen Deutſchen einſt eine nächtliche Zuſammenkunft in ihrer Wohnung gab, daß während der gefeierten Schäferſtunde ein tiefer Schnee gefallen war, und Emma, um den Geliebten zu retten, auf ihren Schultern ihn über den Schloßhof trug, der früher erwachte Kaiſer aber aus ſeinem Fenſter die romantiſche Gruppe gewahr wurde, und ſtatt zu ſtrafen, das zärtliche Paar verband: dies iſt allen unſern Leſern im Andenken. Als Mönch widmete er ſeine Einſamkeit der Feder und ſchrieb ein ſehr ausführliches Leben Carls des Großen, welches 1711 in 4. von Schmink, mit Erläuterungen und einer Biographie verſehen, herausgegeben worden iſt; doch hat Bredow im Jahr 1806 ein weit vollkommeneres Werk darüber geliefert. Eginhards Annalen von Frankreich von 741 bis 829 ſind 1711 in 4. zu Utrecht herausgekommen. Auch hat man von ihm noch wichtige Briefe für die Geſchichte ſeines Zeitalters, die zu Frankfurt 1714 Fol. erſchienen ſind. Man ſchreibt ihm ſogar ein Project zu, nach welchem das deutſche Meer mit dem mittelländiſchen und ſchwarzen durch zwei Canäle verbunden werden ſollte, von denen der eine die Verbindung zwiſchen der Moſel und der

Saone hergeſtellt, der andere aber einen Weg vom Rheine nach der Donau geöffnet haben würde.

Egmont (Lamoral Graf von), den Göthe für die Kunſt wie das Schickſal für die Geſchichte verewigt hat, ward geboren 1522 in einer vornehmen holländiſchen Familie. Er widmete ſich den Waffen, und erwarb ſich unter Carl V., dem er 1544 nach Afrika folgte, großen Ruhm. Als General der Cavallerie unter Philipp II. zeichnete er ſich in den Schlachten von Saint Quintin (1557) und Gravelines (1558) vorzüglich aus. Aber als Philipp nach Spanien abgereiſ't war, um die Strafgeſetze und die Inquiſition wieder herzuſtellen, nahm Egmont an den Unruhen, die in den Niederlanden ſich erhoben, Antheil, bemühte ſich jedoch dabei, die Statthalterin der Provinzen und die wider dieſe verſchwornen Edeln zum Frieden und zur Mäßigung zu bewegen. Er ſchwor ſogar in die Hände dieſer Prinzeſſin, „daß er die römiſch-catholiſche Religion unterſtützen, die Heiligthumsſchänder züchtigen und die Ketzerei ausrotten wolle.“ Doch ſeine Verbindungen mit dem Prinzen von Oranien und den vornehmſten Anhängern deſſelben machten ihn beim Hofe zu Aranjuez verdächtig. Er und der edle Philipp von Montmorency, Graf Horn, wurden die Opfer des Fanatismus und des Haſſes. Beide ließ der Herzog von Alba, den Philipp II. nach den Niederlanden geſchickt hatte, um die Aufrührer zu bezähmen, zu Brüſſel hinrichten. Dies geſchah am 5. Juni 1563 in Egmonts 46ſtem Jahre. Er ſtarb mit vieler Reſignation und mit dem Muthe, der den Helden bezeichnet. Der franzöſiſche Geſandte meldete dies Ereigniß ſeinem Hofe mit den Worten: „ich habe dies Haupt fallen ſehen, das zwei Mal Frankreich zittern machte!“ Egmont hatte vorher an Philipp II. geſchrieben, „daß er nie etwas gegen die catholiſche Religion unternommen und nie ſeine Pflichten als guter Unterthan verletzt hätte;“ aber man achtete nicht darauf. Man wollte ein ſchreckendes Beiſpiel geben, und was man eigentlich dabei wollte, das drückt ſich in Philipps II. eigenen Worten hierüber aus: „er habe dieſe beiden Köpfe fallen laſſen, weil ein Paar ſolche Lachsköpfe mehr werth wären, als mehrere tauſende von Fröſchen.“ Die unglückliche Gemahlin Egmonts, Sabine von Bayern, kam eben an dem verhängnißvollen Tage der Hinrichtung in Brüſſel an, um die Gräfin von Aremberg über den Tod ihres Gemahls zu tröſten, und eben war ſie erfüllt von dieſer Pflicht der Freundſchaft, als ſie das Schickſal des eigenen Gemahls erfuhr. Egmonts Sohn, Philipp II. treu, ward von dieſem an der Spitze von 10,000 Mann dem Herzog von Mayenne zu Hülfe geſchickt. Bei ſeinem Einzug in Paris empfing er die Schmeicheleien dieſer Stadt, und der Magiſtrat erwähnte in ſeiner Anrede an ihn auch der Verdienſte ſeines Vaters. „Schweigt von ihm,“ rief Graf Egmont, „er verdiente den Tod als ein Rebell!“ So ſprach der Sohn zu Rebellen, deren Sache zu vertheidigen er kam! Des unglücklichen Egmonts Nachkommenſchaft erloſch in Procopius Franz Graf von Egmont, der General der Cavallerie des Königs von Spanien und Brigadier der Armeen des Königs von Frankreich war und kinderlos zu Fraga in Aragonien (1707) im 38. Jahre ſtarb. Der bekannte Maximilian von Egmont, Graf von Büren, General en Chef Kaiſers Carl V., war von einer andern Linie, und zeichnete ſich als braven Soldaten in den Kriegen gegen Franz I. aus. Er hinterließ nur eine

Tochter, die erſte Gemahlin von Wilhelm von Naſſau, Prinzen von Oranien. Sein Tod, der 1548 zu Brüſſel erfolgte, war von einer Merkwürdigkeit begleitet. Sein Arzt, Andreas Veſtale (ſo erzählt man) ſagte ihm ſeine letzte Stunde voraus; er gab daher ſeinen Freunden vorher ein großes Feſt, beſchenkte ſie reichlich; legte ſich nach vollendetem Mahle zu Bette und ſtarb, wie man behauptet, zu der von Veſtale beſtimmten Stunde. De Thou nennt ihn „groß im Kriege, groß im Frieden, treu und hochgeſinnt."

Egoismus. Die Natur hat jedem Menſchen die Selbſtliebe eingepflanzt. Dieſer zufolge betrachtet er die Dinge in Beziehung auf ſich, in wie fern ſie ihm angenehme oder unangenehme Empfindungen machen, ihm nützlich oder ſchädlich ſind. Dieſe verabſcheut und meidet, jene hingegen liebt und ſucht er. Aber aus Selbſtliebe wird öfters Eigenliebe und im höchſten Grade Selbſtſucht, wo die herrſchende Begierde das heftige Verlangen nach Befriedigung ſeiner perſönlichen Bedürfniſſe iſt, wobei die Pflichten gegen Andere und ihr Wohl nicht mehr berückſichtigt werden. Dieſe Begierde nennt man eigentlich Egoismus. Der grobe, ſinnliche oder thieriſche Egoismus hat die Befriedigung thieriſcher Bedürfniſſe zum Zweck, und iſt verabſcheuungswerth, er mag nun offenbar oder unter dem Scheine der Beſcheidenheit verborgen ſeyn, weil er die Perſon tief erniedrigt; der feinere betrachtet die höchſten Gegenſtände der Menſchheit als Genußmittel. Kant unterſcheidet einen logiſchen, äſthetiſchen und practiſchen. Der logiſche Egoiſt, ſagt er, hält es für unnöthig, ſein Urtheil auch im Verſtande Anderer zu prüfen. Er zeigt ſich im Eigenſinn und Paradoxienſucht. Der äſthetiſche Egoiſt begnügt ſich mit ſeinem Geſchmacke, wie ſehr auch die Kritik ihn rechtmäßig tadle. Der moraliſche Egoiſt endlich, ſagt Kant, iſt der, welcher alle Zwecke auf ſich einſchränkt, der keinen Nutzen ſieht, als in dem, was ihm nützt (der Egoismus zeigt ſich alſo auch im Eigennutz, in der Herrſchſucht ꝛc.), auch wohl, als Eudämoniſt, bloß im Nutzen und in der eignen Glückſeligkeit den oberſten Beſtimmungsgrund ſeines Willens ſetzt. Weil nun jeder andere Menſch ſich auch andere Begriffe von dem macht, was er zu ſeiner Glückſeligkeit rechnet, ſo iſt es gerade der Egoism, der es ſo weit bringt, gar keinen Probirſtein des echten Pflichtbegriffs zu haben, welcher doch durchaus ein allgemein geltendes Princip ſeyn muß. Dem Egoismus kann nur die Denkungsart entgegengeſetzt werden, ſich nicht als die ganze Welt in ſeinem Selbſt befaſſend, ſondern als einen bloßen Weltbürger zu betrachten und zu erhalten. Kant nannte dies den Pluralismus, doch kann es faſt als Einwendung gelten, wenn er nachher bemerkt, daß die Sprache der Souveraine zum Volk in unſern Tagen gewöhnlich pluraliſtiſch ſey, z. B. Wir von Gottes Gnaden. Mit welcher Energie übrigens der Egoismus wirken, die Rechte aller Völker mit Füßen treten könne, war unſerer Zeit zu ſehen aufbehalten.

Ehe (matrimonium). Die höhere und moraliſche Anſicht der Ehe iſt die, daß ſie die lebenslängliche Verbindung zweier Perſonen verſchiedenen Geſchlechts unter dem Schutze des Staates iſt, und in ihrer Vollkommenheit auf Liebe (ſ. d. Art) beruht. In letzterer Hinſicht iſt die einfache Ehe (Monogamie) die würdigſte Form, obgleich nicht rechtlich nothwendig, eben ſo wenig als die vielfache (Polygamie) an ſich widerrechtlich iſt. Ferner

kann ſie auch nur freiwillig, mithin durch Vertrag (pactum matrimoniale) geſchloſſen werden. Sie unterſcheidet ſich aber von einem bloßen Vertragsverhältniſſe dadurch, daß ſie außer der zu letzteren nothwendigen Einwilligung noch manches nothwendig vorausſetzt, was nicht von dem Willen der Perſonen abhängt, und daß die Foderungen derſelben an einander nicht auf dieſelbe Art, wie bei einem gewöhnlichen Vertrage, geltend gemacht werden können. Die Foderungen der Liebe laſſen ſich nicht mit Gewalt realiſiren, oder der Menſch müßte ſich zum Thier erniedrigen, welches durch Geſetze zu ſanctioniren unter der Würde des Staats ſeyn müßte. Daher wird dieſes Verhältniß billig durch Religion geheiligt und in ſeiner überſinnlichen Würde der Kirche und dem Gewiſſen unterworfen; und nur was die äußere That betrifft, rechtliche Beſtimmungen und Veranſtaltungen feſtgeſetzt, um die Ausſchweifungen der Bürger zu hemmen und das heilige Recht der Perſonen zu bewahren; obgleich zuzugeben iſt, daß die Ehe und ihre Geſetze in beſondern Staaten immer von der Verſchiedenheit der Cultur und dem Einfluſſe der Natur, z. B. des Clima's, abhängig ſind. Da die Liebe Grundlage der ſittlichen Ehe iſt, welche der Staat vorausſetzt, ſo erkennt er auch alle ſittlichen Foderungen dieſer Neigung als Verbindlichkeiten und Rechte der Ehegatten an, und ſetzt ſie als Zwecke der Contrahenten voraus. Dazu gehört 1. die natürliche und zwar ausſchließende Befriedigung des Geſchlechtstriebes und die innige Freundſchaft der Ehegatten, welche die gegenſeitige Unterſtützung, Ernährung und Pflege in ſich ſchließt, worin auch die allgemeine Gütergemeinſchaft und das Erbrecht der Ehegatten natürlich gegründet iſt, nur daß in erſterer Hinſicht dem Manne, wie bei allen übrigen gemeinſchaftlichen Angelegenheiten, die Leitung zukommt, unbeſchadet des Rechts der Frau, den Staat zur Beſchützung und Vertheidigung ihrer perſönlichen und dinglichen Rechte aufzufodern. Bei getrennten Gütern iſt der Mann zur Ernährung des Weibes und zur Erhaltung der Ökonomie verbunden, wogegen ihm der Nießbrauch an den Gütern der Frau zuſtehen muß. Von verſchiedenen Seiten haben Hippel (ſ. d. Art.), Thieß, Ehrenberg und Ewald die Ehe beleuchtet und dargeſtellt. Betrachten wir nun die poſitiven Anſichten von der Ehe. Bei den Catholiſchen iſt die Ehe zufolge der Satzungen des tridentiſchen Concils das 7. Sacrament, allein die Proteſtanten haben dieſen Lehrſatz verworfen, und die napoleoniſche Legislation geht von dem Grundſatze aus, „daß der Geſetzgeber die Ehe nur in rechtlicher und politiſcher Hinſicht zu betrachten habe," und hat, ohne eine Definition von der Ehe zu geben, ſich damit begnügt, einige Regeln aufzuſtellen (Cod. N. L. 1. t. V. Chap. 1. §. 144 sqq.). Nach dem proteſtantiſchen Eherechte werden die Eheſachen zu den Kirchenſachen gerechnet und der kirchlichen Gerichtsbarkeit unterworfen. Die napoleoniſche Legislation hat hierin ganz andere Principien angenommen, und den Clerus ſeines Einfluſſes auf den Ehecontract entſetzt. Es ergaben ſich daher zwiſchen ihr und den proteſtantiſchen und catholiſchen Eherechten Deutſchlands und anderer Staaten weſentliche Differenzen. Bei Proteſtanten und Catholiken wird die Ehe gültig geſchloſſen, nach vorhergängigem dreimaligen Aufgebot in den Kirchen, durch die prieſterliche Trauung. Nach dem Cod. N. geſchieht das Aufgebot zu zwei Malen vor dem Gemeindehauſe des Wohnorts bei der Municipalität und öffentlich; vor dieſer wird

die Ehe, jedoch nicht vor dem dritten Tage nach dem zweiten Aufgebote geſchloſſen, und die prieſterliche Einſegnung bleibt den Anſichten der Vermählten überlaſſen. Zur Gültigkeit der Eheverlöbniſſe iſt nach übereinſtimmenden Rechten der Proteſtanten und Catholiken die Einwilligung der Ältern und Vormünder erfoderlich, und ein deren ermangelnder Eheverſpruch (ſogenanntes Winkelverlöbniß) kann von den Ältern oder Vormündern angefochten werden, doch muß die Anfechtung aus Gründen geſchehen, ſonſt wird der Conſens von der Behörde ſupplirt. Nach dem Cod. N darf kein Sohn vor dem 25., keine Tochter vor dem 21. Jahre ohne Einwilligung der Ältern oder Vormünder oder des Familienrathes heirathen, nach dieſen Jahren ſind die Kinder nur verbunden, den Rath ihrer Ältern ehrerbietig zu erbitten. Ein Sohn, der zwiſchen dem 25. und 30., und eine Tochter, die zwiſchen dem 21. und 25 Jahre ſteht, müſſen dieſes Geſuch, wenn die Einwilligung nicht erfolgt, drei Mal von Monat zu Monat wiederholen, und dürfen erſt einen Monat nach der dritten vergeblichen Wiederholung ſich verheirathen, und wenn ſie älter ſind, müſſen ſie gleichwohl den Rath der Ältern ehrerbietig erbitten, dürfen ſich jedoch einen Monat nach der erſten vergeblichen Anfrage ſchon verheirathen. Außerdem kennt der Cod. N. als Ehehinderniß 1. die Impubertät in der Maße, daß der Mann nicht vor dem 18., das Weib nicht vor dem 15. Jahre heirathen ſoll; 2. die nahe Verwandtſchaft in der Maße, daß die Ehe in gerader Linie zwiſchen allen Aſcendenten und Deſcendenten, ſie ſeyen ehelich oder unehelich, ſo wie unter Verſchwägerten derſelben Linie, desgleichen in der Seitenlinie unter Geſchwiſtern ehelich oder unehelich und Verſchwägerten deſſelben Grades, ſo wie unter Oheim und Nichte, Baſe und Neffen verboten iſt. Hingegen die außerdem bei den Proteſtanten und Catholiken angenommenen Ehehinderniſſe, als vorhergegangener Ehebruch, Disparität des Cultus, die entferntere Blutsverwandtſchaft und Schwägerſchaft, ſo wie die bei den Catholiken allein geltenden Impedimente, als das Keuſchheitsgelübde, geiſtliche Verwandtſchaft ꝛc. ſind im Cod. N. nicht ſtatuirt. Auffallender noch ſind die Differenzen rückſichtlich der Eheſcheidung und des Ehebruchs. Zu gänzlicher Eheſcheidung ſind nach proteſtantiſchen Eherechten die Urſachen 1. Ehebruch für beide Theile (nach dem catholiſchen Eherecht aber bloß zur beſtändigen Scheidung von Tiſch und Bett), nach dem Cod. N. in der Regel bloß für den Ehemann, und nur dann für die Ehefrau, wenn der Ehemann ſich eine Beiſchläferin in dem Hauſe gehalten hat, welches beide Ehegatten bewohnen. Die Discuſſionen beim geſetzgebenden Corps über dieſe merkwürdige Legislation ſind intereſſant. Regnier verfocht die Meinung, daß auch die Ehefrau in allen Fällen des Ehebruchs auf Scheidung klagen könne, Tronchet, Röderer u. A. ſtritten dagegen, und endlich entſchied der Grund: „daß der Ehebruch der Gattin fremde Kinder in die Familie bringe.“ Gleiche Discuſſionen fanden darüber Statt, als die Geſetzcommiſſion die Conſtatirung des Ehebruchs der Gattin bloß auf das öffentliche Scandal oder eigenhändige Schriften der Ehebrecherin ſetzen wollte. Napoleon ſelbſt focht dieſe Beſchränkung der Beweismittel an und es wurde die Beweisſphäre des Ehebruchs der Frau unbeſchränkt gelaſſen, jedoch nicht, wie bei den Proteſtanten, der Grundſatz angenommen, daß der Beweis einer ſtarken Vermuthung hinreichend ſey. 2. Die bösliche Verlaſſung. 3. Die bösliche

Verweigerung der ehelichen Pflicht. Von beiden ſchweigt der Cod. N. bei Aufzählung der beſtimmten Urſachen gänzlicher Scheidung. 4. Sävitien und Lebensnachſtellungen. Dieſen fügt der Cod. N. noch grobe Injurien bei. Streitige Scheidungsurſachen bei den Proteſtanten ſind a) Impotenz, b) beſtändige Krankheit und Raſerei, c) unverſöhnlicher Haß, d) lebenswierige Gefängnißſtrafe. Der Cod. N. aber ſetzt ausdrücklich als Eheſcheidungsurſachen feſt: α) Verurtheilung eines Gatten zu entehrender Strafe, und läßt durch den bürgerlichen Tod die Ehe ipso jure aufheben, und β) die wechſelſeitige Einwilligung der Ehegatten, unter beſondern Modificationen: 1. der Mann muß über 25, die Frau über 21, aber noch nicht 45 Jahre alt ſeyn. 2. Die Ehe muß über zwei Jahre gedauert haben. 3. Die Ältern müſſen darein willigen. 4. Sie müſſen ihre civilrechtlichen Verhältniſſe wegen Sonderung der Güter, Erziehung der Kinder ꝛc. bereits arrangirt haben. 5. Sie müſſen auf dem gemeinſchaftlichen Geſuche nach Verfluß eines Jahres beharren, und es darf auch keines derſelben unter drei Jahren nach geſprochener Eheſcheidungsſentenz ſich wiederum verheirathen. In mehrern deutſchen proteſtantiſchen Ländern hat man ſchon ſeit längerer Zeit den Weg einſchlagen können, daß beide Gatten ſich mit Suppliken an den Fürſten gewendet haben, welcher ſodann, kraft landesherrlicher Macht, ohne weiteres oder nach vorgängiger Cognition, die Scheidung verfügt; ein Weg, welchen man gewöhnlich nur Perſonen von Range geſtattet hat, und welcher durchaus ein Ausfluß verwerflicher Cabinetsjuſtiz iſt.

Ehebruch, Verletzung ehelicher Treue und Pflicht überhaupt, aber vorzugsweiſe durch Beiſchlaf mit einer andern Perſon. Er wird nach verſchiedenen Geſetzen verſchieden beſtimmt und beſtraft. Nach römiſchem Rechte durfte der Ehemann das ehebrecheriſche Paar, der Vater die Tochter ſammt dem Ehebrecher, auf der That ertappt, tödten. Moraliſcher Ehebruch, wenn ein Ehegatte den Platz in ſeinem Herzen, welcher dem Gatten gebührt, einer fremden Perſon einräumt, ſogar in den Momenten, wo Natur und Pflicht die innigſte Harmonie der Seelen erheiſchen, nach den Worten der Schrift: wer ein Weib anſieht, ihr zu begehren ꝛc. Ein Beiſpiel des vollendeten moraliſchen Ehebruchs ſtellt Göthe in ſeinen Wahlverwandtſchaften auf, als Eduard und Charlotte ſich in jener Unglücksnacht mit falſcher Zärtlichkeit täuſchen; und daß dergleichen in der Welt nicht ſelten vorkomme, beweiſ't die bemerkbare Einmiſchung beſtimmter Geſichtsähnlichkeit in die Nachkommenſchaft unſträflich wandelnder, aber wohl ſträflich denkender Eheleute. Siehe die treffliche Schrift des ſogenannten Thomas von Indagine über moraliſchen Ehebruch ꝛc. Leipzig 1811, bei Kummer. 8.

Ehehaft, oder noch gewöhnlicher in der Mehrzahl, Ehehaften, nennt man ein rechtmäßiges, in den Geſetzen als gültig anerkanntes Hinderniß irgend einer Handlung. Er hat Ehehaften, heißt: er hat wichtige, gegründete Abhaltungen, beſonders aber geſetzlich genehmigte Hinderniſſe des Erſcheinens vor Gericht.

Ehehinderniſſe. Umſtände, welche nach den Geſetzen die rechtliche Eingehung der Ehe verhindern, ſollten der Natur der Sache nach nur ſolche ſeyn, welche aus der Natur des Ehevertrags, ſofern dieſer den Zweck der Ehe ſelbſt betrifft, hervorgehen, z. B. das phyſiſche Unvermögen, ſo wie die rechtliche Unfähigkeit (z. B.

bei verurtheilten Eheverbrechern) die Zwecke der Ehe überhaupt oder innerhalb einer gewiſſen Zeit zu erreichen; ferner diejenigen, welche aus der Natur des Vertrags überhaupt hervorgehen, wie ihn der Staat beſtimmt, z. B. das Recht eines Dritten aus einer frühern Ehe, wo die Monogamie geſetzlich iſt; der Mangel der rechtlichen Selbſtſtändigkeit, die ſittliche Reinheit der Familienverhältniſſe, in ſo fern auf ihnen beſonders die Erziehung beruht, und das Wohl des Staats rathen auch die Beſchränkung der Ehen unter nahen Verwandten, ſ. auch die Art. Diſpenſation und Ehe.

Eheloſigkeit, ſ. Cölibat.

Ehepacten, die bei Schließung der Ehe zu Regulirung der Vermögensverhältniſſe ſowohl während der Ehe, als auf den Todesfall abgeſchloſſenen Verträge. Die poſitiven Geſetze unterwerfen ſie großen Beſchränkungen. Sonſt auch Ehezärter, Eheberedung genannt.

Eheſcheidung (divortium). Da die Ehe ihrem Weſen nach auf Liebe, ihrer Erſcheinung nach noch auf einem Vertrage beruht, ſo kann ſie zwar nie auf beſtimmte Zeit abgeſchloſſen werden, und iſt mithin ihrer Idee nach ein erſt mit dem Tode zu endigendes Geſchlechtsverhältniß; da aber in der Wirklichkeit weder die Neigung derer, die in ein ſolches Verhältniß zu treten erklären, immer wahrhaft und feſt iſt, noch auch durch Zwang realiſirt werden kann, indem die äußere Geſchlechtsgemeinſchaft ohne die innere und ohne Liebe unſittlich iſt: ſo können auch Umſtände und Handlungen der Ehegatten, welche dieſen Foderungen und mithin dem Zwecke der Ehe widerſprechen, Gründe zur Trennung derſelben werden. Man nennt ſie Eheſcheidungsurſachen. Dies ſind hauptſächlich folgende: die phyſiſche Unmöglichkeit der Begattung, wohin Unfähigkeit, Abweſenheit durch böſliche Verlaſſung gehört; Ehebruch, feindſelige und viehiſche Behandlung, Wahnſinn, grobe Immoralität und Verbrechen; endlich auch die gegenſeitige Einwilligung, welche aber natürlich ſehr beſchränkt werden muß, weil das heilige Band der Ehe nur die ſcharfe Noth zerſchneiden kann und darf. Übrigens iſt es angemeſſen, daß auch bei der Trennung der Ehe die Kirche mitwirke, und daß, wie bei ihrer Eingehung, gewiſſe Formalitäten Statt finden. (S. den Art. Ehe.)

Eheverlöbniß, ſ. den Art. Sponſalien und Ehe.

Ehre iſt die perſönliche Würde, die wir beſitzen, in ſo fern ſie von uns ſelbſt oder von Andern anerkannt wird. Hierauf beruht der Unterſchied der innern (moraliſchen) und äußern Ehre. Auf jene bezieht ſich der Ausdruck: Ehre im Leibe haben, auf dieſe der Ausdruck: in Ehren ſtehen, oder halten; ferner Ehrerbietung, d. i. die Hochachtung, welche mit äußerer Ehrenbezeigung verbunden iſt, ein beſcheidnes Unterordnen unter Höhere. Ehrfurcht, eine tiefe Hochachtung mit Erkenntniß der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, ſo wie mit Entfernung eines Betragens verbunden, welches um die Gunſt und den Beifall des Höheren bringen kann. Oft aber werden dieſe Ausdrücke bloß als Worte gebraucht. Das mehr oder minder lebhafte Bewußtſeyn deſſen, was man ſeiner Ehre ſchuldig iſt, heißt Ehrgefühl; das gemäßigte und natürliche Streben nach Ehre Ehrliebe, das zu lebhafte oder leidenſchaftliche Streben aber Ehrgeiz und Ehrſucht. Übrigens iſt die äußere Ehre, welche von der in-

nern ausgehen ſollte, wiederum die bürgerliche Ehre überhaupt, welche jedem zukommt, dem man nichts Geſetzwidriges vorwerfen darf, oder die Amts- und Standesehre insbeſondere, die auf dem Beſitz des Standes und Amtes beruht, in ſo fern man ſich deſſen würdig bezeigt. So beſteht z. B. die Ehre des Kriegers in der Tapferkeit, die Ehre des Kaufmanns im Credit u. ſ. w., und wer dieſe Eigenſchaften einem Individuum, das vermöge ſeines Standes oder Amtes ſie beſitzen ſoll, widerrechtlich abſpricht, und ihm die hierauf ſich beziehende Ehre nicht bezeigt, begeht eine Injurie (ſ. d. Art.). Mit der bürgerlichen Ehre aber iſt die Ehrlichkeit genau verwandt, welchen Ausdruck der Sprachgebrauch auf ſtrenge Rechtlichkeit in Beziehung auf fremdes Eigenthum beſchränkt hat; weil dieſes das erſte iſt, was man im bürgerlichen Verkehr von jedem Menſchen verlangen, wenn auch nicht immer erwarten darf. Doch ſagt das Rechtsſprichwort: quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium (man muß jeden ſo lange äußerlich für einen ehrlichen Mann halten, bis das Gegentheil erwieſen iſt), weil Ehrlichkeit eine Tugend iſt, durch welche man das Zutrauen der Menſchen erwirbt, die Abſprechung derſelben aber durch Thatſachen vor Gericht gerechtfertigt werden muß, weil ſie leicht jenes nothwendigen Zutrauens beraubt, und den Bürger des Schutzes der Geſetze unwerth und ſtrafbar erklärt; daher läßt man auch die Verſicherung gelten, wobei man ſich auf ſeine Ehrlichkeit beruft und ſie gleichſam zum Unterpfande gibt. Sie gehört zur Rechtſchaffenheit und ſchließt Wahrhaftigkeit und Treue verbunden in ſich; eigennütziger Betrug und Treuloſigkeit ſind ihr daher entgegengeſetzt. Wer (vorzüglich die bürgerliche) Ehre nicht beſitzt, wird ehrlos genannt. Ehrloſigkeit (Infamie) iſt die durch ſchändliche Handlungen aller Art, beſonders aber durch grobe Verbrechen, welche mit entehrenden Strafen belegt werden, entſtandene Beraubung der öffentlichen Achtung, auf die ſonſt jeder von Rechts wegen Anſpruch machen kann. Die mit gewiſſen Gewerben verbundene Ehrloſigkeit iſt ein Reſt der Barbarei voriger Zeiten und neuerdings hier und da abgeſchafft worden. Die Merkmale der äußern Ehre ſind Ehrenzeichen und Ehrenſtellen. Unter Ehrenämtern verſteht man ſolche Ehrenſtellen, die mit keiner, oder nur geringer Beſoldung verknüpft ſind. Ehrentitel ſind dagegen bloß Zeichen von Ehrenämtern, vermöge welcher jemand gar nichts von Amts wegen zu thun hat, ſondern bloß einen gewiſſen Rang in der bürgerlichen Geſellſchaft genießt. Ehrenſachen ſind Angelegenheiten, inſonderheit von ſtreitiger Art, bei welcher man in Gefahr iſt, an ſeiner äußern Ehre zu leiden. Da ſolche Ehrenſachen oft zu blutigen Händeln (Duellen oder Zweikämpfen) Anlaß geben, ſo hat man ſie hin und wieder durch beſondere Ehrengerichte beizulegen geſucht (an einigen Orten, z. B. in der Lauſitz, in Schleſien gibt es dergleichen, welche aus hohen Adeligen beſtehen (auch die Ehrentafel genannt), welche über alle die Ehre des Adels betreffenden Angelegenheiten entſcheiden müſſen). Allein der ſogenannte Ehrenpunkt oder das point d'honneur wollte es angeblich nicht leiden, daß ſolche Sachen gerichtlich entſchieden würden, weil der Stand der ſtreitenden Parteien in ſolchen Dingen fodere, daß jeder mit eigener Kraft und Muth ſeine Anſprüche durchſetze oder ſich Genugthuung verſchaffe. Unter Ehrenſchul-

den verſteht man gewöhnlich Spielſchulden, weil dieſe nicht ausgeklagt werden können, mithin bloß die Ehre zu deren Bezahlung verpflichtet. Ehrenſold (Honorar) nennt man die Vergütung, die ein Lehrer von ſeinen Schülern für Vorleſungen, ein Schriftſteller vom Verleger, ein Arzt von den Kranken oder deren Anverwandten für eine Bemühung erhält, die eigentlich nicht nach Gelde geſchätzt werden kann, und daher mehr um der Ehre, als um der Belohnung willen unternommen werden ſollte. Ehrengeſchenk oder Ehrengabe iſt dasjenige, was an manchen Orten vorzüglich durchreiſenden fürſtlichen Perſonen aus achtungsvoller Huldigung dargeboten wird, z. B. Früchte, Kuchen, Wein ꝛc., daher der Ausdruck Ehrenwein. Unendlich ſind die Arten von Ehrenbezeigungen, daher die Ausdrücke Ehrenfeſt, Ehrentag, Ehrenſchmaus, Ehrengelag, Ehrentrunk, Ehrentanz, Ehrenſäule, Ehrentempel, Ehrenpforte u. ſ. w., letzteren iſt der Charakter der feierlichen Heiterkeit eigen. Ehrendamen und Ehrencavaliere ſind höhere Dienerinnen und Diener an den fürſtlichen Höfen. Unter der Hausehre aber verſteht man im komiſchen Style die Hausfrau, weil ſie dem Hauſe Ehre machen ſoll. D.

Ehrenbreitſtein, Herrmannſtein, eine wichtige Bergfeſtung auf einem Felſen diesſeit des Rheins, Coblenz gegenüber, im ehemaligen Erzſtift Trier. Die Franzoſen hielten ſie von 1798 bis 1799 während der Friedensunterhandlungen völkerrechtswidrig blokirt, worauf ſie ſich endlich den 26. Jan. aus Mangel an Lebensmitteln ergeben mußte und 1801 geſprengt wurde. Unten am Felſen, bei dem Städtchen Thal-Ehrenbreitſtein, iſt das churfürſtliche Reſidenzſchloß, welches aber bei der Belagerung der Feſtung größtentheils zerſtört worden iſt. Das Städtchen iſt gut gebaut und ſehr nahrhaft, zum Theil auch durch Schleichhandel nach Coblenz, mit welcher Stadt es durch eine fliegende Brücke verbunden iſt. Im Jahr 1802 wurde die geſprengte Feſtung, das Städtchen und dazu gehörige Amt dem Fürſten von Naſſau-Weilburg als Entſchädigung zugetheilt.

Ehrenlegion (légion d'honneur). Dieſes Inſtitut, der erſte Orden, den Frankreich nach der Revolution wieder erhielt, erſtreckte ſich auf alle Stände in der Nation, auch auf Fremde, welche Napoleon damit begaben wollte. Sein Zweck war Auszeichnung und Belohnung durch Würde und Gehalt für die Perſon der Verdienſtvollen und durch Fürſorge für ihre Kinder, zugleich aber auch Anfettung deſſen, der den Orden trägt, an den, der ihn verleiht. Faſt über den ganzen Continent wurde er verbreitet. Am 15. Mai 1802 ward der erſte Vorſchlag dazu von den erſten Conſuln der Republik an das geſetzgebende Corps gebracht. Dies geſchah durch den bekannten Röderer, als Redner der Regierung. „Dieſer Orden,“ ſo ſprach er, „ſtützt alle republikaniſchen Geſetze, befeſtigt die Revolution, tilgt den Erbadel und ſtiftet eine Münze von größerem Gehalt, als die aus der Schatzkammer, von unveränderlichem Gepräge und deren Quelle unerſchöpflich iſt: denn ſie entſpringt aus der franzöſiſchen Ehre!“ In dem geſetzgebenden Corps ſowohl, wie im Tribunat, erhob ſich jedoch wider Gewohnheit und Erwarten eine Oppoſition. Lucian Bonaparte aber übernahm die Vertheidigung des Vorſchlags gegen alle Angriffe. „Durch perſönliche Belohnungen,“ ſagte er unter andern

„kann die Conſtitution, kann die Gleichheit nicht verletzt werden. Auszeichnung ohne Macht drückt Niemand und darf Keinen erſchrecken. Das Eigenthum iſt ſo wenig perſönlich als erblich, ſondern gehört der Legion im Ganzen, kann alſo auf keine Weiſe mit den Lehen verglichen werden, und enthält keinen Keim zum Erbadel. Die Legionairs haben keine Anſprüche auf beſondere Ämter und bilden keinen Stand, keine Zunft, da ſie als Legionairs nirgend vereinigt ſind, ſondern überall zerſtreut, dieſe oder jene militäriſche oder bürgerliche Anſtellung haben." Dieſe Sprache führte zu dem Reſultate, daß der Geſetzvorſchlag wegen der Ehrenlegion im Tribunate (am 18. Mai) mit 56 Stimmen gegen 38, und Tags darauf im geſetzgebenden Corps mit 166 Stimmen gegen 110 angenommen und ſofort zum Geſetze erhoben wurde. Bis zum 21. Febr. 1803 war das Inſtitut gänzlich organiſirt. Zu Mitgliedern der Legion wurden alle Krieger erklärt, welche Ehrengewehre erhalten hatten; es ſollten ferner dazu ernannt werden können: ſolche Militärperſonen, die während des Freiheitskrieges große Dienſte geleiſtet hatten, und endlich auch andere Bürger, die durch Kenntniſſe, Talente und Tugenden zur Gründung oder Vertheidigung der Republik beitrugen: wenn ſie nämlich in ihrem Wohnorte als National-Garden gedient haben würden *). Die Ernennung geſchieht auf Lebenszeit. Jedes Mitglied muß auf ſeine Ehre ſchwören: „daß es dem Dienſte der Republik, der Erhaltung ihres Gebietes in ſeiner Unverſehrtheit, der Vertheidigung der Regierung, der Geſetze und des öffentlichen Eigenthums ſich widmen, durch alle Mittel, welche Gerechtigkeit, Vernunft und Geſetze gut heißen, jedes Unternehmen, das auf Wiederherſtellung der Feudalverfaſſung, der dazu gehörigen Titel ꝛc. abzwecke, bekämpfen, kurz, aus aller ſeiner Macht zur Behauptung der Freiheit und Gleichheit mitwirken wolle." Dieſer militäriſch-politiſche Orden beſtand hiernach 1. aus dem Ober-Verwaltungsrathe (grand conseil), dem die Ernennung des Legionairs übertragen war, und welcher aus den hohen Reichsbeamten beſtand, die aus der Claſſe der Groß-Offiziere einen Kanzler und einen Schatzmeiſter wählen; 2. den Groß-Offizieren, welche ſich in diejenigen theilten, welche die Decoration des großen Bandes hatten, und in diejenigen, welche es nicht hatten. Die Zahl der erſtern beſtand aus 60, mit Ausnahme der franzöſiſchen Prinzen und der auswärtigen Fürſten und Ritter, denen es der Kaiſer gab; 3 der Ordenskanzellei, welche unter dem Vorſitze des Ordenskanzlers die Geſchäfte der Legion beſorgte; und 4. aus den 16 Cohorten. Jede derſelben beſtand aus 7 Großkreuzen, 20 Commandanten, 60 Offizieren und 538 Legionairs, alſo aus 625 Mitgliedern, ſo daß alle 16 Cohorten 10,000 Individuen enthielten, worunter jedoch die kaiſerlichen Prinzen und ausländiſchen Mitglieder nicht mit begriffen waren. Auch hatte noch jede Cohorte einen beſondern Verwaltungsrath von 9 Gliedern. Dieſe Cohorten

*) In dem franzöſiſchen Staatscalender (Almanac impérial) hieß es über die Beſtimmung der Ehrenlegion: in Folge des 87. Art. der Conſtitution, betreffend die Belohnungen der Armee, wie auch anderer geleiſteter Dienſte und bürgerlicher Tugenden, iſt durch das Geſetz vom 29. Floreal im J. 10. (19. Mai 1802) eine Ehrenlegion errichtet worden.

waren durch ganz Frankreich vertheilt; ihre Hauptſitze oder Reſidenzen waren zu Fontainebleau, Abtei St. Waaſt zu Arras, Abtei St. Peter zu Gent, Schloß Brühl im Ruhrdepartement, Schloß zu Zabern im Rheindepartement, Palaſt zu Dijon, Palaſt zu Vienne, die Paläſte zu Beziers, Aix, Toulouſe, Agen, Abtei St. Mairant, Schloß Craon, Abtei Bel bei Bernay, Schloß Chambord und Schloß Venerin bei Turin. Jede hatte ihren Chef, Kanzler und Schatzmeiſter. Der Kaiſer war Großmeiſter. Jeder Groß-Offizier hatte eine Jahresrente von 5000, jeder Commandant von 2000, jeder Offizier von 1000 und jeder Legionär von 200 Franken zu genießen, wozu 8,200,000 Franken Renten auf Nationalgüter angewieſen waren. Der Ordensſchmuck iſt ein weiß emallirter Stern mit fünf doppelten Strahlen, in der Mitte deſſelben iſt ein Eichen- und Lorbeerkranz und darin auf der einen Seite der Kopf Napoleons mit der Umſchrift: „Napoléon, Empereur des Français,“ auf der andern Seite aber der franzöſiſche Adler mit dem Donnerkeil und der Inſchrift, „Honneur et patrie.“ Dieſer Stern wird an einem rothen, etwa zwei Finger breiten Bande von Moor, am Knopfloche getragen. Die Groß-Offiziere, Commandanten und Offiziere tragen ihn von Gold; die andern Legionairs von Silber; daher auch der goldene und ſilberne Adler unterſchieden wird; der Kaiſer allein konnte entweder den einen oder den andern tragen. Außer dieſem allgemeinen Ordenszeichen gibt es noch die große Decoration. Sie beſtand in einem breiten rothen Bande, das von der rechten Achſel auf die linke Seite herabfällt, und an deſſen Ende der Adler der Legion (mit einem gewäſſerten Bande) befeſtigt iſt, ſodann in einem auf der linken Seite des Mantels und Kleides aus Silber geſtickten Sterne von zehn Strahlen, in deſſen Mitte der Adler der Legion mit der Umſchrift: „Honneur et Patrie“ ſchwebte. Über den letztern Beſtand der Ehrenlegion, ſiehe den Almanac impérial auf das J. 1814. An die Stelle des Ordens der Ehrenlegion trat ſeit den neuſten Veränderungen der Lilienorden wieder. Übrigens waren mit dem Inſtitut derſelben auch einige Erziehungshäuſer für weibliche Kinder der Legionairs verbunden. Ein Statut vom 29. März 1809 gab dem Inſtitut der kaiſerlichen Häuſer Napoleon ſeine definitive Organiſation, und ſtellte es unter den Schutz einer Prinzeſſin aus der kaiſerlichen Familie. Die Aufſicht darüber hatte der Großkanzler der Ehrenlegion. Die letztere Protectrice war die Königin Hortenſia (Gemahlin des Königs Ludwig Napoleon). Die Anſtalt war in 8 Häuſer abgetheilt, von denen jedes der beiden erſten (auf dem Schloſſe von Ecouen und zu St. Denis etablirt) auf 300 Eleven, Töchter noch lebender Legionairs, eingerichtet war, wobei 35 weibliche Beamte und Lehrerinnen, 6 Geiſtliche, 8 Ärzte, 4 Chirurgen und 1 Zahnarzt angeſtellt waren. Die 6 übrigen Häuſer waren für hinterlaſſene Waiſen verſtorbener Legionairs beſtimmt, und in verſchiedenen Entfernungen um Paris gelegen; die Functionen dabei wurden von der Congregation (geiſtlichen Geſellſchaft) der Waiſen von der Mutter Gottes verſehen; ſie ſtanden unter der ſpeciellen Aufſicht der Superiorin dieſer Geſellſchaft. I.

Ehſtland oder Statthalterſchaft Reval, eine Landſchaft in Liefland, den nördlichen Theil dieſer Provinz ausmachend, deren Bevölkerung man auf 180 bis 200,000 Seelen ſchätzt, und die ſehr ſandig iſt, aber auch ergiebigen Getraidebau, Hanf, Flachs, Rind-

vieh, Pferde ꝛc. Reval iſt die Hauptſtadt. Die Ehſten, eine von den ruſſiſch-finniſchen Völkerſchaften, gehörten ſchon in den älteſten Zeiten zu der ruſſiſchen Monarchie, und führten den Namen Tſchuden. In der Folge ſuchten ſie ſich dieſer Oberherrſchaft zu entziehen; und ſeit 1386, wo das Land dem deutſchen Orden verkauft wurde, machte es einen Theil des liefländiſchen Staates aus, mit welchem es, nachdem es 100 Jahre unter Schweden geſtanden hatte, wieder unter Rußland kam, und unter Catharina II. den Namen der revalſchen Statthalterſchaft erhielt, 1797 aber wieder als Gouvernement Ehſtland hergeſtellt wurde. Ehſtland und Liefland betragen zwar nur ungefähr den 210ten Theil des unermeßlichen ruſſiſchen Reichs; allein die ruſſiſchen Beherrſcher haben von jeher auf die Erlangung und Behauptung dieſer Provinzen großen Werth geſetzt. Über die unglückliche Lage der Leibeigenen in Lief- und Ehſtland iſt, ſeitdem Merkel (in ſeinem Buche: Die Letten) und Petri (in ſeinem Werke: Die Ehſten), die Sache zur Sprache brachten, ſehr viel geſchrieben und geſtritten worden, aber es dürften der Aufhebung dieſer ſchändlichen Sclaverei leider noch manche und große Schwierigkeiten entgegenſtehen. Übrigens haben die Ehſten meiſtentheils ſchlechte Wohnungen, ſind rauh und zu Strapazen abgehärtet, und bekennen ſich zum chriſtlichen Glauben.

Ei. Vögel, Amphibien, Fiſche, Inſecten und Würmer legen Eier, und zwar die Vögel ohne alle Ausnahme. Die Eier der Fiſche nennt man Laich oder Rogen. In ihnen liegt der Keim zu dem jungen Thiere, ſie haben daher Ähnlichkeit mit den Samenkörnern der Gewächſe. Auch in dieſen liegt der Keim zur jungen Pflanze, und erwartet Feuchtigkeit und Wärme, um zur Entwickelung zu gelangen. Ein großer Theil der Subſtanz, welche das Samenkorn ausmacht, dient dem Keime zur erſten Nahrung; eben ſo mit dem Eie, welches überdies noch die nöthige Feuchtigkeit bei ſich hat, und alſo zur Entwickelung nur Wärme von außen braucht. Das Vogelei beſteht 1. aus der Eierſchale. Unmittelbar unter dieſer harten, poröſen Bedeckung liegt dicht angeſchloſſen 2. das Eierhäutchen, ebenfalls etwas porös. Nun folgt 3. das Eiweiß, in welchem endlich 4. der Eidotter ſchwimmt, womit noch der ſogenannte Hahnentritt bei befruchteten Eiern verbunden iſt. Am Dotter erblickt man eine kleine linſenförmige Narbe, in deren Mitte ſich ein kleines, eirundes, aſchgraues Säckchen befindet. Dies iſt die Stelle, wo ſich das junge Thier entwickelt. Die äußere Geſtalt der Eier iſt bei den Vögeln meiſtentheils mehr oder weniger länglichrund. Verſchieden iſt ſie bei andern eierlegenden Thieren. Unter den Amphibien haben z. B. die Crocodille kegelförmige Eier. Bei den Eiern der Vögel iſt die mannichfaltige Schattirung der Farben bewundernswürdig, und doch ſchränken ſich die Hauptfarben meiſtens nur auf weiß, bläulich und grünlich ein. Die Flecken, Punkte oder Striche, womit viele gezeichnet ſind, ſpielen in unzähligen Nuancen aus dem Rothen ins Graue, Aſchfarbene ꝛc. Die Eier der Vögel, beſonders der Hühner, ſind eine wohlſchmeckende und nahrhafte Speiſe. Unter den Amphibien liefern die Schildkröten eßbare Eier. Der Rogen der Fiſche wird ebenfalls gegeſſen, und der Kaviar beſteht ganz aus Fiſcheiern. Das Eiweiß der Hühnereier dient zu Umſchlägen in Augenkrankheiten. In Apotheken und Küchen bedient man ſich deſſelben außerdem zum Abklären ge-

wiſſer Pflanzenſäfte, der Molken, des Zuckers ꝛc. Das bloße Eiweiß gibt einen glänzenden Firniß zum Überziehen mancher Kunſtwerke, inſonderheit der Gemälde und Spielkarten. Mit geriebenem friſch gebranntem Kalk, mit Ziegelmehl, Thon, Mehl und andern Subſtanzen, nach Beſchaffenheit der Umſtände vermiſcht, gibt es einen ſehr feſten Kitt. Um die Eier länger unverdorben zu erhalten, muß man ſie vor dem Zutritt der Luft bewahren. Man überſtreicht ſie daher mit Firniß oder Öl, ſetzt ſie frei auf dem ſpitzigen Ende auf eine durchlöcherte Bank, oder ſchichtet ſie, welches noch beſſer iſt, auf das ſpitzige Ende geſtellt, in ſehr trockene Holzaſche, in Häckerling ꝛc., in Kiſten und Fäſſern ein, und ſetzt ſie an einen trockenen, im Winter vor ſtrenger Kälte geſchützten, doch nicht zu warmen Ort.

Eichen, vergleichen, gleich machen; von Maßen und Gewichten, ihnen die gehörige Größe und Schwere geben. Scheffel, Viertel, Fäſſer, Ellen, Wagen ꝛc. eichen. Dieſes Eichen verrichten dazu beſtimmte Perſonen, welche das zu eichende Maß oder Gewicht mit dem von der Obrigkeit feſtgeſetzten und angenommenen (welches auch das Eichmaß genannt wird) vergleichen, es demſelben gleich machen, und als demſelben gleich mit einem darauf eingebrannten Stämpel oder andern Zeichen bezeichnen. Ein Fiſchergarn eichen heißt, die Maſchen deſſelben mit dem Strickſpane meſſen, ob ſie etwa zu klein ſind, ſo daß ſich die junge Brut darin fangen kann, was nicht geſchehen darf. Die Schiffe eichen, beſtimmen, wie viel ſie halten.

Eichsfeld, auch Eisfeld, ein ehemaliges Fürſtenthum von 36 Quadratmeilen mit 80,000 Einwohnern und 4 Städten, wovon Duderſtadt und Heiligenſtadt die vorzüglichſten ſind, zwiſchen Thüringen, Heſſen und Grubenhagen. Preußen verlor dieſes Land durch den Frieden von Tilſit, und es wurde zu dem Königreich Weſtphalen geſchlagen. In Ober-Eichsfeld, dem größern und mittäglichen Theile, wird viel Raſch und Leinwand fabricirt. Im Unter-Eichsfeld, dem nördlichen und fruchtbarern Theile, wird Getraide, Flachs und Tabak erbaut. Die Einwohner des Landes ſind größtentheils catholiſch.

Eid, iſt eine mit Berufung auf die Gottheit, als ein allwiſſendes und heiliges Weſen, verknüpfte Erklärung, wodurch die Zuverläſſigkeit dieſer Erklärung verſtärkt werden ſoll. Man ſetzt nämlich voraus, daß derjenige, der ſich in dem Augenblicke, wo er eine ſolche Erklärung gibt, an den höchſten Geſetzgeber und Richter der Menſchen ausdrücklich erinnert, um ſo gewiſſer ſeiner Verpflichtung in Anſehung des Falles oder Gegenſtandes, worauf ſich die Erklärung bezieht, eingedenk und treu ſeyn werde. Über die Zuläſſigkeit des Eides überhaupt iſt viel geſtritten worden. Es gibt Moraliſten und Religionsparteien, die den Eid durchaus mißbilligen, theils weil dabei abergläubige Vorſtellungen, welche die ſittliche Geſinnung leicht verderben können, oft zum Grunde liegen, theils weil Jeſus geſagt hat: Eure Rede ſey Ja und Nein! was drüber iſt, das iſt vom Übel! Zu wünſchen wäre es allerdings, daß man des Eides entbehren könnte, oder den Gebrauch derſelben wenigſtens möglichſt beſchränkte; denn die Vervielfältigung der Eide vermindert ſelbſt die Heiligkeit des Eides in den Augen des Volks; daher man ſich auch nicht über den Leichtſinn wundern darf, mit welchem oft Eide über die geringfügigſten Dinge geſchworen werden. Die merkwürdigſten Arten der Eide ſind folgende: Amtseid, wodurch jemand ver-

ſpricht, daß er die Pflichten eines ihm anvertrauten Amtes gewiſſenhaft erfüllen wolle; Reinigungseid, wodurch jemand verſichert, daß er von einem angeſchuldigten Verbrechen frei ſey; Zeugeneid, wodurch jemand verſichert, daß er als Zeuge die Wahrheit, ſo weit ſie ihm bekannt ſey, ausſagen wolle oder ausgeſagt habe; Wahrſcheinlichkeitseid, wodurch jemand verſichert, daß ihm etwas zwar nicht gewiß bekannt ſey, er aber doch glaube und dafür halte, es befinde ſich die Sache ſo, wie er ſich darüber erkläre; Eid für Gefährde, wodurch man verſichert, daß man einen Andern den Eid nicht aus böſer Abſicht deferire. Den Bürgereid ſchwören an manchen Orten diejenigen, welche das Bürgerrecht in einer Stadt oder in einem Staate erwerben wollen. Wiefern die Bürger eines Staats auch Unterthanen heißen, nennt man den Bürgereid in der letztern Bedeutung auch Unterthaneneid. Den Huldigungseid kann ſowohl der Regent, dem gehuldigt wird, als der Unterthan, welcher huldigt, ſchwören. Religionseid iſt der, wodurch jemand verſichert, daß er einer gewiſſen Religionspartei zugethan ſey und (wenn ihm zugleich ein Lehramt anvertraut wird) nichts wider den Glauben jener Partei lehren wolle; der Teſteid in England iſt eine Art des Religionseides, denn es verſichern dadurch die Staatsbeamten, daß ſie zu der in England herrſchenden biſchöflichen Kirche gehören. Die catholiſchen Irländer verlangen hauptſächlich die Abſchaffung dieſes Teſteides. D.

Eiderdunen, die zarten Bruſtfedern der Eider (fälſchlich Eidergans genannt) anas motissima. Dieſer nutzbare Schwimmvogel bewohnt die nördliche Erde, und hält ſich beſonders häufig um Island und Grönland auf. Er iſt über 2 Fuß lang, und die ausgebreiteten Flügel meſſen über 3½ Fuß. Gewöhnlich wiegt er 5 bis 3½ Pfund. Sie brüten das erſte Mal zu Ende des Junius oder zu Anfange des Julius. Zu dem Ende baut das Weibchen ein ungekünſteltes Neſt aus Gras, Moos ꝛc., auf einer ſteilen Felſenklippe an der Seeküſte, oder auf einer wüſten Landſpitze. Um die Eier und Jungen vor der Kälte zu bewahren, rupft ſich die Mutter eine Menge Federn (Dunen) aus der Bruſt, und füttert damit das Neſt ſo aus, daß man ſie ſelbſt kaum erblickt, wenn ſie darauf ſitzt. In bewohnten Theilen des Nordens, wo die Menſchen die Dunen zu ſchätzen wiſſen, kommt kaum eine Eider das erſte Mal zum Brüten, und muß daher von neuem legen. Dies thut ſie auch zu drei verſchiedenen Malen. Die Einwohner der nördlichen Gegenden nehmen daher den Eidern die erſten beiden Male, oder doch wenigſtens das erſte Mal die Eier mit den Federn weg, und laſſen ihnen nur die beiden letzten oder die letzte Brut. Das Fleiſch der Eider achtet man nicht ſonderlich, überdies dürfen ſie auch in Island und Norwegen nicht getödtet werden; deſto mehr trachtet man den ſchmackhaften Eiern nach. Dieſe, ſo wie die koſtbaren Dunen, ſucht man oft mit Lebensgefahr zu bekommen, indem ſich die Küſtenbewohner an Stricken bis an die an ſteilen Felſen befeſtigten Neſter herablaſſen. Mit 5 Pfund der beſten Eiderdunen kann man ein ganzes Bett hinreichend füllen. Die Grönländer brauchen auch die abgezogene Haut mit den Federn zu Unterkleidern auf dem bloßen Leibe. Die Isländer und Norweger ſammeln eine große Menge dieſer Dunen, und verkaufen dieſelben gereinigt das Pfund zu 2 Thlr. Man theilt alle Dunen in zwei Sorten: in Tangdunen und Grasdunen. Jene ſind ſchwerer, koſten aber auch mehr Mühe zu reinigen. Wenn

eine Gans drei Neſter in einem Jahre baut, ſo kann man ſicher ¼ Pfund Dunen rechnen, davon geht aber die Hälfte durch die Reinigung ab. Island liefert an gereinigten Eiderdunen jährlich 2 bis 300, und an unreinen 1500 bis 2000 Pfund.

Eidgenoſſenſchaft wird die Republik der Schweiz genannt, weil ſich die Schweizer, welche auch Eidgenoſſen heißen, einſt mit einem Eide wider die Feinde ihrer Freiheit verbanden. S. helvetiſche Republik.

Eierſtock iſt ein weißer eiförmiger, nach dem Alter und der Größe des weiblichen Thieres mehr oder weniger großer, pelzig elaſtiſcher Körper, welcher auf jeder Seite des Fruchtbehälters in der Verdoppelung des zarten Bauchfells, wodurch er in ſeiner Lage erhalten wird, und worin die zu- und abführenden Gefäße und Nerven zu dem Eierſtock gehen, feſt umſchloſſen und innig verwachſen liegt. Die Subſtanz iſt gefäßreich, pelzig zellig; in ihr zeichnen ſich eine Anzahl, beim Menſchen 12 bis 15, kleiner Bläschen, (Ovula Graafiana, von ihrem Entdecker Graaf genannt) aus, die eine durchſichtige, im kochenden Waſſer gerinnende Feuchtigkeit enthalten, deren geſunde Beſchaffenheit die Bedingung der Erzeugung eines neuen der Gattung ähnlichen Individuums mit enthält (ſiehe Empfängniß). Bei der Befruchtung ſchwillt der Eierſtock auf und verändert ſich in ſeiner Maſſe, worauf ein ſolches Bläschen locker wird, ſo daß es die fingerartigen Franzen der ſogenannten Trompeten des Fruchthälters, die in ihrer Nähe liegen und gleichfalls in einem ſtärkern Leben begriffen ſind, leichter losreißen, in ihre Öffnung aufnehmen, und durch ihren Canal bis in den Fruchthalter ſelbſt bewegen können, worin es ſich befeſtigt, verändert, und eine Frucht zu bilden anfängt, welche in einer bei jeder Thiergattung verſchieden geſetzten Zeit reift und geboren wird. (S. Geburt.).

Eiferſucht iſt der lebhafte Haß und Verdruß über fremde Vorzüge, welche uns in der Beſtrebung oder Erlangung und Behauptung eines Gutes hindern und in Gefahr bringen. An ſich iſt uns zwar alles Gute, was wir uns als ſolches vorſtellen, angenehm, und alles Böſe unangenehm, ſofern es uns als ſolches erſcheint. Wenn uns daher die Vollkommenheit eines Menſchen Schmerz und die Unvollkommenheit deſſelben Freude verurſachen ſoll, ſo muß die erſte in irgend einer Hinſicht als ein Übel (für uns), die andere als ein Gut (für uns) vorgeſtellt werden. So iſt es, wenn man um Ehre, Rang und Würden buhlt, ſo iſt es ganz vorzüglich in der (Leidenſchaft der) Liebe; hier wird die Eiferſucht am ſtärkſten, daher wird die Eiferſucht einer liebenden Perſon vorzugsweiſe Eiferſucht genannt. Sie iſt alſo der Haß einer Perſon gegen andere, die ihr durch gewiſſe Vorzüge den Beſitz der Liebe einer dritten zu entziehen ſcheinen, und hat verſchiedene Grade von der leiſen Beſorgniß, welche mit Unmuth gegen Andere verbunden iſt, bis zum wüthenden Zorn. Wäre der Eiferſüchtige vollkommen gewiß, daß die Vorzüge ſeines Nebenbuhlers auf die geliebte Perſon gar keinen Eindruck machten, noch ſonſt ihm irgend einen Abbruch thäten; ſo würde er gegen denſelben weder Haß noch Schadenfreude fühlen. Die Eiferſucht iſt alſo immer mit Beſorgniß, Unmuth, Mißtrauen gegen ſich ſelbſt und Mißtrauen gegen die geliebte Perſon verbunden. In letzterer Hinſicht wird die Eiferſucht oft empörend und tödtet die wahre Liebe, indem der Eiferſüchtige die geliebte Perſon despotiſch wie eine Sache, wie ein anderes Eigenthum behandelt;

das ſeiner Eitelkeit und ſeinem Stolze dienen ſoll. In der wahren Liebe aber iſt Vertrauen. Daher ſagt Euningham (über moral. Ehebruch ꝛc.) richtig: Der Grad der Eiferſucht iſt genau der Grad der Liebe; wenn nicht der gegenwärtigen, doch immer der vorherigen, zerdrückten, vergifteten, gemordeten. Die größere Reizbarkeit der Weiber, verbunden mit einem unvertilgbaren Gefühl der Schwäche, macht die Weiber für Eiferſucht vorzüglich empfänglich; doch ſind es die Männer aus andern Gründen eben ſo ſehr.

Eigendünkel, die übertriebene Meinung eines Menſchen von ſeiner Vortrefflichkeit, die ſich gewöhnlich durch fortgeſetzte Bewunderung ſeiner eigenen Perſon äußert. Dieſe Erſcheinung iſt dem Egoismus verwandt und beruht oft auf leeren Wahn.

Eigenliebe unterſcheidet ſich von vernünftiger und unſchuldiger Selbſtliebe dadurch, daß ſie den Gedanken ſeiner Perſon einſeitig fixirt, ſie iſt alſo eine ausgezeichnete Liebe gegen ſeine eigene Perſon, und iſt mit Eigenſinn und Eigenwillen verbunden. Sie wird zum Egoismus, wo ſie das Princip des Denkens und Handelns wird.

Eigennutz, das herrſchende Beſtreben, ſich keinen Vortheil entgehen zu laſſen. Damit iſt die Furcht zu verlieren gewöhnlich verbunden. Eigennützig kann eigentlich nur der ſinnliche Menſch, d. i. derjenige ſeyn, der bloß nach äußern Dingen ſtrebt und ihnen einen vorzüglichen Werth beilegt. Auch Arbeitſamkeit und die Mühe der Arbeit können einen eigennützigen Sinn begründen, ſo wie die Furcht oder Ängſtlichkeit in Betreff der eigenen Erhaltung und der Menge der Bedürfniſſe. Er iſt mit Mißtrauen meiſtens verbunden. Der Politiker glaubt meiſtens, er ſey die Achſe, um welche ſich alles drehe, aber er verwechſelt ihn mit dem unſchuldigen Beſtreben, durch Fleiß, Thätigkeit ohne Nachtheil Anderer zu gewinnen. Mit einer höhern und idealiſchen Anſicht der Dinge kann er nicht beſtehen; daher er weniger bei dem Gelehrten und Künſtler zu finden iſt, als bei dem Gewerbsmann. Der Eigennutz ſucht ſeinen Vortheil mit dem Schaden anderer, er erſtickt daher die zarten Regungen der Liebe und Freundſchaft und verkümmert den freien Lebensgenuß.

Eigenſchaft iſt ein Merkmal, in ſo fern es einer Sache beigelegt wird (Character). Die Eigenſchaften ſind eigenthümliche, wenn ſie einem Gegenſtande ausſchließend zukommen, Eigenſchaften im engern Sinn oder gemeinſchaftliche. Sie gehören zu dem Weſen einer Sache oder nicht — ſie ſind weſentliche oder unweſentliche (zufällige) Eigenſchaften. Die Abweſenheit der letztern ändert an dem Weſen einer Sache nichts. Die erſtern ſind Grundeigenſchaften oder conſtitutiv weſentlich (essentialia, constitutiva), wenn ſie Beſtandtheile des Weſens ſind, und abgeleitete, conſecutive Eigenſchaften — Attribute. Letzterer Unterſchied wurde hauptſächlich durch Locke gemacht. Nach Berkeley ſind die Eigenſchaften bloße Ideen; nach Kant bloße Erſcheinungen. Der Kaufmann bezeichnet mit dem Ausdrucke Eigenſchaft (Qualität) auch die (gute oder ſchlechte) Beſchaffenheit der Waaren.

Eigenſinn, ein Beſtehen auf ſeinen Sinn, vorzüglich aber ein hartnäckiges Streben, ſeine ſubjective Meinung zu behaupten, ſelbſt dann, wenn man die Gegengründe einſieht. Der Eigenſinnige behauptet oft etwas, um nur etwas zu behaup-

ten, er will nicht das Anſehen haben, als gebe er ſeine Maxime auf. Daher iſt der Eigenſinn der Geſchmeidigkeit und Nachgiebigkeit des Sinnes entgegengeſetzt. Feſtigkeit des Sinnes muß der Menſch beſitzen, und nicht der iſt eigenſinnig zu nennen, der ſich von der Wahrheit der Gegenvorſtellungen und Behauptungen Anderer nicht überzeugen kann, dem das Beſſere noch nicht einleuchtet: denn der freie Menſch ſoll nach ſeiner Überzeugung handeln. Aber die Wahrheit ſeiner Meinung aufopfern, iſt des Menſchen unwürdig, und die Befangenheit in ſeinen Meinungen iſt Schwäche, Beſchränktheit des Geiſtes oder Laune. Der Eigenſinnige gleicht einem verzogenen, verzärtelten Kinde, er verlangt, alle andere Menſchen ſollen ſich nach ihm richten, und da dieß nicht geſchieht, macht er ſich ſelbſt elend und die Geſellſchaft flieht ihn. Wer das Denken zum Geſchäft macht, der Gelehrte, iſt dieſem Fehler ſehr unterworfen; die Vorliebe für ſeine Meinungen macht den Syſtematiker öfters intolerant und parodox. S. Egoismus.

Eigenthum. Eigenthumsrecht. Das Recht der ausſchließenden Behandlung und des vollkommenen Gebrauchs einer äußeren Sache heißt im eigentlichen Sinne Eigenthumsrecht oder *Eigenthum*. Mit letzterem Ausdrucke bezeichnet man jedoch auch die äußere Sache ſelbſt, welche der Gegenſtand dieſes Rechts iſt. In ſo fern die Ausſchließung zu dem vollkommenen naturgemäßen Gebrauch einer Sache nothwendig iſt, in ſo fern iſt auch das Eigenthum rechtlich nothwendig. Die ausſchließende Behandlung iſt aber nicht möglich ohne Beſitz, folglich iſt der Beſitz Bedingung des Eigenthums (ſ. Beſitz) und zugleich das Recht des Beſitzes, auch umfaßt das Eigenthum 1. das Dispoſitionsrecht oder die Proprietät, d. i. das Recht, über die Subſtanz einer Sache ausſchließend zu verfügen; 2. das Recht, auf die Accidenzen der Sache, in ſo fern ſie zu beſtimmten Zwecken angewendet werden können (Nutzungsrecht — Nießbrauch) und das Recht zu beſitzen, ſofern es ſich von dieſen beiden Rechten trennen läßt. In jedem dieſer Beſtandtheile des Eigenthumsrechts liegen wiederum mehrere einzelne Befugniſſe, welche auch einzeln von dem Eigenthümer auf andere Perſonen übertragen werden können. Hierdurch entſteht das vollſtändige oder unvollſtändige, beſchränkte und unbeſchränkte Eigenthum. Über den rechtlichen Urſprung des Eigenthums haben vorzüglich unter den Naturrechtslehrern immer Streitigkeiten und verſchiedene Meinungen geherrſcht. Einige erklären die *Beſitznahme* herrenloſer Sachen für hinlänglich, das Eigenthumsrecht zu begründen, andere verlangen eine Übereinkunft und gegenſeitige Anerkennung. Nur in einer rechtlichen Geſellſchaft kann Eigenthumsrecht Statt finden, daher hängt von der Eingehung derſelben das Eigenthumsrecht ab, und der bloße Beſitz wird erſt ſpäterhin zum Recht des Eigenthums. Im Staate werden die Erwerbarten des Eigenthums, ſo wie die *Beendigungsarten* deſſelben zur Verhütung der Streitigkeiten näher beſtimmt, und dieſe Beſtimmungen machen einen der wichtigſten Gegenſtände der Geſetzgebung aus. Übrigens läßt ſich auch das Eigenthum als *Gütergemeinſchaft* denken. Dieſe paßt aber nur auf ein kleineres Volk. Handel, Induſtrie und eine freiere Cultur ſcheinen dabei nicht zu gewinnen. Man wirft dem Eigenthum vor, daß es unzählige Streitigkeiten über das Mein und Dein erzeugt habe; aber wie viel größere Streite hebt nicht die Beſtimmung des Eigenthums? T.

Eigenwille iſt in Beziehung auf das Begehrungsvermögen das, was der Eigenſinn in engerer Bedeutung in Beziehung auf das Erkenntnißvermögen iſt. S. Eigenſinn.

Eigene Wechſel, ſ. Wechſel.

Eilau, ſ. Eylau.

Eimer oder Eymer, ein Maß zu flüſſigen Dingen, beſonders zu Wein. In Sachſen hält er 63 Kannen und iſt die Hälfte einer Ahm, der fünfte Theil eines Faſſes und der zwölfte Theil eines Fuders. Im Hannöveriſchen hält er 32 Kannen, und iſt der funfzehnte Theil eines Fuders. In Hamburg hält er 16 Kannen, iſt der fünfte Theil einer Ahm und der dreißigſte Theil eines Fuders. Im Öſterreichiſchen machen 40 Maß einen Eimer und 32 Eimer ein Fuder. Im Wirtembergiſchen iſt ein Eimer ſo viel als ein Ohm oder Ahm, d. i. 160 Maß, und ſechs Eimer machen ein Fuder. In Nürnberg und Zürich hält ein Eimer 64 Kannen, in Bern aber nur 25. S. Gewichte und Maße.

Einbalſamiren heißt, den Körper eines Verſtorbenen, nachdem die Eingeweide herausgenommen ſind, mit Balſamen oder wohlriechenden Harzen ausfüllen, auch wohl damit von außen überziehen, um ihn gegen die Fäulniß zu ſchützen. Die Ägyptier hatten es in dieſer Kunſt ſo weit gebracht, daß ſie die Leichen ganz unverweslich machen konnten. S. d. Art. Mumien.

Einbildungskraft iſt das Vermögen des Geiſtes, Bilder von Gegenſtänden in uns hervorzubringen. Sie äußert ſich theils an urſprünglichen Vorſtellungen, theils an ſolchen, deren Stoff nicht durch einen gegenwärtigen, innern oder äußern, Gegenſtand unmittelbar gegeben iſt. Demnach unterſcheidet man 1. urſprüngliche Einbildungskraft oder Bildungsvermögen, d. i. das Vermögen urſprünglicher, aus Empfindung erzeugter Bilder, wodurch ich mir z. B. das Bild eines mir jetzt gegenwärtigen und mich afficirenden Baumes, Hauſes u. ſ. w. vorſtelle; und 2. reproductive (zurückrufende) Einbildungskraft oder Nachbildungsvermögen, d. i. das Vermögen der Anſchauungen auch ohne Gegenwart des Gegenſtandes. Nebſt dem Vermögen, gegebene Vorſtellungen aufzubewahren und derſelben ſich unwillkürlich oder vorſätzlich wieder bewußt zu werden, hat die Einbildungskraft aber auch 3. die Fähigkeit, Vorſtellungen aller Art mit einander zu verbinden und dadurch neue Bilder zu erzeugen. Hier heißt ſie productive Einbildungskraft oder Phantaſie im engern Sinne. Hier wirkt ſie unwillkürlich nach den bloßen Geſetzen der Vergeſellſchaftung (Aſſoziation) der Vorſtellungen; wobei das Gemüth dem Strome der Vorſtellungen, wie ſie der Zufall herbeiführt, überlaſſen iſt, und Träume des Wachenden hervorbringt; oder nach dem Geſetze der Zweckmäßigkeit, und in gewiſſer Abhängigkeit von dem Verſtande. Die Vergeſellſchaftung der Vorſtellungen kann aber entweder einem beſtimmten Zwecke des Verſtandes gemäß geſchehen, oder ſie geſchieht nur dem Verſtandesgebrauch überhaupt angemeſſen, den allgemeinen Geſetzen deſſelben entſprechend, und dann wirkt ſie in unbeſtimmter Zweckmäßigkeit. Im erſteren Fall iſt ſie durch den beſtimmten Zweck gebunden, im zweiten iſt ihr Wirken frei, ohne darum doch regel- und geſetzlos zu ſeyn. Das allgemeine Geſetz der Zweckmäßigkeit ſetzt ihrer Willkür Gränzen, innerhalb derer ſie ihr Spiel mit Freiheit treiben, die ſie aber nicht überſchreiten darf. Die freie und doch zweckmäßige Thätigkeit der

Phantaſie begründet allein die Möglichkeit einer ſchönen Kunſt. Hier bildet ſie nach Ideen, — ſie dichtet, und wird daher Dichtungsvermögen genannt (ſ. d. Art.). Nach jener doppelten Wirkſamkeit der Einbildungskraft kann man eine zwiefache Sphäre derſelben unterſcheiden: eine niedere, proſaiſche, und eine höhere, poetiſche. Ihre erſte und nächſte Beſtimmung iſt nämlich, das Denk- und Bildgeſchäft des Verſtandes für die mannichfaltigen Bedürfniſſe und Zwecke des Lebens und des Erkenntnißtriebes zu beſorgen; hier iſt ſie ſtets durch beſtimmte Zwecke gebunden: ihre zweite aber, durch ihre freie, jedoch zweckmäßige, Thätigkeit das Gemüth in ſeinem geſammten Vermögen harmoniſch zu beleben, vermöge ihrer ſchöpferiſchen Kraft durch ideale, über gemeine Wirklichkeit erhabene, Dichtungen und Gebilde den Geiſt über die Beſchränkungen des Daſeyns zu erheben, und dadurch das Daſeyn ſelbſt zu verſchönern. Voll des Gefühls dieſer wohlthätigen Wirkſamkeit ſeiner Göttin, ruft daher der Dichter aus:

Laßt uns alle
Den Vater preiſen!
Der ſolch eine ſchöne
Unverwelkliche Gattin
Dem ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen!
 Denn uns allein
Hat er ſie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beſchränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Man kann nichts ſchöner und wahrer über die Einbildungskraft in ihrer poetiſchen Sphäre ſagen, als was hier Göthe geſagt hat. Zu groß, um überſehen, zu weit, um völlig gefaßt, zu reich, um erſchöpft zu werden; mannichfaltig genug, um allen Abänderungen der Lage, des Alters, jedem Bedürfniſſe gleichgeſtimmte und eine eigne Beziehung zu geben; geſchickt, jedem Ton der Seele eine ſo volle Harmonie zurückzugeben, daß vom Helden bis zum Liebhaber jeder glauben ſollte, ſie wäre bloß für ſeinen Zuſtand geſchaffen; groß mit dem Einen, ſanft mit dem Andern, überall bereit, jedem Wunſch und jeder Sehnſucht Erfüllung zu geben, ſich in jede Farbe zu kleiden, iſt ſie auch nach Gram und Leiden die ſanfte und letzte Gefährtin unſerer Klagen. Ihre Bilder ſind es, die uns in Freude und Unglück beherrſchen; Hoffnung und Furcht wird uns durch ſie erregt. Das ganze Geheimniß von der hohen Wirkſamkeit aller ſchönen Kunſt beruht darin, daß die Einbildungskraft ſchöpferiſch wird. Es verſteht ſich, daß dies ſelbſt nur durch eine ſchöpferiſche Einbildungskraft zu bewirken ſey. Daß der Menſch ein ſolches ſchöpferiſches Vermögen, ſelbſtthätig Bilder und Ideen in ſich zu erzeugen, beſitze, lehrt jeden ſein eigenes Bewußtſeyn; denn kaum wird einer von der Natur ſo ſehr verwahrloſ't ſeyn, daß er ſich nicht Weſen, Scenen, Lagen, Zuſtände ſollte dichten können, die er nie erlebt hat. Unendlich verſchieden aber ſind die Grade dieſes ſchöpferiſchen Vermögens der Einbildungskraft, und nur in ſeinen höheren Graden, wo es eigenthümliche Formen und Charaktere zu erfinden, ein Mannichfaltiges von Begebenheiten, Bildern und Ideen,

zu einem für die Vernunft zweckmäßigen Ganzen zu verknüpfen vermag, kann man es als eine entſchiedene Anlage zur Kunſt anſehen. (S. Genie, Phantaſie, Darſtellungsvermögen, Kunſt, Poeſie.) dd.

Einfalt. Einfältig bedeutet urſprünglich, was nur Eine Falte hat, und iſt alſo dem Vielfältigen und Mannichfaltigen entgegengeſetzt, wie das leicht überſehbare dem Verwickelten (Intriganten), ſchwer zu überſehenden, zu Erkennenden. Man kann es in intellectueller, moraliſcher und äſthetiſcher Hinſicht betrachten. Wird die Einfalt dem Verſtande zugeſchrieben, ſo bezeichnet ſie einen ſolchen Menſchen, der durch die engen Schranken ſeiner Verſtandeskräfte auf einen kleinen Wirkungskreis beſchränkt iſt. In dieſer Hinſicht wird Einfalt ſtets als Fehler gerechnet, wo ſie nicht Folge der Unmündigkeit iſt, welche allmälich verſchwindet, oder mit Einfachheit gleichbedeutend gebraucht wird. Den moraliſch Einfältigen nennt man auch den Mann von ſchlichtem Herzen, einfacher Sitte, ſeine Beſchränkung iſt freiwillig. Wer einfältigen Verſtandes iſt, kann nicht nach weitausſehenden und verwickelten Abſichten handeln; wer einfältigen Herzens iſt, will es nicht. Der Stimme ſeines Gewiſſens folgend, klügelt er nicht über ſeine Pflichten, und übt ſie aus, unbekümmert um den Grund derſelben, über welchem der Philoſoph ſich oft in Zweifeln verwickelt und den der Weltling gern untergrübe. Sein Leben zeichnet ſich aus durch eine ſolche Übereinſtimmung der Geſinnungen und Handlungen, welche alle entfernten eigennützigen Nebenabſichten ausſchließt, wobei denn freilich ſeine Einfalt des Herzens dem Weltklugen als Einfalt des Verſtandes erſcheinen mag. Der Einfältige an Verſtande iſt dem Gewandten, Pfiffigen, der Einfältige am Herzen dem Politiſchen, ungefähr wie die Moral der Politik, entgegengeſetzt. Oft mögen wir den Politiſchen anſtaunen, öfter werden wir ihn fürchten; der moraliſch Einfältige iſt gewiß, durch Liebenswürdigkeit das Herz zu gewinnen; er gewinnt es aber, ohne es zu wollen, denn auch hier iſt er frei von Abſicht. Lavater charakteriſirt dieſe Einfalt alſo:

Sie ſteht ſo willenlos, ſo voll von Willen,
So läſſig da, ſo feſt, ſo frei und ſicher;
Sie will ſo nichts mit allem ihrem Wollen;
Sie will ſo viel, doch zwanglos nur und heiter.
Der Gute darf mit ihr wie mit ſich ſelber,
Die Schwachheit darf mit Zuverſicht ſie ſprechen.

Ihr Charakter iſt durchaus Naivetät, die ſtets mit der Unſchuld verloren geht (ſ. Naivetät). Wie die Naivetät dem Künſtlichen entgegengeſetzt iſt, ſo iſt auch Einfalt in der Kunſt ein Anſchein von Kunſtloſigkeit und Natürlichkeit. Im kunſtloſeſten Zuſammenſtimmen aller einzelnen Theile eines Kunſtwerks zur Totalität beſteht die äſthetiſche Einfalt. Verſchmähend alle Mittel, wodurch ein ſtetes Hinblicken auf das Gefallen die Aufmerkſamkeit an ſich zu reißen ſucht, nie fremden Anfoderungen horchend, noch dem Zeitgeiſt fröhnend, ſpricht die äſthetiſche Einfalt ihre innerſte Seele anſpruchlos aus, und wartet ruhig auf die Seele, die ſie verſtehe. Nie gibt ſie mehr, als eben der Zweck erfodert; ihre Kunſtmittel ſind die einfachſten, ihre Anordnung und Verbindung iſt die faßlichſte; nie ſucht ſie Beifall auf Nebenwegen zu erſchleichen, iſt fern von allem Geſuchten, allem Prunk, aller Überladung. Sie iſt nicht reich und blendet nicht, aber ſie iſt ſicher, tüchtig, wahr und innig.

Ihr Gang iſt ein gerader feſter Gang zum Ziele; überall zeigt ſich eine gewiſſe kindliche Aufrichtigkeit. Auch von der äſthetiſchen Einfalt kann man ſagen, daß ſie mit der Unſchuld verloren gehe, denn bei den Modernen iſt ſie erworben, künſtlich, bei den Alten war ſie unwillkürlich; ſchon den Römern wurde es ſchwerer, dieſen Geiſt ihren Werken einzuhauchen. Zu weit getriebene Einfalt gränzt übrigens an Trockenheit und Steifheit; am verdienſtlichſten iſt ſie bei ſonſtiger Fülle. dd.

Einflüſſe auf den menſchlichen Körper. Die ganze, den Menſchen umgebende äußere Natur ſteht mit ihm in ſo inniger Verbindung, daß nur durch die ſtete Wechſelwirkung beider auf einander das Leben beſtehen kann. Der menſchliche Körper ſteht auf der höchſten Staffel der Stufenleiter organiſcher Weſen; in ihm findet ſich das Leben der ganzen Natur gleich als in einem Spiegel wiederſtrahlend; jede Form des Lebens von der geringſten an bis zur höchſten wiederholt ſich in ihm. Von der Cryſtallgeſtaltung an, der einfachſten im unorganiſchen Reiche der Natur ſich äußernden Lebenswirkung, zu dem organiſchen bloß vegetativen Leben des Pflanzenreichs, von dem einfachſten animaliſchen Leben bis zu dem höchſtausgebildeten findet ſich der Widerſchein in ihm. Was ihn aber über alle emporhebt, iſt der unſterbliche Geiſt, der Abglanz des ewigen Lebens, welcher ſelbſtthätig neue Ideen ſchafft, die ganze Außenwelt in ſich im Bilde aufnimmt, und in inniger Verbindung mit dem Körper als menſchliches Gemüth ſich darſtellend, ſowohl von Ideen beſtimmt wird, als auch auf ſeines Gleichen durch Aufrufung der Ideen beſtimmend einwirkt, und, vermöge des durch das Gehirn und geſammte Nervenſyſtem vermittelten innigen Zuſammenhangs mit dem Körper, auch auf dieſen theils willkürlich theils unwillkürlich einwirkt. So bietet alſo der menſchliche Organismus der Außenwelt zwei Seiten dar, durch welche ſie auf ihn Einfluß hat, die geiſtige und die körperliche. Die körperlichen Einflüſſe werden vermittelt theils durch das Nervenſyſtem, in Einwirkungen auf die Sinnorgane, beſonders auf das Gefühl im Allgemeinen; theils durch Annehmung äußerer Stoffe in dem Ernährungs- und Verdauungsproceß, theils durch Einwirkung auf das Reſpirationsſyſtem. Gleiches ſucht in der Natur Gleiches auf, was in der äußern Natur herrſcht, ſucht auch im Organismus das ihm entſprechende zu erheben, und gegen das ihm Entgegengeſetzte in verſtärkte Action zu bringen. Daher wird eine Function des Körpers durch äußere Einwirkung geſtärkt, die andere herabgeſetzt und geſchwächt. Es hat aber der Organismus vermöge der ihm einwohnenden Lebenskraft auch Selbſtbeſtimmung, wodurch er den äußern Einflüſſen widerſteht, die durch ſie zerſtörte Harmonie in den verſchiedenen Thätigkeiten jeden Augenblick wieder herzuſtellen ſtrebt, theils durch das Geſetz der Gewohnheit, indem der Einfluß von außen ſeinen Reiz auf das Nervenſyſtem verliert, theils durch Umwandlung des aufgenommenen Heterogenen in Homogenes, theils durch Verſtärkung des Gegenſatzes der Functionen. Je ſtärker die Lebensenergie iſt, deſto kräftiger iſt die Selbſtbeſtimmung des Organismus, deſto weniger überwiegend ſeine Beſtimmbarkeit von äußern Einwirkungen, deſto wenigern Störungen ſeiner innern Harmonie von denſelben iſt er unterworfen. Sind aber die äußern Einflüſſe von der Art, daß ſie auf ein Syſtem des Organismus tief eingreifend wirken, dabei ſchnell eintreten und doch auf keine

Weiſe zu vermeiden ſind; ſo erregen ſie eine bedeutende Störung in der Harmonie der Verrichtungen des Organismus, ehe noch deſſen Selbſtbeſtimmung im Stande iſt, ihnen zu widerſtehen. Daher entſtehen alsdann Krankheiten. Die gewöhnlichſten dieſer Einflüſſe ſind die atmoſphäriſchen, welche nicht nur auf das wichtige Reſpirationsſyſtem einwirken und tief in das Innere des Organismus eindringen, ſondern auch oft plötzlich in ihrer Beſchaffenheit wechſeln, indem ſie theils in der Temperatur, theils im Antheil des belebenden Sauerſtoffgaſes, theils in Enthaltung fremder aufgelöſter Theile, Waſſer, Feuchtigkeit, Dämpfe mancherlei Art, verändert werden. Da nun dieſe Beſchaffenheit der atmoſphäriſchen Luft ſchnell eintritt, und von niemanden leicht vermieden werden kann, ſo entſtehen daher oft bei vielen Menſchen zugleich krankhafte Störungen im Körper, die zwar in Haupterſcheinungen ſich ähnlich ſind, jedoch auch nach der Energie der Selbſtbeſtimmung des Organismus bei jedem Individuum etwas Eigenes in der Stärke der Zufälle und ihren Verbindungen haben. (S. Epidemie.) Hat z. B. lange Zeit ein gelinder und feuchter Süd- oder Südweſtwind geherrſcht, welcher dem lymphatiſchen und ſchleimabſondernden Syſtem günſtig iſt, und folglich deſſen Functionen erhebt, und es tritt nun plötzlich ein kalter, trockner, mit Sauerſtoffgas überreichlich verſehener Nordoſtwind ein, welcher dem arteriellen Syſtem entſpricht, es zur Oberherrſchaft emportreibt und entzündliche Beſchaffenheit in den Körper ſetzt; ſo wird dieſe Entzündung eher entſtehen, ehe die Selbſtbeſtimmung des Organismus den entſtandenen Gegenſatz auszugleichen vermag, ſie wird auch vorzüglich im vorherrſchenden lymphatiſchen und im Syſtem der ſchleimabſondernden Organe als Catarrh, Huſten, Bruſtfieber u. ſ. w. ſich darſtellen; ſie wird endlich bei ſolchen Individuen, welche zur arteriellen Conſtitution ſich neigen, heftig und als Lungenentzündung, bei andern, deren Conſtitution mehr phlegmatiſch iſt, als Schleimhuſten, bei Kindern anders als bei Erwachſenen u. ſ. w. erſcheinen. Die auf das Verdauungsſyſtem wirkenden Einflüſſe ſind die Nahrungsmittel und Getränke, deren Menge und Beſchaffenheit, Gifte und Arzeneien. Die geiſtigen Einflüſſe werden theils durch Sinneseindrücke auf das Nervenſyſtem und Gehirn, theils durch unmittelbare Wirkung, durch Mittheilung auf den Geiſt erregt, und wirken wieder auf den Körper. Die am ſtärkſten wirkenden ſind die Affecten und Leidenſchaften, welche theils auf das Nervenſyſtem belebenden Einfluß haben, z. B. Freude, Hoffnung, theils niederdrückenden, als Gram, Furcht, Schreck, Neid u. ſ. w. H.

Eingelegt nennt man ein Tonſtück, welches eigentlich nicht in eine Muſik gehört, und gewöhnlich von einem andern Componiſten iſt, ſofern es zwiſchen den Sätzen oder Stücken dieſer Muſik aufgeführt wird. Beſonders legen Sänger und Sängerinnen in eine Oper, wo ſie in ihrer zu ſingenden Partie keine Stücke finden, um ſich vortheilhaft zu zeigen, oftmals aus Eiferſucht gegen Andere, fremde Tonſtücke ein. Dann aber ſollte doch wenigſtens auf einen paſſenden Ort in der Oper, auf einen paſſenden Text, und auf eine von dem muſikaliſchen Charakter der Oper nicht gar zu ſehr abſtechendes Tonſtück ſorgfältige Rückſicht genommen werden. Durch allzuhäufiges Einlegen kann eine gute Muſik zu einem Quodlibet werden.

Eingeweide heißen alle innern weichen Theile des thieri-

ſchen Körpers oder die Werkzeuge des Athmens und der Verdauung, die ſich innerhalb der Bruſt= und Bauchhöhle befinden. Man verſteht auch wohl unter Eingeweide bloß diejenigen Theile, welche im Unterleibe liegen. S. Darm. Für den Arzt iſt die Kenntniß derſelben, die man in der Anatomie (Zergliederung) des thieriſchen Körpers erlangt, von außerordentlicher Wichtigkeit. Die Wiſſenſchaft ſelbſt heißt die Splanchnologie oder Eingeweidelehre.

Eingeweidewürmer ſind ſolche, welche in den Eingeweiden vieler Thiere aus allen Gattungen und Geſchlechtern gefunden, und in ihnen erzeugt oder ausgebildet werden, worüber man jedoch noch nicht ganz einig zu ſeyn ſcheint. Ihre Geſtalt iſt ſehr verſchieden, ſo auch ihr Sitz; beinahe eine jede Thiergattung hat hierin ihre Eigenheit. In unſern Tagen bemüht man ſich, unter die vielen Arten von Eingeweidewürmern eine ſtrengere Ordnung zu bringen, was den beiden größten Wurmkennern, Rudolphi zu Berlin und Bremſer zu Wien, gewiß auch gelingen wird. In dem Menſchen unterſcheidet man gemeiniglich drei Gattungen, den Spulwurm, den Springwurm und den Bandwurm.

Einheit eines Werkes iſt die Übereinſtimmung ſeiner Theile, d. h. ihre wechſelſeitige Beſtimmung durch einander zu einem Ganzen. (S. Organiſation und Totaleindruck.) Sie iſt in jedem Werke ſchöner Kunſt unerlaßlich, weil es ſonſt aufhören würde, ein Werk der Kunſt zu ſeyn. Ob aber deßhalb die Anſicht der baumgartenſchen Schule, daß überhaupt in Einheit des Mannichfaltigen die Schönheit beſtehe, richtig ſey, iſt eine andere Frage. Einheit iſt das Geſetz der Form; es wird alſo darauf ankommen, ob die Schönheit in der Form beſchloſſen ſey oder nicht. S. die Art. Form und Schönheit. Der dramatiſchen Form muthet man Einheiten zu; hierüber ſiehe Schauſpiel. dd.

Einklang bedeutet in der Muſik zwei Töne von gleicher Höhe oder Tiefe. S. Harmonie und Uniſono. dd.

Einlaſſung auf die Klage, ſ. Proceß.

Einlegen, in der Muſik, zwiſchen den Sätzen oder verſchiedenen Theilen einer Muſik, beſonders einer Oper, ein fremdes Tonſtück aufnehmen und vortragen. S. Eingelegt.

Einreden, ſ. Klagen.

Einſamkeit, der Zuſtand, wo man allein, oder auf ſich zurückgezogen iſt, ſoll unſere Thätigkeit concentriren und ſammeln, dahingegen die Geſelligkeit uns zerſtreuen, und unſern Wirkungskreis erweitern ſoll. Beide müſſen daher im Leben abwechſeln.

Einſpielen, eingeſpielt, iſt ein Kunſtausdruck, deſſen man ſich bei Virtuoſen, beſonders Tonkünſtlern und Schauſpielern bedient, um entweder die Einübung, das Eindringen in eine Darſtellung oder die Gewöhnung an ein Inſtrument, Local ꝛc. anzudeuten (man ſagt, er hat ſich in eine Rolle, auf einem Fortepiano, einer Bühne eingeſpielt), oder die Gewöhnung mehrerer Spieler an einander auszudrücken (man ſagt z. B., ſie haben ſich zuſammen eingeſpielt).

Einſtandsrecht iſt das an manchen Orten den nahen Blutsverwandten oder den Nachbarn zuſtehende Recht, ein Haus oder Grundſtück um eben den Preis, den ein Fremder geben will, zu kaufen, und ſtatt des Fremden in den geſchloſſenen Kauf zu tre-

ten. Es wird auch Vorkaufsrecht und Näherrecht genannt.

Einſtimmen wird von mehreren Tonkünſtlern geſagt, wenn ſie durch Stimmen ihrer Inſtrumente nach einer gemeinſchaftlichen Norm (gewöhnlich in Orcheſtern nach der Oboe, dem Violon) eine gemeinſchaftliche Stimmung zu bewirken ſuchen.

Eis iſt der Name des Waſſers, wenn es durch einen beſtimmten Grad von Kälte, den man den Gefrier= oder Eispunkt nennt, in eine feſte Maſſe verwandelt wird. Wenn der zum Gefrieren oder Feſtwerden des Waſſers nöthige Kältegrad verſchwindet, ſo hört der feſte Zuſtand des Waſſers ſogleich auf, und es fängt an wieder in den flüſſigen überzugehen, welches man das Aufthauen des Eiſes nennt. Bei einer Temperatur über dem Eispunkte verbindet ſich der Wärmeſtoff mit dem Waſſer und macht es flüſſig; im feſten Zuſtande entfernt ſich der Wärmeſtoff, die Waſſertheilchen treten näher an einander, und ſo entſteht das Eis. Das Gefrieren des Waſſers iſt eine ſo auffallende Erſcheinung, daß die größten Naturforſcher es der Mühe werth achteten, Unterſuchungen darüber anzuſtellen. Beobachtet man daſſelbe in einem mit Waſſer angefüllten Glaſe, welches der Froſtkälte ausgeſetzt wird, ſo bemerkt man zuerſt auf der der kalten Luft ausgeſetzten Oberfläche des Waſſers ein ungemein dünnes und feines Eisblättchen. Bald ſieht man feine Eisfaden entſtehen, die wie Strahlen aus den Seitenwänden des Gefäßes hervorzuſchießen ſcheinen, und mit ihnen ſelten rechte, ſondern faſt immer ſtumpfe und ſpitze Winkel machen. Aus dieſen Strahlen ſcheinen immer wieder neue zu ſchießen, bis die ganze Oberfläche des Waſſers mit einer einzigen Eisdecke belegt iſt. Während der Zeit ſteigen wie beim Sieden eine Menge Luftbläschen nach oben, die beim langſamen Gefrieren aus dem Waſſer fortgehen, bei plötzlichem aber mit eingefrieren und durch ihre Ausdehnung bisweilen Riſſe im Eiſe verurſachen. Das Eis nimmt einen größern Umfang als das Waſſer ein, obgleich ſonſt die Kälte zuſammenzieht. Es iſt ein phyſikaliſcher Irrthum, wenn manche glauben, daß das ſogenannte Grundeis auf dem Grunde der Flüſſe entſtehe und erſt nachher oben ſchwimme, ſondern es bildet ſich am Rande oder den Ufern, und der Strom reißt es fort. Eine allgemein bekannte Erſcheinung iſt es, daß ſtillſtehende Gewäſſer eher gefrieren, als fließende. Doch ſcheint eine vollkommene Ruhe dem Gefrieren auch nicht günſtig zu ſeyn; denn man hat die Erfahrung, daß ganz ruhig ſtehendes Waſſer noch nicht gefror, als ſeine Erkältung bereits tief unter dem Eispunkte war; eine kleine Erſchütterung war hinreichend, das Waſſer ſogleich in Eis zu verwandeln. Da das Eis ſpecifiſch leichter als das Waſſer iſt, ſo ſchwimmt es in demſelben. Meerwaſſer und überhaupt alles Salzwaſſer gefriert ſchwerer, weil das Salz und andere Beimiſchungen den Wärmeſtoff länger an ſich halten. Auch ſondert ſich beim Gefrieren das Salz von dem Waſſer ab, und ſinkt zu Boden, ſo daß das Eis aus Meerwaſſer ein reines trinkbares Waſſer liefert. Dennoch bringen die Salze an ſich eine größere Kälte hervor, und durch Hülfe derſelben kann man dem Waſſer einen Grad von Kälte geben, der den des Eispunkts überſteigt, und wobei das Waſſer dennoch flüſſig bleibt. Hierzu ſind die meiſten Salze, inſonderheit aber Salpeter, Salmiak und Küchenſalz geſchickt; durch ſie kann man im Sommer oder über einem Feuer eine Kälte hervorbringen, durch

welche das Waſſer gefriert. Auf dieſe Art erhält man künſtliches Eis, wenn man reines Waſſer in ſchicklichen Gefäßen ſolchen erkältenden Miſchungen ausſetzt. In unſerm Clima iſt die Feſtigkeit des Eiſes deſto größer, je dichter es iſt, und je weniger Luft es in ſich hat. Aber auch die heftigere Kälte gibt dem Eiſe eine größere Härte und Feſtigkeit und man kann das Eis der Polarländer kaum mit dem Hammer zerſchlagen. Im ſtrengen Winter 1740 baute man zu Petersburg aus dem Eiſe der Newa ein Palais, welches 52½ Fuß lang, 16½ Fuß breit und 20 Fuß hoch war, ohne daß durch die Laſt des Daches, welches gleichfalls aus Eis beſtand, das Unterſte des Gebäudes im mindeſten wäre verletzt worden. Die Eisſtücken aus dem Fluſſe wurden nach Erfoderniß ausgehauen, verziert und nach den Regeln der Baukunſt an einander geſetzt. Vor dem Palais ſtanden ſechs Kanonen von Eis, die auf der Drehbank gemacht waren, mit ihren Lavetten und Rädern ebenfalls von Eis, und zwei Mörſer, die eben ſo, wie die gegoſſenen, gearbeitet waren. Die Kanonen hatten die Größe der Sechspfünder, welche gewöhnlich mit drei Pfund Pulver geladen werden; man lud ſie aber nur mit ¼ Pfund, und brachte eine Kugel von geſtopftem Hanf, bisweilen auch eine eiſerne hinein. Die Kugel durchbohrte in einer Entfernung von 60 Schritten ein Bret von zwei Zoll dicke. Das Eis der Kanonen konnte nicht viel über drei bis vier Zoll dick ſeyn, und dennoch widerſtand es der Gewalt der Exploſion.

Eis (künſtliches). Schon in den älteſten Zeiten wurden Eis und Schnee für ein wichtiges Erquickungsmittel gehalten, und ſchon bei den Griechen und Römern wird deſſelben als einer Leckerei erwähnt, die zu den Ergötzungen der Reichen gehörte. Sie bedienten ſich verſchiedener Mittel, Schnee und Eis zu erhalten, um ihre Getränke abzukühlen; doch hatten ſie es in dieſer Kunſt nicht dahin gebracht, wohin man in unſern Tagen gelangt iſt. Jetzt kennt man die Mittel, künſtliche Kälte hervorzubringen. Gründe der Phyſik lehren, was die Erfahrung beſtätigt, daß bei der Verdünſtung irgend einer Flüſſigkeit Kälte entſteht. Ein Thermometer z. B., welcher in freier Luft naß erhalten wird, fällt, ſo lange die Verdünſtung dauert. Mit Vitrioläther und noch beſſer mit Salpeteräther kann man auf dieſe Weiſe mitten im Sommer und bei den heißeſten Tagen künſtliches Eis hervorbringen. Auf der Ausdünſtung beruht auch das in Oſtindien zu Calcutta und an andern Orten übliche Verfahren, Eis zu machen. In den Ebenen dortiger Gegenden kennt man Schnee und Froſt gar nicht; um aber bei der Hitze des Sommers ein Kühlungsmittel zu haben, holt man im Winter Schnee und Eis von hohen Bergen und wirft davon etwas in kleine, flache, irdene, unglaſurte Pfannen, die bei Sonnenuntergang mit Waſſer gefüllt werden. Dieſe Pfannen ſtellt man in zwei Fuß tiefe, mit trocknem Stroh beſtreute Gruben und läßt ſodann der Ausdünſtung ihren Lauf. Bei heller Witterung wird durch die Ausdünſtung, wobei ein Theil des Waſſers in den Pfannen in Dämpfen aufſteigt, dem zurückgebliebenen Waſſer ſo viel Wärmeſtoff entzogen, daß daſſelbe mit Hülfe des darin ſchwimmenden Schnees völlig zu Eis wird. Auf dieſe Weiſe vermehrt man dieſe kühlende Maſſe, welche ſodann vor Sonnenaufgang in tiefe Eisgruben gebracht und für den Sommer aufbewahrt wird. Um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts kam in Italien die Gewohnheit auf, das Getränk durch Salpeter abzukühlen. Später-

hin kam man auf den Gedanken, die Kälte des Schnees und Eiſes durch Beimiſchung von Salpeter zu vermehren. Nach und nach trieb man die Bereitung des künſtlichen Eiſes immer weiter, und was anfangs vielleicht nur ein Spielwerk und Verſuch war, wurde nachher ein Gegenſtand des Luxus. Im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts brachte man ſchon Trinkbecher aus Eis, und in Eis eingefrornes Obſt auf die Tafeln, und bald nachher fingen die Franzoſen an, allerlei wohlſchmeckende Pflanzenſäfte gefrieren zu laſſen, und ſie zum Nachtiſch aufzuſetzen. Dieſe Kunſt kam erſt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach Deutſchland und wird jetzt überall ausgeübt.

Eiſen. Dieſes durch ſeine Eigenſchaften unſchätzbare Metall wird faſt in jedem Lande der Erde angetroffen. Man findet es nur ſelten gediegen, ſondern meiſtentheils vererzt und verkalkt. Die Farbe des Eiſens iſt nicht immer gleich; reines Eiſen (Friſcheiſen) fällt aus dem Stahlgrauen ins Silberweiße; andere Sorten hingegen fallen mehr ins Bläuliche oder Graue. An Härte übertrifft das Eiſen alle Metalle: es beſitzt die ſtärkſte Elaſticität, und ſchmilzt nach der Platina und dem Braunſtein am ſchwerſten. Nur vom Golde wird es an Zähigkeit übertroffen. Reines Eiſen beſitzt eine unglaubliche Geſchmeidigkeit, und läßt ſich zu kleinen Faden ziehen, daß man die feinſten Schmuckarbeiten daraus verfertigen kann. In Berlin haben es die Fabriken darin ſehr weit gebracht. Wenn es bis zum Weißglühen erhitzt iſt, läßt es ſich bequem hämmern und zuſammenſchweißen, und ſo können zwei getrennte Stücke ſo feſt verbunden werden, als ob ſie durch Schmelzung vereinigt wären, wobei ſich ein Eiſenkalk (der ſogenannte Hammerſchlag) abſondert. Da Luft und Feuchtigkeit das Eiſen angreifen, ſo überzieht man es mit andern Metallen, mit Firniſſen ꝛc. Alle Säuren wirken auf das Eiſen und bringen an demſelben eigene Erſcheinungen hervor. Eine merkwürdige Eigenſchaft deſſelben iſt es auch, daß es vom Magnet angezogen wird, und ſelbſt zu einem Magnete, der anderes Eiſen anzieht, gemacht werden kann. Man ſchmelzt das Eiſenerz in Hohenöfen ein. Dieſe ſind nach Beſchaffenheit der Umſtände 20 bis 30 Fuß hoch, und haben eine doppelte, vier bis ſechs Ellen dicke Mauer. So bald man bemerkt, daß der Heerd eines ſolchen Hohenofens voll geſchmolzenen Eiſens iſt, ſo öffnet man ein Loch, welches in dem Heerd angebracht iſt, und bis dahin mit Lehm und Kohlengeſtübbe verſtopft war, und läßt das Eiſen in einer dazu von Sand gemachten Rinne, die ſich auf der Erde befindet, herauslaufen. Wenn das Eiſen herausgelaufen iſt, folgen die Schlacken nach, und wenn dieſe zu fließen aufhören, verſtopft man das Loch (Auge) wieder, und ſchmelzt von neuem. Das auf dieſe Art erhaltene Eiſen heißt Roheiſen. Iſt bei den Eiſenhütten eine Gießerei, ſo ſchöpft man gleich aus dem Ofen das geſchmolzene Roheiſen mit einer Kelle heraus und gießt es in eine thönerne Form. Das Roheiſen läßt ſich noch nicht unter dem Hammer verarbeiten, es zerbröckelt und wird brüchig; daher muß es auf einer andern Anſtalt, die man Eiſenhammer oder Stahlhammer nennt, durch Schmelzen, Hämmern und Schmieden geſchmeidiger gemacht werden. Hier erhält das Eiſen auch diejenigen Formen, welche für die verſchiedenen Handwerker am bequemſten ſind. Das auf dieſe Art für Grob- und Kleinſchmiede, für Schlöſſer u. ſ. w. bearbeitete Eiſen heißt Stabeiſen. Eine

feinere Sorte iſt das Oſemundeiſen, welches wegen der größern Mühe, die man auf ſeine Verfeinerung verwendet, auch theurer iſt, und nur zu feinern Arbeiten angewendet wird. Aus dem Roheiſen werden ferner auf den Blechhämmern vermittelſt eines ſchweren Hammers, nach mehrmaligem Schmieden, Eiſenbleche geſchlagen. Dieſes Blech, wovon es verſchiedene Sorten gibt, heißt Schwarzblech. Soll es verzinnt werden, ſo kommt es auf die Blechhütte, wo man es mit einer Beize von geſchrotenem Roggen und heißem Waſſer, welches ſauer werden muß, reinigt, darauf mit feinem Sande ſcheuert, abſpült und dann einige Mal in zerſchmolzenes Zinn eintaucht. Das Oſemundeiſen kommt hauptſächlich zu dem Eiſendrathe, der in verſchiedener Dicke auf den Drathmühlen verfertigt wird. Die Stabe werden glühend durch die Löcher der ſtählernen Zieheiſen, wovon immer eins kleiner iſt als das andere, mit Gewalt hindurchgezogen, bis der Stab zu einem ſo feinen Drathe geworden iſt, als man ihn haben wollte. Auch dient das Eiſen als Arzneimittel und beſitzt das Vermögen, die Faſern zu befeſtigen und dauerhaft zu ſtärken, den Umlauf des Bluts zu beſchleunigen, das Blut ſelbſt aber röther, zuſammenhängender und kräftiger zu machen.

Eiſenach, Fürſtenthum in Thüringen, nebſt der Hauptſtadt gleiches Namens, ſeit 1741 Sachſen-Weimar gehörig. Es enthält auf 7½ Q. M. 28,000 Einwohner. Auf einem hohen Berge vor der Stadt Eiſenach liegt die berühmte Wartburg, wo ſich 1521 D. Luther eine Zeit lang aufhielt. Durch die große Pulverexploſion 1809 erlitt die Stadt eine bedeutende Zerſtörung.

Eiſerner Brief, Anſtandsbrief, heißt ein landesherrlicher Schutzbrief, wodurch ein verſchuldeter Unterthan gegen ſeine Gläubiger auf einige Zeit geſchützt und ſo gleichſam eiſern, d. h. unverletzlich gemacht wird. S. Moratorium. Eiſern wird auch in der Rechtsſprache alles das genannt, was auf beſtändige Zeiten feſtgeſetzt iſt, z. B. ein eiſernes Capital, das vom Schuldner weder abgetragen, noch vom Gläubiger eingefodert werden kann (an manchen Orten auch eiſerne Kuh genannt). Eiſerner Pacht, ſowohl ein immerwährender erblicher, als auch ein ſolcher, wo bei allen möglichen Unglücksfällen kein Nachlaß verlangt werden kann. Eiſernes Vieh iſt ſolches, das beſtändig bei dem Gute bleiben, und im Fall des Abgangs durch neues erſetzt werden muß. S. auch Inventarium.

Eisleben, die Hauptſtadt der Grafſchaft Mansfeld, zuletzt dem Königreiche Weſtphalen gehörig, und D. Luthers Geburtsort. Das Haus, in welchem dieſer große Reformator 1483 geboren worden, ſteht noch, und iſt jetzt eine Armenſchule.

Eismeer, ein Theil des Nordmeers an Grönland über Europa und Aſien hin, bis an die nördlichſten Küſten von Amerika, hat dieſen Namen, weil es faſt nie vom Eiſe frei, und faſt ¾ Jahr lang, vom Ende Septembers bis Ende Junius, zugefroren iſt. Der Wallfiſchfang wird ſtark auf demſelben betrieben, und überdies kommt ſehr häufig Holz, beſonders Tannen- und Lerchenbäume, auf dieſem Meere gegen die Küſten Sibiriens von Island angeſchwommen. Die Durchfahrt durch das Eismeer über Aſien weg hat, trotz der vielen Verſuche, noch nicht ausgeführt werden können.

Eispalaſt, ſ. Eis.

Eispunkt iſt der feſte Punkt in der Gradabtheilung eines

Wetterglaſes, durch welchen derjenige Grad der Kälte bezeichnet wird, in welchem das Waſſer zu Eis friert, der Gefrierpunkt, Froſtpunkt, (Punctum s. terminus congelationis). Der künſtliche Gefrierpunkt iſt derjenige Punkt in der Gradabtheilung eines fahrenheitſchen Luftwärmemeſſers, der die Kälte des mit Salmiak vermiſchten Schnees anzeigt, und mit 0 bezeichnet wird.

Ekhof (Konrad). Dieſer für die Geſchichte des deutſchen Theaters ſo merkwürdige Künſtler (geb. 1720 zu Hamburg) war der Sohn eines Stadtſoldaten und nachherigen Lichtputzers beim ſchönemanniſchen Theater. Als Poſtſchreiber bei dem ſchwediſchen Poſtcommiſſär zu Hamburg, in deſſen Dienſten er ſich durch Fleiß und Ordnung auszeichnete, fand er die Zumuthung, auf die Kutſche der Frau Poſtcommiſſärin als Laquai aufzuſteigen, zu erniedrigend, als daß er nicht ſogleich den Dienſt verlaſſen ſollte. Er kam nach Schwerin zu einem Advocaten, der zugleich erklärter Freund der Muſen war, eine anſehnliche Bibliothek, vorzüglich theatraliſcher Schriften beſaß, und durch dieſe in Ekhof, der fleißig las, Geſchmack an dieſer Lectüre und bald auch den Gedanken erweckte, Schauſpieler zu werden. Er wurde mit Schönemann bekannt, und trat 1740 zu deſſen Geſellſchaft. Er debutirte zu Lüneburg. Durch Nachdenken und Fleiß bildete Ekhof ſeine natürlichen Talente aus; aber ohne Muſter, die ihm zum Vorbilde hätten dienen können, mußte er alles durch und aus ſich ſelbſt werden. Er war der erſte deutſche Schauſpieler, welcher, der Natur getreu, das Leben auf der Bühne darſtellte. Die meiſten Schauſpieler damaliger Zeiten hatten noch Vieles von der ehemaligen Steifheit und Übertriebenheit im Spiele beibehalten. Ekhof traf zuerſt das richtige Maß der Nachahmung auf der Bühne. Jeden darzuſtellenden Charakter faßte er mit allen Eigenheiten und Nuancen auf, und gab ihn ſo wieder. Im Tragiſchen wie im Komiſchen gleich ſtark, das letztere beſonders in den goldoniſchen und molieriſchen Stücken, wußte er ſeine körperlichen Fehler, z. B. ſeine hohen Schultern, ſeinen nicht vortheilhaften Bau, ſeine dicken hervorſtehenden Knöchel, ja ſelbſt den Mangel eines treuen Gedächtniſſes ſo zu verdecken, daß das Publicum nie etwas davon gewahr ward. Ungemeine Kenntniß des menſchlichen Herzens und der Sitten in jedem Stande, Feuer und Richtigkeit in ſeiner Declamation, paſſende Action und treffendes Gebehrdenſpiel, eine kräftige, volle, biegſame Stimme: alles vereinigte ſich, Ekhof zu einem der erſten dramatiſchen Künſtler zu erheben. Lange Zeit genoß er daher auch die Achtung in den angeſehenſten Städten Deutſchlands, namentlich in Hamburg, ward zuletzt Schauſpieldirector in Gotha, und ſtarb hier am 16. Juni 1774, bewundert als Künſtler, geſchätzt als trefflicher nachdrücklicher Redner, als Dichter, als kritiſcher Kenner der deutſchen Sprache, geliebt und geachtet als Menſch, als geſitteter, ordnungsliebender und ſelbſt religiöſer Mann, der durch dieſe Vorzüge zuerſt der deutſchen Schauſpielkunſt Bedeutung, Werth, Anſehen und Namen erworben hat. Siehe über ihn Ifflands Theateralmanach auf das Jahr 1807.

Ellipſe heißt eine Verfinſterung der Himmelskörper. Schon die Alten hatten von den Mond- und Sonnenfinſterniſſen Kenntniß. Dem Thales wird zuerſt die Entdeckung und Vorherſagung der Sonnenfinſterniſſe zugeſchrieben, und Anaxagoras ſoll zuerſt die wahre Urſache der Mondfinſterniſſe entdeckt haben. (S. Finſterniß.)

Ekliptik, Sonnenbahn, iſt derjenige größte Kreis auf der Himmelskugel, den die Sonne jährlich ſcheinbar beſchreibt. Weil man wahrnahm, daß ſich in ſeiner Nähe die Sonnen- und Mondverfinſterungen zu begeben pflegen, ſo veranlaßte dies die Griechen, den Kreis die Ekliptik zu nennen, von den Eklipſen, d. i. Verfinſterungen. Die Bewegung, welche der Mittelpunkt der Sonne in dieſem Kreiſe zu machen ſcheint, erſtreckt ſich von Abend gegen Morgen. Bei nur einiger Aufmerkſamkeit ſieht man, daß die Sonne außer der ſcheinbaren täglichen, noch eine jährliche Bewegung am Himmel machen müſſe; denn ſie geht nicht alle Tage in gleicher Höhe durch den Mittagskreis, ſondern ſcheint ſich gleichſam in Schraubengängen um die Erde zu wälzen; auch bemerkt man täglich bei ihrem Auf- und Untergange andere Sterne in ihrer Nähe u. ſ. w. Man nimmt ferner wahr, daß die Sonne zwei Tage im Jahre, nämlich den 20. März und den 22. September in dem Äquator ſelbſt ſteht. Weil ſie nun an dieſen Tagen auf dem ganzen Erdboden 12 Stunden unter und eben ſo lange über dem Horizonte bleibt, ſo nennt man ſowohl dieſe Tage ſelbſt, als auch die Punkte des Kreiſes, wo ſie an dieſen Tagen ſteht, die *Nachtgleichen* (Aequinoctia). Die Punkte des Äquators, in welchen die Sonne an dieſen Tagen ſteht, ſind die Durchſchnittspunkte deſſelben mit der Ekliptik. Endlich findet man zwei Tage im Jahre, an welchen die Sonne ihre größte, am 21. Juni, und ihre kleinſte Höhe, am 21. December, am Himmel erreicht hat. Weil ſich an denſelben die Sonne gleichſam zu wenden ſcheint, ſo heißen dieſe Tage *Sonnenwenden*, und die Punkte, wo die Wendung ſelbſt zu erfolgen ſcheint, *Stillſtands-* oder *Sonnenwendepunkte* (Solstitia, solis stationes). In dieſen Punkten hat die Sonne ihren größten Abſtand vom Äquator erlangt. Dieſe vier Punkte (die Äquinoctial- und Solſtitialpunkte) ſind von einander um einen Quadranten, d. i. um 90 Grade entfernt. Man theilt jeden dieſer Quadranten oder Viertel des ganzen Kreiſes in drei gleiche Bogen, deren jeder 30 Grade enthält. Hierdurch zerfällt die ganze Sonnenbahn in zwölf gleiche Bogen. Dieſe benennt man nach gewiſſen Sternbildern, durch welche die Ekliptik geht, und deren jedes ungefähr 30 Grad von dem andern entfernt iſt. Die Ekliptik ſelbſt aber nennt man von dieſen Sternbildern auch Thierkreis. Die Sternbilder ſind unter dem Namen der zwölf *Himmelszeichen* bekannt, und folgen vom Frühlingspunkte ♈ an, morgenwärts gerechnet, ſo auf einander:

♈ Widder 20. März.	♎ Wage 23. September.
♉ Stier 20. April.	♏ Scorpion 23. October.
♊ Zwillinge 21. Mai.	♐ Schütz 22. November.
♋ Krebs 21. Juni.	♑ Steinbock 21. December.
♌ Löwe 22. Juli.	♒ Waſſermann 19. Januar.
♍ Jungfrau 23. Auguſt.	♓ Fiſche 18. Februar.

Die beigeſetzten Monatstage zeigen an, wann die Sonne bei ihrem jährlichen Umlaufe in den Anfang eines jeden Zeichens tritt. Obgleich die neuern Mathematiker jeden Kreis in 360 Grade eintheilen, ſo hat man dennoch die alte Eintheilung beibehalten. Die 30 Grade, die auf jedes Zeichen kommen, werden in Minuten und Secunden abgetheilt, aber nicht in eins fort, ſondern nach den Zeichen zuſammengezählt. Ein Bogen der Ekliptik, z. B. der vom Widder morgenwärts gerechnet 97 Gr. 15 Min. 27 Sec. lang iſt,

wird 3 Z., (d. i. 3 Zeichen) 7 Gr. 15 Min. 27 Sec. lang genannt, oder welches eben ſo viel iſt, ſein Ende fällt in 7 Grad 15 Minuten 27 Secunden des Krebſes. Auf ſolche Art wird die Länge der Geſtirne angegeben. Die Ekliptik hat, wie alle Kreiſe, zwei Pole, welche ſich alle 24 Stunden um die Weltpole bewegen, und dadurch die Polarkreiſe beſchreiben. Der Winkel, unter welchem ſich die Ekliptik mit dem Äquator durchſchneidet, heißt die Schiefe der Ekliptik. Was uns aber Sonnenbahn ſcheint, iſt in der That Erdbahn. Die Planeten und der Mond laufen in andern Ebenen, die aber nur unter ſehr geringen Winkeln gegen die Ebene der Ekliptik geneigt ſind; daher ſich dieſe Körper auch nur wenig von der Ekliptik entfernen können. Die Ebene der Ekliptik iſt für die theoretiſche Aſtronomie ſehr wichtig, weil man die Bahnen aller andern Planeten auf ſie projicirt und die Berechnung darnach einrichtet.

Ekloge bedeutet in der Poeſie eigentlich ein auserwähltes Stück, gleichviel von welcher Gattung. Man befaßte unter dem Namen von Eklogen entweder erleſene Gedichte überhaupt, oder mehrere Gedichte von einer und derſelben Form, wie denn Horazens Satiren auch Eklogen genannt wurden. Seit Virgils bukoliſche Gedichte (wahrſcheinlich von Grammatikern und nicht vom Dichter ſelbſt) dieſen Namen erhalten hatten, begriff man unter Eklogen im Sinne der Römer ungefähr das, was Theokrit mit ſeinem Namen Idyll anzeigen wollte, ausgeſuchte, wohlausgearbeitete kleine Gedichte, meiſt bukoliſchen Inhalts, und aus Mißverſtand wohl auch Hirten- und Schäfergedichte insbeſondere. S. Idyll. dd.

Ekſtatiker (von Ekſtaſis, Ekſtaſe, Entzückung), gewiſſe Inſpirirte, welche bei ihrem Predigen und Weiſſagen in eine Art Entzückung gerathen.

Elaſticität, Schnellkraft, Federkraft, Spannkraft, bezeichnet die Eigenſchaft der Körper, vermöge welcher ihre Theile, wenn ſie von einer fremden einwirkenden Kraft beträchtlich von einander entfernt oder gegenſeitig in einen engern Raum zuſammengedrückt werden, ihre vorige Lage gegen einander wieder einzunehmen ſtreben, ſobald die fremde Kraft nicht mehr wirkt. Ein Bogen, dem man durch die Sehne eine gekrümmtere Geſtalt gibt, nimmt ſeine vorige Geſtalt wieder ein, ſobald die Spannung aufhört. Läßt man eine elfenbeinerne Kugel auf eine Marmorplatte fallen, ſo wird ſie durch das Anſtoßen zuſammengedrückt, und erhält auf einen Augenblick eine plattere Geſtalt, rundet ſich aber ſogleich wieder, ſobald die Heftigkeit des Stoßes nachläßt, und hierin liegt der Grund ihres ſtarken Zurückſpringens von der harten Fläche. Den Federn der Vögel iſt die Elaſticität in einem beträchtlichen Grade eigen; daher nennt man ſie Federkraft, außerdem auch Springkraft und Contractilität. An der atmoſphäriſchen Luft nimmt man dieſe Eigenſchaft deutlich wahr. Schließt man ſie in ein ſchickliches Gefäß ein, ſo läßt ſie ſich zwar durch einen hineingeſtoßenen Kolben ziemlich zuſammenpreſſen, allein ſobald keine Kraft den Kolben mehr treibt, ſtößt ihn die Luft heftig zurück. Hierauf beruht die Einrichtung der Windbüchſen. Zwiſchen der Elaſticität der feſten und flüſſigen Körper iſt ein nicht geringer Unterſchied. Jene äußern ein Streben, die vorige Geſtalt wieder anzunehmen; dieſe, ſich in größere Räume auszudehnen, und man braucht davon auch das Wort Ausdehnbarkeit. Zur Unterſcheidung kann man die Elaſticität der feſten Körper die attracti-

ve oder anziehende und die der flüſſigen die expanſive oder ausdehnende nennen. Der Grad der Elaſticität der Körper iſt ſehr verſchieden, und manche Körper nehmen erſt durch Kunſt einen hohen Grad der Elaſticität an. Körper, bei denen ſie ganz unmerklich iſt, nennt man unelaſtiſche. Man hat die Urſachen dieſer Eigenſchaften ſehr verſchieden erklärt, und Gren nimmt an, daß die Urſache der attractiven Elaſticität die Kraft des Zuſammenhanges der Theile oder die anziehende Kraft (Attraction) ſey; die expanſive hingegen auf der zurückſtoßenden Kraft der Theile in der Materie beruhe. s'Graveſande ſtellt ſich die feſten elaſtiſchen Körper aus dünnen Fibern oder aus Faden zuſammengeſetzt vor, und beſchäftigt ſich vor Allem mit der Unterſuchung der Metallſaiten, welche an ſich ſchon ſolche Fäden bilden. Die Federkraft eines feſten elaſtiſchen Körpers wird deſto größer, je mehr ſeine Theile ausgedehnt werden. Sind nun alle Theile des Körpers ſo weit ausgedehnt, daß ihre Elaſticität mit der ausdehnenden Kraft im Gleichgewicht ſteht, ſo darf man die Ausdehnung nicht weiter treiben, wenn ſich die Theile nicht trennen ſollen. Die Gewichte, welche gleiche Fibern unter verſchiedenen Spannungen gleich ſtark verlängern, verhalten ſich, wie die Spannungen. Wenn drei gleiche Saiten in den Verhältniſſen 1, 2, 3 geſpannt, gleich ſtark verlängert werden ſollen, ſo ſind hiezu Gewichte nöthig, die ſich wie 1, 2, 3 verhalten. Die Geſetze der Elaſticität bei flüſſigen Körpern ſind von jenen der feſten verſchieden. In ſchweren elaſtiſchflüſſigen Materien tragen die untern Schichten das Gewicht der obern; befinden ſie ſich daher in einem cylindriſchen Gefäß, ſo leidet der Boden desſelben den Druck der ganzen Maſſe der elaſtiſchen Flüſſigkeit, und von derſelben ſind die untern Schichten dicker als die obern, welche auf die untern drücken. Man macht auch einen Unterſchied zwiſchen abſoluter und ſpecifiſcher Elaſticität. Unter jener verſteht man die Stärke, womit dieſe Eigenſchaft der Körper der zuſammendrückenden Kraft widerſteht, an ſich und ohne Rückſicht auf Wärme und Dichtigkeit. Dieſe muß allezeit der drückenden Kraft gleich ſeyn. Weil aber verſchiedene Materien bei ungleicher Wärme und Dichtigkeit dennoch gleich ſtark drücken können, ſo nennt man diejenige ſpecifiſch elaſtiſcher, als die andern, welche bei geringerer Dichtigkeit dennoch gleich ſtark und bei gleicher Dichtigkeit ſtärker drückt. Bei allen elaſtiſchen flüſſigen Materien nimmt die ſpecifiſche Elaſticität durch Wärme zu. Auch größere Dichtigkeit vermehrt dieſelbe; verdichtet man z. B. die Luft unter einer Glocke, ſo wird auch ihre ſpecifiſche Elaſticität in dem Verhältniſſe größer, in welchem die Dichtigkeit zunimmt. — Elaſticitätsmeſſer, Elaterometer oder Dampfmeſſer nennt man eine beſondere Vorrichtung an der Dampfmaſchine, um die Größe der abſoluten Elaſticität der Dämpfe zu beurtheilen. Man kann hierzu ein empfindliches Thermometer gebrauchen, wovon die Kugel im Dampfbehälter von Dämpfen umgeben ſeyn, die Röhre aber von denſelben unberührt bleiben muß. Dabei wird aber eine Tabelle erfodert, welche die abſolute Elaſticität des Waſſerdampfes durch den Wärmegrad ausdrückt. Elaſticitätszeiger, Mercurialzeiger oder Barometerprobe iſt ein Barometer, welches in der Abſicht an die Luftpumpe angebracht wird, um zu zeigen, wie groß die abſolute Elaſticität der nach dem Auspumpen noch unter den Glocken befindlichen Maſſe ſey. Das Queckſilber fällt in demſelben nach dem Ma-

ſe, in welchem die Luft herausgepumpt wird. Da die hohen Glocken, unter die ein gewöhnliches Barometer geſetzt werden kann, gewöhnlich ſehr unbequem ſind, ſo hat man auf andere Einrichtungen des Elaſticitätszeigers gedacht, wovon inſonderheit die des Engländers Smeaton bemerkt zu werden verdient, die zugleich dazu dient, die Elaſticität der verdichteten Luft unter der Glocke unmittelbar anzuzeigen.

Elba. Dieſe kleine Inſel hat als der Aufenthaltsort des Mannes, deſſen unermeßlichen Ehrgeiz die ausgedehnteſte Gränze ſeines Gebiets nicht zu befriedigen vermochte, ein eigenes Intereſſe gewonnen. Sie hieß vor Alters Äthalia, ſpäter Iloa und Ilva, liegt im toscaniſchen Meere, und iſt von der nächſten Küſte dieſes Landes durch einen etwa zwei Meilen breiten Canal getrennt, von Corſica ungefähr 9 Meilen, von Livorno bei 11½ Meilen entfernt. Schon zu den Zeiten der Römer war die Inſel ihrer reichen Erzgänge wegen berühmt; ja Ariſtoteles erwähnt der Bearbeitung ihrer Bergwerke als einer Unternehmung, die ſchon von undenklichen Zeiten her im Gange war. Von den kleinen Inſeln Cerboli, Palma-Jola, Monte Chriſto und Pianoſa, welche ſich in der Nähe von Elba befinden, iſt die Letztere durch den Tod des dahin verwieſenen Cäſar Agrippa berühmt geworden. Gegenwärtig dienen dieſe Inſeln nur Fiſchern zum zeitlichen Aufenthalt, da ſie wegen der afrikaniſchen Corſaren keinen ſicheren Wohnſitz gewähren. Selbſt Elba iſt nur erſt in letzteren Zeiten unter franzöſiſcher Herrſchaft von ihren Einfällen befreit geweſen. Die Inſel Elba hat einen Umfang von beinahe 19 deutſchen Meilen, welches die vielen Einbiegungen, und die beinahe dreieckigte Geſtalt der Inſel verurſacht; ohne jene berechnet man ihn kaum zu 12 M. Ihr größter Durchmeſſer von Oſten nach Weſten hat nicht mehr als 5⅛ Meilen, und ihr Flächeninhalt $7\frac{12}{100}$ Quadratmeilen. Die Inſel Elba bildet eine kleine Welt für ſich. Sie hat ein geſundes und überaus angenehmes Clima. Die größte Hitze überſteigt nicht den 26° nach Reaumur, aber der Thermometer fällt auch nicht unter † 3, 4, ſo daß folglich die mittlere Temperatur † 11, 3 iſt; zugleich iſt aber die Inſel oft heftigen Stürmen, beſonders von Südweſten (Libeccio) her ausgeſetzt. Die Inſel iſt außerordentlich reich an vortrefflichem Quellwaſſer, das auch mehrere kleine Bächlein hervorbringt; aber nur ein einziger iſt bedeutend genug, um einen eigenen Namen zu erhalten. Dieſer Bach (Rio) entſpringt in dem gleichnamigen Gebirge, und zunächſt dem Flecken, dem er ſeinen Namen gab, und ſetzt in der kurzen Strecke ſeines Laufes von weniger als 1000 Klaftern, 18 Mühlen in Umtrieb. Der Boden von Elba iſt ſehr uneben, oder vielmehr faſt ganz mit ziemlich hohen Gebirgen bedeckt, welche nur drei mäßigen Ebenen einigen Raum übrig laſſen. Die Grundlage dieſer Gebirge iſt Granit, auf welchem dann andere Felsſteinarten, als Kalkſtein, Thonſchiefer und Serpentin, aufgeſetzt ſich befinden. Die höchſte Bergſpitze, der Monte Carpanna im weſtlichen Theil der Inſel, hat eine Seehöhe von 550 Klaftern. Das Hauptproduct von Elba ſind ſeine Metalle, unter welchen Léchévardier Gold, Kupfer, Blei und Eiſen unter verſchiedenen Geſtalten aufzählt. Im wirklichen Baue ſtehen nur die Eiſenminen von Rio, wobei ungefähr 120 Bergleute arbeiten, und welche jährlich über 36,000 Centner Erze liefern, welche die reichſten in Europa ſind, indem ſie

gewöhnlich 50 Procent, zuweilen auch bis 75 % reines Metall geben, das ungemein malleabel iſt. Holz- und Waſſermangel verhindern indeſſen die eigene Bearbeitung dieſer gewonnenen Erze, und man führt ſie theils nach Neapel und ins Toscaniſche, theils nach der Inſel Corſica und ſelbſt nach Genua. Außer dem vorigen verdient auch der Berg Calamità bei Capo Liveri, der in großer Menge attractoriſches Eiſenerz enthält, und daher auch Magnetberg genannt wird, bemerkt zu werden. In ſeiner Nähe ſteht ſeit 1802 ein neues Eiſenwerk im Bau, das bereits über 10,000 Centner Erze jährlich liefert, wovon aber das Eiſen von weit minderer Güte als das von Rio iſt. In neueren Zeiten hat man auch Verſuche gemacht, Vitriol zu erzeugen und Schwefel zu gewinnen, letzteres inzwiſchen ohne Erfolg. Wichtiger könnten jedoch die Serpentin-, Schleifſtein- und Marmorbrüche der Inſel werden, wenn nicht das nahe Italien ſelbſt einen Überfluß an dieſen Foſſilien hätte, und die fernere Verführung zu beſchwerlich und koſtſpielig wäre. Ausgedehnt und einträglich iſt dagegen die Seeſalzerzeugung, vorzüglich am Golf von Portoferrajo. Dieſe geſchieht auf zweierlei Weiſe, nämlich in größeren und tieferen Gruben (alla Paesana), wo man das Salz in größeren, aber minder reinen Stücken erhält; und in flachen, mit Steinen ausgelegten Vertiefungen (alla Trapanese), worin nach ſchnellerer Verdünſtung des der Sonne ausgeſetzten Meerwaſſers als in jenen das Salz in dünnen Schichten zurückbleibt. Man ſchätzt hier die jährliche Seeſalzerzeugung allein auf 600,000 Säcke. Außer dieſen Producten des Landes gehören auch die überaus ergiebigen Fiſchereien zu den Reichthümern Elba's. Eine wichtige Nahrungsquelle verſchafft der Thunfiſchfang vorzüglich, bei Porto Longone, aber nicht weniger vortheilhaft iſt auch allhier der Sardellenfang von Anfang des Monats Juli bis zur Hälfte Auguſt, der beiläufig 500 bis 600 Tonnen des Jahrs von dieſer Fiſchgattung liefert. Die übrigen Erzeugniſſe dieſes Eilands ſind nicht bedeutend. — Ganz geeignet zur Viehzucht, ernährt ſie nur eine äußerſt unbedeutende Anzahl Hornviehes, das noch überdies klein iſt, ſo daß ſelbſt der Fleiſchbedarf für die Inſulaner meiſt aus der Maremma di Siena befriedigt wird. Außer den wenigen Kühen und Ziegen ſind noch einige Pferde und Mauleſel hier vorhanden. Dieſer geringe Viehſtand iſt unſtreitig mehr an dem ſchlechten Zuſtande des Ackerbaues, als die Furcht vor den Corſaren Schuld, die wohl in vorigen Zeiten, z. B. unter Barbaroſſa, abgelegene Theile der Inſel überfielen und die Einwohner daraus als Sclaven fortſchleppten. Weit nachtheiliger hingegen wirkt die natürliche Trägheit der Einwohner auf die Cultur des Bodens, denn die Abneigung vor ſeiner Bearbeitung iſt hier ſo groß, daß man lieber die großen Koſten trägt, welche die Herbeiſchaffung von Arbeitern aus der Lombardei nach ſich zieht, als daß ihn der Eiländer ſelbſt bearbeitete. Man erzeugt daher auch nie die für den Bedarf der hieſigen Einwohner nöthigen Brotfrüchte, und muß nahe an die 25,000 wiener Metzen jährlich von Livorno beziehen. Von einigem Belange iſt der Weinbau, denn das Land bringt eine gute, der ſpaniſchen um Malaga ziemlich ähnliche Sorte Weins hervor. Auch die indianiſche Feige iſt ein Product dieſer Inſel, das in Menge vorkommt, und zum Theil als Waldſtrauch wild wächſt; der von dieſer Frucht benannte Berg zwiſchen Rio und Lon-

gone (Monte Fico) iſt beſonders häufig damit beſetzt. Die Waldungen, an welchen die Inſel im Verhältniß ihrer Ausdehnung auf ſolcher, einen Überfluß haben würde, verſchaffen doch nicht den nöthigen Holzbedarf zur eigenen Ausſchmelzung der gewonnenen Erze, und ſelbſt nicht einmal das erfoderliche Bauholz. Die grüne Eiche und der Kaſtanienbaum gehören zu den gemeinſten, aber doch nicht häufigen Waldbäumen, neben ſolchen kommt eine Miſchung von Kork, Myrthen, Maſtix, Wachholder, verſchiedene Roſenarten, Rosmarin, eine Gattung Aloë und eine größere Gattung Bux vor; und dieſes ſind die der Inſel eigenthümlichen Holzarten, die ſich ſelbſt anpflanzen und erneuern, ohne daß jemand daran dächte, einen anderen Antheil zu nehmen, als ſie nach Bedarf zur Benutzung abzuſtocken. — Wäre die Gewerbsinduſtrie hier nicht auf die gemeinſten, und bloß zum täglichen Gebrauch der Einwohner ſelbſt nöthigen Kunſterzeugniſſe beſchränkt, ſo würde der Handel dieſer Inſel hinlänglich gewinnbringend ſeyn können, um ihrer Bevölkerung einen großen Wohlſtand zu verſchaffen und ſie ſelbſt anſehnlich zu vermehren; allein ſo fehlt es an allem, was an dem Menſchen ſelbſt liegt, um ſeinen Zuſtand zu verbeſſern. Das Ausland muß den Einwohnern von Elba nicht nur Alles liefern, was ſie zu ihrem Luxus bedürfen, ſondern auch einen großen Theil deſſen, was ihnen zu ihrer bloßen Erhaltung nöthig iſt; und nicht genug, daß ihnen Fremde das Benöthigte liefern, ſie müſſen es ihnen auch noch zuführen, und dagegen die Producte der Inſel abholen, denn nicht die volle Zahl von 20 kleineren Seeſchiffen beſitzen die Einwohner Elba's ſelbſt, und auch dieſe ſind außer der Inſel erbaut worden. — Übrigens hat ſie die beiden großen Häfen von Ferrajo und Longone nebſt einigen ſicheren Rheden, aber die Fahrt im Canal von Piombino, der Elba vom feſten Lande trennt, iſt zur Zeit ſtürmiſcher Witterung ſehr gefährlich Dieſe Windſtürme, welche dem Meere eine ungewöhnliche Bewegung mittheilen, haben auch Elba von Zeit zu Zeit in ſeinem Umfange beſchränkt, wie man theils aus den beinahe ſenkrecht abgeſchnittenen Felſen, die das Meer begränzen, theils aus den überhangenden Felſen, deren Fuß von den Meereswellen ganz ausgehöhlt iſt, theils aus den über die Meeresfläche noch emporragenden Felsſpitzen wahrnehmen kann, die jetzt von der Inſel völlig getrennt ſind, und deren Beſchaffenheit auf ihre ehemalige Vereinigung mit den Gebirgen der Inſel ſelbſt deutlich hinweiſ't. — Nach der letzten Zählung, die hier vorgenommen wurde, war die Einwohnerzahl von Elba, ohne die kleinen franzöſiſchen Garniſonen zu Longone, Ferrajo, dem Fort Volterajo und den verſchiedenen Küſtenwachtplätzen, 3764. Davon wohnten in Porto-Ferrajo über 3000 und zu Porto-Longone 1580. — Außer dieſen beiden Städten und Hauptorten der Inſel, waren Rio mit beiläufig 1800 Einw. in ſeiner Umgebung, Capo-Liveri, mit ſeinem von Quellwaſſer entblößten Diſtrict von beiläufig 1100 Menſchen bewohnt, Marcianna mit 1200—1300, Poggio mit 600—656, Marina di Campo mit ungefähr 250 Einw., St. Pierre mit 1000, St. Ilario la Marina mit 650—700, die anſehnlichſten und bewohnteſten Orte dieſer Inſel, und gewiſſermaßen Mittelpunkte beſonderer Diſtricte. Der Diſtrict Porto-Ferrajo welcher vormals dem Großherzoge von Toscana gehörte, beſchränkt ſich auf die gleichnamige (nach Le Maire's Beſtimmung unterm 42° 49, 6″ Breite und 27°

59′ 20″ Länge gelegene) Stadt und ein kleines, nicht viel über Kanonenſchußweite entferntes Gebiet, das von dem Luzien- und Rorelloberge und den kleinen nahen Ortſchaften le Capette, Barbatoia, Belvedere in Monte Capelli und Volterajo begränzt iſt. Dieſen Diſtrict erhielt Cosmus I. 1537 von dem Herrn von Piombino, und legte zur Sicherung der toscaniſchen Küſte vor den Seeräubern hier eine Feſtung an, welche anfangs nach ihm Cosmopoli, nachher aber wegen der benachbarten Eiſenminen Portoferrajo genannt wurde. Dieſe befeſtigte Stadt liegt an einem ſehr fiſchreichen Meerbuſen, auf einem ziemlich hohen und gegen die Landſeite zu von einem künſtlichen Waſſergraben umſchloſſenen Berge, und ſeine Straßen ſind größtentheils in Felſen gehauene Terraſſen. Wegen dieſer Lage haben die Einwohner von Portoferrajo auch bloßes Ciſternwaſſer zum Trinken, obſchon die gefundenen Bleiröhren auf eine ehemalige Waſſerleitung ſchließen laſſen. Nach der von 1738 angefangenen und bis 1758 fortgeſetzten Erweiterung und vermehrten Befeſtigung dieſer Stadt durch Kaiſer Franz I., der auch die beiden Forts: la Stella und Falcone erbaute, und nach den Vervollkommnungen ihrer Befeſtigung, die ſie durch die Engländer (das engl. Fort) und Franzoſen (die Redoute von St. Cloud) in den neueſten Zeiten erhielt, iſt ſie eine der wichtigſten Feſtungen in Italien geworden. Sie kann von einer Garniſon von weniger als 1000 Mann vollkommen gegen jeden Angriff geſchützt werden; und ein feſter Thurm, der dicht neben der Stadt auf einem iſolirten Felſen ſteht, iſt, auch nur durch 6 Mann vertheidigt, durch Waffengewalt uneinnehmbar. Von hier bis Longone erſtreckt ſich ein faſt 3 Stunden langes Thal, das mit artigen Landhäuſern zum Theil beſetzt iſt. Porto Longone ſelbſt, als der Hauptort des gleichnamigen Bezirks, iſt ein kleiner, aber ziemlich wohl befeſtigter Ort, der eine ebenfalls inſulariſche Lage mit einem großen und gegen die meiſten Winde geſicherten Hafen hat. Man theilt dieſe Stadt, welche nahe bei 300 (296) Familien bewohnen, und von Philipp III. 1596 erbaut worden, in die obere und in die untere; wovon ſich die letztere längs des Hafens ausdehnt und vorzüglich von Kaufleuten und Fiſchern bewohnt iſt. Erſtere iſt von der Citadelle umſchloſſen, die durch Kunſt und Natur gleich feſt iſt, und den Eingang des Hafens deckt noch ein Fort auf einer Landzunge. Außer dieſen beiden Feſtungen und dem Fort von Volterajo, das eine unbezwingliche Stellung einnimmt, iſt die Inſel an allen Plätzen, wo eine Landung möglich iſt, mit Wachthürmen und Schanzen verſehen, in welchen ehemals der König von Neapel Beſatzungen unterhielt, der auch die Oberhoheit über die ganze Inſel mit Ausnahme des Diſtricts von Porto-Ferrajo ausübte. Einer ſeiner reichſten und im Königreiche Neapel ſelbſt begüterten Vaſallen, der Herzog von Sora aus dem Hauſe der Boncampagni (an die das Fürſtenthum Piombino von den Ludovicis kam, die der appianiſchen Familie im Beſitze gefolgt waren), hatte das nutzbare Eigenthum dieſer Inſel, das ihm nahe bei 60,000 neaplitaniſche Ducaten eintrug, welche Revenüe größtentheils aus dem Ertrage der Bergwerke herrührte. Durch den Frieden, den Neapel am 23. März 1801 zu Florenz mit der franzöſiſchen Republik ſchloß, kam Elba mit dem ganzen Stato degli Presidii an die letztere Macht, allein die Engländer, welche Porto-Ferrajo mit ungefähr 700 Mann Engländern und engliſch geſinnten

Corſen beſetzt hielten, leiſteten mit wirkſamer Beihülfe der muthigen und den Franzoſen höchſt abgeneigten Eiländer Widerſtand, und richteten ſogar in einem Ausfall, den 10. Oct. unter dem 4000 Mann ſtarken Belagerungscorps eine große Niederlage an; aber ſchon am folgenden Tage wurde das weitere Schickſal dieſer Inſel entſchieden, indem ein von Toulon angekommenes Schiff die Nachricht von dem zu Amiens abgeſchloſſenen Frieden mitbrachte, in Folge deſſen Bedingungen Elba in die Gewalt der Franzoſen kam, und zuerſt ein eigenes Departement bilden ſollte, dann dem ſüdcorſiſchen Departement Liamone, und ſpäter dem Departement des mittelländiſchen Meeres einverleibt wurde, endlich mit den übrigen tuſciſchen Inſeln, als ein, bloß dem Generalgouvernement des Großherzogthums Toscana einverleibtes Nebenland angeſehen wurde, das noch einen Unterpräfecten zu Porto Ferrajo behielt, der in den meiſten Angelegenheiten an den Departementspräfecten, der zu Livorno ſeinen Sitz hatte, angewieſen war. Im J. 1814 wurde die Inſel mit allen Souverainetätsrechten an Napoleon Buonaparte überlaſſen.

Elbe, einer der anſehnlichſten Flüſſe in Deutſchland, welcher auf dem Rieſengebirge im ſchleſiſchen Fürſtenthume Jauer in der Herrſchaft Kynaſt, aus einer unbedeutenden Quelle, der Elbbrunn genannt, entſpringt, ſich bald mit zehn andern Quellen verbindet, dann Böhmen, Ober- und Nieder-Sachſen durchſtrömt, durch Aufnehmung ſehr vieler anderen Flüſſe (der Moldau, Egar, Mulda, Saale ꝛc.) ſehr groß und ſchiffbar (ſchon oberhalb Schandau in Meißen) wird, und endlich bei Ritzebüttel, 18 Meilen hinter Hamburg, in die Nordſee fällt. Sehr fiſchreich, enthält ſie auch in manchen Gegenden Goldkörner, und iſt überhaupt für die Handlung einer der bedeutendſten Ströme in Europa. Von Pirna bis Hamburg ſind über 30 Elbzölle. Die ſchönſte Brücke über dieſelbe iſt bei Dresden.

Elbée (Gigot von), Generaliſſimus der Royaliſten in der Vendee. Er ſtammte aus einer adligen Familie in Poitou, war 1752 zu Dresden geboren, und verlebte ſeine erſten Jugendjahre in Sachſen. Er trat daſelbſt in Dienſte, ſtieg aber nicht ſo ſchnell, als ſeine Talente ihn erwarten ließen, und ging daher nach Frankreich, wo er Lieutenant im Regiment Dauphin Cavallerie wurde. Weil er keine Compagnie erhalten konnte, nahm er ſeinen Abſchied und ging auf ſein Landgut Beaupreau. Die erſten Unruhen der Vendee gingen vorüber, ohne daß Elbée Theil daran nahm, weil er ſie für übereilt anſah; als ſich aber die Royaliſten der Stadt Beaupreau bemeiſtert hatten, ſtellte er ſich, durch ihr Zutrauen zu ihm dazu veranlaßt, an ihre Spitze. Seine Abſicht war in der Folge, den Krieg in die mittägigen Provinzen zu ſpielen; ſtets ſah er ſich aber von ſeinen Mitbewerbern um das Commando, hauptſächlich von Charette und Talmont, gehemmt. Mit einer empfehlenden edeln Geſichtsbildung verband Elbée den Charakter und die Talente, welche zu einem Parteianführer erfodert werden: er beſaß die Gabe zu ſprechen und ſich gefällig und leicht auszudrücken; ſeine Beredſamkeit war ſanft und überredend, und er wußte ſeinen Ton den Zeitumſtänden anzuſchmiegen. Als ein geſchickter Krieger hatte er ſein Corps in der Vendee auf die dem Local und dem Geiſte des Volkes paſſendſte Art gebildet. Es war den 14. März 1793, als ſich Elbée mit Cathelineau und Stofflet vereinigte. Er nahm mit ihrer Hülfe Vihiers. Um dieſe Zeit ſtand er ſchon an der

Spitze von beinahe 30,000 Mann, nur daß ſich dieſe Truppen ſchwer zuſammenziehen ließen. Als er ſich an Bonchamp anſchloß, hatten ſie 21 Stück ſchweres Geſchütz, und ſchlugen die Republikaner mehrmals, beſonders aber die Generale Santerre und Menou bei Vihiers mit einem Verluſte von ungefähr 10,000 Mann. Zwei Tage darauf griff er die Republikaner in Saumur an; das Gefecht dauerte 36 Stunden und die Royaliſten waren vollkommen Sieger. Nach dieſem Vorfall beſetzte er Angers, räumte es aber bald wieder, um ſich nach Nantes zu ziehen und es zu belagern; ſah ſich jedoch genöthigt, die Belagerung aufzuheben und ſich nach Mortagne zurückzuziehen. Um dieſe Zeit war es, daß man ihn zum Generaliſſimus ernannte; allein ſeine Befehle wurden ſchlecht vollzogen. Im Auguſt ſcheiterte er gegen Luçon. Den 20. des Monats griff er mit 25,000 Mann den General le Comte an, und ſchlug ihn, ſo wie ſpäter den General Santerre und dann eine Diviſion der Republikaner, die ihre Stellung bei Beaulieu genommen hatte. Dieſe glänzenden Siege ſprengten das republikaniſche Aufgebot in Maſſe aus einander. Als die Vendeetruppen zu Ende Septembers keinen Feind mehr vor ſich ſahen, weigerten ſie ſich, im Felde zu bleiben und kehrten in ihre Heimath zurück. Die Republikaner benutzten dieſe Sorgloſigkeit, zogen alsbald neue Truppen zuſammen, machten ſich zu Meiſtern von Chatillon und Mortagne und brannten ſie ab. Sie zeigten ſich hierauf vor Chollet, wo ſich Elbée befand, wurden aber von ihm zurückgeſchlagen. Doch da ſie bald darauf den Angriff mit einer ſtärkern Anzahl Mannſchaft wiederholten, kam es zu einer allgemeinen Schlacht. Zwei Stunden lang hatte Elbée die Oberhand und zwang die Republikaner zu weichen; da er aber, ſo wie Bonchamp und mehrere andere Anführer, verwundet wurde, verloren die Royaliſten die Schlacht. Er wurde zur Diviſion von Charette gebracht, die damals Machecoul und Legé inne hatte. Als dieſer zu Ende Octobers Noirmoutiers einnahm, flüchtete ſich Elbée dahin. Seine Wunde ward aber tödtlich durch die wenige Sorgfalt, die er ihr widmete, und durch den Verdruß über die Mißverſtändniſſe mehrerer Chefs, wodurch mit jedem Tage neue Unfälle veranlaßt wurden. Nach der Einnahme von Noirmoutiers durch den General Thureau wurde das Todesurtheil über ihn geſprochen und auch ſogleich vollzogen. Er war in ſeinem 42. Jahre, und ſo ſchwach, daß man genöthigt war, ihn auf den Richtplatz zu tragen. Er ward in ſeinem Lehnſtuhl am Fuße des Freiheitsbaums erſchoſſen. Daſſelbe Loos traf auch ſeine Gattin.

Elberfeld, eine volkreiche Handelsſtadt im Herzogthum **Berg**. Die Häuſeranzahl beträgt 1200, die Zahl der Einwohner über 20,000. Vor ungefähr zwei Jahrhunderten lebten hier kaum 800 Menſchen. Dicht an Elberfeld ſtößt das volkreiche Amt **Barmen**, welches den Ort **Gemarke** zum Hauptſitz ſeiner Induſtrie hat. Auch dieſes Amt zählt an 10,000 Einwohner. Das Ganze, Elberfeld eingeſchloſſen, bildet eines der längſten und angenehmſten Thäler, welches durch den gedrängten Anbau eines eben ſo gewerbfleißigen als wohlhabenden Volkes die mannichfaltigſten Abwechſelungen darbietet, und beſonders für den Fabrikanten und Kaufmann von dem höchſten Intereſſe iſt. Das Bleichen des Leinengarns iſt unſtreitig als Urſprung der Induſtrie dieſer Gegend anzuſehen. Die Wupper, als ein klares und zur Bleiche beſonders geeignetes Berg- und Felſenwaſſer, ſo wie die bequemen Ufer deſſelben, haben die

Bewohner zuerſt eingeladen, ſich dieſem in der Folge ſo wichtig für ſie gewordenen Geſchäfte zu widmen. Das erſte Privilegium über Garnbleicherei hier iſt von 1527. Das rohe Garn kommt aus Heſſen, Braunſchweig, Hildesheim und Hannover. Es entſtanden nun zuerſt Fabriken für Leinen- und Wollenband und für Schnürriemen. Dieſe Artikel ſtiegen zur höchſten Wichtigkeit, und ihnen verdankt beſonders Gemarke größtentheils ſeine Wohlhabenheit. Frankreich, Italien, Spanien, Rußland, Amerika, faſt die ganze bekannte Welt bezog und bezieht zum Theil noch dieſe Waare in unglaublicher Menge. Borten, Bettzwilliche, Nähzwirn, Zwirnſpitzen und Langetten beſchäftigen ebenfalls eine große Anzahl von Fabriken. Halbbaumwollene Zeuge fing man an zu Anfang des 18. Jahrhunderts zu verfertigen. Als die engliſchen Garne in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bekannt wurden, vermehrte und verbeſſerte ſich die Fabrikation der baumwollenen Artikel bedeutend. In neuern Zeiten hat man ſelbſt viele Spinnmaſchinen nach engliſcher Art angelegt. Türkiſche Rothfärberei iſt ein anderer höchſt wichtiger Zweig der hieſigen Induſtrie. Erſt in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde derſelbe hier eingeführt. Man zählt jetzt 100 türkiſch Rothfärber in Elberfeld und Barmen. Eben ſo bedeutend ſind die ſeit 60 Jahren beſtehende Siamoiſen-Fabrikation und die Seidenfabriken, die ſich beſonders mit ſeidenen Tüchern aller Gattung beſchäftigen. Man gibt an, daß das einzige Haus von Simons Erben in Elberfeld jährlich an 300,000 Thlr. bloß für Arbeitslohn ausgibt. Der jährliche Umſatz an Seidenwaaren im Bergiſchen ſoll über drei Millionen Thaler, und der allgemeine Umſatz der geſammten Fabrikate in Elberfeld und Barmen an 10 Millionen Thaler betragen. Elberfeld, als Hauptſitz der bergiſchen Fabriken, treibt das Wechſelgeſchäft des bergiſchen und märkiſchen Landes im Ganzen, und die Wechſelcirculation auf dieſem Platze ſoll an 15 Millionen Thaler betragen. Das wichtigſte Banquierhaus in Elberfeld iſt das der Gebrüder Kerſten. In der neuern Zeit hat wie allenthalben auch hier der Handel ſehr gelitten. Beſonders hatten die verbotene Einfuhr der elberfelder Fabrikate nach Frankreich und Italien, die Einverleibung Hollands und der Hanſeſtädte, die Unterbrechung alles Seehandels den allernachtheiligſten Einfluß auf die hieſige Induſtrie. Elberfeld ſoll daher auch die Vereinigung des Bergiſchen mit Frankreich nachgeſucht, und dieſerhalb mehrmals Deputationen an den franzöſiſchen Kaiſer geſandt haben. Gegenwärtig fällt es wieder an Preußen zurück. (S. Berg)

Elbeuf, eine bedeutende Fabrikſtadt an der Seine im franzöſiſchen Departement Unter-Seine, von 1000 Häuſern und gegen 6000 Einwohnern. Sie iſt beſonders wegen ihrer ordinären Tücher (Draps d'Elbeuf), die in Frankreich allgemein getragen werden, ſehr bekannt. In den achtziger Jahren waren in 60 Fabriken an 25,000 Arbeiter damit beſchäftigt. Seitdem hat ſich der Handel ſehr vermindert. Damals gingen dieſe Tücher vornehmlich nach Spanien für Amerika und nach Marſeille für die Levante.

Elbing, eine Handelsſtadt in Weſtpreußen am Fluſſe Elbing, groß und befeſtigt, gehört dem Könige von Preußen. Es wird hier beſonders mit Getraide ſtarker Handel getrieben, auch viel Käſe und Butter ausgeführt. Der Rath und die meiſten Einwohner ſind evangeliſch; doch haben auch Catholiken, Reformirte und

Mennoniten freie Religionsübung. Einwohnerzahl 20,000 in 2200 Häuſern. Im J. 1802 gingen 485 Seeſchiffe, 342 beladene Bordinge, 771 fremde und inländiſche Gefäße ab, und 481 Seeſchiffe, 47 beladene Bordinge und 888 fremde und inländiſche Gefäße kamen an. Die umliegende Gegend heißt der elbinger Werder.

Eldorado, ein fabelhaftes Land, in welchem Gold und Edelſteine ſo häufig ſeyn ſollen, wie bei uns der Schlamm und die Steine auf den Straßen. Franz Orellano, ein Begleiter von Pizarro, brachte dieſe Fabel zuerſt mit, und ein Engländer gab ſogar zu Ende des 16. Jahrhunderts eine Beſchreibung davon heraus, die ſelbſt mit einer Karte des Landes verſehen war. Siehe deutſcher Mercur 1787. S. 273. Jetzt wird es nur in den Werken der Dichter genannt, z. B. in Voltaire's Candide.

Electra, eine Tochter Agamemnons und der Clytämneſtra. Eigentlich ſoll ſie Laodice geheißen, jenen Namen aber erſt von den Tragikern bekommen haben. Ihr Stiefvater Ägiſth wollte ſie, obgleich Viele ſich um ſie bewarben, Niemanden zur Gemahlin geben, damit ihre Kinder Agamemnons Tod nicht rächen möchten, ſondern verheirathete ſie an einen geringen Mann von Argos, der ſie jedoch unberührt ließ. Ihren Bruder Oreſtes aber rettete ſie vor Ägiſthus Wuth; und als jener nachher wegen des Mords ſeiner Mutter von den Furien geplagt wurde, und ſie von dem Orakel zu Delphi auf ihre Frage die Nachricht erhielt, daß er in Taurien von einer Prieſterin Dianens umgebracht ſey, war ſie im Begriff, ihre Schweſter Iphigenie, die eben als Prieſterin Dianens in den Tempel trat, unerkannt mit einem Feuerbrande zu tödten, als Oreſt hinzukam und den Schweſtermord hinderte. Nachher vermählte ſich Electra mit dem innigen Freunde ihres Bruders, Pylades. Ihren Namen führt eine berühmte Tragödie des Sophokles.

Electricität. Electriſch. Unelectriſch. Electricität iſt die Eigenſchaft gewiſſer Körper, vermöge deren ſie ſtark gerieben und erhitzt andere leichte Körper, die ſich ihnen nähern, an ſich ziehn und wieder von ſich ſtoßen oder bei Berührung anderer kniſternde Funken von ſich geben. Wenn man ein Stück Bernſtein, eine trockene gläſerne Röhre, ein Stück Siegellack ꝛc. auf der Hand oder auf einem trockenen wollenen Lappen ſtark reibt, ſo ziehen ſie leichte Körper, z. B. Papierſtückchen, Goldblättchen, Strohhalme ꝛc. an, und ſtoßen ſie hernach wieder zurück gegen andere ihnen genäherte Körper. Iſt nun die Glasröhre oder ein anderer ſolcher Körper von beträchtlicher Größe, reibt man ihn ſtärker und bringt ihn dann dem Geſichte nahe, ſo erregt er eine Empfindung auf der Haut, als wenn dieſelbe mit Spinnweben überzogen wäre, die Haare ſteigen, von jenem Körper angezogen, und werden ſodann wieder zurückgeſtoßen. Läßt man eine große Scheibe oder einen Cylinder von Glas mittelſt einer mechaniſchen Vorrichtung nach Art eines Rades oder einer Welle ſchnell herumtreiben, ſo daß die äußere Fläche ſich an Flanell, Taffet, Leder oder Goldpapier reibt, ſo empfindet man nicht nur einen Geruch, der dem vom Harnphosphor gleicht, ſondern es ſtrömt auch ein ſichtbarer, ſtechender, kniſternder Feuerfunke von bläulicher Farbe aus der Scheibe oder dem Cylinder hervor, ſobald man einen Knöchel der Finger oder eine Fingerſpitze ſelbſt daran hält. Das Wort Electricität iſt aus dem griechiſchen Worte ἤλεκτρον, electrum, Bernſtein, gebildet

worden, weil man jene Eigenſchaft gewiſſer Körper beſonders am Bernſtein wahrnahm. Man braucht dieſes Wort auch in der Bedeutung, daß es die electriſche Materie ſelbſt anzeigt, wofür man ſonſt auch electriſches Fluidum oder electriſche Flüſſigkeit ſetzte. Subſtanzen, in denen durch Reiben ein merklicher Grad von Electricität erzeugt wird, die ſich aber nicht durch ihre ganze Maſſe fortleitet, ſondern die ſie auf der Oberfläche behalten, heißen electriſche Körper, an ſich electriſche (idioelectriſche, — auch Nichtleiter). Man rechnet hieher Glas und alle, ſelbſt metalliſche Verglaſungen, alle Edelſteine, Harze, Federn, Seide, Baumwolle, Wolle, Papier, weißen und Candiszucker, trockne Luft, Öle, metalliſche Kalke oder Oxyde, Aſche von Thieren und vegetabiliſchen Subſtanzen, harte Steine, hartgefrornes Eis in einer Kälte von 13 Grad unter 0 nach Fahrenheit oder 20 Grad nach Reaumur u. a. Electriſches Feuer aber nennt man das Feuer, welches durch Aneinanderreiben zweier Körper entſteht. Alle Körper, welche durch Reiben nicht in den Zuſtand geſetzt werden, die Erſcheinung der Electricität zu zeigen, führen den Namen unelectriſche; ſie können aber electriſch werden, d. i. durch Mittheilung von einem andern electriſchen Körper Electricität erhalten, wie z. B. Metalle, Waſſer und andere. Weil ſie durch die Berührung mit einem andern ſchon electriſirten Körper die Electricität annehmen, und durch ihre ganze Maſſe fortleiten, ſo heißen ſie Leiter der Electricität oder leitende Körper. Diejenigen, die zwar durch Reiben electriſirt werden, aber die Electricität durch Berührung mit andern electriſchen Körpern nicht merklich aufnehmen, werden daher Nichtleiter genannt. Die an ſich unelectriſchen Körper oder Leiter laſſen ſich durch Reiben electriſiren, ſobald man Mittel anwendet, welche verhindern, daß ihnen die durch Reiben entſtandene Electricität nicht entzogen wird. Manche Körper ſind bald Leiter, bald Nichtleiter, und werden daher Halbleiter genannt, z. B. trockenes Holz und trockner Marmor. Andere dagegen leiten die Electricität nur unter gewiſſen Umſtänden, z. B. ſiedendes Pech, heißes Öl und glühendes Glas, da ſie kalt nicht leiten. Die Luft der Atmoſphäre iſt trocken ein Nichtleiter, feucht und bei abnehmender Dichtheit ein Leiter. Einen Körper, der mit lauter Nichtleitern umgeben iſt, nennt man iſolirt. Die Iſolirung iſt in einem Zimmer mit trockner Luft leicht dadurch zu bewirken, daß man irgend einen Körper an ſeidenen Schnüren aufhängt, oder auf ein Geſtell von Glas, Pech, Siegellack, Schwefel u. ſ. w. ſetzt. Das Anziehen und Abſtoßen der electriſchen Materie iſt eine merkwürdige Erſcheinung, und läßt mit Recht auf zwei verſchiedene, einander entgegengeſetzte Kräfte ſchließen. Beide zeigen ſich ſehr auffallend, denn wenn eine Perſon z. B. eine Glasröhre reibt, und dabei iſolirt geſtellt iſt, ſo werden beide electriſch und zeigen electriſche Erſcheinungen, nur mit dem Unterſchiede, daß dasjenige, was von der Röhre angezogen, von der Perſon zurückgeſtoßen wird. Daſſelbe iſt der Fall mit allen Körpern, welche das Reiben des electriſchen Körpers verrichten und daher Reibezeuge heißen. Dieſe beiden verſchiedenen Kräfte werden als zwei einander entgegengeſetzte Electricitäten betrachtet. Die eine nennen die Phyſiker poſitive, die andere negative Electricität, welches durch die Zeichen der Algebra ſo ausgedrückt wird: + E. und — E. Hieraus leitet man den Grundſatz her, daß gleichartige oder gleichnamige Electricitäten einan-

der abſtoßen, ungleichartige, ungleichnamige oder entgegengeſetzte einander anziehen. Du Fay nannte die Electricität des Glaſes Glaselectricität, und die des Siegellacks Harzelectricität. Franklin, dem die Phyſik die größten Entdeckungen in der Lehre der Electricität verdankt, nahm nur eine Art an, und leitete den erwähnten Unterſchied in den Erſcheinungen, oder das Abſtoßen und Anziehen bloß aus dem Mehr und Weniger, oder aus der Plus- und Minus-Electricität (+ und — E.) her, welches nach ihm gleichfalls mit poſitiver und negativer Electricität einerlei iſt. Die Electricität wird in den urſprünglich electriſchen Körpern, im Glaſe, Siegellack, Schwefel ꝛc., vornehmlich durch das Reiben erregt. Bei Schwefel, Siegellack, Wachs und Chocolade auch durch Schmelzen und Erkalten. Im Turmalin und einigen andern Materien wird ſie durch Erwärmen und Abkühlen, und ſonſt durch Auflöſungen, wobei Aufbrauſen Statt findet, und durch Ausdünſtungen erregt. Wenn der electriſche Funke oder Feuerbüſchel leicht entzündbaren Subſtanzen, z. B. dem Schießpulver, dem Weingeiſte, brennbaren Gasarten ꝛc., mitgetheilt wird; ſo wirkt er darauf, wie das Feuer, und entzündet. Starke Funken ſchmelzen Metalle. Der Raum, worin die Electricität wirkt, heißt der electriſche Wirkungskreis, oder die electriſche Atmoſphäre. Man kennt zwar nun die Geſetze, nach welchen die electriſche Materie wirkt, ſo weit, daß man das, was geſchieht, erklären, und was geſchehen muß, vorherbeſtimmen kann; aber deſto unwiſſender ſind wir noch in Hinſicht auf die Beſchaffenheit des Grundſtoffes, der die Electricität ausmacht. Dies iſt nicht zu verwundern, denn die Feinheit dieſer Materie iſt ſo groß, daß ſie bei weitem die der Luft übertrifft, und hier kann die alles zerlegende und auflöſende Chemie nichts ausrichten. Über die poſitive und negative Electricität nimmt man gewöhnlich folgende Sätze an: 1. Durch die ganze Körperwelt iſt eine einzige feine Materie verbreitet, welche den Grund aller electriſchen Erſcheinungen enthält. 2. Die Theile dieſer Materie ſtoßen ſich ab, werden aber von den Theilen der Körper angezogen. Jeder Theil eines Körpers kann eine gewiſſe Menge dieſer Materie in ſich aufnehmen, ohne daß ſie ſich auf ſeiner Oberfläche anhäufen darf. Hat er gerade dieſe Menge, ſo iſt er nicht electriſirt. 4. Hat er mehr als dieſe ihm natürliche Menge, ſo iſt er poſitiv, hat er weniger, ſo iſt er negativ electriſirt. 5. Alle electriſchen Erſcheinungen entſtehen durch Übergang oder durch proportionirte Vertheilung dieſer Materie. Der vorgebliche Einfluß der Electricität auf das ſchnellere Wachsthum der Pflanzen iſt ſehr zu bezweifeln, und eben ſo iſt es auch mit dem Einfluſſe derſelben auf den thieriſchen, namentlich den menſchlichen Körper, nach welchem bei electriſirten Perſonen der Puls ſchneller ſchlagen ſollte, welches letztere jedoch oft nur durch Beängſtigung erregt wird. Gleichwohl kann man die mediciniſche Kraft der Electricität nicht abläugnen, und man hat ſie bei Lähmungen, rheumatiſchen Beſchwerden, Taubheit, Augenübeln, Kopfſchmerzen ꝛc. glücklich angewendet. Was die Geſchichte der Electricität betrifft, ſo ſieht man aus Plinius dem Ältern (Hist. natur. XXXVII. S. 3). daß er die erwähnte Eigenſchaft des Bernſteins ſchon gekannt habe. Das war aber auch alles, was die Alten von Electricität wußten, und dies, oder nicht viel mehr, wußte man davon bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts. Um dieſe Zeit ent-

deckte der Engländer William Gilber nicht nur mehrere Körper, die ähnliche Erſcheinungen darbieten, ſondern auch, daß man dieſe ſonderbare Eigenſchaft durch Reiben verſtärken könne. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden von Mehreren ſchon Verſuche angeſtellt, und dabei entdeckte man immer mehr. Zu Anfang des letzt verfloſſenen Jahrhunderts vermehrte Stephan Gray die Kenntniß der Electricität ganz beſonders durch ſeine Entdeckungen. Desaguliers ſammelte hernach alles, was man von der Electricität wußte, brachte es auf allgemeine Geſetze zurück, und führte zuerſt Kunſtausdrücke ein. Die ſchnellſten Fortſchritte hat dieſe Wiſſenſchaft, wie überhaupt die Phyſik, in der neueſten Zeit gemacht.

Electricität, thieriſche, ſ. Galvanismus.

Electriſche Batterie, ſ. d. Art. Flaſche.

Electriſirmaſchine iſt eine mechaniſche Vorrichtung, durch welche man die urſprüngliche Electricität der electriſchen Körper durch Reiben erregt, und andern Körpern mittheilt, ſie zu electriſiren. Die weſentlichen Stücke einer Electriſirmaſchine beſtehen in einem electriſchen Körper, der durch einen bequemen Mechanismus ſchnell umgedreht, und heftig an einem andern Körper gerieben, anhaltend und ſtark electriſirt werden kann; ferner in einem Reibzeuge, worunter man eben jenen Körper verſteht, an welchem ſich der electriſche Körper bei ſeinem Umlaufe reibt; endlich in einem iſolirten Hauptleiter, der auch der erſte Leiter oder Conductor genannt wird. Dieſem theilt der electriſche Körper ſeine Electricität mit. Zu dem electriſchen Körper wählt man Glas entweder in Form einer Kugel, oder einer Scheibe, oder eines Cylinders; daher hat man Kugel-, Scheiben- und Cylindermaſchinen. Dieſe Glaskörper werden an der Maſchine ſo befeſtigt, daß ſie ſchnell umgedreht werden können. Das Reibzeug, welches der electriſche Körper bei ſeinem Umlaufe berührt, um ſich daran zu reiben, iſt ein ſeidenes Kiſſen, mit Pferdehaaren ausgeſtopft, über welches ein Leder geht, das mit dem ſogenannten kirnmayerſchen Amalgama, einer Miſchung von zwei Theilen Queckſilber, einem Theile Zink und einem Theile Zinn, durch Schweinefett in eine Salbe verwandelt, beſtrichen iſt, um die Electricität zu verſtärken. Der erſte Leiter (Conductor) iſt ein blecherner Cylinder, am Ende mit einem Zuleiter oder Kamme (Collector) verſehen, der ſeine Spitzen dem electriſirten Körper entgegenſtreckt, um die Electricität aus ihm aufzunehmen und fortzuleiten. Während der electriſche Körper mittelſt einer Kurbel, wie beim Schleifſteine, ſchnell umgedreht wird, reibt er ſich an den Kiſſen und wird dadurch electriſirt, wie der auf einem wollenen Lappen geſtrichene Bernſtein, nur in weit ſtärkerem Grade. Da nun kein anderer leitender Körper ihm näher iſt, als der erſte Leiter der Maſchine, ſo theilt er auch nur dieſem ſeine Electricität mit, welche man alsdann zu beliebigen Verſuchen benutzen kann. Eine Art von Electriſirmaſchine hatte ſchon Otto von Guerike im 17. Jahrhundert, denn er bediente ſich bei ſeinen electriſchen Verſuchen einer Kugel von Schwefel, die er vermittelſt einer Kurbel umdrehte und mit der Hand rieb. Die wahren Maſchinen führte jedoch zuerſt Hauſen in Leipzig um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts ein, und von dieſer Zeit an wurden ſie immer gemeiner und zugleich immer mehr verbeſſert. Man hat jetzt ſehr koſtbare Kunſtwerke dieſer Art zu Stande gebracht. Eine der größten, vielleicht

die grösste unter allen Electriſirmaſchinen befindet ſich in dem teylerſchen Muſeum zu Harlem. Sie iſt von Cuthbertſon verfertigt und beſteht aus doppelten Glasſcheiben, deren jede 65 engl. Zoll im Durchmeſſer hat. Sie ſtehen in paralleler Lage 7½ Zoll aus einander, ſind an einer gemeinſchaftlichen Achſe befeſtigt, die eine Kurbel umdreht und reiben ſich an acht Kiſſen, die alle an beſondern Geſtellen befeſtigt und 15½ Zoll lang ſind. Um dieſe Maſchine zu drehen, werden zwei, bei längerer Dauer vier Männer erfodert. Ihre Wirkungen ſetzen in Erſtaunen. Eine ſehr ſcharfe Stahlſpitze, dem erſten Leiter genähert, zog einen Funken von ½ Zoll Länge heraus; dieſelbe Spitze ſo auf dem Leiter befeſtigt, daß ſie 3 Zoll hervorragte, ſtrömte 6 Zoll lange Strahlen aus. Ein 6 Fuß langer Zwirnsfaden in einer Entfernung von 38 Fuß vom Leiter gehalten, wurde von ihm angezogen. Wenn man einen andern Leiter an den erſten Leiter brachte, ſo konnte man in einer Minute 300 Funken von 24 Zoll Länge und eines Federkiels Dicke ausziehen. Die Luft wird 40 Fuß weit um die Maſchine her electriſirt. Eine Batterie (ſ. d. Art.), die aus 225 Flaſchen beſteht, wird durch 160 Umläufe der Scheiben geladen, und ein Schlag dieſer Batterie zerſpaltete einen Cylinder von Buchsbaumholz 4 Zoll hoch und eben ſo ſtark im Durchmeſſer, wozu nach van Marums Berechnung eine Kraft von 9840 Pfund erfodert wird.

Electrometer oder **Electricitätsmeſſer** nennt man eine Vorrichtung, welche die Stärke und Beſchaffenheit der Electricität eines Körpers meſſen oder beſtimmen ſoll. Zu dieſem Apparate hat, welches Gray zuerſt bemerkte, das Abſtoßen gleichnamiger Electricitäten Anlaß gegeben. Du Fay, welcher hierauf dieſe Erſcheinung zum Electrometer benutzte, hing einen Zwirnsfaden um den zu electriſirenden Körper, und gab Acht, wie weit die beiden Enden deſſelben ſich von einander erfernten, woraus er auf die Stärke der Electricität ſchloß. Nollet wurde hierdurch auf den Gedanken gebracht, dieſe einfache Vorrichtung dazu zu benutzen, den Grad der Electricität aus dem Winkel, den die beiden Enden des Fadens beim Auseinandergehen einſchließen, zu beſtimmen, und ſchlug vor, den Winkel durch den auf einem Brete aufgefangenen Schatten der beiden Fadenenden mittelſt eines Gradbogens zu meſſen, weil er einſah, daß mit dem Faden kein anderer leitender Körper verbunden werden dürfte. Nachher erdachten Mehrere noch eine große Anzahl anderer Electrometer, die aber eigentlich das nicht leiſten, was ihr Name ausdrückt. Die meiſten dienen höchſtens dazu, um daraus ungefähr zu beurtheilen, ob eine Electricität ſtärker oder ſchwächer ſey, als die andere; nicht aber wie groß ſie eigentlich ſey. Achard hat ein Electrometer angegeben, welches die Kraft der Electricität wirklich abmeſſen, und ihr jedesmaliges Verhältniß zur Schwere der Erdkörper beſtimmen ſoll. Lichtenberg (Magazin für das Neueſte ꝛc., B. II. St. 1. S. 146) hat daſſelbe kürzlich beſchrieben.

Electrophor oder **beſtändiger Electricitätsträger**. Wenn man einen dünnen, glatten und trocknen Kuchen von Siegellack oder irgend einem Harz in eine flache zinnerne oder kupferne Schüſſel legt, ihn entweder mit einem trocknen Katzenfelle reibt, oder mit einem Fuchsſchwanze peitſcht, und dann ein rundes mit Stanniol oder Silberpapier überzogenes, im Durchmeſſer etwas kleineres Bret als der Kuchen, mittelſt ſeidener Schnüre

auf dieſen letztern ſetzt; ſo wird das Bret Funken geben, ſobald man es mit dem Finger berührt. Der Apparat, auf welchem dieſe electriſche Wirkungen hervorgebracht werden, heißt **Electrophor.** Der Erfinder deſſelben iſt der Schwede Wilke, obgleich der Italiäner Volta es im Jahr 1775 unter der gegenwärtigen Geſtalt bekannt machte. Zu den gewöhnlichen Electrophoren pflegt man gemeines weißes oder ſchwarzes, mit etwas Terpentin vermiſchtes Pech zu nehmen; eben ſo gut dient Colophonium. Die zerfloſſene Harzmaſſe wird gleich in die Form oder auf den Teller gegoſſen, welcher von einer leitenden Subſtanz ſeyn muß. Man nimmt dazu eine metallene oder dünne hölzerne, mit Stanniol auf beiden Flächen belegte Scheibe, die einen etwa 2½ Linie hohen aufgerichteten Rand hat, mit welchem das eingegoſſene Harz gleich ſtehen muß, ohne daß jedoch der Rand oberhalb bedeckt wird. Die obere Fläche dieſes Kuchens muß ganz glatt und eben ſeyn, und ſeine untere den Boden überall genau berühren. Der **Deckel**, oder wenn es ein hohler Cylinder iſt, die **Trommel**, **Leiter**, muß von einer leitenden Materie, alſo entweder von Zinn oder von trocknem Holz gemacht werden, das mit Stanniol oder Silberpapier belegt iſt. Die Form des Deckels iſt rund, und darf einige Zoll weniger im Durchmeſſer halten, als der Kuchen. Er muß iſolirt, d. i. außer Verbindung mit leitenden Körpern auf den Harzkuchen gedeckt und wieder abgenommen werden können; daher bindet man drei oder vier ſeidene Schnuren an ſeinen Rand, und hebt ihn daran nach Belieben. Bewahrt man den Apparat vor Feuchtigkeit, ſo hält ſich die in dem Kuchen einmal erregte Electricität Monate lang, und man kann ſich des Electrophors ſtatt einer Electriſirmaſchine bedienen. Überdies läßt ſich auch eine leidner Flaſche nach und nach damit laden, und im Gegentheil durch dieſe der Electrophor wieder verſtärken.

Elegante Zeitung (Zeitung für die elegante Welt). Den Plan zu dieſer Zeitung, welche als die erſte ihrer Art anzuſehen iſt, entwarf, wie man ſagt, auf ſeiner noch lebenden und ſehr fein gebildeten Frau Veranlaſſung, der ſchon früher als Schriftſteller nicht ganz unvortheilhaft bekannte Hofrath **Spazier** in Leipzig, und begann ſie mit dem Jahre 1801. Es iſt nicht zu läugnen, daß er in einem hinreichenden Maße die Eigenſchaften beſaß, die dem Redacteur eines Blattes unentbehrlich ſind, das die Toilettenlectüre der vornehmeren weiblichen Welt und eine leichte Unterhaltung gebildeter Männer ausmachen ſollte. Man kann ſagen, um die elegante Zeitung ihrer erſten Idee nach mit zwei Worten zu charakteriſiren, daß ſie alle diejenigen Gegenſtände zu ihrem Inhalt wählte, über welche die Converſation ſich in höheren, aus Männern und Frauen gemiſchten Cirkeln zu verbreiten pflegt. Sie erſchien anfänglich drei Mal in der Woche, und ward mit ſteigendem Beifall aufgenommen. Da auch ſchöne Künſte überhaupt, und vornehmlich alles, was das Theater anging, in den Bezirk dieſes Blattes gehörte, und Spazier ſpäterhin die Schlegel und deren Freunde, die ihre Kunſttheorien damals ohne alle Schonung geltend zu machen ſuchten, zu Mitarbeitern hatte, ſo konnte es nicht fehlen, daß die elegante Zeitung gar bald allen denen ein Dorn im Auge wurde, die der ſchlegelſchen Schule abgeneigt waren. Dahin gehörten vornehmlich die von dieſer Schule Angefochtenen und vor allen A. v. Kotzebue, der das ſeltſame, wiewohl nicht unerhörte Schickſal hatte,

von der Menge geprieſen und beklaſcht und von der Kritik ohne Erbarmen verdammt zu werden. Ohne Zweifel war es dieſer Umſtand, der Kotzebue auf den Gedanken brachte, der eleganten Zeitung ein Blatt von gleicher Tendenz entgegenzuſtellen, in der auf den Beifall der Menge gegründeten Hoffnung, jener dadurch den Todesſtreich zu geben. Er verband ſich zu dem Ende mit ſeinem Freunde und Verfechter G. Merkel, und mit dem Jahre 1803 erſchien unter der Redaction Beider der Freimüthige. Spaziern konnte nicht entgehen, welche feindliche Abſicht demſelben zum Grunde lag, und er fürchtete allerdings das Anſehen, in welchem Kotzebue bei dem großen Haufen ſtand; er glaubte (wovon er den Nachtheil zu ſpät einſah), den Waffen, die der Freimüthige gegen ihn richtete, mit gleichen Waffen begegnen zu müſſen, ohne zu überlegen, daß dies gerade des Gegners Wunſch ſey, und ſo entſpann ſich eine Fehde, die unter unaufhörlichen Angriffen und Erwiederungen einen hohen Grad von Erbitterung gewann. Man ſuchte auch dadurch einander den Rang abzulaufen, daß von beiden Seiten die Zahl der wöchentlich erſcheinenden Stücke auf fünf geſteigert wurde. Das Publicum fand in dieſem Kampfe, der ſich durch beide Zeitungen flocht, etwas Pikantes, und da die eine ohne die andere nicht verſtändlich war, ſo beförderte die eine den Abſatz der andern, ſtatt ihn zu ſchwächen. Dieſer Federkrieg dauerte fort bis in das Jahr 1805, wo Kotzebue, der mit Merkel zerfiel, dem Freimüthigen entſagte und ihn dieſem allein überließ. Spazier ſah ſich nun ſeines furchtbaren Gegners entledigt, und ſetzte die Fehde gegen den minder in Anſehen ſtehenden Merkel bis zu ſeinem Tode (1805) fort. Erſt auf ſeinem Sterbebette verſöhnte er ſich mit ihm. Darauf übernahm A. Mahlmann, der in der gebildeten Leſewelt zahlreiche Freunde zählte, die Redaction der eleganten Zeitung, ohne den mit Spaziers Tod erloſchenen Kampf zu erneuen. Beide Zeitungen gingen friedlich neben einander bis zum Herbſt 1806, wo Merkel vom Schauplatz abtrat und der Freimüthige aufhörte. Zwar lebte dieſes Blatt im nächſten Jahre wieder auf, aber in anderer Geſtalt und Tendenz. Die lange Fehde hatte indeß den urſprünglichen Charakter der eleganten Zeitung merklich verändert, der Streit hatte eine gewiſſe Gründlichkeit nöthig gemacht, die für bloß elegante Cirkel nicht mehr ganz paßte. Sie erfoderte gebildetere Leſer, die man leider in jenen Cirkeln nicht immer antrifft, auch berückſichtigt ihr zweiter Herausgeber mehr die wahrhaft Gebildeten, als die Eleganten. So hat ſie mit noch manchen andern Nebenbuhlerinnen, unter denen jedoch nur die wieder eingegangene Aurora, die viel ſpäter begonnenen und noch beſtehenden Erholungen, vor allen aber das Morgenblatt eine ehrenvolle Erwähnung verdienen, ihren Weg friedlich und mit Beifalle fortgeſetzt, ohne es ganz vermeiden zu können, der Unbill der Zeit ihren Tribut zu zahlen. M.

Elegie. Gewöhnlich denkt man ſich unter Elegie ein Klage- oder Trauergedicht (Threnodie), und ſein griechiſcher Name deutet allerdings auch auf dieſe Bedeutung hin, indem er nichts anders beſagt als: „Ach! Ach! rufen," (E! E! legein). Die Griechen und Römer aber hatten Elegien, welche nur von dem Versmaß dieſen Namen führten, und des verſchiedenartigſten Inhalts waren. Das elegiſche Versmaß der Alten war das Diſtichon (ſ. d. Art.), der mit dem männlichen Hexameter abwechſelnde weibliche

Pentameter, und in dieſer Versart verſeufzte nicht bloß die Traurigkeit den ſanften Schmerz, ſondern, wie Horaz ſagt, auch

Die Freude, und die ihres ſüßen Wunſches
Gewährte Liebe

bediente ſich ihres leichten Ganges. Selbſt die Kriegslieder eines Tyrtäos und Kallinos bewegten ſich in dieſem Maß; lehrendes Gedicht, Heroide, ſittliche Sprüche wurden bei den Alten elegiſch dargeſtellt. Wie es kam, daß nachher ſanfte Schwermuth als Charakter der in dieſer Versart dargeſtellten Poeſien galt, läßt ſich am beſten hiſtoriſch darthun. Man muß zunächſt auf den Urſprung des Pentameters zurückgehen. Böttiger hat im erſten Bande von Wielands attiſchem Muſeum dargethan, daß der Pentameter aus dem Gebrauche der kriegeriſchen Doppelflöte der Lydier entſtanden ſey. Die älteſten Dichter, die ſich ſeiner bedienten, ſangen daher nur Kriegsgeſänge in dieſem Sylbenmaß. Eine zweite Periode des Pentameters beginnt mit dem Kolophonier Mimnermos, der im Geiſte ſeines weichlicheren Zeitalters zuerſt ſeiner Doppelflöte und ſeinem Pentameter ſanftere Empfindungen einhauchte, und der Flötenſpielerin Nanno Liebeselegien vorſang. Er wurde deßhalb von dem Alterthume für den Stifter der zärtlichen und ſanftklagenden Elegie gehalten. Mit Simonides endlich beginnt die dritte Periode, denn als dieſer ſich des Diſtichons am liebſten zu ſeinen Grabſchriften und Todtenepigrammen bediente, nannte man ein ſolches kleines Gedicht Elegeion, und da dieſe am häufigſten auf Grabmälern geſehen und geleſen wurden, fing man an, die ganze Gattung des Sylbenmaßes, das ſeitdem beſtändig zu Inſchriften gebraucht wurde, Elegie zu nennen. Niemals wurde jedoch jenes Sylbenmaß ausſchließlich für Klage- oder Trauergedichte gebraucht, und man würde daher wohlthun, Gedichte in elegiſchem Sylbenmaß von der eigentlichen Elegie zu unterſcheiden; denn wie Gedichte im elegiſchen Sylbenmaß nicht nothwendig bloß den Ausdruck des Schmerzes darſtellen, ſo iſt die Elegie nicht nothwendig an jenes Sylbenmaß gebunden. Da nun aber einmal Gedichte im elegiſchen Sylbenmaß auch den Namen der Elegien erhalten haben, und nicht bloß bei den Alten, ſondern auch bei den Neuern, wie die Gedichte zeugen, welche z. B. Göthe und Voß als Elegien gegeben haben; ſo wird man ſchicklich unter naiver und ſentimentaler Elegie unterſcheiden. Zu jener Claſſe kann man die Elegien rechnen, die durch das elegiſche Versmaß dieſen Namen erhalten haben, hierzu gehört auch das alte Epigramm; dieſe begreift die eigentliche Elegie. Durch Vereinigung der Beſonnenheit mit Innigkeit der Gemüthsregung ſind beide Claſſen einander verwandt, und der reinlyriſchen Poeſie entgegengeſetzt (ſ. lyriſche Poeſie). Der Charakter der eigentlichen Elegie iſt: beſonnene Anſchauung auf eine leidende Gemüthsſtimmung zurückgewandt. Beſonnene Anſchauung; alſo nicht wilder, ungehemmter Erguß des erſten Schmerzes. Überhaupt auch nicht bloßer Erguß des Schmerzes, ſondern Darſtellung deſſelben, die nur möglich iſt, wenn wir ihn aus einer mildernden Ferne betrachten, an dieſer Betrachtung ſelbſt aber ein Vergnügen finden. Das Herz nährt mit Hingebung einen Schmerz, aus welchem ihm ein ganz eigener, bitterſüßer Genuß entſpringt, die Wonne in Wehmuth. Der Ton der Elegie ergibt ſich hieraus von ſelbſt. Da die Beſtimmung der ſchönen Kunſt, das menſchliche Daſeyn zu verſchönern, nicht zu untergraben, in

der Elegie verfehlt ſeyn würde, wenn die Darſtellung des Leidens in ein Gefühl des Leidens ſelbſt überginge; ſo ſieht man wohl, warum die Elegie den Ausdruck gemäßigter Empfindung fodert. Sanfte, wehmüthige Klage um verlornes Glück, getrennte Liebe, verſtorbene Geliebte und Freunde, um Sittenunſchuld hingeſchwundener Jahrhunderte, ſchwärmeriſche Erinnerung genoſſener, innige Sehnſucht nach dem Beſitz gewünſchter Güter ſind die Gegenſtände dieſer Elegie, die wir bei den Neueren in dem Grade vorzüglicher finden als bei den Alten, je mehr bei uns die Ausbildung der Sentimentalität ein tieferes Gefühl und eine gewiſſe Geiſtigkeit zur Folge gehabt hat. Doch verlieren ſich unſere Elegien oft auch in eine unfreie Stimmung oder in eine ſchwermüthige Manier. So verſchieden übrigens der Anlaß zur Trauer und die Empfindungsart der Trauernden iſt, ſo verſchieden muß auch der Ton der Elegie ſeyn. Anders klagt das Mädchen, das ſeine Blumen im Haar an den Tod erinnern, anders ein geflüchteter Bürger aus einer verheerten Stadt, wenn er, neben ſeinem Weibe, zwiſchen unmündigen Kindern, bald ſein jetziges Strohdach, bald die Aſche der ehemaligen Wohnung anſieht. Auch unter ähnlichen Umſtänden iſt der Ausdruck des Schmerzes nicht einerlei, wenn die Charaktere der Klagenden verſchieden ſind. Jakobi ſagt von ihr trefflich: „Sollt' ich der Elegie ein ſinnliches Bild geben, ſo würd' ich dieſelbe nicht, wie Viele gethan haben, in langen Trauerkleidern, mit zerſtreutem Haar und bedeckter Stirn über einem Sarge winſeln laſſen; ich würde ſie als eine ruhig ſitzende Nymphe, das Geſicht in die Hand gelegt, voll Rührung und Nachdenken vorſtellen. In ihren nachläſſigen Locken hinge ein zerriſſener Kranz, auf ihrem Schooß hätte ſie einen welken Blumenſtrauß. In der Ferne wär' ein Grabmal zu ſehen, wovon die obere Hälfte nur aus einem Cypreſſenwalde hervorragte. Hinter dieſem läg' ein Hügel voll Roſenknoſpen im Morgenroth." Die Elegie wird, wie ein Mädchengeſicht, niemals einnehmender, als dann, wenn unter den Thränen deſſelben ein Lächeln hervorſchimmert; wenn der ruhige Blick auf eine Reihe von ſchönen Bildern fällt, die aber, gleich den Herbſtblumen, im leichten Nebel da ſtehen und den Abſchied der beſſeren Jahreszeit verkündigen. Die Neueren bedienen ſich gewöhnlich für die eigentliche Elegie trochäiſcher Versmaße, ja auch der Versmaße der Oden. Im letzteren Sinne ſind manche Oden von Klopſtock Elegien. Über die Elegie der Alten ſiehe Schneiders Abhandlung in Kreuzers und Daubs Studien. dd.

Elemente, Grundſtoffe, Urſtoffe oder Uranfänge, bedeuten die Grundbeſtandtheile der Körper, die nicht weiter aus ungleichartigen Materien zuſammengeſetzt und alſo einfach ſind. Die Körper, die uns die Natur liefert, enthalten ſehr verſchiedene Beſtandtheile, die ſich durch die Chemie trennen und für ſich darſtellen laſſen. Eine Materie, welche die Kunſt nicht weiter zerlegen kann, wird nach unſern jetzigen Einſichten ein Grundſtoff, ein Element, oder beſſer ein unzerlegter Stoff genannt; denn man kann nicht ſagen, ob die Chemie nicht künftig noch Mittel entdecken werde, einen jetzt unzerlegbaren Stoff noch weiter zu zerlegen. (Tropiſch heißen daher Elemente, Grundlagen, Anfangsgründe einer Wiſſenſchaft, Kunſt und Elementar-, z. B. Elementarbegriff, Elementarunterricht, Elementarbücher ꝛc. — was dieſe Grundlagen enthält, ſich auf dieſelben oder auf die Urbeſtandtheile eines Gegen-

ſtandes bezieht). Vor nicht gar langer Zeit hielt man z. B. das Waſſer für ein unbezweifeltes Element und dennoch fand Lavoiſier Mittel, es in ſeine Beſtandtheile aufzulöſen. Die Alten nahmen ſeit Ariſtoteles vier ſogenannte Elemente an: Feuer, Waſſer, Luft und Erde. Dieſe Meinung hat ſich bis auf die jetzigen Zeiten unter denen fortgepflanzt, die ſich um die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften nicht bekümmern. Sie glauben, daß alle Naturkörper aus jenen vier Elementen zuſammengeſetzt ſind. Hingegen beweiſen die neuern Unterſuchungen, daß nur das Feuer unter dieſen ein wahres Element iſt, die übrigen aber zuſammengeſetzter Körper ſind. Außer dem Feuer aber finden die neuern Chemiker mehr als vierzig unzerlegte Stoffe. Sie ſind folgende:

Nach dem phlogiſtiſchen,	Nach dem antiphlogiſt. Syſtem.
1. Wärmeſtoff.	1. Wärmeſtoff (calorique).
2. Brennſtoff (Baſis des Lichts).	2. Lichtſtoff (lumière).
3. Waſſerſtoff.	3. Waſſerſtoff (hydrogène).
4. Grundlage der Lebensluft.	4. Sauerſtoff (oxygène).
5. Salpeterſaure Grundlage.	5. Stickſtoff (azote).
6. Kohlenſaure Grundlage.	6. Kohlenſtoff (carbone).
7. Schwefelſaure Grundlage.	7. Schwefel (soufre).
8. Salzſaure Grundlage.	8. Stoff der Kochſalzſäure (radical muriatique).
9. Flußſpathſaure Grundlage.	9. Stoff der Flußſpathſäure (radical fluorique).
10. Boraxſaure Grundlage.	10. Stoff der Boraxſäure (radical boracique).
11. Phosphorſaure Grundlage.	11. Phosphor (phosphore).
12. Kieſelerde.	12. Kieſelerde.
13. Kalkerde.	13. Kalkerde.
14. Talkerde.	14. Talkerde.
15. Thonerde.	15. Thonerde.
16. Schwererde.	16. Schwererde.
17. Zirkonerde.	17. Zirkonerde.
18. Corunderde.	18. Corunderde.
19. Gewächsalkali (potasse).	19. Gewächsalkali.
20. Mineralalkali.	20. Mineralalkali (soude).
21. Grundlage des Goldes.	21. Gold.
22. — — — Platina.	22. Platina.
23. — — — Silbers.	23. Silber.
24. — — — Queckſilbers.	24. Queckſilber.
25. — — — Blei's.	25. Blei.
26. — — — Kupfers.	26. Kupfer.
27. — — — Eiſens.	27. Eiſen.
28. — — — Zinns.	28. Zinn.
29. — — — Zinks.	29. Zink.
30. — — — Wismuths.	30. Wismuth.
31. — — — Spießglanzes.	31. Spießglanz.
32. — — — Nickels.	31. Nickel.
33. — — — Kobalts.	33. Kobalt.
34. — — — Arſeniks.	34. Arſenik.
35. — — — Braunſteins.	35. Braunſteinmetall.
36. — — — Molybdäns.	36. Molybdän.
37. — — — Wolframs.	37. Wolframmetall.
38. — — — Uraniums.	38. Uranium.

39. Grundlage des Titaniums.	39. Titanmetall.
40. — — — Telluriums.	40. Tellurium.
41. — — — Chromiums.	41. Chromium.

Außer dieſen entdeckt die Chemie von Zeit zu Zeit noch neue einfache Stoffe, namentlich ſolche, die zu den Metallen gehören.

Elephantenorden, ſiehe **Orden**.

Elephantiaſis iſt eine Hautkrankheit, die am häufigſten in den warmen Zonen vorkommt und ſchon den Arabern bekannt war. Sie befällt entweder den ganzen Körper oder einzelne Theile, tritt mit mehr oder weniger Fieber ein, von dem ſie oft auch in ihrem Verlaufe begleitet wird, und endigt ſich meiſtentheils tödtlich. Die Füße ſchwellen dabei unförmlich auf, werden knotig, ſehen dunkel gefärbt aus und laſſen einen Vergleich mit den Füßen eines Elephanten zu, daher der Name.

Eleuſis, nächſt Athen die anſehnlichſte Stadt in Attika, merkwürdig durch die dort gefeierten Myſterien, welche nach ihr die **eleuſiniſchen Myſterien** oder **Geheimniſſe**, auch die **Eleuſinien** hießen. Ihr Stifter, ſo wie die Zeit ihrer Stiftung kann nicht angegeben werden; gewiß iſt es, daß ſie die älteſten und eben darum die ehrwürdigſten in Griechenland, und daß ſie der Ceres und Proſerpina gewidmet waren. Urſprünglich waren ſie wahrſcheinlich ein National- und Erntefeſt, deſſen Zweck war, der Ceres für die verliehenen Früchte zu danken, des vorigen Zuſtandes zu gedenken und des gegenwärtigen ſich zu erfreuen; alle Feindſchaften aufzuheben, und neue Geſetze und Unternehmungen zu verabreden. Indeß mochte der Keim zu den eigentlichen Myſterien ſchon in jenen früheren Feierlichkeiten liegen. Sie dauerten neun Tage, welche man wahrſcheinlich zum Theil anwandte, die wichtigſten Thaten und Begebenheiten der Ceres und Proſerpina vorzuſtellen. Wie ſich aus dieſen rohen Spielen die wahren Myſterien gebildet haben, darüber fehlt es freilich an beſtimmten Angaben. Der Ort, wo ſie gefeiert wurden, war der Cerestempel zu Eleuſis, den Perikles hatte erbauen laſſen, und welcher 20- bis 30,000 Menſchen faßte. Um den Tempel befand ſich ein mit einer Mauer umſchloſſener Hof. Hinter dem Tempel war eine Erhöhung in dem Felſen, worauf er ſtand, die 8 bis 9 Fuß über den Boden des Tempels hervorragte, 270 Fuß lang und an einigen Stellen 44 Fuß breit war, und an deren nördlichem Ende man noch die Spuren einer Capelle ſieht. Die Perſonen, die den Eleuſinien vorſtanden, waren 1. der Hierophant, der jedesmal aus dem Geſchlecht der Eumolpiden erwählt wurde. Er erſchien bei den heiligen Myſterien als Weltſchöpfer und war mit Sinnbildern der Allmacht ausgeſtattet; 2. der Fackelträger. Er war das Bild der Sonne. Sein Geſchäft war, die Einzuweihenden zu reinigen und in der fünften Nacht, worin man das Herumirren der Ceres am Ätna vorſtellte, die übrigen Fackelträger anzuführen; 3. der heilige Herold, der den Einzuweihenden Stille, den Unheiligen aber Flucht und Entfernung gebot; 4. der Altardiener, der das Sinnbild des Mondes trug. Außer dieſen Perſonen ſorgte der zweite Archont, der Baſileus, für die äußere Ordnung, trug den Göttern die Bitten des Volks vor und befahl den Ungeweihten und den mit ſchweren Verbrechen Belaſteten ſich zu entfernen. Die Ruheſtörer richtete und beſtrafte er nachher. Die Unterbeamten übergehen wir, und führen nur an, daß nach dem Zeugniß der Alten auch Prieſte-

rinnen vorhanden waren, von deren Verrichtungen wir aber nichts wiſſen. — Die Myſterien ſelbſt werden gewöhnlich in die großen und kleinen unterſchieden. Die meiſten Schriftſteller erzählen Folgendes darüber: Als Hercules nach Athen kam, um ſich in die Myſterien einweihen zu laſſen, durfte noch kein fremder Grieche zugelaſſen werden. Um aber den eben ſo gefürchteten als verehrten Heros nicht zu beleidigen und doch die alten Geſetze nicht zu verletzen, ſetzte man die kleinen Myſterien ein, mit denen er ſich begnügen mußte. — Die kleinen Myſterien dienten als Vorbereitung zu den großen, zu jenen aber bereitete man ſich durch allerlei Andachtsübungen, heilige Gebräuche und ſymboliſche Handlungen vor, deren Zweck war, die Einzuweihenden wenigſtens auf eine Zeit lang von der Welt, ihren Geſchäften und Freuden abzuziehen und einen vorzüglichen Grad von Sinnesänderung, Andacht und Sehnſucht nach den zu hoffenden Offenbarungen in ihnen zu erwecken. Dieſe Reinigungszeit dauerte ein Jahr, und niemand durfte bei Todesſtrafe ungereinigt an den Myſterien Theil nehmen. Aber nicht Jeder wurde zu den Reinigungen zugelaſſen. Anfangs gelangten nur Athenienſer dazu, nachher auch andere Griechen und zu Cicero's Zeiten auch Fremde, nur mußten ſie von dem Verbrechen des Mordes und der Gottloſigkeit, und anderer ſchweren Schuld frei ſeyn. Die Einweihung geſchah zur Nachtzeit, die Einzuweihenden hatten die Häupter mit Myrthen umkränzt und mußten beim Eintritt ihre Hände mit geweihtem Waſſer waſchen; auch wurde allen öffentlich verkündigt, daß ſie ſich den Geheimniſſen nur mit reinen Händen, reiner Seele und reiner griechiſcher Mundart nähern ſollten. Die Feier der Myſterien fing mit dem 15ten Tage des Monats Boedromion an, und dauerte neun Tage. Am erſten verſammelten ſich die Einzuweihenden, am zweiten mußten ſich die Eingeweihten im Meere waſchen und reinigen, am dritten wurden Opfer dargebracht, am vierten fand eine feierliche Prozeſſion Statt, wobei der heilige Korb der Ceres auf einem geheiligten Wagen geführt wurde. Der fünfte Tag hieß der Fackeltag, weil in der ihm folgenden Nacht die Einzuweihenden paarweis und ſchweigend mit brennenden Fackeln einhergingen. Oft kehrten ſie bei ihrer Wanderung nach der geheiligten Stätte zurück und bei jedem neuen Beginnen des Zuges beflügelten ſie ihre Schritte. Dabei wechſelten ſie mit den Fackeln, um durch das Kreiſen derſelben auf das Herumirren der Ceres zu deuten, als ſie ihre Tochter mit der am Ätna angezündeten Fackel ſuchte. Der ſechste Tag war der feierlichſte. Er begann mit einer Prozeſſion, in welcher die Einzuweihenden und die Tempeldiener die Bildſäule des Jacchus (Bacchus), des Sohns der Ceres und des Jupiter, welcher mit der Fackel in der Hand die Göttin bei ihren Nachforſchungen begleitet hatte, von Athen nach Eleuſis führte. Der Zug beſtand oft aus 30,000 Perſonen, bewegte ſich abgemeſſen nach dem Schalle der Inſtrumente und dem Geſange heiliger Lieder und hielt von Zeit zu Zeit inne, weil Opfer gebracht oder Tänze aufgeführt wurden. Ehe man in Eleuſis einzog, mußten ſich alle in einer der Proſerpina geheiligten Quelle nahe vor der Stadt waſchen; die Bildſäule ward in den Tempel gebracht. Mit dem Anbruche der Nacht fing die Einweihung in die Myſterien an. Nachdem der zweite Archont die vorgängigen Gebete und Opfer verrichtet hatte, traten die Einzuweihenden in den heiligen Bezirk, wo ſie die Diener des Tempels in ihrem Schmucke vorfanden. Der

Hierophant ſtellte den Weltſchöpfer, der Fackelträger die Sonne, der Altardiener den Mond, der heilige Herold den Merkur vor. Letzterer rief mit lauter Stimme: Hinweg von hier alle Ungeweihten, alle Gottloſen, alle, deren Seelen mit Verbrechen bedeckt ſind! worauf ſich bei Todesſtrafe alle entfernen mußten, die kein Recht hatten, dazubleiben. Dann wurden die Einzuweihenden nochmals gereinigt und das Ritual der Einweihung verleſen, worauf man heilige Lobgeſänge auf die Ceres anſtimmte. Dann folgten Vorſtellungen, welche die Schickſale der abgeſchiedenen Seelen, die Örter der Finſterniß und des Lichts, die Freuden der Seligen und die Qualen der Verdammten anſchaulich machten, und damit endigten, daß der Hierophant den Vorhang vom Allerheiligſten wegzog und die Bildſäule der Göttin in glänzendem Lichte und mit ihren reichſten Zierrathen geſchmückt erſchien. Wenn die Einzuweihenden dies alles geſehen und die Erklärungen des Hierophanten gehört hatten, hielt man ſie für vollendet und aller Schuld entbunden, und die Weihe war beendigt. Am ſiebenten Tage wurden Spiele zu Ehren der Göttin angeſtellt, wobei der Siegespreis ein Maß auf den Feldern von Eleuſis gewonnener Gerſte war. Am achten Tage wurde die Einweihung, wie ſie am ſechsten Statt gefunden, für diejenigen, die noch nicht aufgenommen waren, wiederholt; der neunte Tag endlich ſchloß mit Darbringung eines Trankopfers. — Der Zweck aller dieſer myſtiſchen Vorſtellungen der Geſchichte der Ceres und Proſerpina, der Qualen des Tartarus, und der Freuden Elyſiums, welche alle mit der größten Kunſt und auf eine Begeiſterung erweckende Weiſe aufgeführt wurden, war wohl kein anderer, als durch ſinnliche Mittel die Überzeugung von der Unſterblichkeit der Seele, von Belohnungen und Strafen unter dem Volke zu verbreiten. Die Eingeweihten ſtanden unter der Götter beſonderm Schutz und ſie allein waren der Freuden des künftigen Lebens gewiß. Ganz verſchieden von dieſen kleinen waren die großen Myſterien, welche die eigentlich geheimen Lehren enthielten, die der Hauptzweck der ganzen Anſtalt waren und im Innerſten des Heiligthums von dem Hierophanten nur Wenigen mitgetheilt wurden. Ihre Geheimhaltung ward bei den fürchterlichſten Strafen geboten; Fluch und Tod traf den, der das Schweigen brach. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß dieſe Lehren dahin abzweckten die Volksreligion und die Mythen derſelben zu erklären und ihrem wahren Gehalte nach darzuſtellen. Statt ihrer trug man die Lehre von einem einzigen Gott vor und zeigte die hohe Würde und künftige Beſtimmung der menſchlichen Seelen. Man unterrichtete in der Kenntniß der Natur der Dinge und des Weltalls ſelbſt, und lehrte Gott aus der Größe, Pracht, Ordnung und Schönheit der Natur kennen. In Anſehung der menſchlichen Seelen lehrte man, daß ſie urſprünglich Dämonen geweſen, zur Strafe ihrer Vergehungen aber in menſchliche Leiber eingekerkert worden u. ſ. w.

Eleutheronomie, die Lehre von der ſittlichen Freiheit (d. i. der Freiheit, dem Vernunftgeſetz gemäß zu handeln). Nach Kant iſt ſie das Gegentheil der Eudämonie oder Glückſeligkeitslehre.

Elfen ſind in der alten nordiſchen Mythologie gewiſſe in unzähliger Menge, bald ſichtbar, bald unſichtbar umherſchweifende Geiſter, die entweder als glänzende oder gute und zugleich ſehr ſchöne Weſen, helle Elfen, (Liosalfar) im Himmel (Alfheim),

oder als ſchwarze, böſe und häßlich gebildete Weſen, Schwarzelfen, (Swartalfar) unter der Erde wohnen. Jene, ſagt die Edda, ſind glänzender als die Sonne, dieſe ſchwärzer als Pech. Von den letztern ſchreibt ſich der berüchtigte Alp her. Matthiſon hat den Charakter der Elfen in einigen Liedern geſchildert, welche zu ſeinen beſten gehören.

Elfenbein, die weiße, feine und harte Maſſe, aus welcher die beiden großen, langen und hervorſtehenden Zähne des Elephanten beſtehen, und aus welcher man viele und feine Sachen verfertigt; Arbeiten, Geräthe von Elfenbein. Uneigentlich und dichteriſch, etwas dem Elfenbeine an Weiße und Glanze Ähnliches.

Eliſa, Yoriks Geliebte, ſ. Draper.

Eliſabeth (Königin von England), Tochter Heinrichs VIII. und der Anne von Bulen, geb. am 8. Sept. 1533, geſt. am 3. April 1603 im ſiebzigſten Jahre ihres Alters und im vierundvierzigſten ihrer Regierung. Dieſe große Monarchin gehörte unter die drei Souveraine, von denen Papſt Sixtus V. ſagte: „daß ſie allein zu regieren verſtänden, nämlich Heinrich IV. von Frankreich, Eliſabeth von England und er ſelbſt;“ wie er ſie denn auch in dem Anathema, das er über ſie, die Ketzerin, ausſprach: „uno grande cerebello di principessa“ nannte. Eliſabeths Lebens- und Regierungsgeſchichte iſt eine der lehrreichſten für ihr Geſchlecht, ihren Rang und ihre Nation. Aus dem Gefängniſſe ſtieg ſie auf den Thron, den ſie nie mit einem Gemahle theilte, daher ſie einſt ſelbſt vor dem Parlamente ſprach: „meine ſchmeichelhafteſte Grabſchrift kann nur die ſeyn: hier liegt Eliſabeth, welche lebte und ſtarb als Jungfrau und Königin!“ Ihre grauſame Schweſter Marie hatte nach dem Tode ihres Bruders, Königs Eduard VI., den Thron von England beſtiegen und hielt Eliſabeth lange Zeit im Tower gefangen. In dieſer Abgeſchiedenheit von der Welt bildete ſie ihren Geiſt; Sprachen und Geſchichte machte ſie ſich zu eigen: ſie verſtand die Kunſt, ihre Schweſter, die Catholiken und Proteſtanten, Alle zu gleicher Zeit mit ſich zu vereinigen. Nach Mariens Tod (1558) ward ſie in ihrem 25ſten Jahre Königin, und ließ als ſolche ſich 1559 mit vielem Glanze krönen und zwar von einem catholiſchen Biſchofe, um nicht die Gemüther von ſich abzuſchrecken; aber im Herzen war ſie Proteſtantin und konnte die Herſtellung und Befeſtigung ihrer Religion kaum erwarten. Bald nach ihrer Krönung ließ König Philipp II. von Spanien um ihre Hand anhalten; aber ſie, die im Stande der Erniedrigung entſchloſſen geweſen war, ſich mit einem gewöhnlichen Edelmann zu vermählen, wies Philipps Bewerbung eben ſo zurück, wie die Anträge anderer mächtiger Fürſten. Ihr Geiſt ward durch die innern Angelegenheiten des Landes bald auf das lebhafteſte ergriffen. Von allen Seiten entzündete ſich der Kampf der Kirche. Beide Parteien, die catholiſche wie die reformirte, hatten gleichviel Anhänger. Eliſabeth benutzte die Stimmung der Gemüther; ſie rief ein Parlament zuſammen, und das Reſultat ihrer Anſtrengungen war die Wiederherſtellung der anglicaniſchen Religion, wie ſie noch beſteht. Weislich wählte ſie für das Bedürfniß ihres Volks, ſeines Charakters und für die Zeit dies Syſtem, ein Gemiſch von Calvinismus und Catholicismus in Lehren und Form. Biſchöfe, Chorherren, Geiſtliche, Decoration der Kirchen, Orgeln und Muſik blieben, aber der Zehente, die Annaten, die Privilegien wurden abgeſchafft; die Beichte

ward erlaubt, aber nicht befohlen; die wirkliche Gegenwart des Leibes im Abendmahle zugelaſſen, doch ohne Verwandlung (Transſubſtantiation). Die Politik Eliſabeths wollte, daß die oberſte Gewalt in Kirchenſachen ein Attribut der Krone ſey und bleibe, und ſo erhob ſie ſich zum Chef der Religion, unter dem Titel: ſouveraine Statthalterin der engliſchen Kirche im Geiſtlichen und Weltlichen. Die Prälaten, welche ſich dieſen Neuerungen entgegenſetzen wollten, wurden ihrer Pfründen beraubt. Aber die Mehrzahl unterwarf ſich. Von 9400 Pfründnern, welche Großbritannien enthielt, fühlten nur 144 die unerbittliche Strenge der conſequenten Reformatorin, welche vielfache Verbote wider die Ausübung der catholiſchen Religion ergehen ließ und die Übertreter unnachſichtig beſtrafte. Bedeutende Geldbußen, Einziehung des Vermögens, ewiges Gefängniß und ſogar der Tod in Hunger und Elend, dies war die Stufenfolge der Strafen, welche die unglücklichen Märtyrer unvermeidlich trafen, die es wagen wollten, treu ihrem Glauben zu bleiben. Allen engliſchen catholiſchen Predigern wurde bei der Strafe der beleidigten Majeſtät der Aufenthalt und die Rückkehr nach England unterſagt; viele endigten ihr Leben im Kerker, andere unter Martern. Eliſabeths Vertheidiger wollen behaupten, daß ſie dann erſt die Leibesſtrafen verordnet, nachdem Pius V. durch eine Bulle (1570) alle Engländer von allen ihren geleiſteten Eiden entbunden und aufgefodert habe, die Krone auf ein anderes Haupt zu ſetzen. Dieſe Auffoderungen, ſtets unterhalten durch die Einflüſterungen der Jeſuiten, mußten beſorgen laſſen, daß die Catholiken ſich wieder erheben möchten; doch ſie wären von den Proteſtanten bei der erſten Bewegung erdrückt worden. Man wußte in England jenen Orden, den man ein bloßes Schwert nannte, deſſen Griff aber immer in Rom ſey, in Schranken zu halten; alle Jeſuiten, welche Proſelyten machen wollten, ſtarben unter der Hand des Henkers. Eliſabeths Thron war noch nicht ganz befeſtigt; aber ſie glaubte kein Blut ſchonen zu müſſen, um ihrem Staate den Frieden zu geben, obgleich, wie Hume ſehr richtig bemerkt, die grauſamen Hinrichtungen nicht die beſten Mittel waren, um die Gemüther ſowohl mit der Regierung als mit der Nationalreligion zu vereinigen. Jedoch Eliſabeth erreichte ihre Abſicht, ſo merkwürdig der Leichtſinn auch immer bleiben wird, mit welchem von jeher die Engländer ihren Glauben vertauſchten; Heinrich VIII. machte aus ihnen Ketzer, Marie, ſeine Tochter, konnte ſie wieder zu guten Catholiken bekehren und Eliſabeth verwandelte ſie abermals in Ketzer, und alles dies geſchah in weniger als vierzig Jahren. Das Letztere iſt jedoch am erklärlichſten. Denn wer hätte wohl den Mitteln widerſtehen mögen, die Eliſabeth gebrauchte und in deren Wahl ſie nie verlegen war, noch fehlgriff. Die Ermordung der eben ſo ſchönen als unglücklichen Maria Stuart von Schottland, die Hinrichtung des Herzogs von Norfolk als Mariens Anhänger, ihr ganzes Betragen vor und nach dieſer ſchrecklichen Begebenheit bezeichnen den Charakter Eliſabeths, welche die Verſtellung für die höchſte Politik, für die erſte Eigenſchaft der Souveraine hielt. Philipp II. von Spanien, entrüſtet über die Zurückweiſung ſeiner Hand, entbrannt durch die Fackel des Fanatismus, die man in Rom dem Großinquiſitor von Spanien verliehen hatte, empört über das Schickſal ſeiner Freundin Maria Stuart, hatte noch bei deren Leben den Plan zu einer Landung in England entworfen; ein Jahr

nach Mariens Tode (1588) wollte er ihn ausführen; doch ſeine ungeheure Flotte, die unüberwindliche genannt, wurde zerſtört im Angeſicht der frohlockenden Eliſabeth. Ein furchtbarer Sturm zerſtörte jene Flotte, welche England erobern ſollte, und die Beſatzung wurde theils vom Meere verſchlungen, theils die Beute der Britten. Es wurden Medaillen geſchlagen; auf der einen Seite ſtanden die prächtigen Worte: „Venit, vidit, vicit" und „Dux foemina facti!" Auf einer andern ſah man eine zertrümmerte Flotte mit der Umſchrift: „Afflavit Deus et dissipati sunt!" Daß Eliſabeth auch im Waffenrocke ſich zu benehmen wußte, bewies ſie, als ſie die Nachricht von jenen ungeheuern Rüſtungen erhielt; auf dem Felde von Telleburg verſammelte ſie ihre Soldaten und ſprach zu ihnen: „Ich ſelbſt, Soldaten, werde euch gegen den Feind führen. Wohl weiß ich, daß ich nur den ſchwachen Arm eines Weibes habe, aber mich belebt die Seele eines Königs, und was noch mehr iſt, eines Königs von England. Eher werde ich im Kampfe untergehen, als den Untergang und eine ſchmachvolle Sclaverei meines Volkes überleben!" Die Hinrichtung des Grafen Eſſex, Vicekönigs von Irland, eines ihrer Lieblinge, den ſie als Hochverräther verurtheilen mußte, ſchmerzte ſie ſo tief und unabläſſig, daß ſie in eine tiefe Schwermuth fiel und an einer Entkräftung ſtarb. Als man ihr Ärzte vorſchlug, ſagte ſie noch kurz vor ihren letzten Augenblicken: „ich wollte ihre Hülfe nicht, als ich noch jung war, und ſie würden außerdem ſich gewiß rühmen, meine Tage bis zu dem heutigen verlängert zu haben; warum aber ſoll ich ſie jetzt gebrauchen, da die Lampe kein Öl mehr hat, da man ihnen meinen Tod wohl gar zum Vorwurfe machen könnte?" Mit derſelben Aufrichtigkeit antwortete ſie dem Erzbiſchofe von Canterbury, der, um ihr Muth zum letzten Schritte einzuflößen, ihr alles Rühmliche ihres Lebens vorzählte: „Mylord, die Krone, die ich ſo lange getragen habe, hat mich während meines Lebens eitel genug gemacht; vermehrt dies Gefühl nicht noch ſo kurz vor meinem Tode!" Phyſiſche Gründe ſollen ſie verhindert haben, ſich zu verheirathen; allein auch außerdem beſaß Eliſabeth gewiß Stärke genug, um jede Neigung ihrer Politik aufzuopfern, ſobald ihre wahre Souverainetät dabei in Gefahr gekommen wäre. Der ſchottiſche Geſandte ſagte ihr einſt: „Verheirathet werdet Ihr nur Königin ſeyn, jetzt aber ſeyd Ihr König und Königin zugleich!" Sie fühlte dies nur zu ſehr, und wie ſtolz ſie darauf war, dem treu geblieben zu ſeyn, ſpricht ſich in der ſelbſt gewählten Grabſchrift aus, deren wir ſchon gedacht haben. Eliſabeths Regierung bleibt für Großbritannien unvergeßlich. Unter ihrer Begünſtigung machte Franz Drake (ſ. d. Art.) ſeine Reiſe um die Welt und unterwarf ihrem Scepter mehrere Beſitzungen in Amerika. Die engliſche Marine erhielt eine nie zuvor gehabte Stärke; die Engländer eroberten Cadix und verbrannten die ſpaniſche Flotte unter Howard (1596). Eine Handelsgeſellſchaft bildete ſich (1600) und erhielt ein ausſchließendes Privilegium zum Handel mit Oſtindien; Englands Handel überhaupt umfaßte damals ſchon alle vier Enden der Welt. Eliſabeth that unendlich viel für Manufactur- und Induſtriewesen im Allgemeinen, für die Befeſtigung der Geſetze, für die Vervollkommnung der Polizei. Sie war eine entſchiedene Feindin alles Luxus; ſie verbannte allen überflüſſigen Aufwand in Kleidungen, Waffen und allen andern Gegenſtänden des Luxus. Doch brachte ſie die erſten

ſeidenen Strümpfe nach England. Ihr Finanzſyſtem war einfach. Alle Einkünfte wurden hauptſächlich zur Vertheidigung des Vaterlandes verwendet, und nie bereicherte ſie einen ihrer Günſtlinge, ob ſie gleich deren mehrere hatte, auf Unkoſten ihrer Unterthanen. Ohne die Gewiſſensfreiheit geradezu zu bewilligen, wußte ſie ſich doch ſehr weiſe vor den Religionskriegen zu verwahren, welche faſt ganz Europa entzündeten. Auch fing unter ihr die engliſche Nationalliteratur an aufzublühen. Wäre Eliſabeths Leben nicht durch den Tod der Maria Stuart befleckt, der Spiegel ihrer Seele nicht durch die Theatercoups, die ſie in allen Verhältniſſen anwendete, verdunkelt worden, ſie ſtünde als die größte Frau da, die je auf einem europäiſchen Throne ſaß; ihre tiefe Politik, ihre unermüdliche Aufmerkſamkeit, ihr Muth, ihre Geſchicklichkeit und Gewandtheit in den mißlichſten Angelegenheiten, ihre Wirthſchaftlichkeit, ihre mannichfachen Kenntniſſe ſichern ihr einen unvergänglichen Ruhm und eine wahre Muſterhaftigkeit. Sie war ſogar gelehrt; ſie verſtand fünf bis ſechs verſchiedene Sprachen, von denen ſie einige ſprach, und beurkundete ihre Gelehrſamkeit durch mehrere Überſetzungen aus dem Griechiſchen, Lateiniſchen und Franzöſiſchen. Ihr engliſcher Horaz ward ſehr geſchätzt. Doch war ſie auch eitel genug, auf ihre Autorſchaft ſich viel zu gute zu thun. Aber man befriedigte ſie nur halb, wenn man ihre Talente rühmte, ohne zugleich ihre Schönheit zu preiſen. In ihrem 68ſten Jahre hatte ſie dieſe Leidenſchaft noch nicht verlaſſen. Gregorio Leti hat ihr Leben beſchrieben (Haag, 1741); doch würde man gern dieſes verunglückten Verſuchs nicht erwähnen, wenn ein beſſeres Werk vorhanden wäre. Unterhaltend, aber ohne großen hiſtoriſchen Werth, hat Archenholz Eliſabeths Geſchichte im hiſtoriſchen Calender für Damen auf das J. 1790 erzählt. I.

Eliſabeth (Philippine Marie Helene) von Frankreich, Schweſter des unglücklichen Königs Ludwig XVI., geb. zu Verſailles am 3. Mai 1764, ſtarb unter der Guillotine am 10. Mai 1794, als ein Opfer der Revolutionswuth, die damals Frankreich zerfleiſchte. Ihr Leben iſt ein Bild der zärtlichſten Geſchwiſterliebe, der liebenswürdigſten Tugenden, der höchſten Reſignation und weiblichen Würde. Sie war das jüngſte Kind ihrer Ältern (des Dauphins Ludwig und deſſen zweiter Gemahlin Marie Joſephine von Sachſen), die ſie ſchon im dritten Jahre ihres Lebens verlor. Die Liebe zu ihrem Bruder, dem Herzog von Berry, nachmaligem König Ludwig XVI., verdoppelte ſich nun. Sie hing an ihm mit einer ſo unbeſchreiblichen Innigkeit, daß ſie gleichſam vom Himmel dazu beſtimmt zu ſeyn ſchien, ihn einſt in ſeinem Unglücke tröſten und ſein Geſchick theilen zu ſollen. Unter der bildenden Hand der Frau von Mockau, Untergouvernante der Kinder von Frankreich, einer vortrefflichen Frau, erwarb Eliſabeth ſich Kenntniſſe aller Art, beſonders in der Geſchichte und Mathematik; bald entfaltete ſie herrliche Eigenſchaften. Die Trennung von ihrer Schweſter Clotilde, die den Prinzen von Piemont heirathete, war ihr erſter Schmerz. Ihre beabſichtigte Verheirathung mit dem Herzog von Aoſt, Infanten von Spanien, zweitem Sohne des Königs beider Sicilien, zerſchlug ſich wieder, und ihr Herz, mehr für Empfindungen der Freundſchaft empfänglich, war glücklich dabei. Ihre Tante Louiſe bei den Carmeliterinnen zu St. Cyr beſuchte ſie oft, und ihr Bruder der König ſah dies gern; „doch,“ ſagte er einſt zu ihr, „unter der

Bedingung, daß du ihr nicht in jene Einſamkeit folgen mögeſt, denn ich kann dich nicht entbehren!" Als Ludwig XVI. ſich die Blattern impfen ließ, that Eliſabeth es auch; ſie ließ aber mit ſich zugleich noch 60 junge arme Mädchen impfen, die mit derſelben Sorgfalt behandelt werden mußten, wie ſie ſelbſt. Als man ihr eine Haushaltung einrichtete, wies man ihr unter andern auch 25,000 Livres jährlich zu Diamanten an; aber auf ihr Verlangen mußte dieſe Summe ſechs Jahre nach einander an eine junge Perſon, die ſie liebte, die aber unvermögend war, gezahlt werden. Auf einem Landgute, welches der König ihr heimlich gekauft hatte, verlebte Eliſabeth die ſchönſten Augenblicke ihres Lebens unter ländlichen Geſchäften, im Wohlthun und in den ſüßen Gefühlen, welche der Genuß der Natur der Seele gewährt. Der Anfang der Revolution ſtörte dieſes Glück. Die Verſammlung der Notablen flößte ihr Schrecken ein, aber als ſie ihre Operationen begonnen hatten, wendete ſie alles an, um den Kummer zu mildern, der ſich ihres unglücklichen Bruders bemächtigte. Sie war es, die ihm am 6. October die Feſtigkeit einflößte, die er zeigte; ſie begleitete ihn am andern Morgen nach Paris und nach dem Stadthauſe. Als die königliche Familie in die Tuilerien gebracht worden war, ſchrieb ſie an eine ihrer Freundinnen: „Man hat uns in die Tuilerien geführt; es war nichts darin vorbereitet, aber wir haben doch geſchlafen im Übermaße der Ermüdung. So viel iſt gewiß, daß wir hier als Gefangene ſind; mein Bruder will es nicht glauben, aber die Zeit wird es ihn lehren. Unſre Freunde meinen wie ich, daß wir verloren ſind. Es bleibt uns nur die Hoffnung auf Gott, der ſeine Auserwählten nie verläßt. Mein Bruder hat ſich ganz in ſein Schickſal ergeben; ſeine Frömmigkeit vermehrt noch ſein Unglück." Als Ludwig flüchtete, begleitete ihn Eliſabeth, und wurde von Varennes mit ihm zurückgebracht; ſie war es, die an ſeiner Seite ein Wüthender am 20. Juni 1792 für die Königin anſah und ſchrie: „ſeht da die Öſterreicherin! zum Tode mit ihr!" Als hierauf ein Gardeoffizier eilte, ſie zu nennen und ſo den Irrthum aufzuklären, ſprach ſie: „o warum läßt man ſie nicht in der Meinung, ich ſey die Königin; es würde dann vielleicht nur ein größeres Verbrechen vermieden werden." Am 10. Auguſt war ſie durch nichts, ſelbſt nicht durch des Königs Bitten zu bewegen, das Schloß zu verlaſſen; ſie folgte ihm in die Verſammlung. Da erzitterte ſie vor dem Waffenlärm, vor dem entſetzlichen Geſchrei der ſterbenden Schweizer — da vernahm ſie die Thronentſetzung ihres Bruders, da war ſie zwei Tage lang Zeuge, wie man über die Wahl des ſicherſten Kerkers für die königliche Familie und ſie ſelbſt berathſchlagte. Sie ward mit in den Tempel gebracht. Hier, in dieſem verhängnißvollen Aufenthalte vergaß ſie ganz ſich ſelbſt, um nur für Andere zu leben. War ſie am Hofe Beſcheidenheit und Güte geweſen, ſo war ſie hier die Geduld und Ergebung ſelbſt. Als Ludwig, als Marie-Antoinette ſchon längſt geopfert waren, führte man endlich auch Eliſabeth vor das Schreckensgericht. Am 9. Mai 1794 um ſieben Uhr des Abends war es, als man ſie aus dem Tempel in die Conciergerie brachte. Sie ward ſogleich bei verſchloſſenen Thüren verhört. Am andern Morgen erſchien ſie wieder vor dem Tribunale, und antwortete, als ſie nach ihrem Namen und Rang gefragt wurde, mit Adel und Würde: „ich heiße Eliſabeth von Frankreich und bin die Tante eures Königs!" Dieſe

muthige Antwort, ausgeſprochen in einem Augenblicke, wo ſie, ohne Beiſtand, nur von blutdürſtigen Richtern umgeben war, ſetzte dieſe in Erſtaunen und unterbrach auf einen Augenblick das Verhör. Man hatte mit ihr zugleich noch 24 andere Schlachtopfer verurtheilt; war aber grauſam genug, ſie erſt Zeugin von der Hinrichtung aller dieſer Unglücksgefährten ſeyn zu laſſen, ehe man ihr eigenes Daſeyn endete. Mit Ruhe und Ergebung gab ſie ihr ſchönes Leben hin. Nicht eine Klage gegen ihre Richter und Henker entfloh ihren Lippen. Ohne ſchön zu ſeyn, war Eliſabeths Anblick einnehmend und lebhaft; ihr Haar war kaſtanienbraun; ihr blaues Auge hatte einen rührenden Anflug von Schwermuth; ein niedlicher Mund, ſchöne Zähne und ein blendend weißer Teint machten ſie reizend. Immer beſcheiden und faſt furchtſam in den Umgebungen prachtvoller Größe, muthig im Ungemach, immer tugendhaft ohne auch nur Einen Flecken: ſo war ſie, die auf dem Altare des ſchrecklichen Dämons geopfert wurde. Doch: „der ſtille Gott taucht ihre Fackel nieder, und die Erſcheinung flieht!“

Eliſabeth (Chriſtine), Gemahlin Königs Friedrich II. von Preußen, des Großen, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Wolfenbüttel-Bevern, geborne Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel; geb. den 8. Nov. 1715 zu Braunſchweig, vermählt am 12. Juni 1733 zu Salzdahlen, geſt. den 13. Januar 1797. Ihr herrlicher Charakter, ihre Tugenden, ihr gebildeter Verſtand haben dieſer Fürſtin allgemeine Achtung erworben. Gezwungen zu ihrer Wahl, hatte Friedrich bis zu ſeines Vaters Tode (1740) ſich entfernt von ihr gehalten, aber als er den Thron beſtieg, gab er die unzweideutigſten Beweiſe, wie ſehr er die ausgezeichneten Eigenſchaften ſeiner Gemahlin verehre, obgleich ſie nie ſeine Zärtlichkeit beſaß. Damals ſchrieb er an ſie: „das ganze Königreich weiß, wie ich Sie zum Altare geführt habe, Madame! Sie allein aber wiſſen, wie ich ſeitdem mit Ihnen gelebt habe. Dieſe Betrachtungen möchten Sie vielleicht beſorgen laſſen, daß heute, wo ich Herr meiner Handlungen geworden bin, ich den Verpflichtungen, die ich nur gezwungen eingegangen bin und nie erfüllt habe, entſagen möchte. Aber, Madame! Ihre Geduld, Ihre Zärtlichkeit, alle Ihre liebenswürdigen Eigenſchaften und Tugenden haben mir ſchon längſt die Augen geöffnet — es iſt, ich weiß nicht was in meinem Charakter, das mich abgehalten hat, dies Geſtändniß eher zu thun, als in dem Augenblick, wo es vor Ihren und aller Welt Augen offen daliegt, daß es aus meiner eigenen Überzeugung fließt. Dieſer Augenblick iſt gekommen, und ich lade Sie ein, Madame, einen Thron mit mir zu theilen, den zu beſitzen Sie ſo werth ſind!“ Sie ward von ihrem Gemahle am 1. Juni nach Berlin gebracht und von ihm ſeinem Hofe mit den Worten vorgeſtellt: „hier iſt Ihre Königin!“ Er ſchenkte ihr das Schloß Schönhauſen, wo ſie den Sommer zubrachte. Sterbend gab er ihr noch Beweiſe ſeiner Verehrung. Er verordnete in ſeinem Teſtamente außer 40,000 Thlr. jährlicher Penſion, noch eine jährliche Rente von 10,000 Thlrn.; „denn ſie hat,“ ſprach er, „während meiner ganzen Regierung mir nicht die mindeſte Veranlaſſung zum Mißvergnügen gegeben, und ihre unerſchütterliche Tugend verdient Ehrfurcht und Liebe!“ Ihr Leben war eine ununterbrochene Kette von Wohlthaten, und ſie hatte jährlich 24,000 Thaler, die Hälfte ihrer Revenüen zu Almoſen und Penſionen für dürftige Familien beſtimmt. Unendlich er-

griff es ſie, welche die erſten ſieben Jahre ihrer Ehe ſo trübe verlebt hatte, als ſie am 12. Juni 1783, drei Jahre vor dem Tode ihres Gemahls, das für Souveraine ſo ſeltene Glück genoß, ihre goldene Hochzeit zu feiern. Sie theilte das Intereſſe, welches Friedrich an den Wiſſenſchaften fand, im hohen Grade, und war ſelbſt Schriftſtellerin. Mehrere deutſche Schriften überſetzte ſie ins Franzöſiſche und ſchrieb in letzterer Sprache ſelbſt folgende Werke: La sage revolution. Berlin, 1779. Méditation à l'occasion du renouvellement de l'année sur les soins, que la providence a pour les humains etc Berlin, 1777. in 8. Reflexions pour tous les jours de la semaine. Berlin 1777. in 8. Reflexions sur l'etat des affaires publiques en 1778, adressées aux personnes craintives. Berl. 1778 in 8." Tiefes Gefühl und ein heller Blick charakteriſiren dieſe Werke.

Eliſabeth, (Petrowna), Kaiſerin von Rußland war die Tochter Peters des Großen, geb. am 19. Decemb. 1710, ſtarb am 5 Jan. 1762 im 51ſten Jahre ihres Alters und im 21. ihrer Regierung. Sie beſtieg den Thron durch jene Revolution der Garden in der Nacht vom 24. zum 25. Novemb. 1741, bei welcher der junge Kaiſer Iwan III. und deſſen Ältern im Bette arretirt und mit dem Miniſter Oſtermann und General Münnich nach Sibirien geführt wurden. Eliſabeths Leibarzt, l'Eſtocq (ſ. dieſ. Art.), hatte die ganze Begebenheit geleitet. Sie hatte auf Hymens ernſtere Bande verzichtet, nachdem der Herzog von Holſtein-Gottorp zwölf Tage nach ſeiner Verlobung mit ihr geſtorben war. Man ſagt, ſie ſey mit dem Oberjägermeiſter Alexis Razumowsky in geheim getraut geweſen. Übrigens waren alle ihre Günſtlinge zugleich ihre Liebhaber, und ſie gefiel ſich in einer gewiſſen Ungebundenheit, ſowohl im Vergnügen als in ihren Handlungen. Unter dem Einfluſſe dieſer Favoriten geſchah manches nachtheilige für den Wohlſtand des Staats; die Finanzen kamen in Unordnung, da die innere Verwaltung nicht eben die wirthſchaftlichſte war, und die Kriege gegen Schweden und Preußen ungeheure Summen koſteten. Im Frieden zu Abo (am 7. Aug. 1743) erhielt ſie den Theil von Finnland bis an den Fluß Kymene; im öſterreichiſchen Erbfolgekriege beſchleunigte der Marſch von 37,000 Mann Ruſſen an den Rhein (1747) den Abſchluß des aachner Friedens, und in welche große Bedrängniß war nicht durch die Ruſſen im ſiebenjährigen Kriege Friedrich der Große gekommen, der ſein ganzes Königreich Preußen eben in der Gewalt derſelben ſah, als Eliſabeths Tod ihn aus der gefährlichſten Lage rettete und von einer unverſöhnlichen, durch ſeinen bittern Witz höchſt beleidigten Feindin befreite. Eliſabeths Charakter war ein eigenes Gemiſch von Weichherzigkeit und Härte. Sie hatte den Wunſch, daß während ihrer Regierung Niemand mit dem Tode beſtraft werden möchte; aber ſie verurtheilte auf bloßen Antrieb ihrer Favoriten zum Kerker und zur Verweiſung nach Sibirien, Strafen, die meiſtens härter, als der Tod ſelbſt ſind. So wurden Hofintriguen, die man nach Gefallen mit dem Namen „Verſchwörungen" belegte, beſtraft wie Verbrechen. Da ſie eitel war, ſo konnte ihre Eiferſucht leicht gereizt werden, und nur zu oft wurde dieſe Leidenſchaft in ihr gemißbraucht. Sie hatte den Eigenſinn, daß keine Mode, die ſie liebte, und kein Stoff, den ſie trug, von irgend einer Dame am Hofe eher nachgeahmt und getragen werden durfte, bis ſie ſelbſt Mode und Kleid wieder abgelegt

hatte. Freilich wechſelte ſie ſehr oft, ſo daß, wie man verſichert, nach ihrem Tode nicht weniger als 30,000 verſchiedene Kleider in ihrer Garderobe gefunden wurden. Wahrſcheinlich um ſo manches gut zu machen, was ihr auf der Seele liegen mochte, und vom Himmel ein längeres Leben zu erkaufen, verordnete ſie in ihrer letzten Krankheit die Loslaſſung 13- bis 14,000 Unglücklicher, die wegen Schleichhandels gefangen ſaßen, ſo wie die Milderung der Abgaben vom Salz, wodurch eine Verminderung der Revenüen von 1½ Million Rubel jährlich verurſacht wurde. So ließ ſie auch alle diejenigen, welche wegen Schulden, die ſich nicht über 500 Rubel beliefen, im Arreſt waren, befreien, indem ſie aus ihren eigenen Mitteln die Gläubiger befriedigte; man gibt die Zahl der auf dieſe Weiſe befreiten Unglücklichen auf 25,000 an. Eliſabeth ſah ihrer Mutter ähnlich, aber ſie war noch ſchöner als jene; ſie war ſehr vortheilhaft und proportionirt gewachſen, und obgleich ihre Züge etwas groß waren, ſo hatte ihre Phyſiognomie doch eine unbeſchreibliche Sanftheit, welche ſich in der Unterhaltung mit ihr, die immer heiter und oft ſchmeichelnd von ihrer Seite war, noch erhöhte. Aber bei aller Ähnlichkeit im Äußern und in den Neigungen beſaß ſie doch nicht Catharinens Stärke der Seele, welche Peter den Großen feſſelte, und dieſe Souveraine weniger abhängig von ihren Umgebungen machte, ſo viel Gewalt auch einſt Menzikow über ſie übte. Aber Eliſabeth gehörte immer nur Andern, nie ſich ſelbſt und ihrem eigenen Willen an.

Eliſabeth die Heilige oder Eliſabeth von Thüringen, einer der trefflichſten Charaktere des Mittelalters, ein Ideal zarten Frauenſinns, mit hoher Religioſität, anſpruchsloſer Milde, freudiger Entſagung und ausdauerndem Muthe im Unglück gepaart. Sie war eine Tochter Andreas II., Königs von Ungarn, und der Gertrud, einer gebornen Herzogin von Meran, und ward 1207 zu Presburg geboren. Schon in ihrem vierten Jahre (1211) ward ſie dem elfjährigen Ludwig, des Landgrafen von Thüringen, Hermanns Sohne, zur künftigen Gemahlin beſtimmt, aus Ungarn nach Wartburg abgeführt und daſelbſt an Hermanns kunſt- und geſangliebendem Hofe erzogen. Ungeachtet der Intriguen ihrer Schwiegermutter und anderer Hofleute, welche das geſchloſſene Bündniß wieder aufzuheben wünſchten, ward die Trauung im Jahr 1221 vollzogen, nachdem Ludwig ſchon 1215 nach ſeines Vaters Tode die Regierung angetreten hatte. Beide Gatten, im vollen Sinne des Worts einander werth, waren ſich mit der unerſchütterlichſten, in mehreren Gelegenheiten geprüften, Liebe und Treue zugethan. Während er in ritterlichen Zügen ſeine Mannheit und ſeine Ergebenheit gegen Kaiſer und Reich bewährte, übte ſeine Gemahlin daheim die ſtillern und weniger glänzenden Tugenden der Wohlthätigkeit und Milde. Die Hungersnoth und Seuchen, welche damals in Deutſchland und vorzüglich in Thüringen wütheten, gaben ihr die nächſte Veranlaſſung, mehrere Hoſpitäler zu ſtiften, eine unzählige Menge Arme täglich von ihrer Tafel ſpeiſen zu laſſen, und ihnen bedeutende Geldſummen, Kleider und andere Bedürfniſſe oft und reichlich zu ſpenden. In geringes Gewand gehüllt, ohne alle Abzeichen ihres Ranges, durchwanderte ſie als treue Landesmutter mit himmliſcher Güte die Reihen der an ſie ſich drängenden Elenden. Gütig gegen Andere, war ſie ſtreng gegen ſich; faſtend, betend und ſich kaſteiend durchwachte ſie ganze Nächte und verſchmähte alle

Bequemlichkeiten und Vorzüge, welche ihr Rang in Kleidung und Nahrung ihr darbot und ihre hohen körperlichen Reize ihre nahe legten. Zugleich war ſie die empfindſamſte, zärtlichſte Gattin und die ſorgſamſte und liebendſte Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder. Und doch ſollte dieſe ſchöne Seele durch harte Leiden noch mehr geläutert und geprüft werden. Ludwig nahm im Jahr 1227 Theil an einem Kreuzzuge, übertrug in ſeiner Abweſenheit ſeinem Bruder, Heinrich Raſpe, die Landesregierung, ſtarb aber ſchon am 11. September zu Otranto im Neapolitaniſchen, von einem hitzigen Fieber ergriffen. Sein Bruder, welcher nun die Vormundſchaft über des Verſtorbenen Kinder und die Regierung übernommen hatte, vertrieb die trauernde Eliſabeth von der Wartburg, entzog ihr alle Unterſtützung, und verbot ſogar den Einwohnern Eiſenachs, ſie aufzunehmen. So irrte die blühende zwei und zwanzigjährige Witwe des Landgrafen mitten im Winter mit ihren Kindern in der größten Dürftigkeit umher, bis der Biſchof von Bamberg, ihrer Mutter Bruder, ſich ihrer annahm, und ihr das Schloß Bottenſtein zu ihrem Aufenthalt anwies. Seine Vorſchläge zu einer anderweitigen Heirath wies ſie mit Feſtigkeit zurück, klagte aber den aus Paläſtina zurückkehrenden thüringiſchen Edeln ihre erlittnen Kränkungen. Dieſe ſtellten darüber den Landgrafen mit ſolchem Nachdruck zur Rede, daß ſeine beſſern Gefühle wieder rege wurden. Er ſöhnte ſich mit Eliſabeth aus, zog mit ihr nach Eiſenach, von da nach Wartburg und ſetzte ſie wieder in den Beſitz ihres vollen Einkommens. Da ſie aber den Ueberreſt ihres Lebens in heiliger Stille zuzubringen wünſchte, ſo räumte er ihr neben einem jährlichen Gehalte die Stadt Marburg nebſt allen dazu gehörigen Dörfern, Einkünften und Gerechtſamen ein, wohin ſie ſich 1229 begab. Hier ſtiftete ſie ein Hoſpital, und lebte ganz der Andacht und Wohlthätigkeit, ſchmiegte ſich aber leider zu ſehr unter den tyranniſchen Despotismus ihres Beichtvaters, Konrads von Marburg. Eine Geſandtſchaft, durch welche ſie ihr Vater einladen ließ, in ihr Geburtsland zurückzukehren, wies ſie ungeachtet der flehentlichſten Bitten ab, und begab ſich dafür ſelbſt in das von ihr geſtiftete Hoſpital, wo ſie am 19. November 1231, im vierundzwanzigſten Jahre ihres edeln Lebens, verſchied. Schon vier Jahr nach ihrem Tode erklärte ſie die Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen für heilig, und ihr zu Ehren ward in der Folge an ihrem Begräbnißort eine ſchöne Kirche erbauet, und ein koſtbares Monument errichtet, welches zu den ehrwürdigſten Denkmalen der gothiſchen Kunſt in Deutſchland gehört, gegen Ende Novembers 1810 nach Caſſel, ſpäter aber wieder nach Marburg gebracht wurde. Durch ihre Tochter Sophie, welche mit Heinrich V. oder dem Großmüthigen, Herzog von Brabant, vermählt, und die Mutter Heinrichs des Kindes war, wurde Eliſabeth die Stammmutter des fürſtlich heſſiſchen Hauſes. Das Leben Eliſabeths iſt in eben ſo tiefer hiſtoriſchen Forſchung als lebendiger Darſtellung geſchildert in: Eliſabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen. Nach ihren Schickſalen und ihrem Charakter dargeſtellt, von Carl Wilh. Juſtus. Zürich 1797 8. Man hat viele Legenden von ihr, ſ. zum Beiſpiel den Sagen- und Legendenalmanach auf das Jahr 1812. A...s.

Eliſion, in der Verskunſt die Wegwerfung eines Buchſtabens des Versmaßes wegen, z. B. heil'ger, mit Lieb' und Treue u. ſ. w. Sie hat ihre beſondern Regeln.

Elite, eine Auswahl; daher das **Elitencorps**, die Eli-

ten einer Armee, d. i. der Kern deſſelben, ausgeſuchte Truppen, beſonders diejenigen, welche viele Feldzüge mitgemacht haben. Schon bei den Römern hatten dieſe gewiſſe Vorrechte.

Elleviou, der Talma oder Lekain der komiſchen franzöſiſchen Oper in Paris. Er iſt aus Rennes in Bretagne gebürtig und der Sohn eines Wundarztes. Er betrat 1790 zuerſt die Bühne, ſo ſehr ſeine Familie ſich dem auch widerſetzte. Seine herrliche Geſtalt, die unnachahmliche Grazie und Leichtigkeit ſeines Spiels, weniger ſein Geſang, erwarben ihm bald den Ruf des erſten Künſtlers ſeiner Art. Er bildete ſich auf dem Vaudevillentheater, und war ein Zögling der St. Aubin. Beide hatten ſich ſo zuſammen eingeſpielt, daß wenn ſie nur erſchienen, ſich das Entzücken aller Anweſenden bemächtigte. Sein Rollenfach, erſte Liebhaber, Etourdi's, Wildfänge, junge Offiziere, wird in ganz Frankreich, und wo es franzöſiſche Theater gibt, nach ihm bezeichnet. Er ſpielt Elleviou's, ſagt man von einem Schauſpieler oder Sänger. Der Verf. dieſes Artikels ſah ihn unter andern im Gefangenen von Della Maria, und als Adolph in Ad. und Clara von Dallayrac. In beiden wetteiferte er in Kunſt, Talenten und Grazie mit der eben ſo vortrefflichen Schauſpielerin St. Aubin. Er hat 1812 das Theater verlaſſen.

Elliot (Georg Auguſt), Lord Heathfield, einer der größten engliſchen Helden, unſterblich durch ſeine Vertheidigung von Gibraltar, zu Stobbs in Schottland 1718 geb., ſtammte aus einem ſehr alten adeligen Geſchlechte. Er zeigte frühzeitig große Talente und ein feuriges lebhaftes Temperament. Nachdem er zwei Jahre zu Edinburg Mathematik und die verwandten Wiſſenſchaften getrieben hatte, beſuchte er die Militärſchule zu la Fere, in der ehemaligen Picardie, ſtudirte hier die Kriegskunſt, und nahm darauf 1733 bei dem Ingenieurcorps zu Woolwich Dienſte; allein ungeachtet er in der Ingenieurkunſt große Fortſchritte gemacht hatte, verließ er doch 1737 dieſes Corps und wurde Cornet bei der reitenden Grenadiergarde. Da er ſich ganz zum höhern Krieger bildete, und jeden unnützen Zeitvertreib floh, ſo ſtieg er ſchnell bis zum Obriſtlieutenant, ging als ſolcher mit Georg II. im Mai 1743 nach Deutſchland, als dieſer Marien Thereſien gegen Frankreich zu Hülfe eilte, half ſchon im folgenden Monat in einem Treffen der Alliirten über die Franzoſen den Sieg erfechten, und ermunterte, ſelbſt verwundet, ſein Corps zur Tapferkeit, wofür ihn auch ſein König zum Generaladjutanten ernannte. Er ging nach Abſchluß des aachner Friedens in ſein Vaterland zurück, lebte bis zum Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges in der Stille, kam im April 1757 nach Deutſchland zurück, und focht unter dem Herzog Wilhelm von Cumberland, Prinzen Ferdinand und Erbprinzen von Braunſchweig. Während der Winterquartiere 1758 machte er eine Reiſe nach England, und auf ſeine nachdrücklichen Vorſtellungen, wegen nöthiger Anwerbung leichter Reiterei, ward er ſelbſt mit der Anwerbung eines ſolchen Regiments als Chef und Oberſter deſſelben beauftragt. Er ſchlug ſeinen Werbeplatz bei einer Schneiderherberge in London auf, und ein — vielleicht von ihm ſelbſt verbreitetes — Gerücht, daß er ehedem auch ein Schneider geweſen ſey, die Zwiſtigkeit, welche gerade damals zwiſchen den Meiſtern und Geſellen dieſes Handwerks herrſchte, und ſein allgemein bekannter vortrefflicher Charakter, machten in kurzem ſein Regiment, zum Theil aus dieſer einzigen Herberge, vollzählig, ſo daß er 1759 mit demſelben

zur Armee nach Münſter abgehen konnte. Während des Krieges ward er Generalmajor, und nach dem Frieden Generallieutenant, lebte aber darauf wieder im Schooße ſeiner Familie, deren häusliche Glückſeligkeit nach vier Jahren durch den Tod ſeiner Gattin, die ihm einen Sohn und eine Tochter hinterließ, ſo ſehr erſchüttert wurde, daß Elliot jetzt auf jede Ehrenſtelle Verzicht leiſtete. Ganz unerwartet wurde er indeß 1775 zum Generalcommandanten aller Truppen in Irland ernannt; allein, ungeachtet er ſich die Liebe der Soldaten und der Bürger erwarb, reſignirte er doch gewiſſer Verdrießlichkeiten wegen, und erhielt dafür die eben erledigte Würde des erſten Gouverneurs von Gibraltar, die ihm die Bahn zur Unſterblichkeit eröffnete. Spanien, ſeit 1779 an dem Kriege zwiſchen England und Nordamerika Theil nehmend, richtete ſein Augenmerk vorzüglich auf Gibraltar, und noch vor der förmlichen Kriegserklärung wurde es von franzöſiſchen und ſpaniſchen Truppen zu Waſſer und zu Lande eingeſchloſſen und der Stadt und Feſtung alle Zufuhr abgeſchnitten. In einem Zeitraume von mehr als drei Jahren hatte man die fürchterlichſten Anſtalten zur Belagerung getroffen. Allein, während die Belagerer ſich ſicher glaubten, ließ Elliot an einem Novembermorgen (1781) um 3 Uhr ein anſehnliches Detaſchement aus der Feſtung marſchiren, und in einer halben Stunde waren zwei Batterien von 10 Mörſern, und drei Batterien, jede von 6 Kanonen, mit allem Zubehör verbrannt und alle Kanonen und Mörſer vernagelt, indeß die feindlichen Truppen während des Brandes ruhige Zuſchauer blieben. Doch dies war nur ein Vorſpiel der darauf folgenden Begebenheiten. Elliot hatte im Juni 1782 ſeinen erſten Ingenieur verloren, und in demſelben Monat kam der oberſte Befehlshaber der ſpaniſchen Armeen, Herzog von Crillon, der eben die Inſel Minorca von den Engländern erobert hatte, mit einer Verſtärkung vor Gibraltar an; eine Armee von 30,000 Mann ſtand nun an dem Fuße des Berges, und man zweifelte an der Rettung der Feſtung, ungeachtet Elliot den Belagerern fortwährend bedeutenden Schaden that. Schwimmende Batterien, eine Erfindung des im Juni 1800 als franzöſiſcher Diviſionsgeneral und Fortificationsinſpector geſtorbenen d'Arçon, ſollten die Eroberung vollenden. Sie waren mit zwei Dächern ſo verwahrt, daß ihnen Kugeln und Bomben keinen Schaden zufügen konnten; es waren deren zehn, die zuſammen 147 metallene und 150 eiſerne Kanonen führten; zur Bedienung jeder Kanone waren 36 Mann gerechnet. Am 13. September 1782 Morgens um 8 Uhr näherten ſie ſich der Feſtung, wurden auf beiden Seiten der vornehmſten Batterie befeſtigt, und die auf denſelben befindliche Mannſchaft (aus Verbrechern verſchiedener Art beſtehend, denen man, wenn ſie ihre Schuldigkeit thun würden, eine jährliche Penſion von 200 Livres verſprochen hatte) fing an zu feuern. Elliot, der ſchon längſt von dieſem fürchterlichen Angriffe wußte, war darauf bedacht geweſen, ihm eine eben ſo fürchterliche Vertheidigung entgegenzuſetzen; nur wußte er anfangs kein Mittel, wie er die glühenden Kugeln, mit denen er die Batterien zu begrüßen gedachte, in großer Anzahl zubereiten laſſen ſollte. Allein ein deutſcher Nagelſchmid, Schwäkendiek, der ſich in der Feſtung befand, half ihm aus der Verlegenheit, indem er einen Ofen erbaute, worin die Kugeln glühend gemacht wurden. Über 4000 glühende Kugeln regneten nun auf die feindlichen Batterien, und richteten die ſchrecklichſte Verwüſtung

an. Schon am Nachmittage ſtieg der Rauch aus der Hauptbatterie und zwei ſchwimmenden Batterien auf, und vergebens ſuchten die Feinde den Brand mit Spritzen zu löſchen und die Löcher zuzuſtopfen; um ein Uhr in der Nacht ſtanden dieſe drei Batterien in vollen Flammen und einige andere fingen an zu brennen. Vergebens gab die Mannſchaft auf denſelben der ſpaniſchen Flotte durch Raketen-Signale; dieſe konnte den befeſtigten Batterien nicht zu Hülfe kommen, und ſuchte bloß die Mannſchaft zu retten. Allein zwölf Kanonierböte, die aus der Feſtung unter dem Commando des Capitain Curtis ausliefen, verhinderten die Böte der Belagerer, herbeizukommen, und machten zugleich ein gewaltiges Feuer auf die ſchwimmenden Batterien. Bei Tagesanbruch ſahe man, welchen Schaden die Belagerten ihren Feinden zugefügt hatten, indem die Mannſchaft der ſchwimmenden Batterien zum Theil auf Holzſtücken in der See herumſchwamm, zum Theil auf den brennenden Batterien fürchterlich um Hülfe ſchrie. Jetzt eilten die Belagerten ſelbſt, ſo gefahrvoll dies auch war, da die Kugeln der glühend gewordenen Kanonen und die Holzſtücken von den zerberſtenden Batterien ihnen entgegenflogen, der unglücklichen Mannſchaft zu Hülfe, und Curtis rettete mit eigner und ſeiner Leute Lebensgefahr 13 Offiziere und 344 Gemeine. Noch blieb den Belagerern ein Hauptangriff von der Landſeite übrig; allein auch dieſen vereitelte Elliot, und da überdies ein Orkan großen Schaden an der ſpaniſchen Flotte anrichtete, ſo verwandelte ſich ſeit der Mitte des Novembers 1782 die Belagerung in eine bloße Einſchließung, welcher der am 20. Januar 1783 zu Verſailles unterzeichnete Friede ein Ende machte. Der König von England, um Elliots beiſpielloſe Gegenwehr bei dieſer Belagerung und die edle Behandlung ſeiner Feinde zu belohnen, überſchickte ihm den Bathorden, der ihm von dem Überbringer an demſelben Orte umgehangen wurde, auf welchem er ſich dem feindlichen Feuer ausgeſetzt und die Vertheidigungsanſtalten angeordnet hatte. Die drei Bataillons, die während der Belagerung in Gibraltar geſtanden, erhielten eine Regimentsfahne mit der Deviſe: **Mit Elliot Ruhm und Sieg.** Elliot ſelbſt ließ mit Bewilligung des Königs eine ſilberne Medaille ſchlagen, von der er jedem bei dieſer muthvollen Vertheidigung geweſenen Soldaten eine einhändigen ließ. Für ihn ſelbſt war es wohl die größte Belohnung, daß der ſpaniſche Obergeneral, Herzog von Crillon, ihm für ſeine menſchenfreundliche Behandlung der gefangenen Spanier in einem Briefe dankte. Gleich nach Abſchluß des Friedens ging Elliot nach England zurück, und wurde zum Lord Heathfield und zum Mitglied des Parlaments ernannt. Eine Schwäche, die ihn im Alter befiel, nöthigte ihn 1790 ins Bad nach Aachen zu reiſen; allein kaum war er drei Wochen hier, als ihn auf ſeinem Lieblingsaufenthalt **Kalkofen** bei Aachen ein Schlagfluß traf, an welchem er am 6. Juli ſtarb. Sein Leichnam wurde nach England gebracht, und der König machte ſelbſt den Riß zu einem Monumente, das ihm in Gibraltar errichtet wurde. Es wäre überflüſſig, weiter etwas zu Elliots Ruhme hinzuzuſetzen. Wenn man ſeine Tapferkeit, ſeine Großmuth gegen ſeine Feinde und dabei ſeine Beſcheidenheit, mit der er nicht ſich, ſondern ſeinen Soldaten den Ruhm ſeiner Thaten beilegte, in Erwägung zieht; ſo wird man in der Geſchichte wenige Helden finden, die mit **Elliot** eine Vergleichung aushalten.

Eloges, Elogia, Lobreden, machen beſonders in der Fran-

zöſiſchen Literatur einen eigenen Zweig der Beredſamkeit aus. Sie traten im Zeitalter Ludwigs XIV. an die Stelle der eigentlichen Biographien, welche jedoch nicht zum Beſten durch ſie erſetzt wurden, indem über dem Zwecke, berühmte Männer zu loben, die treue Charakterzeichnung, über der Höflichkeit die Wahrheit vergeſſen wurde. Vornehmlich ſuchten die Vorſteher und Mitglieder der franzöſiſchen Akademie das Verdienſt durch dergleichen Reden zu ehren, und obgleich man hier ſich beeiferte, die bloßen Lobreden mehr in Gedächtnißreden zu verwandeln, ſo ward doch auch hier für die echte Biographie wenig gewonnen. Die eigentliche Epoche der Elogien begann mit Fontenelle, welcher 1731 zwei Bände derſelben herausgab, die mit aller Klarheit, Leichtigkeit und Eleganz der Darſtellung nur den Leſer für ihre Oberflächlichkeit entſchädigen können, der ſelbſt oberflächlich iſt. In der folgenden Periode ſuchten ſie durch declamatoriſchen Pomp zu imponiren, womit freilich noch weniger gewonnen ward. Vortheilhaft zeichnen ſich einige dieſer Reden von Thomas, D'Alembert und Laharpe aus. dd.

Elſaß, eine franzöſiſche Provinz, nach der neuen Eintheilung von Frankreich in den Departements Ober- und Nieder-Rhein gelegen, ein ſchönes, fruchtbares, über 300,000 Menſchen zählendes Land, gränzt gegen Oſten an den Rhein, gegen Süden an die Schweiz und an Mömpelgard, gegen Weſten an Lothringen und gegen Norden an die Unterpfalz. Der ſüdliche Theil wird Ober-, der nördliche Unter-Elſaß genannt. Elſaß war ehedem ein deutſches Herzogthum, der unglückliche Conradin von Schwaben war der letzte Beſitzer deſſelben, ſo wie der Herzogthümer Franken und Schwaben. Als der letzte ſeines Hauſes hatte er in dieſen Herzogthümern keinen Nachfolger, welchen Umſtand mehrere Fürſten zu ihrem Vortheil benutzten. So wurde Elſaß, wie die beiden genannten Herzogthümer, in mehrere Beſitzungen deutſcher Reichsſtände zerſtückelt. Im münſterſchen Frieden (1648) wurde es aber mit allem, was das Haus Öſterreich bisher daſelbſt gehabt hatte, an Frankreich abgetreten; da aber Ludwig XIV. keinen Vorwand oder vielleicht aus guten Urſachen keine Luſt hatte, die Hand nach den nicht-öſterreichiſchen Beſitzungen im Elſaß auszuſtrecken, ſo wurde den übrigen Reichsſtänden, welche darin Beſitzthümer hatten, ihre Verbindung mit dem deutſchen Reiche und unmittelbare Reichsfreiheit ausdrücklich vorbehalten. Allein in der Folge ſuchte Frankreich ſeine Beſitzungen im Elſaß zu erweitern, und im ryswiker Frieden 1697 blieb die Stadt Strasburg und alles übrige, was am linken Ufer des Rheins von Frankreich eingenommen war, in franzöſiſchen Händen. Indeſſen hatten noch mehrere Reichsſtände, der Herzog von Wirtemberg, der Herzog von Zweibrücken, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, der Biſchof von Speier u. ſ. w. wichtige Beſitzungen im Elſaß. Dieſe deutſchen Beſitzungen ſah nach dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution der Nationalconvent als eine von der Natur ſelbſt angewieſene Eroberung für Frankreich an; er wollte es nicht länger geſchehen laſſen, daß innerhalb des Gebietes von Frankreich eine fremde Staatsgewalt exiſtire, und verſprach den deutſchen Ständen zwar Entſchädigung, aber nur wenige zeigten Bereitwilligkeit dazu, und ſo ward dieſe Sache ein Hauptgrund des nachher zwiſchen Frankreich und Deutſchland entſtandenen Krieges. Die Einwohner haben ganz franzöſiſche Art und Sitte angenommen, was ſich auch in dem

letzten heiligen Kriege gezeigt hat. Sie ſcheinen daher für ihr Vaterland verloren zu ſeyn.

Elyſium, elyſeiſche Felder bezeichnen 1. die Gegenden, welche nach dem Glauben der Alten die Seligen bewohnen. Man beſchrieb ſie als angenehme Gefilde, bald als Inſeln, und ſetzte ſie an das äußerſte Ende der Erde nach Weſten zu, rückte ſie aber immer weiter hinaus, je mehr man die Erde auf dieſer Seite kennen lernte. Die Freuden, welche die Seligen daſelbſt genoſſen, beſtanden in einem vollkommen ruhigen und angenehmen Leben. Die Bilder, womit man die Glückſeligkeit des dortigen Aufenthalts ſchilderte, waren zum Theil vom Olymp, zum Theil aus der Vorſtellung des goldenen Weltalters genommen. Das ſchönſte Grün der Wieſen wechſelt mit den angenehmſten Hainen, eine heitere wolkenloſe Luft erfüllt den Himmel, und eine ſanfte überirdiſche Klarheit verbreitet ein magiſches Licht über alle Gegenſtände. Die Heroen wiederholen hier die Beſchäftigungen, welche einſt im Leben ihnen die liebſten waren. Sie üben ſich im Ringen und in andern Wettkämpfen, tanzen nach den Melodien der Leier, welcher Orpheus die entzückendſten Töne entlockt, oder wandeln in wohlriechenden Lorbeerhainen an den lachenden Ufern des Eridanus, in reizenden Thälern oder auf Wieſen, welche von klaren Bächen durchſchnitten wurden, unter dem reizendſten Geſange der Vögel bald einzeln, bald in Geſellſchaft. Ein ewiger Frühling herrſcht; der Boden trägt unbearbeitet jährlich drei Mal Früchte, und alle Sorgen, alle Schmerzen und die Schwächen des Alters ſind von dem glücklichen Aufenthalte verbannt. 2. Vergleichungsweiſe haben die Pariſer einen ihrer Lieblingsgärten, und Hauptvergnügungsorte Elyſée oder Eliſée genannt, er liegt nebſt Montbrillant in den ſogenannten elyſeiſchen Feldern. Er iſt mit einem prächtigen Palaſte, in welchem Concerte und Spiele gegeben und köſtlich geſpeiſ't wird, verbunden. Der Garten iſt nur klein, aber ſehr niedlich und geſchmackvoll angelegt, mit vielen ſeltenen und fremden Gewächſen, mit ſchönen Statuen, beſonders einer niedlichen Copie der herrlichen Gruppe Amor und Pſyche aus carariſchem Marmor, verziert, und hat viele kleine Pavillons und Häuschen, wo Erfriſchungen gereicht werden, zu ihren Seiten mehrere Tanzplätze unter einem Cirkel von Bäumen, neben welchen Bänke und Stühle für die Zuſchauer und Tänzer, und Orcheſters für die Muſiker, ferner mehrere gemauerte Teiche, ein grüner Anger, ein trefflicher Tummel- und Spielplatz, der nie leer und ohne Jubel iſt. (S. Arndts Bruchſtücke einer Reiſe durch Frankreich im Jahr 1799. 2. und 3. Theil. Leipzig 1803).

Elzevir oder Elzvier. Dieſe berühmte Buchdruckerfamilie zu Amſterdam und Leiden hat ſich einen beſondern Ruhm durch die ſchönen Ausgaben gemacht, womit ſie die Gelehrtenrepublik beſchenkt hat. Ihre Wirkſamkeit fällt in die Jahre von 1595 bis 1680. Von ihren Gliedern haben ſich Ludwig 1. und 2., Iſaak, Abraham (aſſociirt mit Bonaventura), Johann und Daniel, abwechſelnd zu Amſterdam und Leiden, ſodann Peter Elzevir zu Utrecht bekannt gemacht, welcher letztere jedoch weniger geleiſtet hat. Ludwig 1. war der erſte Buchdrucker, welcher den Conſonanten V von dem Vocalen U unterſchied. Iſaak wählte eine Deviſe, die einen Adler mit einem Bund Pfeile und der Umſchrift: Concordia res parvae creſcunt, darſtellte, welche er jedoch bald mit einer andern vertauſchte, indem er an die Spitze ſeiner Bücher

einen Baum und über denſelben einen aufrecht ſtehenden Mann mit der Umſchrift: Non ſolus, ſtellte; dieſe Deviſe hat ſich auch in der Familie der Elzevire erhalten. Abraham und Bonaventura veranſtalteten die kleinen Ausgaben der Claſſiker in 12. und 16., welche heutiges Tages noch geſucht werden. Daniels Tod war ein wahrer Verluſt für die Literatur. Er war einer der thätigſten, aber auch der letzte Buchhändler aus dieſer Familie. Wenn gleich die Elzevirs ſowohl in gelehrten Kenntniſſen, als auch in Anſehung der griechiſchen und hebräiſchen Ausgaben von den Etiennen (Stephani, Buchdrucker und Buchhändler zu Paris) übertroffen wurden, ſo waren ſie doch unübertrefflich in der Auswahl der Werke und in der Eleganz ihrer Schriften und Lettern. Ihre Ausgaben des Virgil, Terenz, des neuen Teſtaments, des Pſalters u. a. m., mit rothen Lettern geziert, ſind wahre Meiſterſtücke der Typographie, ſowohl wegen ihrer Correctheit als ihrer Schönheit für das Auge. Sie haben mehrere Cataloge von ihren Ausgaben herausgegeben. Der letzte iſt von Daniel (1674 in 12.) in ſieben Abtheilungen, doch ſehr vergrößert durch die Aufnahme fremder Schriften.

Email, Schmelz oder Schmelzglas, d. i. eine in Venedig erfundene Glasart oder ſogenannter Fluß (der aus dem feinſten Cryſtallglaſe und einem Zuſatz von Zinn oder Bleiaſche durch die Schmelzung bei ſtarkem Feuer und Beimiſchung von allerlei Farben bereitet wird), womit Metalle wie mit einer Porzellanrinde überzogen werden. Emaillemalerei, Schmelzmalerei, bei welcher man mit glasartigen, in Feuer geſchmolzenen (metalliſchen) Farben malt, welche auf einem feuerfeſten Grunde (aus gebrannter Erde und Porzellan, oder aus Metall beſtehend, z. B. auf einer feinen Gold- oder Kupferplatte), der mit einem Grunde von Schmelz überzogen wird, eingebrannt werden. Sie kommt der Enkauſtik nahe. Die Farben verfließen ſehr ſanft und geben ſehr dauerhafte, weder durch Kälte noch Wärme zerſtörbare Gemälde. Die Arbeit iſt ſehr ſchwierig. Die Alten malten ſchon auf Gefäße von gebrannter Erde; auch exiſtiren Glaspaſten, aber die eigentliche Malerei auf Glaſurgrund rührt aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts her. Emailliren, in Schmelz arbeiten oder überſchmelzen. Eine emaillirte Doſe, eine Doſe von geſchmelzter Arbeit. Das Email, d. i. die Glaſur, der Zähne.

Emanation, der Ausfluß, das Ausfließen, daher in der Theologie und Philoſophie der Alten das Emanationsſyſtem, die Lehre vom Ausfluſſe aller Dinge aus einem höchſten Princip. Dieſe Lehre ſtammte aus dem Orient und war daſelbſt vorzüglich herrſchend. Beſonders iſt die perſiſche Lehre des Zoroaſter bekannt. Sie nahm als höchſtes Princip ein reines, vollkommenes und beſeeltes Feuer an, deſſen Bild und Symbol die Sonne ſey. Aus dieſem unendlichen und abſoluten Feuer, das ſich ſelbſt und alle andern Dinge belebt, ſeyen alle materiellen und immateriellen Dinge wie aus einem Urquell ausgefloſſen, und aus ihm ſtröme alle Wärme und Bewegung; unter ihm ſtehen die zwei untergeordneten Principe, welche zuerſt aus demſelben ausgefloſſen und ſich gegenſeitig bekämpften, Licht oder Geiſt, Oromasdes, und Finſterniß oder Materie, Ariman. Aus jener ſeyen die Geiſter, aus dieſem die Materie ausgefloſſen. Je näher der Geiſt ſeinem Urquell ſey, ein deſto reineres Feuer ſey derſelbe. Dieſe Lehre hatte großen Ein-

fluß auf die Philoſopheme der ältern griechiſchen Philoſophen, welches man auch an Pythagoras bemerkt. In der Geſchichte der Dogmatik iſt Emanationslehre die Vorſtellung und Lehre von der Dreieinigkeit, vermöge welcher Sohn und heil. Geiſt als Ausflüſſe der Gottheit angeſehen werden. In der Naturlehre verſteht man darunter die Meinung Newtons, nach welcher die Lichtſtrahlen ausfließende oder ausſtrömende Theilchen aus leuchtenden Körpern ſeyn ſollen. Man ſagt in letzterm Falle auch Emiſſionsſyſtem.

Emancipation hieß bei den Römern die Entlaſſung des Sohnes aus der väterlichen und der Sclaven aus der herrlichen Gewalt. Unter der Emancipation der Catholiken in Irland, von welcher in der neuern Zeit häufig die Rede geweſen iſt, wird die Aufhebung der bürgerlichen und kirchlichen Beſchränkungen verſtanden, denen die catholiſchen Bewohner dieſes Landes unterworfen waren, und zum Theil noch unterworfen ſind. Irland, welches die Engländer nach wiederholten Kämpfen erobert hatten, war von den Siegern in frühern Zeiten hart und ſtreng behandelt worden, und wiederholte Verſuche, ſich der fremden Herrſchaft zu entziehen, hatten die Herrſcher bewogen, immer ſtrengere Maßregeln zu brauchen. Die Urbewohner des Landes, ſämmtlich Catholiken, waren von allen öffentlichen Ämtern und von aller Theilnahme an den Parlamentswahlen ausgeſchloſſen; nur die der biſchöflichen Kirche, welche auch in Irland zur herrſchenden erhoben worden war, zugethanen Anglo-Irländer, die den größten Theil des den urſprünglichen Bewohnern entriſſenen Landeigenthums beſitzen, konnten öffentliche Ämter bekleiden und zu Parlamentsmitgliedern gewählt werden. In dieſem Zuſtande des Druckes befanden ſich die iriſchen Catholiken bis zum Jahr 1793. Als aber die zu der Zeit der franzöſiſchen Revolution ausgeſprochenen Grundſätze eine allgemeine Gährung der Gemüther hervorbrachten, erwachte auch in den iriſchen Catholiken das lebhafte Verlangen, gleiche Rechte mit ihren proteſtantiſchen Mitbürgern zu erlangen. Eine angeſehene Partei in England ſelbſt unterſtützte ſie; der beredte Burke namentlich ſprach wiederholt im Parlamente für die Emancipation der iriſchen Catholiken, und dieſer Gegenſtand war ein Modethema der Parlamentsredner. Im Jahr 1792 übergaben die iriſchen Catholiken dem Könige eine Bittſchrift, in welcher ſie auf gänzliche Aufhebung aller bisherigen Beſchränkungen antrugen. Obgleich das hierüber verlangte Gutachten der meiſten Grafſchaften in Irland dahin ausfiel, daß die Bewilligung dieſes Geſuchs bedenklich ſey, ſo befahl doch der engliſche Hof dem irländiſchen Parlamente auf die Erleichterung der Catholiken zu denken. Es geſchah dem gemäß, was nach der Verfaſſung geſchehen konnte. Das iriſche Parlament erklärte nämlich im Jahr 1793, daß die Catholiken forthin gleiche Rechte mit den Proteſtanten nicht bloß in Hinſicht auf die Ausübung der Religion, ſondern auch in Hinſicht auf bürgerliche Verhältniſſe genießen ſollten, und bewilligte ihnen zugleich das Recht, bei den Parlamentswahlen zu ſtimmen. Nur von dreißig Staatsämtern und von dem Parlamente blieben die Catholiken ausgeſchloſſen, was ſich doch ohne Abänderung der ganzen Verfaſſung, vermöge welcher jeder, der Parlamentsmitglied zu ſeyn begehrt (ſ. d. Art. Eid), den Teſteid leiſten muß, nicht geändert werden konnte. Der vernünftige Theil der iriſchen Catholiken war mit den erhaltenen Bewilligungen völlig zufrieden, und freute ſich ſeines weſentlich verbeſſer-

ten Zuſtandes. Ein anderer Theil aber hegte die durch den revolutionären Geiſt der Zeit geweckte und durch einige Große, welche mit Frankreich in Verbindung traten, genährte Erwartung, daß es Irland gelingen werde, ſich durch Frankreichs Hülfe von der brittiſchen Herrſchaft zu befreien; und bald brach eine Empörung aus, welche die Strenge des Statthalters, des Lords Camden, unterdrückte. Aber im Jahr 1798 brach der Aufruhr von neuem aus, und Irland ward der Schauplatz eines blutigen Bürgerkrieges, in dem die von Fanatismus und Freiheitsſchwindel ergriffenen Catholiken an ihren proteſtantiſchen Mitbürgern, und die engliſchen Soldaten wieder an den Aufrührern die ſchrecklichſten Grauſamkeiten verübten. Durch dieſe Rebellion überzeugten ſich einſichtsvolle Männer in England wie in Irland, daß, ſo lange jedes der beiden Reiche ſeine eigene Geſetzgebung habe, ſo lange die Geſetzgebung des ſchwächern von der des mächtigern abhängig wäre, und die Bewohner beider Reiche ein getheiltes Intereſſe zu haben glaubten, Eiferſucht und Mißtrauen fortdauern, und keine wahre und innige Verbindung Statt finden werde. Auch hatten die Anglo-Irländer, welche früher die Unabhängigkeit Irlands wünſchten und anfangs die Rebellion unterſtützten, eingeſehen, daß bei der überlegenen Zahl der Catholiken und dem Haſſe derſelben gegen die Proteſtanten die Trennung Irlands von England das größte Unglück für ſie ſeyn würde. So beſchloß man denn, Irland mit England zu vereinigen, und drei Jahre nach jener letzten Rebellion, im Jahr 1801, kam die Union zu Stande, indem am 22. Januar des genannten Jahres das vereinigte Parlament eröffnet ward. Über die kirchlichen Angelegenheiten ward in der Unionsacte nichts weiter feſtgeſetzt, als daß die biſchöfliche Kirche, welche bisher die herrſchende (established church) geweſen war, es auch in Zukunft bleiben, und mit der engliſchen eine Kirche ausmachen ſolle. Über das Verhältniß der Catholiken aber ward nichts beſtimmt, und Pitt bemerkte, daß dieſe Angelegenheit beſſer einer künftigen beſondern Berathſchlagung vorbehalten bleibe. Kaum hatte das vereinigte Parlament einige Tage geſeſſen, als ſich Gerüchte verbreiteten, welche auf die eben erſt errichtete Union einen nachtheiligen Schatten warfen und Beſorgniſſe erregten. Die Catholiken in Irland, ſagte man, beſchwerten ſich über die Nichterfüllung einer Hoffnung, die man ihnen gegeben habe, um ſie der Union geneigt zu machen. Man habe ihnen die völlige Emancipation als eine unausbleibliche Folge der Union verheißen. Pitt, der Urheber des Unionsentwurfs, und ſeine Collegen hätten ſich anheiſchig gemacht, die Erfüllung dieſes Wunſches der Catholiken zu befördern. Sie hätten jetzt, nachdem die Union zu Stande gekommen ſey, unüberwindliche Hinderniſſe gefunden, ſich ihres Verſprechens zu entledigen, darum hätten ſie das Miniſterium verlaſſen; die Catholiken aber wären getäuſcht. In der That hatten auch Pitt und deſſen Collegen dieſe Hoffnungen erregt, in der Erwartung, ſie erfüllen zu können. Darum ſuchten ſie es nach der erfolgten Union ſo einzuleiten, daß durch einen Parlamentsbeſchluß einer gewiſſen Anzahl von Catholiken der Eintritt in das Parlament und der Zutritt zu den Staatsämtern, von denen ſie auch nach den im Jahr 1793 erlangten Vergünſtigungen noch ausgeſchloſſen blieben, durch Diſpenſation vom Teſteide, möglich gemacht werden ſollte. Der König aber widerſetzte ſich dieſer Maßregel, weil er ſich in ſeinem Gewiſſen überzeugt hielt, daß

ſie ſeinem Krönungseide zuwiderlaufe. Die Feſtigkeit des Königs in ſeinen Überzeugungen und Geſinnungen auf der einen Seite, und auf der andern die Hoffnung, die er den Catholiken gegeben hatte, ihre Zulaſſung zum Parlament und zu jenen Staatsämtern zu bewirken, bewog Pitt zugleich mit ſeinen einſtimmig darüber denkenden Collegen im Jahr 1801 zu reſigniren. Pitt ſah voraus, daß, wenn auch beide Häuſer die projectirte Maßregel genehmigen ſollten, doch der König ſeinen Aſſent verweigern, und dadurch die Unzufriedenheit der Catholiken gegen die Perſon des Königs gelenkt werden würde. Das wollte er als ein weiſer Staatsmann verhüten, und aus dieſem Grunde ſprach er auch noch im Jahr 1805 gegen die Emancipation, als die Oppoſition von neuem darauf antrug, den Catholiken Sitz und Stimme im Parlamente und den Zutritt zu jenen Staatsämtern zu bewilligen. Mehrmals haben die iriſchen Catholiken in den letzten Jahren, und namentlich im Jahr 1808 ihr Geſuch um völlige Emancipation erneuert, jedoch vergebens. — Aus dieſer Darſtellung ergibt ſich, daß man nicht, wie es wohl bei manchen deutſchen Zeitungsleſern der Fall iſt, glauben darf, daß die iriſchen Catholiken auch gegenwärtig noch unter einem harten Drucke leben. Dieſer Druck hat ſchon ſeit dem Jahr 1793 völlig aufgehört. Bloß darin ſtehen ſie ihren proteſtantiſchen Mitbürgern nach, daß ſie nicht Parlamentsmitglieder werden und nicht zu jenen dreißig Staatsämtern gelangen können, weil die Bedingung der Gelangung zu dieſen Ämtern und des Zutritts zu dem Parlamente die Ablegung des Teſteids iſt, welchen ein Catholik nicht leiſten kann. Vielleicht wird in der Folge Pitts Plan ausgeführt und Diſpenſation von dem Teſteide bewilligt, wodurch dann die völlige Emancipation der Catholiken erfolgen würde. Tadeln indeß kann man den König und die Majorität des Parlaments nicht, wenn ſie Bedenken tragen, ohne behutſame Vorbereitung in einem wichtigen Stücke die Verfaſſung zu ändern. N.

Emanuel (der Große), König von Portugal von 1495 bis zum 13. December 1521, wo er in ſeinem 53. Jahre ſtarb. Seine Regierungsepoche iſt beſonders merkwürdig geworden durch die Entdeckungsreiſen des Vasco da Gama (1497), zu welcher er eine Flotte von 4 Schiffen, des Admiral Kabral, dem er eine Flotte von 13 Schiffen ausrüſten ließ (1500), und nachher des Americo Veſpucci (1501 und 1503), durch deren Bemühungen der Weg nach Oſtindien (vorbereitet durch Bartholomäus Diaz Entdeckung des Caps 1486) gefunden, die portugieſiſche Herrſchaft in Goa befeſtigt, Braſilien, die Molucken und durch Magellan die Straße entdeckt wurde, die deſſen Namen führt. Emanuels Name ward durch dieſe großen Ereigniſſe von Pol zu Pol getragen. Portugals Handel ſtieg unter ihm zu einer nie gekannten Höhe; Amerika's Schätze ſchifften nach Liſſabon, und Emanuels Jahre wurden „Portugals goldnes Zeitalter" genannt. Er ſtarb am 13. December 1521, beweint von ſeinen Unterthanen, verwünſcht aber von den Mauren, die er verjagt, und von den Juden, die er zur Taufe gezwungen hatte. Zum Denkmale der ſüdlichen Entdeckungen ließ Emanuel das Mönchskloſter zu Belem erbauen, wo er auch begraben liegt. Ein Freund der Wiſſenſchaften und der Gelehrten, hinterließ er ſelbſt Memoiren über Indien.

Embden, Emden, die Hauptſtadt im Fürſtenthume Oſtfriesland am Fluſſe Ems, iſt befeſtigt, groß und reich, und

hat ungefähr 12,000 Einwohner. Alle drei chriſtliche Religionspar-teien haben hier freie Übung. Außer dem Handel, welchen man hier zu Waſſer treibt, und der Heringsfiſcherei insbeſondere, gibt es auch Zwirn-, Strumpf-, Baumwollen- und Lederfabriken. Unter Napoleons Regierung war ſie die Hauptſtadt des Departements der Oſt-Ems. Der Seehandel dieſes Platzes war zur Zeit und ſo lange Preußen ſeine Neutralität behauptete, von der höchſten Wichtigkeit. S. Oſtfriesland.

Embargo, mit dieſem ſpaniſchen Worte bezeichnet man den Arreſt oder Beſchlag, der auf die im Hafen liegenden Schiffe feindlicher Kaufleute im Fall einer Kriegserklärung gelegt wird.

Emblem, 1. eingelegte Arbeit, 2. Sinnbild (ſ. d. Art.), daher **emblematiſch**, ſinnbildlich.

Embryo, die menſchliche oder thieriſche Leibesfrucht in ihrem erſten Entſtehen, wenn ſie (beim Menſchen) noch nicht 3 Monat alt iſt, oder das in den Fruchthalter gebrachte Eichen, welches noch nicht ſo weit entwickelt iſt, daß man die Theile, welche die Gattung und das Geſchlecht bezeichnen, erkennen kann, wo es dann auch nicht mehr Embryo, ſondern **Fötus**, Frucht, heißen würde. Die Zeit, in welcher dies geſchieht, iſt nach der Eigenheit einer jeden Thiergattung anders. Der menſchliche Embryo wird erſt in der dritten Woche ſichtbar, zu Ende der vierten Woche ſieht man eine hüpfende Bewegung, welche als Herzſchlag erkannt iſt; er hat jetzt die Größe einer Ameiſe oder Fliege, iſt noch durchſichtig, was ſich im zweiten Monat immer mehr zu verwiſchen ſcheint, bekommt nun Augen, Naſe, Mund, Ohren, auch die Gliedmaßen werden angedeutet, er iſt wie eine Biene groß. Im dritten Monat bekommt alles mehr Ausdruck, das Geſchlecht wird deutlicher, er nimmt zu, wächſt nun als Fötus fort, und kommt als Kind zur Welt.

Embs, ein Flecken mit 500 Einwohnern, in der Grafſchaft Diez, unter heſſendarmſtädtiſcher Hoheit, wegen der nahe dabei gelegenen warmen Bäder bekannt. Im embſer Bade verſammelten ſich im Jahr 1786 die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier, Cöln und Salzburg, und brachten die **embſer Punktation** zu Stande, d. i. einen Entwurf über verſchiedene Punkte, welche die Erhaltung und Wiederherſtellung der urſprünglich biſchöflichen Rechte in Deutſchland, und die Abſtellung der päpſtlichen Eingriffe zum Gegenſtande hatten.

Emeritus hieß eigentlich bei den Römern ein Soldat, welcher ſeine Zeit ausgedient hatte, und ſich nicht wieder enrolliren zu laſſen brauchte. Sie ſtanden unter den Kaiſern, eben ſo wie die **Veteranen**, in großem Anſehen. Nachher hat man auch die Benennungen auf bürgerliche Verhältniſſe übergetragen, und jeder Ausgediente oder Dienſtentlaſſene heißt **Emeritus**: daher **pro emerito erklären**, in Ruheſtand verſetzen.

Emeticum, ein Brechmittel.

Emigranten, Emigrés (Ausgewanderte). Wiewohl die Geſchichte uns zahlreiche Beiſpiele liefert, daß die Bewohner eines Landes, ſämmtlich oder zum Theil, bald wegen Bedrückungen der Regierung, bald wegen Religionsverfolgungen, wie z. B. die Hugenotten in Frankreich und die Proteſtanten in Salzburg (1732), oder anderer Urſachen ſich zu dem Entſchluß genöthigt ſahen, ihre Heimath zu verlaſſen, um in fremden Ländern und unter Fremdlingen ſich niederzulaſſen; ſo pflegt man unter der Benennung **Emi-**

granten doch vorzugsweiſe diejenigen Ausgewanderten zu verſtehen, die Frankreich verließen, theils als die Revolution begann, und die Stimmung des Volks ſich gegen Hof und Adel ausſprach, theils als ſie bald nach ihrem Ausbruche jenen furchtbaren Charakter annahm, der die Schreckensperioden auszeichnete. Als in jener unſeligen Zeit ſich alle Bande der bürgerlichen Geſellſchaft auflöſeten, Wuth und Raſerei an die Stelle der Ordnung traten, blutdürſtige Pöbeltyrannen in ſchneller Folge auf einander die zerfleiſchende Geißel über ihr Vaterland ſchwangen, und Adel und Reichthum allein ſchon ein todeswürdiges Verbrechen waren, blieb Flucht die einzige Rettung aller derer, die auf dieſe Weiſe der Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgung geworden waren. In zahlreichen Strömen ergoſſen ſich damals die Unglücklichen in die Länder ihrer Nachbarn, theils mit einiger geretteten Habe, theils aber auch völlig hülflos und entblößt. Männer und Weiber, Kinder und Greiſe, Prieſter und Edelleute bildeten ein eben ſo buntes als ungleichartiges Gemiſch. (Wir bemerken beiläufig, daß dieſe Scenen auch von Göthe in ſeinem Hermann und Dorothea und in den Unterhandlungen franzöſiſcher Ausgewanderten zur lebendigſten Erinnerung aufgefaßt worden ſind.) Sie waren mit der Hoffnung geflüchtet, in kurzem ihr Vaterland nach hergeſtellter Ordnung wieder zu betreten, und blieben daher anfangs auch größtentheils in den zunächſt an Frankreich gelegenen Provinzen. Erſchütternd war der Anblick zahlloſer Unglücklichen, die das gährende Vaterland, wie ein Vulkan einen Lavaſtrom, auszuwerfen ſchien, und bot dem Menſchenbeobachter die mannichfaltigſten Scenen dar. Die äußerſte Verderbtheit beurkundete ſich neben der edelſten Duldung und Selbſtverläugnung, und wenn wir einer Seits Zeugen der zügelloſeſten Ausgelaſſenheit und Ausſchweifung waren, ſo ſahen wir anderer Seits Perſonen aus den erſten Geſchlechtern entſproſſen, und an alle Gemächlichkeit eines genußvollen Lebens gewöhnt, mit einer Reſignation und einer Würde Entbehrungen ertragen und einen geringen Erwerbszweig ergreifen, die uns zur Bewunderung hinriſſen. Ungerecht war das Verdammungsurtheil, wodurch man alle diejenigen für Nichtswürdige und Feige erklärte, die ihr Vaterland zur Zeit der Gefahr dem eigenen Schickſal überließen, und nur auf ihre eigene Rettung bedacht waren, ſtatt daß ſie die Wohlfahrt Aller zu Herzen nehmen ſollten. Wo das Laſter herrſcht, und die Tugend ein Verbrechen iſt, darf der Gutgeſinnte nichts hoffen. Zu läugnen iſt jedoch nicht, daß der größere Theil jener erſten Emigranten aus Weichlingen und aller Anſtrengung und Thätigkeit entwöhnten Menſchen beſtand, die durch ein ſittenloſes und ausſchweifendes Betragen gar bald für alles, was Emigrant hieß, ein ungünſtiges Vorurtheil erweckten. Dies, noch mehr aber die Beſorgniß, Frankreichs Rache zu erregen, war der Grund, daß ihnen bald in vielen Ländern der Aufenthalt verſagt, in andern nur mit Einſchränkung zugeſtanden wurde. An der Spitze der Emigranten ſtanden die königl. Prinzen Condé, Provence und Artois, von denen der erſtere aus den Flüchtlingen eine Armee bildete, die, mit den alliirten Heeren in Deutſchland in Verbindung, zur Wiederherſtellung der alten Ordnung mitwirken ſollte. In Coblenz hatte ſich ein eigner Gerichtshof gebildet, der die Juſtizſachen des ſogenannten auswärtigen Frankreichs entſchied. Allein der Erfolg entſprach den gehegten Hoffnungen nicht; Dumouriez Eindringen in die Nie-

derlande und Holland vertrieb ſie aus dieſen Provinzen mitten im Winter und in dem kläglichſten Zuſtande, und die Schreckensſcenen, die Frankreich indeß in ſeinem Innern darſtellte, die blutigen Vorfälle in Lyon und Toulon vermehrten ihre Anzahl täglich. Sie zerſtreuten ſich nach und nach in alle Länder Europa's und ergriffen verſchiedene Erwerbszweige, das condeſche Corps trat zuletzt in ruſſiſchen Sold, und löſ'te ſich in dem ruſſiſch-öſterreichiſchen Feldzug von 1799 auf. Als Napoleon an die Spitze der Regierung trat, wurden, bis auf wenige Ausnahmen, ſämmtliche Emigranten aus der Liſte geſtrichen, und bekamen die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren, von der jedoch manche, die in Frankreich nichts mehr zu gewinnen und im Auslande bereits ſich etablirt hatten, nunmehr keinen Gebrauch machten. Die neueſte Änderung der Dinge in Frankreich ſcheint auch den Emigrirten, welche ihre Güter früher verloren, Erſatz zu verſprechen, miewohl ſie nicht wieder in den Beſitz ihrer vormaligen Güter eintreten können, da die Conſtitution ausdrücklich dieſe Beſtimmung enthält. M.

Emilan, eine neue weiße Erdwaare, welche die Eigenſchaft des Porzellans und Steinguts haben ſoll, von Chr. **Dröſe** in Elzersberg im Gothaiſchen 1810 erfunden.

Eminenz, der Titel der Cardinäle und anderer Prälaten.

Emir oder **Emyr** (wörtlich edel, fürſtlich), ein Ehrenname, den ſich in der Türkei diejenigen beilegen, welche ihr Geſchlecht von Mahomed und ſeiner Tochter Fatima herleiten. Man findet **Emirs** 1. in Arabien, wo ſie Anführer der herumſchweifenden Horden oder Beduinen ſind. Ihre Abkunft iſt jedoch zweifelhaft. 2. In der Türkei ſelbſt. Sie haben einige Ähnlichkeit mit dem Erbadel, genießen in den Augen des Volks eine beſondere Heiligkeit (weßhalb ſie auch **Sherifs**, d. h. Heilige, genannt werden), haben aber auf Staatsämter nicht mehr Anſprüche als jeder Osman, und leben größtentheils in drückender Armuth. — Auch wird das Wort Emir zu gewiſſen Ämtern und Verrichtungen geſetzt, z. B. **Emir Hadſchy**, Anführer der Pilger auf Caravanen.

Emiſſar (emissarius, emissair), eine Perſon, welche von einer Regierung mit geheimen Aufträgen in ein frembes Land geſchickt wird, um auf die Bewohner deſſelben zu wirken, anzuwerben ꝛc.

Emmerich (Joſeph), Churfürſt von Mainz, geboren den 12. Nov. 1707. Sein Vater war Ferdinand Damian, Freiherr von Breidbach zu Burresheim, der 1747 als trieriſcher Geh. Rath ſtarb. Nach dem Tode Johann Friedrich Carls wählte ihn das Domcapitel den 5. Jul. 1762 zum Churfürſten, und er zeichnete ſich bald als einen der erſten Fürſten ſeiner Zeit aus. Er befreite das Land von einer großen Schuldenlaſt, verſchönerte ſeine Reſidenz durch prachtvolle Gebäude, und beförderte die Gerechtigkeitspflege durch ſchnellere Behandlung der Rechtsangelegenheiten. Eine Menge von Mißbräuchen, die bei der Geiſtlichkeit eingeriſſen waren, wurden abgeſtellt, die Klöſter beſchränkt und reformirt, eine Union der deutſchen Biſchöfe gegen den römiſchen Hof zu Stande gebracht, an der Verbeſſerung des Erziehungsweſens, von den Trivialſchulen bis zu den hohen, gearbeitet, und Künſte und Wiſſenſchaften auf den Univerſitäten Mainz und Erfurt (wohin er auch lutheriſche Pro-

feſſoren der Theologie berief, und ihnen eine Beſoldung auswarf), durch zeitgemäße Einrichtungen und durch Berufung auswärtiger talentvoller Lehrer in Aufnahme gebracht. Alle ſeine Einrichtungen und Verordnungen athmeten den Geiſt der Gerechtigkeit, Humanität, Duldſamkeit und Menſchenliebe. Er ſtarb den 11ten Jun. 1774.

Empĕdokles, einer der berühmteſten Philoſophen der ioniſchen Schule, war um 460 vor Chr. Geb. zu Agrigent in Sicilien geboren. Er ſtand bei ſeinen Mitbürgern in ſo großem Anſehen, daß ſie ihm die Krone anboten; allein als ein Feind der Unterdrückung und Erhebung über Andere ſchlug er ſie aus, und vermochte ſie, die Ariſtokratie abzuſchaffen und eine Demokratie einzuführen. Durch ſeinen Reichthum unterſtützt, kleidete er ſich prächtig und trug Gewänder und Schmuck, dergleichen man damals als Zeichen der königlichen Würde oder einer göttlichen Heiligkeit anſah. Aber die Agrigentiner nahmen keinen Anſtoß daran; mit unbegränzter Hochachtung verehrten ſie in ihm den Wiederherſteller und Beſchützer ihrer Freiheit, den allgemeinen Wohlthäter, den großen Dichter, Redner und Arzt, den Vertrauten der Götter, den Verkünder der Zukunft und den mächtigen Beſchwörer der Natur, der den Lauf derſelben hemmen und ſelbſt dem Tode gebieten könne. Er ſoll in den Berg Ätna geſtürzt ſeyn. — Empedokles trug ſeine Philoſophie in einem poetiſchen Gewande vor. Feurige und kühne Bilder zeichneten ſeine Verſe eben ſo ſehr aus, als Wohllaut und Anmuth. Lucrez war hierin ſein Nachahmer. Das ihm ſonſt beigelegte Gedicht über die Sphäre in Jamben wird für unecht gehalten. Die überbleibſel ſeiner Gedichte hat Fr. Wilh. Sturz (Leipz. 1805) nebſt einer Abhandlung über ſein Leben und ſeine Philoſophie herausgegeben. Er nahm vier unveränderliche aber nicht einfache Elemente, Feuer, Waſſer, Luft und Erde an, unter denen das Feuer, als das Wirkende, die Hauptrolle ſpielt. Alle Entſtehung, lehrte er, ſey nur Zuſammenſetzung ſchon vorhanden geweſener Theile, aller Untergang oder Tod nur Auflöſung des vorher Vereinigten. Die dabei wirkſamen Urkräfte nannte er Freundſchaft, Feindſchaft und Zufall. Die ganze materielle Welt iſt göttlich und wird durch Freundſchaft, als das einigende Princip, zuſammengehalten. Die Erde hielt er für unbeweglich. Der Himmel, ſagte er, der die Erde umgibt, bewegt ſich ſo ſchnell, daß er den Fall und die Umwälzung der Erde eben ſo hindert, wie das Ausfließen des Waſſers durch das ſchnelle Herumſchwingen eines Keſſels zurückgehalten wird. Den Himmel hielt er für eine feſte cryſtallene Maſſe, die Sonne für den Abglanz des göttlichen Lichts, oder für den Rückſchein einer andern Sonne, die ihr entgegengeſetzt ſtehe und den Himmel erleuchte. Er ſprach von zwei Halbkugeln, die ſich beſtändig um die Erde bewegten, einer lichtvollen und einer andern, die größtentheils aus Luft und einem kleinen Zuſatze von Feuer beſtehe. Dieſe letzte war die Nacht. Ein ihr ähnlicher Körper war der Mond, der aus der vom Feuer verlaſſenen Luft gleichſam zuſammengefroren ſey und ſein Licht von der Sonne erhalten habe. Das Licht, das uns die äußern Gegenſtände ſichtbar macht, ließ er bisweilen aus den Augen, wie aus Feuerquellen fließen; bisweilen ſtellte er es als eine feurige Materie vor, die den Raum zwiſchen Himmel und Erde erfüllte. Ein ander Mal ſagt er ſogar, daß wir die Körper dadurch ſähen, daß Theile von ihnen in unſer

Auge floſſen. Die Götter ließ er, wie Menſchen und Thiere, durch blinde Kräfte aus ewigen Naturkörpern entſtehen und wieder aufgelöſt werden; doch waren ſie an Geſtalt nicht menſchenähnlich. Sie waren aus dem geiſtigen Weſen gefloſſen, das die Urſache des Lebens, Empfindens und Denkens iſt, jedoch größere Maſſen als die Seelen der Menſchen. Die Dämonen unterſcheiden ſich von den Göttern durch ihre Sündbarkeit. Er lehrte, daß die menſchlichen Seelen gefallene Dämonen ſeyen, die verſchiedene Körper durchwandern müßten, bis ſie gereinigt die vorige Seligkeit wieder erlangten. Das Weſen der Seele erklärte er für zuſammengeſetzt aus allen vier Elementen und den beiden Grundurſachen, weil ſie ſonſt die daraus zuſammengeſetzten Dinge nicht würde zu erkennen im Stande ſeyn. Empfindungsvermögen und Verſtand waren ihm eine und dieſelbe Kraft. Die Sinnenkenntniſſe verwarf er als trüglichen Schein; die Vernunft war ihm die einzige Richterin und Prüferin von Wahrheit und Irrthum. Nach dem Tode, lehrte er, werde die menſchliche Seele nicht nur Thiere, ſondern auch Pflanzen und Gewächſe beleben, die er ſich nicht bloß als lebende und empfindende, ſondern auch als vernünftige, des Begehrens und Verabſcheuens fähige Weſen dachte. Nach dieſer Wanderung komme ſie endlich in die Verſammlung und an den Tiſch der Götter, und lebe dort, von allen Beſchwerden und dem ſterblichen Leibe befreit, in vollkommener Seligkeit, die er ſich aber eben ſo ſinnlich wie die Seele körperlich vorſtellte.

Empfängniß nennt man den Act des thieriſchen Lebens, durch welchen das weibliche Geſchöpf von dem männlichen den zur Befruchtung dienlichen Stoff empfängt. Obgleich die Natur ihr Geſchäft der Erzeugung der belebten Geſchöpfe in einen undurchdringlichen Schleier hüllte; ſo hat dennoch der forſchende Geiſt des Menſchen verſucht, durch genaue Beobachtungen und daraus gezogene Schlüſſe, ihre Geheimniſſe zu enthüllen. Freilich finden bei dem, was uns auch die ſcharfſinnigſten Phyſiologen darüber bekannt gemacht haben, immer noch viel Hypotheſen Statt. Die gewöhnliche Theorie iſt dieſe: durch die innigſte Vereinigung beider Geſchlechter wird der im männlichen Körper enthaltene Befruchtungsſtoff in denjenigen Theil des weiblichen Körpers geleitet, den man die Gebärmutter nennt, und von ihm aufgenommen. Von hier dringt jener Stoff augenblicklich in die Muttertrompete, oder Eiergänge, dehnt ſie aus, und verlängert ſie ſo durch ſeine Reize, daß ſie ſich mit ihren äußerſten Franzen feſt an die Eierſtöcke ſchmiegen. Hierdurch, und überhaupt durch den beim Zeugungsact verurſachten Reiz, ſchwellen auch die Eierſtöcke an, und eins oder mehrere von den reifſten Eiern deſſelben, werden aus ihrer bisherigen Verbindung geriſſen, und durch den immer noch anhaltenden Reiz in die Gebärmutter gebracht und befruchtet. Nach Andern muß das losgeriſſene Eichen in die Gebärmutter geführt ſeyn, und dann wird es erſt von dem Befruchtungsſtoff des Mannes berührt. Haigthon ſtellt folgende Theorie auf: der Befruchtungsſtoff reizt die Mutterſcheide, den Mund der Gebärmutter, die Höhle derſelben, oder alle dieſe Theile zugleich. Der Eindruck dieſes Reizes wird den Eierſtöcken durch die Mitleidenſchaft der Organe mitgetheilt. Eins oder mehrere Bläschen im Eierſtocke vergrößern ſich, drängen ſich vor, berſten und entledigen ſich ihres Inhalts. Indeſſen bereitet ſich die Muttertrompete vor, den Eierſtock zu umfaſſen, um den

Keim der Frucht aufzunehmen. Dieſe Vorbereitung beſteht zum Theil in einer ſtärkern Anſchwellung der Gefäße jener Theile, und einer dadurch bewirkten Erweiterung ihrer Franzen. Nach derſelben nähert ſie ſich dem Eierſtocke. Nachdem ſie ihr Geſchäft durch eine Art von wurmförmiger Bewegung vollendet hat, kehrt ſie in ihren vorigen Zuſtand zurück. Unterdeſſen wird in der Gebärmutter die membrana decidua gebildet, eine ſchleimartige Materie abgeſondert, und die Abſonderung der Milch in den Brüſten vorbereitet.

Empfindlichkeit, 1. die zur Fertigkeit gewordene Neigung, die Einwirkungen Anderer auf uns beleidigend zu finden. Grille, Laune, Hypochondrie befördert dieſe unſelige Fertigkeit. 2. Reizbarkeit des Empfindungsvermögens.

Empfindniſſe ſind gewiſſe Spuren, welche von gehabten Empfindungen oder Eindrücken in unſerm Herzen zurückbleiben. Sie unterſcheiden ſich von den Empfindungen dadurch, daß ſie nicht vorübergehen, ſondern eine Zeit lang anhaltend und bleibend ſind. Man kann ſie auch fortdauernde Rührungen nennen. So iſt z. B. die Freude über erworbene Fertigkeiten im Guten eben ſowohl als die Scham über uns anklebende Unvollkommenheiten ein Empfindniß.

Empfindſamkeit iſt die Fähigkeit des menſchlichen Herzens, durch etwas, das wirklich rührend iſt, leicht gerührt zu werden, oder die Fähigkeit, ſittliche Empfindungen zu haben, und in engerer und gewöhnlicher Bedeutung, eine hohe Empfänglichkeit und Fertigkeit in lebhaften ſittlichen Empfindungen. Mit Unrecht verbindet man im Leben mit der Bezeichnung und dem Worte empfindſam einen Nebenbegriff von Süßlichkeit, Affectation u. ſ. w. Iſt die Empfindſamkeit übertrieben, und dem Gegenſtande, durch den ſie erregt wird, nicht angemeſſen, ſo heißt ſie **Empfindelei**, dieſe iſt eine **überſpannte** Empfindſamkeit.

Empfindung, wird oft gleichbedeutend mit Gefühl gebraucht oder bezeichnet ein dunkles Gefühl; von dem Gefühl **unterſchieden**, bedeutet es die Wahrnehmung einer Veränderung in den Organen unſers Körpers, Bewußtſeyn eines äußern Eindrucks. Die Empfindungen theilen ſich in **Gemeinempfindungen**, auch Gemeingefühl und Organempfindungen, Sinnempfindungen.

Emphaſis, Emphatiſch, ſ. **Nachdruck**.

Emphyteuſe (Emphytheusis), 1. das Nutzeigenthum oder Recht an einer fremden unbeweglichen Sache, welches jemanden unter der Bedingung der Verbeſſerung (Melioration) und gegen Entrichtung einer jährlichen Abgabe (Canon, Erbzins) als Zeichen der Anerkennung (Recognition) des Obereigenthums übertragen worden iſt; 2. auch das Grundſtück, das unter dieſen (emphyteuticariſchen) Bedingungen jemanden zur Benutzung überlaſſen iſt, 3. und der Contract hierüber. Der deutſche Name dieſes urſprünglich römiſchen Inſtituts iſt Erbzinsrecht, Erbzinsgut (doch hat dieſer Ausdruck noch eine andere Bedeutung, welche im deutſchen Rechte vorgeht, ſ. Erblehen) und Erbzinscontract. Der Beſitzer oder Nutzeigenthümer eines ſolchen Gutes heißt Emphyteuta, Erbzinsmann; der Obereigenthümer Zinsherr. Die Emphyteuſe entſteht nicht bloß durch Bewilligung des letztern, ſondern auch durch Verjährung. Erſterer kann ſein Nutzeigenthum auch auf Andere übertragen, jedoch iſt nach

der richtigen Meinung der Juriſten hierzu immer die Einwilligung des Obereigenthümers nöthig; auch hat er noch mehrere andere Rechte.

Empirie, die Erfahrung, (ſ. d. Art.). Empirismus, eine Denkart, die bloß der Erfahrung huldigt; empiriſch, was ſich auf Erfahrung bezieht, aus ihr geſchöpft iſt, und Empiriker, deſſen Kenntniß bloß auf Beobachtungen und Verſuchen beruht, und daher unzuſammenhängend und ohne Principien iſt; auch der, welcher bloß der Erfahrung folgt.

Empörung, der Aufſtand gegen die beſtehende Regierung im Staate. Sie hat den Zweck, die Herrſchaft derſelben aufzuheben, um einen andern Regenten oder eine andere Regierungsform einzuführen, oder auch den Maßregeln einer Regierung insbeſondere entgegenzuwirken. Letzteres wird insbeſondere Aufruhr genannt (ſ. d. Art. und den Art. Revolution).

Encriniten, Seelilien, Lilienſteine, d. i. gewiſſe Verſteinerungen von Thieren, die man jetzt nicht mehr lebendig findet.

Encyclopädie. Dies zwar aus dem Griechiſchen gebildete, aber den Griechen (welche dafür εγκυκλιος παιδεια, παιδεια εν κυκλω, auch εγκυκλια μαθηματα ſagten) in dieſer Zuſammenſetzung fremde Wort, bezeichnete urſprünglich den Inbegriff und Kreis aller derjenigen Kenntniſſe und Fertigkeiten, in welchem die alte Welt die Bildung eines freigebornen Menſchen umſchloß (artes liberales der Römer; ſ. d. Art. freie Künſte). Späterhin wurde dieſes Wort vom Leben auf die Wiſſenſchaft übergetragen, und von jeder zuſammenhängenden Überſicht ſowohl des geſammten Gebiets menſchlicher Wiſſenſchaft (Univerſalencyclopädien) als auch einzelner Felder derſelben (Particular- oder Partialencyclopädie) gebraucht. Doch unterſcheidet man die encyclopädiſche Darſtellung der einzelnen Wiſſenſchaften, welche aus einer kurzen Zuſammenſtellung der Hauptgrundſätze oder der wichtigſten Gegenſtände derſelben beſteht, von der Encyclopädie einer Wiſſenſchaft oder der Wiſſenſchaften, d. i. eine wiſſenſchaftliche Überſicht über den Inhalt derſelben. Erſtere wäre eigentlich nur die kürzer vorgetragene Wiſſenſchaft ſelbſt. Das Bedürfniß einer ſolchen Überſicht wurde ſchon in frühern Zeiten theils zum Behuf einer nach feſten Principien anzuſtellenden Ausbildung der Wiſſenſchaften unter ſich, theils auch nur zur Erleichterung des Auffindens einzelner Notizen immer fühlbarer, je mehr ſich die Begriffe und Kenntniſſe mehrten, und in dieſer doppelten Rückſicht wurde ſie bald in ſyſtematiſcher, bald in alphabetiſcher Form abgefaßt. Der Geiſt des Sammelns und Compilirens, welcher in der alexandriniſchen Schule herrſchte, führte bald auf entferntere Verſuche dieſer Art hin, und auch bei den Römern lieferten Varro und Plinius der ältere (jener in ſeinen verlornen Schriften rerum humanar. et divinarum antiquitates und disciplinarum libri IX, dieſer in ſeiner historia naturalis) ähnliche Werke. Auch die ſpätern Sammlungen der Griechen Stobäus und Suidas, und vorzüglich des Marcianus Capella Satiricon in neun Büchern, welches im Mittelalter häufig gebraucht und geleſen wurde, können hieher gezogen werden. Unterdeſſen waren dies immer nur noch Vorarbeiten. Der Ruhm, mit Bewußtſeyn Encyclopädien unternommen zu haben, gebührt dem Mittelalter, welches mit eiſernem Fleiße nicht nur eine beträchtliche Menge von Encyclopädien einzelner Wiſſenſchaften

(Summae, auch Specula genannt; z. B. die Summa theologica des Th. Aquinas und unzählige andere), ſondern auch eine Univerſalencyclopädie lieferte, wie ſie noch nicht geſehen worden war. Es war der wackre und unverdroßne Dominicaner Vincenz von Beauvais (Bellovacensis), welcher um die Mitte des 13. Jahrhunderts die ganze Summe von Kenntniſſen des Mittelalters in einem Werke von beträchtlicher Größe (Speculum historiale, naturale, doctrinale, welchem ein Ungenannter wenig Jahre ſpäter ein Speculum morale in gleicher Form beifügte) in wörtlichen und treuen Auszügen aus den Werken der Schriftſteller ſelbſt darſtellte — ein wahrer Schatz für die literariſche Charakteriſtik des Mittelalters, und ſelbſt in mehrfacher wiſſenſchaftlicher Rückſicht (z. B. der profanen Kritik) nicht ohne Werth. (Neueſte Ausgabe zu Douay in 4 B. in Fol.) Im 17. Jahrhundert lieferte nach den nicht unwichtigen Schriften des Matthias Martinius, Prof. und Rectors am Gymnaſium zu Bremen (idea methodica et brevis encyclopaediae sive adumbratio universitatis. Herborn. 1606. 8.) und Joh. Heinr. Alſteds (Encyclopaedia 7 tomis distincta. Herborn. 1620. 2 Voll. fol. und mehrere andere Schriften) der ſcharfſinnige Francis Bacon Lord Verulam in ſeinen kleinen, aber ſinn- und gehaltvollen Büchern novum organon scientiarum und de augmentis scientiarum (beide zu Leiden 1645. 12. und in ſeinen Werken) die Grundlage einer Encyclopädie voll der tiefſten Forſchungen und kühnſten Ahndungen, die ſein Zeitalter nicht verſtand. Seit ſeiner Zeit mehrten ſich die Encyclopädien in ungemeßner Zahl, aber keine derſelben hatte den reinwiſſenſchaftlichen Zweck des Baco, und alle bezogen ſich entweder auf den Unterricht der Jugend und der Ungelehrten (Chevigny la science des personnes de la cour, de l'épée et de la robe. Ed. V. par H. P. de Limiers. Amst. 1717. IV. 8. Jo. Cph. Wagenseil pera librorum juvenilium. Altorf. 1695. V. 8. Der geöffnete Ritterplatz. Hamb. 1715 ff. 12.), oder ſie waren auch zum Gebrauch für Gelehrte beſtimmt, um das Auffinden einzelner Notizen zu erleichtern. Zu den größern Werken früherer Zeit würde die von Coronelli unternommene Galeria di Minerva (Venet. 1696-1717. 7 Tomi. fol.) gehört haben, welche auf 45 Foliobände angelegt war, wenn ſie ganz erſchienen wäre (vergl. Keyßlers Reiſen 1. Th. S. 1136). Glücklichern Fortgang in Rückſicht der Beendigung hatte das: Große vollſtändige Univerſallexicon aller Wiſſenſchaften und Künſte (von ſeinem Unternehmer gewöhnlich das Zedleriſche genannt, Halle und Leipz. 1732-1750. 64 Bände in f. Supplem. ib. 1751-1754. 4 Bände Fol.), das im Ganzen eine ſinn- und werthloſe Compilation iſt, und nur einzelne gelungene Partien hat, z. B. in der Genealogie. Die Engländer beſitzen eine Cyclopaedia or a universal dictionary of arts and sciences by C. Chambers. Dublin, 740. II. f. die Italiäner: G. F. Pivati dizionario scientifico e curioso sacro profano. Venez. 1746-1751. X. fol. Vorzüglich aber haben die Franzoſen und Deutſchen die Encyclopädie bearbeitet. Vorzugsweiſe nennt man franzöſiſche Encyclopädie (ſ. den folgenden Art.) das große Werk von Diderot und d'Alembert unter dem Titel: Dictionnaire encyclopédique, Paris und Neufchatel, ſiebzehn Foliobände, nebſt ſechs Bänden mit Kupfern; allein ſo vortrefflich die Artikel der beiden Herausgeber ſind, ſo mittelmäßig ſind viele andere von ihren Mitarbeitern. Ihm folgte Felice mit einem noch weitläuf-

tigern encyclopädiſchen Wörterbuch; und noch weitausſehender iſt die Encyclopédie méthodique, die ſeit 1782 zu Paris erſchienen iſt, und jetzt 185 Quartbände nebſt vielen Kupfern enthält. Auch die Deutſchen lieferten mehrere Werke dieſer Art, unter denen ſich beſonders Krünitzens Encyclopädie auszeichnet, von der man einen ebenfalls bändereichen Auszug aus der zweiten Ausgabe erhalten hat, den Schütz angefangen und Graßmann fortgeſetzt hat, und jetzt Flörke, der Bearbeiter des großen Werks, beſorgt. Encyclopädiſch von einer Wiſſenſchaft heißt im Umriſſe dargeſtellt.

Encyclopädie, franzöſiſche. Encyclopädiſten heißen vorzugsweiſe in der franzöſiſchen Literatur die Herausgeber und Mitarbeiter der großen, in Form eines Wörterbuchs abgefaßten Encyclopädie aller Wiſſenſchaften und Künſte, deren Plan Diderot (ſ. d. Art.) entwarf, ſo wie auch diejenigen, welche ſich an ſie anſchloſſen, und zu ihren philoſophiſchen und kritiſchen Grundſätzen bekannten, z. B. Helvetius. Bouterweck ſagt von dieſem Unternehmen: da ſich Diderot mit Lebhaftigkeit für alles Wiſſenswürdige intereſſirte, konnte er auch ſeine literariſchen Beſchäftigungen nicht auf ein gewiſſes Fach einſchränken. Mathematik, Phyſik, Philoſophie und ſchöne Literatur zogen ihn abwechſelnd an. Ein ſo encyclopädiſcher Kopf, wie Diderot, mußte es ſeyn, der auf den Gedanken gerieth, ein ſummariſches Archiv aller Kenntniſſe, die ſich der menſchliche Geiſt bis um die Mitte des 18ten Jahrhunderts erworben, in der Form eines univerſellen Real-Wörterbuchs zu veranſtalten. Ein ſo enthuſiaſtiſcher Menſch, wie Diderot, mußte es ſeyn, der ſich von der Ausführung dieſes Gedankens durch keine Schwierigkeiten abſchrecken ließ, und im Eifer für ſeinen Plan auch auf den Schaden nicht achtete, den ein ſolches Werk durch Begünſtigung des oberflächlichen und einſeitigen Dilettantismus ſtiften könne. In den philoſophiſchen und äſthetiſchen Artikeln wurde nun gar, als die viel verſprechende Encyclopädie zu Stande kam, die beſondere Vorſtellungsart der Bearbeiter dieſer Artikel als der Canon der Wahrheit angenommen, damit die Encyclopädiſten um ſo bequemer dasjenige in die Welt einführen konnten, was bei ihnen vorzugsweiſe Philoſophie hieß. Auf den literariſchen Geſchmack, vornehmlich der Franzoſen, aber auch anderer Nationen, haben die Encyclopädiſten großen Einfluß gehabt. Polirte Correctheit, Eleganz des Styls, mit Nachahmung der Natur und moraliſchen Tendenzen verbunden, war das Höchſte, was die Encyclopädiſten in der Kunſt anſahen, und zur Beſtrebung aufſtellten. So wie ſie die Poeſie bloß durch den Verſtand auffaßten, ſo ſollte auch die Poeſie Product der Reflexion ſeyn, und ihre Anſicht wurde, vermöge des Anſehens, welches ſie ſich erworben hatten, für die franzöſiſche Kunſt und Poeſie ſehr beſchränkend, und allen freien Aufflug hemmend. Noch größeres Anſehn gewannen ſie durch ihre, dem damaligen Geſchmack der Nation ganz angemeſſene Philoſophie, ja es iſt kaum ein Beiſpiel vorhanden, daß die Gelehrten einer Nation einen ſolchen politiſchen Einfluß gewonnen hätten, als die franzöſiſchen, namentlich die franzöſiſchen Encyclopädiſten. Aber ihre Philoſophie war auch durchaus Modephiloſophie, Philoſophie für das gemeine Leben, dem Witze und der Unterhaltung huldigend. Anſtatt mit feſtem Schritte ſein Ziel zu verfolgen, räſonnirte man in kühnen Sprüngen hin und her, und glaubte am Ziele zu ſeyn,

wenn man eine Meinung verfechten konnte, in der etwas Neues und Paradoxes lag. Dieſes Gemiſch von Philoſophie und ſchöner Literatur behagte noch mehr, da Männer, wie Mably, Condillac, Mercier, Raynal, Buffon, Helvetius, Diderot, d'Alembert, über die Religion und bürgerliche Verfaſſung Meinungen vortrugen, welche dem Publicum ſchmeichelten, und wegen derer auch die Encyclopädie ein Mal von der Polizei mit Arreſt belegt wurde. Doch nur die Drucker, nicht die Verfaſſer wurden beſtraft, und bald nachher mußte die Regierung den Druck wieder erlauben, weil ſie zu ſchwach war, ihn zu verhindern. Den Encyclopädiſten, welche übrigens durch ihre Verbindungen mit den angeſehenſten Cirkeln der damaligen Zeit die in ihrer Allgemeinheit zweideutigen und anwendungsloſen Räſonnements über Freiheit, Gleichheit und Urrechte leichter verbreiteten, wird daher ein vorzüglicher Einfluß auf die franzöſiſche Revolution beigelegt. Daß es in Frankreich, ſagt ein einſichtsvoller Deutſcher, den ſogenannten Philoſophen (mit welchem Namen man jedoch Gelehrte, die ſich mit ſehr verſchiedenen Zweigen des menſchlichen Wiſſens beſchäftigten, belegte, und von welchen nur einige den Atheismus und Materialismus für das Höchſte in der philoſophiſchen Weisheit anprieſen) gelang, ſich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen und dadurch eine politiſche Macht zu werden, welche den Umſturz des Staats mit bewirken half; dies war nicht die Folge der Kraft und Evidenz der Speculationen jener Philoſophen, ſondern der Tactik, welcher ſie ſich bedienten, um beim Volke ein Anſehn zu erhalten, und der Schwäche[illegible]s Widerſtandes, die ihr von der Regierung entgegengeſetzt wu[illegible]

[illegible]ndemie (von ἐν und δῆμος, unter dem Volke einheimiſch), eine [illegible]ſtimmte Krankheitsform, welche viele Bewohner einer Stadt, Gegend oder eines ganzen Landſtrichs zu jeder Zeit des Jahres überfällt, und in der geographiſchen und phyſiſchen Lage einer ſolchen Stadt oder Gegend, oder in der Wohnung, Beſchäftigung, den Sitten und der Lebensart des Volkes ihren Grund haben. Endemiſche (oder örtliche) Krankheiten kommen alſo das ganze Jahr hindurch unter den Einwohnern vor, ohne Rückſicht auf Wechſel der Jahreszeiten und Witterung, weil diejenigen Einflüſſe, von welchen ſie herrühren, immer fortdauern. So hat jeder Welttheil, jedes Clima, jeder Landſtrich ſeine endemiſchen, ihm eigenthümlichen Krankheiten. So haben die Tropenländer (die ſüdlichen und heißen Länder) beſonders eigene Krankheiten der Haut, Ausſchläge mancherlei Art, weil die beſtändige Hitze die Verrichtung der Haut in größerer Thätigkeit erhält, und die Säfte nach der Oberfläche des Körpers hinzieht. In nördlichen Ländern kommen auch Ausſchläge, aber von anderer Art vor. So iſt allen nördlichen Polargegenden, vorzüglich in Norwegen, der ſchlimme Ausſatz, die Radeſyge, eigenthümlich von der daſelbſt gewöhnlichen Kälte und Näſſe, welche das Hautorgan zu krankhaften Äußerungen geneigt macht. Heiße und feuchte Gegenden ſind die Erzeugerinnen der heftigen Typhen und Faulfieber, wie wir an dem in den weſtindiſchen Inſeln und den Meeresküſten von Amerika einheimiſchen gelben Fieber ſehen. Den höher und trocken liegenden, beſonders nördlichen Ländern, ſind die Entzündungskrankheiten vorzüglich eigen. In Gegenden, welche dem Luftzuge ſehr ausgeſetzt ſind, beſonders in gebirgigen Orten, findet man jederzeit Rheumatiſmen, Catarrhe und das ganze Ge-

folge von übeln, welche in ſchneller Unterdrückung der Hautfunctionen ihren Grund haben. In großen und volkreichen Städten trifft man die meiſten Lungenſüchtigen an. Gegenden, welche feucht und doch nicht allzuwarm ſind, z. B. an Sümpfen oder an großen Flüſſen, haben die Wechſelfieber zu eigen. In kalten und feuchten Gegenden, z. B. in England, Schweden, Holland u. ſ. w., hat man am erſten und häufigſten den Croup bemerkt u. ſ. w. Manche Krankheiten, welche in einer Gegend endemiſch herrſchen, können jedoch auch in andern einzeln und ſelbſt epidemiſch vorkommen, wenn Witterungs- und andere Einflüſſe denen gleich kommen, welche in jenen Gegenden Urſache der Endemie ſind, wenn alſo jenes Clima gleichſam auf einige Zeit in dieſe Gegend verſetzt wird. So ſehen wir z. B., daß bei naſſer und kalter Witterung der Croup ſelbſt in höher gelegenen Gegenden vorkommt; daß Wechſelfieber zuweilen in Orten, wo ſie Jahre lang ſelten ſind, doch auch wieder viele Menſchen befallen; daß Faulfieber und bösartige Typhen zuweilen in allen Ländern wüthen, u. ſ. w. Endemiſche Krankheiten können auch unter günſtigen Umſtänden ein anſteckendes Gift erzeugen, und ſich dadurch nach andern Gegenden und Ländern, deren Lage und Verhältniſſe dazu geeignet ſind, verbreiten; dies lehren die traurigen Erfahrungen von den Wanderungen der Krankheiten, die älteſte Geſchichte der Verbreitung des Ausſatzes von den Morgenländern nach Europa, die Erſcheinung des gelben Fiebers an den ſpaniſchen und italiäniſchen Seeküſten, welches durch Schiffe aus Weſtindien und Amerika dahin gebracht wurde, u. ſ. w. Es iſt nicht ohne Nutzen, die endemiſche Beſchaffenheit der Länder, Gegenden und ſelbſt der einzelnen Städte zu erforſchen. Es hat für die Bewohner ſelbſt den Vortheil, daß ſie eher Vorkehrungen treffen, die Krankheit zu vermeiden und die Nachtheile der Lage eines Ortes zu verbeſſern. Als z. B. der Leibarzt des Papſtes Clemens XI., Lanciſi, die Sümpfe in den Gegenden von Peſaro u. a. m. reinigen und austrocknen ließ, hörten die Krankheiten, die von den Ausdünſtungen derſelben entſtanden waren, ſogleich auf. Auch iſt es für die Heilung mancher hartnäckigen Krankheiten ſehr günſtig, wenn die Kranken ihren gewöhnlichen Wohnort mit einem ihrer Krankheit entgegengeſetzten vertauſchen können. So reiſen z. B. die Engländer gern nach dem ſüdlichen Frankreich, vorzüglich in die in Anſehung ihres Clima's unvergleichliche Gegend von Nizza, um ſich in jenen gemäßigten und angenehmen Gegenden von den, in ihrem kältern und nebelvollen Lande gewöhnlichen Bruſtkrankheiten, Hypochondrie und Lebensüberdruß zu heilen. So iſt den Schwindſüchtigen die Vertauſchung der ungeſunden, mit Ausdünſtung, feinen Sandtheilchen und Staub angefüllten Stadtluft, mit der reinen Landluft ſehr heilſam ꝛc. H.

Endoſſiren, auch **indoſſiren** (von dosso, der Rücken), einen Wechſel einem Andern überlaſſen, und ihn dadurch zum Eigenthümer deſſelben machen, welches geſchieht, indem der Inhaber auf die **Rückſeite** des Wechſels ſchreibt: Für mich an N. N. oder auch bloß ſeinen Namen und den Tag der Übertragung hinzuſetzt. Man bedient ſich dafür auch des Worts **giriren**, umſchreiben. **Endoſſement**, **Indoſſament**, **Indoſſirung**, die Übertragung, Überlaſſung des Wechſels von dem darin benannten Inhaber an einen Andern. Derjenige, der ſolchergeſtalt einen für ihn geſtellten Wechſel auf einen Andern überträgt oder ihm über-

läßt, heißt Endoſſent, oder Indoſſant; der Andere, auf welchen er übertragen worden iſt: Indoſſat. Durch das Endoſſement übernimmt man gegen den Inhaber eines Wechſels die Mitverbindlichkeit des Erſatzes, im Fall der Acceptant den Wechſel unbezahlt läßt. Große Handelshäuſer geben daher, ſobald ſie einen Wechſel endoſſiren, demſelben Wechſel gleich eine Nothadreſſe, wo er für ihre Rechnung bezahlt wird, wenn der Acceptant dies nicht thut.

Endreime, 1. die Reime am Schluſſe der Versabſchnitte — denn ſie können auch in der Mitte vorkommen; 2. Bouts-rimés, ein Scherz der modernen Reimpoeſie. Man ſchreibt dem Dichter die Reime vor, und überläßt es ſeiner Einbildungskraft, den übrigen Körper dieſem Skelett anzufügen und ihm ſo viel Seele einzuhauchen, als eben möglich iſt. Da die Auswahl gewöhnlich die barokeſten Reime und Ausdrücke trifft, die man ſchwerlich im poetiſchen Wörterbuche findet, ſo werden dieſe Kinder der Laune meiſt burlesk. Gewöhnlich zeigen ſie ſich als witzige Artigkeiten; z. B.

Ich Glücklicher, dient' ich beim Nachttiſch dir zur — Schachtel!
Hing' ich im Bauer dort ſtatt der geliebten — Wachtel!
Ach! Einen Kuß von dir (und ging' auch eine — Dachtel
In Kauf) bezahlt' ich gern mit meines Lebens — Achtel! dd.

Endymion, nach Einigen ein Jäger, nach Andern ein Hirte, noch nach Andern ein König von Elis. Vom Jupiter, den viele für ſeinen Vater angegeben haben, erbat er ſich immerwährende Jugend und Unſterblichkeit. Seine Schönheit konnte ſogar die ſpröde Luna (Diana) in ihrem Entſchluß, die jungfräuliche Keuſchheit zu bewahren, ſchwankend machen. Doch ihrer Würde eingedenk, erlaubte ſie ſich nichts, als einen verſtohlenen Kuß, welchen ſie, wenn der ſchöne Jüngling in dem Gebirge Latmus (wohin ihn die Göttin entführt hatte), von der Jagd ermüdet, ſchlummerte, mit ihrem Wagen anhaltend, und ſich aus der Höhe herabſenkend, auf die Lippen des glücklichen Schläfers drückte. Nach Andern ſoll ſie jedoch 50 Töchter von ihm geboren haben.

Energie, innerlich wirkende Kraft, lebendige Wirkſamkeit, in wie fern ſie ſich in großen, tiefen und dauernden Wirkungen zeigt, welche ein ausgezeichnetes Maß von Kraft von Seiten des wirkenden Gegenſtandes oder Subjects offenbaren; daher auch Nachdruck, z. B. der Gedanken, und energiſch, voll von innerer Kraft, ſtark, nachdrücklich.

Engel. Es iſt unter dem Artikel Dämonologie gezeigt worden, auf welchem Wege die Idee von den Engeln in den Chriſtianismus gekommen iſt; hier iſt übrig, zu zeigen, wie dieſelbe darin ausgebildet wurde. Man begreift unter ihnen eine mit den Menſchen in einer nähern Verbindung ſtehende Art guter Geiſter. Schon die jüdiſche Theologie unterſchied verſchiedene Claſſen und Rangordnungen derſelben; aber keiner hat ſie ſo genau zu claſſificiren gewußt, als der Verfaſſer der himmliſchen Hierarchie, die man dem Dionyſius Areopagita zuſchreibt, welcher drei Claſſen, und in jeder eben ſo viele Abtheilungen feſtſetzt. Nach den meiſten wurden ſie lange vor der ſichtbaren Welt, nach Andern mit Himmel und Erde zugleich erſchaffen, und zwar als Gott das Licht ſchuf und der Geiſt Gottes auf dem Waſſer ſchwebte. Ihr Geſchäft iſt, der Gottheit zu dienen, die ſich ihrer zur Beförderung ihrer guten Zwecke, als Vorſteher ganzer Völker und Reiche, als Dolmetſcher und über-

bringer der Gebete, als Schutzgeiſter einzelner Menſchen und zur Anordnung der einzelnen Angelegenheiten bedient. Sie werden gedacht als Geiſter mit einem ätheriſchen Körper, welches vornehmlich auf der Synode zu Nicäa (787) als Kirchenlehre feſtgeſetzt wurde, womit aber die lateranenſiſche Synode von 1215, die ihnen Unkörperlichkeit zuſpricht, im Widerſpruch ſteht. Die, welche den Körper bloß für eine Bürde oder ein Gefängniß der Seele halten, und ſich einen wunderbar hohen Begriff von reinen Geiſtern machen, halten die Engel, um ſie zu ehren, für reine Geiſter, und erklären die Erſcheinungen derſelben aus einem Vermögen, willkürlich Körper und auch menſchliche Geſtalt anzunehmen; die, welche das geiſtige Weſen durch einen Körper nicht für unvollkommen gemacht halten, legen ihnen Körper bei. Als endlichen Weſen muß ihnen aber auch ein Wohnort zukommen. Die Alten, die ſich den Himmel als einen großen blauen Saal vorſtellten, in welchem Gott mit den Engeln wohne, hatten damit keine Schwierigkeit; uns, die wir andere Begriffe vom Himmel und Weltall haben, bliebe nichts übrig, als anzunehmen, daß ſie, da ſie ja doch auf uns wirken ſollen, unſichtbar neben uns wohnen. Was ihre Namen betrifft, ſo läßt die catholiſche Kirche nur die drei in der heiligen Schrift vorkommenden, Michael, Gabriel und Raphael, gelten. Unter den Ketzereien des Aldebertus, welcher im Jahre 704 auf einer Synode zu Rom unter dem Papſt Zacharias verdammt wurde, war auch die, daß er Engel unter unbekannten Namen angerufen habe, dergleichen Uriel, Raguel, Tubuel, Inias, Tubuas, Sabaoth, Simiel u. a. m. waren. Ausdrücklich ward erklärt, dies wären nicht Namen von Engeln, ſondern von böſen Geiſtern, die er um Beiſtand angerufen habe. Die ſpäteren Catholiken haben ſich jedoch hieran nicht gekehrt, und der Catholik Sonnenberg hat nach Miltons und Klopſtocks Vorgang andere Engel nicht bloß aufgeführt, ſondern auch benannt. dd.

Engel (Johann Jacob), einer der vorzüglichſten deutſchen Proſaiſten, war zu Parchim (im Mecklenburg-Schweriniſchen) 1741 geboren, wo er bei ſeinem Vater, dem Paſtor, den erſten Unterricht in der Stadtſchule genoß, dann im neunten Jahre nach Roſtock auf die Schule und nachher auf die Akademie daſelbſt kam, und hier die theologiſchen Wiſſenſchaften zum Hauptgegenſtand ſeiner Studien machte. Zu Bützow, wohin er zwei Jahre ſpäter ging, zog mehr die Philoſophie und hauptſächlich Phyſik ſeinen Geiſt an. In Leipzig, wohin er ſich nach einiger Zeit von Roſtock aus (1764 oder 65) gewandt hatte, ſuchte er ſich der Philoſophie und den Sprachen noch mehr zu widmen, erwarb ſich auch durch Unterricht, durch Vorleſungen und Überſetzungen ſeinen Unterhalt, und wählte endlich unter mehreren den Ruf nach Berlin als Profeſſor am joachimsthaliſchen Gymnaſium, wo er mit großem Beifall lehrte, bald Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften ward, und den größten Theil ſeiner beliebten und bekannten Werke fertigte. Späterhin, als Lehrer des jetzigen Königs von Preußen, wurde er dem damaligen Regenten, Friedrich II., bekannter, und von dieſem zum Oberdirector des berliner Theaters ernannt, welche Stelle er theils aus Verdruß, theils ſeiner ſchwankenden Geſundheit wegen im Jahr 1794 niederlegte und nach Schwerin ging. Beim Regierungsantritt des jetzigen Königs von Preußen vermochte er nicht, den dringenden Einladungen ſeines ehemaligen erhabenen Eleven zu

widerſtehen: er kehrte nach Berlin zurück, und machte ſich um die Akademie der Wiſſenſchaften in mancher Rückſicht verdient; trug durch ſeine gemeinnützigen trefflichen Schriften das Seinige zur allgemeinen Aufklärung redlich bei; genoß die Achtung und den Umgang der vorzüglichſten Köpfe; ließ ſich ſelbſt durch ſeine Kränklichkeit, da er beſonders an Hypochondrie unendlich litt, nicht zurückhalten, über ſeine Kräfte zu arbeiten, beſchleunigte aber eben dadurch ſein Ende noch mehr, welches durch eine Reiſe, die er zu ſeiner ſich nach ihm ſehnenden Mutter unternahm, herbeigeführt wurde. Er ſtarb in ſeinem Geburtsort am 28. Juni 1802. Die Kritik des Geſchmacks und die Theorie der Kunſt verdankten Engeln eben ſo viel als die practiſche populäre Philoſophie. Sein Verſuch einer Methode, die Vernunftlehre aus platoniſchen Dialogen zu entwickeln, ſein Philoſoph für die Welt, in welchem er ſeinen fein vorgetragenen Bemerkungen über Sitten und Menſchen durch ſeine klare Darſtellung neuen Reiz und Stärke verſchafft, weiſ't ihm eben ſo, wie ſein ſpäterhin geſchriebener Fürſtenſpiegel, einen bedeutenden Platz unter den philoſophiſchen Schriftſtellern Deutſchlands an; ſeine Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten, aus den Muſtern entwickelt, gehören zu den erſten glücklicheren Verſuchen der Deutſchen in dieſer Art; ſeine Ideen zu einer Mimik, mit erläuternden Kupfern von Meil, zeigen ſo viel Scharfſinn, Menſchenkenntniß und Geſchmack, verbreiten über dieſe Kunſt und über andere damit verwandte Künſte, deren Möglichkeit nicht nur, ſondern auch Brauchbarkeit er ſo einleuchtend macht, ſo viel Licht, daß dieſes Buch als Lehrbuch für den Schauſpieler zu betrachten iſt. Als dramatiſcher Schriftſteller iſt er durch ſeinen Edelknaben, den dankbaren Sohn ꝛc. bekannt. In ſeinem trefflichen Zeit- und Sittengemälde, Lorenz Stark, ſetzte er zugleich ſeinem Großvater Braſch, einem reichen Kaufmann und Rathsherrn in Parchim, ein bleibendes Denkmal. Seine Schriften ſind geſammelt erſchienen Berlin 1801 u. f. 6 Bände. 8.

Engelsburg iſt ein altes, rundes, ſtarkes und zu einer förmlichen Citadelle eingerichtetes Gebäude in Rom, zu welchem eine Brücke führt. Kaiſer Hadrian weihte dieſen Palaſt zu ſeinem Grabmale, daher wird er auch lateiniſch moles Hadriani genannt. Creſcentius verſchanzte ſich darin gegen den Kaiſer Otto III. (985). Papſt Alexander IV. ließ es zu einer förmlichen Citadelle einrichten. Italiäniſch heißt ſie Castello di St. Angelo.

Enghien (L. A. J. von Bourbon, Herzog von), geboren zu Chantilly den 2. Auguſt 1772, von L. H. J. von Bourbon und von L. M. T. B. von Orleans. Er war noch in ſeiner zarten Jugend, als die Revolution in ſeinem Vaterlande ausbrach und ihm alle Ausſichten zu ſeinem Glück raubte. Von ſeinem Vater ins Ausland geführt, ging er nach Deutſchland, Rußland und England. Er diente in der Armee ſeines Großvaters am Rhein, und ſeine natürliche Tapferkeit führte ihn mehrere Mal den größten Gefahren entgegen und er erhielt mehrere Wunden. Nach dem allgemeinen Frieden blieb er in Deutſchland und ſchien ganz unbemerkt zu leben, als wahrſcheinlich ein neues Sammeln von Ausgewanderten auf der Rheingränze Gelegenheit gab, daß franzöſiſche Truppen auf Bonaparte's Befehl ihn im März 1804 in dem badniſchen Orte Ettenheim aufſuchten, und ihn nach Strasburg, und von da unverzüglich nach dem Schloſſe Vincennes bei Paris brachten, wo ihn eine militäri-

ſche Commiſſion den 22. deſſelben Monats zum Tode verurtheilen mußte. Bonaparte's Gemahlin (Joſephine) und Mutter ſollen den Tyrannen vergebens um ſein junges Leben gebeten haben. (Vergl. Condé).

England. Dort auf jenen Inſeln, die der atlantiſche Ocean umſpült, wo ein eiſerner Wille mit mehr als einem Welttheile um den Beſitz des gewaltigen Dreizacks rang, den er längſt als ein unveräußerliches Eigenthum behauptete, dort wohnte vor mehrern tauſend Jahren ein Volk, das mit Phönicien, Griechenland und Carthago ſchon einen Handel mit den Erzeugniſſen ſeiner Zinnbergwerke trieb, als dem Eroberer Cäſar in Gallien die erſte dunkle Kunde von ſeiner Exiſtenz zukam. Albion ſoll die größte dieſer Inſeln (England und Scottland) von den weißen Kreidefelſen heißen, die ihre Ufer umgeben, oder Britannia (von brit, buut), weil ihre Bewohner ſich mit einer blauen Farbe zu malen pflegten. Durch die maſiliſchen (Marſeiller) und venetiſchen (Vannes) Küſtenbewohner, welche einen lebhaften Handel mit den Britanniern trieben, wurden ſie dem römiſchen Imperator bekannt. Doch mehrere Verſuche dort zu landen, die Cäſar binnen zwei Jahren unternahm, hatten für ihn weiter keinen Nutzen, als daß er die Lage der Inſeln kennen lernte, bis ſein Nachfolger Claudius und der Statthalter Agricola ihre Eroberung begannen und bis zu den nordweſtlich wohnenden wilden Caledoniern ausdehnten. Der eroberte Theil wurde in Sprache, Geſetzen, und ſo gut es gehen wollte, auch in Cultur in eine römiſche Provinz umgewandelt, und ſo lange von den Römern beſeſſen, bis ſie durch Einfälle der Germanen in Italien genöthigt wurden, ihre Truppen aus Britannien zurückzuziehen; was ſie dort cultivirt hatten, ward nun eine Beute der einfallenden Caledonier. Britannien ward jetzt ein Schauplatz unaufhörlicher Kriege zwiſchen den Britanniern und den Picten und Scoten (Gaels), welche aus Gallien hinübergezogen waren, und jene ſo arg bedrängten, daß dieſe die Sachſen (man ſ. Sachſen und Angeln) von der Nordſeite der Elbe (449) zu Hülfe riefen. Dieſe kamen unter ihrem Heerführer; aber, anſtatt nach geleiſteter Hülfe wieder in ihre Heimath zurückzukehren und mit der gemachten Beute ſich zu begnügen, ſetzten ſie ſich ſelbſt in dem Bundeslande feſt, und die Britten hatten nun mit einem neuen Feinde zu kämpfen, dem ſie auch, ungeachtet aller heldenmüthigen Anſtrengungen unter ihrem König Arthur, endlich (541) unterlagen, da die Sachſen immer mehr Stämme ihrer Völkerſchaften an ſich zogen. Ihre Heerführer Hengiſt und Horſt vollendeten die Eroberung, und es entſtanden nun nach und nach ſieben verſchiedene Königreiche: Kent (455), Suſſex (491), Weſſex (519), Eſſex (525), Northumberland (547), Oſtangeln (571) und Mercia [Middlangeln] (584). Mit der Entſtehung dieſes letztern verwandelten die Sachſen den Namen der Provinz Cambria in Walliſhland (Wallis) und den Namen Britannia in Anglia, England. Jedes dieſer ſieben Reiche hatte ſeinen eigenen König, doch einer derſelben war jedesmal Oberkönig, gemeinſchaftlicher Heerführer und Präſident der Verſammlungen; dies ſiebenköpfige Reich hieß Heptarchie, und war die erſte Grundlage einer Staatsverfaſſung. Hengiſt war der erſte König (Monarch, Unionskönig) 455; der achtzehnte, Egbert, König von Weſſer (800) und 819 Monarch, vereinigte durch eine Revolution alle ſieben Reiche in Eins und nannte ſich König von England. Er ſtarb 838

und hinterließ England als einen ſchon nicht unbedeutenden Staatskörper. Die chriſtliche Religion war vom 7. Jahrhunderte an (Kent wurde zuerſt chriſtlich 598) im ganzen Reiche allmälich (bis 662) eingeführt worden. Die Einfälle der Normänner aus Dänemark veranlaßten König Alfred den Großen, die erſte Flotte auszurüſten; er ſchlug die Angriffe der Normänner (Dänen) glücklich ab (871—901) und gab ſeinem Volke ein Geſetzbuch. Unter ſeinen Nachfolgern hörten die Kriege mit den eroberungsſüchtigen Dänen nicht auf, deren Könige Sweno es (1014) endlich gelang, England zu erobern, das nun in däniſcher Gewalt blieb, bis Eduard der Bekenner, Sohn des von Sweno vertriebenen Ethelred, wieder zum Throne gelangte (1042). Doch unter Harald II. landete Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, und tödtete den König von England im Treffen von Haſtings (1066). Er führte bei allem anfänglichen Scheine der Gerechtigkeit und Güte einen eiſernen Scepter, wodurch er die Engländer zu mehrfältigen Empörungen reizte. Doch ſeine Macht ſiegte; ganz Northumberland ließ er zur Strafe verwüſten und Acht und Confiſcation waren an der Tagesordnung. Um für die Zukunft ſich ganz ſicher zu ſtellen, verpflanzte er das in Frankreich und in der Normandie ſchon eingeführte Feudalſyſtem nach England, welches nun Barone, Vaſallen und Ritter erhielt, deren Vornehmſte aus Ausländern beſtanden. Selbſt die Kirche wurde dieſem Syſteme unterworfen und alles ſo rein militäriſch organiſirt, daß von der alten engliſchen Verfaſſung wenig mehr übrig blieb. Wilhelm hinterließ den Thron ſeinem Sohne, Wilhelm Rufus, und es erhielt ſich die Normänniſche Dynaſtie bis 1154. Heinrich I. (1100—1135), der im Augenblicke von Rufus Tode ſich gewaltſam die Krone aufſetzte, die ſeinem ältern Bruder Robert gehörte, der eben auf der Rückkehr aus dem gelobten Lande in Italien ſich aufhielt, ſuchte ſich dieſelbe dadurch zu erhalten, daß er, beſonders in Anſehung der Kirche, die Lehnsverhältniſſe milderte, einen Königseid leiſtete, der Nation den ſogenannten Freiheitsbrief gab, worin er eine Menge von bisherigen Bedrückungen abſtellte und im Allgemeinen die frühern Geſetze zu beſtätigen und zu beobachten verſprach. Doch es blieb bei dem Buchſtaben und nie erfüllte Heinrich einen Punkt dieſes Briefes, den man kaum mehr zu finden wußte, als man ihn in der Folge bei Gelegenheit der Magna-Charta benutzen wollte. Dadurch, daß Heinrich ſeinem Bruder Robert, mit dem er früher einen Vergleich geſchloſſen hatte, 1106 auch das Herzogthum Normandie nahm und mit der Krone England vereinigte, geſchah es, daß die ſouverainen Könige Englands als Herzoge der Normandie zugleich Vaſallen des Königs von Frankreich wurden. Unter Heinrich wurde die Jagd als Regal beſtätiget, Diebſtahl und Falſchmünzen wurden Todesverbrechen. Doch bekam die Stadt London Jagdfreiheit und einen beſondern Verſicherungsbrief über mehrere Vorrechte, welcher den erſten Grund zu der Eigenſchaft einer beſondern Corporation legte. Er ſtarb am 1. Dec. 1135. Seine Tochter Mathildis war von ihm zu ſeiner Nachfolgerin beſtimmt, aber ſein Neffe Stephan brachte die Krone an ſich. Der daher entſtandene Succeſſionsſtreit, wobei er auch mit Schottlands König, David I. in Kreig gerieth, endigte ſich endlich damit, daß König Stephan, der Sohn ſeiner Gegnerin, die an den Grafen Plantage-

net von Anjou vermählt war, Heinrich adoptirte (1153). Mit dieſem Heinrich II. begann (1154) die Reihe der engliſchen Herrſcher aus dem Hauſe Plantagenet, welches bis 1399 den Thron beſaß und acht Könige zählte. Heinrich II. beſtätigte den Freiheitsbrief und gab ſich viele Mühe, Irland und Wallis, welche er von 1172 an eroberte, zu cultiviren. Er beſaß außerdem faſt noch ein Drittheil von Frankreich (Anjou, Touraine, Maine, Normandie, Guienne, Poitou und Bretagne), die Huldigung Schottlands, und erwarb ſich um die Geſetzgebung durch die ſogenannte Conſtitution von Clarendon viele Verdienſte. Ihm folgte (1189—1199) Richard, genannt Löwenherz, berühmt durch ſeinen Kreuzzug, ſeine Gefangenſchaft (1192) in Wien, die Aufopferungen ſeines Volkes zur Bezahlung ſeines Löſegeldes und den Krieg mit Frankreich. Er führte gleiches Maß und Gewicht im ganzen Königreiche ein und befeſtigte das Lehnsſyſtem. Sein Bruder und Nachfolger Johann Lackland (ohne Land), der ſchon während Richards Gefangenſchaft, von Frankreich unterſtützt, Verſuche auf den Thron gemacht hatte, folgte ihm (1199). Sein ſonderbarer Schritt, das Reich vom Papſte zu Lehen zu nehmen, verwickelte ihn in viele Unruhen im Innern und bedrohete ſogar ſeinen Thron, ſo daß er nur durch die Sanction der denkwürdigen Magna Charta, dieſes Grundſteines der engliſchen Nationalfreiheit, die Ruhe wieder herſtellen konnte. Ihm folgten: Heinrich III., ſein Sohn (1216), (deſſen Bruder Richard von Cornwallis während des Interregnums in Deutſchland römiſcher König war), unter welchem zum erſten Male ſtädtiſche Deputirte am Parlamente Antheil nahmen; Eduard I. (1272), unter deſſen Regierung Roger Bacon den Wiſſenſchaften einen neuen und höhern Umſchwung gab, der Wallis mit England vereinigte und Oberlehnsherr von Schottland wurde, und die Einwilligung der ſtädtiſchen Deputirten bei Steuerverwilligungen zum Staatsgeſetz machte; Eduard II. (1307); Eduard III. (1327—1377) einer der beſten Könige Englands, der durch Kraft und guten Willen wieder Spannkraft in die erſchlafften Reichsorgane brachte: ſeine Regierung ward beſonders dadurch ausgezeichnet, daß das Unterhaus im Parlamente durch die Vereinigung der Repräſentanten des niedern Landadels und der Städtedeputirten eine ſelbſtſtändige Form und beſtimmtere Ausbildung erhielt und daß Johann Wicliff ſeine Stimme gegen die Hierarchie erhob; auch führte er wichtige Kriege mit Schottland und Frankreich, in deren letzterm ſein Sohn Eduard, Prinz von Wallis (bekannt unter dem Namen der ſchwarze Prinz), vorzüglich in der Schlacht von Crecy ſich auszeichnete, und ſtiftete den Orden des blauen Hoſenbandes (1334), mit dem bedeutungsvollen Motto: „Honny soit qui mal y pense" (ſ. Eduard). Mit ſeines Nachfolgers Richards II. Gefangennehmung durch ſeine eigenen Verwandten und Ermordung im Gefängniſſe kam das Haus Lancaſter (Tudor) 1399 zur Königswürde in der Perſon Heinrichs IV. Faſt ein Jahrhundert lang dauerten die Erbfolgeſtreitigkeiten zwiſchen den beiden Häuſern Lancaſter und York, die unter dem Namen der rothen und weißen Roſe bekannt ſind, bis es Heinrich VII. [Lancaſter] (1485) glückte, durch ſeine Verbindung mit Eliſabeth von York beide Roſen zu vereinigen. Gänzliche Ruhe ward aber erſt unter ſeinem Nachfolger Heinrich VIII. hergeſtellt. Während dieſes

Zeitraumes (1399—1506) hatte England (unter Heinrich V.) die alten Anſprüche auf Frankreich erneuert und erhielt auch in dem Vertrage zu Troyes die Succeſſion auf den franzöſiſchen Thron beſtätigt; doch Beſitzungen und Ausſichten gingen unter Heinrich VI. wieder verloren und England behielt nur Calais. 1497 war Neufoundland durch Cabot entdeckt und durch Heinrich VII. die Übergewalt der Großen eingeſchränkt und die Juſtiz verbeſſert worden. Heinrichs VIII. Regierung, mit welcher in der Geſchichte Englands eine neue Periode beginnt, zeichnete ſich aus durch die auf des beſtochenen Cardinal Wolſey Anſtiften geführten Kriege gegen Frankreich, durch des Königs eigne Schrift (De septem Sacramentis) gegen Luther, wofür er vom Papſte den Titel „Beſchützer des Glaubens" erhielt, durch ſeine endlich doch noch erfolgte Trennung vom Papſte, als dieſer ihn nicht von ſeiner Gemahlin ſcheiden wollte, wobei er zwar den Catholicismus beibehielt, aber das Mönchsthum abſchaffte und ſich zum Oberhaupte der anglicaniſchen Kirche erklärte, ſich den Suprematseid leiſten und den hartnäckigen Thomas Morus enthaupten ließ; durch die famöſe Geſchichte ſeines Ehebettes (man erinnere ſich an Anna Bulen, Johanna Seymour, Catharina Howard ꝛc.) und dadurch, daß er 1542 den Titel eines Königs von Irland annahm. Waren bisher die Lutheraner auch in England noch verfolgt worden, ſo begann unter Eduard VI. (1547 — 1553) ein freundlicherer Geiſt der Duldung zu herrſchen, und die Reformation würde auch dort durch die Bemühungen Cranmers vollendet worden ſeyn, wenn nicht Maria, unter dem Einfluſſe Spaniens (ſie vermählte ſich mit dem nachmaligen Philipp II.) den Catholicismus unter blutigen Opfern des Fanatismus wieder hergeſtellt hätte. Unter ihr verlor England auch den letzten Punkt in Frankreich, Calais. Ein ſchönerer Morgen tagt für England, als Eliſabeth den Thron beſteigt, das letzte königliche Haupt der Tudor. Induſtrie, Handel, Seemacht, innerer Flor, alles erhebt ſich auf eine vorher nicht gekannte Stufe; ſelbſt Colonien werden (durch Walter Raleigh in Virginien) in Nordamerika angelegt, alle Monopolien werden aufgehoben, und vor allem wird die Revolution der Kirche mit kräftiger Hand begonnen und durchgeführt, der Catholicismns mit Strenge verbannt und dafür der Proteſtantismus eingeführt. Ihr Antheil an den Unruhen in den Niederlanden gegen den von ihr gehaßten Philipp, die Vernichtung der ſogenannten unüberwindlichen Flotte deſſelben, ihr Bündniß mit Heinrich IV. von Frankreich gegen Spanien beurkunden ihren Heroismus in der Politik, der jedoch einen unauslöſchlichen Flecken durch die Hinrichtung der Maria Stuart (1587) erhielt. Durch die Begünſtigung der Unternehmungen eines Franz Drake und Howard legte ſie den feſtern Grund zu der nachmaligen Seeherrſchaft Englands, und indem ſie mit weiſer Ökonomie eine kluge Handhabung der königlichen Gewalt, eine wohlberechnete Berückſichtigung der Vorrechte des Volks zu vereinen wußte, erwarb ſie ſich unvergängliche Anſprüche auf die Dankbarkeit der Nation (ſ. d. Art. Eliſabeth). Als ſie, die königliche Jungfrau, (1603) ſtarb, ging die Krone auf den von ihr ſelbſt zum Nachfolger ernannten König von Schottland, Jacob VI., der enthaupteten Maria Sohn, alſo auf das Haus Stuart über. Dieſer König beſtieg 1603 unter dem Namen Jacob I. Englands Thron und vereinigte ſo beide Kronen auf Einem Haupte. Ob er gleich zur catho-

liſchen Kirche hinneigte, ſo veranlaßte doch ſein Zögern, einen entſcheidenden Schritt dafür zu thun, die Jeſuiten zu dem Plane, ihn mit dem Prinzen von Wallis und das ganze Oberhaus des Parlaments in die Luft zu ſprengen. Dieſe ſogenannte Pulververſchwörung (1605) ward aber entdeckt. Jacobs fortwährende Liebe zur catholiſchen Partei und ſein unverkennbares Beſtreben nach voller Souverainetät gab der Oppoſitionspartei ihr Daſeyn, und über dieſen innern Angelegenheiten geſchah nichts Großes für das Heil des Reichs und ſeinen Wohlſtand. Daß Hudſon (1608) Spitzbergen entdeckte und Nova Zembla, kommt nicht auf Rechnung der Regierung, die kaum für die Colonien etwas that. Jacobs unrühmliches Benehmen bei Gelegenheit des Mißgeſchicks, das ſeinen Schwiegerſohn, den unglücklichen Churfürſten Friedrich von der Pfalz, traf, brachte Uneinigkeit zwiſchen ihn ſelbſt und das Parlament, und ſo konnte freilich nichts Gutes gedeihen. Sein Nachfolger und der Erbe ſeines religiöſen und politiſchen Glaubensbekenntniſſes, Carl I. (1625), mußte die conſequente Beharrlichkeit in ſeinem Syſteme des Despotismus mit dem Leben büßen. Seine Verachtung des Parlaments, das er entweder bei jedem Widerſtreben auflöſ'te oder auch gar nicht zuſammenrief, wie er es einmal eilf Jahr hinter einander nicht berief, ſeine willkürliche Regierung mit ſeinen beiden Favoriten, Strafford und Canterbury, brachten es dahin, daß er jenen dem Parlamente zum Sühnopfer darbringen mußte, und des Rechts, das Parlament aufzulöſen, verluſtig wurde. So entſtand der furchtbare Kampf des Parlaments und des dritten Standes gegen ihn, der den Adel, die Biſchöfe und Catholiken um ſich verſammelt hatte. Beſiegt vom General der Independenten Cromwell (ſ. d. Art.), ausgeliefert von den Schotten an das Parlament, ward Carl Gefangener der Nation; ſeine Flucht nach Frankreich mißlingt und da er durchaus die Entſagung vom Episcopate verweigert, Cromwell aber, der den Plan zu ſeiner Dictatur ſchon ausgebildet hatte, im Parlament nach Verweiſung ſeiner Gegner ſiegt, wird Carl I. am 30. Januar 1649 enthauptet. Empört über dieſe That ergreifen die Schotten und Irländer die Waffen gegen das bluttriefende England, indem ſie zugleich Carl II. zum König ausrufen. Doch in drei Schlachten (1650 und 1651) von Cromwell geſchlagen, entflieht Carl II. nach Frankreich, und ſein Sieger beherrſcht nun an der Spitze eines ſelbſtgeſchaffenen Parlaments England. Am 12. Dec. 1653 ward Oliver Cromwell zum Protector ernannt, nachdem er die ihm angebotene Krone ausgeſchlagen hatte. Die Staatsverfaſſung ward dahin abgeändert, daß der Protector einen Staatsrath von 21 Mitgliedern erhielt und ein Parlament aus allen drei Nationen, das jedesmal nach Verlauf von drei Jahren erneuert wurde. Cromwells Herrſchaft dauerte bis 1658, wo er ſtarb. Unter ihm gelangte das Reich wieder zu der lang entbehrten Ruhe, und zu einer höhern politiſchen Wichtigkeit, da Handel und Schifffahrt erweitert wurden und es beſonders durch die berühmte Navigationsacte (1652) (die Cromwell erließ, um die Niederländer für ihre Theilnahme an dem Schickſale der Stuarts zu ſtrafen), und die Anerkennung dieſes Seegeſetzes im Frieden vom 17. April 1654, die Herrſchaft zur See behauptete, die ſich durch die Wegnahme Jamaica's mitten im Frieden mit Spanien und die Acquiſition von Dünkirchen und Mardyk noch mehr offenbarte. Olivers Sohn, Richard

Cromwell, verwaltete nur acht Monate das von dem Vater ererbte Amt; eine ſogenannte Sicherheitscommiſſion von 23 Mitgliedern tritt an die Stelle der Regierung, die Anarchie beginnt und endigt damit, daß unter der Protection einer ſchottiſchen Armee Carl II. aus den Niederlanden nach England zurückkehrt, die republikaniſchen Formen aufhören und das Episcopat wieder hergeſtellt wird. Die Abtretung von Dünkirchen an Frankreich, von Surinam an Holland, nachdem der holländiſche General Ruyter ſelbſt auf der Themſe erſchienen war, Modification der Navigationsacte, der Beitritt zur Tripel-Allianz gegen Frankreich, Carls Hang zum Catholicismus, der die Sicherung der religiöſen Freiheit durch die vom Parlamente entworfene Teſtacte (1673), und zum Despotismus, der die Sicherung der perſönlichen Freiheit durch die Habeas-Corpus-Acte (1679) zur Folge hatte, die Entſtehung der Torys und Whigs, welche letztern die Conſtitution des Reichs nach der *magna charta* vertheidigten, während jene die königliche Macht auf Koſten der Conſtitution vergrößern wollten, und endlich Carls eigenmächtige Auflöſung des Parlaments, ſo daß er die letzten vier Jahre ohne Parlament regierte; dies ſind die Hauptmomente in dem Zeitraume bis zum 5. Febr. 1685, wo Carl II. ſtarb. Sein Bruder und Nachfolger, Jacob II., welcher durch die Aufhebung der Teſtacte ſich verhaßt gemacht hatte, entfloh (24 Dec. 1688) nach Frankreich, und nun wurde der königliche Thron von England und Schottland als erledigt betrachtet und dem Statthalter der Niederlande Wilhelm III und ſeiner Gemahlin Maria übertragen; auch Irland, das noch beſonders den Stuarts anhing, wurde endlich zur Anerkennung des neuen Regenten genöthigt. Die Partei der Whigs ſiegte, indem mit Wilhelm III. die alte engliſche Conſtitution wieder hergeſtellt wurde. Die Preßfreiheit, dreijährige Dauer des Parlaments, die Errichtung der londoner Bank (1695), das Syſtem der Nationalſchuld, Wilhelms Antheil an dem Kriege gegen Frankreich, beendigt durch den rißwiker Frieden, worin Frankreich ihn als König anerkannte, und ſeine Vorbereitungen zu dem lebhafteſten, von Parlament und Volk gewünſchten, Antheil am ſpaniſchen Succeſſionskriege, wozu er ſich mit Öſterreich alliirt hatte, bezeichnen ſeine Regierungszeit. Er ſtarb am 8. März 1702, nachdem vorher dem Hauſe Hannover die Succeſſion zugeſichert worden war, wenn Anna, Wilhelms Schwägerin und Nachfolgerin, verſtorben ſeyn würde. Anna (1702) begann den Krieg gegen Frankreich wegen der ſpaniſchen Erbfolge und ihre Waffen hatten Glück. Der Friede zu Utrecht endigte (1713) dieſen Krieg; England erhielt für ſeine Trennung von Öſterreich Gibraltar und Minorca von Spanien, Neufoundland und Neuſchottland nach den alten Gränzen von Frankreich und die Schleifung des Hafens von Dünkirchen, ſo wie es in dem Aſſientotractat von Spanien auf dreißig Jahre das Recht der ausſchließenden Lieferung der Neger für das ſpaniſche Weſtindien acquirirte. Durch den Sturz des mächtigen Herzogs von Marlborough, der das Miniſterium dirigirt hatte, gewann die Partei der Torys unter Bolingbroke, der Staatsſecretär wurde, die Oberhand. Was aber Annens Regierung für des Reichs innere und äußere Verhältniſſe höchſt wichtig machte, war die Vereinigung Schottlands mit England (1707) unter Ein conſtitutionelles Parlament, zu Einer-National-Repräſentation. Nun gab es ein

großbritanniſches Parlament, denn England, Schottland und Irland waren nun unter dem Namen Großbritannien in Eins vereinigt. — Schon die frühern Beherrſcher beider Reiche, Jacob I. und Carl I., hatten dieſen prächtigen Namen einzuführen verſucht, doch vergeblich, weil es die Parlamente nicht genehmigten. Seit jener Vereinigung iſt der vollſtändige Titel der engliſchen Könige: König von Großbritannien, Frankreich (wegen der Anſprüche von Eduard III. her) und (vor Heinrich VIII. nur Herr von) Ireland, Beſchützer des Glaubens (welchen Titel Heinrich VIII durch ſeine Schriftſtellerei gegen Luther um den Papſt und die catholiſche Kirche verdiente, und ſeine proteſtantiſchen Nachfolger fortführen). Nach einer, dem Raume gemäß, ganz gedrängten Fortſetzung der Geſchichte Großbritanniens, von da an, wo ſie im Artikel England beſchloſſen, bis auf unſre Zeiten, wollen wir deſſen heutige politiſche und ſtatiſtiſche Lage den Hauptzügen nach zeichnen. Anna bemühte ſich, da ihre neunzehn Kinder vor ihr geſtorben waren, dem Prätendenten, ihrem Bruder, die Thronfolge wieder zu erwerben, ſtarb aber (1714), bevor ſie dieſe Entwürfe ausführen konnte. Nach der Succeſſionsacte von 1701 wurde der Churfürſt von Hannover unter dem Namen Georg I. ihr Nachfolger. Zwar landete in Schottland, ihn zu verdrängen, der Prätendent, aber ſeine Anhänger wurden geſchlagen (1715) und im J. 1722 eine zweite Verſchwörung zu ſeinen Gunſten glücklich entdeckt. Mit ſeinem klugen Staatsminiſter Robert Walpole befolgte der König im Innern eine weiſe Staatswirthſchaft, die die Nationalſchuld in achtzehn Jahren um 7 Mill. Pfund Sterling verringerte, nach außen aber die Politik Wilhelms III. zu Schwächung der ſpaniſchen Macht, gegen die er mit Holland und Frankreich (1717) eine Tripelallianz und nachher (1718) mit Beitritt des Kaiſers Carl VI. und des Herzogs von Savoyen eine Quadrupelallianz ſchloß. Nach ſeinem Tode (1727) dauerte unter ſeinem Sohne und Nachfolger gleiches Namens Walpole's heilſame Verwaltung fort. Georg II. war einer der Gewährleiſter der pragmatiſchen Sanction, wodurch Kaiſer Carl VI. ſeiner Tochter Maria Thereſia die Succeſſion in ſeinen Erbſtaaten ſichern wollte, und nach deſſen Tode (1740) zur See und zu Lande Theilnehmer des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs, der ſie wirklich erſt ſicherte. Während dieſes Krieges landete der junge Prätendent, Carl Eduard Stuart, in Schottland (1746), machte anfangs durch Frankreichs und der ſchottiſchen Großen Unterſtützung große Fortſchritte, wurde aber bei Culloden geſchlagen, und mußte froh ſeyn, mit dem Leben und der Freiheit davon zu kommen. Dies war der letzte Verſuch der Stuarts auf die verlorne Krone. Der Krieg bewirkte übrigens einen Anwachs der Nationalſchuld von 31 Millionen, ohne daß England im aachner Frieden (1748) das geringſte gewann. Im Laufe eines neuen Kriegs mit Frankreich über amerikaniſche Gränzirrungen (1755), der zur Sicherung der deutſchen Churlande ein Bündniß mit Preußen gegen das mit Frankreich verbündete Öſterreich nothwendig machte, ſtarb Georg II. 1760. Georg III., ſein Enkel und Nachfolger, endete den franzöſiſchen Krieg, der mit dem ſiebenjährigen in Deutſchland zuſammenfällt, durch den Frieden zu Paris (1763), worin England Minorca, Canada, Senegal und die Inſeln Grenada, St. Vincent, Dominique und Tabago erwarb. Die Nationalſchuld hatte aber der Krieg von 74½ Mill. bis über

146½ Mill. vermehrt. Am wichtigſten ſind in der nächſten Folgezeit, außer den oſtindiſchen Händeln (ſ. Oſtindien), die Entdeckungsreiſen Cooks (ſ. Cook). Durch des Miniſters Lord North falſche Maßregeln, beſonders aber durch die Auflage des Stempelpapiers und das Theemonopol wurden die mächtig gewordenen engliſchen Colonien in Amerika in eine Erbitterung gebracht, die offenbare Feindſchaft, Aufkündigung des Gehorſams und den amerikaniſchen Krieg erzeugte (ſ. Nordamerika). Er endigte 1783 mit dem großen Ereigniß, das die Colonien in die Reihe der freien Staaten ſtellte, nachdem durch ihn die Staatsſchuld über 240 Millionen geſtiegen war. Im Grunde war die Entſtehung des Nordamerikaniſchen Freiſtaats für Großbrittanniens Handel mit Amerika wahrer Gewinn; nur wurde dieſer dadurch unſicherer, wie die Erfahrung erſt durch die neuſten Maßregeln der Amerikaner bewieſen hat. Frankreich hatte dieſen ihre Unabhangigkeit erkämpfen helfen, aber ſeit dem Frieden erhielt die äuſerſte Schwäche, in welche die Anſtrengungen jener Hülfe dieſes Reichs vollends geſtürzt hatten, ihm das gute Vernehmen mit Großbritannien bis zur Zeit der Revolution. Der Nationalconvent, durch Georgs III. Unwillen über Ludwigs XVI Hinrichtung argwöhniſch geworden, kam mit der Kriegserklärung zuvor. Im Anfange dieſes Kriegs hatte England faſt das ganze Continent zu Bundsgenoſſen gegen Frankreich, ſtatt daß es in deſſen Fortgange daſſelbe faſt ganz mit Frankreich zum Feinde bekam. Der Krieg war unter Pitts oberſter Leitung für England zur See und den Colonien allenthalben glücklich, Landungen aber ſchlugen überall fehl, die in Ägypten ausgenommen. Nach Dämpfung einer fünfjährigen Empörung in Irland (1794—99) ward dieſes Reich mit Großbritannien definitiv vereinigt (1800). Vor dem Frieden, den England 1802 mit der franzöſiſchen Republik unter Bonaparte's Conſulat ſchloß, und worin es alle Eroberungen, außer Trinidad und Ceylon, zurückgab, trat Pitt, der ihn wohl nur zuließ, um die Unmöglichkeit ſeiner Dauer zu beweiſen, aus dem Miniſterium. Der Friede war, da England Malta und Ägypten nicht eher räumen wollte, bis Bonaparte die Friedensbedingungen in Holland und Italien erfüllt hatte, von kurzer Dauer. Im Jahr 1803 brach der Krieg wieder aus, den der erſte Conſul mit der Beſetzung von Hannover anfing. England blokirte darauf die franzöſiſch gewordene Elbe, und der nun wieder ans Ruder getretene Pitt ſuchte dem Kaiſer, der ſtets mit einer Landung in England zu drohen ſchien, durch Erregung neuer Feinde auf dem Continent Diverſionen zu machen (ſ. Frankreich, Preußen, Öſterreich). Wie unglücklich auch Großbritanniens Alliirte zu Lande ſeine und ihre Sache verfochten, wie ſehr auch alle ihre Anſtrengungen nur dienen mußten, den Helden des Tages der, vorgeblich bloß zu Bezwingung der ſtolzen Eiländer beabſichtigen, Herrſchaft über Europa zu nähern; ſo waren doch Großbritanniens Unternehmungen zur See und in den Colonien überall mit einem Erfolge gekrönt, der ihm die Herrſchaft des Meeres und ſein Reich in allen Welttheilen, in dem, wie in Carls V., die Sonne nie untergeht, befeſtigte. Weder die ungeheure Laſt der jährlich wachſenden Staatsſchuld, noch die Beſchränkung ſeines Handels in Europa hinderte es im Kampfe gegen Frankreich auszuharren, bis der Tyrann geſtürzt und ein ehrenvoller Friede den Völkern errungen war. (Vergl. Großbritannien.) k.

Engliſche Gärten, Anlagen, ſ. Gartenkunſt.

Engliſches Horn (Corno inglese), eine vergrößerte, bogenförmige Hoboe; ſteht jedoch fünf Töne tiefer als die Hoboe, und muß daher (wenn gleich die Partien für dies Inſtrument gewöhnlich im Violinſchlüſſel geſchrieben werden) die Tonart, aus welcher das Stück geht, für das engliſche Horn um fünf Töne höher (alſo wenn z. B. ein Stück aus C geht, für dies Inſtrument in G ꝛc.) geſetzt werden. Es hat jedoch bei weitem nicht das Angenehme, noch auch den großen Umfang des Baſſethorns.

Engliſche Kirche und Staatsreligion, ſ. die Artikel anglikaniſche Kirche, Großbritannien, Diſſenters, Emancipation.

Engliſche Krankheit (Rachitis, Spina nodosa lateiniſch, la Noueure, la Chartre franzöſiſch, the Rickets engliſch), Rückenſucht, Lendenkrankheit, Verknüpfung, Doppelglieder, Zweiwuchs, iſt eine Modification der Skrophelkrankheit und faſt immer mit ihr verbunden, offenbart ſich größtentheils zwiſchen dem neunten Monat und dem zweiten Jahre, und ergreift vorzüglich die Knochen. Die Gelenkköpfe ſchwellen am Vorderarm, Unterſchenkel, Ribben, Wirbelfortſätze, alle Knochen werden dick, weich, brandig, geſchwürig, ſie krümmen ſich (Beine, Arme, Bruſtbein, Rückgrath, Becken); die Zehen werden gelb, ſchwarz, ſchadhaft, fallen ſtückweis aus und erzeugen ſich langſam wieder, dabei ſkrophulöſer Habitus, ſeltener Drüſengeſchwülſte. Auch Erwachſene können ſie bekommen; hier verläuft ſie ſchnell, und tödtet oft in vierzehn Tagen. Meiſtens befällt ſie Mädchen in ihrer Entwickelungsperiode, auch wohl früher. Bisweilen iſt ſie angeboren.

Engliſche Literatur, Wiſſenſchaft, Poeſie und Theater. I. Literatur und Wiſſenſchaft. Da Sprache das Syſtem der individuellen Weltanſchauung eines Volks enthält, und dieſe nothwendig ihre Entwickelungsmomente, ihre Geſchichte hat: ſo wird auch die Sprache die Farbe dieſer Momente, welche ſie immer ſeyn mögen, an ſich tragen. Sehen wir nun auf das Geſchichtliche der engliſchen Sprache, ſo muß ſie, da Britannien anfangs von Celten bevölkert war, galiſches oder celtiſches Gepräge gehabt haben. Dieſe Entſtehung der Nation ſcheint unwiderlegbar, indem ſie durch die urſprünglich mythiſchen Namen Albion, Ireland, Caledonien ſich ausſpricht. Nach Julius Cäſars Eroberung nahm ſie, wie denn Beſiegte ſtets, mehr oder weniger, der Sieger Sprache annehmen, von der römiſchen Sprache ihr Theil. Aber vierhundert Jahre nach Chriſti Geb., als die Schotten und Picten gewaltſamer in den nördlichen Theil eindrangen, und die von Vortigern zu Hülfe gerufenen Sachſen unter Hengiſt und Horſa immer feſter ſich ſetzten, mußte in einer Reihe von 350 Jahren auch die ſächſiſche Sprache ihren Einfluß zeigen. Dänen drückten ihr hernach wiederum ihr Gepräge auf und endlich unter Wilhelm dem Eroberer die Normannen. So iſt denn die engliſche Sprache ein Gemiſch aus rein Engliſchem, Lateiniſchem, Angelſächſiſchem, Däniſchem und Normanniſchem. — Jedes Volks urſprüngliches Leben enthält als ſolches die Elemente deſſelben, das Erkennen und Darſtellen, oder wie man dieſe Doppelſeiten des Lebens nennen will, noch in ungeſonderter, kräftiger Einheit, und die geſchichtliche Entwickelung, welche ſpäterhin erfolgt, iſt nur ein Auseinanderfallen dieſer Einheit und ein Hervortreten einzelner, früherhin gebundener Momente. Man nennt dieſe Periode die my=

thiſche, und weil, dem Geſagten gemäß, Mythus, als Darſtellung religiöſer Idee, und Geſchichte in dem gewöhnlichen Sinne noch ungetrennt ſind, ſo hat man ſie überall als die Zeit und das Gebiet der Fabel bezeichnet und als unfruchtbar für die Geſchichte ausgeſchloſſen. Wie nun dies, wenn einmal Abſtraction eingetreten iſt, allerdings nicht gemißbilligt werden mag, ſo iſt doch anderer Seits nicht zu läugnen, daß auch der ausgeſonderte und für ſich betrachtete Mythus Gegenſtand der ergiebigſten Forſchung werden, und eine Ausbeute der herrlichſten Ideen geben kann und wirklich gibt. Auch Albion hatte eine ſolche Periode, wodurch es ſeinen gemeinſamen Antheil an dem Menſchheitserbe, der Religion, erwies und als Glied in die Reihe eintrat. Wir enthalten uns jedoch, hier von dieſer Periode zu handeln, theils weil es dieſe nicht unmittelbar gilt, theils weil ſie zu reich iſt, als daß ſie hier mehr denn obige Andeutung geſtattete. Erinnern wir aber an König Artus, an die Tafelrunde, an den fronen Gral, an den theuren Mörlin, ſo eröffnet ſich hier dem Kundigen ein reicher, ſich weit verzweigender Kreis von Fabeln voll tiefes Sinnes und ſchöner Deutſamkeit. Eben ſo übergehen wir das in die Blüthe Schießen des Geiſtes in der Scholaſtik, welches an ſich gewiß höchſt merkwürdig iſt, und doch nur in Beziehung auf den beſchränkten Begriff von Bildung eines Volks, als lediglich durch ſeine Literatur Darſtellbares und Dargeſtelltes, oder auch auf die gereifte Frucht dieſes Strebens, — mithin, genauer angeſehen, nur fälſchlich Barbarei genannt werden kann — eine Bemerkung, die bei den Engländern vielleicht eher als anderswo ſich aufdrängt, indem ihre Thätigkeit unmittelbar auf das bürgerliche Leben gerichtet iſt und viele wackere Gelehrte, welche doch eben Bewahrer und Inhaber der Bildung ſind, gleichwohl nicht als Schriftſteller auftreten. So wird denn, nach obigen vorläufigen Einſchränkungen und ihren Gründen, auch hier jene Zeit als Ausgangspunkt gewählt, wo der Kaufmann William Caxton, bei ſeiner Rückkehr von einer weiten Reiſe, die Buchdruckerkunſt nach England brachte und in Weſtminſter von 1474 an ungefähr übte. Was Wunder aber war es, daß er, im Geleiſe der Zeit fortſchreitend, zuerſt mythiſch religiöſe Werke bekannt machte, deren Gegenſtand die im ganzen Norden allgemein verbreitete Sage von der Abkunft der Franken und Sachſen aus Troja war? — eine Sage, deren Sinn erſt jetzt vielleicht ſeine Würdigung finden möchte! Und wenn er ferner Claſſiker überſetzt lieferte in einer Zeit, wo die claſſiſche Literatur in England noch unangebaut war, ſollte das, auch mißlungene Unternehmen, nicht immer Dank verdienen? Iſt es ja doch die anbrechende Morgendämmerung, die immer heller und heller unter den Tudors heraufblühte. Denn von Claſſikern ging auch hier die Bildung aus. Ehe wir nun aber in das Einzelne eingehen, drängt ſich beim Überblick des Ganzen der engliſchen Literatur die Bemerkung auf, daß der große, aus der inſulariſchen Lage hervorgegangene, durch Jahrhundert lange Kämpfe unterhaltene und gekräftigte, faſt an Pedanterie ſtreifende Freiheitstrieb der Einzelnen, jener Republikanismus, den der große Alfred durch die Abtheilung des Landes in Shiren, durch Wahlen der Stellvertreter und ihre Verſammlungen, durch die Gerichte der Geſchwornen begründete, auch hier ſich wiederfindet. Sein Analoges findet ſich hier wieder in den mannichfaltigen Societäten; es zeigt ſich in der Richtung des Wiſſens auf die

Brauchbarkeit für das Leben und ſeine Breite, ſo wie in der hieraus entſprungenen mindern Empfänglichkeit für Theorie und Speculation überhaupt. Es tritt hervor in der Verfaſſung ihrer Univerſitäten und dem Gange des Studirens, und endlich in der Kräftigkeit einzelner dort erſcheinender Genien, welche die Nation ſelbſt in ihrer freien Eigenthümlichkeit beſtärkend — man kann in mancher Hinſicht ſagen — bewahrt hat vor der Anſteckung der Geſchmacksſeuche, beſonders der franzöſiſchen, welcher ſie jedoch nicht durchaus entgehen konnte, da letztere Nation überhaupt nur zum Ferment für die Völker beſtimmt zu ſeyn ſcheint. Kann man aber einer Seits nicht umhin, in dem angegebenen Charakter eine Einſeitigkeit anzuerkennen und ihre hier und dorthin ſich verbreitenden Nachtheile zu bemerken, ſo muß man doch anderer Seits in dieſer ſtrengen, faſt herben Unwiſſenheit immer die Kraft ehren und achten, welche noch ſtets Gewähr und Vermittlerin für alle Völker des europäiſchen Staatenbundes wurde, wenn es galt. — Die Literatoren ſetzen drei Perioden der engliſchen Literaturgeſchichte feſt. Die erſte achtzehnjährige unter dem Hauſe Tudor, die zweite neunundneunzigjährige unter dem Hauſe Stuart, von 1603 bis 1702, die dritte endlich von der Königin Anna bis herab auf unſere Zeiten. In allen zeigt ſich, trotz des Antheils, den manche, ſelbſt gelehrte Herrſcher an dem Fortgang der Wiſſenſchaften nahmen, theils durch Schriften, theils durch Anſtalten und Schenkungen, daß doch alles aus der Mitte der Nation ſelbſt hervorging, und durch ihre große Freimildigkeit, wie ſie, durch den Wohlſtand gehoben, nirgends ſich findet, gefördert ward. Die erſte Periode nennt Heinrich VII., Heinrich VIII. (einen ſcholaſtiſchen Theologen, der gegen Luther de septem sacramentis ſchrieb, de instituenda plebe, eine Einleitung in die Grammatik, und auch dichtete), Eduard VI, den Kirchenverbeſſerer, die catholiſche, fanatiſche Maria und die gelehrte Eliſabeth; die zweite, Jacob I., einen wiſſenſchaftlich gebildeten Proſaiker und Redner, den unglücklichen Carl I., der Wiſſenſchaften beunruhigten Pfleger, den rohen Cromwell, den zweiten Carl, der, wiewohl üppig, doch die Societät der Wiſſenſchaften ſanctionirte, Jacob II., Wilhelm III., welche ſämmtlich die Bibliotheken beſchenkten; die dritte endlich mit Anna, die drei George. Wir werden zuvörderſt den Gang der Wiſſenſchaft nach den verſchiedenen Disciplinen, dann den Gang der Kunſt in gedrängter überſicht darlegen, und dabei von der äußern Pflege derſelben durch allerlei Anſtalten ſprechen. a) Philologie. Wie natürlich und ſchon oben bemerkt, war die Beſchäftigung mit Claſſikern der Griechen und Römer, als der zu höherer Bildung gediehenen Nationen, und mit ihren Sprachen, der Ausgangspunkt und das Mittel werdender Bildung auch für die Britten. In Italien war dies Studium ſchon eher erwacht, und bereits nach 1490 verbreiteten William Grocyn, John Collet, Thomas Linacre und William Lilly die dort erlangte Kenntniß, beſonders des Griechiſchen in ihrem Vaterlande. Aber die erſten fruchtbaren Keime philologiſcher Bildung ſtreute ſieben Jahre darauf Erasmus von Rotterdam zu Oxford aus, trotz aller Hinderniſſe, die ihm der Weltgeiſtlichen befangene Heftigkeit, der Schüler minderer Beifall, Beſuch und Empfänglichkeit, dazu Seuchen und Unruhen in den Weg legten. Wiewohl er nun deßhalb England verlaſſen hatte, beredeten ihn doch zwei fleißige und ta-

lentvolle Engländer, William Montjoy und Thomas Gray, zur Rückkehr, wo er mehreren ausgezeichneten Männern bekannt und vertraut ward, dennoch aber die Unterſtützung nicht fand, welche zu dauerndem Aufenthalt nöthig war. Angeregt waren wohl die Geiſter von dieſer Seite her, aber die Leiſtungen waren bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts noch roh und unbeholfen, wie Criſpins griechiſches Wörterbuch, nachmals von Grant herausgegeben, und einige Überſetzungen von Claſſikern erweiſen. Zwar ſtrebte ſchon die Proſa ſich jenen alten Muſtern nachzubilden; aber bei der Befangenheit in unſicherer und einſeitiger Reproduction antiker Weltanſchauung war das erwünſchte Gelingen nicht ſogleich möglich. Nur allmälich entdeckte der Britte in der ſo mächtig hervorſpringenden Öffentlichkeit des antiken Lebens ſeine Verwandtſchaft mit den Griechen, beſonders aber den Römern, und ſo ward er für den Gehalt ihrer Werke zuvörderſt gewonnen, ohne daß doch die Sprache ganz unerörtert geblieben wäre. Denn mehrere Claſſiker erfreuten ſich geachteter Herausgeber, wie Gatackers, Gale's, Hudſons, Creechs, Rowes, Simſons, Gregorys. Zur Verbeſſerung eines griechiſchen Wortſchatzes trug noch Robertſon Hill bei (1676); zu der Gründlichkeit eines lateiniſchen Thomas Holyacke (1677), und einige Jahre früher Fr. Goudman, welche im Jahr 1693 das cambridger verdunkelte. — So eng aber blieb das Gebiet der Sprachkunde nicht gezogen; einmal geweckt und durch Handelsverhältniſſe mehr angeregt und unterhalten, richtete ſich die Neigung, die früher nur ſchwach auf das Hebräiſche ging, allmälich im ſiebzehnten Jahrhundert auch auf andere aſiatiſche Sprachen, und Bedwell, Eduard Pococke, John Greaves, Edm. Caſtle, Alex. Huiſch, Sam. Clarke, Thomas Hyde, Dudley Loft, Walton (die letztern ſechs Herausgeber der londner Polyglotte), John Lightfoot, John Selden, Thomas Goodwin, John Spencer, John und Richard Pearſon, Ant. Scattergood erörterten und erläuterten die Alterthümer der Araber von mehreren Seiten und nach mehreren Richtungen. Eine ſyriſche Sprachlehre ſchrieb Will. Beveridge. Samaritaniſch verſtand Rob. Huntington, perſiſch Greaves, Caſtle, Hyde, welche Sprachlehren, Wörterbücher und anderes hieher Gehörige bekannt machten. War nun ſchon am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts das Sprachenſtudium ſo weit gediehen, daß Ed. Bernard die Alphabete von 29 Sprachen aufſtellen konnte, ſo trieb im achtzehnten Jahrhundert der Sprachenbaum noch mächtiger in allen Zweigen. Griechiſche Metrik erörterten Rich. Dawes, Thomas Burgeß, die Mundarten Mich. Mattaire, mit griechiſchen Grammatikern und Lexicographen beſchäftigte ſich John Toup. Wortkritik und höhere Kritik, einzeln oder auch beide zuſammen, trieben Rich. Bentley, der an Combination, Scharfſinn und Reichthum der Kenntniſſe, wie durch logiſche Kunſt der Fürſt der Kritiker geworden, Markland, John Taylor. Claſſiker wurden herausgegeben von Baxter, Bentley, Cunningham, Wakefield, Daves, Zach. Pearce, Hearne, Waſſe, Barnes, Clarke, Upton, Mangey, Heath, Musgrave. Überſetzer waren Pope, Macpherſon, Potter, Weſt, Grainger, Francis, Garth, Brewſter, Thornton, Colman, Dryden, Beresford ꝛc. Die nordiſche Sprachkunde

förderten Hikes und Pryce; die koptiſche Wilkins und Woide, die armeniſche William und George Whiſton. Die phöniciſche und palmyreniſche Swinton. Hebräiſch trieben Lowth und Kennicot mit Fleiß und Geſchmack, arabiſch Channing, White, Jones, Carlisle, Okley, Sale, Chappelow, perſiſch Richardſon, Jones, Dow, Gladwin, Davy, Sulivan, Gaudin, Nott, Ouſely, Champion, Scott, Hadeley. In Hinſicht auf das Indiſche und ſeine Mundarten iſt durch Holwell, Halhed, Jones, Wilkins, Colebrooke und die calcuttaiſche Geſellſchaft ein Schatz von Kenntniſſen in Umlauf gekommen, deſſen unermeßlich tiefe Ausbeute erſt im Fortgange der Zeit zu Tage kommen wird. — Daß bei dieſer vielfachen Beſchäftigung mit vielen fremden Sprachen, bei dem Bedürfniß, welches die Form öffentlicher Verhandlungen in Rechtspflege und Staatskunſt herbeiführten, bei der Liebe und dem Stolz auf frühere einheimiſche Claſſiker, auch die engliſche Sprache durch Staatsmänner, Dichter, Geſchichtſchreiber zu immer größerer Vollkommenheit reifte, und an Umfang, Lauterkeit, Geſchmeidigkeit gewinnen mußte, war natürlich. Ob ſie aber in den letztern neuen Zeiten durch Verkehr und Einfluß der Franzoſen wirklich ſo viel gewonnen habe und ſo kräftig gediehen ſey, als durch die früheren kräftigen, in der Tiefe des Geiſtes der Nation wurzelnden Männer, unter welchen Shakſpeare vor allen ausgezeichnet zu werden verdient, dies iſt eine Frage, deren Bejahung oder Verneinung von der tieferen Würdigung der Nation ſelbſt nach ihrem Weſen und Verhältniß zu andern Nationen abhängt. So viel iſt indeß gewiß, daß Verfeinerung der Sprache, wie die Geſelligkeit ſie hervorbringt, an ſich mindeſtens noch nicht Bereicherung und Gewinn iſt, indem ja auch der Umfang ihres Gebietes von mehr oder minder tiefer vielſeitiger Ausbildung abhängt, ſondern zuvörderſt durch die Gleichartigkeit mit den Elementen der Bildung und dann durch die inwohnende Bildbarkeit ſich als ſolchen rechtfertigen muß. — Von den Verdienſten der neueſten Zeit, das iſt der letzten für Deutſchland ſo trübſeligen Jahre, wiſſen wir, da der Verkehr ſo lange unterbrochen geblieben, nur wenig. Daß Valpy Herausgeber der beſten griechiſchen Sprachlehre ſey, und in 24 Nummern Stephani thes. linguae graecae herausgeben will, daß er ein classical journal redigirt, welches in großer Achtung ſteht, daß Drummonds bloß an Freunde vertheilter Oedipus Judaicus, gleich Dupuis und Volney, mit der Calenderhypotheſe behaftet, die moſaiſchen Schriften als älteſte aſtronomiſche Sternmythologie betrachte, im Etymologiſiren ſtark ſey, iſt die letzte Nachricht. Wie gründlich oder ungründlich der ſcharfe Tadel, den Drummond von dem quarterly review erfuhr, ſey, läßt ſich aus Mangel an Einſicht in das Werk ſelbſt nicht beurtheilen, obwohl ein ſolcher Tadel bei der Hauptrichtung der Engländer hier, auch wenn er ungerecht wäre, nicht befremden wird. — b) Theologie. Wie nun das öffentliche Leben beſonders und ſeine Schwingungen in England den Anbau der Sprachkunde förderten, ſo erging es auch in andern Wiſſenſchaften. In der Theologie war die äußere, oder, wenn man es ſo nennen darf, die practiſche nach dem Staate gekehrte Seite, nämlich die Kirche und ihre Geſtalt, das, wovon die Bearbeitung anhub, und deren Ausbildung durch vielfache äußere Reibungen verhältnißmäßig noch mehr fortſchritt, als durch die Methode des Studiums,

wovon unten geſprochen werden wird. So ſtrebte Heinrich VIII., der durch ſeine ſchon erwähnte Schrift über die ſieben Sacramente gegen Luther für einen Glaubensbeſchützer galt, ſich vom Papſte zu trennen und deſſen Einfluß auf die engliſche Geiſtlichkeit zu hemmen; aber, indem er hier ganz dem Nationalzug des Egoismus getreu verfuhr und mithin iſolirt wirkte, mußte wohl das Werk langſamer gehen und minder folgenreich und erſprießlich für die Bildung der Nation werden, als ſonſt der Fall iſt, wenn gemeinſchaftliche Kräfte wirken. Er hob, wie Eduard VI., mehrere Klöſter auf; aber hiemit war doch nur ein mögliches, bedrohliches Hinderniß gehoben, immer noch keine Förderungsmittel angegeben. Ja als nun die ſchottiſche Maria, dieſe geſchworene ſchwärmeriſche Anhängerin des Papſtthumes, zur Regierung gelangte, da wurden furchtbare Rückſchritte durch Feuer und Blut gethan, und der äuſerſte Druck trieb Mehrere, die in ihrem angebornen Freiheitsgefühl ihn nicht dulden mochten, in das Ausland, aus welchem ſie, nach der Königin Tode, mit neuen Kenntniſſen bereichert und gekräftigt, unter die Regierung der Eliſabeth zurückkehrten. Wie damals bereits der Adel geſunken, ſo war das Volk an Wohlhabenheit und Selbſtvertrauen durch Ackerbau, Handel, Schifffahrt und Sieg über die Spanier geſtiegen. Der engliſche Freiheitsgeiſt trat auch in den Parteien der Puritaner, wie der Episcopalen ungezügelt auf, und dieſe Leidenſchaftlichkeit, verbunden mit dem auf das äußere bürgerliche Verkehr gerichteten Sinn, ſcheint keine der ſtillen und andächtigen Pflege und Ausbildung der Gotteserkenntniß vortheilhafte Stimmung zu ſeyn. Aus ihr aber wird eben darum begreiflich, daß auch dies Studium unter den Engländern eine Einſeitigkeit gewinnen mußte, die es bis jetzt noch gehindert hat, zur Mündigkeit und Reife zu gelangen. Jener erwähnte Streit führte nur auf zwei, durch das gemeinſame Band der (verhältnißmäßig mehr betriebenen) Philologie verbundene Gebiete; einmal nämlich auf Patriſtik und Kirchengeſchichte, worin ſich John Fell, Beveridge, Wharton, Durell, Cave, Uſher, Bingham verdient machten (davon weiter unten), dann in das Feld der Auslegung. Hier arbeiteten Poole, Pocoke und mehrere oben bereits angezogene Männer. Jakob I. ließ von 47 Gelehrten die ſogenannte Königsbibel ausarbeiten. An Dogmatik, als Darſtellung des höhern chriſtlichen Lebens, in wie fern der Einzelne durch das unter der Form des Chriſtenthums gegebene Ganze beſtimmt wird, kam es um ſo weniger, da dies eben die theoretiſche Seite oder das Wiſſen um das chriſtliche Gefühl nach allen Seiten hin war. Vielmehr war früh ſchon durch Hobbes und Cherburg der Deismus ausgebreitet, dem ſich John Templer, Eduard Gr. von Clarendon, William Howel widerſetzten. Im achtzehnten Jahrhundert waren Tindal, Toland, Collins, Woolſton, Morgan, Chubb, Shaftesbury, Bolingbroke Deiſten, und fanden an Ed. Chandler, John Buttler, Lardner ihre Gegner, die ſich des Chriſtenthums annahmen. So fortdauernd iſt die Schwankung nach beiden Seiten bis auf die neueſte Zeit geweſen, daß noch immer die Streitigkeiten der Diſſenters und die Beweiſe für die chriſtliche Religion die merkwürdigſten theologiſchen Phänomene ſind. Da Stolz der Idee des Chriſtenthums ſo fremd iſt, daß er vielmehr ihr Feind und gerader Gegenſatz wird, auch der Nationalſtolz unſittlich iſt,

ſo iſt dieſe Erſcheinung, die Sprödigkeit gegen das Chriſtenthum, in England zwar nicht befremdlich, aber ein Zug, welcher beweiſ't, daß die eigentliche Höhe der Bildung bei manchen Tugenden dieſem Volke doch fremd ſey. Trotz der Bemühungen Sim. Patricks, Lowths, Clarks, Hammands, Pyle's, Whitby's, Doddridge's, Locke's u. A. war die Wiſſenſchaft der Auslegung nicht gründlich ausgebildet. Im achtzehnten Jahrhundert ſammelte John Mill, mit Widerſpruch Whitby's, erſt Varianten, nach ihm Kennicot, Letzterer aus maſorethiſchen Handſchriften. Grabe ward bei Herausgabe der ſiebzig Dolmetſcher, Robert Holmes bei ſeinem kritiſchen Apparat dazu unterſtützt. Dennoch leuchteten die Engländer hervor, da ſich die Deutſchen noch nicht dieſer Wiſſenſchaft angenommen hatten, die aber auch hier, wie in allem Wiſſenſchaftlichen, raſch, tief und kühn eindringend ſie allmälich verdrängten. c) Jurisprudenz. Gleich auffallend zeigte ſich der engliſche Nationalzug des Stolzes und des republikaniſchen Egoismus in Hinſicht auf Rechtswiſſenſchaft. Denn nie erhob ſie ſich bei ihnen zu einer allſeitigen Anſchauung der Staatsbildung und ihrer Formen, wie die Weltgeſchichte ſie darſtellt. Nur das eigene Leben ihres Staats zu bilden und zu leben war ihr Drang und Beſtreben, und ſo ſehr waren ſie von je in das öffentliche Leben verſchlungen, daß ſie weniger dazu gelangen konnten, das, was real vorhanden, als Ergebniß ihrer Geſchichte, im Geiſte und auf die von ihm gefoderte Weiſe nachzubilden und zu erklären. So ward das römiſche Recht nur von den Geiſtlichen geſchützt und aufrecht gehalten, als Pfeiler ihrer Oberherrſchaft, indeß die Nation vor allem ihr einheimiſches behauptete und lehren ließ. Dies geſchah durch die beiden Inns of chancery, Lehrſäle für Anfänger im gemeinen Rechte, und of court für höhere Bildung. Auch hier ging Alles auf das für das Leben Brauchbare hinaus, und Theorie war nur dem Privatfleiß vorbehalten, der in dem Sinne der Nation eben nicht viel Nahrung und Unterſtützung fand. Das common law galt einzig, und war ſchon von John Forteſcue 1440 einzig erhoben in einer oft überſetzten und herausgegebenen Schrift. Ein Compendium deſſelben ſchrieb Ed. Littleton 1645, Inſtitutionen Ed. Coke. Lehrſtühle waren nicht. Verhältniſſe des Nationallebens führten zur Erörterung des See- und Staatsrechts durch Selden. Filmer und Hobbes waren Monarchiſten, Milton, Sidney, Harrington, Locke Republikaner. Auch im achtzehnten Jahrhundert geſchah wenig für theoretiſche Rechtswiſſenſchaft. Nur Viner ſtiftete zu Oxford einen Lehrſtuhl, den Blackſtone zuerſt betrat, der Verfaſſer eines Commentars über das gemeine Recht, zu welchem Woodſon reiche Nachleſe hielt. Außerdem beſchäftigte man ſich nur mit Sammlungen von Rechtsfällen, Herkömmlichkeiten, Entſcheidungen der größern engliſchen Gerichtshöfe, meiſt ohne Ordnung und Idee, nur noch brauchbar durch die ſogenannten Grammatiken oder Überſichten einzelner Rechtslehrer. Practiſche Rechtslehrer von Gewicht gab es dagegen viele, wie John Holt, Somers, Cowper, Harcourt, Jekyll, King, Parker, Raymond, Gilbert, Talbot, Ryder, York, Murray, Prat, Dunming, Thurlow, Eden, Wedderburne, Erskine. Von dieſen allen im Drang des practiſchen Lebens ausſchließlich und mit Luſt Befangenen, hat nur Taylor und nur in antiquariſcher Rückſicht über die zwölf Tafeln,

und ein Lehrbuch, und Hyliff neue Pandecten geſchrieben. d) Medicin. Nicht beſſer erging es in der Arzneikunde; denn auch ſie beſchränkte ſich auf den Gebrauch, und ihr Studium ging auf beiden Univerſitäten, Oxford und Cambridge, von der allgemeinen Grundlage der Philologie, Mathematik und Logik aus, im Leben erſt ſich weiter fortbildend. Auch hier hat es jedoch, wie dies unter den Engländern in jeder Wiſſenſchaft iſt, nicht an einzelnen großen Köpfen gemangelt, welche, beſonders in der Anatomie große Entdeckungen gemacht haben. So früh ſchon, unter Carl I., machte Harvey bedeutende Erfahrungen über den Blutumlauf. 1651 beſchrieb Wharton alle Drüſen und entdeckte die Speichelgänge in den Backendrüſen, Clopton Haver die glandulas mucilaginosas, Francis Gliſſon die Irritabilität; Bidloo gab Abbildungen des menſchlichen Körpers mit Text von Cowper; Sydenham verwarf viel Hypothetiſches im Praktiſchen, als Antiphlogiſtiker. Große Ärzte waren die Hunters und Cruikſhank. Einen vollſtändigen Unterricht organiſirte erſt Edinburgh. Merkwürdige Anatomiker ſind die beiden Monro, Practiker Mead, Huxham, Pringle, Heberden, Baker, Darwin, Brown, Jenner, der Erfinder der Brutalimpfung. Die Chirurgie ward erſt 1745 von den Barbiergeſchäften getrennt und Prüfungen unterworfen. Außer den Vorleſungen, welche darüber gehalten werden, gibt es auch noch Schulen genug, worin Cheſelden, Poll, Nourſe, Sharp, Hunter, Bell ꝛc. ſich gebildet haben. In der Entbindungskunſt war 1763 Smellie berühmt, und Aitkin (1789) durch ſein Lehrbuch. e) Naturwiſſenſchaft. Für die Naturwiſſenſchaft war zwar bereits 1518 zu Oxford vom Cardinal Wolſey, deſſen Bild Shakſpeare in Heinrich VIII ſo treffend aufſtellt, ein Lehrſtuhl errichtet, zwei Jahr früher war ſchon ein Kräuterbuch erſchienen, dem 1550 Turners und 1597 John Gerards Kräuterbuch folgten. Aber einzig und ganz dem engliſchen Geiſte gemäß wirkte Francis Baco von Verulam 1605 auf ſie. Auch er verwies, wie unſer Göthe ſagt, in allem lediglich an die Erfahrung, an das Weite und die grenzenloſe Empirie, und veranlaßte dadurch eine ſolche Methodenſcheu, daß Unordnung und Wuſt als das wahre Element angeſehen ward, in welchem das Wiſſen einzig gedeihen könne; freilich nicht ohne Widerſpruch Bodleys, der dagegen alles auf Maximen zurückführte. Sein Zeitgenoß Will. Gilbert beſchäftigte ſich beſonders mit dem Magnet und machte ſchätzbare Entdeckungen, z. B. Glaselectricität; ſo auch Will. Barlow; 1645 entſtand die Geſellſchaft der Unſichtbaren zu London und Oxford, welche die Naturwiſſenſchaft zum Gegenſtand ihrer Unterſuchungen machten. Hier wurde, nach Göthe's Schilderung, viel Merkwürdiges erkundet, aber die Furcht vor Auctorität — nullius in verba war ihr Motto — die Richtung auf das Wirkliche, Gegebene durch Bacon bewirkte auch hier eine Spaltung der Theorie und Praxis und veranlaßte allerlei Hypotheſen ohne Methode der Erfahrung und rationale Behandlung. Robert Boyle, Hook, Iſaak Newton, dieſe geniale tüchtige Natur, bei der doch manches Wahnbild einſchlich, Halley, der über die Abweichungen der Magnetnadel ſo viel Erfahrungen machte, John Woodward zeichneten ſich beſonders aus. Einen botaniſchen Garten ſtiftete 1632 zu Oxford Dauby, ein Naturaliencabinet 1662 Trades-

cant, Vater und Sohn, ein anderes Will. Courton. 1629 beſchrieb John Parkinſon 3800 Pflanzen, und im folgenden Jahr gab Thomas Johnſon ein engliſches Pflanzenverzeichniß. Will. Horn's brittiſche Flora erſchien 1650 und wurde ſpäter von John Hill umgearbeitet. Eben ſo beſchäftigten ſich mit Botanik Rob. Moriſon, John Ray 1690, Thomas Millington, der die befruchtende Kraft der Staubfäden entdeckte, welche nachher Nehem. Grew und Sam. Mortand erwieſen und beſtätigten. In der Zoologie arbeiteten rühmlich Walt. Charlton — 1668—1671 — Fr. Willoughby (ſt. 1672), John Ray (geb. 1628, ſt. 1705). Im achtzehnten Jahrhundert lehrte Wilſon die Electricitätsverſtärkung, Watſon und Franklin entdeckten die poſitive und negative Electricität. Auch Prieſtley machte herrliche Entdeckungen hierüber, und war durch ſeine Entdeckung des Oxygens 1774 am 1. Aug. eigentlicher Vater der antiphlogiſtiſchen Chemie, deren Entdeckung ſich die alles verſtehen wollenden, eiteln und prahlſüchtigen Franzoſen zuſchreiben. Crawford gab eine neue Theorie der thieriſchen Wärme. Indeß blieben alle Erfindungen beſonders auf das Empiriſche gerichtet. So lehrte Steph. Hales das Seewaſſer trinkbar machen, maß die Luftreinigkeit durch Kerzen, erfand Luftkiſten für Kriegsſchiffe, Gefängniſſe ꝛc. In der Chemie entſchied ſich Will. Higgins für das antiphlogiſtiſche Syſtem. Chaptal gab Anfangsgründe der Scheidekunſt heraus. Kirwan und Cawendiſh experimentirten emſig. Forſcher in der Naturgeſchichte waren John Hill, John Fr. Miller. Eliſabeth Blackwell trieb 1741 Botanik. Nur allmälich folgte man Linné, John Hill 1756 war der erſte, hierauf John Miller. Endlich kaufte Smith Linnés Cabinet und ſtiftete die linné'ſche Geſellſchaft. Aiton, königlicher Gärtner zu Kew, pflegt als Kenner der ſchönſten exotiſchen Gewächſe. Curtis gab ein botaniſches Magazin heraus, George Edwards 1743—51 eine Naturgeſchichte der Vögel, Thomas Pennant 1763—83 eine Zoologie, John Latham ein Naturſyſtem aller Vögel, Adams ſchrieb über die Infuſionsthierchen, deren er 359 verſchiedene beſchrieb, John Ellis über Corallen und Zoophyten, Thomas Mertyn eine Conchyliologie, A. Trembley Naturgeſchichte von Madera und Barbadoſele, Lawſon Naturgeſchichte der Carolinen.

f) Mathematik und Aſtronomie wurden wegen ihrer Brauchbarkeit für das Leben, beſonders für Schifffahrt ꝛc. von den Engländern ſehr betrieben. Über algebraiſche Gleichungen ſchrieb, wiewohl unbemerkt und wirkungslos, ſchon früh 1579 Thomas Harriet. 1614 machte John Nepen Logarithmen bekannt, die 1624 Henry Briggs verbeſſerte. 1622 ſtiftete Smile einen Lehrſtuhl zu Oxford für Geometrie und Aſtronomie, Cutler einen für Mechanik; und überhaupt ward Mathematik die Grundlage aller Studien. 1655 ſchrieb John Wallis über die Lehre vom Unendlichkleinen, erfand auch mehreres in Geometrie und Algebra. Großer Kenner der griechiſchen Geometrie und Herausgeber mehrerer griechiſchen Mathematiker war Barrow, der auch 1662 die erſten Gründe der Analyſis des Unendlichen entwickelte. Er war Vorgänger Newtons, der 1669 die Theorie unendlicher Reihen erfand, die Fluxionenrechnung ꝛc. In der practiſchen Mechanik war Wren, der Baumeiſter der St. Paulskirche und anderer trefflichen Gebäude, ausgezeichnet durch manche Erfindung. In der Optik herrſch-

ten Gregori, Barrow, Newton. 1675 beobachtete Halley in St. Helena die Länge und Breite der Sterne unter dem Südpol. Hook deutete ſchon auf die newtoniſche Anziehung. Flamſteed kannte 2866 Fixſterne. Aber immer mehr ging alles auf Beſſerung der Schifffahrt und Fabriken hin und die Theorie trat ganz zurück. Nur Mac Laurin war noch großer Algebraiſt, Smith 1738 Optiker, wie Bradley 1762. Wollaſton gab ein Sternverzeichniß, Maskelyne machte ſich um practiſche Aſtronomie verdient. In der Schiffbaukunſt waren Barrow und Robertſon berühmte Theoretiker und 1792 ward dafür eine Geſellſchaft errichtet, da Frankreich England überbieten zu wollen ſchien. g) Philoſophie. Natürlich gibt ſich der Mangel an Sinn für die ideale Seite der Welt am meiſten kund in der Bearbeitung der Philoſophie, dieſer Centralwiſſenſchaft aller übrigen. In Oxford herrſchte Scholaſtik, in Cambridge Neuplatonismus. Thomas Gale verſchmelzte ſie 1677 mit Theologie, Henry More 1687 mit Cabbala. Neuplatoniker und Chriſt war Cudworth. Baco's Richtung iſt ſchon oben erwähnt. Hobbes wandte ſich beſonders zu Staatsrecht und Politik, und hatte Algernon Sidney, wie James Harrington zu Gegnern. Alles war Empirismus, und ſo mußte 1690 Locke ſehr gelegen kommen. Paley's Grundſätze der Politik und Moral, die nun 19 Auflagen erlebt, werden von White in dem ſpaniſchen Journal el Español, wo Auszüge befindlich ſind, ſehr gelobt. Aber ſeit jener Zeit iſt nichts in dieſem Fache geſchehen, das die deutſche Tiefe anſprechen könnte. h) Geſchichte. Auch in der Geſchichte neigt ſich der Britte wiederum zur Geſchichte im engeren Sinn hin, als dem Organismus des Staats, beſonders ſeiner eigenen. Denn von patriotiſchem Intereſſe, man möchte ſagen von Nationalſtolz, gingen dort die beſſern Geſchichtſchreiber aus. Raph. Holinshead ſammelte 1577-1587 die Chroniken von England, Schottland und Ireland. 1587 trug Harriſon aus geſchriebenen Urkunden eine Geſchichte von England zuſammen, und Commelin ſammelte die engliſchen Geſchichtſchreiber des Mittelalters, nach ihm Henry Smile, und Will. Camden. Eine allgemeine Weltgeſchichte hatte 1614 Walt. Raleigh angefangen, aber wegen kalter Aufnahme nicht fortgeſetzt. Annalen des A. und N. T. gab 1650 Uſher, eine Chronik 1652 Ed. Simſon heraus, wie Thomas Pierce Robinſons Annalen. Um Chronologie machte ſich 1649 und 1672 John Marſham verdient, nicht Newton. Indeß wurden immer mehr Quellen der engliſchen Geſchichte geſammlet durch Roger, Twysden, Selden, Fell, Gale. Engliſche Kirchengeſchichte bearbeitete Cave 1674 in ſynoptiſchen Tafeln und einer Literargeſchichte der Kirchenſchriftſteller. Von engliſchen Biſchöfen und Erzbiſchöfen gab Wartons Anglia sacra Nachricht. Fullers berühmte Männer von England, Woods Athenae Oxonienses ſind nicht zu vernachläſſigen. Auch gehören hieher Beveridge, Warton, Durell, Uſher, welche Kirchenverſammlungen, Kirchengeſetze, Gebräuche und Alterthümer mannichfaltig erläuterten. 1730 lieferte eine Geſellſchaft die allgemeine Weltgeſchichte, aus welcher Guthree und Gray 1764-1767 einen Auszug machten. Die römiſche Geſchichte bearbeitete Ferguſon, die griechiſche Gillies, den Verfall des römiſchen Reichs Gibbon, die Geſchichte Carls VIII. und der Entdeckung von Amerika

Robertſon, Griechenlands Geſchichte Mitford. Auswärtige neuere Staatengeſchichte lieben ſie nicht, aus Stolz. Für die innere eigene ſammelte Rymer (ſt. 1714) nach Urkunden, wie Manning, Aſtle, Fenn, Lodge, Morgan, Howard, Harley, Sommer, Macki; Kriegsalterthümer der Römer in Britannien, Leroy. Though Carle und Smollet bearbeiteten dieſe Materialien noch roh. Dieſe übertraf weit Hume, der aber, überreich geworden, ſie nur bis auf Wilhelm III. führte, wie Henry wieder nur bis auf Heinrich VIII. Neuerer Zeit ſind Dalrymple's Memoires von Großbritannien und Cunninghams Geſchichte von England und des berühmten Charles James Fox Geſchichte Jacobs II. nicht unwichtig. Für Biographie dient die biographia Britannica, der britiſche Plutarch, Nichols Leben William Bowyers, Johnſons Leben der engliſchen Dichter, Sheridans Leben Swifts, Maſons Biographie Grays ꝛc. Eine Geſchichte der Muſik gab Burney. Tanner, Granger, Berrenhout ſchrieben über die Gelehrten in allen drei Reichen, Mackenzie über die gelehrten Schotten, über deren Dichter Irving, über Ireland Campbell, über die Schickſale der Arzneikunde Aikin, über die Fortſchritte der Botanik Pultney. Heraldiker waren Bolton, Guillim, Gore; Numismatiker Evelyn. Geographen des Inlands Camsden, Purchas, Harcour. Zahlreich ſind überhaupt ihre Reiſebeſchreiber, wie Herbert, Gage, Brown, Jeſſelyn, Fryer, Burnet, Ovington, Maundrel, Waſer, Smith, wie ihre Welt- und Entdeckungsreiſen. Berühmt iſt Andersons Handelsgeſchichte. Kartenverbeſſerer waren Moll, Jeffery, Faden, Dury, de la Rochette, Kitchim, Dalrymple. Ausländiſche Geographie iſt dagegen meiſt ſchlecht beſtellt, ſelbſt für Büſching konnte man keine Empfänglichkeit und Theilnahme wecken. Unter den unzähligen Reiſebeſchreibern nennen wir Churchill, Champbell, Streens, Dalrymple, Hawkesworth, Commodore Biron, Wallis, Carteret, Cook, Banks, Mulgrave, Portlock, Dixon, Vancouver. Für einheimiſche Statiſtik arbeiteten Pennant und Sinclair, für Staatswirthſchaft Stewart, Smith, Price. — Von einem überblick des in den Wiſſenſchaften Geleiſteten können wir uns nicht abwenden, ohne die allgemeine Bemerkung, daß von jeher der Wohlſtand und der Patriotismus der Engländer den Wiſſenſchaften mehr Vorſchub als irgendwo gethan haben. Dies beweiſen theils mehrere reich gewordene Gelehrte, wie Pope, Hume, Blakſtone, Hawkesworth, Gibbon, Paley, theils die vielen von Privatmännern angelegten oder doch unterhaltenen Cabinets, wie das brittiſche Muſeum, das lewerſche, das aſhmolſche, Preisvertheilungen, ferner die zur Förderung mancher Diſciplinen geſtifteten Lehrſtühle; und häufige gelehrte Geſellſchaften, Bibliotheken, wie die des brittiſchen Muſeums, Zions College, Banks, Radcliff, Bodley, Catham ꝛc. Ganz der Freiheit der Nation gemäß, gemäß dem Wohlſtande, wodurch Sinn und Neigung des Einzelnen für dies oder jenes Fach geweckt und unterſtützt wird, darf man eben den Einzelnen, wie ſie für ſich hierin wirkten, weit mehr Einfluß und Verdienſt zuſchreiben, als der Regierung, deren Wirkſamkeit in dieſer Hinſicht weit zurücktritt und die Würde und Kraft des Volks nur mehr hervorhebt. Rechnen wir hieher, bloß als Gegenſatz die Univerſitäten

Oxford und Cambridge, ſo ſpringt dies ſehr in die Augen. Zugleich aber wird auch an ihrer Verfaſſung der engliſche Nationalcharakter nur klarer. Eine eigentliche Akademie, als ausgeſprochenes, treffendes, durchaus gegliedertes Abbild der Eigenthümlichkeit des Wiſſens der Britten, iſt wohl nicht zu ſuchen, und es iſt bereits aus Obigem klar, wie immer nur einzelne Köpfe und Talente mit großen und vorgreifenden Entdeckungen auftraten, aber kein gemeinſames, beſonnen nach innen wirkendes Streben nach Wiſſenſchaft ſich zeigte. Wie dies nun ganz dem Stolz und der Freiheit der Engländer zuſagte, ja nothwendig aus ihnen hervorging, ſo wurde es auch durch die in der That läſſige und ſchlechte Verfaſſung jener beiden Univerſitäten unterhalten. Auch hier war und iſt kein Ganzes, durch ſeines Baues Gliederung und Ausdruck Anſprechendes, Belebendes und Haltendes. Dazu hat es die Unempfänglichkeit für Theorie nicht kommen laſſen. Wie demnach für mehrere Diſciplinen gar kein Unterricht, für andere nur ein unvollſtändiger, der Freiheit, ja der Willkür der Lehrer überlaſſener, Unterricht ertheilt wird, aber auch hierin noch die Studirenden wiederum ihre Freiheit geltend machen, und die Talente der Einzelnen mit geringen Fingerzeigen meiſt ihrem eigenen Trieb und Feuer überlaſſen werden, dies dünkt uns ein Wechſelverhältniß zu bilden, deſſen Vortheile und Nachtheile einem deutſchen Geiſt leicht bemerklich werden. Mathematik, Logik und claſſiſche Philologie ſind das Einzige, was als Grundlage aller Studien am ernſteſten betrieben wird. Claſſiſche Literatur findet noch ihre Verehrer. In den übrigen Wiſſenſchaften wird nach vorläufigen, mangelhaften Überſichten, Fingerzeigen und Rathſchlägen, wodurch die Theorie dem Privatſtudium überlaſſen wird, öffentlich alles nach außen und auf die Praxis bezogen. — II. Engliſche Poeſie. Es iſt ſchon aus dem bisher Geſagten begreiflich, daß auch in der Poeſie ein ſo ganz auf öffentliches Leben und Bürgerlichkeit in höherem Sinne geſtelltes Volk, zumal mit dem tiefen, ja ſchwerfälligen Ernſte, der ihm eigen iſt, ſich mit andern Völkern, im Ganzen genommen, nicht wird meſſen können, obwohl es auch hier glänzende Genien geben wird, als deren Inbegriff wir wiederum den unſterblichen, einzigen Shakſpeare nennen, der alle Elemente ſeines Volks in ſich zuſammenfaßt, ſelbſt das eigenthümlichſte, am trefflichſten von ihnen ausgebildete, den Humour. Aber eben dies Hervortreten des Humours zeigt auch wieder, daß die Poeſie zurückweichen mußte, indem das Komiſche, deſſen (der modernen Zeit angehöriges) Element der Humour iſt, theils das Widerſpiel der herrſchenden Richtung einer Zeit, theils das der Poeſie iſt. Darum nun erliſcht der Humour dort nie und ſetzt ſich, ſo zu ſagen, faſt in ein Gleichgewicht mit der Wiſſenſchaft, wohl aber tritt die Poeſie nicht ſelten weit zurück. Schon die überwiegende Neigung, die ſich ſeit der früheſten und in den angeblich beſten Zeiten kund gibt, zu Einer Art derſelben, nämlich der beſchreibenden, welche in den letztern Zeiten ſogar noch der geographiſch-topographiſchen Richtung der Nation dienen mußte, verräth eine Einſeitigkeit, welche der Poeſie fremd iſt. Dazu klingt, bewußt oder auch bewußtlos, Shakſpeare überall durch, wo noch etwas Poeſie waltet, und, wenn Einige die Seite derſelben, durch welche ſie an die Sprache rührt, mehr ausbildeten, ſo wirkte theils hierin die Zeit mehr, theils möchte es doch wohl dem Gemüth an Friſche, Tiefe und Zartheit der An-

ſchauung fehlen. Einige Blicke in die Geſchichte werden dies lehren. Da Heinrich VIII. ſelbſt Verſe, beſonders Sonette, machte, ſo wurde dies begreiflich Hofton, und Wyat und Surrey ſchrieben bereits vor 1547 Verſe. Borde und Heywood ſchrieben 1556 Epigramme und Poſſen, Sackville poetiſche Lebensbeſchreibungen, Ch. Tye brachte ſogar die Apoſtelgeſchichte in Verſe. So blieben denn die durch Provenzalpoeſie angeregten Verſuche roh, bis auf Spenſer und Waller in der letzten Hälfte des 16ten und der erſten des 17ten Jahrhunderts. Sie, die in der Idylle arbeiteten, erwarben ſich Verdienſte um Weichheit und Melodie der Sprache, wie ſchon Sidney ſich in dieſer Gattung verſucht hatte. Daſſelbe Verdienſt erwarben ſich Cowley und Milton, der Dichter des verlornen Paradieſes, der, über die Rauhheit der Sprache klagend, ſie nach italiäniſcher Melodie zu moduliren ſuchte, und Dryden, der, die beklagte Unbeſtimmtheit zu vermeiden, in Schwulſt verfiel. Donne war Satiriker, Denham 1600-1640 beſchreibender Dichter, Butler komiſcher Epiker. Seit der Regierung der Königin Anna waren Lehrdichter Pope und Young, beſchreibender Thomſon, Epiker Pope und Glover, Satiriker Swift, Elegiker Gray, Fabeldichter Gay, Odendichter Collins. Durch die Überſetzungen ſpaniſcher und italiäniſcher Dichter, welche Mickle, Hoole und Hayley fertigten, gewann die Sprache ebenfalls. Und auf dieſe Weiſe bildeten ſich geiſtreiche und muſterhafte Proſaiker, wie Will. Pitt, Burke, Fox, Sheridan, Mansfield, Erskine, Sherlock, Drydale, Blair, Hume, Robertſon, Gibbon, Richardſon, Fielding, Goldſmith, Addiſon, Steele, Shaftesbury, Cheſterfield, der treffliche Sterne und andere mehr. — III. Engliſches Theater. Wir haben bei dieſer Überſicht vorſätzlich die dramatiſche Poeſie und ihren Fortgang unerörtert gelaſſen, um ſie, als das höchſte Product, im Ganzen zu betrachten. Eine weitläufigere geiſtreiche Würdigung hat A. W. Schlegel in ſeinen dramaturgiſchen Vorleſungen geliefert; dem wir hier zum Theil nachzugehen für Pflicht halten. Wie überall, entſprang auch in England das Schauſpiel zunächſt aus der Religion, und ſchloß ſich an ſie zuerſt an. Und ſo waren denn die moralities und mysteries hierin das Urſprüngliche. Für das erſte hält man die Wunder der heil. Catharine. Unter Heinrich VIII. wird Every man als das erſte angeführt, worauf Hycke-scorns, und interlude gefolgt, dann unter Eduard VI. lusty juventus; dabei auch noch Tragikomödien. 1551 wird ſchon Gevatterin Gortons Nadel erwähnt, das, bei aller Niedrigkeit, doch viel Komiſches haben ſoll. Es wurden auch ſchwache Verſuche in der Form der antiken Tragödie gemacht. Forrex und Porrex oder das Trauerſpiel von Gorboduc aus den erſten Zeiten der Eliſabeth war, wie Muſtapha, geiſtlos. Die ſpaniſche Tragödie war das erſte ernſte Stück, unſicher und bombaſtiſch. Lilly ſchrieb Campaspe; er war ſüßlich, verſchroben. Maclows Eduard II. kunſtlos aber treu und einfältig. Der Flurſchütz von Wakefield und Grim der Köhler von Croyden gehören auch noch zu den Anfängen des engliſchen Theaters. Dies altengliſche Theater hatte nun zwar wohl Maſchinerien, aber keine eigentliche Decorationen. Denn in einiger Entfernung von den Wänden hingen Teppiche. Im Hintergrunde war eine über die erſte erhöhte Bühne. Man ſpielte am

Tage. Parterre war unter freiem Himmel. Tracht war die gewöhnliche, etwa Federbüſche auf den Hüten und Roſen auf den Schuhen. Knaben ſpielten Frauenrollen. Muſik war in den Zwiſchenacten nicht. So fand Shakſpeare die Bühne. Daß ſein Zeitalter ungebildet geweſen, darf man wohl nicht behaupten. Die Regierung der Eliſabeth brachte England in hohen Flor durch Handel, Schifffahrt. Die Luſt an den Alten war aufgeregt, wie an den Erzeugniſſen der Italiäner und Spanier. Der Geiſt der Geſelligkeit war keck, kräftig, muthwillig, witzig und, nach mehreren Schilderungen und Darſtellungen Shakſpeare's zu urtheilen, gab es einen feinen Hofton. Denn, wie ein Dichter auch rieſenmäßig über ſeine Zeit hervorragen und die noch in ihrer Tiefe unentwickelt ſchlummernden Keime herauffördern möge, nie wird man ihn doch ganz unzuſammenhängend mit ihr nennen können. Shakſpeare hatte ſich ſchon früher nicht bloß als dramatiſcher Dichter hervorgethan, und als der letztere genoß er allgemeine Achtung und Verehrung. Dies, wie die glänzende Aufnahme ſeiner Stücke, erweiſ't ebenfalls wieder, daß ſein Zeitalter wohl nicht roh geweſen ſeyn könne. Ein Publicum, dem, bei ſo wenig äußern Hülfsmitteln der Darſtellung, ſolche kühne und tiefe, ſo freie und große Weltanſichten vorgeführt werden konnten und das für ſie ſo empfänglich war, dürfte wohl unſer Publicum weit, weit überbieten, ja letzteres kann gar nicht gegen das erſtere in Betracht kommen. Es iſt hier der Ort nicht, dieſes Dichters unergründliche Herrlichkeit weiter zu verfolgen, eben ſo wenig, als manche über ihn im Schwange gehenden Vorurtheile zu widerlegen; — ſeine Bildung iſt, wie alle große und einzelne Bildung, faſt den Feſſeln der Zeit und der Geſchichte entflohen und über ihm ruhet, wie über dem Uranfang des Menſchengeiſtes, ein heiliges mythiſches Dunkel. Wir bemerken nur kürzlich, daß ſeine Werke eine ſo durchaus gegliederte harmoniſche Anſicht der Welt und des Geiſtes verkünden, daß beide ſich ewig in einander ſpiegeln und wechſelſeitig Symbol für einander werden, wodurch ſich gewiß das Weſen eines wahrhaften, hohen Dichtergeiſtes beurkundet und ausſpricht. Er war ein Herzenskündiger, ſeine Charakteriſtik iſt tief ergreifend und wahr. Unerſchöpflich iſt die Fülle des Individualiſirens in ihm, worin ihm vielleicht kein Dichter gleich kommen möchte — ein Moment des Drama, der gerade dem modernen Drama als Aufgabe vorgelegt iſt! Keine Leidenſchaft in ihrem tiefen und geheimen Weben, ihrem allmälichen Durchbruch, ihrer alles niederwerfenden Gewalt iſt ihm unbekannt, und jede weiß er kräftig, eigenthümlich bis in die tiefſten Wendungen hinab darzuſtellen. Das Schauderhafteſte, Entſetzlichſte, wie das Zarteſte und Mildeſte erſcheint bei ihm in der eigenthümlichſten, wunderbar-harmoniſchen Farbengebung. Seine Zuſammenſtellung iſt groß, frei und dennoch innigſt verbunden. Den tiefſten Ernſt ſänftigt und mildert er durch den muthwilligſten und geiſtreichſten Scherz, und jener dem Menſchengeiſte ſo eigene und ſeine Ewigkeit beurkundende Hohn über das Beſtehende, in der Zeit Auftauchende und in ihr ſich Anſiedelnde, dieſe Macht, ſich noch über den Trümmern zu erhalten und wiederzufinden, dieſe dem niedern Geiſte ſo unbarmherzig ſcheinende Gewalt, die doch gerade die tiefſte Wurzel des Geiſtes, die Liebe iſt, hat ſich wohl in keinem Dichter ſo laut, kühn, überlegen, mächtig und wahr geoffenbart, als in ihm. Darum iſt er auch immer neu und friſch und kein Gegenſtand ver-

mag, dieſen Proteus zu feſſeln, er wandelt ſich in alle Geſtalten. Außer den 34 allgemein ihm zuerkannten Stücken gibt es vielleicht noch manche, die mehr oder weniger ſeinen Einfluß erfuhren. Über andere iſt man faſt gewiß, daß Shakſpeare ſie geſchrieben, und unter uns hat Tiek angefangen, mehrere hervorzuziehen. Dahin rechnet Schlegel den Perikles, Prinz von Tyrus, den londner verlornen Sohn, Thomas Lord Cromwell, Sir John Oldcaſtle, ein Trauerſpiel in Yorkſhire. Manche Stoffe ſcheint er umgearbeitet zu haben. Bei dieſem Meiſterthum iſt es wohl nicht befremdlich, daß er, wie oben geſagt wurde, durch die geſammte dramatiſche Poeſie der Engländer mehr oder weniger durchtönt, ohne doch je erreicht zu werden. Denn freilich iſt eine Kraft, welche mitten in der Zeit, aus ihr das Beſte aufgreifend und verarbeitend, dennoch herrſchend über ihr ſchwebt, nicht ſo gäng und gebe. Dagegen unterliegen ſelbſt talentvolle Männer der herrſchenden Zeitrichtung und ihren Gebrechen. Dies erweiſ't ſich an Shakſpeare's Zeitgenoſſen und Nachfolgern, von welchen er gleichſam der Mittelpunkt zu nennen iſt. Jüngere ſind Decker, Marſton, Webſter, reine Nachahmer. Chapman, der Überſetzer des Homer, ſchrieb die Thränen der Witwe nicht ohne komiſches Talent. Heywood ein bürgerliches Trauerſpiel: die durch Güte getödtete Frau kunſtlos und leicht, auch im Schluß dem kotzebueſchen Menſchenhaß und Reue an ſittlicher Tendenz weit überlegen. Übrigens war Heywood ebenfalls ſehr fruchtbar; denn er hat 220 Stücke geſchrieben. Ben Jonſon, von Shakſpeare ſehr geſchätzt, unterſtützt und aufgemuntert, wähnte doch ſich über ſeinen Meiſter erheben zu können, weil er mehr Schulgelehrſamkeit beſaß als dieſer. Er war fleißig, kritiſch, mühſam, aber ohne Anmuth und Pathos, wie ſeine Trauerſpiele Catilina und Sejanus beweiſen. Im Luſtſpiel war er vorzüglicher, wiewohl ihm ein ſchwerfällig ſatiriſcher römiſcher Zug, in der Intrigue Mangelhaftigkeit, Unwahrſcheinlichkeit, und methodiſche Breite eigenthümlich blieben. Dies ergibt ſich aus ſeinen Jedermann in ſeiner Laune, Jedermann außer ſeiner Laune, Volpone, dem Alchymiſten, Epicoene oder dem ſtummen Mädchen und dem dummen Teufel. Beaumont und Fletcher, die ſchon bei Shakſpeare's Lebzeiten über 50 Stücke ſchrieben, ihm immer nachtretend, waren fruchtbar, leicht, und biegſam, nur zu ſehr alles auf Erfolg berechnend. Auch ſie waren im Komiſchen vorzüglicher, hatten natürlichen Ausdruck, waren aber frech und unanſtändig. Die zwei edlen Vettern, der Ritter von der brennenden Mörſerkeule, die treue Schäferin ſind bei Schlegel ausführlicher beurtheilt. Ihnen ſehr ähnlich ſind Maſſinger und Shirley. — Von 1647 blieben durch Veranlaſſung der Puritaner die Bühnen dreizehn Jahr lang verſchloſſen, und nun wurde der Hofton Carls II. eine Mode, die auch in die Kunſt überging, und dieſer Ton war ſittenlos und unanſtändig. Durch Davenant wurde Opernmuſik eingeführt und das Decorationsweſen verbeſſert. Lange blieb Dryden Liebling des Publicums, er, der lateiniſche Dichter überſetzte, politiſch allegoriſirte, war ein fließender Versmacher, aber als Dichter platt, unnatürlich und koſtbar, dabei ungemeſſen eitel; Fehler, die auch der witzige Herzog von Buckingham in ſeiner Schauſpielprobe (the Rehearsal) gehörig durchzog. Ihm ahmte anfangs

Otway nach, der im eigentlichen Sinn verhungerte. Sein gerettetes Venedig, das, wenn wir nicht irren, Iffland unter uns auf die Bühne brachte, ſeine Waiſe, D. Carlos, Prinz von Spanien, Alcibiades, Titus und Berenice, Freundſchaft nach der Mode, Soldatenglück, der Atheiſt, Geſchichte und Fall des Cajus Marius, Scapins Ränke verrathen manche gute Anlage, manch tiefes Gefühl und originelle Zeichnung bei viel Unanſtändigkeit, und Mangel an Compoſition. Nun machten ſich Wicherley durch die Liebe im Walde, den Edelmann als Tanzmeiſter, das Bauerweib, den Offenherzigen; Congreve durch den alten Junggeſellen, den Zweiächsler, Lieb' um Liebe, den Lauf der Welt vorzüglich bekannt. Sie aber pflanzten auch auf ihre Nachfolger im Luſtſpiel mehr oder weniger ſittenloſe Unanſtändigkeit, unzierliche Form, Mangel an Ortseinheit fort. Zu dieſen Nachfolgern gehören Vanbrugh, der Verf. des Rückfalls oder der gefährdeten Tugend, des gereizten Weibes, Äſops, des Pilgers, des falſchen Freundes, der Verſchwörung, des Irrthums, des Landhauſes u. A.; Cibber, der der Liebe letzte Liſt, Weiberwitz, Liebe macht den Mann, Sie mochte und möchte nicht, den ſorgloſen Gatten, den Schulknaben, die luſtigen Liebhaber, Liebe in einem Räthſel ꝛc. ſchrieb; Steele, Verf. des zärtlichen Gatten oder die vollendeten Narren, des lügneriſchen Liebhabers, der gewiſſenhaften Liebhaber, der Trauer nach der Mode; Farqhar durch Liebe und eine Flaſche, das beſtändige Paar, der Werboffizier, Sir Harrey Wildour, die Landkutſche, die Zwillingsnebenbuhler, Geckenliſt. Mehr und mehr anſtändiger wurde das Luſtſpiel unter Anna, und Colman, der von 1768-1775 Mitunternehmer am Theater im Coventgarden, und 1777 Eigenthümer der Schaubühne auf dem Haymarket war, machte durch die Eiferſüchtige, das muſikaliſche Mädchen, der Teufel iſt in ihm, den engliſchen Kaufmann, den Selbſtmörder ꝛc. ſich als ſtarken tüchtigen Charakteriſtiker bekannt. Garrick arbeitete Shakſpeare oft, wie es ſcheint, nach ſehr eiteln, perſönlichen und beſchränkten Anſichten um, und ſchrieb auch ſelbſt für das Theater. Foots Luſtſpiele ſind meiſt ſehr nachläſſig in der Anlage und Ausführung, die Charaktere aber originell und launig individualiſirt. Cumberland hat Weltton und Umgangsſprache, iſt aber flüchtig, herzlos. Murphey, Sheridan, die beiden Frauen Cowley und Inchbald übergehen wir, als nicht beſonders auszeichnungswerth. Setzen wir zu dieſen angeführten dramatiſchen Dichtern noch einige im Trauerſpiel, ſo iſt die Geſchichte der Bühne ziemlich ausgemeſſen. Wir nennen Nicol. Rowe, geſt. 1718, Verf. der ehrgeizigen Stiefmutter, der ſchönen Büßenden, Tamerlans, Ulyſſes, Jane Shore, Lady Jane Gray. Er bewunderte Shakſpeare und war gefühlvoll, rührend. Addiſons Cato iſt ein froſtig franzöſirendes Stück, das vom Römiſchen nichts hat. Thomſons Sophonisbe, Agamemnon, Eduard und Eleonora, Tankred und Sigismunda, Coriolanus ſollen ſehr correct und ſchön, aber mehr für Leſer als Zuſchauer ſeyn. Eben ſo wenig ausgezeichnet ſind Youngs Buſe-

nis, die Rache, die Brüder; Lillo's Stücke, wie der londoner Kaufmann, der chriſtliche Held, Elmerick und andere ſtellen häusliche und bürgerliche Lebensſcenen in gekünſtelter blumiger Sprache dar. An Moore, dem Verf. des Spielers, rühmt man Charakteriſtik und Situationen, an Brooke's Stücken leidenſchaftliche, oft declamatoriſche Sprache, an Claron Hill Regelmäßigkeit und Correctheit, jedoch ohne leidenſchaftliche Stärke. Horne, Glover, Mallet, Robinſons haben nicht viel Einfluß gewinnen können. Glover ſchrieb Medea mit griechiſchen Chören in den Zwiſchenacten. In den neueſten Zeiten iſt auch in England die Kunſt in Verfall gerathen. Im Dramatiſchen iſt es kein gutes Zeichen, daß ſie von uns mehrere Stücke mit dem wüthendſten Beifall aufgenommen, die ſelbſt unter uns nur der Menge eine Zeit lang Vergnügen gewährten, jetzt aber auch ſchon den verdienten Ekel erregen. Wie es aber in dieſem Fache ergangen, erging es wohl überhaupt in Kunſt und Wiſſenſchaft unter den Engländern. Sieht man mindeſtens, wie Byrons Corſar und Giaour, dieſe Vehikel topographiſcher und geographiſcher Kunde, die nur einen düſtern Ton und ſtärkere Charakteriſtik haben, oder das Hochzeitfeſt von Triermain, dieſes ganz rohe und nur in weichern, läſſigern Verſen hinſchlendernde Product oft und vielfach aufgelegt werden, mithin doch ein großes Publicum finden; ſo läßt ſich daraus kein günſtiges Vorurtheil für die Bildung und den Geſchmack der Zeit faſſen. Die herrſchende Richtung auf das äußere, bürgerliche Leben und ſeine Verhältniſſe, beſonders Handel ꝛc. iſt freilich ganz folgerecht dieſelbe geblieben, wenn auch die Stürme der letzten Jahre hier manches gehindert haben. Doch ſteht zu wünſchen, daß der nun wieder eröffnete Verkehr zwiſchen Deutſchland und England auch ein Austauſch geiſtiger Trefflichkeit werden möge. An Charaktereigenthümlichkeit, Bürgertugend in vielfachen Richtungen können uns die Engländer wohl ein vorleuchtendes Beiſpiel werden, wir ihnen an beſcheidenem Forſchungsgeiſte und überhaupt an Sinn für Univerſalität der Bildung, wodurch in ihnen eine gewiſſe ſpröde und ſtolze Einſeitigkeit, wenn nicht vertilgt, doch gemildert werden möchte. W. r.

Engliſche Sprache. Die eigentlich in Britannien heimiſche Sprache der Galen oder Celten (ſ. Galen und Oſſian) wurde durch die Schickſale des Landes ſo ſehr verdrängt, daß wir in der jetzt gangbaren nur wenig Spuren von ihr entdecken. Die Geſchichte der jetzigen engliſchen Sprache beginnt mit den Angelſachſen, welche um das Jahr 450 in Britannien einzuwandern anfingen, und hat ſeitdem vier Perioden durchlaufen: 1. die angelſächſiſche Periode, von 450 bis 780, welche mit der Periode der deutſchen Sprache von der Völkerwanderung bis auf Carl den Großen übereinkommt. Als aber 570 Auguſtin von Rom kam, brachte er mit der chriſtlichen Religion auch den Keim zu Wiſſenſchaft und Kunſt und das römiſche Alphabet mit, wie es ſich bereits zur kleinen Currentſchrift gebildet hatte. Nach Warton hatte ſich indeß aus dieſer Periode nur ein einziges Sprachdenkmal erhalten, ein kleines metriſches Stück von Caedmon in Alfreds Überſetzung der Kirchengeſchichte des Beda. Mit den Einfällen der Dänen um 780 begann 2. die däniſch-ſächſiſche Periode. Das Däniſche floß mit dem Angelſächſiſchen um ſo leichter zuſammen, da beide Sprachen nahe verwandt waren. Was man gewöhnlich angelſächſiſch nennt,

iſt eigentlich däniſch-angelſächſiſch, wovon noch mehrere ſchriftliche Denkmale vorhanden ſind, die Schriften des Königs Alfred, zwei buchſtäbliche Überſetzungen der vier Evangeliſten und des unechten Caedmon poetiſche Umſchreibung der Geneſis. 1066 hörte dieſe Periode auf, und mit Einwanderung der Normannen begann 3. die normanniſch-ſächſiſche Periode. Die normanniſch-ſächſiſche Mundart, ſagt Warton (History of the Engl. Poetry I., 2.) war eine äußerſt barbariſche, unregelmäßige und unbiegſame Sprache. Ihr Grund war das Sächſiſch-Däniſche, welches jetzt mit Franzöſiſchem vermiſcht ward. Die ſächſiſche Sprache hatte gleichförmige Analogien, war von Dichtern und Theologen ausgebildet worden, und behielt, auch mit dem Däniſchen vermiſcht, doch viel Klarheit, Stärke und Harmonie; allein das von dem Eroberer und ſeinem Heer eingeführte Franzöſiſch war ein Gemiſch von Deutſch, Galiſch und verdorbenem Latein. Mit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts begann 4. die franzöſiſch-ſächſiſche Periode. Die in der vorigen Periode mit dem Normänniſchen vermiſchte däniſch-ſächſiſche Sprache vereinigte ſich jetzt mit der neuern franzöſiſchen, nach deren Vorgang allmälich auch mit der lateiniſchen, und bildete ſich durch Hülfe beider, zu der 5. heutigen engliſchen aus. Merkliche Fortſchritte zu dieſer Ausbildung that ſie vornehmlich in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wo ſie, für den Zuwachs von Ideen zu enge geworden, ſich immer mehr aus der franzöſiſchen bereicherte. An Chaucer, dem Vater der neuern engliſchen Poeſie, iſt dieſe Veränderung am merklichſten, und deßhalb hat man ſie auch zuweilen ihm ſelbſt zugeſchrieben. So wurde denn die engliſche Sprache eine Miſchung von Brittiſchem, Lateiniſchem, Angelſächſiſchem, Altdeutſchem, Däniſchem, Normänniſchem und neuerem Franzöſiſchen; durch religiöſe Verhältniſſe, worin England eine geraume Zeit mit Italien ſtand, kamen auch italiäniſche, durch Ausbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften griechiſche Kunſtwörter aller Art, durch den Handel eine Menge anderer ausländiſchen Wörter in dieſe Sprache, welche deßhalb eine der gemiſchteſten iſt, die es geben kann. Sie wird in dem größten Theile Englands und in dem ebenen Theile Schottlands geſprochen; in den gebirgigen Gegenden Schottlands hingegen, in Irland und den engliſchen Provinzen Wallis und Cornwallis herrſcht noch eine der alten brittiſchen verwandte Sprache. Wie jede lebende Sprache, zerfällt übrigens auch die engliſche in mancherlei Mundarten, welche theils nach den Gegenden, theils nach den Graden der Cultur derer, die ſie ſprechen, ſehr verſchieden ſind. Die ausgebildetſte unter denſelben iſt zugleich die Schriftſprache der Nation, und wird im engſten Verſtande die engliſche Sprache genannt. Durch eine glänzende Reihe vorzüglicher Dichter, Redner und Schriftſteller aller Art iſt dieſe Sprache in einer Folge mehrerer Jahrhunderte ſo ausgebildet worden, daß man ſie den gebildetſten europäiſchen Sprachen zuzählen muß. Sie iſt reich, nicht bloß an Ausdrücken überhaupt, ſondern auch an bedeutender Kraft ihrer Wörter. Ihr goldenes Zeitalter ſetzt man gewöhnlich unter die Regierung der Königin Anna, zu Ende des ſiebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wo beſonders Swift, Addiſon und Steele die engliſche Proſa ſchufen. Weder ſo polternd, wie die holländiſche, noch ſo weibiſch, wie die franzöſiſche, iſt ſie eben ſo bedeutend, wie die lateiniſche, ſteht wegen Zuſammenſetzung ihrer Wörter nur wenig

unter der Griechiſchen, und erreicht nur die deutſche nicht an Univerſalität. Samuel Johnſon hat ſich durch ſein Dictionary of the english language, 2 Bde. Fol. 1745 ein unläugbares Verdienſt um das Studium dieſer Sprache erworben; doch darf er keineswegs Anſprüche auf Vollſtändigkeit machen. Wir Deutſchen haben einen Auszug davon: Neues grammatiſch-kritiſches Wörterbuch der engliſchen Sprache (Leipzig, 1783. 2 Bde), von Adelung. Sonſt ſind die beſſern engliſchen Wörterbücher für uns die von Ebers, Harniſch und Fahrenkrüger. Unter mehreren Sprachlehren iſt die vorzüglichſte die von Wagner, dem wir auch einen neuen Abdruck des Shakſpeare verdanken. dd.

Engliſcher Tanz, ſ. Angloiſe.

Engliſche Verfaſſung, ſ. d. Art. Großbritannien.

Enharmoniſch (in der Tonkunſt) hieß bei den Griechen eines der Klanggeſchlechter, bei welchem die zwei erſten Intervalle kleiner als halbe Töne (Viertelstöne) waren. Das Enharmoniſche iſt auf dieſe Art von dem Diatoniſchen verſchieden. Heut zu Tage verſteht man unter enharmoniſchen Rückungen enharmoniſche Ausweichungen oder Verwechſelungen, ſolche Fortſchreitungen in den Tönen, bei welchen man Töne auf einander folgen läßt, welche in letzterm Tonſyſtem auf denſelben Stufen liegen, aber durch Kreuz und b verſchieden bezeichnet werden, z. B. es dis, ais b. Man redet dann auch von einem enharmoniſchen Klanggeſchlecht (genus enharmonicum). Man bedient ſich dieſer Verwechſelungen, wenn man plötzlich von einem ſehr entfernten oder abſtehenden Ton ausweichen muß, vorzüglich alſo bei dem Ausdrucke heftiger und tiefer Gemüthsbewegungen. Enharmoniſche oder diatoniſch-chromatiſch-enharmoniſche Tonleiter wird daher diejenige genannt, wo außer den halben Tönen noch Vierteltöne in der Fortſchreitung eingeſchaltet werden z. B. c cis des, d dis es, ꝛc. In dieſen Fortſchreitungen kann man nur im Geſang und bei den Blas- und Bogeninſtrumenten eine Verſchiedenheit wahrnehmen.

Enkauſtik, Wachsmalerei, ging unſtreitig von der Gewohnheit der Alten aus, auf Wachstafeln zu ſchreiben. Die Wachstafeln zum Zeichnen verlangten aber eine andere Behandlung als jene zum Schreiben, denn das mit Erdfarbe vermiſchte Wachs war nicht dünn und flüſſig, ſondern eine derbe Maſſe, welche demnach mit einem heißen und platten Werkzeuge ausgedehnt und eben gemacht werden mußte. Dieſes Werkzeug hieß bei den Griechen Keſtron, bei den Römern viriculum oder veruculum, d. i. Brennſtiel, Brennſpatel, Brenngriffel. Das Verfahren ſelbſt aber, das trockne und gefärbte Wachs mit dem heißen Griffel aufzutragen und auszudehnen, hieß eben deßhalb Enkauſtik, von dem griechiſchen Zeitwort Enkaio, ich brenne ein. Weil es damit auf Haltbarkeit und Dauer durchs Feuer abgeſehen war, ſo erhielt das Wort Enkauſtik bald eine Allgemeinheit, wie wenige andre, indem man weder die Verſchiedenheit der Materie, noch der Anwendung des Feuers unterſchied. Nicht nur brauchte man dieſes Wort von der Wachsmalerei auf Holz, Mauer und Elfenbein, ſondern auch von der Malerei auf irdene Geſchirre, von Metallarbeiten, wobei Gold oder Silber aufgetragen, eingelegt oder eingeſchmolzen, und von allem, was in Feuer vergoldet oder verſilbert war; welches man Gold- oder Silberenkauſtik nannte. Die Neueren nannten die Porzellanmalerei und Schmelzarbeit Enkauſtik, und mit eben dem Recht darf

man der Glasmalerei der mittleren Jahrhunderte, wie man ſie an den Fenſtern der gothiſchen Kirchen ſieht, dieſen Namen geben. Es ergibt ſich von ſelbſt, daß alles dies mit der Wachsmalerei der Alten nichts zu thun hat. Über dieſe wiſſen wir im Grunde ſehr wenig. Plinius (H. N. 35, 11) berichtet uns nur, daß es eine dreifach verſchiedene Art derſelben gegeben habe. Bei der erſten Art wurde das Wachs zerlaſſen, feingeriebene Erdfarbe, ſo viel es einſaugen konnte, beigemiſcht, und dann dieſe Maſſe (elädoriſches Wachs) auf Holz oder Mauer mit dem heißen Spatel aufgetragen und geebnet. Erkaltet, war ſie der Grund, worauf der Zeichner mit einem kalten ſpitzigen Griffel die Linien eingrub, und ſo war es eigentlich nicht die Malerei, ſondern der Wachsgrund, welcher eingebrannt wurde, und dieſes Einbrennen gab der Malerei nur uneigentlich den Namen der Enkauſtik. Über die zweite Art, die eingebrannte Malerei auf Elfenbein, haben lange die irrigſten Vorſtellungen exiſtirt. Die richtigſte Meinung ſcheint die des Profeſſor Grund in Florenz, der ſich ſelbſt mit enkauſtiſcher Malerei vielfach beſchäftigt hat. Als nämlich die Kunſt der Umriſſe anfing von Bedeutung zu werden, d. i. als man es auf Tafeln von hartem Wachſe zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte, wollte man dieſe Arbeit im Kleinen auf Elfenbein machen, welches damals im höchſten Werthe ſtand. Tafeln von Elfenbein wurden alſo mit ſchwarzem oder rothem Wachſe überzogen, und die Zeichnung mit dem Griffel darein gegraben, wobei man die Abſicht hatte, die reine und glatte Weiße des Elfenbeins für die Linienzüge zu benutzen, damit dieſelben ſich ſchöner ausſprechen möchten. Es war alſo nichts mehr und nichts weniger, als dieſelbe enkauſtiſche Arbeit, ſtatt auf Holz oder Mauer im Großen, auf Elfenbein im Kleinen. Die dritte Art iſt Auftragung der Wachsfarben mit einem Pinſel. Über das Wie iſt auch hier Verſchiedenheit der Meinungen, indem nach Einigen die Auflöſung des Wachſes durch Feuer, nach Andern durch Waſſer geſchah. Alles wohl erwogen, ſcheint die richtigſte Vorſtellung die, daß das Wachs naß aufgelöſ't, die Farben damit vermiſcht, mit dem Pinſel aufgetragen, und dann das Gemälde mittelſt behutſamer Annäherung des Feuers vollendet wurde, wodurch dieſe Art der Malerei erſt zur eingebrannten oder Enkauſtik wurde. Hiezu bedienten ſie ſich eines heißen Eiſens, wahrſcheinlich in Geſtalt einer Platte mit einer hölzernen Handhabe. Als die Malerei durch die Erfindung des Pinſels bedeutende Fortſchritte gemacht hatte, entſtand auch noch eine neue Methode der Enkauſtik, die man der Malerei mit dem Pinſel mehr anzunähern ſuchte. Vorher war die eingebrannte Wachsmalerei Zeichnung auf gefärbtem Grunde geweſen, jetzt wurde ſie Malerei mit eingebrannten Wachsfarben. Hatte der Künſtler den Wachsgrund aufgetragen und den Umriß mit dem Griffel darin gemacht, ſo ging er an die Farbengebung. Von Wachs mit Erdfarbe durchdrungen ſchneidet er mit dem heißen Griffel ſo viel ab, als nöthig iſt, einen beſtimmten Raum zu bedecken und dehnt es auf dem Grunde aus, ſetzt eine zweite, dritte Farbe u. ſ. w. neben die erſte, ſo daß er Localfarbe, Halbfarbe und Schattenfarbe neben einander aufſetzt, und dieſe nachher vertreibt, indem er die angränzenden Farben mit dem heißen Griffel in einander ſchmelzt. Nachdem die ganze Kunſt der Wachsmalerei ſeit dem 5. Jahrhundert verloren geweſen, wurde das Andenken derſelben in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erneuert, und der Graf Caylus (1752) war es, der

ſie zuerſt wieder in Anregung brachte. Es fehlte nicht an manchen Freunden, die ihr zugewendet wurden, und dieſe rühmten, daß Wachsgemälde bei weitem die dauerhafteſten, und reinerer Farben, ſo wie eines friſcheren Colorits fähig ſeyen als Ölgemälde. Auch Wien und Bertſcher haben neulich Verſuche der Art gemacht. Was ſich hierüber ſagen läßt, iſt in Göthe's Winkelmann und ſein Jahrhundert von dem wackern Meyer S. 363 fg. geſagt. Ob unter den mancherlei erfundenen Methoden der neueren Wachsmalerei eine ſey, welche die altgriechiſche wiedergebe, mag wohl bezweifelt werden. übrigens muß Referent noch ſagen, daß er einige Wachsgemälde geſehen hat, die völlig das Anſehen eines Ölgemäldes und auch die Laſur eines ſolchen hatten. dd.

Enneper Straße erſtreckt ſich in einer Länge von zwei Meilen, von Hagen bis Gavelsberg im Märkiſchen im Großherzogthum Berg, und hat ihren Namen von dem Fluſſe Ennepe erhalten. In ſeiner ganzen Länge iſt dieſer Fluß ſo mit Waſſerwerken beſetzt, daß neue Werke anzulegen nicht mehr möglich iſt. Es befinden ſich zur Verarbeitung des Eiſens hier alle Arten von Hämmern, als Roh-, Stahl- und Stabhämmer, Raffinir- oder Reckhämmer, Senſenhämmer, Breithämmer und eine große Anzahl von Schleif- und Polirmühlen. Die Stahlfabrikation im Allgemeinen wird in der Grafſchaft Mark auf beinahe eine Million Thaler angeſchlagen, wovon der mehrſte auf der enneper Straße verfertigt wird. Ein anderes Hauptfabrikat der enneper Straße ſind die weißen Senſen- und Strohmeſſer, wovon jährlich an 30,000 Dutzend zum Werth von 200,000 Thlrn, verarbeitet werden. Außerdem werden Feilen, Sägen, Spaten, Pfannen, Meſſer, Amboße, Caffeemühlen in unſäglicher Menge fabricirt und in alle Theile der Welt verführt.

Ennius (Quintus), einer der berühmteſten römiſchen Dichter der früheren Zeit, Nachahmer der Griechen. Er war zu Rudiä in Calabrien 239 vor Chr. Geb. Cato Cenſorius lernte ihn in Sardinien kennen, ward ſein Schüler und brachte ihn, da er als Quäſtor aus Afrika zurückkehrte, mit nach Rom, wo er bald die Freundſchaft der angeſehenſten Männer (Scipio Naſica u. A.) erhielt und vornehme junge Leute in der griechiſchen Sprache unterrichtete. Mit einer ausgebreiteten Kenntniß der griechiſchen Sprache und Literatur verband er eine genaue Bekanntſchaft mit der osciſchen und lateiniſchen Sprache, wodurch ſein großer Einfluß auf die Bildung der letztern möglich gemacht wurde. Er verſuchte ſich faſt in allen Gattungen der Poeſie, bald weniger, bald mehr nach dem Griechiſchen. So ſchrieb er ſein epiſches Gedicht Scipio; römiſche Annalen von der älteſten bis auf ſeine Zeit in Hexametern 18 B., Tragödien und Komödien, von welchen noch einige Fragmente übrig ſind; Satiren und Epigramme; Überſetzungen. Seine Verdienſte um die lateiniſche Sprache und Proſodie bewirkten, daß ihn die Römer als den Vater ihrer Poeſie betrachteten (Horaz ars poet. 55 etc.). Seine Fragmente hat geſammelt Heſſelius (Amſt. 1707. 4.) und Nachrichten über ſein Leben beigefügt.

Enſemble, das Ganze, ohne Rückſicht auf ſeine einzelnen Theile. Wenn man bei Beurtheilung eines Gegenſtandes der ſchönen Künſte auf die Wirkung hinſieht, die alle Theile zugleich auf uns machen, ohne auf das Einzelne Rückſicht zu nehmen, ſo ſagt man: das Enſemble iſt dabei ſo oder ſo beobachtet; bei einem Gemälde: wenn man auf die Empfindungen hinſieht, die die Vereini-

gung aller Gegenſtände bewirkt, es ſey nun in Hinſicht auf den Geiſt deſſelben, oder in Abſicht der Harmonie der Farben, der Haltung, des Hellen oder Dunkeln ꝛc.; bei einem Tonſtück: wenn man während des Vortrags deſſelben ſogleich Alles auf den Charakter des ganzen Stücks abzielen und dazu beitragen ſieht ꝛc.; bei einem Schauſpiel: wenn man daſſelbe im Ganzen, ohne die einzelnen Charaktere darin zu zergliedern, beurtheilt. Öfters iſt bei Werken der Kunſt die Wirkung des Ganzen Hauptabſicht, z. B. in der Malerei bei gewiſſen Landſchaften, wo die einzelnen Gegenſtände gar nicht wirken, doch zuſammen eine reizende Anſicht gewähren. Umgekehrt gibt es Werke, wo das Einzelne die Hauptſache iſt, z. B. in Komödien, wo öfters das Ganze keiner Aufmerkſamkeit werth, aber der einzelnen Charaktere wegen wichtig iſt.

Entern heißt, ein Schiff auf offener See mit Gewalt erſteigen, um ſich deſſelben zu bemächtigen. Dies geſchieht, indem ſich das angreifende Schiff mit Enterhaken an das feindliche anhängt, und ſich ſo nahe an ſelbiges bringt, daß die Mannſchaft auf das feindliche Schiff hinüberſpringen und die Beſatzung Mann gegen Mann angreifen kann. Das Entern wird gewöhnlich nur durch die Caper und Corſaren gegen Kauffahrteiſchiffe, die meiſtens nicht viele Mannſchaft und Geſchütz haben, unternommen. Bei Kriegsſchiffen iſt es gewöhnlicher, den Kampf durch Kanonenfeuer zu entſcheiden. — Das Enterbeil iſt eine Art Streitaxt, deren man ſich beim Entern zum Handgemenge und zerhauen der Taue u. ſ. w. bedient. Es iſt auf einer Seite wie ein Beil, auf der andern wie eine Pike ſpitzig gebildet.

Entführung verpönt das römiſche Recht mit dem Tode und verbietet ſchlechterdings die Ehe des Räubers mit der Geraubten, ja es will ſogar die Theilnehmer mit dem Tode beſtraft wiſſen. Das mildere canoniſche Recht verſagt zwar dem Räuber das jus asyli, allein es erlaubt die Heirath, wenn die Entführte einwilligt. Heut zu Tage ſtraft man willkürlich und der Code Napoleon ſchwieg von dieſem Verbrechen ganz. In unſern Zeiten ſind die Verführungen häufiger als die Entführungen, und wenn man ja etwa von einer hört, ſo iſt es die Entführung aus dem Serail. A.

Enthuſiasmus, die Begeiſterung, das Entzücken, oder eine gewiſſe erhöhte außerordentliche Wirkſamkeit der Seele, wo alles in ungewöhnlicher Thätigkeit iſt; daher Enthuſiaſt derjenige, welcher leicht ſich eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Begeiſterung von gewiſſen Gegenſtänden verſetzt wird, oder ſich über dieſelben äußert (ſ. Begeiſterung); enthuſiaſtiſch, ſchwärmeriſch, begeiſtert. Doch alles dies mehr in gutem als nachtheiligem Verſtande.

Entomologie, die Lehre von den Inſecten. (S. d. Art.) Entomolog der Inſectenkenner, Entomolithen, verſteinerte Inſecten.

Entreact, Zwiſchenact d. i. 1. die Zwiſchenzeit zwiſchen den Aufzügen, 2. die Tonſtücke und muſikaliſchen Unterhaltungen, womit dieſe Zeit ausgefüllt wird.

Entſatz. Eine Feſtung, die vom Feinde eingeſchloſſen iſt oder belagert wird, heißt entſetzt, wenn der Feind abzieht. Dazu kann er auf mehrere Arten genöthigt werden, als durch Überſchwemmungen, wenn die natürliche Lage dergleichen zuläßt, durch Mangel, wenn man die Gegenden umher verwüſtet oder die für ihn beſtimmten Transporte auffängt, oder durch Gewalt der Waffen, wenn

man das zur Deckung der Belagerung beſtimmte Beobachtungscorps ſchlägt. Iſt die gänzliche Vertreibung des Feindes nicht möglich, ſo ſucht man wenigſtens einen momentanen Entſatz zu bewirken, um der Beſatzung die etwa mangelnden Bedürfniſſe zuzuführen oder ſie durch friſche Truppen zu verſtärken. Dies geſchieht entweder durch heimliches Durchſchleichen oder dadurch, daß man die Kette der Belagerer plötzlich und unter Zuſammenwirkung der Garniſon durchbricht.

Entwickelung, ſ. d. Art. Evolution.

Envoyés ſind Geſandte der zweiten Claſſe. Der Titel Envoyé ordinaire iſt nicht mehr gebräuchlich; man unterſcheidet aber Envoyé, Envoyé extraordinaire, Envoyé extraordinaire et plenipotentiaire, unter welchen der letzte der ehrenvollſte iſt. S. Geſandten. dd.

Eon de Beaumont (Charlotte Genoveva Timothée von), berühmt unter dem Namen Chevalier d'Eon, geb. zu Tonnere am 5. October 1728, eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der weiblichen Welt. Ihre Ältern wünſchten einen Sohn zu haben: ſie verbargen daher ihres Kindes, dieſer Eon, Geſchlecht, und kleideten und erzogen ſie als Knaben. Die natürlichen Eigenſchaften derſelben unterſtützten die Wünſche und die Sonderbarkeit der Ältern. Sie ward Rechtsgelehrter, königlicher Cenſor, Held, Geſandter und politiſcher Schriftſteller. Wir überblicken jetzt ihr denkwürdiges Leben. Als ſie in Paris, wo ſie bei einer Tante erzogen worden war, die Rechte ſtudirt hatte, ward ſie Parlamentsadvocat. Ihre Talente wurden bald dem Prinzen Conti, damaligem Vorſitzenden des geheimen Miniſteriums von Ludwig XV., bekannt; er glaubte ſie beſonders zu diplomatiſchen Geſchäften geſchickt, und ſchlug ſie dem Könige dazu vor. Jetzt begann d'Eons glänzende Laufbahn. Sie ward 1756 neben dem Chevalier Douglas nach Petersburg geſandt, um die Ausſöhnung beider Kronen zu bewirken. D'Eon war glücklich; im folgenden Jahre brachte ſie den Allianztractat zwiſchen Rußland und Frankreich nach Verſailles, ſo wie auch Rußlands Verſprechen, daß der mit England beſtehende Subſidienvertrag vernichtet ſeyn, und 24,000 Ruſſen mit der alliirten franzöſiſchen und öſterreichiſchen Armee, die in Deutſchland gegen Friedrich den Großen ſtand, ſich vereinigen ſollten. Aus ihrer Hand empfing der König die Ratification des Beitritts der Kaiſerin Eliſabeth zum Vertrage von Verſailles. Auch überlieferte ſie der Kaiſerin Maria Thereſia den erſten Plan zum Feldzuge der ruſſiſchen Armee, und Ludwig XV. die ruſſiſche Ratification des Vertrags vom 30. December 1758 und die der Seeconvention zwiſchen Rußland, Schweden und Dänemark mit Frankreich gegen England. Der Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges machte d'Eon zum Helden. Immer noch ihr Geſchlecht verheimlichend, das nur der König kannte, nahm ſie den Degen und folgte dem Marſchall Broglio als Generaladjutant in das Feld. Im Treffen von Ultrop wurde ſie verwundet; ihr Verband geſchah ohne Entdeckung ihres Geſchlechts; bei Horte rettete ſie die Pulverwagen mitten unter dem feindlichen Feuer. Der Marſchall und ſein Bruder, der Graf von Broglio, wußten beide die großen Verdienſte ihres Generaladjutanten zu ſchätzen, und durch ſie gelangte jetzt d'Eon zum Secretariate bei den Friedensunterhandlungen, die in London eröffnet worden waren, und vom Herzog von Nivernois geleitet wurden; d'Eon erhielt dabei die Inſtructionen des geheimen

Miniſterſtiums. Ihre Lage war oft ſehr kritiſch, denn ſie ſtand zwiſchen den beiden einander entgegengeſetzten Parteien des Herzogs von Choiſeul und Broglio's; aber ihre Klugheit und Gewandtheit führte ſie in dieſem Conflicte glücklich über jede Klippe, und ſie gewann immer mehr das Vertrauen des Königs. Nicht minder wußte ſie ſich dem Londoner Hofe angenehm zu machen, ſo daß Georg III. gegen alle Gewohnheit ſie wählte, um ſeine Ratification des Friedensvertrags nach Frankreich zu überbringen. Bei dieſer Gelegenheit bewilligte Ludwig XV. der Eon das Kreuz des heil Ludwigs, und trug ihr auf, ihm künftig unmittelbar Nachrichten von London aus zu überſenden. Sie ward Reſident von Frankreich, und während der Abweſenheit des Herzogs von Nivernois ſelbſt bevollmächtigter Miniſter, welchen Poſten ſie, auch nach der Ankunft des Grafen Guerchi in dieſer Eigenſchaft, nicht aufgeben wollte. Vielmehr ließ ſie ihm zur Kränkung einen Theil der Briefe, Memoiren und Aufträge, die dieſem ertheilt worden waren, in London drucken. Durch dieſen unvorſichtigen Schritt wurden die angeſehenſten Männer, und ſelbſt die Miniſter, compromittirt; die Eon wurde entſetzt, und wäre in London verhaftet und in die Baſtille geſchafft worden, wenn ſie nicht der König ſelbſt, dem der Befehl dazu abgenöthigt worden war, zuvor gewarnt hätte. Sie zu beſänftigen, bewilligte er ihr eine jährliche Penſion von 12,000 Livres. In Paris war ihr Untergang beſchloſſen worden. Die Herzoge von Choiſeul und Praslin waren, da ſie in einen ſchimpflichen Frieden gewilligt hatten, zu intereſſirt bei der Leitung der franzöſiſchen Geſandtſchaft in London. D'Eon paßte nicht in ihr Syſtem, und der Graf Guerchi ward zu ihrem Nachfolger auserſehen. D'Eon mußte nun geſtürzt werden, und dieſes verſuchte der Herzog von Choiſeul durch Schmeicheleien, Praslin durch Schmähungen und der Graf Guerchi durch Gewalt. Das Abberufungsſchreiben erſchien, aber d'Eon, die nicht Luſt hatte, ſich in eine Feſtung einſperren zu laſſen, verweigerte die Rückkehr nach Frankreich. Sie kannte die Schwäche des Königs und wie leicht er ſeinen Miniſtern einen Agenten aufopfern konnte. So ſetzte ſie ſich zu London in wahren Inſurrectionszuſtand gegen ihre Feinde, und entwickelte dabei eine Feinheit, Kühnheit, Welt- und Menſchenkenntniß, die ihrem Geiſte und Herzen gleiche Ehre machen. Dem Herzog von Choiſeul ſchmeichelte ſie, dem Herzog von Praslin bot ſie die Spitze, den Grafen von Guerchi griff ſie muthig an, dem Broglio war ſie gefällig, gegen Georg III. bezeigte ſie eine tiefe Ehrfurcht, und den Engländern die höchſte Achtung vor ihren Sitten und Einrichtungen; aber in allen dieſen Lagen behauptete ſie zugleich eine unerſchütterliche Treue gegen ihren König, mit dem ſie auch fortwährend correſpondirte. Sie bewies, daß ſie für die diplomatiſche Laufbahn geboren war. „Ein Geſandter," ſagte ſie einſt, „iſt ein verpflichteter Komödiant; ohne die Wahrheit zu ſagen, muß er alles wahrſcheinlich zu machen wiſſen, und ſich auf die Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung verſtehen." Jetzt kam auch der Augenblick, wo ihr Geſchlecht ferner kein Geheimniß mehr ſeyn ſollte. In Rußland hatte man zuerſt Verdacht geſchöpft, in London wurde dieſer noch wahrſcheinlicher. Ludwig XV., der ſein Geheimniß in Gefahr ſah, aber nicht davon unterrichtet ſcheinen wollte, befahl dem Generalſecretär des geheimen Miniſteriums, an Ort und Stelle die Sache zu unterſuchen und ihm Bericht darüber zu erſtatten. Drouet begab ſich nach London, und foderte den Che-

valier d'Eon auf, die Wahrheit zu documentiren. D'Eon ſah die königliche Ordre, und erröthend öffnete ſie ihren ſchön gebauten Buſen mit den Worten: „der Gehorſam gegen den König, meinen Herrn, kann meine Tugend nicht beflecken; ſagen Sie ihm, mein Herr, was Sie geſehen haben, und daß Sie der erſte Menſch ſind, der in dieſe Myſterien eingeweiht worden iſt!" Drouet wollte ſich damit noch nicht begnügen; entrüſtet rief d'Eon: „der König kann und muß hiermit zufrieden ſeyn; wenn Sie noch weiter gehen, ſo wird er Sie beſtrafen, und Graf Broglio und ich werden es nicht ungeahndet laſſen; ich werde dann nicht eher ruhen, als bis ihre Vermeſſenheit beſtraft ſeyn wird." Man eilte nach dieſer Entdeckung, ihr alle Aufträge abzunehmen. Als ſie die Papiere des Königs ausliefern mußte, ſprach ſie: „Saget dem Könige, daß meine Tugend als Weib eben ſo unverletzlich ſey, wie meine Treue als Politiker, und daß ich ewig das Andenken an die Aufträge Sr. Majeſtät in mir bewahren werde; ich werde nie aufhören, Franzöſin zu ſeyn!" Ludwig XVI. berief ſie nach Paris zurück; 1777 kam ſie dort an, bewundert von England, wie im Vaterlande. Doch mußte ſie nun die männliche Tracht ablegen. Hier ward ſie am Hofe wie ein Phänomen betrachtet; im dichten Kreiſe der Damen ſprach ſie wie ein Weiſer, drückte ſich ſtets ſehr ſchicklich aus, aber immer mit dem Anſtande und Tone eines Mannes, die ſie aller Bemühungen ungeachtet nie ablegen konnte. „Ich werde ſchon verſtändig ſeyn," ſagte ſie einſt zu einer Dame, die ihr guten Rath geben wollte, „gewiß, ich werde verſtändig ſeyn, aber modeſt, das wäre zu viel. Iſt es denn nicht in der That zu ſeltſam, daß ich, nachdem ich ſo lange Rittmeiſter geweſen, mit der Haube endigen ſoll?" (qu'après avoir été si long-tems capitaine, je finisse par être cornette?) Noch im Jahre 1792 ſchrieb ſie, im erwachten Andenken an ihre militäriſche Laufbahn im ſiebenjährigen Kriege und veranlaßt durch Anacharſis Cloots, an das geſetzgebende Corps, bot ihre Dienſte an und verlangte ihren Grad in der Armee, mit der Erlaubniß ihrer ehemaligen Tracht. Doch bald darauf (1795) ſtarb ſie, faſt in Noth; ein überzeugender Beweis von ihrer Treue und Vaterlandsliebe. Kurz zuvor hatte ſie noch das bedenkliche Geſchäft, die diplomatiſchen Actenſtücke des londoner Cabinets auf gut franzöſiſch zu redigiren, abgelehnt. Eine lange Reihe von Schriften hat ſie hinterlaſſen, welche unter dem Titel: „Loisirs du chevalier d'Eon," in 13 Bänden in 8. 1775 herausgekommen ſind. Unter ihnen ſind vorzüglich die „Mémoires" über ihren Kampf mit dem Grafen von Guerchi merkwürdig, und den Diplomatikern, wegen der Aufſchlüſſe, die darin über die Verhandlungen zwiſchen den Höfen zu London und Paris enthalten ſind, faſt unentbehrlich. Eine zweite ſehr merkwürdige Schrift iſt: „Des pensées sur le célibat, et les maux qu'il cause à la France." Sie zeigt darin, wie nothwendig es ſey, der Bevölkerung Frankreichs eine Anzahl von 300,000 eheloſen Unterthanen beiderlei Geſchlechts aus den Klöſtern zurückzugeben, und entwickelt dabei die Intriguen der römiſchen Kirche und ihrer Legaten, als dieſer ihnen ſo gefährliche Punkt bei Gelegenheit der Revolution zur Sprache kam. Ihre Schriften über Rußland und ſeinen Handel mit England; über Englands amerikaniſche Beſitzungen und über Frankreichs Lage in Indien möchten jetzt von erneuetem Intereſſe ſeyn. I.

Eos, die Göttin der Morgenröthe ſ. Aurora.

Epacten heißen 1. die eingeſchalteten oder Überſchußtage (11 an der Zahl), welche das Sonnenjahr mehr als das Mondenjahr hat; 2. in der Zeitrechnung die Zahlen, welche anzeigen, um wie viel Tage der letzte Neumond vor dem Anfange des Neujahres vorhergegangen iſt. Fällt z. B. der letzte Neumond vor dem Neujahrstage, den 16. December, wie im Jahr 1800, ſo iſt die Epacte XV. Fällt der Neumond auf den erſten Januar ſelbſt, ſo iſt die Epacte für daſſelbe Jahr Null, und wird in den Calendern durch ein Sternchen angezeigt. Man führte ſie ein, um Oſtern deſto leichter zu berechnen, ſie wurden aber 1700 durch die Calenderverbeſſerung der evangeliſchen Stände verworfen, und zur Beſtimmung des Oſtervollmondes unmittelbar die aſtronomiſche Rechnung nach den rudolphiniſchen Tafeln vorgeſchrieben; daher die beweglichen Feſte des verbeſſerten Calenders in manchen Jahren vom gregorianiſchen Calender abweichen. Die Berechnung des Oſterfeſtes durch die Epacten iſt faſt bis zum Spielwerke erleichtert, und die jetzt beträchtlich vom Himmel abweichenden rudolphiniſchen Tafeln geben bei weit größerer Arbeit auch keine ſonderliche Genauigkeit.

Epaminondas, der berühmte thebaniſche Feldherr, der ſein Vaterland auf kurze Zeit zum Gipfel der Macht und des Glücks erhob. Von armen Ältern geboren, lebte er bis zu ſeinem vierzigſten Jahre in der Verborgenheit. Hier genoß er den Unterricht des Pythagoräers Lyſis, der ihn zu den hohen Ideen begeiſterte, welche ſein Leben nachher verſchönerten. Öffentlich trat er zuerſt in Sparta auf, wohin die Thebaner ihn nebſt Andern auf Einladung der Lacedämonier geſchickt hatten, um den bereits zwiſchen beiden Staaten ausgebrochenen Krieg durch Verhandlungen zu enden. Hier zeigte er eben ſo viel Beharrlichkeit und Würde als Rednertalent, und verweigerte ſtandhaft die Freigebung der von Theben beſetzten Städte Böotiens. Der Krieg ward demnach fortgeſetzt, und Epaminondas bekam den Oberbefehl über die Thebaner. An der Spitze von 6000 Mann ſollte er ein doppelt ſo ſtarkes, in Böotien eingedrungenes feindliches Heer ſchlagen. Man verkündigte ihm einen ungünſtigen Erfolg; aber er ließ ſich dadurch nicht abhalten, bei **Leuktra** eine Schlacht zu wagen. Er ſelbſt machte den Hauptangriff auf den feindlichen Phalanx, während ſein Freund Pelopidas an der Spitze der heiligen Schaar demſelben in die Flanke fiel. Die Spartaner verloren ihren König Kleombratus und 4000 Mann, und mußten das Schlachtfeld räumen. Zwei Jahre darauf wurden Epaminondas und Pelopidas zu Böotarchen ernannt. Beide drangen in den Peloponnes ein, bewirkten den Abfall mehrerer mit Lacedämon verbundenen Völker, und zerbrachen das Joch der Meſſenier, deren Stadt er wieder aufbaute. Darauf erſchien Epaminondas an der Spitze eines zahlreichen Heeres ſelbſt vor Sparta, welches jedoch Ageſilaus ſo geſchickt und tapfer zu vertheidigen wußte, daß Epaminondas, da indeß der Winter herankam und die Athenienſer ſich gegen Theben erklärten, ſich nach Verheerung des platten Landes von Lakonien zurückzog. In Theben empfing man ihn mit einer Anklage, weil er und Pelopidas das Böotarchat gegen das Geſetz vier Monate über ein Jahr behalten hatten. „Gut," ſprach er, „ich habe den Tod verdient; doch verlange ich, daß ihr folgende Inſchrift auf mein Grab ſetzt: Die Thebaner ließen Epaminondas hinrichten, weil er ſie bei Leuktra zwang, die Lacedämonier,

denen ſie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil ſein Sieg das Vaterland rettete und Griechenland frei machte; weil die Thebaner unter ſeiner Anführung Lacedämon belagerten, das ſich glücklich ſchätzte, ſeinem gänzlichen Falle zu entgehen; weil er Meſſene wieder aufbaute und mit ſtarken Mauern verwahrte.“ Dieſe Worte erregten einen allgemeinen Enthuſiasmus für ihn, ſo daß er freigeſprochen ward. Nachdem er Pelopidas, der von dem Tyrannen zu Pherä gefangen gehalten wurde, durch ſein bloßes Anſehen befreit hatte, brach ein neuer Krieg zwiſchen Lacedämon und Theben aus. Man ſtellte von beiden Seiten ſo zahlreiche Heere auf, als noch nie geſehen worden. Epaminondas drang wieder in den Peloponnes ein und rückte plötzlich vor Sparta, das er von Vertheidigern entblößt glaubte. Allein Ageſilaus hatte von ſeinem Zuge Nachricht erhalten, war eilig zurückgezogen und ſtand, als er ankam, bereit, ihn zu empfangen. Die Thebaner griffen dennoch an, und drangen bis in die Mitte der Stadt; aber der von Verzweiflung erhöhte Muth der Spartaner ſiegte und nöthigte ſie zum Rückzug. Dieſes fehlgeſchlagene Unternehmen wieder gut zu machen, zog Epaminondas jetzt mit 33,000 Mann nach Arkadien, wo die größte Macht der Verbündeten beiſammen war. Hier kam es zu der berühmten Schlacht bei Mantinea. An der Spitze des einen Flügels ſtürzte er ſich auf den lacedämoniſchen Phalanx, ſchlug ihn in die Flucht, ward aber im Verfolgen plötzlich von den Feinden umringt, und von einem Wurfſpieß in der Bruſt getroffen. Nach einem harten Kampf retteten die Thebaner ſeinen Körper und ſeinen Schild. Auf dem andern Flügel war das Treffen unentſchieden geblieben, und beide Theile hatten ſich auf die Nachricht von dem Tode des Epaminondas nach Aufpflanzung eines Siegeszeichens zurückgezogen. Epaminondas lebte noch; die Ärzte hatten ihm erklärt, daß er ſterben würde, ſobald man das Eiſen aus der Wunde zöge. Als man ihm die Siegesnachricht brachte, antwortete er freudig: „Ich habe genug gelebt,“ und zog ſelber den Wurfſpieß aus ſeiner Bruſt. Seine Freunde klagten, daß er keine Kinder hinterließe. „Ich laſſe,“ antwortete er ihnen, „zwei unſterbliche Töchter zurück, die Siege bei Leuktra und bei Mantinea.“ Auf dem Schlachtfelde wurden ihm nachher zwei Denkmäler errichtet. Die Alten rühmen eben ſo ſehr die Reinheit ſeiner Sitten, ſeine Güte und Sanftmuth, wie ſein Feldherrntalent. Seine Unbeſtechlichkeit ward durch ſeine Armuth erwieſen; dieſe war ſo groß, daß er nur Einen Mantel hatte, ſo daß er, wenn er ihn reinigen ließ, nicht ausgehen konnte.

Epaulette, das Achſelband (auf der Uniform der Offiziere). Es ſtammen ſolche aus den Zeiten Ludwigs XIV. her. Unter dieſem Könige trug man die Degen in breiten Bandeliers; die über die rechte Schulter hingen und oft ſehr prächtig waren; ſie wurden durch Epaulets auf der Achſel befeſtigt, und man behielt ſie hernach als Zierde bei. Bei der Cavallerie nennt man ſie eigentlich Dragons.

Epée (Charles Michel, Abbé de l’), durch ſein der Erziehung und Pflege der Taubſtummen gewidmetes Leben ein Wohlthäter der Menſchheit, geb. zu Paris 1712. Sein Vater, der königl. Architekt war, gab ihm eine ſorgfältige Erziehung, und legte ſeiner Neigung zum geiſtlichen Stande keinen Zwang an. Der Biſchof von Troyes ernannte ihn zum Capitular. Dies gab ihm Veranlaſ-

ſung, ſich mit dem berühmten Soanen auf das innigſte zu verbinden doch ſoll er, weil man ihn der Irrlehre beſchuldigte, ſuspendirt worden ſeyn. Um dieſe Zeit lebten zwei taubſtumme Mädchen zu Paris bei ihrer Mutter; ihre einnehmende Geſtalt, der Verſtand, den ſie zeigten, der Gram der Mutter, die ſie zu ewigem Schweigen verdammt ſah, gaben ihm die Idee ein, ſeine Muße aufzuopfern, um ihnen das Glück der Sprache zu verſchaffen. Vor ihm hatte J. Wallis einige Verſuche gemacht, den Taubſtummen die Gedanken Anderer mitzutheilen. Ein gleiches hatte Ponce, ein ſpaniſcher Geiſtlicher, und nach dieſem Amman, ein Arzt, gethan. Auch Pereyre beſchäftigte ſich zu Paris mit demſelben Gegenſtande; aber der Abbé de l'Epee der ſich nun ganz dem Taubſtummenunterricht widmete, und ein Inſtitut errichtete, das ihn in ganz Europa berühmt machte, übertraf bald ſeine Vorgänger. Zahlreiche Schüler erlangten unter ihm die nützlichſten Kenntniſſe, und wurden in den Stand geſetzt, ſich ihre Gedanken mitzutheilen. Man ſah deren, welche ſechs verſchiedene Sprachen verſtanden, andere, die gründliche Mathematiker wurden, noch andere, die durch poetiſche und literariſche Werke ausgeſetzte Preiſe gewannen. Ohne alle Unterſtützung beſtritt der menſchenfreundliche Lehrer die Koſten ſeines Inſtituts allein mit einer jährlichen Rente von 12,000 Livres. Er verſagte ſich alles, um es ſeinen Schülern an nichts fehlen zu laſſen. Während des harten Winters von 1788 entbehrte er ſelbſt Holz und Kleider, deren er bedurfte. Als der Kaiſer Joſeph nach Paris kam, zollte er dem Unterrichte des Abbé de l'Epée ſeine Bewunderung, noch mehr aber ſeiner Einfachheit. Er bat ihn um die Erlaubniß, einen talentvollen Mann als Schüler zu ihm ſchicken zu dürfen, der die Wohlthaten ſeiner Erfindung nach Deutſchland verpflanzte. Im J. 1780 begrüßte ihn der ruſſiſche Geſandte von Seiten ſeiner Monarchin und bot ihm ein anſehnliches Geſchenk an. „Sagen Sie der Kaiſerin," antwortete ihm der Abbé, „daß ich kein Gold annehme; haben aber meine Bemühungen einigen Anſpruch auf ihre Achtung, ſo iſt mein einziger Wunſch, daß ſie mir aus ihrem weiten Reiche einen gebornen Taubſtummen zur Erziehung herſende." Sein unbedachter Eifer in der Angelegenheit eines Taubſtummen, den er für einen verſtoßenen Sohn des Grafen von Solar hielt, wäre faſt der Unſchuld verderblich geworden. Das Endurtheil, welches 1792 erfolgte, erkannte dieſe zwar an, unterſagte aber dem Taubſtummen, Joſeph, künftig den Namen Solar zu führen. Dieſe Begebenheit hat zu dem bekannten franz. Drama, welches Kotzebue bearbeitet hat, Anlaß gegeben. Der Abbé de l'Epée erlebte den Ausgang der Sache nicht, er ſtarb bereits im Februar 1790 zu Paris. Sein Nachfolger war der Abbé Sicard. Wir verdanken ihm folgende Schriften: Rélation de la maladie et de la guérison de Marie-Anne Pigalle, 1759 und La véritable manière d'instruire les sourds et muets, confirmée par une longue expérience.

Epernay, Stadt an der Marne im franzöſiſchen Departement Marne, unweit Rheims, mit 750 Häuſern und 5000 Einwohnern. Dieſer Ort iſt vorzüglich deßhalb merkwürdig, weil er der Hauptſitz des Handels mit feinem Champagner iſt, und von hier nach allen Theilen der Welt unermeßliche Verſendungen darin gemacht werden. In den Kellern des einzigen Hauſes Meot findet man immer einen Vorrath von mehr als 500,000 Bouteillen.

Ephemeriden ſind Schriften, in welchen Data nach der

Ordnung der Tage aufgezeichnet werden; Zeitungen und andere periodiſche Blätter; Schriften, worin die tägliche Witterung aufgezeichnet iſt. Desgleichen ſind Ephemeriden aſtronomiſche Tafeln, worauf die täglichen Stellungen der Sterne und die übrigen Erſcheinungen am Himmel verzeichnet ſind. Ephemeriſch, was nur einen Tag währt. Ephemeron, in der Pflanzenlehre, die Zeitloſe, d. i. eine im ſpätern Herbſt blühende Giftpflanze. In der Thierlehre ſind Ephemeren Eintagsfliegen. Es gibt nämlich kleine Fliegen oder Mücken, die ein ſo kurzes Daſeyn haben, daß mehrere Geſchlechter an einem Tage geboren werden und ſterben.

Epheſus, dieſe ehemals berühmte Hauptſtadt von Jonien und Klein-Aſien war ſonſt der Mittelpunkt alles Handels von Vorder-Aſien, wozu der ſehr geräumige Hafen vieles beitrug. Und obgleich Zerſtörungen und ſelbſt Erdbeben ſie mehrere Mal vernichteten, ſo wurde ſie doch immer wieder hergeſtellt. Sie hatte mehrere treffliche Gebäude; das vorzüglichſte unter allen war der zwiſchen der Stadt und dem Hafen gelegene und zu den Wunderwerken der Welt gerechnete Dianentempel oder Artemiſion, als deſſen erſter Baumeiſter Chereſiphon oder Kteſiphon genannt wird. Er war in ioniſcher Bauart. Zweihundert und zwanzig Jahre lang ſollen die geſammten Völker Klein-Aſiens an der Erbauung dieſes Tempels gearbeitet haben, deſſen Länge 425 Fuß beträgt, und welcher mit 127 Säulen (jede 60 Fuß hoch) geziert war. Noch merkwürdiger waren die darin befindlichen zahlloſen Bildſäulen und Gemälde von den berühmteſten Meiſtern in Griechenland. Bis zu Plinius war er ſieben, vielleicht acht Mal zerſtört worden, unter andern auch durch den berüchtigten Heroſtrat, 356 vor Chr. Geb., der ihn in Brand ſteckte, um auf dieſe Weiſe ſeinen Namen zu verewigen. Dennoch wurde der Tempel von den Epheſern prächtiger als je wieder aufgebaut, wozu ſie nicht bloß ihr Geld, ſondern ſogar ihre Weiber das Geſchmeide hergaben. Ja, die Begierde, ſich durch ein ſolches Werk der ſchönen Kunſt zu verewigen, war ſo groß, daß ſie Alexanders des Großen Anerbieten, den ganzen Aufwand ihnen zu erſetzen, wenn ſie ihm erlauben wollten, eine Inſchrift zu ſeinem Andenken an dieſem Tempel anzubringen, ausſchlugen. Heut zu Tage ſind die Trümmer dieſes Tempels ein Aufenthalt der Hirten mit ihren Heerden, ſo wie die prächtige Stadt — ein geringes Dorf Aja Soluk oder Aja Jnni iſt. Hirt hat über dieſen Tempel geſchrieben.

Ephorus. Ephoren waren zu Lacedämon (ſ. d. Art.) obrigkeitliche Perſonen, welche 745 vor Chr. Geb. von den beiden Königen Theopompos und Polydoros eingeſetzt wurden, um zunächſt als Stellvertreter der (oft) abweſenden Könige die innere Staatsverwaltung, namentlich die gerichtlichen Geſchäfte, wozu ihnen ein beſonderes Gebäude — Ephorion — angewieſen wurde, zu beſorgen. Eins der vorzüglichſten Geſchäfte war die Aufſicht über die Erziehung der Jugend. Sie wurden 5 an der Zahl aus dem Volke gewählt und führten ihr Amt nur ein Jahr. Bald fingen dieſe Ephoren an, ſelbſt die Gewalt der Könige zu beſchränken; daher pflegt man auch neuerdings Ephoren eine Inſtanz zu nennen, welcher eine oberaufſehende Gewalt in beſchränkten monarchiſchen Verfaſſungen beigelegt wird. Bei uns wird unter dem Worte Ephorus ein Aufſeher, auch Vorgeſetzter irgend einer öffentlichen Anſtalt, z. B. einer Univerſität, bezeichnet; beſonders aber wird es

von geiſtlichen Vorgeſetzten gebraucht; daher die Ephorie, der Bezirk von mehreren unter der Oberaufſicht eines Superintendenten ſtehenden Pfarreien u. ſ. f. und Ephorat, dieſes Amt ſelbſt, Oberaufſicht.

Epictet, Epiktētos, (90 nach Chr. Geb.). Dieſer berühmte Anhänger der Stoa war aus Hieropolis in Phrygien gebürtig. Er lebte zu Rom in dem äußerſten Elend, denn er war der Sclave eines gewiſſen Eparaphites, eines grauſamen und übermüthigen Freigelaſſenen des Nero, deſſen Mißhandlungen er mit einer Faſſung und Seelengröße ertrug, die den echten Stoiker charakteriſiren. Als ein Beiſpiel davon erzählt man, daß ihm ſein Herr einſt einen heftigen Schlag auf den Schenkel gab. „Du wirſt mir das Bein zerſchmettern," ſagte Epictet. Sogleich verdoppelte jener den Schlag, und zerſchlug ihm das Bein wirklich. „Habe ich dir es nicht vorausgeſagt?" ſagte mit ruhiger Miene der Philoſoph ohne die geringſte Klage. In der Folge ward er freigelaſſen, lebte aber fortwährend in der größten Armuth. Die Baſis ſeiner Moral war Dulden und Entbehren. Die Vortrefflichkeit ſeiner Lehrſätze erwarb ihm die allgemeine Bewunderung. Ein Edict des Domitian verbannte ihn nebſt andern Philoſophen aus Rom, denn der Tyrann mußte Männer haſſen, deren Grundſätze aller Tyrannei Hohn ſprachen. Epictet ließ ſich in Nikopolis in Epiros nieder; nach dem Tode Domitians kehrte er zurück, und ſtand bei Hadrian und Mark-Aurel im größten Anſehen. Hadrian befragte ihn einſt, warum die Venus nackt abgebildet werde. „Weil ſie," antwortete er, „diejenigen beraubt und entblößt, die ſich ihren verführeriſchen Reizungen hingeben." Arrian ſammelte die Ausſprüche Epictets, ſeines Lehrers, und wir beſitzen ſie noch unter dem Titel Enchiridion. Es enthält die reine ſtoiſche Moral. Außer dieſem Handbuche beſitzen wir von ihm noch vier Bücher philoſophiſcher Diſcurſe (deutſch mit Anmerkungen von Schultz. Altona 1801 2 Thle. 8). Schweighäuſer hat dieſe Schriften (Leipzig 1799 u. ſ. f. 5 Bde) herausgegeben. Als einen Beweis der großen Verehrung, die dem Epictet allgemein zu Theil ward, erzählt man, daß nach ſeinem Tode ein reicher Tropf ſeine Studirlampe für eine ungeheure Summe gekauft habe, um auf dieſe Weiſe doch etwas mit demſelben gemein zu haben.

Epicur (Epikūros), geb. zu Gargettus bei Athen im J. 342 vor Chr. Geb. Dieſer berühmte griechiſche Philoſoph iſt bis auf unſere Zeiten mit Unrecht für einen der Sinnlichkeit und dem Laſter ergebenen Wollüſtling verſchrien worden. Er war von armen Ältern geboren, und faßte ſchon in ſeinem 12ten bis 13ten Jahre eine ſo heftige Neigung zur Philoſophie, daß er ſich nach Athen und zunächſt in den Lehrſaal des Grammatikers Pamphilus begab. Als er einſt von dieſem den Vers des Heſiods recitiren hörte, worin das Chaos als das erſte aller geſchaffenen Dinge angeführt wird, warf er die Frage auf: Wer denn das Chaos geſchaffen habe, da es doch das erſte geweſen ſey? Der Grammatiker verwies ihn an die Philoſophen, welche Epicur von jetzt an mit Eifer beſuchte. Aber Athen genügte ihm nicht; ſeinen Geiſt zu bilden und Kenntniſſe einzuſammeln, durchreiſ'te er verſchiedene Länder, und kehrte endlich nach Athen zurück. Hier eröffnete er in ſeinem 36ſten Jahre ſeine Schule in einem Garten, und bald ſtrömten ihm zahlreiche Schüler aus allen Städten Klein-Aſiens und Griechenlands zu. Er lehrte, das Wohlſeyn ſey das höchſte Gut, aber nicht ein ſinnliches,

auch auf dem Wege des Laſters flüchtig zu erlangendes, ſondern ein geiſtiges, allein durch die Tugend erreichbares Wohlſeyn. Demnach verwarf er zwar das Laſter und huldigte der Tugend, aber nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern er verwarf das Laſter nur, als unvereinbar mit dem Wohlbefinden, und huldigte der Tugend nur, als dem unentbehrlichen Mittel zum Wohlſeyn. Er empfahl Weisheit, Mäßigung, Nüchternheit, Entfernung von Staatsgeſchäften, Friedfertigkeit, Nachſicht gegen die Eigenliebe der Menſchen, Feſtigkeit der Seele, den Genuß anſtändiger Vergnügungen, ſofern er nicht zu neuen Genüſſen unfähig macht, und Verachtung des Lebens. Er pries zwar die Schmerzloſigkeit als etwas köſtliches, duldete aber ſelbſt mit Standhaftigkeit die größten Körperſchmerzen. So deutlich er durch ſein eigenes muſterhaftes Leben, welchem Einige jedoch Stolz und Neid vorwerfen, den Sinn ſeiner Lehre darlegte: ſo wurde ſie doch häufig mißverſtanden oder aus böſem Willen mißgedeutet. Wie ſeine Moral eudämoniſtiſch iſt, ſo iſt ſeine Lehre von der Entſtehung der Welt atomiſtiſch und materialiſtiſch. Von dem Grundſatze ausgehend, daß Nichts aus Nichts entſtehen könne, nahm er zwei nothwendige, ewige, unendliche Urprincipe an, den leeren Raum und die Atomen, untheilbare und unendlich vielfach geſtaltete Körper. Die Atomen bewegten ſich vermöge ihrer natürlichen Schwere in dem Raume, und vermiſchten ſich mit einander. Um dieſe Miſchung möglich zu machen, ließ er ſie nicht in geraden, ſondern in krummen Linien niederfallen. Durch dieſe Bewegungen kreuzten und ſtießen ſie einander auf das mannichfaltigſte, und aus zahlloſen Verbindungen und Verſchränkungen entſprangen Körper und Weſen aller Art. Obgleich die Atomen weiter keine Eigenſchaften hatten, als Geſtalt und Schwere, ſo brachten ſie doch in den Körpern die verſchiedenen auf die Sinne wirkenden Eigenſchaften, als Farbe, Ton, Geruch u. ſ. w. hervor. Ferner lehrte er, wie durch die Vereinigung der Atomen alles entſtanden ſey, ſo werde durch ihre Auflöſung auch alles wieder zerſtört; es gebe zahlloſe Welten, die der Zufall gebildet habe, und die unaufhörlich entſtünden und untergingen. Die Welt habe einen Anfang gehabt, darum müſſe ſie auch ein Ende haben; aus ihren Trümmern werde eine andere hervorgehen. Er fand keinen Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und Thiere, und erklärte die Entſtehung der Seele auf dieſelbe ſinnliche Weiſe. Dieſe Lehre, die man nicht mit Unrecht des Atheismus und Materialismus beſchuldigte, zog ihm hauptſächlich zahlreiche Widerſacher zu und reizte die Verleumdung wider ihn. Er erreichte ein Alter von 72 Jahren, (ſt. 270 vor Chr. Geb.), und wiewohl nach Epicurs Tode ſein Syſtem auch in Rom Anhänger fand, unter denen Celſus, Plinius der ältere und Lucrez die namhafteſten waren, ſo erlangte es doch unter den Philoſophen nie das Anſehen der ſtoiſchen und platoniſchen Schule. Von ſeinen zahlreichen Schriften iſt uns wenig übrig geblieben. Eine ſeiner Schriften iſt kürzlich bei den Nachforſchungen zu Herculanum wieder aufgefunden worden. Sonſt kannte man ſeine Philoſophie nur aus dem Gedichte des Lucrez, und den Nachrichten, die uns Cicero, Plinius u. A. davon aufbehalten haben, und aus zwei Briefen, welche kürzlich Schneider (Lpz. 1813) verbeſſert wieder herausgegeben hat.

Epicuräer, 1. ein Schüler des Epicur; 2. weil man des Epicurs Lehre (ſ. d. Art. Epicur) mißdeutete, ein Schwelger, deſſen

Princip der **ſinnliche** Genuß iſt. Daher **Epicurismus** dieſe Denkungsart oder philoſophiſche Anſicht; urſprünglich aber des Epicurus Anſicht, welche dem Stoicismus entgegengeſetzt, und ein verfeinerter Materialismus iſt, der auf Empirie gebaut iſt.

Epicykel, Epicyclus, in der Sternkunde ein Kreis, deſſen Mittelpunkt in dem Umkreiſe oder der Peripherie eines andern Kreiſes herumgeht.

Epidemie oder **epidemiſche** Krankheit (von ἐπι und δῆμος, unter dem Volke) bedeutet irgend einen Krankheitszuſtand, welcher in einem Orte, oder in einem ganzen Striche Landes eine Zeit lang herrſchend iſt (Landſeuche), von äußern vorübergehenden Einflüſſen herrührt, und, nachdem er eine Zeit lang geherrſcht hat, wieder verſchwindet. Eine Epidemie entſteht allezeit von vorübergehenden äußern Einflüſſen, welche auf das ganze Volk wirken, und in dem Körper der Menſchen allmälich ſolche Veränderungen hervorbringen, wodurch endlich die beſtimmte Krankheit entſteht. Dieſe Einflüſſe ſind vorzüglich die atmoſphäriſche Luft und die Witterung, Nahrungsmittel und ſolche Begebenheiten, welche auf das Gemüth vieler Menſchen oder ſelbſt der ganzen Volksmaſſe niederſchlagend wirken. Hieher ſind alſo zu rechnen: ſchnelle Veränderung der Temperatur der Luft, alſo plötzlicher Übergang von lang dauernder Wärme zur Kälte, oder von Kälte zur Wärme; Abweichungen in der Miſchung der Beſtandtheile der atmoſphäriſchen Luft, deren Verhältniß unter einander uns freilich ſchwer zu erforſchen iſt, ferner Beimiſchungen und Auflöſungen in der Luft von fremdartigen Stoffen, z. B. mancherlei Ausdünſtungen, lange anhaltende Näſſe; endlich Beimiſchungen uns bis jetzt noch ganz unbekannter Stoffe, welche beſtimmte Veränderungen im menſchlichen Körper hervorbringen können. So ſcheinen manche Epidemien von einem eigenen durch beſtimmte Winde herbeigeführten Stoffe in der Luft zu entſtehen, wie z. B. die in der Richtung von Oſt nach Weſt wandernde ſogenannte Influenza, u. a. m. Mangel an Nahrungsmitteln, ſchlechte Beſchaffenheit derſelben, ſchädliche Beimiſchungen u. ſ. w. können auch Epidemien erzeugen. Schlechte Getraide- und Obſtjahre nöthigen die Menſchen, zu andern Nahrungsmitteln, zu Surrogaten, z. B. zu Baumrinden ſtatt des Kornes, wie in Schweden, Norwegen u. ſ. w., ihre Zuflucht zu nehmen, wodurch Krankheiten erzeugt werden; dem Mutterkorn unter dem Roggen ſchreibt man die Entſtehung der Kriebelkrankheit zu, ſchlechte Gerſte, viele Beimiſchung des Döberichs oder Tollkorns (Lolium temulentum) macht das daraus bereitete Bier für die Geſundheit ſchädlich, und erregt bei allen, die es genießen, krankhafte Zufälle. In Anſehung des Gemüthszuſtandes können traurige Begebenheiten, z. B. Krieg, Belagerungen, Erdbeben, u. ſ. w. durch die das Nervenſyſtem angreifenden Wirkungen die Entſtehung von epidemiſchen Krankheiten ſehr begünſtigen, oder dieſelben wenigſtens bösartiger machen. Was den Verlauf einer Epidemie betrifft, ſo fängt ſie zuweilen mit einzelnen Kranken an, zuweilen aber befällt ſie auch plötzlich viele Menſchen auf einmal, was gewöhnlich dann geſchieht, wenn eine Art von Witterung oder Wind plötzlich in die **entgegengeſetzte** übergeht. Wenn z. B. nach lange herrſchendem Weſt- oder Südweſtwinde mit warmer Witterung plötzlich Nordoſtwind eintritt, ſo hört man ſogleich überall die Menſchen über Huſten, Schnupfen, Rheumatismen, und dergl. klagen.

Im Anfang iſt eine Epidemie gemeiniglich gelinde, allein je länger ſie dauert, je mehr ſie ſich ausbreitet, deſto gefährlicher wird ſie, gegen das Ende wird ſie meiſtens wieder gutartiger. Ihre Beendigung ereignet ſich oft ſo allmälich, als ſie anfing, doch zuweilen auch plötzlich. Manche Menſchen werden gar nicht von der herrſchenden Epidemie befallen, ſie mag noch ſo lange dauern. Wahrſcheinlich liegt die Urſache davon in der denſelben eigenthümlichen körperlichen Conſtitution, die den herrſchenden Einflüſſen entgegengeſetzt iſt, und ſie fähig macht, ihnen länger als Andere zu widerſtehen. So findet man auch oft, daß Menſchen mit chroniſchen Krankheiten, Hypochondriſten u. a. m. von der epidemiſchen Krankheit befreit bleiben. Nicht ſelten verwechſelt man die Begriffe von Epidemie und anſteckender oder contagióſer Krankheit. Die epidemiſche Krankheit iſt urſprünglich nicht anſteckend, ihre Entſtehung und Verbreitung hängt, wie ſchon berührt worden, von allgemeinen Einflüſſen ab, und in der Regel erzeugt ſie keinen anſteckenden, durch Berührung mit einem andern Körper die nämliche Krankheit in demſelben erregenden Stoff. Nur unter beſondern Umſtänden, vorzüglich wenn die Krankheit ſehr bösartig wird, und viele Kranke dieſer Art in einem engen Raume beiſammen liegen, kann ein anſteckender Stoff in ihnen erzeugt werden, welcher einen Dunſtkreis um den Kranken bildet, und in ſolchen Perſonen, welche dieſem nahe kommen, dieſelbe Krankheit zu erregen im Stande iſt. Doch können auch hier viele Täuſchungen vorfallen, und bei Ununterrichteten tritt meiſtens die Furcht vor der Anſteckung zu früh und ohne Grund ein. So wird z. B. oft einer Anſteckung zugeſchrieben, was bloß Folge einer widrigen Erſchütterung des Nervenſyſtems beim Anblick eines Kranken, vielleicht unter ekelhaften Umgebungen, iſt, wodurch die Krankheit, zu welcher der Körper ſchon geneigt iſt, deſto ſchneller zum Vorſchein kommt. Sie iſt unterſchieden von Endemie (ſ. d. Art.) H.

Epidermis, die Oberhaut, d. i. die oberſte unempfindliche dünne Haut des Körpers.

Epigeneſie, auch Epigeneſe, ein griechiſches Wort, für welches im Deutſchen kein genügenderer Ausdruck, als Geſtaltung, Formation, gefunden zu ſeyn ſcheint, bezeichnet eine Entſtehungsweiſe organiſcher Körper, wobei ſich die im Manne und Weibe liegenden, keine künftige Geſtaltung verrathenden Bedingungen zur Befruchtung nach ihrem Zuſammentreffen und ihrer innigen Vermiſchung im Weibe zu einem der Gattung ähnlichen Körper und Weſen in einer gewiſſen Zeit allmälich ausbilden. Sie iſt der Zeugungsannahme ohne Begattung (generatio aequivoca), ſo wie der Annahme gewiſſer vorgebildeter, im Weibe oder Manne liegender, zu ihrer fernern Ausbildung aber einer Erſchütterung bedürfender Keime (evolutio) entgegengeſetzt; welche beide Theorien noch ihre Anhänger haben, wiewohl ſie Blumenbach durch ſeine Schrift über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeſchäft, worin er die Epigeneſie erwies, widerlegt hat. Erſterer, ſagt er, iſt allen organiſchen Weſen gemein, aber ſeine jedesmalige Eigenthümlichkeit hängt von der Beſchaffenheit der Materie ab, die er auszubilden hat, woraus denn erklärbar wird, daß jede Gattung ſich ſelbſt, und nur ſich, fortpflanzt, ſo daß das Waizenkorn nur Waizen, der Zeugungsſtoff des Schafes nur Schafe, der Zeugungsſtoff des Menſchen nur Menſchen hervorbringen kann. (S. Bildungs-

trieb.) Aber dieſer Trieb kann in der Vollendung der gefoderten Geſtalt geſtört werden. Die Urſachen dazu ſind ſehr mannichfach. Rühren ſie von den Individuen her, die den Zeugungsſtoff hergaben, ſo entſtehen daraus erbliche Fehler, Krankheiten; treten vor der Geburt Störungen der Ausbildung ein, ſo entſtehen daraus angeborne Übel, Mißgeburten; treten nach der Geburt in den verſchiedenen Entwickelungsperioden Störungen ein, ſo entſtehen daraus erworbene Übel, Krankheiten. S.

Epiglottis, der Kehldeckel, oder knorplige Deckel über der Luftröhre.

Epigonen, ſ. Theben und Alcmäon.

Epigramm. Dieſes griechiſche Wort bedeutet eigentlich Aufſchrift, Überſchrift, und man kann aus dieſer Bedeutung abnehmen, was ein Epigramm als Poeſie ſeyn werde. Der erſten Beſtimmung nach, poetiſche Aufſchrift an Tempeln, Grabmälern, Kunſtwerken u. ſ. w., entweder zur Erklärung oder zur Stimmung. In engliſchen Gartenanlagen findet man deren viele, die dieſer Beſtimmung nicht entſprechen. Dieſe Beſtimmung erfodert beſeelte Kürze, wo das poetiſche Product wirkliche Aufſchrift iſt; da aber, wo es zugleich den Gegenſtand der Aufſchrift mit umfaßt, der alſo nicht ſelbſt vorhanden iſt, ſondern bloß hinzugedacht werden muß, eine poetiſche Idee, in beſeelter anſchaulicher Kürze dargeſtellt. Übrigens kann die Darſtellung auf verſchiedene Art geſchehen: für den Verſtand didaktiſch, ſatiriſch, komiſch, für das Gefühl lyriſch, elegiſch. Gewöhnlich ſetzt man das witzige Epigramm (Sinngedicht, beſſer Witzgedicht, die Älteren nannten es Beigedicht) dem ſentimentalen entgegen, was wohl geſchehen mag, wenn man nur nicht glaubt, die ganze Sphäre damit umfaßt zu haben. Noch weit mehr irrten jedoch jene, welche gar nur die eine dieſer Arten in ihrer Theorie berückſichtigen; ein Fehler, von welchem ſelbſt Leſſing nicht frei iſt. Er hat in ſeiner Theorie des Epigramms das witzigſatiriſche im Auge, und in ſo fern freilich Recht, daß ein intereſſanter Einfall dazu gehöre, der die Erwartung ſpanne, und dann auf eine überraſchende Art befriedige. Herder aber hat gezeigt, daß dieſe witzige Tendenz dem Epigramm nicht weſentlich iſt; nur das Komiſche, das Satiriſche kann der ſogenannten Pointe nicht entbehren. Wahrſcheinlich weil Witz der überwiegende Theil in den neueuropäiſchen Epigrammen war, wie ſchon bei den Römern, dahingegen bei den Griechen der größte Theil zu den ſentimentalen gehört, war das komiſche oder witzige Epigramm den Neueren vorzugsweiſe Epigramm, bis Herder in Deutſchland durch Bearbeitung der griechiſchen Anthologie jenes Vorurtheil verdrängte. Was aber den Griechen ihr ſentimentales Epigramm, das war den Italiänern, Spaniern, Portugieſen und Franzoſen das Madrigal. In den epigrammatiſchen Anthologien von Haug und Weißer, ſo wie in der von Schütz findet der Deutſche eine reiche Ernte dieſer, meiſt auf vaterländiſchem Boden erwachſenen Producte; Herders zerſtreute Blätter und Jacobs Tempe geben einen ſchönen Kranz griechiſcher Blumen dieſer Art. dd.

Epigraphe, die Überſchrift oder Aufſchrift, z. B. an einem Gebäude. Epigraphik, die Kenntniß der Inſchriften oder Inſchriftenkunde. Epigraphiſche Seite heißt die Seite einer Münze, auf welcher ſich das Bild und die Schrift befinden; mon=

epigraphiſch, wenn ſie nur Schrift, anepigraphiſch, wenn ſie nur Bilder hat.

Epilepſie, Fallſucht, böſes Weſen, ſonſt auch Staupe, eine langwierige, von verſchiedenen oft ſehr verwickelten und nicht zu hebenden Urſachen abhängende, daher ſo oft unheilbare periodiſche (in einzelnen Anfällen ſich zeigende) Nervenkrankheit. Ihr geht meiſtentheils als Anzeige ein ſogenanntes Windanwehen, das aus einem oder dem andern Fuße oder der Hand nach Bruſt und Kopf hinläuft (aura epileptica genannt), voraus; doch ſind die Vorboten oft ganz unmerklich. Darauf erfolgt ein plötzliches Hinfallen, gewöhnlich mit einem Schrei, die Daumen ſind eingeſchlagen, andere Theile bewegen ſich aber mehr oder weniger, es tritt völlige Bewußtloſigkeit und Unempfindlichkeit ein; das Athemholen iſt häufig, unterbrochen, ängſtlich, ächzend, ſtöhnend; es tritt Schaum vor den Mund, das Geſicht verzieht ſich, die Zähne knirſchen, die Augen verdrehen ſich; die Harn- und andere Ausleerungen erfolgen unwillkürlich; die Augen ſtehen mit erweiterter unbeweglichen Pupille offen, und ſind gegen das Licht unempfindlich, welcher Umſtand die Verſtellung entdeckt. In 10 bis 20 Minuten iſt der Anfall gewöhnlich vorüber; wie von einem tiefen Schlafe erwacht der Kranke, ohne von dem Geſchehenen etwas zu wiſſen, auch empfindet er weiter nichts Unangenehmes, als Müdigkeit und etwa Schmerzen in den Gliedern. Zuweilen treten die Anfälle in zwei Stunden 18, 20 und mehrere Male ein, doch kommen ſie bei manchen nur alle Monate im Wechſel des Mondes, halbjährig und in längeren Zeiträumen wieder. Erkältung, Ärger, Schreck ſcheinen die gewöhnlichſten Urſachen zu ſeyn, wodurch dieſes Übel geweckt, oft auch überhaupt verurſacht wird. S.

Epilog, Nachrede oder Schlußrede, um den Leſern oder Hörern am Ende eines Werks noch einige Bemerkungen mitzutheilen. Der Epilog ſteht dem Prolog (Vorwort) gewiſſermaßen entgegen, und kommt, wie dieſer, hauptſächlich bei Schauſpielen vor. So haben mehrere ſhakſpeareſche Stücke außer Prologen auch Epiloge, worin der Dichter ſeine Zuſchauer theils um Nachſicht für die Mängel des Stücks und der Darſtellung bittet, theils ihnen den richtigen Geſichtspunkt andeutet, woraus ſie ſein Werk betrachten ſollen. Der Epilog iſt mithin zuweilen ein Anhängſel, eine Art von Nothbehelf, in ſo fern er von einem Kunſtwerke etwas ſagt, was daſſelbe nicht durch ſich ſelbſt ſchon ſagt. In einem etwas veränderten Sinne nennt man Epilog die (größtentheils verſificirte) Rede, worin eine Schauſpielergeſellſchaft bei ihrem Abgange von einem Orte von dem Publicum Abſchied nimmt.

Epimetheus, ſ. d. Art. Prometheus.

Epiphania, die Erſcheinung; daher wird das ſogenannte Feſt der Erſcheinung Chriſti, das auf den 6. Januar fällt, das Epiphaniasfeſt, und die nachfolgenden Sonntage Epiphaniasſonntage oder Sonntage nach Epiphanias genannt.

Epiphonēm, epiphonema, in der Rhetorik, ein Schlußſatz, der mehrere Glieder einer Periode, oder eine ganze Schilderung nachdrücklich ſchließt und gleichſam eine aus dem Ganzen reſultirende Bemerkung enthält, wie z. B. des Virgils Ausruf: tantae molis erat romanam condere gentem.

Epiphora, die rhetoriſche Figur, vermöge welcher ſich mehrere Sätze oder Abſchnitte einer Rede mit demſelben Worte, oder derſel-

den Wortverbindung endigen, z. B. in Klopſtocks Schlachtgeſang: „Mit unſerm Arm iſt nichts gethan ꝛc. — der alles ausführt!“ „Umſonſt entflammt uns ꝛc. — der alles ausführt.“

Epirus, eine Landſchaft in Griechenland, die auch in der älteſten Geſchichte ſich merkwürdig gemacht hat. Das *Orakel zu Dodona*, das älteſte in Griechenland, befand ſich hier. Auch die Mythologie erhielt aus dieſem Lande die Höllenflüſſe *Acheron* und *Cocyt*. Übrigens war das Land ziemlich gebirgig, und nach der [illegible]küſte zu beſonders angenehm und fruchtbar. In den älteſten Zeiten waren die Chaonier, auch ein epirotiſches Volk, die mächtigſten. Des Pyrrhus Urenkelin, Deidamia, gab den Epiroten ihre Freiheit; und von der Bedrückung der macedoniſchen Könige wurden ſie durch die Römer nach Philippus II. Beſiegung befreit: nach und nach wurden ſie ſo mächtig, daß ſie dem Antiochus und Perſeus gegen die Römer beiſtanden, aber eben dadurch ihren Untergang beförderten. Paulus Ämilius beſiegte ſie, gab die Städte der Plünderung ſeiner Soldaten Preis, ſo daß 70 derſelben zerſtört und 150,000 Menſchen als Sclaven verkauft wurden. Nun hatte Epirus gleiche Schickſale mit dem römiſchen Reiche, bis es von den Türken unter Amurat II. 1432 erobert wurde. Im Jahre 1447 verurſachte *Caſtriot*, genannt *Scanderbeg*, eine Empörung; er war der letzte Sprößling vom königlichen Stamme in Epirus, und am ottomaniſchen Hofe erzogen. Sein Unternehmen gelang; allein nach ſeinem Tode wurde ſein Land von den Türken unter Mahomed II. 1466 wieder erobert. Heut zu Tage iſt Epirus das Paſchalik von Janina von ungefähr 680 Quadratmeilen und 160,000 Einwohnern, mit Bergen durchzogen und wenig fruchtbar. Die Arnauten bewohnen es.

Epiſche Dichtungsart oder epiſche Poeſie wird die erzählende Dichtungsart (ſ. Poeſie) genannt, welche das poetiſche Ereigniß als etwas Vergangenes der Einbildungskraft ruhig darſtellt. Sie hat verſchiedene Unterarten, die nach Umfang und Bedeutung verſchieden ſind. Die höchſte iſt die, welche man gegenwärtig vorzugsweiſe das Epos oder Epopöie nennt; ein erzählendes Gedicht, deſſen Inhalt ein poetiſches Ereigniß iſt, welches ſich auf Welt, Menſchheit, das Leben der Nationen oder eines Volks bezieht, am friſcheſten und herrlichſten, wenn ſein Stoff die Sage iſt, die mit der Urgeſchichte des Volks und ſeinem Urſprung zuſammenhängt. Von *geringerem* Umfange und beſchränkterer Bedeutung iſt dasjenige epiſche Gedicht, deſſen Inhalt ſich mehr auf das Leben *einzelner* Menſchen bezieht, wodurch auch der Ton des Ganzen beſchränkter und lyriſcher wird. Man könnte dieſes beſſer als das erſtere *Heldengedicht* nennen. Hieher gehören die meiſten romantiſchen Epopöien, und ſelbſt des Homers Odyſſee im Verhältniß zur Iliade; und die meiſten neueren Epopöien, welche einen *religiöſen* oder *mythiſchen* und *hiſtoriſchen* Stoff behandelt haben, beſonders die letzteren, welche ſich mehr an die Geſchichte anſchließen. Ferner gehören zu der epiſchen Poeſie der *Roman*, aus den romantiſchen Epopöien entſprungen, und die *poetiſchen Erzählungen*, *Novellen*, *Balladen*, welche Begebenheiten, Schickſale, *Situationen*, ja zuletzt nur einzelne Momente aus dem Leben des Individuums ernſt oder ſcherzend ſchildern, und durch ihren Ton mehr oder weniger in die lyriſche Poeſie (ſ. d. Art.) übergehen. (Von dieſen Unterarten ſiehe die be-

ſonderen Artikel.) Die allgemeinen Eigenſchaften der epiſchen Poeſie laſſen ſich aus der obigen Beſtimmung leicht ableiten. Was unter dem Artikel Epos geſagt iſt, iſt auch größtentheils die von dem Verfaſſer dieſes Artikels an andern Orten ausgeſprochene Anſicht theils des epiſchen Gedichts überhaupt, theils der höchſten Gattung des epiſchen Gedichts, die wir oben vorzugsweiſe Epos nannten. Was aber als Charakter des epiſchen Gedichts gewöhnlich angeführt wird, kommt den einzelnen epiſchen Gedichten nur in dem Maße zu, als ſich dieſelben durch Umfang und Inhalt dem weltumfaſſenden Epos oder dem ſogenannten Heldengedichte nähern. Im Ganzen müſſen wir bemerken, daß die größten Verwirrungen und Willkürlichkeiten der äſthetiſchen Theorien darauf beruhen, daß man die Gattung (epiſches Gedicht, epiſche Poeſie) und ihre Eigenthümlichkeiten mit der Art, — beſonders dem Epos im eminenten Sinne, — und hier wieder die verſchiedenen Arten deſſelben, z. B. das antike und romantiſche, immer zu verwechſeln pflegt — ſonſt würde man z. B. nicht Göthe's Hermann und Dorothea ein Epos nennen können? Zur Verhütung dieſer Verwechſelung dürften obige Unterſcheidungen, welche ſich leicht weiter ausführen laſſen, vieles beitragen. T.

Epiſcenium, das Vordertheil der Bühne. S. Theater.

Epiſcopalen, die der Epiſcopalkirche (biſchöfliche Kirche, von episcopus der Biſchof) — ſ. Großbritannien, Diſſenters, anglicaniſche Kirche — in England zugethan ſind.

Epiſode (Epeiſodion) kommt bei Ariſtoteles in einer zwiefachen Bedeutung vor, die man wohl von einander zu unterſcheiden hat. Einmal bezeichnet es alle diejenigen Theile eines Drama, welche zwiſchen ganzen Chorgeſängen befindlich ſind, dann aber auch eine Nebenhandlung, die der Dichter der Haupthandlung angeknüpft hat, und die nicht weſentlich zu ihr gehört. Die neueren Kunſtrichter haben die techniſche Bedeutung dieſes Worts auf die letztere allein eingeſchränkt. Bei wahrhaft guten Dichtern ſind die Epiſoden kein bloßes Flick- oder Füllwerk, nicht unnöthige, nur erweiternde Anhängſel, ſondern geben Aufſchluß über die Sache ſelbſt, zeigen wichtige Folgen der Handlung oder entwickeln verborgene Urſachen. Von dieſer Art iſt z. B. die Erzählung von der Eroberung Troja's in Virgils Äneis. Dieſe war eine Urſache, warum der Held des Gedichts ſein Vaterland verlaſſen und auf dem Meer umher irren mußte; der Dichter fängt aber nicht damit an, weil er die Handlung, um ſie anſchaulicher und lebhafter zu machen, in einen kürzeren Zeitraum zuſammendrängen will, ſondern ſchiebt ſie im Laufe ſeiner Erzählung ein, aber ſo geſchickt, daß wir ſie eben an dieſer Stelle ſelbſt erwarten, und daß ſie hier nicht bloß über das Vergangene Aufſchluß gibt, ſondern auch das Zukünftige, Dido's Liebe, vorbereitet. Auf dieſe Weiſe wird die Epiſode ein weſentlicher Theil des Ganzen, wie ſie es ja wohl ſeyn muß, wenn die Anfoderung der Einheit an ein Gedicht keine leere Grille iſt. Mit dem Mährchen im Oberon hat es gleiche Bewandtniß; es ſcheint zufällig, erklärt uns aber den Grund von Oberons wunderbarer Theilnahme an Hüons Schickſal. In der epiſchen Dichtungsart hat begreiflich die Epiſode bei weitem größern Spielraum (ſ. Epos) und häufigere Anwendung, weniger aber in der dramatiſchen, wo ſich alles auf eine gegenwärtige Hand-

lung zuſammendrängt. Man hat dieſen Ausdruck auch auf die Malerei übergetragen und nennt ſo eine Nebenpartie, beſonders des hiſtoriſchen Gemäldes; im gemeinen Leben ſogar jede Abſchweifung von dem Hauptgegenſtande im Denken und Sprechen. — Epiſodiſch daher abſchweifend. dd.

Epiſtel. Hierunter verſteht man gewöhnlich 1. den poetiſchen Brief, welcher keiner beſondern Dichtungsart zugezählt werden kann, indem er bald erzählend (epiſch), bald lyriſch und gewöhnlich didaktiſch iſt. Der Ton, in welchem er geſchrieben wird, läßt ſich im Allgemeinen nicht angeben, weil er ſich jederzeit nach dem Inhalt und nach dem Verhältniß des Schreibenden zum Empfänger richtet. So gränzen Ovids Briefe aus dem Pontus durchgehends an die Elegie; die horaziſchen Briefe an die Satire, mehrere von Göckingk, Jacobi, Gleim ſind lyriſche Ergüſſe einer ſcherzhaften Laune, in welchem Tone man nur an vertraute Freunde, nicht an Höhere ſchreibt, wenn dieſe nicht etwa ſelbſt zu den vertrauten Freunden gehören. Zur Briefform, oder um Epiſtel zu ſeyn, reicht es auch nicht hin, daß der Name des Empfängers einige Male darin genannt wird, oder in der Überſchrift enthalten iſt. Der Brief muß durch und durch eine Beziehung auf die Perſon haben, welche ſchreibt, und auf die, an welche geſchrieben wird. Durch die Richtung an Einen gewinnt ein ſolches Gedicht an Wahrheit, Individualität und Lebhaftigkeit. Dieſer Eine aber, wenn er auch eine wirkliche Perſon iſt, muß von dem Dichter zu einem poetiſchen Weſen umgeformt ſeyn, d. h. er muß entweder Stellvertreter der Menſchheit ſelbſt, oder doch einer poetiſchen Seite derſelben ſeyn können. Der Dichter wendet ſich, wie Pörſchke ſagt, an einen einzelnen Menſchen, um zum ganzen Menſchengeſchlechte zu reden. Ein Brief des gemeinen Lebens geht nur auf die Verhältniſſe zwiſchen dem Schreibenden und dem Leſer des Briefs, und hat nur Privatgültigkeit; vieles mag in einem ſolchen Briefe für alle übrigen Menſchen unverſtändlich ſeyn, denn für dieſe iſt nicht geſchrieben. Anders bei der poetiſchen Epiſtel. Wenn Clodius aber meint, es ſey eine Art Scherz darin, in vertrauten Situationen des Lebens den poetiſchen Ton anzunehmen, und deßhalb auch das Scherzhafte für herrſchenden äſthetiſchen Charakter erklärt; ſo iſt ſeine Anſicht nur einſeitig und beſchränkt die ganze Gattung. Was die Art der Darſtellung betrifft, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Brief keine Abhandlung iſt; der Gegenſtand ſoll alſo nicht erſchöpft, aber von einer intereſſanten Seite herausgehoben und beleuchtet werden; der Gang kann freier, der Zuſammenhang loſer ſeyn, deßhalb aber iſt an eine völlige Planloſigkeit nicht zu denken. Auch die Heroide gehört zur poetiſchen Epiſtel, ſ. d. Art. 2. Werden Epiſteln vorzugsweiſe die in dem N. T. enthaltenen Briefe der Apoſtel und die Abſchnitte aus denſelben genannt, über welche an den Sonn- und Feiertagen, beſonders Nachmittags, gepredigt zu werden pflegt. dd.

Epistolae obscurorum virorum (Briefe unbekannter Männer), ein ſatiriſches Werk des 16ten Jahrhunderts, welches ſatiriſche Briefe auf die damaligen theologiſchen Streitigkeiten und theologiſchen Sprecher, und zwar in barbariſchem oder Küchenlatein geſchrieben enthält; ſie ſollen größtentheils von dem berühmten Hutten ſeyn,

Epithalamium, Hochzeitgeſang, Hochzeitgedicht im höhern Styl.

Epoche heißt jeder Zeitpunkt, von welchem man eine Zeitrechnung anfängt. Man nahm gewöhnlich irgend eine merkwürdige Begebenheit zum Standpunkte, von wo an man nachher die Jahre rechnete, z. B. die Geburt Chriſti, die Erbauung der Stadt Rom u. ſ. f. Daher die Epoche machende Begebenheit ſelbſt, ſ. Zeitrechnung und Periode. Figürlich heißt dann auch Epoche jeder wichtige Zeitpunkt. Häufig bedeutet es auch ſo viel als Periode, Zeitraum.

Epöde hieß bei dem Chorgeſang der Alten die letzte Abtheilung, welche geſungen wurde, wenn der Chor nach Strofe und Antiſtrofe auf ſeinen eigentlichen Platz zurückgekommen war (ſiehe Chor), alſo gleichſam Nachgeſang, Finale. Dieſer Epödos hatte ſein eigenes Sylbenmaß und eine willkürliche Anzahl von Verſen. Außerdem verſteht man aber unter Epoden eine Art ſatiriſcher Oden; nach Hephäſtions Bemerkung nämlich jene, wo gewöhnlich ein längerer Jambus mit einem kürzern abwechſelt. Das fünfte Buch der Oden des Horaz haben wir unter dieſem Titel. Nicht alle Oden dieſes Buches aber ſind ſatiriſch, und Scaliger findet daher in dieſer Benennung nichts als einen Anhang von Oden; ſie wurden nach des Dichters Tode ſeinen übrigen Werken beigefügt. dd.

Epopee, oder vielmehr Epopöie, ſ. Epos.

Epopten, eigentlich Anſchauer, d. i. Eingeweihte, die Allem, was bei den großen Myſterien oder Religionsgeheimniſſen der alten Griechen vorging, beiwohnen durften.

Epos iſt die Benennung einer Claſſe von Gedichten aus der erzählenden Gattung, oder vielmehr erzählendes Gedicht ſelbſt. Nicht leicht ſind irgend einer Gattung willkürlichere und zufälligere Regeln von den Theoriſten aufgebürdet worden, als der epiſchen, zumal wenn man es unter dem prächtiger klingenden Titel Epopöie als ſynonym mit Heldengedicht gab, und bei den Helden vielleicht gar heimlich an einen Bramarbas dachte. Iſt es daher irgendwo nöthig, die gewöhnlichen Meinungen der Theoriſten und ihre Regeln ganz zu vergeſſen, ſo iſt es hier. Mit Recht ſagt Wilh. von Humboldt: „Faſt bei keiner andern Dichtungsart iſt man ſo ſehr um eine genügende Definition verlegen, als bei der epiſchen. Die mannichfaltigen Gattungen erzählender und beſchreibender Gedichte ſind ſo nahe mit einander verwandt, und ſcheinen ſich durch ſo wenig weſentliche Merkmale von einander zu unterſcheiden, daß es ſchwer iſt, dasjenige zu beſtimmen, was die eigentliche Epopöie charakteriſirt. Dieſe Schwierigkeit wächſt noch dadurch, daß die vorhandenen Muſter dieſer Dichtungsart, genau genommen, ſo wenig mit einander gemein haben, und höchſtens bloß darin, daß ſie insgeſammt Erzählungen von Begebenheiten ſind, kaum aber nur darin, daß jedes derſelben auch nur die Darſtellung einer einzigen wäre, mit einander übereinkommen. Man hat daher von jeher andere und andere, und meiſtentheils bloß minder weſentliche Nebenbegriffe, wie z. B. die Mitwirkung der Götter, der Definition beigemiſcht, und dagegen nicht genug dasjenige herausgehoben, worin eigentlich das Weſen der Epopöie beſteht, und woraus die wichtigſten Geſetze dieſer Dichtungsart herfließen." Fragt man jetzt weiter, worin denn nun aber dieſes eigentliche Weſen beſtehe und

wie man es finden könne, ſo wird man wohl thun, ſich zuvörderſt des leitenden Princips zu erinnern, welches derſelbe Kunſtrichter zur richtigern Unterſcheidung der Dichtungsarten aufgeſtellt hat. Was ſich als eigne Gattung hier geben will, kann den Titel ſeiner Rechtmäßigkeit aus nichts anderm ableiten, als aus der Natur der Einbildungskraft und der verſchiedenen Möglichkeit dichteriſcher Wirkungen. Nur in ſo fern es der allgemeinen Beſchaffenheit unſerer Einbildungskraft nach eine dichteriſche Stimmung gibt, die von allen andern weſentlich verſchieden iſt, kann derſelben eine eigne Gattung entſprechen. Dies iſt alſo die Quelle, zu welcher man immer zurückkehren muß. Dieſem aber zu Folge definirt Humboldt die Epopöie alſo, daß ſie ſey eine ſolche dichteriſche Darſtellung einer Handlung durch Erzählung, welche unſer Gemüth in den Zuſtand der lebendigſten und allgemeinſten ſinnlichen Betrachtung verſetzt. „Man braucht nur,“ ſagt er, „dieſen Zuſtand genau zu entwickeln, um zugleich zu allen jenen weſentlichen Eigenſchaften der Epopöie: der reinen Objectivität, der lebendigen Sinnlichkeit, der vollkommenen Totalität, und der Abweſenheit aller ſolchen Parteilichkeit, welche die Freiheit der Anſicht verhinderte, von ſelbſt zu gelangen. Die Hauptmerkmale in dieſer Definition ſind der Begriff der Handlung und der Erzählung. Vorzüglich iſt der letztere wichtig, von welchem auch die ganze Gattung ihren Namen hat. Streng genommen hätte man aus dieſem ihr ganzes Weſen ableiten können.“ Verſuchen wir, das hiemit Angedeutete etwas weiter auszuführen. Hiezu bemerken wir nur zuvörderſt, daß es nicht eigentlich eine Handlung iſt, d. h. Entſchluß bis zur Ausführung durch einen Act der Freiheit, welche das Epos darſtellt (denn dieſe Handlung gehört dem Drama an), ſondern Begebenheiten. Begebenheiten aber ſind etwas Vergangenes, und das Vergangene läßt ſich bloß erzählen. Was nur erzählt wird, iſt eben damit ſchon in eine mildernde Ferne gerückt, wirkt nicht ſo eindringend mächtig auf die Empfindung als das Gegenwärtige im Drama, läßt der Betrachtung eben dadurch mehr Spielraum, geſtattet mehr Ruhe. Somit ergibt ſich als Charakter des Epos: ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden (denn Erzählung kennt nichts Stehendes, bloß Schilderndes, Beſchreibendes, ſondern iſt ihrer Natur nach im immerwährenden, aber ſtetigen, Fortſchreiten begriffen). Demnach erſcheint der Dichter durch ſeine ganze Darſtellung hindurch in beſonnener Faſſung, ruhiger Haltung, und dieſer ſein Seelenzuſtand ſpiegelt ſich in dem Gedichte wieder, welches nie, wie das Drama, erſchüttert, ſondern das Gemüth ruhiger anſpricht. Damit aber die Einwirkung nicht der gehörigen Kraft ermangle, wird die lebendigſte Anſchaulichkeit erfodert, welche nicht anders als mittelſt durchgängiger Umſtändlichkeit und ſchöner Entfaltung erreichbar iſt. Der Gang des Epos iſt keine Reiſe, wo man ein vorgeſetztes Ziel mit unruhiger Ungeduld zu erreichen bemüht iſt, ſondern gleicht mehr einer zur Luſt am ſchönen Tage auf dem ruhigen See unternommenen Fahrt, wo man ſich in behaglicher Gemüthlichkeit den Gegenſtänden hingibt, und gern bei jedem verweilt, ohne ungeduldiges Weiterſtreben, wofern nur die Gegenſtände nicht an ſich unangenehmer Natur ſind, oder überhaupt deſſen, was einen Geiſt anziehen und ein Herz bewegen kann, ermangeln. Die Umſtändlichkeit und Entfaltung des Epikers halten uns ſo an einzelnen Punkten feſt. Sollen ſie es aber auf die echte

Weiſe, ſo darf die Umſtändlichkeit keine todte ſeyn, die uns Gegenſtände nur ausmalt, ſie darf keinen bloß pittoresken Anſtrich haben, ſondern Alles muß als werdend, fortſchreitend vorſtellig gemacht werden. (S. die Art. Poeſie, Kunſt, Malerei.) So beſchreibt uns Homer den Schild des Achilles nicht, ſondern führt uns in die Werkſtatt des Künſtlers, und wir ſehen ihn im allmählichen Entſtehen. Ruhe ſelbſt wird Bewegung, das Todte ſpricht uns wie lebend an, und dadurch wird die Einbildungskraft unaufhörlich beſchäftigt, das Gemüth in ſanfter Bewegung erhalten, denn Leben regt das Leben an. Zu der epiſchen Entfaltung ſtehen dem Dichter mancherlei Mittel zu Gebot, ausmalende Beiwörter, Gleichniſſe, Reden, Epiſoden. Jean Paul hat hierüber treffende Worte in ſeiner Vorſchule der Äſthetik geſagt. „Der Epiker, er fliege von Land in Land, zwiſchen Himmel und Erde und Hölle auf und ab: er muß wenigſtens den Flug und Weg abmalen. Dem Epos iſt langſame Breite erlaubt (vielmehr natürlich). Wie lange zürnt Achilles! Wie lange ſtirbt Chriſtus! Daher die Erlaubniß der ruhigen Ausmalerei eines Achilles-Schildes, daher die Erlaubniß der Epiſode. Die gefoderte Menge der Mitſpieler hält, wie die Menge der Uhrräder, den Gang der Maſchine an; denn jede Nebenfigur will Raum zu ihrer Bewegung haben. In ſo fern Romane epiſch ſind, haben ſie das Geſetz der Langſamkeit vor und für ſich. Der ſogenannte raſche Gang gebührt dem Theater, nicht dem Epos. Wie in jener Fabel ſiegt die Sonne über den Sturm und zieht den Mantel aus. Yoriks ganze Reiſe beſteht in drei Tagen; das ganze fünfte Buch des Don Quixote füllt Ein Abend in Einer Schenke. Nur dann ſchleicht die Handlung, wenn ſie ſich wiederholt; und ſie ſtockt nur dann, wenn eine fremde ſtatt ihrer geht; aber nicht dann, wenn die große in der Ferne in immer kleinere in der Nähe, gleichſam der Tag in Stunden, aus einander rückt." In dieſem letzteren liegt die Anfoderung an Einheit, und mit Recht wird dieſe eben ſowohl an das Epos als an jedes andere Kunſtwerk gemacht werden. Nach A. W. Schlegel ſoll die Einheit des epiſchen Gedichts keine ſo ſcharf begränzte ſeyn, als im Drama; allein darf der Dichter ſeinen Plan nach Willkür ins Unbeſtimmte hin ausdehnen! Maß und Ziel müſſen wohl auch hier ſeyn, wenn die Erzählung nicht unangenehm werden ſoll. Wenigſtens muß ſich alles in klare Umriſſe für die Einbildungskraft gefällig runden, wenn auch die dramatiſche Einheit, die immer Einen Hauptzweck vor Augen hat, dem alles nur als Mittel dient und untergeordnet iſt, im Epos nicht herrſchen ſollte. Wirklich iſt daher, wie auch Humboldt bemerkt, der Schluß des epiſchen Gedichts nicht nothwendig ein wirkliches Ende, über das hinaus ſich nun nichts mehr hinzufügen ließe; aber alle einzelnen Theile des Ganzen müſſen darin auf eine befriedigende Weiſe zuſammenkommen. Mit jener dramatiſchen Einheit fällt übrigens zugleich auch jene künſtlich verknüpfte Verwickelung, Entwickelung und Auflöſung weg, die dem Drama eignet; im Epos iſt daher keine immer ſteigende Spannung, ſondern Spannung und Befriedigung gleichmäßig über das Ganze verbreitet. Daher denn, daß ſich in dem Epos keine Empfindung ausſchließend oder auch nur mit auffallendem Übergewicht unſerer Seele bemeiſtert, und daher wieder die ruhig betrachtende Stimmung, in die das Gedicht verſetzt. Mag das wilde Spiel des Kampfes entzweiter Intereſſen noch ſo ſchrecklich toben und alle Kräfte ſtreitend

in Bewegung ſetzen; der Erzähler, und mit ihm der Hörer oder Leſer ſchwebt mit Gleichmuth über der bewegten Welt, ohne eigene Leidenſchaft. Ruhig, wie er alle Schickſale ſich entwickeln läßt, ſtellt er ohne vorgreifende Theilnahme an Einzelnen alle Charaktere und Individuen dar, und läßt ſie handeln, denn er weiß, daß das Verhängniß in ſeiner Welt wohnt, dem jedes zum Ganzen dient, und das mancherlei Hebel und Werkzeuge braucht. So führt er uns in ruhiger Bewegung, aber in feſtem, geradem Gange, immer langſam und betrachtend, ſeinem Ziele entgegen. Einfach und ruhig, wie er ſelbſt, iſt ſeine Darſtellung, ſchlicht und einfach ſein Ausdruck, ſo daß auch hier das Ganze nicht dem ſturmbewegten Meere, ſondern dem ſtillen Strome zu vergleichen iſt, der auf ſeiner ſpiegelnden Fläche Leiden und Freuden hinwegträgt, während aus ihm der unendliche Himmel wiederſchimmert. Von dieſer Art iſt das Epos, und das homeriſche iſt wenigſtens dieſer Theorie nicht entgegen. Freilich gleichen ihm andere deſto weniger. In der modernen Theorie und Praxis der Epopöie hat man ihr vornehmlich das Heroiſche, das Wunderbare und den großen Umfang als weſentlich zugemeſſen. Ob es ihm weſentlich ſey, darüber ſ. mehr unter Heldengedicht, Maſchinen und Wunderbar; hier nur eine Bemerkung noch. Unglaube an das Himmliſche hat uns die Epopöie, wie Herder ſagt, faſt geraubt; kann uns da eine willkürliche Mythologie, kann uns die kalte Allegorie der Henriade retten? Was ſollen wir aber dann thun? Wenn nicht alle Dichter wie Göthe in ſeinem echthomeriſchen Epos Herrmann und Dorothea verfahren, unſern Unglauben gefangen geben unter die Poeſie. In ihr ſoll alles nur möglich erſcheinen. Wird daher nur nächſt der pſychologiſchen jene Wahrſcheinlichkeit nicht verletzt, die auf dem innern Zuſammenhang der Begebenheit beruht; ſo kann man wohl auch jenes geſtatten. Indeß bleibt's gewiß, daß das Wunderbare des Epos nicht eben vornehmlich in Einmiſchung höherer Weſen beſtehe, und daß deren Erzwingung, wo kein Volksglaube ſie mehr beſtätigt, nichts als Mißverſtand iſt *). dd.

Erasmus (Deſiderius, wie er ſich ſelbſt nannte), geboren zu Rotterdam 1467, ſtarb zu Baſel 1536. Er war der uneheliche Sohn eines jungen Holländers, Namens Peter Gerard Gheeraeds, aus Gouda, und der Tochter eines Arztes. Bis zu ſeinem neunten Jahre war er Chorknabe im Dome von Utrecht, dann trat er in die Schule von Deventer, wo er ſeine Talente bereits auf eine ſo glänzende Weiſe zu entwickeln begann, daß ihm der gelehrte Sintheim vorausſagte, er werde einſt der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit werden. Nach dem Tode ſeiner Ältern, die er im vierzehnten Jahre verlor, zwangen ihn ſeine Vormünder, in den geiſtlichen Stand und mit dem ſiebzehnten Jahre in das Kloſter Emaus bei Gouda zu treten. Der Biſchof von Cambray befreite ihn von dieſem Zwange (1490). Nachdem er 1492 die prieſterliche Weihe empfangen hatte, reiſ'te er nach Paris (1496), um dort ſich in der Theologie und in

*) Zu bemerken iſt, daß der Verf. dieſes Artikels den Ausdruck epiſches Gedicht und Epos faſt gleichbedeutend nimmt; was man aber jetzt vorzugsweiſe Epopöie oder Epos nennt, unter der ältern, vielleicht etwas beſchränkenden Benennung Heldengedicht abgehandelt hat.

den Humaniſten zu vervollkommnen. Er unterrichtete dort außer andern auch einige reiche Engländer, von welchem Einer ihm, ſo lange er lebte, eine Penſion zahlte. Mit ihnen ging er nach England (1497), wo ihn der König ſehr gnädig aufnahm. Doch kehrte er bald nach Paris zurück. Er reiſte dann, um ſeine Kenntniſſe immer mehr zu bereichern, nach Italien. Hier wurde er in Bologna, wo er die theologiſche Doctorwürde annahm, wegen ſeines weißen Scapuliers für einen Arzt der Peſtkranken angeſehen, und mit Steinwürfen verfolgt, die ſein Leben in Gefahr ſetzten. Dieſer Vorfall war die Veranlaſſung, daß er bei dem Papſt um Dispenſation von ſeinen Ordensgelübden anhielt, die er auch erhielt. Er beſuchte Venedig, Padua und Rom; aber ſo glänzende Ausſichten ſich ihm auch hier darboten, ſo folgte er doch lieber den Einladungen ſeiner Freunde nach England, wo ihm die Gunſt und das Anſehen, worin er bei Heinrich VIII. ſtand, noch größere Vortheile verſprachen. Als er den berühmten Großkanzler Thomas Morus beſuchte, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben, ward dieſer dergeſtalt von ſeiner Unterhaltung entzückt, daß er ausrief: „Ihr ſeyd Erasmus oder ein Dämon." Man bot ihm eine Pfarrei an, aber Erasmus war wenig geneigt, durch ein ſolches Amt ſich zu feſſeln. Er ging 1510 nach Frankreich und kam wieder nach England, wo er auf kurze Zeit zu Oxford die Profeſſur der griechiſchen Sprache verwaltete. Darauf ging er nach Baſel, von wo er noch verſchiedene Reiſen machte, und wo er 1536 ſtarb. Erasmus gehörte unſtreitig zu den ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit. Er vereinigte mit ausgebreiteter und gründlicher Gelehrſamkeit eben ſo viel geläuterten Geſchmack und treffenden Witz. Ein angeborner Hang zur Unabhängigkeit und Ruhe ließ ihn eine gelehrte Muße und Einſamkeit dem glänzenden Gepränge der Großen vorziehen. Das leiſe Auftreten des feinen Weltmanns machte ihm viele der Beſſern ſeiner Zeit, z. B. Hutten, zu Feinden. Groß und dauernd ſind ſeine Verdienſte, die er ſich um die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften erworben hat. Wiewohl er aus Abneigung gegen alle Fehden und Händel an dem Reformationsgeſchäft keinen unmittelbaren Antheil nahm, ſo beſtritt er doch das Unweſen des Mönchthums und den Aberglauben, und förderte allenthalben die Sache der Wahrheit. Er wünſchte eine allgemeine Kirchenverſammlung, welche aus den gelehrteſten und aufgeklärteſten Männern beſtehen ſollte, ohne ſie jedoch zu erleben. So beſchränkte er ſich darauf, der Welt durch Schriften zu nützen, die noch immer mit Recht wegen ihres gehaltvollen Inhalts und anmuthigen Styls geſchätzt und geleſen werden. (Die beſte Ausgabe ſeiner Werke iſt von le Clerc, Amſterd. 1703, 10 Bde. Fol.; ſein Leben von Burigny, verbeſſert deutſch von Henke, Halle 1782, 2 Bde. 8.) Außer ſeinen Ausgaben verſchiedener Claſſiker führen wir nur ſein bekanntes Buch zum Lobe der Narrheit (encomium moriae) und ſeine ſatiriſchen Schriften an, die jedem Gebildeten noch jetzt eine angenehme Lectüre gewähren.

Erato, eine Muſe, deren Name ſie als Liebende oder Liebenswürdige ankündigt. Viel hat ſie mit Terpſichore gemein, dieſelben Attribute, daſſelbe Coſtum, öfters auch eine Lyra. Sie waltet den Geſängen der Liebe ob, und rührt, wie Ovid in ſeiner Kunſt zu lieben berichtet, durch ihre zärtlichen Lieder auch der ſprödeſten Mädchen Herzen. dd.

Erbadel, Inbegriff gewiſſer äußerer Ehrenvorzüge in der bürgerlichen Geſellſchaft, welche auch auf die Nachkommen fortgepflanzt werden; dem perſönlichen Adel entgegengeſetzt, aus welchem er gewöhnlich entſpringt; ſ. Adel.

Erbämter waren die erblichen Ämter derjenigen Geſchlechter von hohem Adel, welche bei der Kaiſerkrönung die Reichs-Erzämter der Churfürſten als Vicarien derſelben verwalteten. Erbcämmerer, der Stellvertreter des Erzcämmerers (der Graf von Hohenzollern). Erbmarſchall, der Stellvertreter des Erzmarſchalls (Graf von Pappenheim, und nächſt dieſem in Sachſen der älteſte unter den Grafen von Löſer). Erbſchatzmeiſter, der Stellvertreter des Erzſchatzmeiſters (Graf von Sinzendorf.) Erbſchenk, der Stellvertreter des Erzſchenken (Graf von Althann). Erbtruchſeß, der Stellvertreter des Erztruchſeſſen (Graf Truchſeß von Waldburg).

Erbeinigung war ein erbliches Bündniß unter mehreren hohen adeligen Familien, welches die Sicherheit (aber nicht die Erbfolge) und gegenſeitige Hülfsleiſtung betraf.

Erbfolge, der durch Antretung einer Erbſchaft bewirkte Eintritt in alle Rechte und Pflichten eines Verſtorbenen: richtet ſich in allen europäiſchen Staaten mit mehr oder weniger Abweichungen nach dem römiſchen Recht, welches in dieſem Theile der Geſetzgebung vorzüglich ausgebildet und vollſtändig iſt, und auch das franz. Geſetzbuch führte vielfältig auf die reinen Principien der juſtinianeiſchen Legislation zurück, wo hingegen die im nördlichen Deutſchland geltenden ſächſiſchen Erbrechte am mehrſten abweichen. Der Tod eröffnete die Erbfolge. Der Grund des Erbrechts nach deutſchem Rechte iſt dreifach: Vertrag (ſ. Erbvertrag), Teſtament, Geſetz. Das römiſche Recht aber ſchließt den Vertrag ausdrücklich aus.

Erblehen oder Erbzinsgut iſt ein ſolches Lehngut, welches ſowohl frei veräußert als auch auf männliche und weibliche Erben vererbt werden kann, gleich dem Allodialgut und wirkliches Eigenthum, iſt (hierdurch unterſchieden von der Emphyteuſe) nur beſchränkt durch die Leiſtung eines jährlichen Zinſes.

Erbpacht iſt diejenige Art der Verpachtung, da dem Pächter, nach Erlegung eines gewiſſen Erbbeſtandgeldes, gegen ein jährlich abzuführendes, nie zu ſteigerndes Pachtgeld, ein Gut oder Grundſtück mit dem Erbbeſtandrechte für ſich, ſeine Erben und Nachkommen erblich und auf ewige Zeiten verpachtet wird. Dieſes Inſtitut kommt der Emphyteuſe nahe.

Erbſünde, eine ſittliche Verdorbenheit, die von den Stammältern des Menſchengeſchlechts auf alle natürlicher Weiſe erzeugte Menſchen vermöge dieſer Zeugung übergegangen ſeyn ſoll, oder eine von unſern Stammältern auf uns fortgeerbte ſittliche Krankheit. Deßwegen nennt man die Erbſünde auch das angeborne Verderben. Wer ein ſolches behauptet, nimmt an, daß die erſten Menſchen, Adam und Eva, durch den in den moſaiſchen Schriften (B. 1. C. 3.) erzählten Sündenfall nicht nur ſelbſt aus dem urſprünglichen Zuſtande der Unſchuld heraustraten, ſondern auch ihren Nachkommen eine ſittliche Beſchaffenheit mittheilten, vermöge deren alle von Adam und Eva natürlicher Weiſe abſtammenden Menſchen entweder zum Guten ganz unfähig oder doch zum Böſen ſo geneigt ſeyen, daß ſie alle auch wirklich ſündigen wie ihre Stammältern.

Dieſe Lehre wurde ſeit **Auguſtins** Zeiten oder ſeit dem Anfang des 5. Jahrhunderts nach Chr. in der chriſtlichen Kirche herrſchend, und man berief ſich dabei auf verſchiedene Stellen der heiligen Schrift, z. B. Pſalm 51, 7. Joh. 3, 6. Röm. 5, 12—15, und 7, 7—25. Es wurde ihr aber immer nicht nur von einzelnen Religionslehrern, ſondern auch von ganzen Parteien oder Secten in der chriſtlichen Kirche (z. B. den **Pelagianern**, **Socinianern**, **Mennoniten** ꝛc.) widerſprochen, welche theils jene Schriftſtellen anders erklärten, theils aus allgemeinen Vernunftgründen gegen das Daſeyn einer ſolchen Verdorbenheit in der menſchlichen Natur ſtritten. Da die Vernunft beſonders an der Mittheilung einer moraliſchen Verdorbenheit durch eine phyſiſche Handlung, die Zeugung, und noch mehr an der zugleich mit behaupteten Zurechnung einer Verdorbenheit, die jedem ohne ſein Zuthun, mithin ohne alle Theilnahme von Seiten ſeiner Freiheit, mitgetheilt werden ſoll, Anſtoß nimmt: ſo ſetzte **Kant** in ſeiner **Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft** (S. 3—58) an die Stelle der **Erbſünde** den Begriff eines **radicalen Böſen**, d. h. eines Hanges zum Sündigen, der in der menſchlichen Natur wie eingewurzelt ſcheint, weil er allgemein angetroffen wird, aber doch nicht angeboren iſt, ſondern aus der Freiheit eines Jeden auf eine unbegreifliche Weiſe hervorgeht, und daher auch überwindlich und zurechnungsfähig iſt, ob er gleich, ſo lange der Menſch lebt, nicht völlig ausgerottet werden kann. Vergl. **Jeruſalems Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion**, Th. 2. S. 691 ff. und **Reinhards Syſtem der chriſtlichen Moral**, §. 99. Aufl. 3. D.

Erbvertrag, d. i. ein Vertrag über Erbſchaften. Sie werden getheilt in **Erbverträge** im eigentlichen Sinne, welche den künftigen Nachlaß eines noch lebenden Menſchen betreffen (dieſes kann ein **dritter**, nicht mitcontrahirender ſeyn, wofern er damit zufrieden iſt und das Geſetz nichts dagegen hat, und man kann darin ein Erbrecht erhalten, beſtätigen, näher beſtimmen oder darauf Verzicht thun. Hieher gehören auch die Familienfideicommiſſe); oder **Erbrezeſſe**, oder Verträge über eine ſchon angefallene Erbſchaft. Arten der Erbverträge ſind in Deutſchland die **Erbverbrüderungen**, Verträge, wodurch ſich zwei oder mehrere adelige Familien die Erbfolge in ihre Güter nach dem Abſterben der einen gegenſeitig verſprechen.

Erbzins, **Erbzinsgut**, ſ. Emphyteuſe.

Ercilla y Zuñiga (Don Alonſo de), war der dritte Sohn eines berühmten ſpaniſchen Rechtsgelehrten, Namens Fortunio Garcias. Seine Mutter, welche den Namen Zuñiga auf ihn vererbte, kam nach dem Tode ihres Gatten, welcher ſehr früh erfolgte, mit dieſem ihrem Sohne an den Hof der Kaiſerin Iſabella, Gemahlin Carls V. Der junge Alonzo ward Page bei dem Infanten Don Philipp, und begleitete ihn in einem Alter von 14 Jahren auf der Reiſe, welche er auf Befehl ſeines Vaters durch die vornehmſten Städte der Niederlande und einige Theile Deutſchlands und Italien machen mußte. Im Jahre 1551 kehrte er mit dem Infanten nach Spanien zurück, wo er drei Jahre verweilte, bis er 1554 in Philipps Gefolge zur Vermählungsfeier mit der Königin Maria nach England ging. Hier erhielt Philipp die Nachricht von dem Aufruhr der Bewohner Arauco's, eines an der Küſte von Chili gelegenen

Landſtrichs. Ihn zu dämpfen, wurde der General Albarete abgeſchickt, und Ercilla begleitete ihn. Albarete ſtarb auf der Reiſe. Don Hurtado de Mendoza, Vicekönig von Peru, ſchickte, um ſeine Stelle zu erſetzen, ſeinen Sohn Don Garcias mit einem Heer gegen die Araucaner aus. Ercilla nahm Theil an dieſer Expedition, und that ſich in den blutigen Schlachten dieſes Krieges ſehr hervor. Die Schwierigkeiten, mit denen die Spanier zu kämpfen hatten, der Heldenmuth, mit welchem die Araucaner den ungleichen Kampf beſtanden, und die Menge großer und edler Thaten, welche eine Folge jener Schwierigkeiten und dieſes Heldenmuths waren, und den Krieg mit den Araucanern vor allen mit Amerikanern bis dahin geführten Kriegen auszeichneten, begeiſterten den jungen Ercilla bis zu dem Gedanken, ihn zum Gegenſtand eines Epos zu machen, dem er den Namen La Araucana gab. An Ort und Stelle begann er das Gedicht, und Stücke Leder mußten bisweilen den Mangel an Papier erſetzen. Nach geendigtem Kriege hätte ein raſcher Befehl des Don Garcias ihm beinahe das Leben gekoſtet. Ercilla entzweite ſich mit einem jungen Spanier an einem öffentlichen Feſte, welches der Thronbeſteigung Philipps II. zu Ehren angeſtellt war. Beide zogen die Degen. Zuſchauer miſchten ſich in den Streit, und ein übelgeſinnter verbreitete, daß dieſer Zwiſt einen Aufſtand habe einleiten ſollen. Ohne die Angeklagten hören zu wollen, verdammte ſie Don Garcias zum Tode. Schon ſtand Ercilla auf dem Blutgerüſte, als ſeine Unſchuld anerkannt wurde. Dieſe Kränkung ſchmerzte ihn tief. Er verließ Chili und ging nach Spanien zurück, wo er in ſeinem 29. Jahre ankam. Nach einem kurzen Aufenthalt in Madrid machte er eine Reiſe durch Frankreich, Italien, Deutſchland, Böhmen und Ungarn. Im Jahr 1570 war er wieder in Madrid, wo er ſich mit Maria Bazan vermählte. Ihre Reize und Tugenden erhebt er in mehreren Stellen ſeines Gedichts. Rudolph II. ſoll ihm den Kammerherrnſchlüſſel gegeben haben; aber über ſein Verhältniß zu dieſem Kaiſer iſt nichts weiter bekannt geworden. Im Jahr 1580 lebte Ercilla in großer Zurückgezogenheit und Armuth in Madrid. Zeit und Umſtände ſeines Todes ſind ungewiß; doch muß er noch 1596 gelebt haben, da Mosquera in ſeinem Werke über die Kriegszucht von ihm als ſeinem Zeitgenoſſen ſpricht. Er hinterließ keine ehelichen Kinder, aber zwei natürliche Söhne und eine Tochter. Philipp II. machte ihn zum Ritter des Ordens von Santiago; dies war die einzige Belohnung, die ihm für ſo viele Dienſte zu Theil ward. Die Araucana iſt ein hiſtoriſch-epiſches Gedicht, in welchem ſich Ercilla, einzelne Fictionen und Epiſoden abgerechnet, genau an die Wahrheit der Geſchichte gehalten hat, und das daher auch ſehr oft den Ton der Geſchichte annimmt. Es beſteht aus 37 Geſängen. Voltaire's Urtheil über dies Gedicht findet man im 8. Capitel ſeines Essai sur la poësie épique; was er darüber ſagt, beweiſ't, daß er es nie geleſen hat. Das Urtheil des Cervantes kann man im 6. Capitel ſeines Don Quixote leſen. Er ſetzt es den beſten Epopöen der Italiäner an die Seite. Ein gewiſſer Don Diego de Santiſtevan Oſorio, aus Leon gebürtig, hat das Gedicht des Ercilla in 33 Geſängen fortgeſetzt, welche die weitere Geſchichte des Krieges mit den Araucanern enthalten.

Erdäpfel oder Kartoffeln. Dieſe gegenwärtig unter uns wegen ihres vielfachen Nutzens allgemein angebaute Frucht ſtammt aus Virginien, woher ſie der Engländer Franz Drake im Jahr 1586

zuerſt nach England brachte. Von England und Irland kam ſie nach Frankreich, wo ſie 1616 als Seltenheit an der königl. Tafel verſpeiſ't wurde. In Deutſchland wurde ſie erſt 1650 und zwar zuerſt im Voigtlande, in Niederſachſen aber erſt um das Jahr 1740 angepflanzt. Man bereitet aus ihr auch feines Mehl, Stärke, Puder und die bekannte Erdäpfelmaſſe.

Erdaxe, Erdachſe, oder Weltaxe, ſ. Achſe und Erde.

Erdbad beſteht darin, daß gewiſſe Patienten entweder zum Theil, oder auch bis an den Hals eingegraben werden. Ein ſpaniſcher Arzt Solano machte die erſten Verſuche damit.

Erdbeben. Noch nicht genugſam bekannt mit dem Walten der rohen Naturkräfte in den inneren Tiefen der Erde hat ſich bis jetzt der forſchende Geiſt des Menſchen begnügen müſſen, mehr die Phänomene und Wirkungen dieſer furchtbarſten und ſchrecklichſten Naturerſcheinung zu beobachten, als daß er ſie genügend zu erklären und auf ein einziges Grundmotiv zurückzuführen vermocht hätte. Eine unterirdiſche Gewalt erſcheint plötzlich ihrer Feſſeln entbunden und erſchüttert die Oberfläche der Erde, mehr oder minder heftige Stöße folgen langſamer oder ſchneller auf einander; der Boden wankt und geſtaltet ſich um. Berge verſinken und ewiger Granit zerſplittert, Strecken Landes werden von brauſenden Fluthen überſchwemmt und wieder aus den Meeresfluthen erhebt ſich Land, Inſeln entſtehen und verſinken, reißende Ströme verſiegen oder nehmen plötzlich einen andern Lauf und das Meer ſelbſt ſcheint in ſeinen unermeßlichen Tiefen aufgewühlt. Das ſind die Wirkungen, die dieſe Naturerſcheinung hervorbringt, wenn ſie den höchſten Grad der Furchtbarkeit erreicht. Volkreiche Städte ſind in Trümmern geſtürzt und angebaute Gegenden dem geſtaltloſen Chaos gleich gemacht worden. Entſetzlich und außerordentlich, wie die Erſcheinung ſelbſt, ſind auch die Vorzeichen, die ſie anzukündigen pflegen. Die plötzlichen Veränderungen in der Atmoſphäre betäuben den Menſchen und ängſtigen die Thiere, die durch ein banges Heulen die drohende Gefahr anzudeuten ſcheinen. Der Himmel verdunkelt ſich und zeigt eine feurige Röthe, die Magnetnadel geräth in Unordnung u. ſ. w. Unter des Kaiſers Titus Regierung (79 nach Chr. Geb.) ereignete ſich das fürchterliche Erdbeben, welches die Städte Herculanum (ſ. d. Art.), Pompeji und Stabiä verſchüttete. Die Geſchichte neuerer Zeit beſchreibt mehrere Erdbeben, deren Wirkungen zu den fürchterlichſten gehörten. Im Jahr 1755 wurde Liſſabon durch eine Erderſchütterung zerſtört und 20,000 Menſchen unter den Trümmern begraben. Sie dehnte ſich von Grönland bis Afrika aus, ja ſelbſt in Amerika ſpürte man zu derſelben Zeit theils ſchwächere, theils heftigere Erdſtöße. Im Jahr 1783 traf ein ähnliches Schickſal Calabrien, das noch geraume Zeit nachher ein ſchreckliches Bild der Verheerung darſtellte. Schwächere Phänomene der Art ereignen ſich bald in dieſer bald in jener Gegend faſt jährlich, und noch vor kurzem beſchädigte ein heftiger Erdſtoß viele Gebäude Roms, unter denen auch die Peterskirche war. Die Erfahrung lehrt, daß hauptſächlich gebirgige Länder den Zerſtörungen der Erdbeben ausgeſetzt ſind, beſonders in der Nähe der feuerſpeienden Berge, mit denen ſie einen erwieſenen Zuſammenhang haben. Welche Urkräfte der Natur dabei thätig ſind, und wodurch ſie angeregt werden, iſt ſchwer anzugeben, theils da die Erſcheinungen dabei ſo vielfach und wunderbar ſind, theils weil

die zerſtörenden Wirkungen keine Annäherung des Menſchen verſtatten. Sonſt wollte man ſie durch das Centralfeuer, das man in den Mittelpunkt der Erde ſetzte, erklären; Beccaria gibt die Electricität als die wirkende Urſache der Erdbeben an, und auf dieſe Hypotheſe geſtützt, wollte Bertholon ſie ableiten, wie die Gewitter. Wirklich ſcheint die Electricität dabei thätig zu ſeyn, aber die wahrſcheinliche Haupturſache iſt wohl ein Kampf des Feuers, der Luft und des Waſſers in den inneren Höhlen und Gängen der Erde. Wenn unterirdiſche Feuer die in den Tiefen der Erde verſchloſſene Luft erhitzen und die unterirdiſchen Gewäſſer in glühende Dämpfe verwandeln, durchzucken dieſe donnernd und toſend das Innere derſelben, bis ſie, immer enger zuſammengedrängt und immer glühender erhitzt, ſich endlich gewaltſam einen Ausweg bahnen; denn unermeßlich iſt die Gewalt, mit welcher Luft und Waſſer, eingeſchloſſen und erhitzt, jedes ſie beengende Hinderniß niederſtürzen, um ſich frei zu machen. M.

Erdbeſchreibung, ſ. Geographie und Erde.

Erdbohrer, ein ſtarker ſchneckenförmiger Bohrer, deſſen eiſerner Schaft aus verſchiedenen Stücken zuſammengeſetzt iſt, welche nach und nach aufgeſetzt werden, wenn die untern bereits in die Erde gebohrt ſind. Man kann damit Klaftern tief in die Erde bringen, und die Art des Grundes erforſchen, weil das Werkzeug ſo eingerichtet iſt, daß ſich etwas davon anſetzt.

Erdbrand, ein Brand, der in der Erde aus entzündeten Steinkohlen- oder Kieslagern entſteht, und oft weit um ſich greift.

Erde. Nicht in ſo fern wir unter dieſer Bennennung eins der ehemaligen vier Elemente, ſondern in ſo fern wir darunter den Planeten verſtehen, welchen wir bewohnen, ſoll hier von der Erde die Rede ſeyn. Wir können ſie in Beziehung auf ihre phyſikaliſche, mathematiſche und politiſche Beſchaffenheit betrachten, und dem gemäß zerfällt die Erdbeſchreibung oder Geographie in die phyſikaliſche, welche die natürlichen Beſchaffenheiten der Erde, abgeſehen von dem allen, was Menſchenhände daran verändert haben, betrachtet, in die mathematiſche, welche ihre Geſtalt und Größe, die verſchiedenen Entfernungen auf derſelben, ihren Stand im Sonnenſyſtem und ihre Verhältniſſe zu den andern Himmelskörpern angibt, und in die politiſche endlich, die uns die Oberfläche der Erde und ihre Bewohner nach den einzelnen Staaten und Völkerſchaften kennen lehrt. Unſere Abſicht iſt hier, einige allgemeine Betrachtungen über die Erde in mathematiſcher und phyſikaliſcher Hinſicht mitzutheilen. Was die Geſtalt der Erde zunächſt angeht, ſo ſtellt ſie ſich dem frei um ſich blickenden Auge des Menſchen als eine kreisförmige Scheibe dar, auf deren Rand das Himmelsgewölbe gleichſam zu ruhen ſcheint. Dem gemäß wurde die Erde im höchſten Alterthum wirklich für eine auf dem Waſſer ſchwimmende Scheibe gehalten. Allein die großen Entfernungen, in denen man dieſe Fläche bereiſen konnte, widerſprachen gar bald dieſer beſchränkten, nur dem erſten Anſchein entnommenen Vorſtellung, und man ahnete ſchon im Alterthum die Kugelgeſtalt der Erde, ohne ſie jedoch durch haltbare Beweiſe darthun zu können. Und doch ſind alle Erſcheinungen nur auf dieſem Wege erklärbar. Eine Kugel von ſo ungeheurem Umfange, wie unſere Erde, und ringsum vom Luftkreiſe oder dem ſcheinbaren Himmelsgewölbe umgeben, kann nothwendig dem Auge des in der Ebene ſtehenden Beobachters keine andere Er-

ſcheinung darbieten, als die beſchriebene, und ſchon aus dieſer Erſcheinung muß der Nachdenkende auf die Kugelgeſtalt der Erde ſchließen. Wie könnte ſich uns von jedem beliebigen Standpunkte aus die Erde als eine vom Himmelsgewölbe begränzte Fläche zeigen, wenn ſie nicht eine rings von dieſem eingeſchloſſene Kugel wäre; wie könnte ſich ſonſt der Geſichtskreis in eben dem Grade erweitern, wenn wir unſern Standpunkt höher nehmen; wie wäre es ſonſt erklärlich, daß wir die Spitzen und Gipfel von Thürmen und Bergen aus der Ferne eher erblicken als ihren Fuß? Aber außer dieſen zunächſt in die Augen fallenden Beweiſen gibt es noch andere für die runde Geſtalt der Erde. Dahin gehören die Erſcheinungen ihres Schattens in runder Geſtalt auf dem Monde, wenn dieſer durch ſie verfinſtert wird, der ſucceſſive Aufgang und Untergang der Sonne über der Erde, die Ungleichheit von Tag und Nacht, der veränderte Stand und Lauf der Geſtirne und das allmäliche Verſchwinden der einen und Sichtbarwerden anderer, ſo wie wir uns mehr und mehr von dem Äquator entfernen und den Polen nähern. Endlich iſt es auch nur bei der Kugelgeſtalt der Erde möglich, ſie zu umſchiffen, wie 1519—1522 Magellan zuerſt und nach ihm viele Andere, zuletzt 1803—1806 der ruſſiſche Capitain Kruſenſtern, gethan haben. Die Art, wie unſere Erde dieſe runde Geſtalt angenommen hat, leuchtet ſehr wohl ein, wenn wir ſie uns bei ihrer Entſtehung als eine noch weiche bildſame Maſſe denken, die, indem ſie ſich um ſich ſelbſt ſchwingt, vermöge der Schwere, jeden Theil nach den übrigen treibt, woraus denn eine mittlere Richtung aller Theile nach dem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt entſteht, aus der die Geſtaltung der Kugel nothwendig folgt. Was blöde Unwiſſenheit von dem Herabfallen unſerer Antipoden u. dgl. m. gegen die Kugelform der Erde hat einwenden wollen, fällt als nichtig zuſammen, wenn man erwägt, daß bei einer ungeheuern Kugel, wie die Erde, der Begriff von Oben und Unten ganz wegfällt, daß alles nach dem Mittelpunkte derſelben zu ſtrebt, und daß, wenn von unten und oben die Rede ſeyn ſoll, die ganze Kugelfläche das Unten, die ſie umgebende Atmoſphäre aber das Oben iſt. Wenn wir indeß die Erde geradezu und unbedingt eine Kugel nennen, ſo iſt das ſtrenggenommen nicht ganz richtig. Sie weicht von der Kugelgeſtalt ab, denn ſie iſt an den Polen eingedrückt oder abgeplattet. Darauf wurde man zuerſt durch die Abweichungen in den Schwingungen des Pendels unter dem Äquator und nach den Polen zu geführt. Man beobachtete, daß ein Pendel um ſo langſamer ſeine Schwingungen machte, je mehr es ſich dem Äquator näherte und ſchloß daraus zunächſt auf die nach demſelben zu abnehmende Schwerkraft. Dieſe aber ward dadurch erklärbar, weil einmal der Kreis der täglichen Umwälzung am Äquator am größten, die Körper mithin ſchneller als an den Polen umgeſchwungen werden, und dann weil unter dem Äquator die Richtung der Schwungkraft gegen den Mittelpunkt gerade, nach den Polen zu aber nur ſchief entgegengeſetzt iſt. Man ſchloß aus dieſen Beobachtungen richtig, daß die Erde eine an den Polen abgeplattete Kugel oder ein Sphäroid ſey, und erklärte dieſe Geſtalt ſehr genügend durch die Erfahrung, daß die Theile einer weichen um ſich ſelbſt geſchwungenen Maſſe ſich von den Polen wegdrängen und der Mitte zuſtrömen, wodurch nothwendig die Pole abgeplattet und die Mitte erhöht wird. Vermeſſungen ſetzten die Sache außer Zweifel. (Vergl. Geſtalt der Erde.)

Ein anderer wichtiger Gegenſtand bei der nähern Kenntniß der Erde war die Beſtimmung ihrer Größe. Die Bemühungen der Alten in dieſer Rückſicht mußten wegen des Mangels ausreichender Inſtrumente fruchtlos bleiben. Erſt nach dem Jahr 1615 kam man auf genauere Reſultate Ein Holländer, Willebrord Snellins, ſchlug zuerſt den einzig richtigen Weg ein, und maß das Stück eines Meridians von Alkmar bis Leyden und Bergen op Zoom durch Dreiecke. Der Wahrheit näher kamen nach ihm die Vermeſſungen Picards und die ſpäter von Maupertuis angeſtellten. Sie beſtimmten die Peripherie eines größten Kreiſes auf der Erde zu 5400 Meilen, die Meile zu 23,664 rhein. Fuß gerechnet. Doch iſt zu bemerken, daß bei dieſer Angabe die Erde als eine Kugel betrachtet iſt, ohne Rückſicht auf ihre von der Kugelgeſtalt abweichende Form. Wir müſſen uns damit begnügen, da es der Zukunft vorbehalten bleibt, durch ſorgfältige, auf allen Theilen der Erdoberfläche vorgenommene Vermeſſungen die wahre Größe der Erde ganz richtig und genau auszumitteln, und können uns um ſo mehr dabei beruhigen, als dieſe ganz ſcharfen Angaben eigentlich nur den ſtrengen Gelehrten, der weitere Reſultate daraus herleiten will, intereſſiren können. Betrachten wir unſere Erde in Beziehung auf das Sonnenſyſtem, ſo lehrt uns die Aſtronomie, daß ſie ſich, der ſinnlichen Wahrnehmung entgegen, welche die Sonne um die Erde laufend erblickt, nebſt zehn andern Planeten um die Sonne bewegt, und, als ein an ſich dunkler Körper, von derſelben Wärme und Licht empfängt. Sie legt ihren Weg rings um die Sonne in ungefähr 365¼ Tagen zurück, welche unſer gemeines Jahr machen. Die Erdbahn iſt eine Ellipſe, d. h. ein länglichrunder Kreis, in deſſen einem Brennpunkt ſich die Sonne befindet. Daraus folgt denn, daß die Erde nicht zu allen Zeiten des Jahres gleich weit von der Sonne entfernt iſt: ihre geringſte Entfernung beträgt 19,786,020 und ihre größte 20,460,980 Meilen, woraus ſich ein Unterſchied von beinahe drei Viertel-Millionen Meilen ergibt. Wir befinden uns im Winter der Sonne am nächſten und im Sommer am weiteſten von ihr entfernt; denn nicht die größere oder geringere Entfernung von der Sonne bewirkt den Unterſchied der Jahreszeiten, ſondern die mehr oder minder ſchiefe Richtung, in welcher ihre Strahlen auf die Erde herabfallen. Die Länge der Erdbahn wird auf 121,504,230 Meilen angegeben, und da dieſe ungeheure Bahn in einem Jahre von der Erde durchlaufen wird, ſo muß die Erde in jeder Secunde Zeit 3⅞ Meilen zurücklegen; eine Schnelligkeit, die unſere Vorſtellung überſteigt, und Lichtenberg zu der ſcherzhaften Bemerkung Anlaß gab, daß man in der Zeit, in welcher man einen andern auf der Straße grüße, mehrere Meilen mit bloßem Kopfe zurücklege, ohne ſich den Schnupfen zu holen. Neben dieſer jährlichen Bewegung um die Sonne hat die Erde noch eine zweite, indem ſie ſich täglich (nach mittlerer Zeit in 23 St. 56 Min. und 4 Sec.) einmal um ihre Achſe dreht. Dadurch werden täglich alle Gegenden der Erdoberfläche einmal der Sonne zu- und abgekehrt, und genießen mithin Tag und Nacht. Da aber die Achſe, um welche die Erde ihre tägliche Bewegung macht, mit ihrer Bahn um die Sonne einen Winkel von 23½ Grad bildet, ſo ſteigt dadurch die Sonne vom 21. März bis zum 21. Juni um 23½ Grad über den Äquator gegen den Nordpol hinauf, ſinkt vom 21. Juni bis zum 23. September wieder bis zum Äquator zurück, ſenkt ſich bis zum 21. December

bis 23½ Grad unter den Äquator gegen den Südpol zu, den ſie bis zum 21. März wieder erreicht. Die Folge dieſer Einrichtung iſt die Verſchiedenheit der Jahreszeiten und die damit verbundene Ungleichheit der Tage und Nächte, die für alle außer der Linie des Äquators gelegenen Länder nur an den beiden Tagen im Jahre gleich ſind, an welchen für ſie die Erdbahn (Ekliptik) mit dem Äquator zuſammenfällt. Um die Erde wieder bewegt ſich der Mond in gleichfalls elliptiſcher Bahn, die er in 28 Tagen und 14 Stunden zurücklegt. Copernicus war es, der dieſes Syſtem begründete. Zur phyſikaliſchen Kenntniß unſerer Erde gehört hauptſächlich die Betrachtung und Unterſuchung ihrer Oberfläche und ihres Innern. Wir begnügen uns anzuführen, daß ſich aus dem Umfange der Erdkugel die Größe ihrer Oberfläche auf mehr als neun Millionen Quadratmeilen ergibt, wovon kaum der dritte Theil trockenes Land, die übrigen zwei Drittel aber Waſſer ſind; von der Erdoberfläche nimmt Europa ungefähr den 54ſten, Aſien den 14ten, Afrika den 17ten und Amerika den 16ten Theil ein. Die Südländer mögen zuſammen etwas größer als Europa ſeyn. Die Anzahl der Menſchen in allen fünf Welttheilen ſchätzt man auf 800 bis 1000 Millionen. Das Innere der Erde iſt uns, genau genommen, völlig unbekannt, da die Tiefe, in welche der Menſch einzudringen vermag, gegen den Durchmeſſer der Erde faſt ganz verſchwindet. Alle Hypotheſen, nach denen der Kern der Erde bald ein ungeheurer Diamant, bald ein ewiges Feuer ſeyn ſoll, aufzuzählen, würde uns zu weit führen; eben ſo viele gibt es über die Entſtehung und allmäliche Geſtaltung der Erde. Nach der Lehre des Carteſius gab es vor Erſchaffung der Welt einen harten Klumpen, den die Allmacht zerſchlug, in Bewegung ſetzte und daraus die Elemente ſchuf. Thomas Burnet hielt die Erde für ein anfänglich flüſſiges Chaos von allerlei Materien, wovon die gröbern niedergeſunken wären, die feinern das Waſſer und die feinſten die Luft gebildet hätten. Leibnitz hielt die Erde für einen ausgebrannten Körper, bei deſſen Verlöſchen ſich das Licht abgeſondert habe, welches der Anfang der Schöpfung geweſen ſey. Buffon ſtellte die kühne Hypotheſe auf, daß die Erde ein von der Sonne abgeſtoßenes Stück eines Cometen ſey, welches anfangs glühte, dann aber verloſch und hart ward. Newton und nach ihm Kant ſind der Meinung, daß die Erde ſich durch einen Niederſchlag aus der Flüſſigkeit gebildet habe. Gewiß iſt es, daß ein genaues Studium der Phyſik die genügendſten Reſultate herbeiführen wird, dergleichen wir auch de Luc und Andern bereits verdanken. M.

Erdenge (Isthmus), ein ſchmaler Landſtrich, der zwei Länder verbindet und zwei Meere ſcheidet.

Erdferne (apogaeum), der entfernteſte Standpunkt eines Planeten von der Erde.

Erdfette, Erdharze, ſind fette harzige Materien, die in der Erde gefunden werden und leicht brennen, auch einen ſtarken erſtickenden Dampf von ſich geben. Sie ſind theils flüſſig, theils feſt, z. B. Steinöl, Naphtha, Steinkohlen, Bergtorf, Pecherz und dergleichen.

Erdgürtel, ſ. Erdſtrich.

Erdmandeln, eßbare, Mandeln ähnliche Wurzelknollen von einer Art Cypergras, beſonders als Caffeeſurrogat brauchbar.

Erdmannsdorf (Friedr. Wilh. Frhr. v.), ward 1736 in Dresden geboren, und begab ſich, nachdem er in Wittenberg Philo-

ſophie ſtudirt hatte, nach Deſſau. Einen Mann von ſo trefflichen Gaben des Geiſtes und Herzens gewann der Fürſt von Deſſau bald lieb, und wählte ihn zu ſeinem Geſellſchafter und Begleiter auf ſeinen Reiſen nach England, Frankreich, der Schweiz und Italien, welches letztere Erdmannsdorf ſchon 1761 beſucht hatte. Sein Kunſtſinn fand allenthalben reiche Nahrung, und entwickelte ſich beſonders für die ſchöne Baukunſt. Nach ſeiner Rückkehr benutzte er die eingeſammelten Kenntniſſe zur Verſchönerung des deſſauiſchen Landes, und das Schloß von Wörlitz, das Denkmal des Fürſten Dietrich daſelbſt, das Landhaus der Fürſtin im Luiſium bezeugen den gebildeten Geſchmack des Baumeiſters; nicht minder hat er ſich durch die herrlichen Anlagen, womit der Fürſt nach ſeiner Angabe die Gegend um Deſſau verſchönern ließ, ein bleibendes Gedächtniß in den Herzen Aller geſtiftet, die ſie beſuchen und genießen. Auch die Stiftung der chalkographiſchen Geſellſchaft im J. 1796 war ſein Werk, und gewiß lag es an ſeinem Eifer nicht, wenn ſie den Erwartungen der Kunſtfreunde nicht in vollem Maße entſprach. Unter den Werken, die aus dieſem Inſtitut hervorgingen, nehmen ſeine zu Rom gezeichneten architektoniſchen Studien eine vorzügliche Stelle ein. Er ſtarb im März 1800. Wir beſitzen von Rode eine Biographie dieſes trefflichen Mannes, die ſeinen Werth auf eine würdige Weiſe darſtellt.

Erdmeßkunſt, ſ. Geometrie.

Erdſeife, eine ſehr weiche und weiße Erde, die in Madagascar gegraben und zum Waſchen gebraucht wird.

Erdſpiegel, ein vorgeblicher Zauberſpiegel, vermittelſt deſſen die Wahrſager einen in der Erde verborgenen Schatz und andere geheime Dinge ſehen wollen.

Erdſtrich, Erdgürtel, Zone. Die geſammte Erdoberfläche wird in fünf Zonen getheilt: in die heiße, in die ſüdliche gemäßigte, in die nördliche gemäßigte, in die ſüdliche kalte und in die nördliche kalte. Die heiße Zone iſt der Erdſtrich, welcher $23\frac{1}{2}$ Grad ſüdlich und eben ſo viel nördlich vom Äquator um die Erde läuft, und deren Bewohner jährlich zwei Mal die Sonne ſenkrecht über dem Scheitel haben. Ihre Gränzen zu beiden Seiten des Äquators ſind die beiden Wendekreiſe, oder diejenigen Kreiſe, in welchen die Sonne ihre größte Entfernung von dem Äquator erreicht. Da die Sonne auf dieſe Zone ihre Strahlen faſt immer ſenkrecht herabwirft, ſo verdient ſie mit Recht das Prädicat heiß. Es herrſcht in ihr ein ewiger Sommer, und Tag und Nacht ſind an den Wendekreiſen kaum um eine Stunde verſchieden. Nach Beſchaffenheit und Lage der Länder dieſer Zone iſt jedoch die Hitze nicht allenthalben gleich. Am brennendſten ſind die Sandwüſten des ſüdlichen Afrika's, weit gemäßigter die glücklichen Inſeln des Südmeers und noch milder das Clima Peru's. Hier gibt es Gebirge, auf deren Gipfel ſelbſt die ſenkrecht herabfallenden Sonnenſtrahlen den ewigen Schnee nicht wegzuſchmelzen vermögen. Die beiden gemäßigten Zonen erſtrecken ſich von den Wendekreiſen nach den Polen zu, erhalten das meiſte bewohnte Land und haben ein ungleiches Clima. Die Hitze nimmt ab mit der Entfernung vom Wendekreiſe, und in gleichem Grade wird der Unterſchied der Jahreszeiten immer merklicher, und das Ab- und Zunehmen von Tag und Nacht immer größer. Der Winter wird immer länger und kälter, der Sommer immer kürzer und minder warm, Tag und Nacht werden immer ungleicher, bis zu dem Punkte, wo am kürzeſten Tage die Sonne

innerhalb 24 Stunden gar nicht über dem Horizont erſcheint, und am längſten Tage in eben der Zeit gar nicht untergeht, ſo daß es einmal im Jahre gar keinen Tag und einmal gar keine Nacht gibt. Der durch dieſen Punkt parallel mit dem Äquator und Wendekreiſe laufende Kreis macht die Gränze der gemäßigten Zone nach dem Pole zu, und heißt der Polarkreis; es gibt einen ſüdlichen und nördlichen. Die Entfernung vom Wende- bis zum Polarkreiſe oder die Breite der gemäßigten Zone, ſowohl auf der ſüdlichen als nördlichen Halbkugel, beträgt 43 Grad. Alles, was über die Polarkreiſe hinausliegt gegen den Pol zu, bildet die kalte Zone; nur in der nördlichen gibt es noch Land, das ebenfalls bewohnbar iſt, obgleich die organiſche Natur hier zu erſtarren beginnt, und weder Getraide noch Bäume, ſondern nur Mooſe, Flechten und einiges Geſträuch hervorbringt. Die Entfernung vom Polarkreiſe bis zum Pole beträgt noch 23½ Grad, aber bis zum Pole ſelbſt iſt noch kein Menſch vorgedrungen. Dem ſüdlichen Pole, der noch unwirthbarer als der nördliche iſt, weil ſein Winter zugleich in die Zeit der Sonnenferne fällt, hat ſich Cook bis auf 71 Grad genähert, in die nördliche kalte Zone iſt man bis auf 80 Grad vorgedrungen. Das Charakteriſtiſche der kalten Zonen iſt, daß Tag und Nacht mit der Annäherung an den Pol immer ungleicher werden, und Tage, ja Wochen lang die Sonne einmal gar nicht auf- und einmal wieder gar nicht untergeht. M.

Erdzunge, ein ſchmales Stück Land, das ſich weit in die See erſtreckt.

Erebus, der Sohn des Chaos und der Finſterniß, heirathete ſeine Schweſter, die Nacht, und zeugte mit ihr den Äther und den Tag. Auch die Parzen ſind ſeine Töchter. Er ward in einen Fluß verwandelt und in den Tartarus geſtürzt, weil er den Titanen Hülfe geleiſtet; von ihm hat der Tartarus den Namen Erebus erhalten.

Eremit. Schon früh gab es Menſchen, welche durch Entfernung von aller Geſellſchaft ihre Tugend zu bewahren ſuchten, namentlich im Orient; beſonders aber nennt man Eremiten oder Einſiedler diejenigen Chriſten, welche ſeit dem 3ten Jahrhundert ihren feſten Aufenthalt in einſamen Gegenden wählten. Daher Eremitage, Einſiedelei; gehört in großen Gärten zu den künſtlichen Anlagen. — S. auch Weine.

Erfahrung (Empirie), Erkenntniß durch ſinnliche Wahrnehmung, mithin durch Anſchauung oder Empfindung. Ein einzelnes Erkenntniß dieſer Art heißt eine Erfahrung, der Inbegriff ſolcher Erkenntniſſe die Erfahrung. Sie heißt auch Erkenntniß a posteriori, empiriſche Erkenntniß. Ihr Gegenſatz iſt Erkenntniß aus bloßen Begriffen oder durch Vernunft, welche auch Erkenntniß a priori, rationale Erkenntniß heißt. Die gemeine Erfahrung beruht auf Wahrnehmungen, die ſich im gewöhnlichen Gange des menſchlichen Lebens von ſelbſt darbieten, wobei alſo keine beſtimmte Abſicht und kein höherer Grad von Aufmerkſamkeit Statt findet. Die gelehrte oder wiſſenſchaftliche Erfahrung hingegen beruht auf Wahrnehmungen, die abſichtlich herbeigeführt und mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit beachtet werden. Dergleichen Wahrnehmungen entſtehen aus Beobachtungen (Obſervationen) und Verſuchen (Experimenten). Bei bloßen Beobachtungen läßt man den Gegenſtand der Wahrnehmung unverändert, entweder weil man ihn nicht nach Belieben verändern kann, wie wenn man eine Sonnenfinſterniß beobachtet; oder weil man ſich

keine Einwirkung auf ihn erlauben will, um zu ſehen, auf welche Art er ſich von ſelbſt äußern werde, wie wenn man die Handlungsweiſe eines ſich ſelbſt überlaſſenen Menſchen beobachtet. Bei Verſuchen aber verändert man den Zuſtand des wahrzunehmenden Gegenſtandes, indem man ihn in Lagen und Verhältniſſe ſetzt, von denen man glaubt, daß ſie uns ſeine Beſchaffenheit deutlicher und beſtimmter zu erkennen geben werden; z. B. wenn der Chemiker Verſuche mit der atmoſphäriſchen Luft, oder der Pädagog Verſuche mit einem Kinde macht, deſſen Charakter ihm noch räthſelhaft iſt. Solche Verſuche werden aber immer in Verbindung mit Beobachtungen angeſtellt, indem man den Gegenſtand ſelbſt während des Verſuchs beobachtet. Die Erfahrung wird auch in die eigne und fremde eingetheilt, je nachdem man etwas ſelbſt wahrgenommen hat, oder durch Andre von dem, was ſie wahrgenommen haben, belehrt worden iſt. Die Geſchichte beruht faſt gänzlich auf fremder Erfahrung, weil ſie größtentheils Dinge erzählt, die nach Raum und Zeit weit von uns getrennt ſind. Der Kreis der eignen Erfahrung iſt daher weit kleiner, als der Umfang deſſen, was uns durch fremde Erfahrung bekannt wird. Aber die eigne Erfahrung macht einen weit ſtärkern Eindruck auf uns, als die fremde. Daher wird der Menſch gewöhnlich nur durch eigne Erfahrung klug. Ein wiſſenſchaftlicher Inbegriff eigner und fremder Erfahrungen heißt eine Erfahrungswiſſenſchaft (empiriſche Doctrin), ein ſolcher Inbegriff von Vernunfterkenntniſſen aber eine Vernunftwiſſenſchaft (rationale Doctrin). Von der erſten Art iſt die Hiſtorie, von der zweiten die Philoſophie. In dieſer darf die Erfahrung nicht herrſchen. Im übrigen unterſtützen ſich vernünftiges Denken und Erfahrung überall und ſollten eigentlich nicht getrennt ſeyn. S. Erkenntniß.

Erfahrung in der Arzneikunde. Erfahrung überhaupt bedeutet die Summe von ſolchen Kenntniſſen, welche wir zuerſt durch Sinnesanſchauungen erworben, durch Verſtand geſichtet und zu Beobachtungen erhoben, oder durch Verſuche herausgebracht haben. Die Sinne liefern uns den Stoff zu der Erfahrung; allein einzelne Sinnesanſchauungen, ohne Verbindung unter einander durch den Verſtand, machen noch keine Erfahrung aus. Der Verſtand muß erſt einzelne Anſchauungen unter gewiſſe Geſichtspunkte ordnen, hieraus Begriffe bilden, Schlüſſe ziehen, und auf dieſe Weiſe aus mehreren einzelnen Anſchauungen Beobachtungen machen; mehrere Beobachtungen über eine und dieſelbe Sache verdienen alsdann erſt den Namen Erfahrung. Erfahrung in der Arzneikunſt iſt folglich die durch gehörige Beobachtungen und Verſuche erlangte Fertigkeit, Krankheiten zu erkennen und zu heilen. Dies iſt eigentlich die echte Erfahrung; ſie ſetzt die hiſtoriſche Kenntniß ihres Gegenſtandes voraus, weil man ohne dieſe nicht wüßte, worauf man die Aufmerkſamkeit zu richten hat; ſie ſetzt ferner Schärfe der Sinne, Lebendigkeit des Auffaſſungsvermögens, Beobachtungsgeiſt und Übung des Verſtandes im Selbſtdenken voraus, Gaben, welche nicht Jedem verliehen ſind, welcher der Erfahrung ſich rühmt. Es gibt daher auch neben der echten Erfahrung eine falſche, die das Eigenthum Vieler iſt. Sie beſteht aus einſeitigen, unvollkommnen Beobachtungen, aus welchen falſche Schlüſſe gezogen worden, oder welche ohne das Band des Verſtandes neben einander gereiht ſind. „Die Gelegenheit, vieles zu ſehen,“ ſagt Zimmermann, „macht noch keine Erfahrung, weil

das dumme Anſchauen einer Sache nichts lehrt, und weil auch die geſchickte Beobachtung derſelben noch nicht alles iſt, was man durch Erfahrung verſteht.“ Wer nicht weiß, worauf er ſehen ſoll, wer der Kunſt zu ſehen und über das Geſehene zu denken nicht mächtig iſt, kann alle Länder der Erde durchreiſ't haben, und kein einziges kennen; er kann tauſend Kranke geſehen haben, und doch keine Kenntniß der Krankheit haben. Nur zu oft iſt das, was man im gemeinen Leben mit dem Namen der **Erfahrung** beehrt, nichts weiter, als die regelloſe Übung, mechaniſche Fertigkeit in dem Äußern der Kunſt, ohne Einſicht der Grundſätze derſelben. Ein Arzt, welcher viele Kranke geſehen hat, heißt erfahren; ob er über das, was er geſehen, auch **gedacht** hat, ob er ſo mit den nöthigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet war, daß er mit Nutzen darüber denken konnte, danach fragt der Pöbel nicht. — Dieſer Unterſchied der echten und falſchen Erfahrung zeigt ſich vorzüglich bei den ältern und neuern Empirikern Schon in den älteſten Zeiten, bald nach der hippokratiſchen Schule, bildete ſich eine beſondere Schule der Ärzte unter dem Namen der Empiriker. Die Spitzfündigkeiten der ältern Dogmatiker mußten bald Männer von einfachem Sinne, welche die Natur beobachteten, dahin bringen, daß ſie zu ihr allein zurückkehrten und ſich bloß an ſie hielten. Herophilus, Serapion von Alexandria, Philinus aus Cos (etwa 250 J. vor Chr. Geb.) waren die vorzüglichen Stifter dieſer Schule. Sie drangen auf reine Beobachtung der Natur, auf ſorgfältige, echte Erfahrung, doch ohne künſtliche Syſteme, ohne weitere Nachforſchung nach den verborgenen Urſachen. Späterhin näherten ſich die Empiriker wieder den Dogmatikern, indem ſie den Epilogismus annahmen, d. h. die Kunſt, aus vorhandenen bekannten Erfahrungen auf das Unbekannte zu ſchließen, das kein Gegenſtand der Erfahrung iſt. Geſchieht dieſer Übergang von echter Erfahrung mittelſt geläuterter Naturphiloſophie, von einem hellen Verſtande, durch richtige Schlüſſe und vorſichtige Verſuche unterſtützt, ſo kommt hierdurch allein Erfahrung und Speculation in ein richtiges Verhältniß, und es wird ein harmoniſches, der Kunſt förderliches Werk daraus. Ohne dieſe Erfoderniſſe baut ſich jeder Arzt nach einſeitigen Beobachtungen und falſchen Erfahrungen eine Brücke zur Speculation hinüber, auf welcher noch die meiſten verunglückt ſind. Die **neuern Empiriker** haben dieſen Namen durch ihre Unwiſſenheit in den Kenntniſſen, welche, um zur echten Erfahrung zu gelangen, vorausgehen müſſen, durch ihre Verwegenheit in dem Verordnen der Mittel gegen Krankheiten, ohne dieſe gehörig zu kennen, in ſehr üblen Ruf gebracht. Man bezeichnet jetzt gewöhnlich einen Menſchen damit, der mit Unrecht den würdevollen Namen eines Arztes ſich anmaßt, der **aus Mangel an theoretiſchen mediciniſchen Kenntniſſen** bloß aufs Ungefähr nach dem Namen der Krankheit, oder **nach einzelnen Symptomen** Mittel verordnet, welche der gemeine Glaube, oder einſeitige Beobachtungen und falſche Erfahrungen gegen jene Zufälle für heilſam hält, ohne zu beurtheilen, ob ſie der eigenthümlichen Conſtitution des Kranken und dem Charakter ſeiner Krankheit angemeſſen ſind. Am ſchärfſten bezeichnet Zimmermann in ſeinem reichhaltigen Werke von der Erfahrung den Unterſchied zwiſchen dem echten Arzt und dem Empiriker, nach dem jetzt gewöhnlichen Sinne des Wortes. „Die Empiriker,“ ſagt er, „verwerfen die Gelehrſamkeit, weil ſie, um das, was Andere gelehrt haben, unbeküm-

mert, an ihrer Erfahrung allein kleben; die wahren Ärzte verehren dieſen Unterricht, weil ihrer Meinung nach ein einziger Arzt ſo weit nicht ſieht, als alle Ärzte aller Zeiten und aller Völker geſehen haben. Die Empiriker fragen, um die Art und Gattung einer Krankheit unbeſorgt, nach ihrem Namen, und brechen mit ihren Mitteln los, ſobald man ihnen dieſen Namen nennt. Die Empiriker bekümmern ſich um die wahren Urſachen nicht, denn ſie begnügen ſich mit den falſchen; die wahren Ärzte verfolgen die Urſachen bis in das Innerſte der Natur, und wo dieſes Licht ſie verläßt, erleuchtet ſie die genaue Überlegung der Erſcheinungen und der Zeichen. Die Empiriker ſchicken ihre Mittel mit dem Befehl in den Leib, jede daſelbſt ſich ereignende Krankheit zu tödten; ſie kennen keine andere Methode, als ihre blinde Übung; ſie glauben, nur das blinde Ungefähr habe uns die Mittel gegen die Krankheiten entdeckt; ſie ſuchen Wunderkräfte in der mannichfaltigen Zuſammenſetzung der Mittel; ſie rühmen ſich der Erfahrung, weil ſie glauben, man habe die Krankheit geſehen, wenn man den Kranken geſehen hat." H.

Erfahrungsſeelenlehre, S. Pſychologie.

Erfindung iſt jene Art der Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes, mittelſt welcher er durch neue Combinationen, alſo auf originelle Weiſe, etwas bis daher noch nicht Vorhandenes hervorbringt. Sie zeigt ſich in der Wiſſenſchaft und in der Kunſt im weitern Sinne, und unterſcheidet ſich dadurch von dem Entdecken, d. i. von dem Auffinden deſſen, was vorhanden, aber nur verborgen war; dieſes iſt mehr Sache des Zufalls und der Beobachtung. Nicht mühſam oder ſtückweiſe zuſammengetragen ſind dieſe Combinationen, ſondern ſie entſpringen plötzlich im Geiſt; denn wer kann ſich vorſetzen, er wolle zu dieſer oder jener Zeit eine Erfindung machen? Den Keim der Erfindung kann er freilich mit der Zeit langſam entwickeln; allein das iſt auch ganz etwas anderes; die eigentliche Erfindung iſt dann ſchon gemacht. Aus der Verwirrung beider Momente ſcheinen nur diejenigen geirrt zu haben, welche behaupteten, der wiſſenſchaftliche Erfinder ſey von dem äſthetiſchen weſentlich verſchieden. Der wiſſenſchaftliche Erfinder, ſagen ſie, iſt ſich ſeines Ideenganges bewußt, kann die ganze Methode, wie er zu ſeinem Reſultate gelangt iſt, beſchreiben, dem Dichter aber gibt ſein Genius, ohne ſein Bemühen, als Geſchenk des glücklichen Augenblicks, die Welt von Ideen, und der Dichter iſt nicht im Stande zu ſagen, wie er dazu gekommen iſt. Das iſt allerdings wahr; iſt es aber mit dem wiſſenſchaftlichen Erfinder anders? Springt nicht auch hier mit Schnelligkeit des Blitzes die Idee aus ſeinem Geiſt, worin, wie in dem Samenkorn ein ganzer Wald, eine unendliche Reihe eingewickelt liegt? Er vermöchte um ſein Leben nicht zu ſagen, wie er dazu gekommen, weil die energiſche Seele im Flug am Ziele war. Freilich kann er uns den Weg zeigen, bis auf den Punkt, wo die Idee in ihm entſprang, kann uns zeigen, was und wie er daraus entwickelte; allein das kann der Künſtler auch, oder er würde nie im Stande ſeyn, Rechenſchaft von ſeinem Werke abzulegen, was doch mehrere der größten Künſtler gethan haben. Aber, ſagt man, im Felde der Wiſſenſchaft kann man erfinden lehren, es gibt eine eigne Erfindungsmethode, Heuriſtik; gibt es eine ſolche auch für den Künſtler, und kann es eine ſolche geben? das wäre nun freilich die Frage. Wir wollen abwarten, welche Antwort der Artikel Heuriſtik darauf geben wird, und uns hier einſtweilen, unbekümmert

um die wiſſenſchaftliche Erfindung, bloß an die **äſthetiſche** halten. Befragt man Künſtler und Theoriſten um ſie, ſo merkt man bald, daß ſie nicht eben einſtimmig ſind. Einige, die den Erfindungsgeiſt im Gegenſatz des bloßen Nachahmungsgeiſtes ins Auge faßten, ſetzten das Weſen der äſthetiſchen Erfindung in Neuheit des Süjets, wogegen Andere ſagen, die Erfindung beſtehe keineswegs in dem Vermögen, das Süjet zu erſinnen, ſondern in der Fähigkeit, daſſelbe in der Einbildungskraft zweckmäßig für die Kunſtdarſtellung zu ordnen. Die letztere Anſicht findet vornehmlich in Beziehung auf die bildenden Künſte Statt, die man im Punkte der Erfindung für die beſchränkteſten hielt, weil ſie ihre Süjets am häufigſten aus der Poeſie, Geſchichte und Sage entlehnen. Während alſo die einen den darzuſtellenden Gegenſtand ſelbſt, faſſen die Andern die Behandlung deſſelben ins Auge. Wenn indeß dieſe letzteren nicht, wie allerdings öfters geſchehen iſt, die Erfindung geradezu mit der Anordnung, Compoſition, dem Entwurf u. a. m. verwechſeln; ſo läßt der Widerſpruch ſich wohl heben, der überhaupt größer ſcheint, als er iſt. In dem Begriff des Erfindens ſelbſt liegt es, daß etwas allererſt durch **Finden** zum Daſeyn gebracht wird, und dieſes ſchließt keineswegs den Fall aus, wo die Beſtandtheile der neuen Production ſchon einzeln vorhanden waren, ſetzt aber freilich voraus, daß durch eine neue Zuſammenſetzung, Verarbeitung, etwas bisher noch nicht Vorhandenes entſtehe. Man kann demnach, ja man muß die Erfindung in zweifacher Hinſicht nehmen: 1. auf den Stoff und 2. auf die Form. Wollten wir bloß auf Production eines neuen Stoffes ſehen, ſo ſtänden wir in Gefahr, Homer, Sophokles, Shakſpeare, Göthe und viele Dichter des erſten Ranges aus allen Nationen aus der Reihe der originellen Schöpfer auszuſtreichen, da ihnen faſt in den meiſten Fällen der Stoff gegeben war, man könnte ſagen von ihnen **gefunden** und nicht **erfunden**: da wir hingegen Namen in dieſe Reihe ſetzen müßten, die man neben jenen Namen zu nennen billig Bedenken trägt. Indeß kann freilich nicht geläugnet werden, daß Erfindern neuen Stoffes, der ohne fruchtbare Einbildungskraft nicht hervorgebracht werden kann, auch ihr Verdienſt gebühre, das jederzeit im Verhältniß ſteht mit dem Grade, in welchem der neue Stoff intereſſant iſt. Das größere Verdienſt iſt aber deſſen, der dem Stoffe die **äſthetiſche Entfaltung** gibt, wobei ſich eben die zweite Art der Erfindung, die der Form, hervorthut. Was man von einer Poeſie der Erfindung ſagt (die, ganz verſchieden von Erfindung in der Poeſie, in allen Künſten Statt findet), das zeigt ſich eben hier, ſo wie auch eben hier nicht zu verkennen ſeyn wird, daß der Künſtler bei dieſer Art der Erfindung, die ſeinen Entwurf beſtimmt, nicht ohne Bewußtſeyn verfahre, obſchon ſtets auf originelle Weiſe, durch eigene geiſtige Selbſtthätigkeit producirend, und nicht wie der Nachahmer zuſammenſtoppelnd. (S. **Genie**.) Da jene äſthetiſche Entfaltung nur dann echter Art iſt, wenn alles Einzelne in Harmonie mit dem Ganzen ſteht; ſo ſieht man hieraus, wie Mengs die Erfindung in der Einheit der Ausführung der urſprünglichen Idee des Künſtlers ſetzen konnte. In dieſem Sinne rühmte er von Rafael, daß er die zu einem Süjet paſſende Zahl der Figuren ſo richtig beſtimmt und ſo vertheilt habe, daß keine müßig oder unnütz blieb. Vergl. **Heuriſtik**. dd.

Erfurt, eine große und etwas feſte Stadt in Thüringen, zu deren ſchönem und überaus fruchtbarem Gebiete einige ſiebzig umher

liegende Dörfer gehören, war im funfzehnten und dem folgenden Jahrhunderte, vorzüglich durch ihren Handel, ſehr blühend. Erfurt gehörte zu den Hanſeſtädten, hatte die Stapelgerechtigkeit und große Vortheile von den Speditionen und dem Landhandel in Deutſchland, da es gerade in der Mitte deſſelben liegt, und zählte zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts gegen 60,000 Einwohner. Allein durch den veränderten Gang des Handels, welcher ſich nach Leipzig zog, durch die deutſchen Kriege und die Streitigkeiten mit und unter den deutſchen Fürſten um den Beſitz dieſer Stadt und Landſchaft, in welchem, ſeit 1663 Churmainz war, welches dieſelbe durch einen Statthalter regieren ließ, iſt dieſelbe ſo geſunken, daß die Stadt Erfurt noch vor einigen Jahren nicht über 14,000 Einwohner zählte. Nicht leicht hat eine Stadt in Deutſchland mit ihrem Gebiete ſo viel Cultur und Handel mit Gartengewächſen aller Art, als Erfurt. Der Hauptzweig des Stadtgewerbes ſind indeß die Wollmanufacturen. Die Einwohner dieſer Stadt nebſt dem Rathe und der daſelbſt befindlichen Univerſität (geſtiftet 1392) ſind theils catholiſch — es gibt auch mehrere Klöſter in Erfurt — theils lutheriſch; doch ſind unter den Einwohnern die meiſten lutheriſch. Übrigens hat die Stadt Erfurt noch folgende Sehenswürdigkeiten: die Citadelle auf dem Petersberge, nebſt dem ehem. Benediktinerkloſter, in welchem der Graf von Gleichen mit ſeinen beiden Gemahlinnen begraben liegt; den Dom, mit der großen 275 Centner ſchweren Glocke, Maria genannt; das ehemalige Auguſtinerkloſter, in welchem jetzt das lutheriſche Gymnaſium iſt, mit D. Luthers Zelle, die er von 1505 bis 1512 bewohnte. Dieſe Hauptſtadt Thüringens wurde mit ihrem Gebiete von 16 Quadratmeilen zugleich mit dem Eichsfelde im Jahre 1802 zur Entſchädigung für die an Frankreich abgetretenen Beſitzungen von Preußen in Beſitz genommen; allein die ſchon ziemlich geſunkene Stadt ſchien dadurch noch mehr an Sitten und Wohlſtand zu leiden. Durch den unglücklichen franzöſiſch-preußiſchen Krieg im J. 1806 und nach der unglücklichen Schlacht vom 14. October bei Jena und Auerſtädt ging Erfurt den 16. October durch Capitulation über, wobei unter mehreren Generalen der Feldmarſchall Möllendorf, der Prinz von Oranien ꝛc. zu Kriegsgefangenen gemacht wurden. Das Eichsfeld wurde in der Folge zu Weſtphalen geſchlagen: Erfurt blieb unmittelbar unter franzöſiſcher Regierung. Unter dieſer war daſelbſt die merkwürdige Zuſammenkunft im October 1808 zwiſchen dem ruſſiſchen und franzöſiſchen Kaiſer, den Königen von Sachſen, Bayern u. ſ. w. und vielen andern hohen Perſonen. Was Erfurt während dieſer Zeit gelitten hat, findet man in mehrern neuern Flugſchriften aus dem J. 1814, z. B. in einem Aufſatze in Ludens Nemeſis 1ſten Bd. 2tes Heft, und in dem 2ten Bde der deutſchen Blätter. Nach dem Rückzuge der Franzoſen aus Deutſchland ergab ſich zuerſt (im Herbſt 1813) die Stadt auf Capitulation an den General Kleiſt, die Citadelle aber erſt im Frühling 1814 an die Preußen. Noch (Octob. 1814) iſt das weitere Schickſal Erfurts unentſchieden. —

Erhaben, ſ. Schön.

Erhard (Chriſtian Daniel), Oberhofgerichtsrath und Profeſſor des Criminalrechts zu Leipzig, wurde 1759 zu Dresden geboren. Seine erſte Jugendbildung verdankte er ſeiner Mutter, einer der edelſten und geiſtreichſten Frauen ihrer Zeit, und nach deren frühem Tode dem Profeſſor Welker, einem würdigen Schüler Erneſti's.

Von dieſem ward er mit Beihülfe mehrerer Hauslehrer zur Akademie vorbereitet. Nächſt der Rechtsgelehrſamkeit, die er in den Jahren 1778 bis 1781 zu Leipzig unter Hommels, Segers und Sammets Anleitung ſtudirte, widmete er ſich auch der Geſchichte, Philoſophie und dem Studium der Kunſt, die er durch den Umgang mit den erſten Künſtlern ſeines Vaterlandes, mit Öſer, Dietrich (welcher letztere mit ihm verwandt war), lieben und kennen lernte, und legte ſo den Grund zu jener zwar vielſeitigen, jedoch etwas oberflächlichen Geiſtesbildung, die ihn auszeichnete und ſich in allen ſeinen Werken ausſpricht. 1782 ward er Doctor der Rechte und akademiſcher Docent zu Leipzig; die practiſche juriſtiſche Laufbahn begann er 1780 als Conſulent beim Oberhofgericht und Conſiſtorium zu Leipzig. 1783 ward er zum Beiſitzer des Landgerichts im Markgrafthum Niederlauſitz und 1787 zum außerordentlichen Profeſſor der Rechte ernannt. 1793 erhielt er die fünfte ordentliche Lehrſtelle der Rechte nebſt der Mitgliedſchaft der Juriſtenfacultät; 1795 ward er zum Oberhofgerichtsbeiſitzer, 1809 zum Oberhofgerichtsrath und in eben dem Jahre zum Profeſſor des Criminalrechts und zum Domherrn des Hochſtifts Naumburg ernannt. Auch auswärtige Auszeichnungen wurden ſeinen Verdienſten zu Theil. 1805 ernannte ihn der Kaiſer Alexander I. zum Correſpondenten der Reichsgeſetzgebungscommiſſion zu Petersburg mit Gehalt. Die Akademie zu Erfurt, die königlichen Geſellſchaften der Wiſſenſchaften zu Warſchau und in der Oberlauſitz, ſo wie die Univerſität Wilna, ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Er hat als Schriftſteller, akademiſcher Lehrer und Geſchäftsmann ſich die ausgezeichnetſten und vielfachſten Verdienſte erworben. Seine akademiſchen Schriften verbreiten ſich über wichtige Gegenſtände des philoſophiſchen und poſitiven Rechts, die Rechtsalterthümer, Rechtsgeſchichte und die Theorie der Geſetzgebung; überall hat er denſelben neue Anſichten abzugewinnen gewußt. Seine deutſchen Schriften haben vorzüglich Criminalrecht und Geſetzgebung zum Gegenſtand. Das ſächſiſche peinliche Recht brachte er zuerſt in die Form eines Syſtems, und ſeine Anmerkungen zur Überſetzung des Paſtoret haben viele wichtige Fragen der Criminalgeſetzgebung zur Sprache gebracht. Seine erſte erhebliche Schrift über Geſetzgebung war ſein berühmtes Werk über Leopolds II. Geſetzgebung in Toscana. Sein Verſuch über das Anſehen der Geſetze gab die Veranlaſſung, daß der königl. preuß. Großkanzler Carmer ihn officiel zur Kritik des allgemeinen Geſetzbuchs für die preußiſchen Staaten auffoderte. Im erſten Bande dieſer Kritik (deren Fortſetzung zum Nachtheil der Wiſſenſchaften aus verſchiedenen Urſachen ausblieb) hat er einen wichtigen Vorſchritt in der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Geſetzgebungskunſt gethan, welche er in der Form einer auf das allgemeine Recht und die Natur der bürgerlichen Geſchäfte und Verhältniſſe gegründeten Wiſſenſchaft ſeit dem Jahre 1803 zuerſt zum Gegenſtande akademiſcher Vorleſungen gemacht hat. In ſeinen Anmerkungen zu Algernon Sidney's Werke über die Regierungsformen, in mehreren Abhandlungen, die er in der 1788 und 1789 von ihm herausgegebenen Zeitſchrift „Amalthea" geliefert hat, ſo wie in den Vorreden zu ſeinen Überſetzungen des franzöſiſchen Handelsgeſetzbuchs und der Civilgerichtsordnung des franzöſiſchen Reichs, und in ſeinen Abhandlungen de arbitrio judicis und de notione furti hat er einzelne Anſichten über die wichtigſten Gegenſtände der Ge-

ſetzgebung geliefert. Seine Überſetzung des Code Napoléon (zweite Aufl. 1811) iſt allgemein für die vorzüglichſte anerkannt worden. Seine letzte und vielleicht überhaupt ſeine wichtigſte Arbeit war der Entwurf eines Criminalgeſetzbuchs für Sachſen; es iſt uns nicht bekannt, wie weit er damit gekommen. Er ſtarb an der häutigen Bräune im J. 1813. Der Charakter ſeiner Gelehrſamkeit hatte die vortheilhaften, wie die nachtheiligen Seiten franzöſiſcher Cultur. Vielſeitigkeit und Scharfſinn verband er mit den trefflichſten Gaben des Herzens; und dieſe Eigenſchaften, nebſt einem ungemeinen Talente zu unterhalten, welches er ſowohl in ſeinen für Leipzig einzigen Aſſembléen, welche durch die Aufnahme vornehmer Fremden, insbeſondere der bedeutendſten Gelehrten und Künſtler, weit und breit bekannt geworden ſind, als auch in traulichen Familienzirkeln glänzend entwickelte, werden ihm ein bleibendes Andenken erhalten. M.

Erich. Schweden zählt vierzehn Könige dieſes Namens, von denen der letzte der merkwürdigſte war. Er beſtieg 1560 den Thron, und zeigte einen energiſchen, aber gegen ſeine ihm feindlich geſinnten Brüder in blutige Wuth übergehenden Charakter; auch gegen ſeine Unterthanen erlaubte er ſich manche Tyrannei, und befleckte ſeine Ehre durch ſchimpfliche Heirathshändel. Seine Brüder ſelbſt bildeten daher eine Partei gegen ihn, entſetzten ihn 1568 mit Einwilligung der Stände der Regierung, und hielten ihn gefangen. Er ſtarb zehn Jahre danach im Gefängniß an Gift. Ungeachtet der gerügten tadelhaften Eigenſchaften war er ein kluger, arbeitſamer, den Künſten nicht abholder Regent. Er ſchätzte und förderte Künſtler und Handwerker, und nahm daher die Hugenotten mit offenen Armen auf, ſchaffte manche abergläubiſche Ceremonien in der Religion ab, und brachte Handel und Schifffahrt in Aufnahme; beſonders ſind auch ſeine gerichtlichen Anſtalten alles Lobes werth.

Eridanus, ein mythologiſcher Fluß, deſſen bei der Rückkehr der Argonauten erwähnt wird. Als Phaëton von Jupiters Blitzen erſchlagen wurde, ſtürzte er hinein, und ſeine drei Schweſtern, die Heliaden, beweinten ihn hier ſo lange, bis ſie in Pappelbäume verwandelt wurden. Auch als ſolche weinten ſie noch, und dieſe Zähren verwandelten ſich in dem Waſſer des Fluſſes zu dem durchſichtigen Bernſtein. Dem gemäß würde man den Eridanus urſprünglich im Norden der Erde zu ſuchen haben, wohin man auch die Fabel vom Falle des Phaëton verſetzte. Später verſtand man unter dem Eridanus den Po in Italien.

Erinnerung, die Erneuerung ehemals gehabter Vorſtellungen, mit dem Bewußtſeyn, daß ſie dieſelben ſind. Die Erinnerungskraft beruht auf der Einbildungskraft.

Erinnyen, die Furien, die mit Schlangenhaaren umgeben, mit Vipern gegürtet und mit brennenden Fackeln und Geißeln bewaffnet, aus dem Tartarus emporſteigen, die Verbrecher mit ſchrecklichen Qualen zu martern. Sie heißen Megära, Alekto und Tiſyphone. Ihre Vorſteherin iſt

Eris, die Göttin der Zwietracht, eine Tochter der Nacht und Schweſter des Ares (Mars), den ſie in die Schlacht begleitet. Als ſie bei der Vermählung des Peleus und der Tethys nicht eingeladen worden, warf ſie aus Rache einen goldnen Apfel mit der Aufſchrift: der Schönſten, in das Zimmer, wo die Götter und Göttinnen verſammelt waren. Juno, Minerva und Venus ſtritten um den Beſitz deſſelben. Jupiter ließ den Hirten Paris auf dem Berge Ida

entſcheiden, der ihn der Venus zuſprach, und von ihr dafür mit der ſchönen Helena belohnt wurde, um die der trojaniſche Krieg ſich entzündete.

Erkenntniß iſt die Beziehung einer Vorſtellung auf einen Gegenſtand, wodurch er als ein beſtimmtes Ding von andern Dingen unterſchieden wird. Man ſagt ſowohl die als das Erkenntniß. Im letztern Fall verſteht man gewöhnlich eine einzelne Erkenntniß darunter, im erſtern einen Inbegriff ſolcher einzelnen Erkenntniſſe. Das Erkennen ſetzt das Vorſtellen voraus; denn ohne Vorſtellungen hätten wir auch keine Erkenntniſſe. Aber bloß Vorſtellungen ſind noch keine Erkenntniſſe; die Vorſtellungen müſſen ſich auch auf einen beſtimmten Gegenſtand beziehen, ſo daß dieſer dadurch von andern ihm mehr oder weniger ähnlichen Gegenſtänden unterſchieden wird. Die im menſchlichen Geiſte verborgene Quelle der Erkenntniſſe heißt das Erkenntnißvermögen. Gewöhnlich theilt man es in ein niederes und höheres ein, weil die Erkenntniß aus verſchiedenartigen Vorſtellungen beſteht, die auch eine verſchiedenartige Wirkſamkeit des menſchlichen Geiſtes vorausſetzen. Einige Vorſtellungen ſind ſinnlich, und heißen Anſchauungen oder Empfindungen, je nachdem ſie mehr die Beſchaffenheit des Vorgeſtellten oder den Zuſtand des Vorſtellenden ausdrücken. Sie ſind Erzeugniſſe des niedern Erkenntnißvermögens, das daher auch das ſinnliche Erkenntnißvermögen oder ſchlechtweg der Sinn, auch die Sinnlichkeit genannt wird. Die ſinnlichen Vorſtellungen beziehen ſich bloß auf das Einzelne, was eben angeſchaut oder empfunden wird, z. B. auf dieſen oder jenen Menſchen, dieſes oder jenes Thier. Andere Vorſtellungen ſind verſtändig, und heißen Begriffe. Sie beziehen ſich auf das Allgemeine, was an mehrern einzelnen Dingen gemeinſchaftlich angetroffen wird, z. B. auf Menſchen und Thiere überhaupt, und ſind Erzeugniſſe des höhern Erkenntnißvermögens, das daher auch das verſtändige Erkenntnißvermögen oder ſchlechtweg der Verſtand genannt wird. Über Sinn und Verſtand erhebt ſich noch die Vernunft, deren eigenthümliche Vorſtellungen Ideen genannt werden, z. B. die Vorſtellungen von der Gottheit, Freiheit, Unſterblichkeit, Pflicht, Tugend ꝛc. Ob und wiefern durch dieſe Ideen auch etwas erkannt werde, lehrt die Theorie des Erkenntnißvermögens, welche die urſprünglichen Geſetze und Schranken des Erkenntnißvermögens unterſucht. Vorausgeſetzt aber, daß durch Vernunft auch etwas erkannt werde, ſo würde ſie das höchſte Erkenntnißvermögen zu nennen ſeyn, weil es nichts höheres als die Vernunft in der menſchlichen Natur gibt. Man faßt aber oft unter dem Namen des höhern Erkenntnißvermögens Verſtand und Vernunft zuſammen, weil man in der Sprache des gemeinen Lebens dieſe beiden Vermögen des menſchlichen Geiſtes nicht ſo genau unterſcheidet, als es die wiſſenſchaftliche Genauigkeit in einer philoſophiſchen Theorie des Erkenntnißvermögens fodert. Hierauf beruht auch der Unterſchied zwiſchen der empiriſchen und rationalen Erkenntniß. Jene (vom Griechiſchen Empirie, die Erfahrung) iſt eine Erkenntniß, deren Gültigkeit auf Erfahrung, mithin auf der eigenthümlichen Wirkſamkeit des niedern oder ſinnlichen Erkenntnißvermögens, beruht; dieſe vom Lateiniſchen ratio, die Vernunft) iſt eine Erkenntniß, deren Gültigkeit auf Gründen beruht, die nur durch das höhere, verſtändige oder vernünftige Erkenntnißvermögen eingeſehen werden können. Die geſammte menſchliche Erkenntniß

aber iſt eigentlich ein unzertrennliches, auf das innigſte zuſammenhängendes Ganze und, als ſolches, ein gemeinſchaftliches Erzeugniß von Sinn, Verſtand und Vernunft. S. Erfahrung. D.

Erklärung, ein Urtheil oder Satz, durch welchen die Beſtandtheile eines Gedanken oder Gegenſtandes zum (klaren) Bewußtſeyn gebracht werden. Arten der Erklärung ſind die (unvollſtändigere) Erörterung, Beſchreibung (Deſcription) und die Definition, die vollkommenſte Erklärung (ſ. d. letzten Art.).

Erlach (Rudolph Ludwig von), Hauptanführer der Conföderirten in der helvetiſchen Inſurrection vom Jahre 1802. Des Epictets bekannten Wahlſpruch: „dulden und entbehren!" möchte man über die Biographie eines Mannes ſetzen, deſſen ganzes Leben nichts war, als ‚eine Kette von vereitelten Planen und verfehlten Wünſchen;" eines Mannes, der mit einem warmen Herzen, einer regen Phantaſie, einem heißen Drange, für des theuern Vaterlandes Wohl zu wirken, aus dem vielfachen Conflicte der eignen Intereſſen mit fremden die Selbſtſtändigkeit der Republik zu retten ſuchte, dem aber in der Regel Alles mißlang, da faſt jeder ſeiner Entwürfe das Opfer entweder des Mißverſtandes oder böſen entgegenſtrebenden Willens, mehr aber noch ſeiner faſt romanhaften Individualität, wurde. Der General Erlach ward geboren in Bern 1749, aus einem edeln Geſchlecht. Frühzeitig ergab er ſich den Wiſſenſchaften. Die Geſchichte entzündete zuerſt ſeine junge Seele, in der ein unauslöſchlicher Durſt nach rühmlichen Thaten, ein unbegränzter Ehrgeiz wie ein ſchlafender Rieſe lag und bald ſich zu regen begann. In ſeinem 16. Jahre ward er beim franzöſiſchen Schweizerregimente von Erlach angeſtellt, ſetzte aber mit Eifer die begonnenen Studien fort. Im 21ſten Jahre kehrte er nach Bern zurück, wo er ſich vermählte. Aber gleich mit der erſten Handlung zeigte ſich der Unſtern, der alle ſeine Unternehmungen verfolgte. Ein Entwurf zu einer militäriſchen Ordonnanz für die berniſche Landmiliz ward von dem Kriegsrathe weder geleſen noch angenommen. Ein Verſuch, im Auslande ſein Glück zu prüfen, indem er bei einem neu errichteten Schweizerregimente im Dienſte der engliſch-oſtindiſchen Compagnie, im letzten Jahre des amerikaniſchen Freiheitskrieges, als Major ſich anſtellen ließ, wurde unter der Anklage, gegen das Verbot der berner Regierung, für engliſchen Sold werben zu wollen, mit halbjähriger Verbannung nach Murten beſtraft. Endlich wurde er 1785 zum Mitgliede des ſouverainen Raths von Bern, und 1786 zum Generalcapitain von Lugano erwählt. Im Jahre 1789 kam er durchs Loos in den Rath der Sechzehner, und wurde auch zum Geſandten in die italiäniſchen Vogteien ernannt. Doch er hatte bei dem allen den Verdruß, alle gemeinnützigen Vorſchläge, die er machte, verworfen zu ſehen. Er ſchonte zu wenig die Fehler und Schwächen Anderer bei ſeinen Urtheilen, und ſchadete dadurch der guten Sache und ſich ſelbſt. Da man im Vaterlande nicht hören wollte, richtete er ſein Auge in die Weite, denn er umfaßte mit gleicher romantiſcher Liebe das ganze Menſchengeſchlecht. Er ſandte dem Miniſter Pitt eine Denkſchrift zu Gunſten der Negerſclaven in beiden Indien. Doch man war taub dafür. Jetzt brach der Sturm der franzöſiſchen Revolution los. Ihre Scenen erſchütterten ihn als Menſchen und Vater in jeder Beziehung. Am 10. Aug. 1792 wurde ſein jüngſter Bruder, Carl von Erlach, in Paris vom Volke ermordet, da er eben als

Hauptmann der Schweizergarde die Wache beim Könige hatte; bei Menain in Flandern verlor er ſeinen zweiten Sohn, Ludwig. Dies und die Entwürdigung der Religion in dem damaligen Frankreich empörten ſein Innerſtes, und Krieg war das Thema aller ſeiner Reden an die Berner. Er war ſeit 1796 Schultheiß zu Burgdorf, als die Schweiz angefallen wurde. Das ſchaumburgiſche Corps fiel ein, er wollte Burgdorf vertheidigen; mit Mühe erhielt er Munition für ſeine Kanonen, aber ohne Kanoniere. Dennoch verzagte er nicht. Er ſelbſt ſchlug die Trommel, theilte die ihm zugezogene Menge in Compagnien; mit 4000 Mann wollte er Bern retten; es war zu ſpät. Bern hatte für das ganze Land ſchon capitulirt; er entließ ſein Heer. Nun lebte er bis 1801 in ruhiger Verborgenheit. Die Herſtellung der alteidgenoſſiſchen Staatsordnung war ſein ſchönſtes Ziel. Er ſtellte ſich im Herbſte 1801 neben Aloys Reding, da in Bern die allgemeine helvetiſche Tagſatzung eröffnet wurde; unter ihm bildete ſich im Kreiſe der Föderaliſten, die gegen Beibehaltung der Staatseinheit proteſtirten, eine geheime Verbrüderung, die ihre erſte Zuſammenkunft am 18. Oct. 1801 in dem Hauſe des Artillerieoberſten, Rudolph Carl Steiger, Altcaſtellan von Wimmis, nahe bei Thun, hielt. Bald gab es in allen Cantonen und Hauptſtädten Filiale dieſes Bundes. Im Jahr 1802 brach der lang vorbereitete Aufſtand endlich aus. Erlach wurde zum Oberbefehlshaber der Inſurrectionsarmee ernannt. Am 13. befand er ſich ſchon zu Baden. Doch er ſtand da, ohne Offiziere (ein gewiſſer Kirchmeyer war ſein einziger, und dieſen hatte er mit 900 Mann nach Zürich detaſchirt), ohne Geld, ohne Creditbriefe, ohne Gewehre, Munition und Kanonen, mitten im Haufen tobender, erhitzter Bauern, und nicht weit von ihm ſein Feind, der Schweizergeneral Andermatt; doch er war alles zugleich: Generaliſſimus, Compagnieſchreiber, Proviantmeiſter! So rückte er mit ſeinem ſtets wachſenden Haufen vor. Während deſſen war von der Inſurrections-Comité von Bern an Emanuel von Wattenwyl die ganze Direction übertragen worden, da man von der Bekanntſchaft deſſelben mit Dolder, dem Landamman der Schweiz, gütliche Verhandlungen hoffte. Doch mit der Mannſchaft des ganzen Aargaus und Solothurns verſtärkt, rückte Erlach fort gen Bern, wohin Andermatt im Anzuge war, in der Hoffnung, man werde die Thore öffnen. Aber dieſe blieben verſchloſſen und die Garniſon antwortete mit Kanonen. Wattenwyl gab Erlach Ordre zu einem Manoeuvre, Erlach folgte ihm nicht, und Wattenwyl ſetzte für ſich allein die Belagerung ſo eifrig fort, daß Bern noch an demſelben Tage capitulirte. Als Erlach Vorſtellungen gegen die Kanonade auf die Stadtthore machte, erhob ſich ein wüthendes Geſchrei; man nannte ihn einen Verräther, und ſchon war auf eines Hauptmanns Befehl eine Flinte auf ihn angelegt, als ſeine Freunde ihn noch aus dem Getümmel zogen, um ſein Leben zu retten. Er kam zu ſeinem Corps zurück. Am 20. September war Bern von der helvetiſchen Regierung geräumt, Erlach zog an der Spitze ſeiner Schaaren in die Vaterſtadt ein, und hörte ſich umrauſcht von dem jubelnden Danke ſeiner Mitbürger. Doch es war auch ſein letzter Triumph. Der ehemalige ſouveraine Rath der Stadt wurde am folgenden Tag verſammelt, Erlach aber ausgeſchloſſen; man ernannte Emanuel von Wattenwyl zum Oberbefehlshaber der berniſchen Truppen, und Erlach mußte ſein

ſelbſtgeſchaffenes Heer dieſem abtreten, „denn," hieß es, „Erlachs Geſundheitsumſtände erlauben ihm nicht ferner die Führung der argauiſchen Truppen." In dem Entlaſſungsſchreiben ward ihm eine Belohnung angeboten, die er aber ausſchlug. Der franzöſiſche Oberconſul endigte, wie bekannt, die ganze Inſurrection; die Regierung der Schweiz kam nach Bern zurück. Erlach entging durch einen ſiebenwöchentlichen verſteckten Aufenthalt im Gebirge dem Schickſale, das den Anführern der Inſurrection zugedacht war. Als nach der Mediationsacte des erſten Conſuls von Frankreich die neuen Behörden gewählt wurden, ward Erlach übergangen. Doch endlich gewählt von einer Gemeinde des Emmenthals trat er als Mitglied in den großen Rath ſeines Cantons; bei der Wahl des kleinen Raths ward Erlachs Name nicht genannt. Das ſchmerzlichſte Gefühl über erfahrne Undankbarkeit ſeiner Mitbürger, und doch ein ewiger Kampf zwiſchen dieſen Empfindungen und dem unbeſiegbaren Streben nach Oben begleiteten ihn bis in die letzten Tage. Sein Werk, Code du bonheur (worin ſich auch die Denkſchrift über die Negerſclaven befindet), ſein Précis des devoirs du Souverain, ſeine Lettre sur les fabriques et le commerce à M. de N. und ſein Coup d'oeil impartial sur la guerre actuelle et sur l'issue qu'elle peut avoir, zeugen von der vielſeitigen Bildung des Verfaſſers, der aber bei ſeinem Feuereifer nur zu oft fehlgriff. So war Erlach, dem ſeine Feinde den Beinamen Hudibras gegeben hatten, und der ſich ſelbſt in der Dedication an die ruſſiſche Kaiſerin, Catharina II., zu ſeinem Code du bonheur, mit den Worten ſchildert: „Citoyen d'une nation libre, qui ignore l'art de mentir et de flatter les rois!"

Erlach (Carl Ludwig von), Maréchal de Camp in königl. franzöſiſchen Dienſten, berneriſcher General gegen die Franzoſen im Jahr 1798, Mitherr zu Hindelbank, Ingiſtorf, Urthenen, Bariswyl und Natſtätten, geboren zu Bern 1746, nahm früh in Frankreich Kriegsdienſte, und zeichnete ſich bald ſowohl durch gründliche Kenntniſſe als durch Muth und Kampfluſt aus. Dieſe eines Offiziers würdigen Eigenſchaften beſchleunigten ſeine Beförderung. Er wurde Oberſt des Dragonerregiments Schomberg und Maréchal de Camp. Beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution verließ er die franzöſiſchen Dienſte und ging ins Vaterland zurück, in welchem er ſchon im Jahr 1785 als Mitglied in den ſouverainen Rath zu Bern gewählt wurde. Im Jahr 1791 commandirte er ein Corps von einigen tauſend Mann, um die in der Waadt ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen, und wußte in dieſem Zuge die Liebe und das Vertrauen der Offiziere ſich in einem ſo hohen Grade zu erwerben, daß hauptſächlich dadurch die Regierung von Bern bewogen wurde, ihm das Obercommando ihrer Armee in dem unglücklichen Revolutionskriege anzuvertrauen; denn als das franzöſiſche Directorium ſchon im Sept. 1797 ſeine diplomatiſch-politiſche Thätigkeit auf die Schweiz, und beſonders auf den Canton Bern zu richten begann, und das Kriegsgewitter über dieſen, in ſo vieler Hinſicht merkwürdigen, blühenden ariſtokratiſchen Staat im Anfang des Jahres 1798 wirklich heranzog, Bern aber ſeine Ehre und ſein Glück mit den Waffen zu vertheidigen beſchloß, wurde ihm der Feldherrnſtab über das berneriſche Kriegsheer, welches ungefähr 25,000 Mann war, übergeben, womit er einen Strich von 35 Stunden beſetzen mußte. So klein dieſe Macht gegen die gewalti-

gen franzöſiſchen Kriegsſcharen war, welche im Waadtland und in den Thälern des Jura ſich verſammelt hatten, ſo hätte er dennoch bei dem anfangs ſich gezeigten Muth ſeiner Krieger wichtige Unternehmungen damit ausführen können; allein das Intriguenſpiel von ſo geheißenen Negotiationen verwandelte die Kampfluſt bald in Murren. Er ging daher am 26. Febr. 1798 in den in ſeinen Meinungen getheilten großen Rath zu Bern, und hielt an denſelben, vom Geiſte ſeiner Vorfahren beſeelt, eine in Kraft und Hochſinn ausgeſprochene Rede, womit er die Uneinigkeit aus der Väter Mitte verdrängen und ſie zur Ergreifung ernſter und einſtimmiger Maßregeln begeiſtern wollte. Wirklich erreichte er für den Augenblick ſeinen Zweck. Man ertheilte ihm uneingeſchränkte Vollmacht, welche ihm aber durch eine andere tumultuariſche Deliberation, die am 28. darauf Statt hatte, wieder entzogen wurde. Von dieſem Augenblicke an war der Sturz von Bern nicht mehr aufzuhalten. Die Kunſtgriffe der franzöſiſchen Generale gelangen; halbe oder nur ſchwankende Maßregeln wurden ergriffen, andere verſchoben. Sechs und dreißig tauſend Franzoſen griffen am 2. März das berner Heer an, welches durch Entweichung beträchtlich geſchwächt worden war. Die wenigen krieggeübten Berner wurden überflügelt und zogen ſich fechtend zurück. Am 5. März wurde bei Fraubrun, im Grauholz, anderthalb Stunden von Bern, und auf dem Breitefelde nahe bei der Stadt zwiſchen den Bernern unter Erlachs Befehlen und den Franzoſen unter Schauenburgs Commando gefochten. Die Berner verloren bei aller ihrer bewieſenen Tapferkeit bei 500 Todte und 100 Verwundete. Bern capitulirte und ſein Feldherr, der edle, thätige, muthvolle und patriotiſche Erlach wurde bei Wichtrach von einem neuen, aus dem Oberlande herabziehenden Landſturmbataillon, welches wegen der ſchnellen Übergabe Berns nichts als Verrath argwohnte, grauſamer Weiſe ermordet, als er bei Interlaken die zerſtreuten Scharen ſeiner Krieger zu ſammeln und mit den Urcantonen in Verbindung jene Gegenden zu vertheidigen beſchäftigt war. Erlach war im geſellſchaftlichen Leben ein liebenswürdiger Hofmann; als Staatsmann und Soldat gebührt ihm der Ruhm patriotiſchen Sinnes und ritterlichen Muthes.

Erlangen, eine Stadt im Königreiche Bayern, im Rezatkreiſe, an der Regnitz gelegen, ſonſt zu dem Fürſtenthum Culmbach gehörig. Sie enthält in 800 Häuſern gegen 9000 Einwohner, und gehört wegen ihrer Regelmäßigkeit und Zierlichkeit zu den ſchönſten Städten in Deutſchland. Sie hat eine Univerſität, welche den Namen der Friedrich-Alexander-Univerſität führt, 1743 angelegt, und ſonſt 2 bis 300 Studenten zählte. Die Einwohner, welche theils evangeliſch, theils reformirt ſind, nähren ſich von Manufacturen, Brauerei und Ackerbau. Sehr bedeutend waren ſonſt die hieſigen Kattun- und Hutfabriken; aber ſowohl dieſe als die noch vor kurzem ſehr blühenden Handſchuhfabriken haben in den neueſten Zeiten überaus gelitten. Die hier fabricirten Preßſpäne ſind von vorzüglicher Güte; auch bereitet man hier das ſogenannte **erlanger Blau**, eine dem berliner Blau ähnliche Farbe. Von ihrem Erbauer, dem Markgrafen Chriſtian Ernſt, heißt die Stadt auch **Chriſtian-Erlangen**.

Ernährung, die Aufnahme der Nahrungsſtoffe von außen und Verwandlung derſelben in organiſche Maſſe, welche zum Wachsthum und zum Wiederanſatz der verlornen Theile des organiſchen

Körpers tauglich iſt. Dieſer Lebensact muß demnach allen organiſchen Weſen eigen ſeyn, da ſie ihrer Natur nach ſich ſelbſt zu erhalten beſtimmt ſind; am deutlichſten iſt er am lebenden thieriſchen Körper, welcher auf einer höheren Stufe der Organiſation ſteht, wahrzunehmen. Bei dieſem laſſen ſich deutlich drei Acte des Ernährungsprozeſſes unterſcheiden. Der erſte iſt die Verdauung. Dieſe fängt ſchon im Munde an, indem die Nahrungsmittel mechaniſch zertheilt, verkleinert und mit Speichel vermiſcht den erſten Grad von Auflöſung annehmen. Im Magen werden durch die eigenthümliche Vitalkraft deſſelben und den ſpeichelähnlichen Magenſaft die Nahrungsſtoffe in ihre feinſten Theile vertheilt und in eine breiartige Maſſe, welche Chymus genannt wird, aufgelöſ't. Indem nun durch die Verdauungskraft die eigene Natur der Nahrungsmittel überwunden iſt, wird der Chymus aus dem Magen zunächſt in dem Zwölffinger-Darm ausgeleert, in demſelben vermittelſt der hinzufließenden Galle und der pankreatiſchen Flüſſigkeit eine Abſcheidung der feinſten eigentlich nährenden Stoffe von den gröbern und unbrauchbaren Theilen bewirkt, welche letztere alsdann durch die Gedärme hindurch aus dem Körper ausgeworfen werden. Der feine Nahrungsſaft, der in Geſtalt einer weißlichen Flüſſigkeit (Milchſaft, Chylus) ſich von den gröbern Theilen abſondert, wird durch den ganzen Zug der Gedärme hindurch von den unzähligen einſaugenden Äderchen aufgenommen, von denen immer mehrere in einen Aſt ſich vereinigen, die Gekrösdrüſen bilden, bis ſich alle in einem einzigen Stamm zuſammenfinden, welcher am Rückgrath heraufgeht und den eingeſogenen Chylus enthält. Der zweite Act der Ernährung iſt die Verwandlung des Chylus in rothes Blut. (S. Aſſimilation.) Der dritte Act iſt die Ernährung im engern Sinne. Indem nämlich das Blut, mit friſchem Nahrungsſtoff verſehen und in den Lungen mit dem belebenden Sauerſtoffgas verbunden, ſich in den Körper in unzähligen Adergeflechten vertheilt, und alle Theile und Organe des Körpers mit friſcher Lebensnahrung verſieht. In dem lebenden Körper findet eine beſtändige Umwandlung und ein unaufhörlicher Wechſel der körperlichen Stoffe Statt. Die durch das Leben und ſeine Thätigkeit verbrauchten Stoffe werden als überſäuerte, gleichſam verbrannte Theile abgeſondert, und auf verſchiedenen Wegen aus dem Körper geſchafft. Dagegen ſetzt ſich aus dem Blute der Faſerſtoff, in der erſten Stufe der organiſchen Bildung, als Zellgewebe vermöge der ihm inwohnenden Bildungskraft an. H.

Erneſti (Johann Auguſt), war geboren zu Tennſtädt in Thüringen den 4. Auguſt 1707, begann ſeine Studien auf der Fürſtenſchule zu Pforte, und widmete ſich zu Wittenberg und Leipzig der Theologie. 1731 ward er Conrector und 1734 an des gelehrten Geßners Stelle Rector an der Thomasſchule zu Leipzig; 1742 außerordentlicher Profeſſor der alten Literatur auf der daſigen Univerſität, und 1756 ordentlicher Profeſſor der Beredſamkeit. 1759 erhielt er eine ordentliche Profeſſur der Theologie. Beide Stellen verwaltete er bis 1770, wo er die erſtere niederlegte. Nach und nach rückte er bis zum erſten Profeſſor der Theologie hinauf, und ſtarb als ſolcher den 11. Sept. 1781. Er war nicht nur einer der gelehrteſten und tiefſten Philologen Deutſchlands, ſondern er iſt auch als der Stifter und Begründer einer neuen philologiſchen und theologiſchen Schule anzuſehen. Seine umfaſſende Kenntniß der

griechiſchen, vornehmlich aber der lateiniſchen Sprache, Archäologie und alten Geſchichte bahnte ihm den Weg zu einer geläuterten Exegeſe der bibliſchen Schriftſteller, und er würde darin das Höchſte geleiſtet haben, wenn ſeine Kenntniß des Griechiſchen ſeiner Kenntniß des Lateiniſchen gleich geweſen wäre. Dennoch ſind ſeine Verdienſte dauernd und einer unbeſchränkten Anerkennung würdig. Sind ſeine Leiſtungen hin und wieder übertroffen, ſo wird doch das Wahre und Rechte, das er zuerſt gezeigt hat, unwandelbar beſtehen. Schätzbar ſind ſeine Ausgaben des Homer, Xenophon, Ariſtophanes, Callimachus, Polybius, vornehmlich die des Cicero, und alles, was er Lateiniſch ſchrieb, iſt in einer echten, gediegenen Sprache, wie ſie nur der mit dem Alterthume innigſt Vertraute ſich anzueignen vermag. Nicht minder war er der beſcheidenſte, wohlwollendſte und liebenswürdigſte Mann, auf deſſen Charakter auch der Neid keine Flecken zu werfen vermocht hat.

Ernſt I. (genannt der **Fromme**), Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg, Sohn des Herzogs Johannes von Weimar und deſſen Gemahlin Dorothea Maria, gebornen Prinzeſſin von Anhalt-Cöthen, ward geboren den 25. December 1601 auf dem Schloſſe zu Altenburg, als der neunte unter ſeinen zehn Brüdern, deren Jüngſter Bernhard der Große von Weimar war. Das Regenten- und Privatleben dieſes Fürſten war eben ſo intereſſant als muſterhaft, und in der Geſchichte des ſächſiſch-erneſtiniſchen Hauſes behauptet er nicht nur als Stifter der neuen gothaiſchen Linie, ſondern vorzüglich auch wegen der neuen und vortrefflichen Organiſation, die er ſeinen Staaten gab, den erſten Rang, während ſein Name auch in den Annalen des dreißigjährigen Krieges ruhmvoll genannt wird. Auf dieſem blutigen Schauplatze trat er zum erſten Male öffentlich auf als Oberſter eines ſchwediſchen Cavallerieregiments, und neben den Thaten einer wahren Tapferkeit erzählt man von ihm Züge der reinſten Menſchlichkeit. Er zeigte der ſchwediſchen Hauptarmee den Weg durch den Lech, indem er zuerſt mit ſeinem Regiment durch den Fluß ſetzte; er trug viel zur Eroberung der Städte Füßen und München bei und focht mit Muth und Umſicht in den Schlachten von Nürnberg und Lützen, in welcher letztern er, nach dem Falle Guſtav Adolphs, den Sieg gegen den mit einem neuen Corps eben anrückenden Pappenheim allein errang. Er verließ auf einige Zeit die Bahn der Helden, als am 21. Juli 1633 ſein Bruder Bernhard, der das Obercommando über die ſchwediſche Armee erhalten hatte, ihn beauftragte, das ihm überlaſſene Herzogthum Franken nebſt den Bisthümern Würzburg und Bamberg in ſeinem Namen zu regieren. In dieſen Regierungsgeſchäften entwickelte er eine Thätigkeit, Klugheit, Humanität und Uneigennützigkeit, welche ihm eine allgemeine Verehrung und Zuneigung erwarben. Eine vorzügliche Fürſorge widmete er während dieſer Periode auch der Univerſität Jena und brachte es dahin, daß zur Verbeſſerung der Beſoldungen der Profeſſoren die Herrſchaft Remda und das Gut Apolda der Akademie erb- und eigenthümlich überlaſſen wurden. Nach mehrern glücklich geleiteten Familienangelegenheiten begab Herzog Ernſt ſich wieder zur ſchwediſchen Armee und half ſeinem Bruder Bernhard Landshut in Bayern mit Sturm erobern, verließ aber nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (26. Aug. 1634) den Kriegsſchauplatz gänzlich; denn ſeine ſtill genährte Hoffnung, durch ſeine Vermittelung

den Frieden zu beſchleunigen, war nun geſcheitert. Nachdem er in der Folge dem prager Frieden (20. Mai 1635) beigetreten war, veranſtaltete er das bekannte große weimariſche Bibelwerk und die Bilderſchule, worauf er viel Zeit, Sorge und Geld verwandte. Am 24. Oct. 1636 vermählte er ſich mit Eliſabetha Sophia, der einzigen Tochter des Herzogs Johann Philipp zu Altenburg, und bezog zu Weimar das ſogenannte franzöſiſche Schloß, bis er durch den Erbtheilungsvertrag vom 13. Febr. 1640 das Herzogthum Gotha zu ſeinem beſtändigen Antheile erhielt und ſo Stifter des jetzt regierenden gothaiſchen Hauſes wurde. Unvergänglichen Ruhm erwarb er ſich vom erſten Augenblicke ſeiner Regierung an. Die ſchleunigſten, vortrefflichſten Anſtalten zur Wiederaufhülfe des durch den Krieg ganz verwüſteten Landes, Kirchen- und Landesviſitationen, Schulverbeſſerungen, Anordnungen der Landescollegien und Reorganiſation faſt aller Behörden, die zweckmäßigſten Polizeigeſetze, eine neue Kirchenagende, eine verbeſſerte Conſiſtorialordnung, Einrichtung eines Landkircheninſpectorats, dabei die Erbauung eines Reſidenzſchloſſes zu Gotha und die wohlthätigſte Fürſorge für ſeine Unterthanen bei mehreren erlittenen Unglücksfällen, milde Stiftungen für Witwen, Waiſen und Arme, ſeine Verſuche zur Schifffahrt auf der Werra bis in die Weſer, und auf der Unſtrut und Saale bis in die Elbe, ſeine raſtloſen Bemühungen zur Beilegung der ſyncretiſtiſchen Streitigkeiten zwiſchen den wittenbergiſchen und helmſtädtiſchen Theologen, ſo wie zur Herſtellung des Collegium Hunnianum, als eines Hülfsmittels zur Verbreitung und Erhaltung der chriſtlichen Religion und vornehmlich, um einen ewigen Frieden in der evangeliſchen Kirche herzuſtellen; alle dieſe Rubriken ſeiner Regententhätigkeit ſind nur einzelne Steine zu ſeinem Monumente. Die Anweſenheit des Abbé Gregorius aus Habeſſynien an Herzog Ernſts Hofe, das Intereſſe des Herzogs für dieſen Mann und den Religionszuſtand in jenem fernen Lande, ſeine Briefe an den König von Äthiopien, die er dem Abbé mitgab, die Sendung Johann Michael Wanslebs aus Erfurt nach Habeſſynien, der vom Herzog eine beſondere Inſtruction erhielt, um nicht nur die genaueſten Nachrichten über dieſes Land einzuziehen, ſondern auch alles zu thun, was zur Beförderung der chriſtlichen Religion in ſeinen Kräften ſtehe, die Briefe des Patriarchen und Komos zu Alexandrien an den Herzog, ſeine Correſpondenz mit dem Czaar Alexei Michailowitſch zu Moskau, über die Angelegenheiten der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinde daſelbſt, des Czaars Geſandtſchaft nach Gotha, des Herzogs ängſtliche Sorgfalt für die Erziehung ſeiner Kinder, die Stunden lang mit Pſalmen, Sprüchen und Gebeten ihr Gedächtniß füllen mußten, ſind eben ſo merkwürdige Erſcheinungen in ſeinem Leben, als ſie ihn ſelbſt am beſten charakteriſiren und den Beinamen des Frommen hinlänglich rechtfertigen, den er auch in ſeinem täglichen Wandel verdiente. Drei Jahre vor ſeinem Tode (1672) kam er durch das Ableben des Herzogs Friedrich Wilhelm III. zu Altenburg zum Beſitze ſämmtlicher altenburgiſchen Lande, von denen er einen Theil an Weimar überließ, als die Anſprüche dieſes Hauſes die Ruhe ſeines Alters zu unterbrechen droheten. Er ſtarb am 26. März 1675 im 73ſten Jahre an einem Schlagfluſſe und ward zu Gotha in der Margarethenkirche beigeſetzt. Ein großes Verdienſt hat ſich der Oberconſiſtorialrath Gelbke zu Gotha erworben durch die Herausgabe

einer hiſtoriſchen, actenmäßigen Darſtellung des Lebens dieſes großen Fürſten, welche 1810 bei Perthes zu Gotha in drei Bänden erſchienen iſt, und welche ausführlich alles das enthält und erzählt, was uns hierin nur anzudeuten geſtattet war. Man kann dies Werk in jeder Hinſicht, beſonders wegen ſeiner diplomatiſchen Wichtigkeit, nicht genug empfehlen. I.

Ernſt II. (Ludwig, Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg), der zweite Sohn Herzogs Friedrich III. und der geiſtreichen Louiſe Dorothee, Prinzeſſin von Meiningen, ein Ur-Ur-Enkel Ernſt des Frommen, des Stifters der neugothaiſchen Linie erneſtiniſchen Hauſes, ward geboren den 30. Januar 1745 und endete ſein ſchönes Regentenleben am 20. April 1804. Er folgte ſeinem Vater am 10. März 1772 in der Regierung, nachdem er durch den Tod ſeines ältern Bruders zur Nachfolge gelangt war, und beglückte ſeine Staaten 35 Jahre lang durch Weisheit, Gerechtigkeit und Huld. Gotha und Altenburg befanden ſich bei ſeinem Regierungsantritte durch den ſiebenjährigen Krieg und die darauf folgende Theurung eben nicht in den glücklichſten Umſtänden. Aber bald brachte er in das zerrüttete Finanzweſen wieder Ordnung; doch nicht durch neue Auflagen, nicht durch Reduction alter Diener oder Schmälerung der Beſoldungen, ſondern durch weiſe Ökonomie. Dies war ſein erſtes Werk. Eine hohe Achtung für die Juſtizpflege war ihm eine der heiligſten Regentenpflichten. Gern und willig lieh er ſein Ohr jeder Klage zu jeder Stunde; kein Mann nach der Uhr kann in ſeinem Geſchäftsleben ordentlicher verfahren, als dieſer großherzige Fürſt that, denn eine Minute der Zeit, die den Geſchäften gewidmet war, ihr entziehen, hielt er für einen Raub, den er an ſeinen Unterthanen und ſeinen Dienern zu begehen ſich ſcheute. Eine große Ehrfurcht erfüllte Ernſt den Gerechten für die Geſetze und ihre Ausſprüche, doch eine überwiegende Milde waltete in ihm. Maßte er ſich zwar nie an, das Geſetz und ſeine Kraft willkürlich zu lähmen, ſo übte er doch oft, ſehr oft, das ſchöne Souverainetätsrecht, die zuerkannten Strafen zu mildern. Seine Pflichten gegen Kaiſer und Reich erfüllte er ſtets mit ſtrenger Redlichkeit. Dafür ſchätzte ihn aber auch der Kaiſer als den zuverläſſigſten der Fürſten, und in Regensburg, wo er durch ſeine Geſandten die Rechte ſeiner Mitſtände ſo wie ſeine eigenen gegen alle ungebührlichen Zumuthungen ſtets verwahren ließ, ward er mit wahrer Verehrung betrachtet. Auch er trat zu dem Defenſivbunde deutſcher Fürſten, den Friedrich der Große zum Schutze gegen die gefürchtete Unterwerfung bilden wollte. Doch ſetzte er ſich mit Feſtigkeit gegen alle Werbungen in ſeinen Landen, wie er denn ſelbſt das Verlangen des Königs von England, ſeines nächſten Anverwandten, ihm gegen ungeheure Subſidien Truppen nach Amerika zu geben, mit eben ſo vieler Beſcheidenheit als Beſtimmtheit von ſich abwies. Als der Reichskrieg gegen Frankreich beſchloſſen war, konnte er ſeiner Verbindlichkeit, als Reichsfürſt ein Contingent zu ſtellen, ſich freilich nicht entziehen. Aber der Gedanke ſchon, auch nur Einen ſeiner Unterthanen auf eine ſolche Weiſe zu verlieren, war ihm zu ſchmerzhaft und empörend; unaufhörlich ſann er auf Mittel, ſeine eigenen Wünſche mit der Pflicht ſchicklich zu vereinigen, und er fand ſie. Er brachte es nämlich dahin, daß ihm gegen bedeutende Summen die wirkliche Stellung der Truppen mehrere Jahre nach einander erlaſſen wurde. Als Fürſt und

als Privatmann ward nie ein gewiſſenhafterer Menſch gefunden! Mit der Verwaltung der innern Landesangelegenheiten beſchäftigte er ſich anhaltend. Jedes Jahr ſeiner Regierung kann eine außerordentliche, dauernde Wohlthat dieſes Fürſten nachweiſen. Unter die vorzüglichſten Denkmale, die ſeine Regententhätigkeit hinterlaſſen hat, nennen wir ſeine ſeltene Fürſorge für das Armenweſen in ſeinem ganzen Umfange, die Errichtung einer auf die ſicherſte Berechnung gegründeten Penſionsanſtalt für die Witwen und Kinder ſeiner Diener, die Stiftung neuer Schulen und die Verbeſſerung der alten, die Herſtellung mancher Chauſſeen in beiden Fürſtenthümern u. ſ. w. Ernſt II. behauptete auch einen erhabenen Platz als wiſſenſchaftlich gebildeter Menſch. Außer den Kenntniſſen, welche in der Regel die Erziehung eines Fürſten gewährt, hatte ſein eigener Hang zu den Wiſſenſchaften aus ihm einen Gelehrten im wahren Sinne des Worts gemacht. Vorzüglich war es, außer der Sprachkunde, die Mathematik, auf die er einen großen Werth legte, und der er ſelbſt auf das eifrigſte ſich ergab. Seine allbekannten bedeutenden Verdienſte um die Aſtronomie floſſen aus ſeinem tiefen mathematiſchen Studium. Er ſelbſt war aſtronomiſcher Schriftſteller, beförderte die Erſcheinung manches Werks über dieſe Wiſſenſchaft, und unternahm eine Gradmeſſung des Meridians, die erſte in Deutſchland. Manche mathematiſchen Arbeiten füllten ſeine Stunden der Muße aus, unter denen wir nur der Berechnung des Röſſelſprungs im Schache, worüber er viele Tabellen ſtechen ließ, gedenken. Die Gründung und Dotirung der aus ſeinem Privatvermögen erbauten Sternwarte zu Seeberg gab der Sternkunde eines der wichtigſten Inſtitute, und ſichert dem Stifter einen unvergänglichen Ruhm in den Jahrbüchern der Wiſſenſchaft. Doch nicht aus Eitelkeit oder aus Mode war er Beſchützer aller Wiſſenſchaften und Künſte, ſondern ein wahrer Freund und Gefährte gelehrter Männer von ausgezeichnetem Werth. Wie ſeinen Pflichten, ſo war er auch treu der Freundſchaft, und wo er ja einen Mißgriff gethan hatte, da zog er leiſe und ohne Ahndung ſich zurück. So war Ernſt II., dem den Namen des Mildgerechten nicht die Stimme der Schmeichelei, ſondern der Ruf aus dem Herzen ſeiner dankbaren Unterthanen gab.

Ernſt, Churfürſt von Sachſen. Dieſer in ſeiner Jugend nebſt ſeinem Bruder Albrecht von Kunz von Kaufungen geraubte Prinz, war der Stifter der erneſtiniſchen Linie. Er wurde ſeinem Vater, Friedrich dem Sanftmüthigen, von der Erzherzogin Margaretha von Öſterreich im Jahre 1441 geboren, und ſtarb 1486, nachdem er ſeine Regierung durch manche nützliche und wohlthätige Einrichtungen bezeichnet hatte. Ausführlicher wird von ihm unter dem Artikel Sachſen die Rede ſeyn, worauf wir verweiſen.

Eroberung, Eroberungsrecht. Eroberung iſt die in Folge ſiegreicher Fortſchritte bewirkte Beſitzergreifung eines feindlichen Landes oder feindlicher Sachen im Zuſtande des Kriegs. In wie fern nun unter civiliſirten Völkern der Krieg nur die Entſcheidung eines ſtreitigen Rechts zum Zweck hat, in ſo fern gibt auch die Eroberung nicht unmittelbar dem Eroberer ein Eigenthumsrecht, ſondern nur ein Recht, ſie zu ſeiner eigenen Sicherheit, Erhaltung, oder als Erſatz gegen die feindliche Macht zu gebrau-

chen, bis die Entſcheidung erfolgt. So lautete das ältere europäiſche Völkerrecht.

Eros, der Gott der Liebe, bei den Römern Amor. Wo er zuerſt erſcheint, bei Heſiodus und Orpheus, iſt er dem loſen Knaben, den man ſich unter Amor gewöhnlich denkt, ſehr unähnlich, denn da erkennen wir in ihm eine philoſophiſche Idee zur Erklärung des Urſprungs der Welt. Dieſe verſchwand indeß zeitig genug und verwandelte ſich in ein bloßes Dichterbild. Jener erſte Eros iſt früher als die übrigen Götter, ſeinem Daſeyn liegt die Idee zum Grunde: Liebe löſ'te den Streit der uranfänglichen Elemente in Harmonie auf, und die Welt ward. Der ſpätere Eros iſt ein Sohn von Ares und Aphrodite (Mars und Venus), deſſen Mythus erſt ziemlich ſpät ausgebildet wurde. Homer gedenkt ſeiner gar nicht, Heſiodus nur im Vorübergehen; auch bei den Dramatikern kommt er nur wenig vor. Die Lyriker, Elegiker, Epigrammatiſten, deren liebſter Geſang Spiel und Scherz war, und die ihm in ihrem Kreiſe am öfterſten begegnen mußten, haben ſeinen Mythus vornehmlich ausgebildet. Seinen Charakter entwickeln, heißt offenbar nichts anders, als die Merkmale der Leidenſchaft, deren Sinnbild er iſt, aufſuchen, und dieſe im Geiſt und der Sprache der Alten aufſtellen. Dies iſt von Manſo in ſeinen mythologiſchen Abhandlungen auf eine Weiſe geſchehen, die keinen unbefriedigt laſſen wird. Bald vermehrte man das Gefolge der Venus und nahm Eroten, Liebesgötter in der Mehrzahl an. dd.

Erotiſch heißt, was auf Eros, alſo auf Liebe, Beziehung hat. Erotiſche Poeſie iſt daher Liebespoeſie. Gewöhnlich denkt man dabei an die leichtere lyriſche Gattung, wie z. B. Anakreons Lieder, die ſich lieber zum Spiel als zum Ernſt neigt; vielleicht weil Amor ſein ernſtes Amt am liebſten als Spiel betreibt. Naivetät iſt dann ihr Hauptcharakter. Sonſt ſind auch die Romane und die ſogenannten Liebesgeſchichten unter dieſem Namen begriffen und Erotiker nennt man auch die Verfaſſer derſelben, beſonders die Verfaſſer der griechiſchen Romane, oder mileſiſchen Mährchen.

Erregungstheorie, das durch Bearbeitung deutſcher Ärzte und Einmiſchung mehrerer Sätze aus andern mediciniſchen Theorien modificirte brown'ſche Syſtem. Die vornehmſten und eigenthümlichen Sätze des brown'ſchen ſogenannten Syſtems ſind außer allen ſchon angeführten (ſ. oben Brown) folgende: Die Erregbarkeit iſt eine und dieſelbe im ganzen Organismus, ſo wie in deſſen einzelnen Theilen; jedem thieriſchen Organismus wird bei ſeiner Entſtehung ein beſtimmtes Maß von Erregbarkeit zugetheilt; ob an dieſem wieder erſetzt werden könne, was davon verbraucht iſt, darüber hat Brown ſich nicht erklärt. Die auf die Erregbarkeit wirkenden äußeren Antriebe zur Thätigkeit (Reize, Potenzen) ſind bloß quantitativ verſchieden, d. h. ſie wirken alle erregend auf einerlei Art, nur der eine ſtärker, der andere ſchwächer. Die Einwirkung der Reize auf die Erregbarkeit bringt die Erregung hervor; ſie iſt das Product der zwei Factoren, Reiz und Erregbarkeit; mit der Stärke des erſtern ſowohl, als mit dem Grade der letztern, ſteht die Erregung, die eigentliche Urſache des Lebens, in genauem Verhältniſſe. Durch die Erregung ſelbſt wird die Erregbarkeit aufgezehrt und vermindert, durch Mangel an Reizen wird ſie angehäuft. Gehöriger Grad von Reiz und Erregbarkeit erzeugt mäßige Erregung und heißt Geſundheit. Die Säfte

des Körpers wirken bloß als Reize, ohne Rückſicht auf ihre chemiſche Beſchaffenheit. Geſtörtes Verhältniß der Reize zur Erregbarkeit erzeugt Abweichung der Erregung. Zu ſtarke oder zu geringe Erregung iſt entweder ſchon *Krankheit*, oder doch Anlage zur Krankheit. Die Krankheiten ſind entweder allgemeine oder örtliche. Die allgemeinen erſcheinen unter zwei Hauptformen, ſtheniſche von zu ſtarker, aſtheniſche von zu ſchwacher Erregung. Beiderlei Krankheiten geht die Anlage dazu (*Opportunität*), ein mittelmäßiger Grad von ſtarker Erregung (ſtheniſche Opportunität), oder von ſchwacher Erregung (aſtheniſche Opportunität) voraus, und es ſoll dies ein vorzügliches Unterſcheidungszeichen derſelben von den örtlichen Krankheiten ſeyn. Bei ſtheniſcher Anlage kann keine aſtheniſche, bei aſtheniſcher Anlage keine ſtheniſche Krankheit entſtehen. Stheniſche Krankheit mit verändertem Pulſe heißt *Pyrexie*, aſtheniſche Krankheit mit beſchleunigtem Pulſe heißt *Fieber*. Es gibt keinen weſentlichen Unterſchied der Krankheiten, als in dem Grade der Sthenie oder Aſthenie; nicht auf die Formen der Krankheiten, ſondern nur auf den Grad der beſtehenden Erregung hat der Arzt Rückſicht zu nehmen. Um dieſen Grad zu finden, muß er die vorhergegangenen Schädlichkeiten erforſchen. Die Natur heilt keine Krankheit, ſondern dies muß durch Veränderung des Verhältniſſes der Reize geſchehen. Der Arzt hat bloß bei einer ſtheniſchen Krankheit die Erregung zu vermindern, bei einer aſtheniſchen ſie zu vermehren, in beiden Fällen ſo lange, bis der mittlere Grad der Erregung, oder Geſundheit wieder eingetreten iſt. Die Heilmittel wirken entweder ſchwächend, die Erregung vermindernd, oder reizend, die Erregung vermehrend. Alle Heilmittel ſind nur im Grade ihrer Reizung verſchieden, alle wirken überein, keins beſonders auf ein Syſtem oder Organ (ſpecifik). Die Heilmittel der ſtheniſchen Krankheiten müſſen Potenzen ſeyn, welche nur einen ſchwächern Reiz als denjenigen, welcher die Geſundheit ſetzt, bewirken; die Mittel gegen aſtheniſche Krankheiten müſſen einen ſtärkern Reiz, als zum Mittelgrad der Erregung erfoderlich iſt, bewirken. Bei der Heilung der indirecten Aſthenie muß man mit dem ſtärkſten Reize, der demjenigen, welcher die Krankheit erregte, am nächſten kommt, anfangen und gradweiſe herabſteigen zu ſchwächern. Bei der directen Aſthenie muß man mit dem ſchwächſten Grade von Reizung anfangen und gradweiſe zu ſtärkern ſteigen. Unter der unendlichen Menge von Heilmitteln ſteht der Aderlaß, als das wirkſamſte Schwächungsmittel (durch Entziehung des Blutes, als des allgemeinſten Lebensreizes), und das Opium, als das ſtärkſte Reizmittel, ſich gerade entgegen. Das Opium wirkt nicht ſpecifik auf das Nervenſyſtem als beruhigendes, betäubendes Mittel, ſondern im Allgemeinen auf die Erregbarkeit als Reizmittel. Es iſt daher in der aſtheniſchen Beſchaffenheit von jeder Art und jedem Grade anzuwenden. Aus dieſen und mehreren andern Grundſätzen des brown'ſchen Syſtems entſtand allmälich die ſogenannte Erregungstheorie durch die Bearbeitungen, Berichtigungen und Ergänzungen der deutſchen Ärzte. Einige der vornehmſten derſelben waren folgende. Röſchlaub, der eifrigſte Verfechter und gründlichſte, wohl auch wiſſenſchaftlichſte Ausleger der brown'ſchen Lehre, ſuchte vieles, was Brown nur kurz angedeutet oder dunkel und zweideutig ausgedrückt hatte, ſtreng wiſſenſchaftlich zu begründen, zu erklären. Die Lehre von der Einheit und der Erregbarkeit, von der Unſtatthaftig-

keit der Unterſchiedung des Begriffs der Lebenskraft anſtatt der Erregbarkeit, den Begriff der Opportunität u. ſ. w. ſuchte er feſter zu begründen und deutlicher aus einander zu ſetzen. Hufeland, obwohl kein Anhänger der brown'ſchen Lehre, erkannte doch mit hellem und unparteiiſchem Blick das viele Gute derſelben, welches er zur Verbeſſerung der Heilmethoden, als auf welche nach ſeinem ſehr wahren Urtheil aller Nutzen der Theorien bezogen werden müßte, anwandte. Er ergänzte die Lücke, welche Brown durch Vernachläſſigung des Organismus gelaſſen hatte, indem er die Wichtigkeit der Organiſation zum Leben zeigte; er bewies, daß die Geſetze der allgemeinen Natur, d. h. die mechaniſchen und chemiſchen Geſetze durch die Organiſation und Erregung zwar beſchränkt und modificirt, aber keineswegs ganz aufgehoben wären, ja bei ſinkender Erregung mehr die Oberhand bekämen, wie es die Beobachtung der Vorgänge bei der Verdauung, bei Schwäche der Verdauungskraft, bei Faulfiebern u. ſ. w. in der Erfahrung beſtätigt. Er beſtritt die Behauptung, daß alle Verſchiedenheit der Reize nur auf dem Grade der Reizung beruhe, indem er darthat, wie unwiderlegbar die beſondere Wirkung vieler Mittel auf einzelne Syſteme und Organe ſey, z. B. des Merkurs auf das lymphatiſche und Drüſenſyſtem, der Squilla auf das Nierenſyſtem u. ſ. w. Er behauptete die für die Praxis ſo wichtige Wahrheit, daß auch bei aſtheniſcher Anlage, bei Schwäche und ſelbſt bei Nervenfiebern wahre Entzündung Statt finden könnte. Joſeph Frank, anfänglich unbedingter Anhänger des brown'ſchen Syſtems, mußte jedoch bald durch ſeinen Scharfſinn und große Erfahrung auf die Mängel jenes Syſtems aufmerkſam gemacht werden. Er ſah daher ein, daß auch noch andere Wirkungen der reizenden Potenzen, als der bloße Reiz müſſe berückſichtigt werden; er bewies, daß die Erregbarkeit wirklich müſſe erſetzt werden können; daß der von Brown aufgeſtellte Begriff der Opportunität für die Heilkunſt ganz unfruchtbar ſey, weil fürs erſte auch örtlichen Krankheiten Opportunität vorausgehen kann, fürs andere, viele Krankheiten, z. B. Fieber, ohne Opportunität ſchnell eintreten, fürs dritte der Zuſtand der letztern ſelbſt ſelten deutlich zu erkennen iſt. Er zeigt den Irrthum Browns, wenn er alle Fieber, beſonders wenn er alle Wechſelfieber für aſtheniſche Krankheiten ausgibt, indem es auch entzündliche oder ſtheniſche Wechſelfieber gibt; ferner, wenn er für die Fiebererſcheinung von organiſchen und materiellen Urſachen, z. B. von Eiterung, von Unreinigkeiten des Magens und der Gedärme keine eigene Claſſe annimmt; ferner, wenn er viele Entzündungen unter Localkrankheiten rechnet, die doch als ſtheniſche oder aſtheniſche Erregungskrankheiten erſcheinen u. ſ. w. Er beſchränkte die zu allgemeine Anwendung des Opiums, was auch ſchon Weikard gethan hatte, mehr auf die indirecte Aſthenie, ſo wie er überhaupt die qualitative Verſchiedenheit der Mittel zugab, und die Wirkung und Anwendbarkeit derſelben näher beſtimmte, ſo wie von ihm viele andere Berichtigungen mehr herrühren. Andere Ärzte nahmen noch mehrere, durch die urſprüngliche brown'ſche Lehre verbannte Grundſätze, z. B. aus der Humoralpathologie u. ſ. w. wieder in dieſelbe auf. Unterdeſſen erhob ſich eine neue Anſicht der Natur, die ſogenannte Naturphiloſophie, welche anfänglich mit der brown'ſchen Theorie verſchmolzen wurde. So ſuchte z. B. Kilian die ganze Lehre der letztern auf Principien der Naturphiloſophie zu gründen, und Hecker, obgleich ſcheinbarer Gegner derſelben, nahm

doch die Grundideen zu ſeiner Erregungstheorie von naturphiloſophiſchen Principien her. Aus dieſer Darſtellung geht hervor, daß die Erregungstheorie kein in ſich geſchloſſenes objectiv gültiges Ganzes geworden iſt, ſondern daß ſie beinahe bei jedem Arzte eine andere Geſtalt angenommen hat, je nachdem von jedem die brownſche Lehre mit Lehren der ältern Schulen, mit chemiſchen Hypotheſen, mit Sätzen der gaſtriſchen, oder der Humoralpathologie, vermengt, oder durch Ideen der Naturphiloſophie umgewandelt worden iſt. II.

Errungenſchaft heißt das von beiden Ehegatten im Laufe der Ehe gemeinſchaftlich erworbene Vermögen, und wird dem bei Schließung der Ehe zugebrachten entgegengeſetzt, da es andern Verfügungen der Geſetze, bei Eheſcheidungen u. ſ. w. unterworfen iſt.

Erſcheinung iſt alles dasjenige, was Gegenſtand der innern oder äußern Anſchauung iſt, — hat ſie keine Realität, ſo heißt ſie Einbildung. Auch wird die Erſcheinung dem Dinge an ſich in der Philoſophie entgegengeſetzt, und bedeutet die Vorſtellung von den Dingen, in wie fern ſie in der Natur des Subjects gegründet iſt, und von deſſen Organen und Vorſtellungsweiſe abhängt. Sie iſt verſchieden von dem Schein, ſ. d. Art.

Erskine (Thomas), iſt der dritte Sohn des Grafen von Bucham, und gegenwärtig einer der berühmteſten Rechtsgelehrten und Staatsmänner Englands. Er diente in ſeiner Jugend zur See und zu Lande, und widmete ſich endlich der Rechtsgelehrſamkeit und den ſchönen Wiſſenſchaften. Seine glücklichen Vertheidigungen des Capitain Bailly, und vor dem Unterhauſe des Buchhändlers Carnau gründeten ſeinen Ruf, und er erhielt ſpäter die Vertheidigung des Admirals Keppel, des Lords George Gordon und des famöſen Haſtings. 1783 trat er ins Parlament und ging auf die Seite der Oppoſitionspartei über. Später that er ſich hervor durch die Vertheidigung von Thomas Payne. Der Prinz von Wallis ernannte ihn, um ihm ſein Wohlwollen zu bezeigen, zu ſeinem Kanzler, welche Stelle ſeit mehreren Jahren unbeſetzt geblieben war. Seinen älteſten Sohn verheirathete er 1800 mit der Tochter Waſhingtons; er iſt Vater von vier Söhnen und eben ſo viel Töchtern.

Erycina, ein Beiname der **Venus**, von dem Berge Eryx in Sicilien, wo ſie auch einen berühmten Tempel hatte.

Erymanthos, Gebirge in Arkadien. Daher der berühmte erymanthiſche Eber; ſ. **Hercules**.

Eryſichthon oder **Eriſichthon**, ein Sohn des Königs Triopas von Theſſalien, beging den Frevel, einen der **Ceres** geheiligten Hain umhauen zu wollen: er machte den Anfang mit einer ſchönen großen Eiche, die von einer Dryade bewohnt wurde, und unter deren Schatten die übrigen Dryaden ihre Tänze gewöhnlich anſtellten. Trotz der Warnungen, die vorausgingen, trotz des Blutes der Nymphe, das beim erſten Hieb herausſtrömte, ließ er ſich nicht zurückhalten, bis die Eiche fiel, und die geiſtige Bewohnerin derſelben des Lebens beraubt wurde. Jetzt flüchteten die übrigen Dryaden zur Ceres, und flehten ihre Rache für dieſen Frevel an. Die Göttin ſchickte den ſcheußlichen **Hunger**, der den ſchlafenden Eryſichthon mit ſeinen Flügeln umſchattete, und ihm ſeinen giftigen Athem einhauchte; und von jetzt an wüthete ein nie zu ſtillender Hunger in ſeinen Eingeweiden. Bald verzehrte er ſein ganzes

Vermögen, nagte zuletzt, da er keine Nahrung mehr ſich verſchaffen konnte, ſeine eignen Glieder ab, ſo weit er ſie erlangen konnte, und ſtarb endlich in ſchrecklicher Verzweiflung. Ovid. Met. VIII, 741 u. f.

Erz nennen wir im gemeinen Sprachgebrauch jedes Metall, wie es in ſeinem natürlichen Zuſtande in der Erde gefunden wird; in der Mineralogie hingegen heißen Erze ſolche Gemiſche, in welchen die Metalle mit andern mineraliſchen Körpern innig verbunden, und dadurch ihres metalliſchen Gefüges, ihres Klanges, ihrer Schmelzbarkeit u. ſ. w. beraubt ſind. Die natürlichen Erze finden ſich theils in Gang-, theils in Flötzgebirgen. Die Erzgänge ſind gleichſam die Adern des Gebirges, das ſie in allen Richtungen durchkreuzen. Perſonen, welche des Bergbaus kundig ſind, wiſſen gewiſſe Merkmale anzugeben, wodurch Erzgänge im Innern der Gebirge angezeigt werden, doch ſind dieſelben oft betrüglich. Man pflegt die Erze in reiche oder eigentliche Erze, und in arme oder Kieſe einzutheilen, je nachdem das Metall den größern oder geringern Beſtandtheil derſelben ausmacht. Was die Benennung derſelben betrifft, ſo wird dieſe von dem Metall, das darin enthalten iſt, bei gemiſchten Erzen aber entweder von dem edelſten oder von dem in größerer Maſſe darin vorhandenen Metall hergenommen. So kann ein Erz, das im Centner Ein Mark Silber und 50 Mark Blei enthält, von dem einen Silber- und von dem andern Bleierz genannt werden. Richtiger iſt es, ein ſolches Erz ſilberhaltiges Bleierz zu nennen. *Fahlerz* nennt man ein ſilberhaltiges Kupfererz von grauem Anſehn, hat es wenig Silber, *Fahlkupfererz*.

Erz (von dem griech. ἀρχι) wird mehrern Wörtern vorgeſetzt, um das Vornehmſte, Vorzüglichſte in ſeiner Art, ſowohl im guten als böſen Sinne dadurch auszudrücken. So verſtand man unter den *Erzämtern* die höchſten Reichsämter, welche die Churfürſten bei der Kaiſerkrönung durch ihre Erbbeamten verwalten ließen (ſ. Erbämter) nämlich: *Erzkanzler* (der einzige geiſtliche Churfürſt), *Erzkämmerer* (der Churfürſt von Brandenburg), *Erzmarſchall* (der Churfürſt von Sachſen), *Erzſchatzmeiſter* (der Churfürſt von Hannover), *Erzſchenk* (der König von Böhmen), *Erztruchſeß* (der Churfürſt von Pfalzbayern). Der Churfürſt von Wirtemberg nannte ſich *Erzbannerherr*. — *Erzbiſchof*, (archiepiscopus), Oberbiſchof (S. Metropolitan). — *Erzhaus*, eigentlich ein jedes mit einer Erzwürde bekleidetes Haus, vorzugsweiſe das Haus Öſterreich. — *Erzherzog*, der vornehmſte unter den Herzogen, ein Titel, den bloß die Prinzen des Hauſes Öſterreich führen. — *Erzprieſter* iſt ein Prälat höhern Ranges, der in geiſtlichen Verrichtungen die Stelle des Biſchofs vertritt. Auch den preußiſchen Superintendenten wird dieſer Name beigelegt, aber freilich nicht im eigentlichen Sinne, weil die evangeliſche Kirche kein Prieſterthum anerkennt. — *Erzſtift*, Hochſtift, ein Biſthum oder eine biſchöfliche Kirche und deren Sprengel, ſ. Stift.

Erzählung, die Mittheilung des *Geſchehenen*. Daher *Erzählungsſtyl*, welcher ruhiger iſt, als andere Arten (ſ. Epos) und die Einbildungskraft vorzüglich beſchäftigt.

Erzgebirge (in Sachſen auch das *Gebirge*), einer von den ſieben Kreiſen des Königreichs Sachſen, welcher daſſelbe von Böhmen trennt, und deſſen Flächeninhalt mit Inbegriff der ſchönburgiſchen Herrſchaften auf 121 Quadratmeilen und die Volksmenge

zwiſchen 450 bis 500,000 Seelen angegeben wird. Der Hauptreichthum deſſelben iſt der Bergbau, der 12,000 Menſchen beſchäftigt, und es iſt bekannt, wie wichtig mehrere der Bergſtädte, Freiberg, Annaberg, Schneeberg u. a. m. durch die Nähe der ergiebigen Silber- und Zinngruben, der Schmelz- und Hüttenwerke, der Arſenik-, Blaufarbenwerke u. ſ. f. geworden ſind. Auch der Flachsbau iſt hier ſehr vorzüglich, und in den neuern Zeiten hat man angefangen, auch hier den Getraidebau, vorzüglich aber Haferbau, mit Vortheil zu betreiben. Die Viehzucht iſt ebenfalls ſehr gut. Übrigens kann man wohl mit Recht das Gebirge den Hauptſitz des ſächſiſchen Manufacturweſens nennen, weil in demſelben durchaus ungemeine Induſtrie herrſcht. Wem ſind nicht die Spitzenklöppeleien, eine der bedeutendſten Erwerbsarten der gebirgiſchen Bewohner, von denen Annaberg der Hauptſitz iſt, bekannt? Die Flachs- und Wollenſpinnereien, die Baumwoll-, die Strumpf- und Zwirnfabriken, die Bleichen, die Kattun- und Tuchmanufacturen, die Gewehr- und Nadelfabriken, die leoniſchen Gold- und Silbertreſſenfabriken (zu Freiberg u. ſ. w.), kurz, alles beurkundet die Betriebſamkeit der Bewohner des Erzgebirges, ſo wenig auch ein Theil von ihnen in anderer Hinſicht von der Natur begünſtigt iſt, und ſo ſparſam namentlich das Getraide erzeugt wird. Eine der rauheſten und wildeſten Gegenden dieſer Art, wo der Ackerbau beinahe ganz aufhört, und man nichts als düſtre Waldungen hat, iſt Johann-Georgenſtadt. Zugleich verdient auch der ſogenannte kleine oder ſächſiſche Fichtelberg, welcher bei Oberwieſenthal 3731 Fuß über die Meeresfläche emporſteigt, und in Sachſen die größte Höhe iſt, Erwähnung.

Erziehung hat ihren Namen aus der Pflanzenwelt entlehnt. Man zieht junge Bäume, wenn man ſie in einen ihrer Natur angemeſſenen Boden ſetzt, ihnen die gehörige Nahrung gibt, und ſie durch Richten, Beſchneiden, Pfropfen u. ſ. w. in dem Grade veredelt, als es die Geſetze der Pflanzenwelt nur zulaſſen. Auf ähnliche Weiſe kann man auch Thiere und Menſchen ziehen oder erziehen. Der letzte Ausdruck wird von Menſchen vorzugsweiſe gebraucht, weil er das vom Staube der Erde in die Höhe-Ziehen charakteriſtiſcher bezeichnet. Der Menſch iſt nämlich vermöge ſeiner urſprünglichen Anlagen Bürger zweier Welten, der Erde und des Himmels, d. h. der Sinnenwelt und der Vernunftwelt. In beiden ſoll er leben und wirkſam ſeyn. Seine urſprünglichen Anlagen ſind aber bei ſeiner Geburt kaum bemerkbar. Nur die verjüngte Menſchengeſtalt verkündigt, was aus ihm werden kann und ſoll. Er kann ſich nicht einmal von der Stelle bewegen, um ſeine Nahrung zu ſuchen, geſchweige vernünftige Zwecke denken und ausführen. Er iſt das hülfloſeſte unter allen Geſchöpfen der Erde, und alſo auch das hülfsbedürftigſte. Durch den erſten Schrei, mit welchem er in die Welt eintritt, fodert er gleichſam die Erwachſenen auf, für ihn thätig zu ſeyn, ſich ſeiner anzunehmen, auf eine ſeiner Natur angemeſſene Weiſe einzuwirken, damit entfaltet werde, was in ihm verborgen liegt, mit einem Worte, ihn zu erziehen. Das zu erziehende Subject iſt alſo das Kind, d. h. der unerwachſene, unmündige, unreife Menſch; das erziehende Subject der erwachſene, mündige, reife Menſch. Dieſer ſoll auf jenen auf eine zweckmäßige Art einwirken, damit er gleichfalls ein reifer Menſch werde. Reif aber iſt der Menſch, wenn ſeine urſprünglichen Anlagen dergeſtalt

entwickelt und ausgebildet ſind, daß er nun im Stande iſt, an eben dieſer Entwickelung und Ausbildung mit freier und ſelbſtſtändiger Thätigkeit fortzuarbeiten, oder ſein eigner Erzieher zu werden. Denn da der Menſch einer unendlichen Vervollkommnung fähig iſt, ſo gibt es keinen Punkt für den Menſchen, wo er in der Entwickelung und Ausbildung ſeiner Anlagen ſtehen bleiben müßte. Daher wird der Menſch fortwährend erzogen, theils durch andere Menſchen, theils durch ſich ſelbſt, theils endlich durch alles, was ihn von außen umgibt und auf ihn einwirkt, um ihn zur Thätigkeit und Kraftübung zu reizen. Unter Erziehung im eigentlichen Sinne iſt jedoch bloß zu verſtehen die naturgemäße Einwirkung erwachſener Menſchen auf Kinder, um in dieſen die urſprünglichen Anlagen der Menſchheit bis zu dem Grade zu entwickeln und auszubilden, daß ſie an ihrer eigenen Vervollkommnung ohne fremde Leitung mit Sicherheit arbeiten können. Durch dieſen Begriff von der Erziehung iſt zugleich ihr Zweck beſtimmt, der nicht bloß moraliſch, ſondern auch phyſiſch iſt, nicht bloß das Bürgerthum des Menſchen, ſondern das ganze Menſchenthum ſelbſt umfaßt. Die Erziehung ſoll das Kind in jeder möglichen Hinſicht zum Menſchen zu bilden ſuchen, ſo daß es, der Zucht entlaſſen, ſich ſelbſt beliebig fortbilden und in jedes wahrhaft menſchliche Verhältniß, alſo auch in das bürgerliche, ohne welches Menſchen nicht vernunftmäßig beiſammen leben würden, eintreten könne. Die Erziehung umfaßt daher auch den Unterricht als Mittel zum Zweck. Denn durch den Unterricht ſoll vornehmlich das Erkenntnißvermögen nach ſeinen verſchiedenen Zweigen entwickelt und ausgebildet werden (ſ. Erkenntniß). Die Erziehung wird eingetheilt in die körperliche und geiſtige, die natürliche (phyſiſche) und ſittliche (moraliſche), die häusliche und öffentliche. Keine derſelben darf einſeitig oder ausſchließend empfohlen und betrieben werden. Nur aus ihrer zweckmäßigen Verbindung geht eine möglichſt vollkommene Erziehung hervor. Ein für die Erziehung der Jugend ausſchließlich oder wenigſtens vorzugsweiſe beſtimmter und eingerichteter Ort heißt eine Erziehungsanſtalt, und wenn dabei hauptſächlich auf den Unterricht geſehen wird, eine Schule. Der wiſſenſchaftliche Inbegriff der Regeln der Erziehung heißt Erziehungswiſſenſchaft, und die Geſchicklichkeit in der Ausübung dieſer Regeln Erziehungskunſt. Beides heißt auch mit einem aus der griechiſchen Sprache entlehnten Worte Pädagogik. Eben daher heißt der Erzieher ein Pädagog, und eine Erziehungsanſtalt ein Pädagogium. Die Erziehungswiſſenſchaft hat es vornehmlich mit Ausmittelung der beſten Erziehungsmethode zu thun. Unter den Alten haben ſich vornehmlich Plato, Ariſtoteles und Plutarch, unter den Neuern Vittorino von Feltre, Rouſſeau, Baſedow, Rochow, Reſewitz, Campe, Salzmann, Olivier und Peſtalozzi theils als pädagogiſche Schriftſteller, theils als practiſche Erzieher mit Auffindung jener Methode beſchäftigt. Auch hat ſich Niemeyer durch die Herausgabe ſeiner Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts für Ältern, Hauslehrer und Schulmänner, wovon bereits mehrere Auflagen erſchienen ſind, ein nicht geringes Verdienſt um die Pädagogik erworben, indem er darin nicht nur die bewährteſten pädagogiſchen Regeln und Hülfsmittel nach einem guten Plane zuſammengeſtellt, ſondern auch die verſchiedenen Erzie-

hungsmethoden nach ihrer practiſchen Anwendbarkeit mit vorſichtiger Überlegung geprüft hat. Weillers und Herbarts Schriften, Schwarz Erziehungslehre (4 Thl. Lpz. 1802 u. ff.) und J. J. Wagners Philoſophie der Erziehungskunſt (Lpz. 1804. 8.) haben viel Eigenthümliches; noch origineller iſt J. Pauls treffliche Levana oder Erziehungslehre, von welcher kürzlich eine zweite Auflage erſchienen, und Graſer's Divinität (2 Thle. Hof 1811. 8). S. übrigens Menſchenbildung. In beſonderer Beziehung auf dasjenige, was der Staat und deſſen höhere Beamten für das Erziehungsweſen zu thun haben, dürften damit noch folgende zwei Schriften zu verbinden ſeyn: Zachariä, über die Erziehung des Menſchengeſchlechts durch den Staat, Leipz. 1802. 8, und Krug, der Staat und die Schule, Leipz. 1810. 8. D.

Erziehung, phyſiſche, des Menſchen, ſoll ſich damit beſchäftigen, die körperliche, naturgemäße Ausbildung des Menſchen zu befördern. Sie hat daher alle Hinderniſſe, welche der Thätigkeit der Natur entgegenſtehen, zu beſeitigen, und das, was die Geſundheit des Kindes erhalten und befeſtigen, was ſeine körperlichen Anlagen entwickeln kann, zu veranſtalten. Die Natur iſt ſtets thätig, das Alter der Kindheit und Jugend hat ſeine Perioden zu durchlaufen, welche auf die Ausbildung des Körpers großen Einfluß haben. Es ſtellen ſich aber der Thätigkeit der Natur oft große Hinderniſſe entgegen, die entweder jene ganz an der harmoniſchen Ausbildung des Körpers verhindern, oder ihr eine ſo ſchiefe Richtung geben, daß ſie mehr zum Nachtheil wirkſam iſt, und durch ungleiche Vertheilung der bildenden Thätigkeit Störung in der harmoniſchen Function der Syſteme des Körpers und dadurch wirkliche Krankheiten, oder doch Anlage zu künftigen Übeln in ſpätern Jahren erzeugen. Jede vernünftige Theorie der phyſiſchen Erziehung muß auf ein richtiges Studium der Natur des Kindes gebaut ſeyn, und daher vor allem auf die Eigenheiten des kindlichen und jugendlichen Alters, auf die Perioden des Wachsthums der Kindheit, und dann auf die individuelle Conſtitution und Anlage eines Kindes Rückſicht nehmen. (S. den Art. Alter.) Die der körperlichen Ausbildung oft entgegenſtehenden Hinderniſſe ſind theils in einer fehlerhaften Conſtitution des Kindes, erblicher Anlage zu Krankheiten, in den Perioden der Entwickelung, beſonders der Zahnbildung und der Pubertät, gegründet, theils liegen ſie in den Verhältniſſen des gemeinen Lebens, als in Gewohnheiten in der Erziehungsmethode, in Vorurtheilen und irrigen Meinungen über den Nutzen und Schaden mancher Proceduren, in Armuth oder Überfluß, Zwang der Stände u. a. m.; endlich in äußern unausweichlichen Einflüſſen, vorzüglich der Witterung und Ortsbeſchaffenheit. Daher muß, um von jedem ein Beiſpiel anzuführen, wenn das Kind kränkliche Anlage hat, dieſer beſonders durch Diät entgegengearbeitet werden; die Zahnperiode iſt oft ſchwer und ſetzt ein Kind in der Ausbildung zurück, daher der Ausbruch der Zähne muß befördert werden. Manche haben Anlage zur Vollblütigkeit, welche bei der Pubertätsentwickelung der Lunge Gefahr droht und daher zeitig genug beſchränkt werden muß. Unter die ſchädlichen Gewohnheiten gehört der Mißbrauch der Mehlſpeiſen bei den Kindern, das zu warme Verhalten des Kopfes u. a. m. Äußere Einflüſſe endlich können durch zu große Wärme oder Kälte, ſchlechte Luft u. ſ. w. die Geſundheit des Kindes und deſſen phyſiſche Aus-

bildung ſtören, theils muß daher das Kind dagegen geſchützt, theils aber auch ſpäterhin allmälich daran gewöhnt werden. Eine gute phyſiſche Erziehung muß aber auch die körperliche Ausbildung zu befördern ſuchen, indem ſie alles anwendet, was die harmoniſche Entwickelung der verſchiedenen Thätigkeiten des Körpers und die Erhaltung der Geſundheit, Feſtigkeit und Ausdauer gegen ſchädliche Einflüſſe befördern kann. Die Hauptpunkte einer zweckmäßigen phyſiſchen Erziehung ſind daher folgende: 1. Gleichmäßige und rechtzeitige Cultur aller körperlichen Anlagen und Thätigkeiten; daher kein Syſtem des Körpers vor dem andern begünſtigt, keines vernachläſſigt werden darf. Bei dem Kinde herrſchen die Thätigkeiten des Unterleibes, Verdauung, Einſaugung u. ſ. w. vor, man darf daher durch Überfüllung mit Nahrungsmitteln, durch öftern Gebrauch von Laxirſäftchen u. dergl. die Thätigkeit dieſer Syſteme nicht noch mehr reizen. Dagegen muß frühzeitig angefangen werden das Hautſyſtem in angemeſſener Thätigkeit zu erhalten. Dazu werden tägliches Waſchen, öftere Waſſer- und Luftbäder, gelinde Friction der Haut, zweckmäßige, dem Zugang der Luft nicht ganz hinderliche Kleidungen erfodert. Schon um der Reinlichkeit willen iſt öfteres Waſchen und Baden der Kinder eine Hauptſache in der phyſiſchen Erziehung; allein auch die Haut zu ihren Verrichtungen zu ſtärken, einen gehörigen Grad von Empfindlichkeit (Stimmung der Senſibilität) in derſelben zu erhalten, iſt für das Beſtehen der Geſundheit von größter Wichtigkeit, indem Schwäche und zu große Empfindlichkeit der Haut, welche, ſeitdem wir von Kindheit an die Hautcultur vernachläſſigt haben, allgemeiner Fehler geworden iſt, ſo leicht Störung ihrer Functionen und viele Kränklichkeiten zur Folge haben. 2. Frühzeitige Gewöhnung an Ordnung. Die ganze Natur beobachtet in ihren Erſcheinungen im lebenden Körper pünktliche Ordnung und höchſte Zweckmäßigkeit. Auch das Kind muß von den erſten Tagen an daran gewöhnt werden. Alle Functionen des Organismus gehen leichter und ungeſtörter von Statten. Alſo im Eſſen und Trinken, Schlafen und Wachen, Abwartung der Ausleerung u. ſ. w. werde der Menſch zur Ordnung erzogen. Die Erfahrung lehrt auch durch ihren Erfolg den Vortheil und die Nothwendigkeit davon. Jede Unordnung ſtört das Ganze, jede Function außer der Ordnung angeſtrengt (z. B. Verdauung u. ſ. w.) erfodert mehr Kraftaufwand. Unordentliche Menſchen werden ſelten alt; die Störung der Harmonie ihrer körperlichen Verrichtungen reibt ſie bald auf. Alte Perſonen ſind immer ſehr an Ordnung gewöhnt. 3. Schutz gegen äußere Einflüſſe, aber auch allmäliche Gewöhnung an dieſelben. Nicht alle äußeren Einflüſſe ſtehen in unſerer Gewalt, vielen können wir nicht oder doch nicht gänzlich entgehen, beſonders den atmoſphäriſchen, Hitze und Kälte u. ſ. w. Wir müſſen daher ſuchen, den Körper mit ihnen vertraut und dadurch ihre Einwirkung weniger ſchädlich zu machen. Daher Gewöhnung an die Abwechſelung der freien Luft, täglicher Genuß derſelben und öfterer Aufenthalt in ihr, leichte, nicht zu warme Kleidung, Abhärtung gegen Hunger und Durſt u. ſ. w. nothwendig iſt. Nur darf dieſe Abhärtung nicht in zu plötzlichen Übergängen und nicht im Übermaß geſchehen. 4. Frühzeitige Übung der körperlichen Kräfte und Bewegung des Körpers. Vorzüglich nützlich ſind daher die gymnaſtiſchen Übungen zur Entwickelung der körperlichen Gewandtheit und Stärke und ſelbſt zur Er-

haltung, und Dauerhaftigkeit der Geſundheit, welches die ältern Völker, beſonders die griechiſchen, ſo gut wußten als wir, aber beſſer befolgten. Man laſſe von der erſten Kindheit an den Menſchen ſeine Glieder mehr brauchen, das Kind lieber auf der Erde ſich wälzen, als beſtändig getragen werden. Späterhin laſſe man ſie, nach Verhältniß des Alters und der Gelegenheit, alle gymnaſtiſchen Übungen vornehmen, ringen, laufen, klettern, werfen, baden, ſchwimmen u. ſ. w. 5. Vermeidung einer zu frühen Geiſtescultur. Erſt muß der Körper ſich entwickeln und ausbilden. Wird der Geiſt zu früh angeſtrengt, ſo geſchieht es nur auf Koſten der körperlichen Ausbildung. Iſt der Körper geſund und gedeihlich herangewachſen, ſo hat die Empfänglichkeit des Geiſtes eben dadurch auch gewonnen, und das Lernen geht dann um ſo geſchwinder, ſo daß gar nichts dabei verſäumt wird. Vor dem ſiebenten bis achten Jahre ſollte man kein Kind zum eigentlichen Lernen anhalten. H.

Eſchen (F. A.), dieſer mit den ſchönſten Gaben des Geiſtes und Herzens ausgeſtattete Jüngling, der ſchon früh die Aufmerkſamkeit des gelehrten J. H. Voß, deſſen Unterricht er genoß, auf ſich zog, und gewiß die ſchönen Hoffnungen, zu denen er das Vaterland berechtigte, nicht getäuſcht haben würde, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod gewaltſam hinweggerafft hätte, ward 1777 zu Eutin im Holſteiniſchen geboren. Er vollendete ſeine Studien in Jena und ging darauf nach Bern, um die Leitung eines jungen Mannes zu übernehmen. Hier vollendete er ſeine Überſetzung der Oden des Horaz, die nicht ohne Verdienſt iſt. Verſchiedene eigene Gedichte voll Lieblichkeit und Zartheit verſprachen ihm einen ausgezeichneten Platz unter den deutſchen Dichtern. Auf einer Reiſe an den Ufern des genfer See's fand er im Jahr 1800 in der Blüthe der Jahre ſeinen Tod, als er den Buet beſtieg. **Benzenberg** theilt uns darüber folgende an Ort und Stelle geſammelte Details mit. Eſchen kommt von Genf und trifft unterwegs einen Mann, der ſich erbietet, ihn auf den **Buet** zu führen, deſſen Spitze 9600 Fuß über dem Meere iſt. Der Führer aber kannte den rechten Weg nicht, welcher weder gefährlich noch unbequem iſt, und führte Eſchen von der unrechten Seite hinauf. Eſchen geht über die Gletſcher und verſchwindet. Eine dünne Schneebrücke, über die er ging, brach durch, und er fiel in einen Eisſchlund von hundert Fuß Tiefe. Sein Reiſegefährte **Simſchen** lief nach **Servoz**, welches ungefähr ſechs Stunden entfernt iſt, um Hülfe zu ſuchen, da ſie keine Stricke bei ſich hatten. In der folgenden Nacht gingen vier Führer von Servoz nach dem Buet, und ließen ſich an Stricken in die Eisſpalte hinunter. Sie fanden den unglücklichen Eſchen in der Eisſpalte eingeklemmt, mit den Händen über dem Kopf und ganz erfroren. Er war ohne Verletzung geweſen; hatte ſich aber in der Verzweiflung der Todesangſt die Nägel von den Fingern gekratzt; doch aus dieſem Eisgrabe war keine Erlöſung. Alle Umſtände vereinigten ſich zu dieſer unglücklichen Begebenheit; Eſchen, welcher bemerkte, daß ſein Führer des Weges nicht völlig kundig ſey, wollte noch einen zweiten mitnehmen, dieſer war aber gerade am Brotbacken und konnte nicht. Er wies ihn weiter, wo er einen andern finden würde, aber die Leute verſtanden Eſchen nicht, als er nach dem Buet fragte, da der Berg in der Landesſprache einen andern Namen hat; und ſo ging er denn mit ſeinem erſten Führer ſeinem

Grabe entgegen. Eine granitne Denkſäule mit marmornem Poſtamente deckt ſeine Gebeine. Dieſes einfach edle Monument erhebt ſich hart an der Landſtraße unweit Servoz, und rührt, wie die Inſchrift, welche den Todten preiſ't und die Lebenden warnt, von dem Departements-Präfecten Eymar zu Genf her.

Eſchenbach (Wolfram von), deſſen Blüthe in die erſte Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fällt, iſt unter allen Dichtern des ſchwäbiſchen Zeitraums oder unter den Minneſängern nicht allein einer der fruchtbarſten, ſondern überhaupt der vorzüglichſte. Reich und neu in der Darſtellung und ein gewandter und zierlicher Meiſter der Sprache und des Versbaues, erhebt er ſich zu einer epiſchen Höhe, die vor und nach ihm nicht erreicht worden. Von ſeinen perſönlichen Umſtänden wiſſen wir nicht mehr, als daß er aus einem adeligen Geſchlechte, wahrſcheinlich aus der Oberpfalz, ſtammt. Er empfing zu Henneberg den Ritterſchlag, und brachte ſein Leben auf Ritterzügen zu, wobei er von der Verſekunſt und der Freigebigkeit der Fürſten lebte. Gegen das Ende ſeines Lebens zog er ſich auf den Wohnſitz ſeiner Väter zurück. Sein Leib ruht in der Frauenkirche des Marktes Eſchenbach. Er hat wahrſcheinlich das Jahr 1207 überlebt. Er war ſeinen Zeitgenoſſen Meiſter des Geſanges. S. über ihn das Muſeum für altdeutſche Literatur und Kunſt, herausgegeben von Hagen, Docen und Büſching, im 1ſten Bande. Seine Gedichte ſind theils von ſeiner eigenen Erfindung, theils nach franzöſiſchen und provenzaliſchen Muſtern gearbeitet. Die vorzüglichſten ſeiner zahlreichen Werke ſind: der Parcival, der Titurell oder die Pfleger des Graals, der trojaniſche Krieg, Wilhelm von Oranſe, und Gottfried von Bouillon. Der Parcival iſt in der mülleriſchen Sammlung enthalten; vielleicht verdanken wir die Mittheilung der übrigen bald den für die vaterländiſche Literatur thätigen Herren v. d. Hagen und Büſching, die uns dazu Hoffnung gemacht haben.

Eſchenburg (Johann Joachim), ſeit 1767 Hofrath und Profeſſor am Carolino in Braunſchweig, ſeit der Umwandlung dieſes Inſtituts in eine königl. weſtphäliſche Kriegsſchule penſionirt, wurde den 1. Dec. 1743 zu Hamburg geboren, woſelbſt ſein Vater die Handlung trieb. Dieſer mit dem liebenswürdigſten Charakter und einer ausgebreiteten Gelehrſamkeit ausgeſtattete Veteran unſerer Literatur hat ſich als Lehrer und Schriftſteller dauernde Verdienſte erworben. Seinem raſtloſen Fleiße, den er auf verſchiedene Zweige des menſchlichen Wiſſens richtete, verdanken wir hauptſächlich eine genauere und gründliche Kenntniß der engliſchen und vaterländiſchen Literatur. Seine Überſetzungen aus dem Engliſchen, unter denen ſeine Verdeutſchung des Shakſpeare die erſte Stelle verdient, verrathen einen tiefen und gründlichen Sprach- und Sachkenner, und ſein Entwurf einer Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften, die dazu gehörige Beiſpielſammlung, ſo wie ſein Handbuch der claſſiſchen Literatur zeigen ihn als einen geſchmackvollen Literator, der die Werke alter und neuer Zeit in ihrem ganzen Umfange kennt.

Escorial (El Escurial), ein in der ſpaniſchen Provinz Segovia, in einer rauhen, bergigen Gegend gelegener Flecken, 6½ Meile von Madrid, woſelbſt König Philipp II. wegen eines Gelübdes, nach dem bei St. Quintin 1557 erfochtenen Siege, jenes weltberühmte Kloſter und Schloß erbaute, welches man gewöhnlich

unter dem Namen Escorial verſteht. Da die Schlacht von St. Quintin am 19. Auguſt, als dem Feſttage des heiligen Laurentius, gewonnen worden, ſo ward auch das Escorial dieſem Heiligen geweiht. Es enthält eine Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten, die mit allem, was die verſchwenderiſche Pracht vereinigen kann, ausgeſtattet ſind. Zweihundert Mönche von dem Orden des heiligen Hieronymus bewohnen die Kloſtergebäude und trieben ſonſt die einträglichſte Schafzucht. In der prachtvollen Hauptkirche, welche 24 Altäre und acht Orgeln in ſich faßt, befindet ſich unter dem hohen Altar eine Capelle, Pantheon genannt, woſelbſt die verſtorbenen Regenten Spaniens beigeſetzt werden. Carl V. machte den Entwurf zu dieſem Bau und Philipp II., III. und IV. führten ihn aus; er ſoll 5 Millionen Ducaten gekoſtet haben. Philipp II. legte zugleich die berühmte Bibliothek des Escorial an; und ſein Sohn vermehrte ſie anſehnlich. Sie enthält große, zum Theil noch unbenutzte und unbekannte handſchriftliche Schätze, wiewohl leider ein Theil derſelben durch einen Brand im Jahr 1671 vernichtet ward.

Eſelsfeſt wurde im mittlern Zeitalter mehrere Jahrhunderte hindurch faſt in ganz Europa um Weihnachtszeit gefeiert. Nachdem man nämlich vor den Kirchthüren einige Geſänge angeſtimmt hatte, ließ man in der Kirche ſelbſt (bis zu dieſem Grade der Narrheit wurden die ehrwürdigſten Gegenſtände gemißbraucht!) einen Eſel, mit einer großen Kutte behangen, erſcheinen. Verkleidete Prieſter, unter welche ſich bisweilen auch die Laien miſchten, ſangen ein Lied um den Eſel, und zwiſchen durch wurde auch das Schreien dieſes Thieres nachgeahmt. Aus dem Liede iſt die Abſicht dieſes Feſtes ſichtbar, nämlich die Propheten, welche Chriſti Geburt vorher verkündigt hatten, in Prozeſſion vorzuſtellen. Bileam erſchien auf einer Eſelin; dies hat wahrſcheinlich dem Feſte den Namen gegeben. Andere meinen, man habe damit die Flucht der Maria nach Ägypten verſinnlichen wollen. Eine andere Art des Eſelsfeſtes, nämlich das Palmeſelsfeſt, iſt ein Feſt für Kinder, welches in vielen Kirchen des catholiſchen Deutſchlands ſich bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts erhielt.

Eskimo's, eine Völkerſchaft, die aus Grönland ſtammt und die Küſten des nördlichen Labrador bewohnt; daher ſie denn auch mit den Grönländern einerlei Sprache hat. Die Eskimo's ſind von beſchränktem Geiſte, einer jedoch nicht gar zu häßlichen Geſtalt; beſonders klein ſind ihre Hände und Füße. Ihre natürliche Farbe iſt weiß, allein Unreinlichkeit und Thran läßt dieſe kaum erkennen. Sie führen ein höchſt ärmliches Leben, und nähren ſich von Fiſcherei und Jagd; oft wenn ſie nichts haben, um ihren Hunger zu ſtillen, ſaugen ſie ihr eigenes Blut ein. Ihre einfachen Zahlen gehen bis 6, und die zuſammengeſetzten bis 21; was darüber iſt, heißt eine Menge. Auf gleiche Weiſe ſind ſie in ihren übrigen Begriffen beſchränkt. Sie leben in völliger Gleichheit, ohne Regierung, außer daß der Stärkere, Herzhaftere, oder der mehr Weiber und Kinder hat, einigermaßen vorgezogen wird. Eben ſo wenig haben ſie Geſetze; die einzige Strafe iſt allgemeiner Tadel. Alle religiöſen Begriffe ſind ihnen fremd; die mähriſchen Brüder haben verſucht, das Chriſtenthum unter ihnen einzuführen, und 1777 wurde der erſte Eskimo getauft.

Eskurial, ſ. Escorial.

Esmenard (J.), einer der vorzüglichſten neueren franzöſiſchen Dichter, und Mitglied des Inſtituts, war in dem kleinen Orte Peliſſanne in der Provence geboren und kam 1790 mit einem Auftrag der Stadt Aix nach Paris, wo er ſich mit einigen königlich geſinnten Journaliſten verband. Dies brachte ihn auf die Proſcriptionsliſte. Er flüchtete, durchſtrich Italien, Deutſchland, England und kam 1796 wieder nach Paris, wo ihn der bataviſche Geſandte Schimmelpenning in ſeinem Bureau anſtellte. Dennoch ward er als Emigrant verfolgt und wieder nach Deutſchland deportirt. Erſt nach der Revolution vom 9. November 1799 wagte er ſich zurück und genoß Sicherheit. Nun arbeitete er mit Chateaubriant und Fontanes erſt am franzöſiſchen Merkur, dann im Miniſterium des Innern als Chef im Bureau des spectacles. Im Jahr 1803 ging er mit dem General Leclerc nach St. Domingo, kam wieder und reiſ'te nach Martinique, wo er Generalſecretär der Regierung ward. Aber ſchon zu Ende 1804 war er wieder zu Paris. Er ward im Polizeiminiſterium Mitglied der Cenſurcommiſſion und vornehmſter Redacteur der Gazette de France. Zuletzt ging er mit Aufträgen nach Italien. Auf dem Wege von Neapel nach Rom hatte er das Unglück, auf einem ſteilen Wege zwiſchen Itri und Fondi mit dem Wagen umgeworfen und mit dem Kopf gegen die Felswand geſchleudert zu werden. Man trepanirte ihn zu Fondi, aber er ſtarb acht Tage nachher, 42 Jahre alt im Jahr 1811. Er iſt vorzüglich bekannt durch ſein größeres didaktiſches Gedicht: La navigation. Auch in der lyriſchen Poeſie hat er ſich mit Glück verſucht; wir nennen von ihm in dieſer Gattung Le triomphe de Trajan und Fernand Cortez. Seine Sprache iſt edel und ſeine Darſtellung voll Würde.

Eſoteriſch, geheim, bloß für Geweihte beſtimmt. Bei den Myſterien oder geheimen Geſellſchaften der Alten nämlich hatte man eſoteriſche und exoteriſche Lehren, jene für die Geweihten, dieſe für die Ungeweihten. Auch in den Wiſſenſchaften hat man in der Folge diejenigen Vorſtellungs- und Lehrarten, welche nur für gelehrte Kenner (Eſoteriker) gehören, eſoteriſche, und diejenigen, welche den Faſſungskräften der Ungelehrten (Exoteriker) angemeſſen ſind, exoteriſche genannt.

Espagnolet (eigentlich Joſeph Ribeira mit dem Zunamen Espagnolet), war 1589 zu Xativa im Königreich Valencia geboren. Dieſer unter den ſpaniſchen Malern zu den vorzüglichern gehörende Künſtler ſtudirte beſonders den Correggio und ſtrebte durch ſeine Arbeiten die Werke des Dominico zu verdunkeln. Schreckliche und ſchauderhafte Gegenſtände behandelte er am glücklichſten, doch fehlte ihm Geſchmack und Adel. Seine mit zu greller Wahrheit ausgeführten Gemälde erregen nicht Schaudern, ſondern Entſetzen, und man erzählt von einem aufs Rad geflochtenen Spion, der noch im Luſtſchloſſe Buen-Retiro geſehen wird, daß eine Frau nach dem Anblick deſſelben einen unzeitigen Knaben mit eben ſo verdrehten Fingern geboren habe, wie auf dieſem Gemälde geſehen wurden. Er lebte lange in der Armuth, in der er geboren war, und obgleich ihn ein Cardinal, aus derſelben ziehen wollte kehrte er doch freiwillig zu ihr zurück, weil er bemerkt hatte, daß ihm Gemächlichkeit die Luſt zur Arbeit raubte. Neapel, wo er ſich niederließ, betrachtete ihn als ſeinen erſten Maler. Er ſtarb daſelbſt 1656. Andere erzählen, daß ſein Tod an einem unbekannten Orte erfolgt ſey, wo-

hin er ſich aus Kummer über das Verhältniß, das Don Juan, der natürliche Sohn Philipps IV., mit ſeiner Tochter angeſponnen hatte, zurückzog. Außer ſeiner Eiferſucht auf Dominico, die ihn oft zu weit führte, fällt ſeinem Charakter nichts Tadelhaftes zur Laſt. Seine Hauptwerke finden ſich in Neapel und Spanien. Das pariſer Muſeum beſitzt unter andern ſein von ihm ſelbſt gemaltes Portrait.

Eſpinaſſe (Julie de l'). Dieſe einſt in Frankreich als der Inbegriff aller Liebenswürdigkeit bewunderte Frau vereinigte die glänzendſten Geiſtesgaben mit einem der heftigſten Liebe fähigen Herzen, und glänzte als eine ſeltene Erſcheinung ihres Geſchlechts in den feinſten, gebildetſten und erleſenſten Cirkeln von Paris. Sie war zu Lyon im J. 1732. geboren, und obgleich ihre uneheliche Geburt ſammt den ſie begleitenden Umſtänden keineswegs unbekannt war, ſo wurde ſie doch für eines Bürgers Tochter ausgegeben und führte ſtets den Namen deſſelben, ohne je ihre wahre Abſtammung in Anſpruch zu nehmen. Damit erfüllte ſie treu das Verſprechen, das ſie ihrer Mutter, der Madame d'Albon, auf dem Sterbebette gegeben, wogegen ſie von dieſer ein kleines Vermächtniß erhalten hatte. Damals verſammelte die Frau von Deffand gleichſam einen Hofſtaat der gebildetſten und geiſtreichſten Männer um ſich, die einander unter ihrem Vorſitz mit Scharfſinn, Witz und Galanterie wetteifernd bekämpften, und über Wiſſenſchaften und Politik richteten. Dieſe Dame, deren im Alter überhand nehmende üble Laune, wie ſie ſelbſt fühlte, der freien Mittheilung ihrer Freunde oft Eintrag that, ſehnte ſich um ſo mehr nach einer Geſellſchafterin, als ihr Zuſtand durch die Leiden noch verſchlimmert wurde, die der Verluſt des Geſichts ihr verurſachte. Ihre Wahl fiel auf Julie de l'Eſpinaſſe, die gern ihren Anerbietungen folgte, da ſie in einer dürftigen Lage lebte. Anſpruchlos trat das harmloſe Mädchen in das Haus der Frau von Deffand, und ahnete nicht, daß ſie bald das glänzende Geſtirn ſeyn ſollte, um das ſich die gebildetſten Geiſter ihrer Zeit verſammeln würden. Anfangs lebten beide Frauen in beſter Harmonie, die Deffand ohne Arg und Julie ohne Anſpruch, in glücklicher Unbewußtheit der Vorzüge, die ſie eben ſo berühmt als unglücklich machen ſollten. Aber die Verſchiedenheit zwiſchen dieſem jungen, durch Schönheit nicht minder als durch geiſtige Vollkommenheiten bezaubernden Geſchöpfe und ihrer zwar höchſt geiſtreichen, aber bejahrten, oft heftigen und übelgelaunten Gebieterin gab zu Vergleichungen Anlaß, die nicht zum Vortheil der letztern ausfallen konnten, und deren Wirkungen dieſer, ſobald ſie Kunde davon erhielt, um ſo weniger gleichgültig ſeyn konnten, als ſie auch in ihrem Alter die Anſprüche nicht aufgeben wollte, wozu allein Jugend und Schönheit berechtigen. Nur zu bald wurden Juliens Vorzüge erkannt, Aller Herzen huldigten ihr, ſelbſt d'Alembert, der geprüfteſte Verehrer der Frau von Deffand, fühlte ſich von der Gewalt ihrer Reize beſiegt und bekannte ihr ſeine Liebe. Anfangs gelang es, die neuen Verhältniſſe zu verbergen, ſo groß auch die Schwierigkeiten waren. Denn nicht nur bei Tage war Julie ſtets um ihre Gebieterin beſchäftigt; ſie hatte auch das qualvolle Amt, die langen ſchlafloſen Nächte derſelben durch Vorleſen zu verkürzen. Nur die wenigen ihr zur Ruhe vergönnten Nachmittagsſtunden konnte ſie zu geheimen Zuſammenkünften oder ſchriftlichen Unterhaltungen mit ihren Freunden benutzen. Dieſer Zwang führte die Ent-

deckung herbei, der augenblicklich die Trennung folgte. Aber die Verſtoßene hatte bereits zu zahlreiche Verehrer, um ſich verlaſſen zu finden; ja man bewirkte durch den Herzog von Choiſeul, daß der König ihr ein anſtändiges Jahrgeld ausſetzte. Von jetzt an trat ſie in die große Welt ein und die glänzendſten Cirkel wetteiferten um die Ehre ihres Beſitzes. D'Alembert entſagte fortan der Frau von Deffand, um ſich ganz derjenigen zu widmen, die ſein Herz gefeſſelt hielt, und von der er, wiewohl vergebens, Gegenliebe erflehte. Nur die wohlwollendſte Freundſchaft konnte ſie für ihn empfinden, und dieſe bewies ſie ihm, als er von einer ſchweren Krankheit ergriffen ward, durch die ſorgfältigſte Pflege. D'Alemberts Sehnſucht, ſeiner geliebten Freundin ſtets nahe zu ſeyn, ward dadurch nur vermehrt, und ſie gewährte ihm den Wunſch, Eine Wohnung mit ihr beziehen zu dürfen. Kein übelwollendes Urtheil tadelte dieſes reine Verhältniß. Aber jetzt ſollte dieſelbe Leidenſchaft, die ſie d'Alembert nicht erwiedern konnte, für einen andern in ihrem Herzen erwachen. Sie ſollte alle Entzückungen, aber auch alle Leiden kennen lernen, welche die Liebe gewährt, wenn ſie uns nur darum auf den Gipfel der Seligkeit zu heben ſcheint, um uns im nächſten Augenblick deſto tiefer ſtürzen zu können, wenn ſie die Qualen der Ungewißheit über uns ſchickt, und alles zu gleicher Zeit hoffen und fürchten läßt. Der Marquis von Mora, ein ſpaniſcher Jüngling, der männlichen Adel mit höchſtem Liebreiz und ein glühendes Herz mit dem gebildetſten Verſtande vereinigte, ward von ihr geliebt und liebte ſie wieder. D'Alembert, der redliche, ſeinen Schmerz ſtill in ſich verſchließende Freund, opferte nicht nur ſeine Liebe dem Willen ſeiner Verehrten, ſondern war ſelbſt großmüthig genug, das Amt des Mittlers zwiſchen Beiden zu übernehmen. Schon waren die ſehnlichen Wünſche der Liebenden dem Ziele nahe, als plötzlich Mora erkrankt. Julie will vor Kummer vergehen, doch in demſelben Augenblick — unerklärlicher Unbeſtand des weiblichen Herzens! legt eine neue Liebe ihr Feſſeln an und vertilgt das Bild des ſterbenden Freundes noch vor ſeinem Tode aus ihrer Seele. Der Oberſt Guibert, bekannt durch ſeine Verhältniſſe mit Friedrich II., der die Gunſt der Frauen als einen ſeinen Eigenſchaften gebührenden Tribut zu betrachten gewohnt war, zog ſie um ſo unwiderſtehlicher an ſich, je mehr ſeine Liebe nur ein galantes Spiel war, das beſtimmt ſchien, die an Mora verübte treuloſe Wankelmüthigkeit und die Verſchmähung des edeln d'Alembert zu ſtrafen. Wer könnte die Verkettung dieſer Verhältniſſe, die Betrachtung der ſeltſamen Launen der Liebe, die ihre Gunſt, der alten Vorſtellung gemäß, blind verſchenkt, ohne Theilnahme betrachten, wer ihre Briefe, in denen ſich ausſpricht, was glühende unauflösliche Liebe einem zarten Herzen eingeben kann, ohne Rührung leſen? Die darin mit ſo viel Anmuth und Zartheit ausgedrückten tiefſten und innigſten Gefühle zeugen von einer ſeltnen Bildung, und laſſen uns das Urtheil La Harpe's unterſchreiben, der von ihr ſagt: „Ich habe nie ein Weib gekannt, das mehr natürlichen Verſtand, weniger Sucht, ihn geltend zu machen und mehr Talent beſeſſen, die Geiſtesgaben Anderer hervorzuheben. Sie gab jedem ſeinen Platz, und jeder war mit dem ſeinigen zufrieden. Bei großer Gewandtheit beſaß ſie die liebenswürdigſte Artigkeit, die den Ton der Theilnahme annimmt. Dieſer Ton ward ihr leicht, ſie feſſelte unwiderſtehlich, und ſo viel Freunde ſie auch hatte, ſo glaubte doch jeder, daß er es allein ſey.

Niemand war thätiger, wenn es galt, ſich jemand zu verpflichten." Eine gute deutſche Überſetzung ihrer (erſt Paris 1809, 2 Thle 8. erſchienenen) Briefe erſchien 1809 von Madame Spazier. Sie ſtarb im Jahre 1775 oder 76.

Esplanade, ein freier, ebener Platz vor einem großen Gebäude; in der kriegeriſchen Sprache der freie Platz zwiſchen der Citadelle und den Häuſern der Feſtung; auch die Abdachung der Bruſtwehr an dem ſogenannteng bedeckten Wege (ſ. Glacis).

Esprémenil (Jacques Duval d') geboren zu Pondichery im J. 1746, zeichnete ſich früh durch einen feurigen Geiſt und eine glänzende Beredſamkeit aus. Er betrat die gerichtliche Laufbahn als königlicher Sachwalter, und ward nachher Parlamentsrath zu Paris. Hier hatte er Gelegenheit, ſeine Talente auf eine glänzende Weiſe zu entwickeln, zugleich aber verrieth er einen unruhigen, zu politiſchen Neuerungen geneigten Kopf. Als Mesmer mit ſeinen Entdeckungen des Magnetismus auftrat, ward er ein Schüler und Anhänger deſſelben, und lockte eine Menge Gläubige und Kranke zu ſich. Bei einem überwiegenden Verſtande waren ſeine Kritiken um ſo bitterer, da ſie ſtets von der Liebe zum Gemeinwohl und einer ſtrengen Rechtſchaffenheit eingegeben ſchienen. Beſonders richtete er ſie gegen die Königin; er urtheilte über ihren Geſchmack und ihren Aufwand mit einer Freiheit, daß die Königin einſt zu einer Modehändlerin, die ihr einen neuen Aufſatz anbot, geſagt haben ſoll: Ich kaufte ihn gern, aber ich muß erſt die Erlaubniß des Herrn von Esprémenil haben. Seine hartnäckigen Angriffe auf den Hof und die Miniſter bewirkten endlich ſeine Verbannung auf die Inſel St. Margaretha. Dadurch ward er nur noch entſchiedener das Haupt aller Feinde des Hofes und der Abgott des Volks, das ihn als ſeinen unerſchrockenſten Vertheidiger anſah. Als er kurz nach ſeiner Zurückberufung dem Schauſpiele in Lyon beiwohnte, wiederfuhr ihm die Auszeichnung, öffentlich mit einem Lorbeerkranze gekrönt zu werden. Er trug, ſobald er in Paris angekommen war, auf die Zuſammenberufung der Reichsſtände an, und ihm ward die gefährliche Ehre, ſelbſt zum Deputirten ernannt zn werden. Wider Erwarten hörte man ihn mit eben ſo viel Nachdruck die Vorrechte des Königs verfechten, als er die Auflagen der Miniſter beſtritten hatte; er widerſprach dem Vorſchlag, die Fälle zu erörtern, in welchen der Monarch des Thrones verluſtig ſeyn ſolle, und unterſtützte alle gegen die Conſtitutionsacte gemachten Proteſtationen. Dadurch zog er den Haß der Volkspartei auf ſich, und als er am 17. Juli 1792 in den Tuilerien ſich unter einer Anzahl von Menſchen befand, ward er erkannt, mit Gewalt aus ihrer Mitte geriſſen, und in den Garten des Palais-Royal geſchleppt. Hier beraubte man ihn der Kleider, um ihn in ein Baſſin zu werfen. Ein Soldat der Nationalgarde entzog ihn halb todt den Händen der Menge und brachte ihn in Sicherheit. Seinen Freunden, die ihm zur Flucht riethen, wollte er nicht folgen, und als er ſich zu ſpät eines Beſſern belehrt hatte, hoffte er umſonſt, auf einem Landgute, das er in der Normandie beſaß, vergeſſen zu ſeyn. Die Proſcription erreichte ihn bald. Er ward vor das Revolutionstribunal gezogen, verurtheilt und ſtarb mit vielem Muthe am 23. April 1794. Durch ein ſonderbares Spiel des Zufalls wurde derſelbe Chapelier, der in der conſtitutionellen Verſammlung ſein College und beſtändiger Widerſacher gewe-

ſen war, zu gleicher Zeit mit ihm vor Gericht verurtheilt und auf demſelben Wagen mit ihm zum Tode geführt.

Eſquire (abbrevirt Eſq., ausgeſprochen Skweir, kommt her von escurier, der Schildknappe, ſ. Ritterweſen), ein engliſcher Titel, über den Küttner ſagt, daß alle diejenigen ſchwer aufzuzählen ſind, denen er eigentlich, d. h. nach den Geſetzen, zukommt. Die Söhne des Baronets, die Advocaten oder plaidirenden Rechtsgelehrten ſind Eſquires, und ſo manche andere in verſchiedenen öffentlichen Ämtern haben dieſen Titel von Rechts wegen; aber man gibt ihn auch vielen aus Höflichkeit, denen er eigentlich nicht gehört, als Gelehrten, Künſtlern u. ſ. w. Der Beſitz liegender Gründe gibt ihn nicht, ob man gleich diejenigen, die liegende Gründe haben, durchaus und vorzugsweiſe ſo nennt. Die engliſchen Bauern nennen ihren Gutsherrn Eſquire.

Eß (Carl von) und Leander von Eß; der erſtere Pfarrer zu Huysburg bei Halberſtadt, der letztere Benediktiner der Abtei Marienmünſter im Fürſtenthum Paderborn und ſpäter Pfarrer zu Schwabenburg im Fürſtenthum Lippe, ſeit 1813 außerordentlicher Profeſſor der Theologie und catholiſcher Pfarrer zu Marburg, auch Mitdirector des daſigen Schullehrer Seminariums, beide Vettern, und der catholiſchen Lehre zugethan, haben ſich durch ihre mit vielem Beifall aufgenommene und für alle chriſtlichen Religionsparteien brauchbare Überſetzung der heiligen Schriften des N. T., wovon 1811 (Sulzbach bei Seidel) ſchon eine zweite verbeſſerte Auflage erſchienen iſt, bekannt gemacht.

Eßlingen, eine kaiſerliche Herrſchaft mit einem Schloſſe und Dorfe gleiches Namens in Öſterreich unter der Ens im Viertel unter dem Mannhardsberg, oſtwärts von den wiener Donaubrücken. Dieſer Ort wurde durch die großen Kriegsbegebenheiten des Jahres 1809 berühmt. Zwiſchen Eßlingen und Aſparn wurde jene große Schlacht am 20. und 21. Mai geliefert, welche bei den Öſterreichern unter dem Namen der Schlacht von Aſparn, bei den Franzoſen der Schlacht von Eßlingen bekannt iſt. Eßlingen war damals von den Franzoſen beſetzt, und bildete ihren rechten Flügel. Der Ort ſelbſt war mit Aufwürfen umgeben, und ein feſtgemauerter, frei ſtehender, drei Stockwerk hoher Speicher war mit Schießſcharten verſehen, und bildete gleichſam die Citadelle des Ortes. Marſchall Maſſena hatte die Vertheidigung dieſes wichtigen Poſtens über ſich, der mehrere heftige Stürme der Öſterreicher aushalten mußte. Nachdem die franzöſiſchen Schiffbrücken zerſtört, der linke Flügel ſich von Aſparn zurückgezogen hatte, und die Armee ſich endlich auf der Lobau wieder ſammelte, diente Eßlingen mit ſeinem Speicher noch zur Deckung dieſes Rückzuges. Daher hat auch der Marſchall Maſſena, der alles zur Behauptung dieſes Poſtens anwendete, nachher vom Kaiſer Napoleon den Titel eines Fürſten von Eßlingen erhalten. (Vergl. Aſparn.)

Eſſäer, eine Secte unter den Juden, von welcher ſich ſchon im erſten Jahrhunderte vor der chriſtlichen Zeitrechnung Spuren finden. Ihr Zweck ſcheint hauptſächlich aſcetiſch geweſen zu ſeyn. Sie zogen ſich in die Einſamkeit zurück und hatten Gütergemeinſchaft unter ſich eingeführt. Zur Aufnahme in ihren Bund gingen Prüfungen vorher. Blutige Opfer brachten ſie nicht; ſtatt vieler Ceremonien widmeten ſie ſich dem Gebet und den ſtilleren Andachtsübun-

gen, beobachteten die Sabbathsfeier ſtreng, und heilten durch Kräuter, Wurzeln allerhand Krankheiten.

Eſſen, ehemaliges Stift und gefürſtete Abtei nebſt Stadt dieſes Namens in dem ſonſtigen weſtphäliſchen Kreiſe, zwiſchen der Grafſchaft Mark und den Herzogthümern Cleve und Berg. Letztere Stadt hatte faſt die Privilegien einer Reichsſtadt, ſtand aber unter dem Schutze des Königs von Preußen. Der größte Theil der Einwohner iſt lutheriſch, doch gibt es auch catholiſche Kirchen und Klöſter, auch war hier eine Comenthurei des deutſchen Ordens. Ehemals blühten hier vorzüglich Gewehr- und Tuchfabriken.

Eſſen (Hans Heinrich Graf von), durch den 1810 mit Frankreich abgeſchloſſenen Frieden bekannt, ſtammt aus einem alten liefländiſchen Geſchlechte her, und ward zu Kaſiös in Weſtgothland im J. 1755 geboren. Sein Vater war der Kammerherr Freiherr von Eſſen, und ſeine Mutter eine Freiin von Kruſen. Bei einer ſeltenen Körperſchönheit verrieth er ſchon früh einen feſten und ſtandhaften Charakter. Er beſuchte zuerſt die Univerſität Upſala und im J. 1771 Göttingen. Im Jahre darauf trat er in die militäriſche Laufbahn und ward Offizier bei den mörnerſchen Huſaren. Als 1777 König Guſtav III. ein tourniermäßiges Carouſſel veranſtaltete, ward auch der damalige Freiherr von Eſſen dazu geladen, und der Monarch gewann ihn bald ſo lieb, daß er ihn in kurzer Zeit bis zum Generalmajor beförderte und zu ſeinem Hofſtallmeiſter ernannte. Im J. 1783 begleitete Eſſen ſeinen König nach Italien und 1788 in den finnländiſchen Feldzug. Als im Jahre darauf jene ſo unglückliche Conſpiration ausbrach, war er der einzige Begleiter des Königs nach Stockholm und von da nach Gothenburg. In unglaublich kurzer Zeit war durch ſeinen Eifer, den er als Generaladjutant bewies, die Landwehr von Weſtgothland verſammelt; er zog die Truppen aus Schonen heran und Gothenburg ward entſetzt. Er ſtieg täglich in der Gunſt Guſtavs, der ihn 1792 zum Oberſten und Chef der Garde zu Pferde ernannte. Vergebens benutzte Eſſen die ihm zugekommenen Gerüchte, im März deſſelben Jahres ſeinen König von der Maskerade zurückzuhalten, die ihm das Leben koſten ſollte; er mußte ſich vielmehr mit ihm dahin begeben, und ward von dem Blute des Königs beſpritzt. Aber auch bei dieſem außerordentlichen Vorfall verlor er ſeine Faſſung nicht, und befahl das Haus zu ſchließen. In den folgenden Jahren ward er in den Reichsherrnſtand erhoben, und zum Seraphinenritter und Commandeur aller ſchwediſchen Orden ernannt. Im J. 1795 begleitete er den Herzog von Südermannland (jetzt König Carl XIII.) nach Petersburg, ward dann Befehlshaber der Hauptſtadt Stockholm und zog ſich 1797 auf ſeine Güter in Upland zurück. Auf dem Reichstage zu Nordköping im J. 1800, wohin ihn König Guſtav Adolph IV. berief, verrichtete er das Amt eines Reichsſtallmeiſters; in demſelben Jahre wurde ihm das Gouvernement von Pommern und Rügen und 1806 das Obercommando der in Pommern verſammelten Armee übertragen. Er vertheidigte Stralſund in einer zehnwöchentlichen Belagerung, und ſchloß endlich mit den Franzoſen einen vortheilhaften Waffenſtillſtand. Er ward zum General der Cavallerie ernannt. Als der König von Schweden das Commando der pommerſchen Armee ſelbſt übernahm, zog ſich Eſſen wieder auf ſeine Güter zurück, von wo ihn die ſchwediſche Nation abermals in die Hauptſtadt berief und zum Staatsrath ernannte. König Carl XIII. erhob

ihn zum Lohne für ſeine vielfachen Verdienſte um Reich und Krone in den Reichsgrafenſtand, und ſandte ihn nebſt dem Staatsrathe Lagerbjelke als Friedensunterhändler nach Paris, wo er ſo glücklich war, die Rückgabe von ſchwediſch Pommern, der letzten von Guſtav Adolphs Eroberungen, zu bewirken, und den Frieden abzuſchließen.

Eſſex (Robert d'Evreux, Graf von) ein berühmter engliſcher Staatsmann, aus einer urſprünglich normanniſchen Familie entſproſſen, ward zu Nethewood in der Grafſchaft Hereford 1567 geboren. Das Glück erhob ihn ſchnell zum erſten Liebling einer der mächtigſten Monarchinnen; aber Eſſex verſtand nicht die Gunſt des Schickſals zu feſſeln. Hingerafft von der nur zu oft dem Glücke beigeſellten Verblendung, ſtürzte er ſich ſelbſt von der Höhe deſſelben herab, und ließ den Ausſpruch der Alten an ſich wahr werden, daß es ſchwerer ſey, glücklich zu ſeyn, als unglücklich. Eſſex hatte bereits in Holland unter den engliſchen Hülfstruppen gedient, als er an dem Hofe der Königin Eliſabeth erſchien. Seine Schönheit, die durch ſeine ritterliche Galanterie noch glänzender erſchien, gewann ihm das Herz ſeiner Monarchin, wozu folgende Begebenheit den Anlaß gegeben haben ſoll. Die Königin machte einſt einen Spaziergang, und kam an eine Stelle, über die ſie nicht hingehen konnte, ohne die Füße zu beſchmutzen. Eſſex, der in ihrem Gefolge war, breitete ſogleich ſeinen goldgeſtickten Mantel auf den Boden. Der edle und reizende Anſtand, womit er dieſe Handlung der Galanterie ausführte, rührte das Herz der Königin, die, obgleich ſchon 58 Jahre alt, von den Schwächen ihres Geſchlechts keineswegs frei war. Wie in der Gunſt der Monarchin, ſo ſtieg auch Eſſex ſchnell zu den erſten Ehrenſtellen empor, aber in dem Wahne, die Königin unumſchränkt zu beherrſchen, ließ er ſich ſelbſt von Übermuth und Anmaßung beherrſchen. Dadurch erſtickte er die Regungen einer allerdings heftigen Liebe, welche Eliſabeth für ihn hegte, und bewog ſie, als er eine Armee von 20,000 Mann, die er 1600 als Vicekönig nach Irland gegen die Rebellen geführt, hatte umkommen laſſen, ihn ſeiner Ämter zu entſetzen und vom Hofe zu verweiſen. Nachdem Eſſex vergebens verſucht hatte, die Gunſt ſeiner Monarchin durch Bitten und Flehen wieder zu gewinnen, erwachte ſein Stolz und gab ihm den Entſchluß ein, ſich zu rächen. Er verſammelte eine Partei um ſich, regte die Catholiken und Mißvergnügten an und ging ſo weit, dem Könige Jacob von Schottland den engliſchen Thron zu verſprechen. Eliſabeth war von allem unterrichtet; ſelbſt die Schmähungen, die Eſſex wider ihre Perſon ausgeſtoßen, wurden ihr hinterbracht. Unheilbare Wunden für ein weibliches Herz. Als daher Eſſex mit 200 Begleitern in der Stadt erſchien, und vergebens das Volk zum Aufſtand aufgemuntert hatte, ward er ergriffen und von den Richtern als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Lange zögerte die Königin, in deren Herzen in dieſen Augenblicken der letzten Entſcheidung die einſt gefühlte Liebe zu erwachen ſchien, das Todesurtheil zu unterſchreiben. Ein Moment indeß, in welchem das Gefühl der gekränkten Eitelkeit die Regungen der Liebe erſtickte, entſchied, und Eſſex verlor 1601 ſeinen Kopf durch das Beil im Tower, im 34ſten Jahre ſeines Alters. Kaum aber war dies geſchehen, als ſich Eliſabeth, überwältigt von der erwachten Neigung für ihren einſtigen Günſtling, die ihr Herz mit dem ſchärfſten Pfeile verwundete, einem tiefen Schmerz hingab, den ſie zu verbergen weder ſuchte, noch vermochte, und den ſie bis

an ihren Tod bewahrte. Man erzählt, daß einſt, in einer Stunde der vertrauteſten Gunſt, die Königin dem Grafen einen Ring gegeben habe, mit dem Verſprechen, daß ihm, wenn er je ein Mal, verdient oder unverdient, ihren Unwillen auf ſich ziehen würde, die Vorzeigung dieſes Ringes Gnade auswirken ſolle. Die Königin ſoll vergebens dieſes Zeichen der Reue und Unterwerfung erwartet, und erſt nach des Grafen Tode zur Vermehrung ihres Grams erfahren haben, daß der Ring ihr von Eſſex zugeſandt, von einem übelwollenden Höfling aber zurückgehalten worden ſey. Das bekannte Trauerſpiel Eſſex, nach dem Engliſchen des Henry Jones von Dyk bearbeitet, enthält nicht nur dieſen Zug, ſondern gibt auch ein anderes Motiv an, wodurch Eſſex der Gnade Eliſabeths verluſtig und des Todes ſchuldig geworden; hiſtoriſch erwieſen ſind indeß dieſe Umſtände nicht. Früherhin ſoll ihm ſein Ungeſtüm eine Ohrfeige von ſeiner leidenſchaftlichen Beſchützerin zugezogen haben.

Eſſig. Jede aus Wein oder weinartigen Flüſſigkeiten durch die zweite oder ſaure Gährung (welche darum auch Eſſiggährung genannt wird) erzeugte Säure heißt Eſſig. Nach der geiſtigen Gährung iſt jede ſolche Flüſſigkeit von ſelbſt geneigt, in die ſaure überzugehen, und kann nur durch künſtliche Mittel daran verhindert werden. Bei Bereitung des Eſſigs hingegen werden Mittel zu ihrer Beſchleunigung und Beförderung angewandt. Der Eſſig iſt um ſo beſſer, je ſtärker er iſt; iſt er durch Deſtillation von allen fremdartigen Stoffen getrennt und gereinigt worden, ſo heißt er Eſſigſäure, welches eine überaus ſcharfe, flüchtige und durchdringende Flüſſigkeit iſt. Da der Gebrauch des Eſſigs ſehr vielfach iſt, ſo macht die Fabrikation deſſelben einen bedeutenden Gegenſtand der menſchlichen Induſtrie aus.

Eſtaing (Jean Baptiſte Charles, Graf d'), königl. franzöſiſcher Admiral und Generallieutenant, einer der verdienſtvollſten franzöſiſchen Krieger, welcher ſich im nordamerikaniſchen Kriege großen Ruhm erwarb. Er ſtammte aus einem alten Geſchlechte und war ungefähr 1730 zu Ravel in Auvergne geboren. Er nahm zeitig Kriegsdienſte und eröffnete ſeine Laufbahn unter dem Generallieutenant de Lally in Oſtindien, wurde aber von den Engländern gefangen, und da er, ſeines Verſprechens ungeachtet, vor ſeiner Auswechſelung wieder Kriegsdienſte nahm und von neuem gefangen wurde, warf man ihn in Portsmouth ins Gefängniß. Aus Rache über dieſe Behandlung ſchwur er den Engländern ewigen Haß. Er ſtieg 1761 zum Maréchal de Camp, Generallieutenant, und wurde 1763 Gouverneur von St. Domingo, wo er ſich durch ſeine militäriſche Strenge verhaßt machte. Auch zeigte er hier ſchon ſeine Rache gegen die Engländer, indem er 1764 auf einer der ſogenannten Caiken- und Turksinſeln in Weſtindien, welche zum Theil die Fahrt nach St. Domingo beherrſchen können, ein Fort anlegen laſſen wollte. Da die Engländer dieſes nicht zugeben wollten, weil die Inſeln, vermöge der abgeſchloſſenen Tractaten, nicht angebaut werden, ſondern jeder Nation, um dort Salz zu holen, offen ſtehen ſollten, d'Eſtaing aber ihrem Widerſtand ebenfalls Widerſtand entgegenſetzte; ſo kam es zwiſchen ihnen zu Thätlichkeiten, und d'Eſtaing bemächtigte ſich der engliſchen Fregatte und Mannſchaft, brachte ſie nach Cap François auf Domingo und entließ ſie am andern Tage, mit dem Verbote, nicht wieder auf dieſe Inſel zu kommen. Auf Englands Beſchwerden darüber mißbilligte der

franzöſiſche Hof d'Eſtaings Verfahren und verſprach vollen Schadenerſatz. Auch wurde endlich d'Eſtaing, da ſeine Strenge einen Aufſtand auf Domingo verurſachte, 1766 nach Frankreich zurückberufen. Man hatte ihn als einen tapfern und unternehmenden Mann kennen lernen, und übertrug ihm daher, nach Ausbruch des Seekrieges zwiſchen England und Frankreich, 1778 das Commando der touloner Flotte, welche nach den Antillen ſegelte. Anfangs war er nicht glücklich, indem er mit den Truppen, die er zu Wiedereroberung der von den Engländern (12. Dec. 1778) weggenommenen franzöſiſchen Inſel St. Lucie an das Land ſetzte, am 16. Dec. zurückgeſchlagen wurde und ſich wieder einſchiffen mußte. Deſto rühmlicher war für ihn das folgende Jahr. Denn am 4. Juli eroberte er die Inſel Grenada ohne Kanonen, und ſchlug den engliſchen Admiral Byron, der am 6. Juli die Inſel wieder wegnehmen wollte, zurück. Im J. 1787 ward er bei der Zuſammenberufung der Notablen Mitglied derſelben und 1789 Commandant der Nationalgarde; wahrſcheinlich aber mehr, um der königlichen Familie zu dienen, als um an den Revolutionsgreueln Antheil zu nehmen. Da ſich das Gerücht von der bevorſtehenden Flucht des Königs verbreitete, widerrieth er am 14. Sept. der Königin dieſes Vorhaben in einem Briefe, brachte es auch dahin, daß am 18. Sept. die Municipalität von Verſailles das Regiment Flandern dahin kommen ließ, um Unruhen, die er von den franzöſiſchen Garden befürchtete, zu verhüten. Indeß machte man ihm alles dies, ſo wie den Umſtand, daß er ſich am 5. Oct. der Wegführung des Königs nach Verſailles nicht widerſetzt, daß er der Königin gerathen, durch Herablaſſung einen Theil der Nationalverſammlung auf ihre Seite zu bringen, und daß er deſſen ungeachtet 1791 dieſer ſeine eigne Ergebenheit verſichert, zum Vorwurf. Allein vielleicht geſchah alles dies, und ſelbſt ſeine Ausſage als Zeuge gegen die Königin (daß er nichts gegen ſie vorzubringen wiſſe, ſich aber für ſeine Perſon über ſie zu beklagen habe) bloß deßwegen, um in ſo kritiſchen Zeitpunkten zwar ſich ſelbſt zu retten, aber doch auch der königlichen Familie nicht ſchädlich zu ſeyn. Wenigſtens ſchildern mehrere Schriftſteller d'Eſtaing als einen Mann von feſtem und gutem Charakter, welchen der Herzog von Orleans vergebens in ſein Intereſſe zu ziehen geſucht und deßhalb ſeinen Tod beſchleunigt habe. Im J. 1792 wurde er noch zum Admiral von Frankreich ernannt; allein am 28. April 1794 verlor er ſein Leben unter der Guillotine.

Eſthen, Eſthland, ſ. Ehſten.

Eſte, ein altes und erlauchtes italiäniſches Geſchlecht, deſſen Glieder ſich in den Annalen der Geſchichte durch Tapferkeit und Kunſtliebe zum Theil einen glänzenden Namen erworben haben. Wir erinnern nur an Borſo von Eſte, den erſten Herzog von Ferrara, Modena und Reggio, an Alfonſo, den Beſchützer Taſſo's, und den berühmten von Arioſt vielfach geprieſenen Cardinal Hippolyt von Eſte.

Eſterhazy. Ein aus Ungarn ſtammendes berühmtes fürſtliches und kunſtliebendes Geſchlecht. Die Namen Haydn und Mozart erinnern jeden muſikaliſchen Kunſtfreund an daſſelbe. Noch ausgezeichneter ſind ſeine Verdienſte um die öſterreichiſche Monarchie.

Eſtocq (Johann Herrmann L'), ein in der ruſſiſchen Geſchichte merkwürdig gewordener Mann, der während ſeines langen und

thätigen Lebens die ganze Wankelmüthigkeit des Glücks erfuhr, das ihn zwei Mal erhob, um ihn zwei Mal zu ſtürzen, aber auch durch die härteſten Streiche nicht vermochte, ſeinen bis ans Ende ungetrübten Frohſinn zu erſticken. L'Eſtocq war im Hannöverſcher im Jahre 1692 von franzöſiſchen Ältern geboren, die ſich vor den Religionsverfolgungen Ludwigs XIV. dahin geflüchtet hatten. Er lernte von ſeinem Vater die Wundarzneikunſt, und da er mit einem hellen kenntnißreichen und unternehmenden Geiſte ſein Glück zu machen hoffen durfte, begab er ſich nach Rußland, wo es geſchickten Ausländern damals noch ungleich leichter ward als jetzt, ſich emporzuſchwingen. Er trat als Wundarzt in die Dienſte Peters des Großen, deſſen Gunſt und Vertrauen er in weitem Umfange genoß. Aber die Geſinnungen des Kaiſers änderten ſich plötzlich, und L'Eſtocq ward nach Caſan verbannt. Welches Vergehen oder welche Beſchuldigung ihm die Ungnade ſeines Monarchen zuzog, iſt weder durch ihn noch ſonſt jemand bekannt worden. Er ſelbſt hat nie mehr darüber geſagt, als daß ihn eine Verleumdung geſtürzt habe. Catharina I., die ſich ſeiner Dienſte erinnerte, rief ihn nach Peters Tode zurück und ernannte ihn zum Wundarzt an dem Hofe ihrer Tochter Eliſabeth. Hier fand L'Eſtocq einen weiten Schauplatz für ſeinen unternehmenden Geiſt. Mit unverbrüchlicher Treue ſeiner Gebieterin zugethan, bot er ihr ſchon nach dem Tode Peters II. ſeine Dienſte an, um ſie auf den Thron zu ſetzen; damals aber wurden ſeine verwegenen Plane verworfen. Als ſich aber eilf Jahre ſpäter, zur Zeit des unmündigen Iwan Antonowitſch und der die Regierung verwaltenden Anna Carlowna neue günſtige Gelegenheiten darboten, erneuerte er ſeine Anträge und fand Gehör. Mit Gewandtheit und Staatsklugheit leitete L'Eſtocq allein das kühne Unternehmen, verlor in den gefahrvollſten Augenblicken nie ſeine Ruhe und Kaltblütigkeit, und gelangte glücklich zum Ziele. Er drang durch, die Cataſtrophe ging von Statten und Eliſabeth beſtieg den Thron, von L'Eſtocq auf denſelben erhoben. Die Dankbarkeit der neuen Kaiſerin ſchien anfangs gegen den Mann, dem ſie allein dieſe höchſte Würde verdankte, keine Gränzen zu kennen; er ward wirklicher geheimer Rath, erſter Leibarzt und Director ſämmtlicher mediciniſchen Kanzelleien; der König von Polen, der ſeinen wichtigen Einfluß erkannte, erhob ihn in den Grafenſtand und überſandte ihm ſein Bildniß, um es wie einen Orden im Knopfloch zu tragen. Aber L'Eſtocq mußte ſich nach dem Willen der Kaiſerin auch in Angelegenheiten miſchen, die außer ſeinem Wirkungskreiſe lagen. Dadurch, und durch ſeine Unbefangenheit und Freimüthigkeit vermehrte er die Zahl ſeiner Feinde und Neider, denen es endlich gelang, ihn bei der Kaiſerin verdächtig zu machen, und ſeine Anhänglichkeit an den Thronfolger, den nachherigen Peter III., als gefährlich und ſtrafbar vorzuſtellen. L'Eſtocq ward 1748 arretirt und in die petersburger Feſtung gebracht, um gerichtet zu werden. Anfangs ertrug er dieſen Wechſel des Glücks mit Gleichmuth und Heiterkeit, als er aber durch die Folter zum Geſtändniß gebracht werden ſollte, bekannte er ſich für ſchuldig. Er wurde aller Ehrenſtellen und Güter beraubt und nach Uglitſch verbannt, wo er drei Jahre das äußerſte Elend mit dem gefaßteſten Muthe ertrug. Dann ward er nach Uſting-Weliki gebracht, wo er noch neun Jahre in gleicher Lage verlebte. Seine würdige dritte Gemahlin, Maria Aurora, geb. Freiin von Mogden, begleitete ihn überall,

und theilte das Schickſal ihres Gemahls mit muſterhafter Aufopferung. Als Peter III. den Thron beſtieg, ward L'Eſtocq zurückberufen und erhielt ſeine Ehrenſtellen wieder. Schwieriger war es jedoch, ihm in den Beſitz ſeines in fremde Hände gefallenen Vermögens wieder einzuſetzen. Als er ſich bei dem Kaiſer darüber beklagte, gab ihm dieſer den ſcherzhaften Rath, es zu vindiciren, wo er es fände. L'Eſtocq, der ſeine gute Laune nicht verloren hatte, benutzte wirklich die Erlaubniß des Kaiſers zu ſeiner Beluſtigung. Catharina II. gab dem Grafen L'Eſtocq ſeinen ſonſtigen Gehalt, entfernte ihn aber von allen Geſchäften, da ſein Alter der Ruhe bedurfte. Er ſtarb im J. 1767, ohne Kinder zu hinterlaſſen.

Eſtrade, in der Baukunſt, die Erhöhung des Fußbodens in einem Zimmer, ein Auftritt zu einem Fenſter u. ſ. w.

Eſtrées (Gabriele d'), geb. ungefähr 1576, insgemein die ſchöne Gabriele genannt, hatte zuerſt den Herzog von Bellegarde zum Liebhaber. Als derſelbe ihr einſt in Begleitung Heinrichs IV. einen Beſuch abſtattete, ward dieſer ritterliche König von den Reizen ihrer Geſtalt und der Anmuth ihrer Unterhaltung ſo hingeriſſen, daß er den Entſchluß faßte, ſie um jeden Preis zu beſitzen. Sie zu beſuchen, nahm er Bauerkleider, ſchlich ſich mit Gefahr des Lebens durch die feindlichen Poſten, und nach vielen Bemühungen gelang es ihm, ſie von der Aufrichtigkeit ſeiner Liebe zu überzeugen und ihre Gunſt zu gewinnen. Heinrich liebte ſie ganz im Geiſte jenes Zeitalters der Chevalerie. „Werde ich beſiegt," ſchrieb er ihr einſt unter gefährlichen Umſtänden, „ſo kennen Sie mich wohl genug, um zu glauben, daß ich nicht fliehen werde; mein letzter Gedanke wird an Gott, mein vorletzter an Sie ſeyn." Wahr und ſchön zugleich bezeichnen daher die Verſe Thümmels des Königs Liebe:

Wenn Heinrich in dem Arm der ſchönen Gabriele
Nach einer edeln That der Liebe Lohn empfäht,
Wer zweifelt, daß nicht da die Farbe ſeiner Seele
Auf einen Baſtard übergeht;
Indeß der Erbe ſeiner Krone
Nicht ihm, nur ſeinem Mißmuth gleicht,
Mit welchem er zur königlichen Frohne
Ins Bette der Infantin ſchleicht.

Wirklich war die Neigung des Königs eben ſo edel als glühend und unauslöſchlich; er hatte, um ſeines Verhältniſſes mit ihr freier genießen zu können, Nicolas d'Amerval, Herrn von Liancourt, ihr zum Gemahl gegeben. Aber wahrhaft Liebende glauben nichts genoſſen zu haben, ſo lange ihnen noch ein einziger Wunſch bleibt; und Heinrich dachte daran, ſich ſelbſt mit ihr zu verbinden. Es bedurfte dazu einer zwiefachen Scheidung, da auch er bereits mit Margarethe von Valois vermählt war. Die erſten Schritte waren ſchon geſchehen und ein Theil der Schierigkeiten hinweggeräumt, als der Tod durch einen plötzlichen Streich den Knoten aller Hinderniſſe löſ'te. Gabriele ſtarb am 10. April 1599, nach einem wohl nicht grundloſen Verdachte, an Gift, das ihr auf Margarethens Antrieb durch den Finanzier Zamet beigebracht worden. Die Spuren deſſelben äußerten ſich bald an dem ſchönen Körper Gabrielens durch die entſetzlichſten Zerſtörungen. Heinrich hatte nie eine Geliebte, der er mit gleicher unbegränzter Neigung zugethan geweſen; dennoch erlaubte er ihr nicht, ſich in die Angelegenheiten des Staates zu miſchen, und als ſie es ſich einſt herausnahm, die Entfernung Sully's

zu fodern, der ihr mißfiel, erklärte ihr der König unverſtellt, daß er lieber zehn Geliebte als einen einzigen ſolchen Freund verlieren werde. Sie ſtarb als Herzogin von Beaufort, und hinterließ drei mit Heinrich gezeugte Kinder. Ihre Geſchichte, der ein höchſt intereſſanter Briefwechſel mit Heinrich beigefügt iſt, iſt kürzlich im Druck erſchienen.

Eſtrees (Louis César, Herzog von), Marſchall von Frankreich und Staatsminiſter, ward geboren zu Paris den 1. Julius 1695. Er focht zuerſt gegen Spanien unter dem Marſchall von Berwick, und that ſich ſo vortheilhaft hervor, daß er zum Maréchal de Camp und Generalinſpecteur der Cavallerie emporſtieg. Nicht minder zeichnete er ſich in dem Kriege von 1741 aus; der Übergang über den Main bei Seligenſtädt, der Tag von Fontenoi, die Belagerung von Mons und Charleroi u. ſ. w. verherrlichten ſeinen Namen, und gewannen ihm das Vertrauen des Marſchalls von Sachſen, der ſeine militäriſchen Verdienſte erkannte und zu würdigen verſtand. 1756 empfing er den Marſchallſtab, und im Jahre darauf erſchien er beim Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges an der Spitze einer Armee von 100,000 Mann in Deutſchland. Er war mit den Worten von Ludwig XV. geſchieden: In den erſten Tagen des Juli werde ich den Feind über die Weſer gejagt haben und mich anſchicken, in Hannover einzudringen. Aber nicht zufrieden, ſein Wort zu halten, lieferte er dem Herzog von Cumberland am 26. Juli die Schlacht von Haſtembeck, worin er einen vollſtändigen Sieg erfocht. Die Hannoveraner ſchickten ſich bereits an, das Churfürſtenthum zu räumen, als der Marſchall durch die Intriguen des Hofes abgerufen wurde und Richelieu an ſeine Stelle trat. Nach der Niederlage von Minden ward er nach Gießen geſandt, nahm aber kein Commando an, ſondern begnügte ſich, de Contades mit Rath zu unterſtützen. Am Ende des Krieges ward er zum Herzog erhoben; er ſtarb am 2. Januar 1771 kinderlos. Alle Würden, mit denen er bekleidet worden, hatte er durch Verdienſte und Tapferkeit erworben, und man verehrte in ihm nicht minder den Staatsbürger als den Helden.

Etappen nennt man die Verpflegung des Militärs oder tägliche Lieferung an Lebensmitteln, die ſie auf dem Marſche oder im Felde an gewiſſen beſtimmten Plätzen erhalten. Dieſe Plätze (Dörfer oder Städte) heißen Etappenörter. Sie haben gewöhnlich einen Etappencommandanten. Eigentlich heißt Etappe ein Magazin, ein Vorrathsort, auch der Stapel; denn nach dem jetzigen Verpflegungsſyſtem werden Städte und Dörfer als natürliche Magazine für die Armeen angeſehen.

Ethik, die Sittenlehre oder die Lehre von den Pflichten, bei den Alten ſo viel als practiſche Philoſophie. Man verſteht aber darunter insbeſondere die Lehre von denjenigen Pflichten, welche nicht durch äußere Geſetze beſtimmt werden, ſondern die eigentliche Tugendlehre, welche auf Gebote des Gewiſſens ſich gründet. S. Moral. Die Lehre von denjenigen Pflichten, welche unter äußern Geſetzen ſtehen, heißt zum Unterſchiede von jener die Rechtslehre. Ethiſch, ſittenlehrig, zur Sitten- und Tugendlehre gehörig; z. B. ethiſche Schriften, welche das ſittliche Leben des Menſchen betreffen.

Ethnographie, die Völkerbeſchreibung, Völkergeſchichte. Ethnographiſch, nach der Völkergeſchichte. Die Geſchichte

wird nämlich entweder chronologiſch, d. h. der Zeitfolge nach, oder ethnographiſch, d. h. ſo, daß die Geſchichte jedes einzelnen Volks beſonders vorgetragen wird, bearbeitet. Vgl. Geſchichte.

Etienne, ſ. Stephanus.

Etienne (Ch. Guillaume), Mitglied des franzöſiſchen Nationalinſtituts und einer der vorzüglichſten neuern franzöſiſchen dramatiſchen Schriftſteller, wurde 1777 im Departement der Haute-Marne unweit St. Dizier geboren, und kam in ſeinem 21. Jahre nach Paris. Hier bekleidete er verſchiedene Poſten, bis er geheimer Secretär des Herzogs von Baſſano, Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, wurde, den er nach Italien, Öſterreich, Preußen und Polen begleitete. Nach dem tilſiter Frieden ernannte ihn der Kaiſer Napoleon zum Redacteur des Journal de l'Empire, welchen Poſten er bis zu dem Sturze Napoleons bekleidete. Mit einer von Gresnick componirten komiſchen Oper le Rêve trat er zuerſt als dramatiſcher Dichter auf; ermuntert durch den Beifall, der ihm gleich anfangs und mit jedem neuen Stücke reichlicher und allgemeiner zu Theil wurde, ſchrieb er für das Theater Feydeau nach und nach, une heure de mariage, Gulistan, un jour à Paris, Cendrillon und Joconde; für das Theater Louvois aber ſchrieb er la jeune femme colère, und gemeinſchaftlich mit Nanteuil, le Pacha de Surène, les deux Mères, la petite école des pères und le nouveau reveil d'Epiménide. Alle dieſe Stücke ſind mit rauſchendem Beifall aufgenommen worden, vor allen Cendrillon (Aſchenbrödel), die auch bei uns ein ausgezeichnetes Glück gemacht hat; auf dem genannten Theater aber erregte nie ein Stück größeres Aufſehen. Auch auf dem Théatre Français iſt Etienne erſchienen, zuerſt mit einem höchſt ergötzlichen und zierlichen kleinen Luſtſpiele Brueys et Palaprat (ins Deutſche von Blümner überſetzt), und zuletzt mit les deux Gendres, einem Sitten und Charakterſtück, das dem Ruhme des Verfaſſers das Siegel aufgedrückt, und ihn, nach dem Urtheil der Franzoſen, in die Zahl der Schriftſteller geſetzt hat, die der franzöſiſchen Bühne zur wahren Zierde gereichen. Auch verdankt er demſelben ſeine Aufnahme in das Inſtitut.

Etikette oder franzöſiſch Etiquette heißt zunächſt das bei Hofe vorgeſchriebene ſtrenge Ceremoniell, nach welchem man ſich, ſobald man hier erſcheint, genau richten muß; daher auch der Hofzwang, ſteifes Ceremonell, dann überhaupt der Wohlſtandsbrauch, wie es Campe verdeutſcht.

Etruria, ſiehe d. Art. Wedgewood.

Etrurien, auch Hetrurien. Dieſes reizende Land, weſtlich vom mittelländiſchen Meere umfluthet, öſtlich von den Apenninen begränzt, nördlich vom Fluſſe Magra, ſüdlich von der Tiber umarmt, dieſes Vaterland der kunſtreichen Etrusker, die in der Geſchichte des neueſten Kunſtgeſchmacks und bei den wichtigſten archäologiſchen Unterſuchungen wieder aus dem Grabe der älteſten Vorzeit hervorgerufen worden ſind; dieſes Land iſt daſſelbe, welches ſpäterhin Toscana hieß, und in der gewaltigen Fluth der Ereigniſſe als Königreich Etrurien wieder erſtand, ſeit 1809 aber als eine Provinz und große Reichswürde des franzöſiſchen Kaiſerreichs den Namen Großherzogthum Toscana aufs neue führte. Das alte Etrurien war eine wohlgeformte Conföderation, regiert durch die Oberhäupter der 13 oder 14 Hauptſtädte des Lan-

des, von denen jede eine Republik war; bei dem Tempel der Volturna hielten dieſe Volksrepräſentanten, Lucumonen genannt, die zugleich Oberprieſter und Feldherren waren, ihre Landtage, wo die allgemeinen Landesangelegenheiten in gemeinſchaftliche Berathſchlagung gezogen wurden. Ein Bündniß vereinigte ſie alle, unter dem ſie glücklich waren, deſſen Auflöſung aber auch das Vorzeichen ihres Untergangs war. In ſeiner ſchönſten Blüthe ſtand Etrurien ſchon, als Rom erſt erbaut wurde, deſſen Schule es ward; nur von den Griechen in ihrem höchſten Flor übertroffen, waren die Etrusker berühmt in der Architektur, Schiffbaukunſt, Arzneikunde, Waffenſchmiedekunſt, Befeſtigungskunſt, Tactik, und beſonders auch durch ihre technologiſchen Fertigkeiten in jeder Gattung der Bedürfniſſe und des Luxus. In Italien und Griechenland trieben ſie einen ausgebreiteten Handel mit ihren Kunſtproducten, ſo daß ſie auf vielen Punkten bedeutende Etabliſſements beſaßen. Überhaupt war der Handel die ſtärkſte Quelle für ihre Einkünfte, und daher erlangten ſie als handelnde Nation, die dadurch in ſo zahlreiche Berührungspunkte mit Griechenland kam, bei eigenen natürlichen Fähigkeiten bald den Grad von Cultur, der ſie rivaliſirend neben die Griechen hinſtellte. Für den Archäologen und Kunſtkenner ſind aus jenem Zeitalter der Etrusker beſonders die Fortſchritte, die ſie in der Malerei und Plaſtik gemacht hatten, intereſſant, indem das Studium der davon noch vorhandenen Denkmäler (geſchnittene Steine, Sarkophage, Schalen u. ſ. w.) allerdings ſogar Aufſchlüſſe über ihre Mythologie gewährt. Aus Griechenland und Ägypten erhielten ſie die Keime ihres Geſchmacks, der Reiz genug in ſich hatte, um ſelbſt eine Epoche in dem Geſchmacke der neuern Zeit beſtimmen zu können. Die etruriſchen Gefäße (Vaſen u. ſ. w.) mit ihren charakteriſtiſchen Basreliefs und Malereien ſind beſonders in des ſcharfſinnigen Böttigers Abhandlung über die Vaſengemälde der genaueſten Unterſuchung unterworfen worden. (Man vergleiche den Artikel Vaſen.) Die Miſchung der Farben, Schatten- und Lichtvertheilung kannten die etruriſchen Maler jedoch nicht; ſchwarz oder roth (braunroth) waren ihre gewöhnlichen Farben. Theaterſpiele, Muſik und Poeſie waren ihnen nicht fremd, und ihr Alphabet ward der nähere Typus aller europäiſchen Alphabete. Doch wie die Griechen, ihre Kunſtverwandten, ſo gingen auch ſie und ihre Kunſtfertigkeiten, noch ehe ſie die Höhe der griechiſchen erreichten, theils durch innern Zwieſpalt, theils durch das Andrängen fremder Völker, im Sturme des Zeitenmeeres unter. Sie ſelbſt, höchſt wahrſcheinlich Celten aus Gallien, verjagten die in Etrurien früher ſich angeſiedelten Pelasger, während ſie deren Sitten, Einrichtungen, Sprache und Mythologie faſt ganz ſich zu eigen machten. Die Römer bekamen von ihnen ihr religiöſes Ceremoniell, ihre frühere Baukunſt ꝛc. Am Schluſſe der Periode ihres Ruhmes kam ein anderes Volk aus Gallien und vertrieb ſie aus ihren Pflanzſtädten in Ober-Italien; ein Theil von ihnen flüchtete in die Alpen, und die Rhätier erhielten dadurch ihr Daſeyn. Endlich wurden ſie ein Opfer der römiſchen Herrſchſucht, und mit dieſer zugleich fielen ſie als integrirender Theil, da Rom durch eigene innere Schwäche eine Beute der germaniſchen übergewalt wurde. So ſpielte ſeit jener Zeit die Geſchichte Etruriens, das während deſſen den Namen Toscana erhielt, in die zuſammen verwobene Geſchichte Deutſchlands und Italiens hinein, wo man Markgrafen von

Toscana (eingeſetzt zuerſt von Carl dem Großen) findet, bis die Zeit der Unabhängigkeit für die ſogenannten lombardiſchen Städte erſchien, unter denen Florenz, Toscana's Hauptſtadt, kein der kleinſten Rollen behauptete. Zu einem neuen Leben ſchien ganz Ober-Italien erwachen zu wollen; eine freie Regſamkeit in allen Organen, ein hoher aufſtrebender Geiſt, der die kleinen Republiken bald für, bald wider einander in Bewegung brachte, eine Thätigkeit, die, aus gegenſeitiger Rivalität entſprungen, zu wohlthuenden Reibungen führte, erhob auch Toscana zu einer hohen Cultur. Es war dort das Blüthenalter der ſchönen Kunſt, deren Prieſter und Jünger beſonders in dem reichen Florenz, unter der ſiegenden Superiorität der gefeierten Mediceer, einen ſichern Hafen, ein ſchützendes und rühmliches Aſyl fanden; nach deren Ausſterben 1737 kam der Thron von Toscana an das Haus Lothringen-Öſterreich. (S. Toscana.) Bis zum Jahre 1801 wurde es von dieſer Dynaſtie in der Secundogenitur beſeſſen, bis es nach der verhängnißvollen Schlacht von Marengo, nachdem es früher ſchon (1793) durch England zur Theilnahme an der erſten Coalition gegen Frankreich genöthigt worden war, von Öſterreich abgetreten und, mit Piombino vereinigt, unter dem Namen Königreich Etrurien, dem damaligen Erbprinzen von Parma, Infanten von Spanien, einzigem Sohne Ferdinands I., Herzogs von Parma, als König des neuen Reichs, überlaſſen wurde. Dieſe ganze Regierungsrevolution war die Folge eines am 21. März 1801 zwiſchen Frankreich und Spanien abgeſchloſſenen Tractats, nach welchem der Krone Spanien, auf den Fall, daß die neue Dynaſtie Etruriens in der männlichen Nachkommenſchaft ausſterben würde, dies Reich für ihre Secundogenitur zugeſtanden, Frankreich aber das Herzogthum Parma nach dem Tode Herzogs Ferdinand I. zugeſichert wurde. Die Beſitznahme Parma's durch Frankreich geſchah auch, als Ferdinand am 9. Octob. 1802 ſtarb; und als auch ſeinen Sohn, den König Ludwig von Etrurien, am 27. Mai 1803 der Tod ſchon ereilte, übernahm ſeine Witwe, die Königin Marie Louiſe, eine Tochter Carls IV. von Spanien, als Vormünderin ihres Sohnes, Carl Ludwig, geb. am 23. December 1799, die Regierung. Unter ihr geſchah, ungeachtet ihrer, in den damaligen verwickelten politiſchen Verhältniſſen in der That precären Lage, viel in mancher Hinſicht. Die engliſchen Waaren wurden verboten und eine ſtrenge Controle über den Handel eingeführt. Zugleich intereſſirte man ſich für die geiſtige Bildung und politiſche Richtung des Volkes mit vielem Eifer. Ein Decret vom 20. Febr. 1807 verordnete die Eröffnung eines Lyceums für Toscana, und beſtimmte das königliche Muſeum der Phyſik zum öffentlichen Unterrichte. Es wurden zugleich Lehrſtühle für Aſtronomie, Phyſik, Chemie, Anatomie, Mineralogie, Zoologie und Botanik errichtet. Die Wiederherſtellung des ſeit 22 Jahren unterbrochenen Brückenfeſtes zu Piſa, wobei die Einwohner des Nordviertels der Stadt mit denen des Südviertels um den Beſitz der beide verbindenden marmornen Arno-Brücke kämpfen mußten, electriſirte das warme Blut des Volkes. Das Andenken an die olympiſchen Spiele der alten Hellas erwachte. Die Regierung ſchien den herrſchenden Geiſt der Zeit zu faſſen. Doch dem Unvermeidlichen konnte ſie nicht entgehen. Etruriens Königsthron ſollte nur eine Epiſode im Gange des großen Planes

ſeyn. Am 7. December 1807 machte der angekommene franzöſiſche General Reille der Königin die ihm aufgetragenen Eröffnungen, und drei Tage darauf, am 10. December, erſchien ein Publicandum, worin Marie Louiſe für ſich und ihren Sohn der Regierung zu Gunſten des franzöſiſchen Kaiſers entſagte. An demſelben Tage reiſ'te die königliche Familie über Bologna nach Spanien ab, und Etrurien war eine franzöſiſche Provinz geworden, da es durch eine ungeheuere Staatsſchuld niedergedrückt, bei nur 12,650,000 Franken jährlicher Einkünfte, ſeine Selbſtſtändigkeit ohnehin nicht mehr hätte behaupten können. Doch hieß es noch nicht einverleibt. Dieſe Einverleibung geſchah erſt durch ein Senatus-Conſult vom 30. Mai 1808; die Staaten von Toscana wurden unter den Titeln der Departements vom Arno, vom mittelländiſchen Meere und von Ombrone für einen ergänzenden Theil des franzöſiſchen Reichs erklärt, und vorläufig mit unter die Aufſicht des General-Gouverneurs jenſeit der Alpen, wozu der Fürſt Borgheſe, Napoleons Schwager, ernannt wurde, geſtellt, nachdem ſchon vorher am 12. Mai eine außerordentliche Junta unter dem Vorſitze von Menou eingeſetzt worden war. Im Jahre darauf, am 6. März 1809, wurde das Schickſal von Etrurien-Toscana endlich entſchieden. Napoleons Schweſter, Eliſa, Gemahlin des Fürſten von Lucca und Piombino, wurde zum General-Gouvernement der toscaniſchen Departements, mit dem Titel einer Großherzogin von Toscana, befördert, und die Civil- und Militär-Organiſation des neuen Großherzogthums durch ein beſonderes Statut genau beſtimmt. Die italiäniſche Sprache ward in den Gerichtshöfen und Acten, mit der franzöſiſchen concurrirend, erlaubt, und ein Preis von 500 Napoleonsd'or den Schriftſtellern ausgeſetzt, die zur Reinheit der italiäniſchen Sprache vorzüglich beitragen würden. So wurde aus Etrurien, einſt zuerſt von Galliern cultivirt, nach einigen tauſend Jahren wieder eine Provinz des heutigen Gallien. Nach den politiſchen Veränderungen ſeit dem März 1814 aber iſt es wiederum an ſeinen vorigen Beſitzer gekommen. I.

Etymologie iſt derjenige Theil der Sprachlehre, welcher ſich mit der Abſtammung der Wörter beſchäftigt und ſie auf ihre Wurzeln oder Stammwörter zurückführt; daher Etymolog und etymologiſch.

Euchariſtie, der ältere Name des Abendmahls, die Feier des Abendmahls.

Euclides, 1. einer der berühmteſten Mathematiker, wahrſcheinlich aus Sicilien, den man mit Recht den Vater der Mathematik nennen darf. Zu Alexandria in Ägypten, ungefähr 300 Jahre vor Chriſtus, geboren, ſtudirte er zu Athen unter Plato, lehrte dann zu Alexandria unter Ptolemäus Soter die Geometrie mit großem Beifall, und erweiterte das Gebiet der Mathematik mit großem Scharfſinn. Unübertroffen iſt die Strenge ſeiner Methode. Seine Elemente (ςοιχεῖα) beſitzen wir nach einer im 4ten Jahrh. n. Chr. Geb. veranſtalteten Reviſion (deutſch von Lorenz, 2. Aufl., Halle 1798. 8.). Als die ſcharfſinnigſte ſeiner Schriften wird die über die geometriſche Analyſe gerühmt. Was er über die Muſik geſchrieben, gibt uns den beſten Begriff von dem Zuſtande dieſer Wiſſenſchaft bei den Griechen. 2. Euclides, aus

Megara gebürtig, war der Stifter der megariſchen Schule. Obgleich Megara von Athen ziemlich entfernt und allen Megarenſern bei Todesſtrafe verboten war, das Gebiet von Athen zu betreten, kam er doch Abends in weiblicher Kleidung nach Athen, genoß einige Stunden den Unterricht des Sokrates, und kehrte mit Anbruch des Tages zurück. Dennoch wich er ſpäter von den einfachen Grundſätzen ſeines Lehrers ab und führte den Mißbrauch der Dialektik der ehemaligen Eleaten und Sophiſten wieder ein, daher ſeine Schule die eriſtiſche genannt wurde. S. Logik. Er ſtarb 424 v. Chr. Geb.

Eudämonismus, Eudämonologie, die Glückſeligkeitslehre oder das Lehrgebäude, welches die ſelbſteigene Glückſeligkeit des Menſchen zu ſeinem Hauptzweck, zum letzten und höchſten Bewegungsgrunde aller Pflichten und eines tugendhaften Wandels, und mithin zum höchſten Grundſatz der Moral macht. Dieſem Eudämonismus wird der Moralismus oder die reine Tugendlehre entgegengeſetzt, nach welcher man die Tugend zu ſeinem Hauptzwecke macht, das Gute will und thut, weil es gut iſt, aus Pflichtgefühl und Achtung gegen das Sittengeſetz, ohne eigennützige Rückſichten. (Vergl. Egoismus, Glückſeligkeit und Epikurismus.) Eudämoniſt, wer dieſer Lehre zugethan iſt.

Eudiomēter, wörtlich ein Luftgütemeſſer. Man verſteht darunter ein zuerſt von Prieſtley erfundenes, nachher von verſchiedenen Andern verbeſſertes Inſtrument, mittelſt deſſen man die Güte der Luft, wiefern ſie zum Einathmen mehr oder minder tauglich iſt, meſſen und nach Graden beſtimmen kann. Es iſt bis jetzt noch in einem ſehr unvollkommenen Zuſtande, und kann ſeinem Zwecke um ſo weniger entſprechen, da die Eigenſchaften einer heilſamen, dem Einathmen ganz angemeſſenen Luft noch keineswegs gehörig erörtert ſind.

Eudocia (Älia). Unter mehrern Fürſtinnen dieſes Namens zeichnen wir die Tochter des Philoſophen Leontius zu Athen aus (geſt. 460 nach Chr. Geb.), anfangs Athenais genannt, ein eben ſo ſchönes als geiſtreiches und gelehrtes Frauenzimmer. Sie reiſ'te nach Conſtantinopel, um ſich über die Ungerechtigkeit ihrer Brüder zu beſchweren; hier ſah ſie der Kaiſer Theodoſius der Jüngere, und vermählte ſich im Jahre 421 mit ihr. Eine Folge ihrer Erhebung war, daß ſie ſich äußerſt großmüthig gegen ihre Brüder bezeigte. Ihr Thron war ſtets von Gelehrten umgeben, unter denen vorzüglich Paulinus bei ihr in Gnaden ſtand, über den der Kaiſer bei Gelegenheit einer Frucht, die ſie ihm gab, ſo eiferſüchtig wurde, daß er ihn umbringen ließ und Eudocien in ihren vorigen Privatſtand ſetzte. Sie ſtarb zu Jeruſalem, nachdem ſie den Reſt ihres Lebens mit religiöſen und gelehrten Beſchäftigungen zugebracht hat, betheuernd, daß ſie unſchuldig ſey.

Eudoxie Feodorowna, die erſte Gemahlin des Czaars Peter I., war die Tochter des Bojaren Feodor Lapuchin. Peter heirathete ſie 1691, und empfing im folgenden Jahre einen Sohn von ihr. Der Marquis de Luchet gibt über die merkwürdige Geſchichte dieſer Prinzeſſin folgende näheren Umſtände an. Der Czaar Peter ließ in dem ganzen Umkreiſe ſeines Reichs bekannt machen, daß er ſeine Krone und ſein Herz der Frau beſtimme, die in ſeinen Augen die meiſten Vollkommenheiten in ſich vereinige. Hun-

dert junge Mädchen brachten ihre ſchüchternen Wünſche und Hoffnungen nach Moskau. Die Wahl des Czaars fiel auf Eudoxien; aber das Glück, das Peter träumte, verſchwand bald. Ermüdet und erbittert durch unaufhörliche Vorwürfe über ſeine Untreue, verſtieß er ſie im J. 1696. Eudoxie ſtieg vom Throne und vertauſchte ohne Murren den Purpur mit dem Schleier. Allein der Schmerz über den Verluſt der ehemaligen Hoheit erwachte wieder in der klöſterlichen Einſamkeit, und machte ſie geneigt, auf die Eingebungen eines Mönchs zu hören, der ihr den nahen Tod des Kaiſers vorherſagte. Sie erſchien wieder in der Welt, nahm von neuem den Titel einer Kaiſerin an, und machte ſich verdächtig, mit dem General Glebof in Einverſtändniſſen zu ſtehen und ihm ihre Hand verſprochen zu haben. Daher ward ſie gefangen genommen, auf des Czaars Befehl nach Moskau geführt, und nach einer harten körperlichen Strafe nach Schlüſſelburg ins Gefängniß gebracht, wo ſie ſich noch beim Regierungsantritt ihres Enkels, Peters II., befand. Von dieſem erhielt ſie ihre Freiheit wieder und ein anſtändiges Jahrgeld. Sie ſtarb 1731 im Kloſter zu Dewitz.

Euduranion, oder das durchſichtige Sonnenſyſtem, iſt eine von A. Walker, einem Engländer, erfundene Maſchine, wodurch das Weltgebäude in ſeinen aſtronomiſchen Verhältniſſen ſehr anſchaulich dargeſtellt wird. Dieſe 20 Fuß im Durchſchnitt haltende, ſehr künſtlich und mühſam gearbeitete Maſchine ſteht in verticaler Richtung vor dem Zuſchauer, und die Globen ſind ſo groß, daß man ſie auch in der weiteſten Entfernung des Schauplatzes deutlich ſehen und unterſcheiden kann. Jeder Planet oder Trabant ſchwebt, dem Anſcheine nach, ganz frei und ohne Haltung, und macht ohne ſichtbare Urſache den jährlichen und täglichen Umlauf; wegen der ſchönen Beleuchtung fällt das Ganze ſehr angenehm in die Augen. Der Sohn des obigen Erfinders hielt in London mit großem Beifall kurze Vorleſungen darüber.

Eugen, (Franz Eugen von Savoyen, bekannter unter dem Namen Prinz Eugen), ward geboren zu Paris den 18. Oct. 1663, und war ein Urenkel Carl Emanuels des Großen, Herzogs von Savoyen. Unter allen Helden und Staatsmännern, welche ein langes raſtlos und thatenreiches Leben dem Wohle Öſterreichs widmeten, nennt die Geſchichte kaum einen zweiten, der in beiden Eigenſchaften dieſem Regentenhauſe ſo wichtige, weſentliche und zahlreiche Dienſte geleiſtet hätte, als Eugen. Gleich groß auf dem Schlachtfelde und im Cabinet, gehörte er zu den ſeltenen Männern, deren große Tugenden durch keine Laſter verdunkelt wurden. Wir ſehen denſelben Mann, deſſen von keiner Gefahr erſchütterter Muth, deſſen nimmer wankende Seelengröße, deſſen gewandter, an Hülfsmitteln unerſchöpflicher Geiſt ihn zu dem größten Feldherrn ſeiner Zeit machten, der, wenn ſeine Siege den Frieden erzwungen hatten, mit den tiefſten Einſichten in die Politik das Wohl von Millionen abwog, nicht nur ſtreng gegen ſich ſelbſt, nüchtern und frei von allen befleckenden Leidenſchaften und Ausſchweifungen; wir bewundern auch in ihm einen Kenner und Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, deſſen Herz noch unter dem Harniſch und im Getümmel des Krieges den ſüßen Genüſſen der Muſen geöffnet war. Und dieſes köſtliche Kleinod gewann Öſterreich nur durch einen Zufall, ähnlich dem, wodurch ihm ſpäter ein anderer großer Feldherr, Laudon, zugeführt wurde. Eu-

gen, von angeborner Liebe zum Soldatenſtande unwiderſtehlich getrieben, entſagte den Würden, die ihm die Kirche bot, für deren Dienſt man ihn ohne Rückſicht auf ſeine Neigung beſtimmt hatte, und wandte ſich an Ludwig XIV. mit der Bitte, um eine Anſtellung bei ſeinen Heeren. Der König, dem die Genüſſe des Friedens dem von Natur ſchwachen Körper Eugens angemeſſener ſchienen, als die Anſtrengungen und Beſchwerden des Kriegs, verſagte ihm dies Geſuch. Allein das konnte Eugens nach kriegeriſchen Thaten begieriges Herz nicht niederſchlagen; er wandte ſich, da ihn ſein Vaterland verſchmähte, nach Deutſchland, nahm mit den Grafen Conti, die gleiches Schickſal mit ihm theilten, als Volontair Dienſte wider die Türken, und ſchwang ſich im erſten Feldzuge zum Chef eines Dragonerregiments empor. Mit Verdruß hörte der Miniſter Louvois, deſſen Cabalen eigentlich dem Prinzen den Weg in Frankreich verſperrt hatten, von den glänzenden Thaten deſſelben, und ſagte zornig: „Er ſoll nicht zurückkommen in ſein Vaterland!" Der Prinz, dem dieſe Worte hinterbracht wurden, erwiederte: „Gewiß, ich werde zurückkommen, Louvois zum Trotz!" und wirklich ſtand er wenige Jahre darauf mit einem ſiegreichen Heere in Frankreich. Mit gleichem Ruhme focht Eugen unter Leopold I. und Carl VI. in den zwei folgenden Feldzügen gegen die Türken, und ſchon 1697 ward er zur Belohnung ſeiner Tugend zum Generallieutenant erhoben, mit welchem Namen damals die erſte Stelle bei der Armee bezeichnet wurde. Am 11. Sept. deſſelben Jahres erfocht er den großen Sieg bei Zeutha gegen die Türken, denkwürdig durch den Tod eines Großvezirs, ſiebzehn Paſcha's und mehr als 20,000 Türken. Dieſer Tag ſtürzte den Stolz der Ottomanen in den Staub, und nöthigte ſie, in dem Frieden von Carlowitz die Geſetze des Siegers anzunehmen. Ganz Europa feierte den Helden, und dennoch wußte der Neid eine Anklage gegen ihn zu erheben. Er war kaum in Wien angelangt, als ihm Arreſt angekündigt und ſein Degen abgefodert wurde. „Hier iſt er," ſprach der Heldenmüthige, „weil ihn der Kaiſer verlangt, noch raucht er von dem Blute ſeiner Feinde; ich begehre ihn nicht wieder, wenn ich ihn nicht für ſeinen Dienſt gebrauchen ſoll." Dieſe Hoheit der Seele rührte Leopold in dem Maße, daß er von keiner Beſchuldigung mehr hören wollte, und ihn autoriſirte, künftig nach eigener Willkür zu handeln, ohne verantwortlich zu ſeyn. Bald rief der ſpaniſche Erbfolgekrieg den Prinzen zu neuen Thaten. Italien wurde der Schauplatz für ſeine Feldherrntalente, in welches er durch die Schluchten Tyrols mit 30,000 Mann in reißender Eile vordrang. Vergebens ſuchte der Marſchall de Catinat ihm zu widerſtehen; noch unglücklicher war Villeroi, den Eugen durch einen kühnen Streich in Cremona überraſchte und gefangen nahm. Der Herzog von Vendome eilte, die Verluſte Frankreichs wieder herzuſtellen, und ſchlug die Kaiſerlichen zwei Mal. Eugen verließ die Armee in Italien, zwar ohne große Siege erfochten zu haben, aber doch im beſten Zuſtande. Der Kaiſer verband ihn ſich durch neue Gunſtbezeigungen, und vertraute ihm das Commando der Armee in Deutſchland. Eugen, Marlborough und Heinſius, eng verbunden durch ein gemeinſames Intereſſe, bildeten ein für Frankreich und Spanien verderbliches Triumvirat. Ihre vereinigten Truppen boten einen nie geſehenen Anblick dar, der Eugen mit Entzücken erfüllte und in die Worte ausbrechen ließ: „Gute Pferde und wohl montirte Sol-

daten kann man für Geld haben; aber nicht kaufen läßt ſich die zuverſichtliche Miene, die unſere Truppen zeigen." „Sie ſind es, Prinz," antwortete ihm der engliſche Feldherr, „der ihnen dieſen Muth einhaucht." Es kam am 13ten Auguſt 1704 bei Hochſtädt zu jener blutigen Schlacht, in welcher beide Helden einen entſcheidenden Sieg über den Churfürſten von Bayern und den Marſchall Tallard davon trugen. Die Hälfte der feindlichen Armee ward aufgerieben, die andere verließ Bayern und Schwaben mit Eilfertigkeit und rettete ſich über den Rhein. Darauf ging Eugen 1705 wieder nach Italien, ward zwar anfangs vom Herzog von Vendome zurückgeſchlagen, eilte aber im nächſten Jahre zum Entſatze Turins herbei, paſſirte den Po unter den Augen Vendome's und den Tanaro vor den Augen des Herzogs von Orleans, gewann ihnen einen Marſch ab, und zwang ſie, indem er am erſten Sept. 1706 ihre Linien ſtürmte und ihnen eine vollkommene Niederlage beibrachte, die Belagerung aufzugeben. Mit gleichem Glücke befreite er 1707 die ganze Lombardei von den franzöſiſchen und ſpaniſchen Heeren, und drang in Frankreich ein, das er jedoch wieder verlaſſen mußte. In den folgenden Jahren focht er an den Ufern des Rheins, eroberte Lille und ſchlug die Marſchälle Villars und Bouflers in dem großen Treffen bei Malplaquet, worin er ſelbſt gefährlich verwundet wurde. Wie ganz er auch hier jene nur den größten Geiſtern eigene Gemüthsruhe behauptete, erhellt aus der Antwort, die er den Offizieren gab, die in ihn drangen, daß er für ſeine eigene Perſon ſorgen möchte. „Wozu ein Verband, wenn wir hier ſterben ſollen?" ſagte er; „und kommen wir davon, ſo iſt dazu noch heut Abend Zeit genug." Nachdem Marlborough das Commando verloren, und Eugen ſich umſonſt perſönlich in London für ihn bemüht hatte, ſetzte er allein Frankreich und Spanien in Schrecken. Die Niederlage des Generals Albermarle aber, dem er nicht ſchnell genug zu Hülfe kommen konnte, hemmte ſeinen ſiegreichen Lauf, und führte den raſtadter Frieden herbei (1714). Kaum war auf dieſer Seite die Ruhe wieder hergeſtellt, als der Großvezier mit einer Armee von 150,000 Mann aufs neue an den Gränzen des Reichs erſchien. Eugen eilte ihm entgegen, ſchlug ihn bei Temeswar und Peterwardein, und trug ſeine ſiegreichen Waffen bis vor Belgrad. Vergebens rückten die Türken zum Entſatz herbei, Belgrad ergab ſich dem Sieger. Der paſſarowitzer Friede 1718 war die Frucht ſeiner Siege. Funfzehn Friedensjahre hindurch, deren ſich Öſterreich darauf erfreute, arbeitete Eugen mit gleichem Eifer im Cabinet, und als 1733 die polniſchen Angelegenheiten einen neuen Krieg herbeiführten, erſchien er noch in ſeinem Alter mit dem Heere am Rhein, ging aber, ohne etwas Entſcheidendes gewagt zu haben, nach Wien zurück, wo er 1736 plötzlich ſtarb.

Eugen, bis 1814 Vicekönig von Italien, iſt der Sohn des Generals Alexander Beauharnois und der nachherigen Kaiſerin Joſephine, geboren am 3. September 1780. Nachdem ſein Vater auf dem Blutgerüſte geſtorben war, vermählte ſich ſeine Mutter mit dem General Bonaparte, den er als Adjutant nach Italien und Ägypten begleitete. Als nach der Rückkehr von dieſer Expedition Bonaparte die Conſularwürde annahm, ſtieg ſein Stiefſohn nach und nach bis zum Range eines Brigadegenerals und Colonel-General der Jäger, im Jahre 1805 erhob ihn Napoleon zur Würde eines

franzöſiſchen Prinzen, Erzreichskanzlers und Großoffiziers der Ehrenlegion, und wenige Monate darauf zum Vicekönig von Italien. Im Kriege gegen Öſterreich 1805 gelang es ihm mehr durch Güte als durch die Gewalt der Waffen, die unter den Gebirgsbewohnern von Parma ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen, und nach dem preßburger Frieden vermählte er ſich während der Anweſenheit Napoleons und der franzöſiſchen Kaiſerin zu München mit der bayerſchen Prinzeſſin Auguſte. Später adoptirte ihn Napoleon, und erklärte ihn zu ſeinem Nachfolger im Königreich Italien, legte ihm auch den Titel eines Prinzen von Venedig bei. Im J. 1809 commandirte Eugen die italiäniſche Armee, verlor anfangs zwei Schlachten, rückte aber nachher vor und vereinigte ſich glücklich mit der Armee Napoleons, lieferte auch bald darauf ein glückliches Treffen bei Raab in Ungarn. Als 1810 Napoleon das Großherzogthum Frankfurt gründete, ernannte er den Prinzen Vicekönig, der nach der Geburt des Königs von Rom nicht wohl Nachfolger in Italien bleiben konnte, zum Erbgroßherzog von Frankfurt. Im franzöſiſch-ruſſiſchen Kriege 1812 befand er ſich bei der Armee Napoleons, übernahm auf dem Rückzuge nach dem Abgange des Königs von Neapel bei Poſen das Obercommando, welches er ſehr rühmlich führte, zog ſich bis Magdeburg zurück, nahm an der Schlacht vom 2ten Mai 1813 bei Lützen entſcheidenden Antheil, commandirte nachher von Napoleon getrennt, in Italien gegen Hiller und Bellegarde, mit welchem letztern er auch einen Waffenſtillſtand im April 1814 abſchloß. Auch die verbündeten Mächte haben ihm die ſeinem Charakter gebührende Achtung bezeigt, und der pariſer Friedensvertrag beſtimmt ihm ein angemeſſenes Etabliſſement.

Eule. Dieſer bekannte Nachtvogel wurde wegen ſeiner Lichtſcheu und wegen ſeines ernſten und finſtern Anſehens von den Alten zum Symbol des Nachdenkens und der tiefen Speculation gewählt, und der Minerva, der Göttin der Weisheit, beigeſellt. Eulen nach Athen tragen, etwas überflüſſiges thun.

Eulenſpiegel (Tyll). Dieſer allbekannte Abenteurer aus der erſten Hälfte des 14ten Jahrhunderts wurde zu Knittlingen, einem wolfenbüttelſchen Dorf unweit Schöppenſtädt, geboren, und ſtarb gegen das Jahr 1350 in dem Städtchen Möllen, vier Meilen von Lübeck, wo ſein Grabſtein mit der Anſpielung auf ſeinen Namen, einem Spiegel und einer Eule, ſteht. Sein Name iſt zum Sprichwort geworden, alle muthwillig-luſtigen, närriſchen Streiche zu bezeichnen, die aus reiner Freude an ſolchen verübt werden; denn dergleichen verübend, zog Tyll durch Niederſachſen und Weſtphalen, ja ſelbſt nach Polen und Rom. In der Volkspoeſie leben ſie noch immer fort. Wann und in welcher Sprache dieſe Schwänke zuerſt geſchrieben worden, läßt ſich ſchwerlich mit Gewißheit beſtimmen. Aus dem Titel der alten und Volsausgaben ſcheint zu erhellen, daß ſie zuerſt in plattdeutſcher Sprache geſchrieben geweſen, und mehrere Umſtände machen wahrſcheinlich, daß der durch ſeine Narrenbeſchwerung, Schelmenzunft und andere Schriften dieſes Schlags auch ſonſt bekannte Franziscaner, Thomas Murner, der Theologie und Rechte Doctor, ein Gegner Luthers, der Überſetzer ſey. Der Verfaſſer ſagt von ſich in der Vorrede: „Da man zählet 1302 (Herr von Murr glaubt 1502) bin ich durch etliche Perſonen und gute Gönner gebeten worden, die Hiſtorien und ſeltſamen ſchalkliſtigen Poſſen Tyll Eulenſpiegels, eines Bauern Sohns, zuſammen zu

bringen und zu beſchreiben; welches ich nicht wohl füglich habe können abſchlagen. Dieweil denn menſchliche Natur und Weſen aus fröhlichem Geſpräch oft und viel wird bewegt, daß Traurigkeit, Krankheit, Haß und Neid wird gemildert und vergeſſen: habe ichs, ſo viel möglich, verfaſſet; nicht in Meinung, daß man daraus Böſes, ſondern allein das Böſe zu vermeiden lerne, auch ſich vor liſtigen Menſchen deſto beſſer hüten könne." Der Verfaſſer ſcheint die Urtheile der Nachwelt geahnt zu haben, die nicht bloß den äſthetiſchen, ſondern auch den ſittlichen Werth dieſes Volksbuchs angriff. Während aber ein Paſchius urtheilte, das Buch ſey aus den gröbſten und tolleſten Poſſen wie ein Bettlermantel zuſammengeſtickt, und wer dieſe wiederhole, beleidige ſchamhafte Ohren und mache aus ſeinem Munde einen H—, empfahl es ein Anderer als einen Sittenſpiegel, und nicht mit Unrecht. Unfläthigkeiten ſind freilich nicht zu läugnen, die aber fallen dem Zeitalter zur Laſt, in welchem der Schalk lebte und ſeine Schwänke geſchrieben wurden. Daß wir dies Zeitalter genauer dadurch kennen lernen, hat Flögel in ſeiner Geſchichte der komiſchen Literatur gezeigt (Bd. 4. S. 288 ff.). Übrigens aber erhielt es ſich, trotz jener Fehler, Jahrhunderte als Lieblingsbuch nicht nur des deutſchen Volkes, ſondern vieler anderer, denn es iſt in die lateiniſche, franzöſiſche, engliſche, holländiſche und polniſche Sprache überſetzt, mehrmals nachgeahmt, unzählige Male aufgelegt, mit allerlei Anmerkungen herausgegeben und moderniſirt worden. (S. Reichards Bibliothek der Romane, Bd. 2 und 4; Flögels Geſchichte der Hofnarren und Görres über die Volksbücher). Die älteſte gedruckte Ausgabe iſt bis jetzt die hochdeutſche 1540, 4. zu Augsburg erſchienen. In artiſtiſcher Hinſicht iſt noch zu bemerken, daß ein ſehr ſeltenes Kupferblatt von Lucas von Leyden den Namen Eulenſpiegels (l'Espiegle) hat. Ein Mann ſpielt auf einer Sackpfeife und trägt zwei Kinder in einem Korbe auf dem Rücken, ein Eſel trägt auch zwei Kinder und eine Frau eins. Vor ihr geht ein Kind an einem Stecken, auf deſſen linker Schulter eine Eule ſitzt; dies ſoll das Bildniß des jungen Eulenſpiegels ſeyn. dd.

Euler (Leonhard), der berühmteſte Mathematiker der neuern Zeit, war 1707 zu Baſel geboren, genoß daſelbſt den Unterricht des großen Johann Bernoulli, erhielt ſchon in der frühern Jugend die Stelle eines Adjuncts und dann 1727 eines Profeſſors an der Akademie zu Petersburg, folgte dann einem Rufe Friedrichs des Großen 1741 als Profeſſor der Mathematik, kehrte aber 1766 nach Petersburg zurück, und ſtarb hier 1783 als Director der mathematiſchen Claſſe der Akademie. Man bewundert nicht nur die außerordentlich ausgebreiteten Kenntniſſe und Entdeckungen im Fache der Mathematik, Aſtronomie, Mechanik, Naturlehre und anderer Wiſſenſchaften, ſondern auch ſeinen beiſpielloſen Fleiß. Er ſchrieb weit mehr als Voltaire, einer der fruchtbarſten neuern Schriftſteller; und Hirſching zählt in der von ihm in ſeinem Handbuche aufgeſtellten Biographie 45 größere Werke und 681 Abhandlungen, die aus ſeiner Feder floſſen. Selbſt das Unglück, in ſeiner Jugend das eine, und im Alter auch das andere Auge zu verlieren, konnte ihn von ſeinem unermüdeten Studiren nicht im geringſten abhalten. Zur Lectüre für Ungelehrte verdienen beſonders ſeine vortrefflichen Briefe an eine deutſche Prinzeſſin über verſchiedene Gegenſtände der Naturlehre empfoh-

len zu werden. Als ein Beweis ſeines ungeheuern Gedächtniſſes wird angeführt, daß er die ganze Äneide des Virgil auswendig wußte, und die größten Rechnungen ohne Hülfe des Schreibens machen konnte. Bei aller Gelehrſamkeit war der große Mann ganz anſpruchlos, der unterhaltendſte Geſellſchafter und ein Muſter von Rechtſchaffenheit.

Eumeniden (Furien bei den Römern), waren in der griechiſchen Mythologie die Rächerinnen der Blutſchuld, der Verbrechen der Kinder an den Ältern, der Meineide. Gräßlich erwuchſen ſie aus den Blutstropfen, welche dem Uranos entfielen, als ſein Sohn Kronos ihn entmannte. Spätere Mythographen ſetzen ihre Zahl auf drei, und nennen ſie: Alecto, Megära und Tiſyphone. Äſchylus hatte in dem Trauerſpiel, das ihren Namen führt, 50, und mit ihnen Schrecken und Entſetzen auf die Bühne gebracht. Das waren noch die ſchrecklichen, ſchwarzeingehüllten, mit den Schlangen ſtatt der Haare, kralligen Fingern, hervorgeſtreckter Zunge, deren Augen ſchwarzes Blut entträufelt, die Blutſaugerinnen, denen das Blut, wenn ſie ſich vollgeſogen hatten, wieder zum Hals herausquoll, und denen, wenn ſie zürnten, Gift entträufelte, das, wohin es fiel, wie eine böſe Flechte wuchernd, der Erde jeden Keim der Fruchtbarkeit raubte. „Wir ſind ſchlau, wir ſind ſtark,” ruft ihr furchtbarer Chor bei dem Dichter, „furchtbar wachet in uns die Erinnerung des Frevels. Sterblicher Flehen erweicht uns nicht! Wer unter den Sterblichen vernimmt ſonder Ehrfurcht, ſonder Scheu, die Gewalt, welche von den Göttern durch des Schickſals Willen uns ward? Uralte Würde iſt uns, und es wandelt keine Schmach uns an, wiewohl wir unter der Erd' in dämmerndem Dunkel walten.” In der That war die Scheu vor ihnen groß, denn kaum ihren Namen wagte der Athener auszuſprechen, und nannte ſie nur die ehrwürdigen Göttinnen. Doch nicht ſtets wurden ſie als ſo entſetzliche Unholdinnen gedacht und gebildet. Mit den Fortſchritten der moraliſchen und äſthetiſchen Ausbildung der Hellenen erhielt auch der Mythus von dieſen moraliſchen Gottheiten vielfache Umwandlungen. Die Bildner gingen von der Idee der Menſchenjägerinnen aus, und ſtellten ſie als die ſchönſten Jagdnymphen dar, die nur durch den hohen Ernſt ihrer Mienen, durch Fackel, Dolch und ähnliche Attribute ihre Beſtimmung ankündigten. Die Qualen des böſen Gewiſſens ſah nun in ihnen vorerſt die philoſophiſche Erklärung, endlich auch der Glaube des Volks. Nun erſt verdienten ſie den Namen der Eumeniden, d. i. der wohlwollenden. Eine kleine aber vortreffliche Schrift über dieſen Mythus iſt die archäologiſche Unterſuchung Böttigers: die Furienmaske im Trauerſpiele und auf den Bildwerken der alten Griechen. Weimar, 1811. S. auch Erinnyen. dd.

Eunomia (Geſetzlichkeit), iſt der Name einer der drei Horen, die man als eine beſcheiden geſchmückte Schöne beſchreibt, „die dem Überdruſſe wehrt, den Übermuth mildert, die Zwietracht ſtillt und das gebeugte Recht gerad macht.” S. d. Art. Horen.

Eunuch, Verſchnittener; ſie werden an den orientaliſchen Höfen als Diener häufig gebraucht.

Eupen (franz. Néaux), ein Flecken im ehemaligen Limburgiſchen, einige Stunden von Aachen, mit 10,000 Einwohnern, iſt ein ſehr bedeutender Fabrikort. Die hieſigen Tuchmanufacturen, die den Haupterwerbszweig des Orts ausmachen, liefern ſeit 20 oder

25 Jahren ſo ſchöne und feine Tücher, daß ihre Draps des Gobelins und d'Elbeuf den in Frankreich verfertigten gleich kommen und im Handel dafür paſſiren. Von gleicher Trefflichkeit ſind die hier fabrizirten Kaſimire, die größtentheils nach Frankreich gehen. Zur Zeit, wo der levantiſche Handel blühte, war Eupen in beſonderm Flor; aber auch noch jetzt zählt man 20 große und 30 mittlere und kleine Häuſer, die das Tuchgeſchäft betreiben und Handel darin haben.

Euphemismus heißt die Umſchreibung einer anſtößigen oder widrigen Sache mit milderen und gelinderen Worten. So bedienten ſich z. B. die Alten, um den Begriff ſterben auszudrücken, eines vielfachen Euphemismus, und auch bei uns ſind die Worte: abſcheiden, zu ſeinen Vätern verſammelt werden u. ſ. w. Euphemismen dafür; es iſt daher auch eine Figur der Redekunſt.

Euphon. Durch weitere Fortſetzung ſeiner acuſtiſchen Verſuche kam der tiefforſchende D. Chladni in Wittenberg auf die Erfindung eines neuen muſikaliſchen Inſtruments, dem er, wegen ſeines ſehr angenehmen Klanges, den Namen Euphon gab. Äußerlich hat es die Geſtalt eines kleinen Schreibpultes, inwendig zeigen ſich 40 horizontalliegende gläſerne Stäbe, deren untere Enden in der Mitte des Reſonanzbodens mit rothem Fries umgeben erſcheinen; die vordern Enden liegen auf einem Querbalken unter rothem Frieſe. Benetzt man dieſe Stäbe, an welchen die halben Töne durch eine andere Farbe kenntlich gemacht ſind, mit einem Schwamme, und fährt mit naſſen Fingern daran hin und her, ſo geben ſie einen Klang, der weit angenehmer und reiner iſt, als der Klang einer Harmonica von nicht ganz vorzüglicher Güte, nur daß ſie nicht das Aushalten und Anſchwellen der Töne hat wie dieſe. Alles, was auf der Harmonica ſpielbar iſt, läßt ſich auch auf dieſem Inſtrumente ſpielen, allenfalls auch geſchwindere Stücke. Vor der Harmonica hat es folgende Vorzüge voraus, daß es wohlklingender, leichter zu ſpielen, gefälliger für das Auge, viel wohlfeiler, weniger zerbrechlich, weit leichter wieder herzuſtellen, unſchädlicher und eines weiteren Umfangs fähig iſt. Von der innern Einrichtung, die auf ganz neu entdeckten Geſetzen der Bewegung beruht, und von allem, was zu deſſen Bau zu beobachten iſt, hat der geniale Erfinder noch nichts bekannt gemacht. 1789 begann er an dieſem Inſtrumente, und 1790 vollendete er es. dd.

Euphonie, Wohllaut der Töne, bezieht ſich auf den Klang oder die Qualität des Tons und gehört auch zu den Vorzügen einer Sprache.

Euphrat, Euphrätus, auch Phrat genannt, einer der größten und merkwürdigſten Ströme des Orients, denn durch ihn wurden das vordere und hohe Aſien, und mehrere Jahrhunderte hindurch auch das römiſche und perſiſche Reich getrennt. Er entſpringt in Armenien aus zwei Flüſſen, bringt durch das Gebirge Taurus und fällt zuletzt in den perſiſchen Meerbuſen. Übrigens war der Euphrat, welcher jetzt da, wo er ſich mit dem Tigris vereinigt, Schat-al-Areb (Fluß der Araber) heißt, ehedem für Babylonien eben ſo wohlthätig, wie der Nil für Ägypten, indem er vom Monat Auguſt an das Land überſchwemmte und mit ſeinem Schlamme düngte.

Euphröſyne, eine von den drei Grazien ſ. Grazien; ur-

ſprünglich bedeutet dieſes Wort die Heiterkeit, Fröhlichkeit des Gemüths.

Eurhythmie, das ſchöne Verhältniß in der Bewegung, z. B. im Tanze, in der Muſik, und vorzüglich in den Worten als Sprachtönen (von Rhythmus). Auch letzteres iſt ein Hauptvorzug der Sprache an ſich, daß die Verbindungen ihrer Worte mannichfaltige und ſchöne Bewegungen verſtatte. Hernach nennt man Eurythmie überhaupt ſchöne Übereinſtimmung der Theile zum Ganzen; ſchönes Verhältniß.

Euripides. Im erſten Jahre der 75ſten Olympiade (480 v. Chr. Geb.) wurde an dem Tage, wo die Griechen des Xerxes übermacht bei Salamis ſchlugen, an eben dieſem Orte Euripides geboren, und die drei größten Tragiker Griechenlands trafen hier zuſammen; denn Äſchylus ſtand in der Reihe der Siegenden und der junge Sophokles tanzte um die Trophäen. Nichts Sicheres wiſſen wir von des Euripides Ältern, und von ſeiner Erziehung nur ſo viel, daß ſein Vater, um falſch gedeuteter Weiſſagungen willen, ihn zum Athleten bilden wollte. Eigne Naturart zog den Jüngling zu andern Künſten. Anfangs übte er ſich in der Malerei, dann aber ſtudirte er bei Prodikus die Rhetorik, bei Anaxagoras (nicht bei Sokrates) die Philoſophie, welche beide Studien auf ſeine Poeſie einen ſo mächtigen Einfluß geäußert haben, daß man ihn mit demſelben Rechte, mit dem man ihn den philoſophiſchen Tragiker nennt, auch den rhetoriſchen nennen könnte. Des Euripides Zeit fällt in die Periode der höchſten Vollendung griechiſcher Tragödie durch Sophokles, neben welchem, wäre es auch nur als zweiter, zu ſtehen höchſt ehrenvoll iſt. Euripides war neben Sophokles der Liebling ſeines Zeitalters; ſeine Tragödien wurden mit denen des Sophokles zu gleicher Zeit aufgeführt, ja ſie erhielten ſelbſt einige Male den Preis über dieſe. Freilich ſtimmten ins Urtheil des Publicums nicht auch ſtets die Kritiker ein, und Ariſtophanes gab durch beißende Parodien gar oft den Lieblingsdichter dem Gelächter Preis. Daß er ſich trotz Kritik und Parodien als Lieblingsdichter erhielt, beweiſ't für ihn; daß die vorzüglichſten Kritiker ſich mißfällig erklärten, beweiſ't gegen ihn. Von ſeinen 123 Tragödien ſind 19 auf uns gekommen; wir können alſo ſelbſt entſcheiden. Schwerlich wird dann das geprüfte unparteiiſche Urtheil anders ausfallen, als es A. W. Schlegel fällte. „Wenn man," ſagt er, „den Euripides für ſich allein betrachtet, ohne Vergleichung mit ſeinen Vorgängern, wenn man manche ſeiner beſſern Stücke und in andern einzelne Stellen ausſondert; ſo muß man ihm außerordentliche Lobſprüche ertheilen. Stellt man ihn hingegen in den Zuſammenhang der Kunſtgeſchichte, ſieht man in ſeinen Stücken immer auf das Ganze und wieder auf ſein Streben überhaupt, das ſich in den auf uns gekommenen ſämmtlich offenbart; ſo kann man nicht umhin, ihn vielfältig und ſtreng zu tadeln. Von wenigen Schriftſtellern läßt ſich mit Wahrheit ſo viel Gutes und Übels ſagen. Er war ein unendlich ſinnreicher Kopf, in den mannichfaltigſten Künſten des Geiſtes gewandt; aber einer Fülle von glänzenden und liebenswürdigen Eigenſchaften ſtand bei ihm nicht der erhabene Ernſt des Gemüthes, noch die ſtrenge künſtleriſche Weisheit ordnend vor, die wir an Äſchylus und Sophokles verehren. Er ſtrebt immer, nur zu gefallen, gleichviel, durch welche Mittel. Darum iſt er ſich ſelbſt ſo ungleich; manchmal hat er hin-

reißend ſchöne Stellen, andere Male verſinkt er in wahre Gemeinheiten. Bei allen ſeinen Fehlern beſitzt er eine bewundernswürdige Leichtigkeit und einen gewiſſen einſchmeichelnden Reiz.“ Wer nun den Dichter von ſeinen beiden Seiten will näher kennen lernen, der kann es, wenn er dieſes Kunſtrichters Schrift, Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine, zuſammenhält mit dem, was er in ſeiner fünften Vorleſung über dramatiſche Kunſt und Literatur geſagt hat. Ein Theil der Fehler des Euripides mag freilich ſeiner Zeit zur Laſt fallen, die eine Zeit der grübelnden Sophiſtik, politiſcher Streitſucht und der Rhetorenkünſte war: Fehler bleibt es aber ſtets, den Fehlern des Zeitalters zu huldigen. Eine Haupttendenz des Euripides war, auf Rührung auszugehen. „Er kannte,“ ſagt ein anderer Kunſtrichter, „das Weſen der Leidenſchaften, und wußte Situationen zu finden, in denen ſie ſich auf das vollkommenſte entwickeln konnten (daher vielleicht ὁ τραγικώτατος, der tragiſchſte der Tragiker genannt). Dabei hat er einen elegiſchen Ton, welcher ſelten oder nie ſeine Wirkung verfehlt. Die meiſten ſeiner Perſonen haben vormals in dem Genuß eines ausgezeichneten Glückes gelebt, und der Rückblick auf daſſelbe in ihrem gegenwärtigen Zuſtande hemmt das Ungeſtüm der Leidenſchaften und ſtimmt ſie zur Wehmuth herab. Darum athmen ſich bei ihm die Leidenſchaften weit öfter in ſanften Klagen aus, als daß ſie ſich zu einer merkwürdigen Größe erheben ſollten; darum iſt er auch ſo reich an Sittenſprüchen und philoſophiſchen Tiraden; indem ſeine Perſonen immer noch Beſonnenheit genug behalten, über ihren Zuſtand nachzudenken. Euripides wußte ſehr gut dasjenige zu finden, was auf den Augenblick Wirkung thut. Die Zeiten der Kühnheit waren vorbei, in denen Äſchylus dichtete, und die alte Kraft des Staats fing allmälich zu ſinken an. Nun gefiel des Euripides rührender Ton.“ Mancherlei kann man übrigens gegen ſeine lockeren Plane, oft unerklärlichen Charakterveränderungen, außerweſentliche Chorgeſänge, zum Theil auch gegen ſeine Stoffe ſelbſt einwenden; vorzüglich bleibt er in wahrem, natürlichem Ausdruck der Leidenſchaft, intereſſanten Situationen, originellen Charaktergruppirungen, vielſeitiger Auffaſſung der menſchlichen Natur, und iſt ein Meiſter in der Kunſt, den Dialog zu behandeln, Reden und Gegenreden dem Charakter, dem Geſchlecht und Stand, den offenbaren oder geheimen Abſichten, der gegenwärtigen Stimmung des Redenden und dem Erfoderniß des Moments, kurz allem, was ihnen die größte Beſtimmtheit gibt, ſo richtig anzupaſſen und geſchickt in einander zu fügen. Überdies iſt eine gewiſſe Zartheit und Lieblichkeit über ſeine Tragödien verbreitet, die das Gemüth einzunehmen nicht verfehlen können. Man hat ihn öfters den Weiberfeind genannt, wahrſcheinlich wegen der großen Menge von Sprüchen über die Schwächen des weiblichen Geſchlechts. Dennoch war er dieſem Geſchlecht eben nicht abhold, und es ſcheint, er habe Gelegenheit gehabt, die Verführbarkeit deſſelben aus Erfahrung kennen zu lernen; auch ſoll er zwei Frauen zugleich gehabt haben, die ihm freilich manchen Stoßſeufzer können abgepreßt haben. Indeß fehlt es bei ihm doch auch nicht an Darſtellung ſchöner Weiblichkeit, und ſeine Empfänglichkeit für die edleren Reize weiblicher Sittſamkeit iſt unverkennbar. Nicht wahrſcheinlich iſt es, daß ſein Weiberhaß und — ſeine eigene Frau ihn von Athen nach Macedonien getrieben; er folgte der Einladung des

Königs Archelaus, deſſen Gunſt und Vertrauen er in gleichem Grade beſaß. Leider fand er bei ihm einen unglücklichen Tod; er ward von Hunden zerriſſen, oder ſtarb doch wenigſtens an den Folgen ihrer Biſſe. Der Monarch ließ ihm ein prächtiges Denkmal errichten, mit der Aufſchrift: „Nie wird, Euripides, dein Angedenken erlöſchen!“ Noch ehrenvoller war für ihn die Inſchrift an dem Cenotaphium, das die Athener ihm errichteten: „Ganz Griechenland iſt des Euripides Denkmal, Macedoniens Erde bedeckt nur ſeine Gebeine.“ Der ihn überlebende Sophokles betrauerte öffentlich ſeinen Verluſt. Archelaus hat übrigens wahr prophezeit: Euripides wird, bei allen Fehlern, die er durch große Tugenden vergütet, ſtets ein Liebling zarterer Seelen bleiben. In Bothe's Überſetzung kann man ihn ziemlich genau kennen lernen; man überſehe dann nicht, was Wieland über ihn im attiſchen Muſeum geſagt hat. dd.

Euripus, eine ſchmale Meerenge zwiſchen den Inſeln Negroponte (ſonſt Euböa) und Livadien bei Griechenland. Sie iſt dadurch merkwürdig, daß ſie zweierlei Ebbe und Fluth hat; in den erſten beiden Mondsvierteln nämlich eine ganz richtige, in den andern beiden eine höchſt unregelmäßige, da das Waſſer in einem Tage zuweilen an zwanzig Mal auf- und abfließt.

Europa, die Tochter des Königs Agenor von Phönicien und der Nymphe Melia, und Schweſter des Cadmus. Die Fabel erzählt, daß eine Zofe der Juno ein Schminknäpfchen von dem Putztiſche der Göttin entwendete und es der Europa gab. Ihre dadurch noch erhöhte Schönheit gewann die Liebe Jupiters, der, um ſie zu beſitzen, ſich in einen ſchönen weißen Stier verwandelte und in dieſer Geſtalt ihr an den Ufern des Meeres erſchien, wo ſie mit ihren Geſpielinnen luſtwandelte. Sie fand den Stier ſo herrlich und zahm, daß ſie es wagte, ihn zu beſteigen, worauf dieſer mit ſeiner ſchönen Beute dem Meere zueilte und nach dem Welttheile hinüberſchwamm, der von ihr den Namen empfangen hat. Hier verwandelte er ſich in einen ſchönen Jüngling, mit welchem ſie den Minos und Rhadamant erzeugte.

Europa und Europäer. Einhundert und ſiebenzigtauſend Quadratmeilen groß, in einer Ausdehnung vom 36. Gr. bis 71. Gr. nördlicher Breite und 8. Gr. bis 80. Gr. öſtlicher Länge, bevölkert mit 170 Millionen Menſchen, iſt der Theil des Erdkörpers, den wir Europa nennen, und der die intereſſanteſte aller Anſichten gewährt, wenn man fragt: wie ward er das, was er iſt, und was iſt er für die übrigen Erdtheile geworden. Wird Aſien die Wiege des Menſchengeſchlechts genannt, ſo verdient dagegen Europa um ſo mehr als die Wiege aller Cultur geehrt zu werden, als Jahrhunderte vor Chriſtus Geburt ſchon europäiſche Nationen, die Etrusker und Griechen, eine Höhe der Bildung erreicht hatten, die man jetzt noch oft vergebens zu erreichen ſucht, und als es beſonders in den letztverfloſſenen 300 bis 500 Jahren den Typus ſeiner Cultur allen übrigen bekannten Punkten des Erdballs mitgetheilt hat, ſo daß unſere einſtigen Nachkommen Europa zu Mexico oder Nordamerika leicht in demſelben Verhältniſſe erblicken können, in welchem Griechenland zu dem heutigen übrigen Europa ſich befindet. Von Aſien aus, als deſſen weſtliche Abdachung, uranfänglich bevölkert, erhielt es einen zweiten Stoß, welcher vom Caucaſus an bis an die Säulen des Hercules ſich mit immer zunehmender Stärke fortpflanzte, als an der Scheidewand, die

Rom zwiſchen ſich und den Barbaren gezogen hatte, ſich die Woge brach. Doch überwältigt von dem brauſenden Strome fiel Rom, wie einſt Etrurien und Griechenland durch Rom gefallen waren; die Ruinen jener Cultur, aus Toscana und Hellas nach der damaligen Hauptſtadt der Welt entführt, verſanken mit in ihrem Sturze, und es blieb kaum noch die Ahnung von Europa's Stolz, von der Vollkommenheit Griechenlands. Eine düſtere Nacht lag auf Europa, aber ſie verſchwand allmälich, als Carls des Großen ſchöpferiſcher Geiſt den Occident beherrſchte, als durch Schwert und Liebe des erhabenen Nazaräers Glaubensbekenntniß das herrſchende wurde, während der Halbmond von Byzanzens Thürmen das Kreuz verdrängte. Und immer lichter ward es, als im frommen Mißverſtande heiliger Opfer die Züge nach dem Grabe des Erlöſers die Nationen enger vereinten, ſie in noch unbekannte Zonen einführten, und den Handel, dieſem mächtigen Vehikel aller Cultur, einen neuen kräftigen Schwung gaben. Ein unwiderſtehliches Bedürfniß nach höherer Civiliſation treibt den Geiſt des Menſchen zum Erfinden, Aufſuchen, Entdecken. So wie die Verfaſſung der Staaten einen politiſchen Charakter erhielt, ſo wie das Verhältniß zwiſchen Lehnsherrn und Vaſallen ausgebildet war, bildete ſich auch ein dritter Stand, deſſen Wirkungskreis die Pflege der neu erſtehenden Wiſſenſchaften und Künſte, der Induſtrie und des Handels umfaßte. Dieſer Kreis erweiterte ſich in unabſehbare Gränzen, als Amerika und Oſtindien Plätze europäiſcher Etabliſſements wurden. Hatten die Europäer, von Philipp von Macedonien und ſeinem größern Sohne Alexander an, die ſogenannte alte Welt beherrſcht, ſo waren ſie nun auch Herrſcher der neuen, und in reißendem Fluge ſtieg die europäiſche Cultur empor, da Europa's Handel, der vorher nur die Erzeugniſſe der Vegetation und des Kunſtfleißes Aſiens kannte, auch die Südſee in ſeinen Umfang feſſelte. Die erwachte Begierde nach weitern Entdeckungen veranlaßte, im Einzelnen wie im Großen, neue Reibungen, aus denen immer ſchönere, gediegenere Reſultate hervorgingen. Der Kampf der Secten, durch Wicleff, Zwingli, Huß veranlaßt, und Luthers großes Reformations- oder vielmehr Reinigungswerk, gab, von Deutſchland aus, dem Centralpunkte aller europäiſchen Bildung, dem Ganzen einen neuen Schwung. Die Sprachen erlangten einen Grad der Vollkommenheit, der es möglich machte, den Begriff des Claſſiſchen durch Werke erſter Größe zu verſinnlichen; Gründlichkeit, beſonders ein charakteriſtiſches Gut deutſcher Nation, führte zu einer Conſiſtenz und Sicherheit im Wiſſenſchaftlichen, welche zum Grundpfeiler der heutigen Geiſtesbildung ward und jeder künftigen bleiben wird, wenn das Fortſchreiten ſelbſt, das ohnehin einen raſchern Gang angenommen hat, wie der Puls im Fieber, nicht über kurz oder lang durch ähnliche Revolutionen, wie ſie in der Vorzeit da waren, unterbrochen, oder doch anders gerichtet werden ſollte. Dieſe Gründlichkeit aber führte zugleich zu den koſtbaren Reſultaten, welche das Studium der Alten, beſonders der griechiſchen und römiſchen Verfaſſungen, Mythologien, Wiſſenſchaften und Künſte, nach den Überlieferungen ihrer claſſiſchen Schriftſteller gegeben hat. Mit unendlichem Einfluſſe auf Geſetzgebung, Politik, Moral und geſellſchaftliche Verhältniſſe erhob ſich die Philoſophie, deren Läuterung von allem ſcholaſtiſchen Weſen der Zeitgeiſt von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr beſtrebte. Waren auch Luther und ſei-

nes Gleichen keine ſchulgerechten Philoſophen, ſo pflanzte ſich doch der Geiſt des Unterſuchens und Prüfens durch ihr Beiſpiel auch auf die Philoſophen fort, die vielleicht noch mehr Gedeihliches hätten zu Tage fördern können, wenn die Mehrzahl derſelben ſich nicht zu ſehr in der Rolle der Reformatoren gefallen hätte. Die Buchdruckerkunſt, dieſer Triumph des chriſtlichen Europa, ebenfalls von Deutſchland ausgefloſſen, rivaliſirte in ihren Wirkungen mit der Gewalt der Waffen und aller politiſchen Künſte, die durch ſie nur neue Schnellkraft erhielten, und was keine Bulle, kein anderes pergamentenes Document bewirkte, das geſchah durch die Zauber-Mechanik dieſer eigentlich ſchwarzen Kunſt, die, im Vereine mit dem erfundenen Schießpulver, eine unwiderſtehliche Gewalt übte. Während mit dieſem allen große politiſche Begebenheiten, unter welchen der Sturz der Hierarchie und der weſtphäliſche Friede obenan ſtehen, die das Staatenverhältniß mehr conſolidirten, Hand in Hand gingen; während Polyneſien, dieſe Inſelwelt, ein neues Object für den europäiſchen Speculationsgeiſt wurde; während die Staatenverfaſſungen die ganze Leiter der möglichen Formen durchliefen, und mehr als einmal die monarchiſche faſt an die Idee der Univerſalität gränzte, bis auf das Zeitalter Napoleons herab; in dieſem ganzen großen Zeitraume hatte Europa ſeinen allgewaltigen Einfluß auf die übrigen Erdtheile um ſo geltender gemacht, als ſein Handel, von der älteſten Commerzanſtalt, der Hanſe an, bis zum höchſten Flor der brittiſchen Seeherrſchaft, das Netz immer dichter gezogen hatte, worin endlich die Intereſſen der ganzen bekannten Erde verwickelt worden waren. Hatten die Türken früh ſchon in Afrika und Aſien ſich feſtgeſetzt; ſo iſt Afrika nun auch von Portugieſen, Spaniern, Holländern, Engländern, Franzoſen, Brandenburgern und Dänen; Aſien von Ruſſen, Portugieſen, Spaniern, Holländern, Engländern, Franzoſen und Dänen; Amerika von Spaniern, Portugieſen, Franzoſen, Engländern, Holländern, Dänen, Schweden, Curländern und Ruſſen beſucht und mit Colonien beſetzt worden, ſo wie an Auſtraliens Entdeckung die mehreſten der ſeefahrenden Nationen mehr oder weniger Antheil haben. Man braucht nur einen Augenblick ſein Auge auf Nordamerika ruhen zu laſſen, um zu ſehen, was, außer dem chriſtlichen Glauben, vom Guten und Böſen aus Europa auf die übrige Erde ſich fortgepflanzt hat. Die Revolution, welche die amerikaniſche Conföderation gebar, dieſe Frucht der Eiferſucht zwiſchen den zwei energiſchſten Nationen Europa's, gab einen ſichern Maßſtab ab für den Einfluß des europäiſch-politiſchen Syſtems und der ganzen europäiſchen Cultur des Verſtandes und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe auf die neue Welt, und als erſt vollends Frankreichs vulcaniſche Erſchütterung ein zahlloſes Heer nie gedachter Ideen entwickelte, die wie electriſche Funken fortblitzten über Länder und Meere: da ward Europa's hohe Beſtimmung immer klarer, und liegt jetzt ſo vor Augen, daß man ſie nicht mehr auszuſprechen braucht, um ſie zu verſtehen. Indem wir die Fortſetzung und weitere Ausführung dieſer, gleichſam nur angedeuteten, philoſophiſchen Anſicht von dem Zuſtande dieſes Erdtheils an und für ſich und von ſeinem Verhältniſſe zu der übrigen Erde dem eigenen Nachdenken überlaſſen, indem wir zugleich wegen deſſen, was hierin berührt und deſſen nicht gedacht worden iſt, auf die einzelnen hieher gehörigen Artikel verweiſen müſſen, betrachten wir Europa's Geſtalt noch einen Augen-

blick in geognoſtiſch-geographiſch-ſtatiſtiſcher Hinſicht. Schon oben haben wir Europa die weſtliche Abdachung von Aſien genannt; anderswo hat man „Verzweigung” geſagt. Betrachten wir nämlich den ganzen Erdkörper nach ſeiner kugelförmigen Geſtalt, ſo findet ſich, daß er aus etwa $\frac{2}{3}$ Waſſer und $\frac{1}{3}$ Land beſteht, von welchem letztern $\frac{2}{3}$ auf die öſtliche und $\frac{1}{3}$ auf die weſtliche Halbkugel kommen; wir werden bemerken, daß das Land in breiten dichten Maſſen um den Nordpol gelagert iſt, dagegen nach Süden fünf große Spitzen zurückgeblieben ſind. Dieſes Andrängen des Continentes nach dem Nordpole gibt die Vermuthung, daß ſeine jetzige Geſtalt das Reſultat einer Waſſerſtrömung ſey, die von Süden nach Norden gegangen ſeyn, hier den Boden zuſammengedrängt und hinter ſich die abgewaſchenen Spitzen gelaſſen haben mag. Durch die Richtung jener Fluth, ſowohl dem Hauptſtrome nach, als auch nach den Seitenpunkten, Oſten und Weſten, hin, ſind denn nun die natürlichen Gränzen der Erdtheile durch Meere, Seen, Flüſſe, Gebirgsrücken und Thäler entſtanden, die höchſten Punkte und ihre Abdachungen. So haben ſich für Europa als Abſcheidungen von dem angränzenden Aſien und Afrika gebildet: 1. Aſien: der Ural, Caucaſus, das ſchwarze Meer, der Bosphorus, das Marmormeer und die Dardanellen; 2. von Afrika: das Mittelmeer. Der Hauptgebirgsrücken, der Europa durchläuft, geht vom weſtlichen Vorgebirge de la Rona nach Nordoſt; die höchſte Spitze iſt die der Alpen (der Montblanc und das Hoſpiz auf dem großen Bernhard mit Deſaix Grab), von welcher herab überall hin Senkungen ſind, mit den anlehnenden Höhen (Vorgebirge), wie die Sevennen, Pyrenäen, Sudeten, die Apenninen, der Hämos, der Schwarzwald, das Fichtelgebirge, das die böhmiſchen Berge und das Rieſengebirge mit den Carpathen verbindet, ſo daß man faſt den zehnten Theil des ganzen Erdtheils auf die Gebirge rechnen kann. Hierdurch wurden zugleich die Betten der Landſeen (im nördlichen Theile: Ladoga, Onega, Mälar, Wener, Wetter; in der Mitte, am Fuße der Alpen: der Boden- und genfer See) und Ströme gebildet, und dieſen die Richtung ihres Laufes angewieſen, als: in das Eismeer: die Petſchora und Dwina; in das weiße Meer: die Onega; in die Oſtſee: Newa, Pernau, Düna, Memel, Pregel, Weichſel, Oder; in die Nordſee: Elbe, Ems, Weſer, Rhein, Maas, Schelde; in den Canal (zwiſchen Frankreich und dem abgeriſſenen England): Seine; in das atlantiſche Meer: Loire, Garonne, Minho, Duero, Tajo, Guadiana, Guadalquivir; in das mittelländiſche Meer: Ebro, Rhone, Arno, Tiber und Volturno; in das adriatiſche Meer: Tagliamento, Piave, Etſch, Po; in den Archipelagus: Mariza, Strymon; in das ſchwarze Meer: Donau, Dneſtr, Dnepr; in das aſowſche Meer: Don. Europa's Lage zwiſchen den uns ſchon bekannten Graden beſtimmt ſein Clima. In ſeinem ſüdlichen Theile, vom 36.—45. Gr., in Portugal, Spanien, Süd-Frankreich, Italien und Griechenland, bleibt kein Schnee liegen, dringt kein Froſt ein, blühen die Bäume im Januar oder Februar, reifen die Früchte vom April oder Mai an, und regnet es im October und November. Sein mittleres Clima vom 45.—55. Gr. ſchließt Frankreich ein, Helvetien, Deutſchland, Holland, Ungarn, Galizien, Preußen, Süd-Dänemark, Süd-Rußland und Großbritannien; überall gibt es große Verſchiedenheiten. In Hel-

vetien Berg- und Thalluft; in England (wo kein anhaltender Froſt und Schnee iſt), Holland, den Nordſeeküſten und Dänemark Seeluft; in Frankreich, in dem ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland und in Ungarn eine milde Luft zum Gedeihen aller Weine und Baumfrüchte; in dieſem Clima iſt Frühjahr vom März bis Mai, Sommer vom Juni bis September, die größte Hitze ſteigt bis 26 Gr., dagegen ſie in dem ſüdlichſten Theile bis 33 Gr. R. anſteigt. Das nördliche Clima endlich umfaßt, von 55. bis 71. Gr., Schottland, Nord-Dänemark, Norwegen, Schweden und Nord-Rußland; in ihm iſt Frühjahr erſt im Mai oder Juni, der Sommer kurz bis Auguſt und Anfang Septembers, der Winter ſchnee- und froſtreich, große Hitze in den langen Sommertagen, und über den 60. Gr., in Norwegen, Schweden und Rußland, hinaus faſt keine Vegetation. Man erkennt aus dieſer Zergliederung den Hauptcharakter der europäiſchen Zone als gemäßigt, in welcher natürlicher Weiſe die organiſche Welt eine andere ſeyn muß, als unter dem glühenden Himmel Braſiliens ꝛc. Findet man auch bis zum 44. Gr. der Breite die Dattel- und Zwergpalme, gleichſam dem Wendelande entführt, ſpricht auch Herodot und das Lied der Nibelungen von Löwen in den Gebirgen des Balcan und in den Wäldern des Wasgau, die neben den Rennthieren, Elenthieren und Auerochſen, die Julius Cäſar in derſelben Breite gefunden, gar wunderbar ſtehen: ſo iſt doch in der Thier- und Pflanzenwelt ein von dem anderer Erdtheile himmelweit verſchiedener Charakter, ſelbſt da, wo einzelne Gattungen gleichſam eine andere Heimath angenommen zu haben ſcheinen. Gerippe von Elephantenheerden, die man noch in den nördlichſten Punkten Rußlands begraben findet, ſind dagegen nichts als unläugbare Documente für die hohe Wahrſcheinlichkeit jener Revolution und Erdgeſtaltung durch eine ungeheure Fluth, welche jene Thiermaſſen zugleich mit dem Boden fortgewälzt haben mag. Sehen wir uns nun in dieſem Erdraume um, wie wir in ein Naturaliencabinet treten, um ſeine Reichthümer zu beſchauen, ſo erkennen wir dankbar, daß die Natur ihn nicht ſtiefmütterlich ausgeſtattet hat, vermiſſen wir auch gleich die regere Schöpfungskraft glühender Zonen. Der Erde Eingeweide zollen Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eiſen, Blei, Queckſilber, Edelſteine, Marmor, Steinſalz, Meerſchaum, Steinkohlen, Braunkohlen, Torf, Porzelanerde, Bernſtein. Ihre Oberfläche iſt bedeckt mit dem Schmucke der Wälder, Fluren, Wieſen und Gärten; ſelbſt Reiß, Mais, Baumwolle und Zuckerrohr ſuchen wir in den Südländern, in Griechenland, Sicilien und Spanien, nicht vergebens, ſo wie die mittlern vorzüglich ſchönen Flachs und Hanf geben. Weniger reichhaltig iſt das Thierreich beſetzt; Europa hat nur wenig eigenthümliche, und unter 15 bis 16 Arten vierfüßiger Thiere das zahlreiche Mäuſe- und Fledermäuſe-Geſchlecht; unter den wilden Thieren nennen wir: Steinfüchſe und Eisbäre, Zobel, Auerochſen, Bären, Elenthiere, Rennthiere, Steinböcke, Büffel, Kameele (in der Türkei), Affen (Gibraltar), Stachelſchweine, Murmelthiere, Hamſter, Katzen, Hunde, Wildpret aller Art; in großer Anzahl iſt das zahme Vieh verbreitet, als Pferde, Hornvieh, Maulthiere, Eſel, Schafe, Schweine, Hunde. Vögel, Fiſche, Amphibien, Inſecten, unter welchen letztern die Seidenwürmer und Bienen eine beſondere Erwähnung verdienen, ſind hier und da mehr oder weniger. Betrachten wir nun Europa's Boden nach der Eintheilung, welche

ſeine Völker ihm gaben, ſo nennen wir: Portugal und Spanien, Frankreich, jetzt wieder Deutſchland, die Schweiz, Italien mit Neapel, Öſterreich, Ungarn, Preußen, Polen, Rußland, Schweden, Dänemark, Großbritannien und Irland, die Türkei, die Inſeln des mittelländiſchen Meeres (Sicilien, Sardinien, Corſica, Malta) und die Inſeln Island, das fabelhafte Thule der Alten. Sie werden beherrſcht von drei Kaiſern (Öſterreich, Rußland, Türkei), mehreren Königen und Fürſten von königlichem oder niederm Range, die bald Großherzoge, Herzoge, Fürſten und Grafen genannt werden; außerdem beſtehen einige Freiſtaaten, die Schweiz und die kleine Republik San Marino in Italien. (Die Unentſchiedenheit der Verhältniſſe einzelner europäiſchen Staaten im Anfange des Octobers 1814 hindert uns, hierin beſtimmter zu ſeyn.) Die Einkünfte des geſammten Europa könnte man ungefähr zu 900 Millionen Thaler, die Staatsſchulden zu 6000 Millionen Thaler, die ſtehende Militärmacht zu drei Millionen Soldaten annehmen. Dieſe Staaten mit dieſen Kräften ſind ſo dicht, doch mehr und minder, bevölkert, daß faſt über 1000 Menſchen auf eine Quadratmeile kommen, wie denn in Holland am meiſten, wo gegen 4000 Menſchen, und in Rußland und Schweden am geringſten, wo nur 450 und 217 auf eine Quadratmeile gerechnet werden können. Nach ihrer Herkunft kann man ſie in unvermiſchte oder vermiſchte theilen; zu den erſtern gehören: Deutſche, Slawen, Finnen, Juden, Zigeuner; zu den letztern: Portugieſen, Spanier, Franzoſen, Engländer, Südſchottländer, Italiäner und Walachen, welche mit den Lateiniſchen und Deutſchen ſich vermiſcht haben; dann die Bewohner von Irland, Hochland, und den Hebriden, die celtiſchen und galliſchen Urſprungs ſind; die Walliſer, die cimbriſch-brittiſcher, die Albaneſer, die arnautiſcher, die Bewohner der Nordpyrenäen, die basquiſcher und die Inſelvölker des Archipelagus und Griechenlands, die neugriechiſcher Herkunft ſind. So theilen ſie ſich eigentlich in zwei große Geſchlechter, das deutſch-römiſche, das in Weſten, und das ſlaviſch-finniſche, das in Oſten wohnt. Was von ihnen nun für Cultur des Bodens, der politiſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe geſchehen iſt, das kommt größtentheils auf Rechnung der Deutſchen, dieſes großen, herrlichen, kräftigen Urvolkes, des Stammes der vielen übrigen Zwittervölker, nachdem mit der Unterjochung der Römer, mit dieſen jenes Urvolk ſich vermiſcht hatte. Im Kampfe mit der äußern und ihrer eigenen innern Natur erzeugte ſich in ihnen in der Folge der Gedanke des Fortſchreitens und des politiſchen Gleichgewichts, dieſer vermeintlichen Ägide für Europa's Selbſtſtändigkeit, welche beide Ideen den Stämpel der Eigenthümlichkeit tragen, indem ſie nur Europa angehören, und von ihm aus weiter (wie z. B. nach Nordamerika) übergegangen ſind. In dem Brennpunkte dieſes Idealismus gediehen denn nun die Anſtrengungen zum Gewerbfleiße, welcher die zahlloſen Manufacturen und Fabriken erſchaffen hat, und es erhielt der Handel, bei aller nachherigen politiſchen Richtung, den hohen Flor, in welchem er uns erſchienen iſt, und der nur eben noch, im Conflicte ſo verſchiedenartiger Intereſſen, verwelkt ſchien, um deſto ſtrahlender wieder emporzublühen. So war es möglich, daß bei verſchiedenen religiöſen Glaubensbekenntniſſen der milde Genius der Toleranz alle unter ſeine ſchirmenden Fittige nehmen konnte, und das ganze Europa doch wie Eine

Gemeinde daſteht, wenn gleich Portugal, Spanien, Frankreich, der größte Theil von Süd-Deutſchland römiſch-catholiſch, Nord-Deutſchland, Dänemark, Schweden, Siebenbürgen lutheriſch, Weſt-Deutſchland, England, Schottland, Holland reformirt, Rußland, Ungarn griechiſch, die Türkei mohamedaniſch iſt, daß die Juden ihre Synagogen haben und man auch den Reſt des Heidenthums in den Samojeden am Eismeere duldet, weil ſie Menſchen ſind, wie die Herren der Tiara auch. Bei ſolchem Streben hoben Wiſſenſchaften und Künſte ſich empor, Univerſitäten wurden gegründet, deren jetzt gegen 50 in Europa beſtehen, Societäten und Akademien bildeten ſich unter dem Schutze der Throne, große Sammlungen für alle Zweige des menſchlichen Wiſſens, aus allen Naturreichen, aus allen Kunſtproducten wurden angelegt. So ward Europa wie es jetzt iſt, und ward zum Genius der übrigen Erde. Doch muß ein dauernder Friede gegründet werden, welchen Europa jetzt von dem wiener Congreſſe hofft und erfleht, und die liberalen Ideen, welche die bisherigen Revolutionen in Europa bewährten, auf den *Thronen* herrſchend werden, wenn Europa bleiben ſoll, was es iſt. I.

Eurōtas (jetzt Baſilipolamo) ſ. Lacedämon.

Eurus (unſer Südoſtwind), Sohn des Typhon, nach der Sage.

Eurȳale, eine von den *Gorgonen*, ſ. d. Art.

Eurȳdice, in der Fabellehre, des Orpheus Gattin, ſtarb von dem Biß einer Schlange. Von ſeinen Trauertönen gerührt, erlaubten ihm die Götter, ſie aus der Unterwelt zurückzuholen, jedoch unter der Bedingung, daß er ſich nicht eher nach ihr umſehen ſollte, als bis er mit ihr auf der Oberwelt angelangt wäre. Orpheus aber ſah zurück, und ſie ward ihm auf immer entriſſen. Ein ſchöner, oft von Dichtern benutzter Stoff.

Eurȳnome, des Oceanus Tochter, Mutter der Horen, nach Heſiod.

Euryſtheus, ſ. Hercules.

Euſebia war bei den Alten die Göttin oder Vorſteherin der Gottesgelehrſamkeit.

Euſebius, mit dem Beinamen Pamphili, der *Vater der chriſtlichen Kirchengeſchichte*, geb. in Paläſtina gegen 270 nach Chr. Geb. geſt. 340. Er war der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, Presbyter und dann (von 314) Biſchof zu Cäſarea in Paläſtina. Durch anſehnliche Hülfsmittel, ſelbſt vom Kaiſer Conſtantin unterſtützt, ſchrieb er ſeine griechiſche *Kirchengeſchichte* in 10 Büchern von Chriſto bis 324 (die beſte Ausgabe von Valeſius, Par. 1659 fol.); dann ſeine Chronik, welche nur in lateiniſchen Überſetzungen und in Bruchſtücken erhalten worden iſt. Außerdem haben wir von ihm noch 15 Bücher ſeiner *praeparatio evangelica*, welche, da ſie viele Stellen aus verlornen philoſophiſchen Schriften enthält, vorzüglich ſchätzbar iſt, und von den 20 Büchern ſeiner *demonstratio evangelica*, in welcher er die Vorzüge des Chriſtenthums vor dem Judenthum zeigt, 10 nicht ganz vollkommen erhaltene Bücher, endlich auch eine Lebensbeſchreibung oder vielmehr eine Lobrede auf den Kaiſer Conſtantin. Nachrichten von ſeinem Leben findet man in der genannten Ausgabe des Valeſius.

Euſtachi, (Bartholomäus), ein berühmter Anatom des 16ten Jahrhunderts, welcher den Galen gegen Veſalius eifrig vertheidigte, und viele köſtliche anatomiſche Zeichnungen verfertigen ließ. Sein

Hauptwerk über die Streitigkeiten der Anatomen vollendete er nicht. Die dazu gehörigen 29 Kupfertafeln wurden 1712 entdeckt und mit der Erklärung des Lanaſi Avri 1714 herausgegeben, der auch Nachrichten von ſeinem Leben gegeben hat. Seine opuscula anatomica, die wir noch haben, erſchienen zuerſt 1564, 4. Er hat die von ihm benannte Euſtachs Röhre (tuba Eustachii), die hinter dem beweglichen Gaumen liegt, entdeckt. Er war zu Sanſeverino geb. und ſtarb als Profeſſor zu Rom 1570.

Euſtathius, dieſer berühmte Commentator des Homer und des Erdbeſchreibers Dionys, war aus Conſtantinopel gebürtig, anfangs Mönch, hernach Diaconus und endlich 1155 Erzbiſchof von Theſſalonich. Er ſtarb nach dem J. 1194. So gering auch ſeine theologiſche und religiöſe Aufklärung geweſen ſeyn mag, ſo groß war ſeine Beleſenheit in den Claſſikern und der Umfang ſeiner gelehrten Kenntniſſe, wie ſeine Commentare beweiſen, von denen beſonders der homeriſche eine unerſchöpfte Fundgrube philologiſcher Gelehrſamkeit iſt.

Euterpe, die Muſe der Muſik; die Erfindung der Flöte wird ihr zugeſchrieben. Sie wird dargeſtellt als eine mit Blumen bekränzte Jungfrau, eine Flöte und ein Muſikblatt in der Hand und verſchiedene andere Inſtrumente neben ſich habend. Sie iſt die Geberin des Vergnügens. S. übrigens den Art. Muſen.

Euthanaſia, ein ſanftes, leichtes glückliches Sterben. Wieland gab dieſen Namen einer ſeiner Schriften.

Eutin, eine kleine Stadt, ſonſt Reſidenz des Biſchofs von Lübeck, mit einem evangeliſchen Collegiatſtift. Beſonders berühmt iſt die Stadtſchule daſelbſt, welche drei der berühmteſten Männer, D. Eckermann (nachher Profeſſor der Theologie in Kiel), den trefflichen Joh. Heinr. Voß, der auch als Schulmann 20 Jahre lang hier ſegenreich wirkte und nach ihm ſeinen Schüler Bredow zu Rectoren hatte.

Eutropius (Flavius), ein lateiniſcher Geſchichtſchreiber, welcher, wie er ſelbſt ſagt, unter dem Julian die Waffen getragen. Sein Geburtsort iſt unbekannt, wie auch die Umſtände ſeines Lebens. Er blühte um 360 nach Chr. Geb. Sein Abriß der römiſchen Geſchichte (am beſten von Tzſchucke Leipz. 1804 herausgeg.), welcher bis auf Jovianus geht, und im lateiniſchen Ausdrucke nicht rein iſt, wird häufig mit den Anfängern in der lateiniſchen Sprache geleſen.

Eva, ſ. Adam.

Evalvation, der Anſchlag, die Schätzung. Insbeſondere brauchen es die Kaufleute von der Schätzung des Werthes eines Waarenlagers, welches geſchieht, wenn ein Waarenlager von einem andern übernommen wird, oder verbunden geweſene Handelsleute ſich trennen. Von Münzen gebraucht iſt es die Währung. In der Rechenkunſt die Einrichtung eines Bruchs nach ſeinem wahren Gehalt und Betrag.

Evan, Beiname des Bacchus, ſ. dieſen Art.

Evangelium iſt ein griechiſches Wort, welches der Etymologie nach fröhliche Botſchaft bedeutet. Gewöhnlich aber wird es theils von der chriſtlichen Lehre, welche mit der fröhlichen Botſchaft von der Ankunft des Meſſias, von der Geburt des den Vätern verheißenen Retters begann, theils von den Schriften gebraucht, in welchen Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes die Nachrichten

von den Thaten und Schickſalen Jeſu Chriſti aufgezeichnet haben. Evangeliſten hießen in der apoſtoliſchen Kirche diejenigen Chriſten, welche von einer Gemeinde zu der andern zu reiſen und den Unterricht der Apoſtel fortzuſetzen pflegten; der ſpätere Sprachgebrauch aber hat dieſes Wort auf die Verfaſſer der Lebensgeſchichte Jeſu Chriſti eingeſchränkt. Evangeliſch heißt der in den heiligen Schriften enthaltenen Lehre Jeſu gemäß; evangeliſche Chriſten, evangeliſche Kirche nennen ſich daher die Lutheraner. N.

Evergeten, Evergetä, heißen eigentlich Wohlthäter. Dieſen Namen erhielt ein kleines Volk, Agriaſpä genannt, in der perſiſchen Provinz Drangiana, und zwar in den ſüdlichſten Theilen derſelben, weil ſie einſt den ältern Cyrus mit ſeiner Armee, durch ſtarke Zufuhr von Lebensmitteln in der Wüſte, vom Hungertode retteten. Dieſe kleine Republik hatte eine recht gute, von den umliegenden Barbaren ganz abgehende Verfaſſung; daher auch Alexander ihnen dieſe ihre Verfaſſung und völlige Freiheit nicht nur ließ, ſondern ihnen auf ihre Bitte auch noch einige wohlgelegene Ländereien zutheilte. Auch einige Fürſten führten dieſen Beinamen.

Eviction, Gewähr, Gewährleiſtung, ſ. d. Art.

Evidenz, anſchauliche Gewißheit, ſ. Mathematik.

Evolutionen, die Bewegungen, Stellungen und Schwenkungen einer Truppe, ſey es nun beim Exerciren oder im Gefechte vor dem Feind. Die meiſten Tactiker nennen die Bewegungen eines Bataillons oder Regiments Evolutionen, und die Bewegungen ganzer Corps Manoeuvres. Andere belegen mit dem erſten Namen alle Bewegungen ohne Rückſicht auf die Anzahl der ſich Bewegenden, ſo lange ſie einſeitig ausgeführt werden, und ſagen, daß das Corps oder die Armee manoeuvrire, wenn es dem Feind gegenüberſteht. Auch die Bewegungen einer Schiffsflotte zur See werden Evolutionen genannt. Evolutionsescadre, eine Schiffsflotte, welche Bewegungen zur See machen, bald dieſe, bald jene Stellung annehmen muß, um dem Feinde beizukommen oder ihm Abbruch zu thun.

Evolutionstheorie iſt diejenige Lehre von der Erzeugung, nach welcher man annimmt, daß die Seelen gleich den Körpern ſich durch ſich ſelbſt fortpflanzten, und die Keime zu allen künftigen Seelen ſchon in der erſten Menſchenſeele gelegen wären, folglich nur immer eine Seele ſich aus der andern entwickle. Kant pflegte dies Syſtem die Einſchachtelungstheorie zu nennen, weil nach demſelben alle erzeugten Weſen wie kleinere Schachteln in größern und endlich alle in einer einzigen Schachtel enthalten ſind. S. Epigeneſie und Entwickelung.

Evremont (ſein ganzer Name Charles de S. Denys Sieur de St. Evremont), einer der geiſtreichſten Schriftſteller, die im Anfange des 17. Jahrhunderts ſich weniger mit den Gegenſtänden tiefer Speculation und Gelehrſamkeit, als mit der ſogenannten Philoſophie des geſelligen Lebens beſchäftigten. In der Geſellſchaft zeichnete er ſich durch Witz und hellen Verſtand aus, und bis zu ſeinem Tode verließ ihm ſeine Heiterkeit nicht. Er ſpielte eine glänzende Rolle unter den witzigen, geiſtreichen Epikuräern jener Zeit, die bald ſo großen Einfluß auf die franzöſiſche Philoſophie erhielten; büßte aber Unvorſichtigkeiten, die er in Geſellſchaften, wie in ſeinen Schriften begangen hatte (ſeine oeuvres melées erſchienen Paris 1690, 2 Bde. 4., hernach Amſterdam 1706, 5 Bde. 12. und 1750 12 Bde.

12.) mit der Baſtille, und entging einer zweiten Verhaftung nur durch eine ſchnelle Flucht nach England. In ſeinen Schriften iſt Leichtigkeit, Vertraulichkeit, Frohſinn oft mit Tiefe gepaart.

Ewald, (Johann) einer der originellſten däniſchen Dichter der neuern Zeit, vornehmlich als Tragiker und Elogiker ausgezeichnet. Sein dramatiſches Gedicht: **Balders Tod**, hat ihn am meiſten berühmt gemacht. Seine ſämmtlichen Schriften (samtige Skoifter) erſchienen Copenhagen 1790 u. ff. 4 Bde. 8. Auch ſeine Proſa iſt edel, männlich und kraftvoll. Er ſtarb 1781.

Ewig, zeigt bald eine unbeſtimmbar lange, bald eine unendliche Dauer an. Das Ewige wird daher auch oft für das Unendliche geſetzt. Beide Ausdrücke ſind aber nicht einerlei. Denn beim Gedanken der Ewigkeit erheben wir uns bloß über die Schranken der Zeit, beim Gedanken der Unendlichkeit aber über die des Raums und der Zeit zugleich. Wer daher die Welt für ewig erklärt, behauptet, daß ſie weder Anfang noch Ende habe, wer ſie aber für unendlich erklärt, behauptet, daß ſie auch in Anſehung ihrer Ausdehnung unbegränzt ſey. Die Ewigkeit iſt übrigens für uns eine ſo überſchwengliche Vorſtellung, daß die Einbildungskraft erliegt, ſobald ſie dieſelbe durch irgend ein Bild verſinnlichen will. Daher ſagt Haller in ſeinem Gedicht über die Ewigkeit:

Die ſchnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und ſelbſt des Lichtes Flügel langſam ſind,
Ermüden über die, und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit und Welt auf Welt zu Hauf;
Und wann ich von der grauſen Höhe
Mit Schwindeln wieder nach dir ſehe,
Iſt alle Macht der Zahl, vermehrt mit tauſend Malen,
Noch nicht ein Theil von dir;
Ich zieh ſie ab, und du liegſt ganz vor mir! D.

Ewige Einkünfte heißen ſolche, die von eiſernen Capitalien oder dergleichen Grundſtücken erhoben werden und niemals erlöſchen. Ewige Lampe, welche in den katholiſchen Kirchen und Capellen Tag und Nacht fortbrennen und nicht verlöſchen ſoll. Ewige Meſſen, die in der katholiſchen Kirche jährlich an gewiſſen Tagen geleſen werden müſſen. Güter an die Ewigkeit verkaufen oder verſchenken, heißt in eben dieſer Kirche, ſie Kirchen oder Klöſtern überlaſſen, weil ſie dann nicht wieder in die Hände weltlicher Beſitzer kommen. Durch die Säculariſation wird freilich dieſer Ewigkeit ein Ende gemacht.

Ewiger Friede iſt die Idee eines ununterbrochenen rechtlichen Zuſtandes der Völker, wo ſie ihre etwanigen Streitigkeiten nicht durch Gewalt der Waffen, ſondern nach Geſetzen der Vernunft entſcheiden. Dieſe Idee liegt faſt allen Friedensſchlüſſen zum Grunde; denn in denſelben geloben ſich die ſtreitenden Parteien gewöhnlich ewige Freundſchaft und ewigen Frieden. Da aber die Freundſchaft ſelten aufrichtig iſt und nie lange dauert, ſo wird auch der Friede bald wieder unterbrochen. Daher die Philoſophen und Politiker über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines ewigen Friedens vielfältig geſtritten. St. Pierre war der Erſte, der einen förmlichen Entwurf zum ewigen Frieden aufſetzte, welchen Ent-

wurf nachher *Rouſſeau* bekannt machte. (Siehe auch Heinrich IV.) Seitdem iſt dieſer Gegenſtand ſehr häufig, unter andern auch von *Kant* in ſeiner Schrift: *Zum ewigen Frieden*, zur Sprache gebracht worden. Die allgemeinen Mittel zur Verwirklichung des ewigen Friedens, welche von den verſchiedenen philoſophiſchen und politiſchen Schriftſtellern in Vorſchlag gebracht wurden, waren bald das *politiſche Gleichgewicht*, bald eine *Univerſalmonarchie*, bald endlich ein *allgemeiner Völkerverein* oder *Staatenbund*, der durch einen permanenten Congreß als höchſtes Völkertribunal alle entſtehenden Streitigkeiten der Staaten ſchiedsrichterlich beilegen ſollte. Da aber alle dieſe Mittel als unzulänglich befunden wurden, weil es dem ewigen Frieden auch bei Vorausſetzung jener politiſchen Zuſtände an einer hinlänglichen Garantie fehlen würde, ſo erklärten Andere den ewigen Frieden geradezu für ein Hirngeſpinnſt und traten wohl gar als Vertheidiger des Kriegs auf, wiefern derſelbe ein zur Beförderung menſchlicher Cultur nothwendiges Übel ſey. Da indeſſen die Vernunft den Krieg immer als einen rechtloſen Zuſtand, der Leben und Wohlſeyn vieler Tauſende zerſtört, verabſcheuen muß, ſo muß ſie auch immerfort die Idee eines ewigen Friedens als eine rechtliche Foderung an die Völker und Staaten aufſtellen; ſie wird aber ſchon zufrieden ſeyn, wenn die von ihr gefoderte *Ewigkeit* in der Wirklichkeit nur als eine *ſehr lange Dauer* des Friedens erſcheint. D.

Exantheme ſind Hautkrankheiten mit Fieber verbunden, daher ſie auch acute, hitzige Hautausſchläge genannt werden, um ſie von den langwierigen, denen ſich das Fieber als zufällig hinzugeſellt (welche in der mediciniſchen Kunſtſprache *Impetigines* genannt werden), zu unterſcheiden. Die am häufigſten vorkommenden ſind Blattern (ſ. d. Art.), Maſern, Rötheln, Scharlach, Frieſel, Blaſenfieber, Neſſelfrieſel. Eine jede hat ihre Eigenheiten, die auf die Entſtehungsweiſe, auf die Bildung und Stellung der veränderten Erſcheinungen in der Haut und in ihrem Verlaufe gegründet ſind. Blattern, Maſern, Scharlach werden gewöhnlich zu den Kinderkrankheiten gerechnet, weil dieſes Alter am häufigſten davon befallen iſt; doch zeigen eine Menge Beiſpiele, daß jedes Alter davon ergriffen werden kann, und daß ſie auch gar nicht einzutreten brauchen. Vergl. *Hautkrankheiten*.

Exarchat, von *Exarchus*, welches einen Statthalter der orientaliſchen Kaiſer im untern Theile von Italien bezeichnete, war die Würde, welche von dieſen Statthaltern bekleidet wurde; dann auch das Gebiet, welches unter ihren Befehlen ſtand, ſpäterhin mit dem Kirchenſtaat verbunden. Bei den heutigen Griechen iſt *Exarchus* ein Deputirter des Patriarchen, welcher in den Provinzen herumreiſ't, und die Biſchöfe und Kirchen viſitirt.

Exception, Ausflucht, beſonders gerichtliche, ſ. Klagen und Einreden.

Exchequer, die königliche Rent- oder Schatzkammer in England. — *Exchequer-Bills*, Schatzkammerſcheine; Obligationen, zu deren Ausſtellung das brittiſche Finanzminiſterium durch ein Creditvotum vom Parlament autoriſirt wird. Sie ſind nicht auf einen beſtimmten Abzahlungstermin geſtellt; ſo lange ſie laufen, tragen ſie $3\frac{1}{2}$ Pence von 100 Pfund Sterling tägliche Zinſen, welches 5 Procent beträgt: und ſtehen gewöhnlich um ein weniges beſſer als baares Geld, weil Banquiers und Kaufleute ihren Caſſenbe-

ſtand gern in dieſem zinſentragenden Papier halten. Die Zinſen ſind aber nicht fundirt, ſondern werden aus den allgemeinen Revenüen entrichtet. Um nun den zu großen Anwachs dieſer Obligationen zu verhindern, deren Emiſſion ein nothwendiger Theil des Mechanismus der brittiſchen Finanzen iſt, ruft der Staat alljährlich einen Theil derſelben auf, um ſie abzuzahlen oder unter beſtimmten Bedingungen in den Stocks zu fundiren, d. h. in eine permanente Schuld zu verwandeln, deren Zinſen durch beſtimmte, dazu aufgelegte Abgaben geſichert ſind. Erzwungen kann aber dieſe Verwandlung nie werden: wer ſie ſich nicht gefallen laſſen will, kann, wenn ſeine Serie aufgerufen wird, baare Zahlung verlangen.

Excommunication, die Ausſchließung aus der Gemeine (Communie), wiefern darunter inſonderheit eine religiöſe Verbindung verſtanden wird, mithin vornehmlich der kirchliche Bann, Kirchenbann, vornehmlich der von milderer Art. Excommuniciren, in den Bann thun. S. Bann. D.

Excuſſion, die Ausklagung des Hauptſchuldners, daher beneficium excussionis, die Rechtswohlthat für denjenigen, welcher ſich für jemand verbürgt hat, verlangen zu können, daß der Hauptſchuldner zuerſt ausgeklagt werde.

Execution oder Exſecution, die Ausführung (z. B. einer Muſik), Vollſtreckung, (eines Urtheils), Beitreibung der Abgaben. Executor, Vollſtrecker z. B. eines Teſtaments. Executiv vollſtreckend, z. B. vollſtreckende, ausübende Gewalt im Gegenſatz der geſetzgebenden. Exſecutorialen (exsecutoriales litterae), Vollſtreckungs- oder Beitreibungsbefehle.

Exegeſe iſt ein griechiſches Wort, welches Erklärung bedeutet, vorzugsweiſe aber von der Erklärung der heiligen Bücher gebraucht wird. Von der Erklärung der Profanſcribenten pflegt man häufiger das lateiniſche Wort Interpretation zu brauchen. Ein Exeget iſt ein gelehrter Schriftausleger, und exegeſiren heißt zuerſt überhaupt erklären, auslegen; dann aber beſonders den Sinn der heiligen Schriften durch Anwendung der Sprachkenntniſſe und anderer Hülfsmittel entwickeln. Die Wiſſenſchaft, welche die Grundſätze der Auslegungskunſt darſtellt, kann man Exegetik nennen; gewöhnlich indeß wird ſie mit einem andern, aus dem Griechiſchen entlehnten Worte Hermeneutik genannt. Da die heiligen Bücher in einer fremden Sprache, von Verfaſſern einer fernen Zeit und eines fremden Volks geſchrieben ſind, ſo leuchtet von ſelbſt ein, daß, um ihr Verſtändniß zu öffnen, nicht nur eine tiefe Sprachkunde, ſondern auch eine Menge hiſtoriſcher, geographiſcher oder antiquariſcher Kenntniſſe erfodert werde, und da die Kenntniß der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre aus den heiligen Büchern geſchöpft werden muß, ſo ergibt ſich, daß das ganze theologiſche Studium von der Exegeſe ausgehe. Die berühmteſten Exegeten unter den Kirchenvätern waren Origenes, Chryſoſtomus, Theodoret, Diodorus von Tarſus und Hieronymus. Im Mittelalter, als man ſich faſt ausſchließend an die Vulgata, d. h. an eine lateiniſche Bibelüberſetzung hielt, welche allgemein im Gebrauche war, und es den meiſten Theologen an Sprachkenntniſſen fehlte, ward die Exegeſe ſehr vernachläſſigt. Durch die Reformation aber ward dieſes Studium von neuem belebt, und die letzten Jahrhunderte haben eine lange Reihe vorzüg-

licher Exegeten, beſonders in der proteſtantiſchen Kirche, hervorgebracht. N.

Exequien oder Exſequien, die Todtenfeier. Man verſteht in der catholiſchen Kirche unter Exequien nicht ſowohl das Leichenbegängniß ſelbſt, als vielmehr die feierlichen Seelenmeſſen, welche (gewöhnlich einige Wochen darauf) für den Verſtorbenen geleſen werden. Bei den Exequien hoher und beſonders fürſtlicher Perſonen wird zugleich ein Trauergerüſt errichtet, eine feierliche Muſik aufgeführt, die Kirche ſchwarz behangen u. dgl. m. S. auch Requiem.

Exil, eine Strafe, wodurch jemand genöthigt wird, die Stadt, Provinz oder auch das Land zu verlaſſen, wo er ſich bis dahin weſentlich aufhielt, mithin ein bürgerlicher Bann oder politiſche Verweiſung. Die alten Freiſtaaten exilirten zuweilen Männer um des bloßen Verdachtes willen, daß ſie der republikaniſchen Freiheit gefährlich werden könnten. In dieſem Falle war das Exil nicht Strafe, ſondern Vorſichtsmaßregel. Babyloniſches Exil, ſ. Hebräer und Juden. D.

Exorcismus iſt ein griechiſches Wort, welches Beſchwörung und Beſchwörungsformel bedeutet, ſo wie exorciſiren, beſchwören, bannen, namentlich böſe Geiſter bannen, heißt. In der alten Kirche herrſchte die Meinung, daß gewiſſe Perſonen, namentlich gewiſſe Kranke, beſonders Wahnſinnige und Epileptiſche, von böſen Geiſtern beſeſſen wären. Über dergleichen Perſonen nun wurden Beſchwörungsformeln ausgeſprochen, und dieſe Handlung nannte man Exorcismus. Es gab ſogar eine eigene Gattung von Geſellſchaftsperſonen, Exorciſten genannt, welche dieſes Geſchäft zu verrichten pflegten. Seit dem dritten Jahrhunderte ward die Meinung verbreitet, daß die Heiden und die Häretiker von böſen Geiſtern beſeſſen wären, und daher kam es, daß der Exorcismus nunmehr mit der Taufhandlung verbunden ward. Und nachdem Auguſtins Lehre von der Erbſünde allgemeinen Eingang gefunden hatte, pflegte man ihn ſeit dem fünften Jahrhunderte auch bei der Kindertaufe zu brauchen. Luther ließ dieſen Gebrauch ſtehen; die reformirte Kirche aber gab ihn frühzeitig auf, und auch unter den lutheriſchen Geiſtlichen gab es ſchon im ſechzehnten Jahrhunderte, zu der Zeit der cryptocalviniſchen Streitigkeiten viele, welche ihn mißbilligten. Dennoch dauerte er in der lutheriſchen Kirche bis auf die neuern Zeiten fort, ob man ihm gleich eine vernünftige Deutung gab, und erklärte, daß er nicht als eine Austreibung des Satans, ſondern als ein Bekenntniß des angebornen Verderbens und der Nothwendigkeit der Erlöſung zu betrachten ſey. Dennoch iſt er ein unſchicklicher Gebrauch, welcher ſich leicht dem Aberglauben nähern kann, und es iſt daher ſehr zu billigen, daß man ihn in den neuern Zeiten faſt aller Orten abgeſchafft hat. N.

Exoteriſch, Exoteriker, ſ. Eſoteriſch.

Expanſion, Ausdehnung, Ausbreitung, Erweiterung; daher Expanſivkraft, Ausdehnungskraft der Materie, vermöge welcher ſie von ihrem Mittelpunkte aus einen Raum einnimmt, entgegengeſetzt der Contractivkraft oder zuſamenziehenden Kraft.

Experiment, ſ. die Art. Verſuch, Erfahrung und Phyſik.

Explorator, iſt ein 132 Fuß langer Drath, deſſen iſolirte, mit Zinnknöpfchen verſehene Enden an einer Stange über dem

Schornſtein oder an den Gipfel eines Baums befeſtigt werden. Von dieſem Drath wird ein anderer durch eine mit Siegellack überzogene Glasröhre ins Zimmer geleitet; an dem Drath im Zimmer befindet ſich ein Electricitätsmeſſer, mittelſt deſſen man die tägliche Luftelectricität beobachten kann. Der Erfinder dieſes Inſtruments iſt Beccaria.

Exploſion iſt eine plötzliche und gewaltſame Ausdehnung einer elaſtiſchen flüſſigen Materie, welche nach allen Richtungen wirkt, die Hinderniſſe, die ſie einſchließen, an den ſchwächſten Orten durchbricht und gemeiniglich mit einem Knall begleitet iſt, beſonders das Sprengen bedeutender Pulvermaſſen, wie in Leiden, Eiſenach, Dresden (1814) u. ſ. w. Das Schießpulver, Knallpulver, Knallgold u. dgl. erzeugen bei ihrer Entzündung oder Erhitzung plötzlich eine große Menge elaſtiſcher Materien, welche ſich gewaltſam auszudehnen ſtreben. Sind dieſe Materien noch überdies eingeſchloſſen, ſo treiben die erzeugten elaſtiſchen Flüſſigkeiten die Pfropfe, welche ſie einſchließen, mit ungemeiner Kraft fort oder zerſprengen die Körper, in denen ſie enthalten ſind. Von dieſen Exploſionen hängen die Wirkungen aller Feuergewehre, der Minen und Bomben ab. Die Dämpfe, in welche das Waſſer durch die Hitze verwandelt wird, ſind in einem hohen Grade elaſtiſch. Wenn man daher Waſſer in einem verſtopften oder verſchloſſenen Gefäße erhitzt, ſo üben dieſe Dämpfe gegen die Wände des Gefäßes oder gegen den Pfropf, der es verſchließt, eine überaus große Gewalt aus.

Exponent heißt in der Mathematik der Verhältnißanzeiger, Wurzelanzeiger. Wenn nämlich eine Größe ein- oder mehrmal durch ſich ſelbſt multiplicirt wird, ſo ſetzt man, ſtatt den Factor eben ſo oft zu wiederholen, zur Rechten deſſelben oberhalb eine kleinere Ziffer, welche die Zahl andeutet, wie oft die Wiederholung hätte geſchehen ſollen. Dieſe Ziffer heißt der Exponent; z. B. $9^3 = 720$.

Expoſition, Auseinanderſetzung; beſonders in den Schauſpielen die Einleitung, welche die Zuſchauer mit dem Entſtehen der Handlung, ihrem Gegenſtand und den Perſonen des Stücks genauer bekannt macht. ſ. Schauſpiel.

Extenſion, natürliche Ausdehnung, Erweiterung, Umfang; daher extenſiv entgegengeſetzt dem Intenſiven.

Exterſteine ſind ſenkrecht gegen einander emporſtehende, bis an den Boden getrennte Felſen, in welche man Zimmer, Küchen, Holzſtälle und Treppen ausgehauen hat. Man findet dergleichen Steine in der Grafſchaft Lippe in Weſtphalen bei dem Städtchen Horn.

Eyk (Hubert und Johann van). Dieſe beiden berühmten niederländiſchen Maler, Stifter der niederländiſchen Schule, deren Vater und Schweſter ſich ebenfalls mit Glück der Malerei widmeten, arbeiteten meiſtentheils mit einander, und lebten in der vollkommenſten Einigkeit. Hubert ſtarb 1426 im 60., Johann 1441 im 71. Jahre ſeines Alters. Johann übertraf ſeinen ältern Bruder, und lange wurde ihm die Erfindung der Ölfarben irrig zugeſchrieben; gewiß iſt es aber, daß er ſeit 1410 der Wiederherſteller und Vervollkommner der Ölmalerei iſt. Er wich von dem ganz idealen Style ab und fing an, das Individuelle darzuſtellen. Gent beſaß viele Gemälde von ihm. Vergleiche über ihn San-

brarts deutſche Akademie. Zwei Brüder gleiches Namens, Caſpar und Nicolas, lebten in der Mitte des 17 Jahrhunderts, und zeichneten ſich als Bataillenmaler vortheilhaft aus.

Eylau (Schlacht bei Preußiſch-). In dem Kriege, welchen Preußen mit Rußland vereint in den Jahren 18 6 und 1807 gegen Frankreichs große Macht führte, war die ſchrecklichſte und wegen ihrer Zweideutigkeit merkwürdigſte Schlacht die, welche am 8ten Februar 1807 bei der kleinen Stadt Preußiſch-Eylau geliefert wurde. Der ruſſiſche General Bennigſen mit 70,000 Mann Ruſſen und einem preußiſchen Hülfscorps unter dem General L'Eſtocq kämpfte hier mit einer beiſpielloſen Tapferkeit und rühmlichen Umſicht gegen den franzöſiſchen Kaiſer Napoleon, der mit 90,000 Mann ſich ihm gegenüber befand. Um wo möglich das Königreich Preußen von den Franzoſen zu befreien und dieſe gegen die Weichſel hinzuwerfen, hatte General Bennigſen, der im Obercommando dem ruſſiſchen Obergeneral Kamenſky gefolgt war, beſchloſſen, die Linie der franzöſiſchen Winterquartiere längs der Oſtſee in der Flanke anzugreifen. Allein die Gefechte von Bergfried, Waterdorf, Deppen und Hof hatten bloß die Folge, daß die ruſſiſche Armee, die, nach einem frühern Treffen bei Mohrungen, über Liebſtadt ihren Rückzug begonnen hatte, bis Preußiſch-Eylau zurückgedrängt wurde, um deſſen Beſitz man ſich am 7. Februar mit vieler Hartnäckigkeit bis ſpät in die Nacht hinein ſchlug. Die Franzoſen blieben endlich hier Meiſter, und die Ruſſen zogen ſich in drei Colonnen zurück hinter Eylau, wo ſie von einer friſchen Diviſion, der vierten, aufgenommen wurden. Kaum tauſend Schritte von einander ſtanden beide feindlichen Armeen die ganze Nacht hindurch, beſtimmt zum fürchterlichſten Kampfe auf den folgenden Tag. Die ruſſiſche beſtand aus ſieben Diviſionen: der 2ten, 3ten, 4ten, 5ten, 7ten, 8ten und 14ten, welche in 132 Bataillonen Infanterie, 195 Escadronen Cavallerie und 21 Batterien Artillerie gegen 70,000 Mann ausmachten; aus der 2ten, 3ten, 5ten, 7ten und 8ten Diviſion waren zwei Treffen gebildet die 4te und 14te Diviſion formirten die Reſerve, die in geſchloſſenen Colonnen von einem Bataillon Breite ſtanden. Die Cavallerie, commandirt vom Fürſten Gallizin 5., und die Koſaken, commandirt vom Hettmann Platow, waren auf den Flügeln und im Centrum vertheilt, ſo wie die Artillerie, die in Batterien von 40 bis 50 Kanonen aufgeſtellt war. Den rechten Flügel commandirte der General Tutſchkow, das Centrum Graf Sacken, den linken Flügel Graf Oſtermann Tolſtoy, die Reſerve General Docktorow. Der preußiſche General L'Eſtocq ſollte ſich neben dem rechten Flügel beim Dorfe Althof aufſtellen. Die Fronte der Schlachtordnung reichte von Schloditten bis nach dem Vorwerke Anklappen; der rechte Flügel ſtieß an das Dorf Schloditten und war nach dem Laufe der Landſtraße, die nach Königsberg führt, in einem Haken etwas zurückgebogen; die Mitte war etwa 900 Schritt von der Stadt Eylau entfernt; der linke Flügel ſtand hinter Anklappen; das vor ihm liegende Dorf Klein-Sausgarten war beſetzt. Die franzöſiſche Armee beſtand aus dem 3ten Corps des Marſchalls Davouſt, dem 4ten Corps des Marſchalls Soult, dem 7ten Corps des Marſchalls Augerau, den kaiſerlichen Garden, der Cavallerie des Großherzogs von Berg, und aus einem Theile des 6ten Corps des Marſchalls Ney. Der rechte Flügel reichte beinahe bis an das Dorf Lampaſchken hinan, die Stadt Eylau lag in der Mitte der

Poſition, und der linke Flügel dehnte ſich über die Vorſtadt und den Windmühlenberg hinaus. Am folgenden Morgen, den 8. Februar 1807, früh nach 5 Uhr begann bereits die Schlacht. Gleich anfangs verſuchten die Franzoſen den ruſſiſchen rechten Flügel zu werfen, weßhalb Abends vorher ſchon Marſchall Ney ſich in Marſch geſetzt hatte, um ihn zu umgehen, ſo wie Davouſt dieſelbe Abſicht auf den linken Flügel hatte. Doch beide Manoeuvres und Angriffe, ſo wie alle Angriffe auf das Centrum waren fruchtlos. 800 Kanonen wetteiferten gegenſeitig im Verwüſten. Endlich mußte ſich doch der linke ruſſiſche Flügel etwas zurückziehen, und ſchon ſchien die Schlacht entſchieden, als General L'Eſtocq mit 5600 Preußen, dem tapfern Reſt der preußiſchen Armee, auf dem ruſſiſchen Flügel erſchien, die Franzoſen in ihrer rechten Flanke angriff, und ſie aus dem brennenden Dorfe Kuſchitten trieb. Die aufs neue ermuthigten Ruſſen gingen noch einmal auf den betroffenen Feind los, und um 9 Uhr Abends war der franzöſiſche Angriff gänzlich abgeſchlagen, doch eigentlich auf keiner Seite eine Schlacht gewonnen. Der Verluſt war für beide Theile ſehr groß geweſen. Die Ruſſen hatten neun verwundete Generale, Docktorow, Barclay de Tolly, Graf Lieven 3., Sukin 2., Korff, Mitzky, Arſeniew, Gersdorf, Titow 2.; über 400 todte und verwundete Offiziere, und mit Einſchluß der vorherigen fünftägigen Gefechte 10,000 Todte und 25,000 Verwundete. Die Franzoſen hatten, nach eigener Angabe, an Todten drei Generale, d'Haupoult, Dahlemann und Corbineau, 1900 Soldaten; an Bleſſirten einen Marſchall, Augerau, und vier Generale, St. Sulpice, Desjardins, Heudelet und Lochet, dabei hätten ſie nach ruſſiſcher Angabe dreizehn Adler und ſechs Fahnen verloren; Kanonen wären von beiden Seiten nicht erobert worden; nach des Generals Bennigſen Bericht betrug der ruſſiſche Verluſt 6000 Todte und Bleſſirte, der franzöſiſche über 12,000 Todte und Bleſſirte und 1000 Gefangene; dagegen die Ruſſen nach dem franzöſiſchen Berichte 7000 Todte, 16,000 Verwundete, 15,000 Gefangene und 24 Kanonen verloren haben ſollten. Noch nie war vorher mit ſolcher Wuth gefochten worden. Während der dichteſte Schnee fiel und alles oft in Nebel hüllte, waren die Armeen auf den meiſten Punkten im engſten Handgemenge; Verwundete kämpften noch, bei den Haaren ſich feſthaltend, auf dem Boden: wem die Waffen fehlten, der ſuchte mit den Nägeln den Feind zu zerfleiſchen, mit Tritten auf Leib und Bruſt ihn zu tödten. Dieſes Schlachten, und die ſchrecklichen Auftritte in Ebersberg an der Donau im Jahre 1809 ſind würdig, neben einander geſtellt zu werden. Um Mitternacht endigte ſich das Morden und Bennigſen zog ſich vom Schlachtfelde zurück, indem er eine Linie von Königsberg aus, über Heilsberg, Seeburg, Wartenburg, Paſſenheim und Ortelsburg beſetzte und ſein Hauptquartier in Bartenſtein nahm. Dagegen waren auch die Franzoſen drei Tage nach der Schlacht, am 11. und 12. Februar, genöthigt, die Poſition von Eylau, die ſie in und nach der Schlacht behauptet hatten, zu verlaſſen und hinter die Paſſarge ſich zurückzuziehen; die Einnahme von Königsberg mußte vor der Hand aufgegeben werden, da Witterung, Mangel an Lebensmitteln und die enorme Erſchöpfung es nicht geſtatten wollten. Doch ſahen ſie ſich auf dieſem Rückzuge unaufhörlich von den Koſaken verfolgt und bis an die Paſſarge in Gefechte mit dieſen verwickelt, die ihnen allerdings Schaden thaten. General Bennigſen gibt an, daß ſeine

Truppen der franzöſiſchen Arriergarde vom 12. bis 26. Februar zwei Kanonen, eine Fahne, 21 Offiziere mit 1583 Gemeinen, und 4200 gefangene Ruſſen wieder abgenommen hätten. Eylau ſelbſt, deſſen Häuſer beinahe alle zerſchoſſen waren, ward bei dieſen Vorfällen mehrmals ausgeplündert und lag endlich faſt ganz verödet. Die Einwohner ſtarben zwiſchen noch unbegrabenen Leichnamen vor Hunger. I.

F.

F. Mit dieſem Buchſtaben wird in der modernen Muſik die vierte diatoniſche Klangſtufe des Tonſyſtems bezeichnet. Als Abbreviatur bedeutet er das Folioformat, oder folium, das Blatt, in der Muſik, forte, ſtark; im Rechnen bedeutet F. oder Fl. Gulden (florins), im Kaufmannswesen, fein, ff, ſuperfin.

Fabel, im weitern Sinn ſo viel als Mährchen, Erzählung einer erdichteten Begebenheit, wird in der Poetik im doppelten Sinne gebraucht, indem man ein Mal in epiſchen und dramatiſchen Gedichten das Gewebe der Begebenheiten (das Sujet), dann aber auch eine eigne Dichtungsart oder Redeproduct mit dieſem Namen bezeichnet. Zum Unterſchied pflegt man die Dichtungsart die äſopiſche Fabel, öfters auch Apolog, zu nennen. Wenn man von der Fabel der epiſchen und dramatiſchen Gedichte ſpricht, ſo geſchieht es im Gegenſatz der Geſchichte. Die letztere muß treu ſeyn; die Begebenheiten müſſen ſo dargeſtellt ſeyn, und ſo auf einander folgen, wie es in der Wirklichkeit der Fall war; des Dichters Darſtellung hingegen ſtrebt nach Schönheit, ſein dargeſtelltes Ganzes ſoll gefallen, er wird alſo die Begebenheiten ſo ordnen und einrichten müſſen, wie es ſein Zweck erheiſcht. Nicht das Wirkliche ſoll er darſtellen, ſondern das Mögliche; nicht wie es war, ſondern wie es wahrſcheinlich iſt; nicht mit hiſtoriſcher Treue, ſondern mit poetiſcher Nothwendigkeit. Der Dichter läßt daher weg, was nicht weſentlich zum Ganzen gehört, ändert ab, damit ſich alles zum Zwecke füge, ſetzt hinzu, wodurch dieſer beſſer erreicht wird. Auch der hiſtoriſch gegebene Stoff wird dadurch Werk ſeiner Erfindung, er ſchafft etwas Neues aus dem Alten. Mag der Stoff von der Geſchichte geliehen oder neu erfunden ſeyn, ſo unterwirft ihn der Dichter dem Geſetz der poetiſchen Form, von welcher an ſeinem Orte wird gehandelt werden. Abgeſehen nun von dem, was zur Behandlung der Fabel gehört, kommt bloß der Grad in Betracht, in welchem ſie intereſſant iſt. Ein wichtiger Punkt iſt aber noch ihr Verhältniß zum Charakter. (S. d. Art. Charakter.) Zu unterſcheiden iſt dabei das epiſche und dramatiſche Gedicht; in die Begebenheit wird der Charakter verſchlungen, die Handlung geht aus Freiheit (dem Charakter) hervor. Die äſopiſche Fabel oder den Apolog rechnet man mit Recht zu den didaktiſchen Gedichten, und zwar iſt ſie eine Art Allegorie. Man kann ſie erklären als Darſtellung einer practiſchen Regel der Lebensklugheit oder Lebensweisheit unter einem aus der phyſiſchen Welt hergenommenen Sinnbilde. Sie beſteht demnach aus zwei weſentlichen Theilen: dem Sinnbild und der Anwendung, oder einer in denſelben liegende Lehre, die man mit Unrecht die Moral der Fabel genannt hat, die aber nicht nothwendig mit den klaren

Worten nackt ausgeſprochen werden muß, wenn die Fabel poetiſch ſeyn ſoll. Wegen ihres Zwecks, welcher auch die Erfindung beſtimmt, liegt die Fabel auf der Gränze der Poeſie und Proſa; ſelten iſt ſie rein poetiſch und gefällt abgeſehen von ihrem Zwecke. Clodius ſagt ſehr richtig, ſie ſey eine Belebung der todten Natur, Proſopöie. Dieſes Wohlgefallen an ihr wird nicht bloß erregt durch das Vergnügen, welches der Witz an der ſinnlichen Einkleidung findet, ſondern es liegt tiefer, in der anſchaulichen Erkenntniß, daß die Haushaltung der Natur nach ewigen Geſetzen, in unveränderlichen Charakteren fortgehe, in der phyſiſchen und moraliſchen Welt dieſelbe ſey. In der nicht moraliſchen Welt zeigt ſich nur die ewige Beſtandheit jener Geſetze und Charaktere deutlicher und offenbarer als in der Menſchenwelt, und dies iſt der Grund, warum der Fabeldichter (dem es alſo nicht bloß darum zu thun iſt, eine Lehre durch einen gegebenen Fall anſchaulich zu machen, wozu ihm das Gleichniß, die Parabel, hingereicht haben würde) ſeine Acteurs aus der nicht moraliſchen Welt wählt. Herder hat hierüber das Treffendſte geſagt, und wer ſich weiter davon unterrichten will, kann es durch ihn. Er hat gezeigt, die Fabel mache eine Lehre als Naturgeſetz in einem einzelnen Fall der großen Naturordnung anſchaubar. Was die verſchiedenen Arten der Fabeln betrifft, ſo hat man dieſe ſeit Aphthonius in vernünftige, ſittliche und vermiſchte eingetheit. Herder theilt ſie in: 1. theoretiſche (den Verſtand bildende); ein Factum der Natur als Geſetz und Weltordnung aufgeſtellt, übt den Verſtand. Dies wird, wenn man mit vollem Munde nach dem Bild im Waſſer ſchnappt, jenes, wenn man als Schaf mit dem Wolfe ſtreitet; jenes, wenn man als Haſe mit dem König Löwen jagt. 2. Sittliche. Nicht Moral ſollen und können wir von den Thieren lernen, die große Haushaltung der Natur aber ſehen wir, und erkennen, wie ſie die Glückſeligkeit aller Lebendigen an unveränderliche, ewige Geſetze des Strebens geknüpft hat. Gehe hin zur Ameiſe, du Träger! 3. Schickſalsfabeln. Nicht immer kann im Naturgange ſelbſt anſchaulich gemacht werden, wie aus dieſem ein Anderes durch innere Conſequenz folge; da tritt nun die große, höhere Folge der Begebenheiten, die wir bald Schickſal, bald Zufall nennen, ins Spiel, und zeigt, wie dies und das, wo nicht aus, ſo doch nach einander folgt, durch eine höhere Anordnung. Der räuberiſche Adler trägt mit dem Raube einen Funken vom Altar in ſein Neſt, der es in Flammen ſetzt, und ſeine unbefiederten Jungen dem zur Beute gibt, dem er einſt treulos die Jungen geraubt. Bei den ſchönſten Fabeln dieſer Art wird unſre Seele groß und weit wie die Schöpfung.. Nach dieſer dreifachen Eintheilung des Inhalts und Ganzes der Fabel richtet ſich auch der Vortrag. Im Allgemeinen muß er einfach ſeyn, damit das Ganze leicht durchſchaut werde, edel, weil der Gegenſtand eine gewiſſe Würde hat. Doch ſchließt dies den Scherz nicht aus, weil gleichſam mit dem Wunderbaren ein Spiel getrieben wird, noch das Satiriſche, weil ein Theil der Fabeln auf Ironie ruht; einige ſind rührend und die Schickſalsfabeln ſtreifen an das Erhabene hin. Ganz einfach, heiter und ernſt in ihrer Darſtellung waren die alten Fabuliſten (Fabeldichter); Lafontaine führte den Scherz ein und ſprach im geſelligen Weltton, Leſſing, Pfeffel u. A. befreundeten ſie mit der Satire durch die Pointe des Sinngedichts. In jedem kann man zu viel thun, und es iſt nicht zu läugnen, daß beſonders ein gewiſſer ſcherzhaft ſeyn

ſpielender Schnickſchnack die Fabel nicht nur breit, ſondern wohl gar verächtlich gemacht, das Häschen nach Witz und Pointe ſie aus ihrer Sphäre gerückt hat. Manches Hiſtörchen, das wir unter den Fabeln ſehen, mag witzig, ſinnreich und anmuthig ſeyn, nur eine Fabel iſt es nicht. Die Form der Fabel iſt übrigens verſchieden, es gibt bloß erzählende, es gibt dialogiſirte; man hat in Reinecke der Fuchs ein ganzes Fabel-Epos, und man ſieht nicht, was in einem Fabel-Drama als Burleske Widerſinniges ſeyn ſollte. dd.

Fabius Maximus (Quintus), mit dem Beinamen Cunctator, der Zauderer, einer der größten Feldherren des alten Rom, rettete ſein Vaterland, als es nach der unglücklichen Niederlage am Traſimen dem Untergange nahe ſchien, und Hannibal mit ſeinem ſiegreichen Heere gegen die Hauptſtadt ſelbſt im Anzuge war. In jenem entſcheidenden Zeitpunkte trat Fabius, mit der Würde des Dictators bekleidet, an die Spitze der römiſchen Legionen, und entwarf, da er ſein eigenes Heer muthlos und beſtürzt, das feindliche aber zu furchtbar und zahlreich fand, um das Schickſal der Republik auf den Ausgang einer Schlacht zu ſetzen, den weiſen Plan, jedes Treffen zu vermeiden und ſeinen mächtigen Feind durch Märſche und Zaudern zu ermüden und zu entkräften. Hannibal, der ſeinen gefährlichen Feind wohl erkannte, ließ ihm ſagen, um ihn zu einer Schlacht zu reizen: „Wenn Fabius ein ſo großer Feldherr iſt, als er uns glauben machen will, ſo ſteige er herab in die Ebene und nehme die Schlacht an, die ich ihm biete." Fabius aber antwortete ihm kalt: „Wenn Hannibal ein ſo großer Feldherr iſt, als er glaubt, ſo zwinge er mich, ſie anzunehmen." Unzufrieden mit ſeinen langen Zögerungen, deren Grund ſie nicht einſahen und falſch deuteten, riefen die Römer ihn unter dem Vorwande zurück, einem feierlichen Opfer beiwohnen zu ſollen, und übertrugen unterdeß die Hälfte ſeiner Gewalt dem Minutius Felix, der eben ſo verwegen als Fabius vorſichtig war. Schon war dieſer in einen Hinterhalt des puniſchen Feldherrn gefallen, und einer Niederlage nahe, als Fabius noch zeitig genug herbeieilte und ihn rettete. Von Dankbarkeit durchdrungen, gab ihm Minutius ſeine Truppen zurück, um von ihm ſchlagen und ſiegen zu lernen. Als er mit Hannibal über das Löſegeld der in der Schlacht bei Canna gefangenen Römer ſich vereinigt hatte, der Senat aber den Vertrag nicht halten wollte, verkaufte er alle ſeine Güter, um ſein Wort zu löſen, und bewährte dadurch eben ſo ſehr ſeine unverbrüchliche Redlichkeit, als er im Felde ſein Feldherrntalent bewieſen hatte. Er ſtarb im Jahre Roms 552 in einem hohen Alter.

Fabius (Numerius, mit dem Beinamen Pictor), der älteſte römiſche Hiſtoriker in Proſa, der griechiſche und lateiniſche Annalen ſchrieb, uns nur in Fragmenten bekannt iſt, und die Malerei zuerſt übte.

Fabliers und Fabliaux, ſ. d. Art. franzöſiſche Poeſie und Troubadours.

Fabre d'Eglantine (Philippe-François-Nazaire), war zu Carcaſſonne den 28. December 1755 geboren, und wählte, da ihn ein verſchwenderiſches Leben in Noth geſtürzt hatte, den Stand eines Schauſpielers. Allein er fand wenig Beifall; glücklicher machte er ſeine mannichfaltigen Kenntniſſe in den ausgezeichnetſten Häuſern, wo er Zutritt hatte, geltend. Er zeichnete en miniature, ſpielte mehrere Inſtrumente und war Compoſiteur und Dich-

ter. Mit dieſen Talenten, von denen er eigentlich keins in ausgezeichnet hohem Maße beſaß, war er ſo glücklich, nicht nur den Damen, ſondern ſelbſt geiſtreichen Männern zu gefallen. Er gewann in dem Jeux floraux (Blumenſpielen) eine Weinroſe (églantine), welche der erſte öffentliche Preis ſeiner literariſchen Arbeiten war und ihm nachher zum Beinamen diente. Vielleicht wäre es ihm gelungen, ſich in dieſem Felde hervorzuthun, wenn ihn nicht die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaften in einen Strudel der ausgelaſſenſten Ausſchweifungen geſtürzt hätte. Sein unruhiger, ränkevoller Geiſt konnte ſich nicht mit dem friedlichen Lorbeer der Muſen begnügen. Als Deputirter zum Nationalconvent theilte er die übertriebenen Meinungen eines Danton, Desmoulin und anderer Häupter des Franciscanerclubs, declamirte heftig gegen die Finanziers und Wucherer, und wiewohl die Beſchuldigung, daß er auf unerlaubte Weiſe ein großes Vermögen an ſich geriſſen und in überſchwenglichem Aufwande gelebt hatte, ungegründet zu ſeyn ſcheint, ſo iſt doch nicht auf gleiche Weiſe ſein Betragen zur Schreckenszeit zu rechtfertigen. Man beſchuldigt ihn, großen Antheil an den Metzelungen im September gehabt zu haben, da er zu dieſer Zeit Generalſecretär des Juſtizminiſteriums unter Danton war. Auch ſoll er der Urheber jenes ſchrecklichen Decrets ſeyn, welches verbot, einem Engländer oder Hannoveraner Pardon zu geben. Fabre war ein ſchwacher, dem ſiegreichen Theile ſchmeichelnder, durch Leichtſinn grauſamer, durch Stolz wüthender Menſch, zu jedem Unternehmen aufgelegt, wenn Reichthum und Macht zu gewinnen waren. Sein großer Eifer ſchreckte Robespierre, der nicht ſäumte, einen Grund aufzuſinden, ihn zu ſtürzen. So wurde er im April 1794 der Verfälſchung eines Decrets angeklagt und zum Tode verurtheilt. Höchſt niedergeſchlagen beſtieg er das Schaffot, nachdem er zuvor einige ſeiner Handſchriften unter die Gefangenen vertheilt hatte, in der Hoffnung, ſie ſo auf die Nachwelt zu bringen. Das Luſtſpiel, les Précepteurs. ſoll auf dieſe Weiſe erhalten worden ſeyn. Es darf nicht übergangen werden, daß er der Urheber des neuen Decimalcalenders war, und daß er in ſeinem Bericht darüber eine auffallende Unwiſſenheit nicht nur in den meiſten aſtronomiſchen Ideen, ſondern auch in der lateiniſchen Sprache zeigte. So wenig er in dieſer Eigenſchaft als Geſetzgeber glänzt, ſo gerechte Anſprüche hat er auf den Namen eines talentvollen Dichters. Seine dramatiſchen Arbeiten ſind einfach, geiſtreich, gut gedacht; ſeine Charaktere ſcharf und kräftig gezeichnet; der Zweck jedesmal moraliſch. Seinem Style freilich fehlt es an Correctheit, da ſeine unzulänglichen Kenntniſſe, und die Eilfertigkeit, womit er arbeitete, der Vollendung deſſelben entgegenſtanden. Seine geſchätzteſten Luſtſpiele ſind: Le Collatéral, le Présomptueux ou l'Heureux imaginaire, l'Intrigue epistolaire, Philinte ou la suite du Misantrope, les Précepteurs u. ſ. w. Im Jahre 1802 iſt eine ohne Auswahl gemachte Sammlung alles deſſen, was von ihm übrig war, unter dem Titel erſchienen: Oeuvres mêlées et posthumes de Fabre d'Eglantine. Der Herausgeber würde für den Ruhm des Verfaſſers beſſer geſorgt haben, wenn er mit größerer Auswahl zu Werke gegangen wäre, und das ganz Unvollkommene und Ungefeilte weggelaſſen hätte.

Fabricius (Cajus), mit dem Beinamen Luſcinus, ein Muſter altrömiſcher Tugend, vorzüglich durch ſeine Furchtloſigkeit,

Rechtſchaffenheit, Enthaltſamkeit und Tapferkeit verewigt; ein edler Römer, eben ſo groß durch ſeine militäriſchen als durch ſeine bürgerlichen Tugenden. Nachdem er mehrere Feinde der Römer geſchlagen, und ſein Vaterland mit einer ungeheuern Beute bereichert hatte, von welcher er allein nichts behielt, wurde er als Geſandter zu dem König von Epirus, Pyrrhus, geſchickt, die von ihm gefangen genommenen römiſchen Soldaten auszulöſen. Dieſer wollte den Fabricius, deſſen Armuth ihm bekannt war, durch Geſchenke für den Frieden gewinnen; allein Fabricius lehnte ſie mit römiſcher Seelengröße ab, ob ſie ihm gleich mit der ausdrücklichen Verſicherung angeboten wurden, daß man nicht das geringſte Unedle von ihm verlangen wollte, und er ſehr arm war; eben ſo wenig ließ er ſich von einem Elephanten ſchrecken, welchen Pyrrhus hinter einer Tapetenwand verſteckt, hervortreten ließ. Mit Bewunderung entließ ihn Pyrrhus, und erlaubte den Gefangenen nach Rom zu den damals einfallenden Saturnalien zu gehen, unter dem Verſprechen nach der Feier in die Gefangenſchaft zurückzukehren, welches ſie auch hielten. Pyrrhus wurde bald ſo für Fabricius eingenommen, daß er ihm die erſte Stelle in ſeinem Reiche anbot, wenn er nach geſchloſſenem Frieden zu ihm kommen wollte, welches Anerbieten Fabricius freimüthig ablehnte. Unter ſeinem Conſulate im Jahre Roms 475 (278 vor Chr. Geb.) zwang er dem Pyrrhus von neuem Bewunderung ab, indem er ihm berichtete, daß ſich des Königs eigener Leibarzt erboten habe, ihn gegen eine Belohnung zu vergiften, und ihm den Brief deſſelben überſandte. Der König ſoll hierüber geäußert haben: eher könne die Sonne von ihrem Laufe, als dieſer Römer von dem Wege der Rechtſchaffenheit abgelenkt werden. Auch ſchenkte er aus Dankbarkeit den Römern ihre Gefangenen. In dieſes Jahr iſt auch die Schlacht bei Aſculum zu ſetzen, in welcher Pyrrhus zwar ſiegte, aber den beſten Theil ſeiner Armee verlor, ſo daß es ihm ſehr gelegen war, ſich nach Sicilien zu Hülfe gerufen zu ſehen. Im Jahre Roms 478 bekleidete Fabricius mit dem Ämilius Papus, mit dem er bereits zwei Mal Conſul geweſen war, das Cenſoramt, vermöge deſſen er den Cornelius Rufinus aus dem Senat ſtoßen half, weil derſelbe zehn Pfund Silber an Tiſchgeräthen beſaß. Ein Mann, wie Fabricius, konnte nicht reich ſterben; er ſtarb ſo arm, daß ſeine Tochter aus dem öffentlichen Schatze verheirathet werden mußte. Seinen Leichnam zu ehren, wurde von dem Geſetze der zwölf Tafeln, welches verbot, einen Menſchen in der Stadt zu begraben, eine Ausnahme gemacht.

Fabricius (Johann Albert), gehört zu den durch die tiefſte und ausgebreitetſte Gelehrſamkeit unſterblich gewordenen Deutſchen. Er umfaßte ſämmtliche Zweige des menſchlichen Wiſſens, und wucherte mit ſeinen Kenntniſſen als Lehrer und Schriftſteller reichlich. Er beſaß eine unglaubliche Beleſenheit, und einen unerſchöpflichen Schatz, beſonders philologiſcher Gelehrſamkeit. Er war zu Leipzig den 11. Nov. 1668 geboren, wo er auch ſtudirte. Darauf begab er ſich zu Verwandten nach Hamburg, woſelbſt er nach Vincent Flaccius Tode Profeſſor der Beredſamkeit wurde. Im Jahre 1719 trug ihm der Landgraf von Heſſen-Caſſel die erſte theologiſche Profeſſur zu Gießen und die Superintendur der proteſtantiſchen Gemeinden in ſeinem Lande an. Fabricius war verſucht, dieſen glänzenden Einladungen zu folgen, allein der Magiſtrat von Ham-

burg wußte ihn für die gebotenen Vortheile zu entſchädigen. Dieſes Wohlwollen hielt ihn in Hamburg zurück, woſelbſt er den 3. April 1736 in einem Alter von 68 Jahren ſtarb. Ein Muſter einer verſtändigen und geiſtvollen Behandlung der griechiſchen Literatur iſt ſeine Bibliotheca graeca, deren Beendigung der gelehrte Harles übernommen hat. Nicht minder brauchbar ſind ſeine Bibliotheca latina und die Bibliothecae mediae et infimae aetatis und Bibliographia antiquaria. Überdies zeugen von ſeinen gründlichen und ausgebreiteten Kenntniſſen ſeine Ausgaben des Sextus Empiricus und ſeine Anmerkungen zum Dio Caſſius. Schröckh hat in ſeinen Lebensbeſchreibungen (2. Bd. S. 344 u. ff.) dieſes literariſchen Polyhiſtors Leben geſchildert.

Fabrik heißt die Werkſtatt oder Anſtalt, wo Waaren im Ganzen verfertigt werden, zu deren Zubereitung Feuer und Hammer vonnöthen ſind. Durch die leztere Beſtimmung unterſcheidet ſich Fabrik von Manufactur; daher ſagt man Gewehrfabrik, hingegen Tuch-, Kattunmanufactur. Fabrikat, was in der Fabrik verfertigt worden iſt.

Façade nennt man die Außenſeite oder äußere Anſicht eines Gebäudes, deren ein freiſtehendes vier hat, und unter denen die, wo ſich der Haupteingang befindet, die vorzüglichſte iſt. Weil man an den wenigſten Gebäuden vier, an vielen nur zwei, an den meiſten bloß eine Außenſeite zu ſehen bekommt, die nach der Straße ſehende; ſo hat man dieſe Außenſeite mit dem Haupteingang auch vorzugsweiſe Façade genannt. Als Werk ſchöner Baukunſt muß ſie ein Ganzes bilden, deſſen Theile ein ſchönes Verhältniß an ſich, eine ſymmetriſche Stellung gegen einander und Harmonie im Ganzen haben, und in derſelben muß ſich vorzüglich der Charakter des Gebäudes ausſprechen. dd.

Facette, Faſſette, die rautenförmig geſchliffene Seite, Spitze oder Ecke eines Glaſes oder Edelſteins. Die Menge von Faſſetten, durch welche man einen Diamant bisweilen heben will, wird demſelben im Gegentheil oft nachtheilig. Faſſettenſchleifer, ein Glasſchleifer, der die rautenförmigen Flächen auf Spiegeln, Kronleuchtern u. ſ. w. einſchneidet.

Fachingen, ein Dorf im Herzogthum Naſſau, dicht an der Lahn, eine halbe Stunde von Diez, berühmt wegen ſeines Sauerbrunnens, wovon über 200,000 Krüge jährlich verſchickt werden. Das Waſſer iſt ein ſalzhaltiges, mit fixer Luft durchzogenes Mineralwaſſer, das gleich nach dem Abſchiede des Winters am kräftigſten ſeyn ſoll. An einer Einrichtung für Curgäſte fehlt es am Orte ganz.

Fächſer heißt jeder zur Fortpflanzung beſtimmte und in die Erde gepflanzte Gewächszweig; insbeſondere die umgelegten Weinreben, wenn ſie zwei Jahre alt ſind und Wurzeln faſſen.

Fackeltanz. Tanz und Muſik waren den Griechen und Römern, wie ſie es uns ſind, zwei nothwendige Erfoderniſſe zur Verherrlichung eines Feſtes; vor allem durften ſie bei der Hochzeitfeier nicht fehlen, welche ſich damit endigte, daß die Verlobte ihrem Bräutigam durch Paranymphen ins Haus geführt wurde, wobei ihr ein Jüngling, der den Hymen vorſtellte, die brennende Hochzeitfackel vortrug, und Hymnen zur Verherrlichung dieſes Gottes geſungen wurden. Die Römer, welche dieſe Gebräuche von den Griechen angenommen hatten, miſchten ihre Fescennien hinein. Dies

ſcheint der Urſprung des Fackeltanzes zu ſeyn, den ſchon Kaiſer Conſtantin, als er ſeine Reſidenz von Rom nach Byzanz verlegte, am Hofe einführte. So war dieſer Tanz ſchon dem erſten chriſtlichen Kaiſer im vierten Jahrhundert als ein Hof- und Ceremonientanz bekannt. In ſpätern Ritterzeiten ward er ein Theil der Tourniere, womit Kaiſer und Könige ihre Hochzeiten verherrlichten. Auf den Tournieren, die Heinrich der Vogler anſtellte, tanzte der Ritter, der den Sieg davon getragen, mit der Dame, die ihm den Dank ertheilt hatte, unter Vor- und Nachtragen der Fackeln ganz allein. Als die Tourniere aufhörten, blieb der Fackeltanz zurück als ein Denkmal der alten Ritterzeit, und bis auf unſere Zeiten pflegt er bei der Vermählung fürſtlicher Perſonen zum Beſchluß mit vieler Pracht und Feierlichkeit getanzt zu werden, wenn das Paar in das Brautgemach geführt wird.

Fac simile heißt eine der Originalhandſchrift in allen ihren Zügen und Eigenthümlichkeiten nachgebildete Copie. Man pflegt dergleichen von alten Manuſcripten oder auch von der Schrift berühmter Männer in Kupferſtich zu liefern, im erſten Fall, weil die Beſchaffenheit der Schriftzüge ihr Alter beſtimmt, im letztern Fall aber, weil man geneigt iſt, nach Lavaters und Anderer Meinung, in der Handſchrift etwas Charakteriſtiſches zu finden. M.

Factor, in der Arithmetik (ſo viel als Efficient) eine Zahl, welche man mit einer andern multiplicirt; im Kaufmannsweſen der Aufſeher, Vorſteher einer Handlung, Fabrik, Manufactur oder ſonſtigen größern öffentlichen oder Privatunternehmung, z. B. Bergwerksfactor. Sein Amt Factorie, aber auch die Niederlage, oder das Amt eines Factors. Die Engländer nennen ſo alle in Oſtindien befindlichen, den Europäern zugehörige Comtoirs. Factoreihandel, der Commiſſionshandel, wenn für fremde Rechnung Waaren eingekauft und verkauft, Geld und Waaren empfangen und verſendet wird.

Factur (italiäniſch fattura, franzöſiſch facture), die Rechnung über ſolche Waaren, welche für eines Andern Conto eingekauft worden ſind, oder ein Verzeichniß der Waaren, die ein Factor ſeinem Prinzipal, der Commiſſionär ſeinem Committenten, oder auch ein Kaufmann dem andern überſendet. Facturbuch, das Neben- oder Hülfsbuch, in welches dieſe Facturen von dem Abſender eingetragen werden.

Facultäten. Die geſammten Wiſſenſchaften, welche auf Univerſitäten gelehrt werden, ordnen ſich unter vier Abtheilungen oder Facultäten, welche nach und nach in folgender Ordnung entſtanden: zuerſt die philoſophiſche, dann die theologiſche, ſpäter die juriſtiſche und zuletzt die mediciniſche. Papſt Gregor IX. iſt der erſte, der 1231 aller vier Facultäten erwähnt. Die erſten Lehrer hießen Magistri und Lectores, ſpäter erſt Professores. Alle zu einer Facultät gehörigen Profeſſoren bilden das Collegium facultatis, und die wirklichen Beiſitzer heißen Facultiſten, beſonders in der Juriſtenfacultät. So unvollkommen auch dieſe Eintheilung iſt, ſo hat ſie ſich doch noch auf allen Univerſitäten erhalten. S. d. Art. Univerſitäten und Decan.

Faden, ein Seelängenmaß von 6 Schuh oder 1 Klafter.

Fagott, ein ſanft ſingendes, in den höhern Tönen dem Tenor ſich näherndes Blasinſtrument, welches ehedem der Hoboe zur Begleitung diente, daher es auch Basson de hautbois hieß; es iſt

aber jetzt durch mehrere Klappen ſo vervollkommnet, daß man auch darauf Solo bläſ't. Es umfaßt drei Octaven, und ſeine Vorzeichnung iſt gewöhnlich der F=Schlüſſel; doch bedient man ſich auch jetzt in den höheren Tönen, der bequemern Überſicht wegen, des Tenorſchlüſſels. Es bildet bei den Harmonien blaſender Inſtrumente gewöhnlich den Baß. Viel tiefer ſteht der ſtärkere Quartfagott, deſſen man ſich jetzt bei Feldmuſik ſtatt des ſonſt mehr gebrauchten Serpent bedient.

Fahne war urſprünglich ein Zeichen, das auf eine Stange, einen Spieß oder Balken aus verſchiedenen Abſichten aufgeſteckt wurde. Unter den Hebräern waren die Fahnen ſchon zu Moſes Zeiten bekannt; ſie waren ſchon damals mit Sinnbildern geſchmückt. S. Oriflamme. Ephraim führte einen Stier, Benjamin einen Wolf u. ſ. w. Ein gleiches finden wir bei den Griechen; die Athenienſer hatten eine Eule, die Thebaner eine Sphinx auf ihrer Fahne, durch deren Emporheben oder Senken ſie das Zeichen zum Angriff oder Rückzug gaben. Die Fahne des Romulus war ein Heubündel, welches an einer Stange gebunden war. An die Stelle deſſelben trat ſpäter eine Hand, und dann ein Adler. Die wirklichen Fahnen kamen erſt unter den Kaiſern auf; ſie behielten den Adler bei. Außerdem aber hatten die Fahnen auch Drachen und ſilberne Kugeln zum Zeichen; die Fahnen der römiſchen Reiterei beſtanden aus einem viereckigen purpurfarbenen, mit Gold gezierten Tuche, worauf man in der Folge noch das Bild eines Drachen anbrachte. Die Deutſchen knüpften ein Band an eine Lanze, welche der Herzog vor dem Heere hertrug. Von dieſem Bande ſoll das Wort Fahne entſtanden ſeyn, indem aus Band Ban, Fan, Fahne geworden ſey; man führt dafür an, daß bandum und banderium (bandiera, Banner, Panier) eine Fahne und banderesius ein Fähndrich heißt. In der Folge wurde aus dieſem Bande ein großes Tuch, das mit Emblemen und Inſchriften geziert wurde. Die neuen franzöſiſchen Heere erhielten zu ihren Fahnen, nach Art der römiſchen, Adler, nur von etwas verſchiedener Geſtalt.

Fahneneid heißt der Soldateneid, weil die Soldaten auf die Fahne ſchwören müſſen. Fahnenlehen, ein kaiſerliches Lehen, weil es ehemals mit Überreichung einer Fahne verliehen ward, welches in der Folge vermittelſt eines Schwertes geſchah, deſſen Knopf der auf dem Throne ſitzende Kaiſer den Vaſallen nach abgelegtem Lehnseide küſſen ließ. Fahnenſchmid, ein Feldſchmid bei einer Fahne der Reiterei. Fahnenſchuh iſt die lederne Scheide, worin das Untertheil der Fahnenſtange geſteckt wird. Fahnenſchwung war die feierliche Ehrlichmachung eines durch ein Verbrechen oder eine Beſchimpfung unehrlich gewordenen Soldaten, die mit verſchiedenen Ceremonien geſchieht. Fahnenwache iſt die Wache vor der erſten Linie des Lagers, welche gemeiniglich aus einem Fähndrich, einem Unteroffizier, dreißig Mann und einem Tambour beſteht.

Fahrbüchſe heißt bei der Münze diejenige Art von Büchſe, in welche der Münzwardein ein Stück von jeder geprägten Münze einwirft, um ſie nachher auf Kreis=Probationstagen nach dem Schmelz= und Tiegelregiſter gehörig unterſuchen zu laſſen. Fahrende Habe oder Fahrniß heißen im deutſchen Rechte bewegliche Güter, oder alles dasjenige, was von einem Orte zum andern gebracht werden kann, und den liegenden Gründen entgegen=

geſetzt iſt. Desgleichen auch Hausgeräth, im Gegenſatz von Geld und Kleinodien. Fahrrecht heißt ſo viel als Standrecht; auch das an deſſen Stelle eingeführte Bergegeld. Fahrt iſt beim Bergweſen eine Leiter, wodurch man in die Grube ſteigt. Eine ganze Fahrt iſt zwölf, eine halbe ſechs Ellen lang. Fahrſchacht, wo man in die Grube fährt; ſie iſt von der Vorderſchacht mit Bretern unterſchieden. Fahrwaſſer iſt diejenige Gegend eines Canals, Hafens oder Stroms, wo keine Untiefen ſind und wo daher ein Schiff gut und ſicher fahren kann.

Fahrenheit (Daniel Gabriel), aus Danzig, ward anfangs zur Handlung beſtimmt, aber ſeine Neigung zog ihn zur Phyſik, die er mit Eifer ſtudirte. Er beſchäftigte ſich mit der Verfertigung von Barometern und Thermometern, und brachte es darin zu einer großen Vollkommenheit. Statt des Weingeiſtes bediente er ſich 1720 des Queckſilbers, wodurch das Inſtrument ungemein an Genauigkeit gewann. Er ging nach Holland und England, und ſtarb daſelbſt gegen 1740. Wir beſitzen von ihm eine Abhandlung über die Thermometer, die er 1724 herausgab. Von der genauen Einrichtung des Thermometers, das von ihm den Namen des fahrenheitſchen hat, ſiehe unter Thermometer.

Fährte, in der Jagdſprache, die Spur oder die Fußtapfen des Wildes, beſonders der Haſen, Rehe u. ſ. w.

Fakir oder Senaſſey iſt in Oſtindien eine Art von heidniſchen Bettelmönchen, die ſich von der Welt abſondern und der Betrachtung widmen. Sie beſtreben ſich zum Theil durch grauſame und lächerliche Kaſteiungen ihres Körpers ſich Unterhalt und Ehrfurcht bei dem großen Haufen zu verſchaffen. Manche wälzen ſich im Koth, andere halten einen Arm ſo lange unbeweglich in die Höhe, bis er völlig erſtarrt und lebenslang in dieſer Richtung bleibt; andere halten die Hände ſo lange zuſammengedrückt, bis die Nägel in die flache Hand hineinwachſen und auf der andern Seite herauskommen; wieder andere drehen das Geſicht über die Schulter oder die Augen gegen die Naſenſpitzen ſo lange, bis ſie in dieſer Stellung oder Richtung unveränderlich bleiben. Sie kämmen und waſchen ſich nie, und thun das Gelübde der Armuth, um auf Koſten der frommen Gläubigen zu leben.

Falconet (Etienne), einer der geſchickteſten und gelehrteſten Bildhauer ſeiner Zeit, im Canton Vaud in der Schweiz geboren. Sein erſtes Werk war die Büſte ſeines Onkels, des berühmten Arztes, Camille Falconet. Auf ſeinen ausgebreiteten Ruf wurde er im J. 1766 von der Kaiſerin Catharina nach Petersburg eingeladen, um die reitende Statue Peters des Großen zu verfertigen. Er führte dieſes Werk, welches ihm den größten Ruhm erworben hat, mit kühner Genialität aus. Das Pferd, das ſich auf den ungeheuern Felsblock, der ihm zum Piedeſtal dient, mit einem Sprunge emporzuſchwingen ſcheint und die Schlange des Neides unter ſeine Füße tritt, iſt mit ſeiner ganzen Laſt auf die beiden Hinterfüße geſtützt und überaus leicht und beweglich dargeſtellt; wie denn die ganze Statue zu dem trefflichſten gehört, was die neuere Kunſt in dieſer Art aufzuweiſen hat. Nachdem er faſt 12 Jahre auf dieſes bewundernswürdige Werk gewandt hatte, kehrte er nach Paris zurück, wo er ſich mit ſeiner Kunſt bis zu ſeinem Tode im J. 1791 beſchäftigte. Er war damals königlicher Bildhauer, Profeſſor der pariſer Akademie und Ehrenmitglied der Akademie zu St. Peters-

burg. Diderot, der ſo ſtreng und nachdrücklich gegen den ſchlechten Geſchmack ſeiner Zeit eifert, ertheilt Falconet gerechte Lobſprüche: er lobt beſonders ſeine Statuen von Alexander, von Pygmalion und der Freundſchaft. Nach ſeinem Urtheil beſaß Falconet eben ſo viel Genie als Bildung, einen feinen Geſchmack und viel Wahrheit im Ausdruck; nur tadelt er, daß ihm der Beifall ſeiner Zeitgenoſſen mehr gegolten als der Ruhm der Nachwelt. Wir müſſen der Wahrheit gemäß hinzufügen, daß er allerdings die Alten nicht in gebührenden Würden hielt, und ſeine Werke mehr maleriſch als ſtatuariſch componirte. Dennoch erhob er ſich weit über ſein Zeitalter. Von ſeinen Schriften, die ſich eben ſo ſehr durch Scharfſinn und Witz als durch heftige Leidenſchaftlichkeit charakteriſiren, nennen wir ſeine Reflexions sur la sculpture und ſeine Observations sur la statue de Marc-Aurèle et sur d'autres sujets relatifs aux beaux-arts. Man hat mehrere vollſtändige Sammlungen ſeiner Werke.

Falerner Wein, ein alter italiäniſcher Wein, der von den Römern ſehr hoch geſchätzt, auch vom Horaz oft geprieſen wurde. Er wuchs auf dem falerner Gebiet in Campanien, jetzt Terra di Lavoro.

Falk (Johann Daniel), geboren zu Danzig im Jahre 1770, lebt jetzt als herzoglicher Legationsrath zu Weimar. Seine früh erwachte Lernbegierde hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn ſein Vater, welcher arm und ſeines Metiers ein Perückenmacher war, hatte ihn kaum nothdürftig leſen und ſchreiben lernen laſſen, als er ihn ſchon bei ſeiner Profeſſion gebrauchte, und die Wißbegierde des Knaben, die ſich beſonders in einem großen Hange zum Bücherleſen äußerte, auf alle Weiſe zu unterdrücken ſuchte. Aber ſeine Neigung wuchs nur durch den Widerſtand, und da ihm Niemand mehr Bücher gab, trug er ſein kleines Spargeld in die Leihbibliothek, und las Gellerts, Wielands, Leſſings u. A. Werke bei Tag und Nacht, wie ſich ihm eben die Gelegenheit darbot. Oft ſtand er zur Winterszeit leſend unter einer Laterne auf freier Gaſſe, und wenn er über ſein langes Außenbleiben zur Rede geſetzt wurde, gab er vor, bei ſeinem Großvater geweſen zu ſeyn. Dieſer war ein Franzoſe, Chalion mit Namen, und Falk lernte von ihm franzöſiſch. Aber mit den Jahren nahm ſeine Unzufriedenheit mit einer Lage zu, die ihm die Befriedigung ſeiner liebſten und einzigen Wünſche ſo ſehr erſchwerte, und er faßte den Entſchluß, das älterliche Haus zu verlaſſen und zur See zu gehen, um in der Fremde ſein Heil zu verſuchen. Wirklich entfernte er ſich und irrte einige Tage in den Wäldern von Weichſelmünde herum; da ihm aber die Schiffer die Mitreiſe verweigerten, weil er nicht engliſch verſtand, ſo mußte er wieder zurückkehren. Nun war er vor allem bemüht, dieſem Mangel abzuhelfen, und wandte ſich in der Abſicht an einen Sprachmeiſter, der ihm großmüthig genug unentgeldlichen Zutritt in ſein Collegium verſtattete. Die Entbehrung aller Hülfsmittel aber hinderte eben ſo ſehr ſeine ſchnellen Fortſchritte, als ihm der Spott ſeiner vornehmen und reichen Mitſchüler dieſen Unterricht oft verbitterte. Doch ſeine Beharrlichkeit ſiegte auch hier, und als er bei einer Probeübung einſt ſogar den Preis davon trug, zog er die Aufmerkſamkeit und Theilnahme ſeines Lehrers in dem Maße auf ſich, daß derſelbe die Ältern nach langem Widerſtreben dahin bewog, den jungen Falk ſtudiren zu laſſen. So kam er mit dem

ſechzehnten Jahre auf das Gymnaſium, und lernte nun auch lateiniſch und griechiſch. Unter des gelehrten Trendelenburg Anleitung ſtudirte er die alten Dichter und Proſaiſten; von den Griechen beſonders den Homer, Ariſtophanes und Lucian. Aber es fehlten ihm nicht nur die nöthigen Bücher, er mußte auch, um ſeinen Unterhalt zu erwerben, täglich 5 bis 7 Stunden Unterricht ertheilen, und konnte nur die Nächte für ſeine Studien anwenden. Die aus einer ſolchen Anſtrengung nothwendig erfolgende Abſpannung und Erſchöpfung zu beſeitigen, bediente er ſich künſtlicher Reizmittel, die bald ſeine Geſundheit erſchütterten. Heftige Congeſtionen nach dem Kopfe und Blutauswurf belehrten ihn, wie gefährlich dieſe Mittel ſeyen. Nach ſechsjährigem Beſuch des danziger Gymnaſiums ging er nach Halle, wo er ſich durch den Unterricht und Umgang eines Wolf, Forſter, Klein u. A. weiter ausbildete. 1798 verließ er Halle, und begab ſich, die Unabhängigkeit eines Privatgelehrten einer Anſtellung vorziehend, nach Weimar. Im J. 1806 hatte er Gelegenheit, ſich beim Einmarſch der Franzoſen und in der verhängnißvollen Zeit nach der jener Schlacht manche weſentliche Verdienſte um die Stadt Weimar zu verſchaffen, die der Herzog dadurch belohnte, daß er Falk zum Legationsrath ernannte und ihm einen beſtimmten Gehalt anwies. Falk trat zuerſt als Satiriker auf, und ward als ſolcher von Wieland ſelbſt auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe eingeführt, daß er die geſpannteſten Erwartungen erregte. Man hoffte und verlangte von ihm nichts geringeres, als Lucian und Juvenal, Swift und Rabelais und alle ſatiriſchen Geiſter alter und neuer Zeit in ihm auferſtehen zu ſehen. Wirklich waren ſeine erſten Satiren, die Gräber zu Rom und die Gebete, reich an treffendem Witz; allein die zu großen Erwartungen ſchadeten ihm; man fand ſie nicht erfüllt, und erkaltete nach und nach. Dies war denn Urſach, daß Falk ſein Taſchenbuch für Freunde des Witzes und der Satire, das er ſeit 1797 herausgegeben hatte, mit dem ſiebenten Jahrgang ſchloß. Dagegen gab er im Jahre 1804 eine Sammlung kleiner Satiren und Erzählungen heraus, die manches Gelungene enthält. Außerdem hat er ſich in dramatiſchen Arbeiten verſucht, wohin ſein ſinniges Gedicht Prometheus, ſein Amphitryon und ſein angefangenes römiſches Theater der Engländer und Franzoſen gehören. Auch hat er mehrere kleine Abhandlungen über Poeſie und Kunſt 1803 zuſammen drucken laſſen. Manche ſpätere ſind hie und da zerſtreut gedruckt, z. B. ein Aufſatz über die Sphinx, und ein anderer über Mad. Händel in dem Taſchenbuch Urania.

Falkenbeize (Falkonirer), die Falken- oder hohe Jagd, bei welcher man die Vögel mit abgerichteten Falken fängt (beizt). Dieſe Art zu jagen iſt ſehr alt, wir finden ſie bei den Indiern und Griechen. Im Mittelalter gehörte ſie zu den Hauptvergnügungen der Fürſten und Edelleute, und war eignen Geſetzen und Verordnungen unterworfen. Der Falke, deſſen Kopf mit einer Haube bedeckt war, wurde von dem Falkonier auf der Hand getragen. Zeigte ſich eine Beute, ſo nahm ihm derſelbe die Haube von den Augen, und augenblicklich erhob ſich der Falke in die Luft, nahm ſeinen Raub und kehrte auf die Lockung des Jägers mit demſelben zu ihm zurück. Die weißen Falken galten unter allen für die ſchönſten und edelſten. Sie waren das köſtlichſte Geſchenk, das ein Va-

fall ſeinem Lehnsherrn machen konnte, und man pflegte ihnen Hals und Klauen mit goldenen Reifen zu zieren.

Falkiren laſſen, ein Pferd, heißt in der Reitſchule, das Pferd plötzlich anhalten, daß es ſeine Füße ſenken muß. Die Stellung, welche das Pferd dabei annimmt, indem es mit dem Hintertheile auf der Erde zu ſitzen ſcheint, heißt Falkade.

Falklandsinſeln oder Malouinen ſind eine Gruppe von zwei großen und mehrern kleinen Inſeln öſtlich von Patagonien in Südamerika, unter dem 62. bis 68. Gr. W. L. von Paris, und dem 51. bis 52. Gr. 30 Min. S. B. Die beiden größeren trennt der Falklandscanal oder Carlisleſund. Der erſte, der ſie erblickte, war Americo Veſpucci auf ſeiner Reiſe im J. 1502. Nach ihm kamen häufig Engländer dahin. Auch ein holländiſcher Seefahrer, Sebald de Wert, kam im J. 1598 in dieſe Gegend, und nannte die Inſeln nach ſich Sebaldinen. Als im J. 1689 der engliſche Admiral Strong zuerſt die Meerenge durchſchiffte, welche die beiden Hauptinſeln trennt, gab er dieſer den Namen von ſeinem Patron, dem Lord Falkland, und dieſe Benennung wurde nachher auf alle darum gelegenen größern und kleinern Inſeln ausgedehnt. Im ſpaniſchen Succeſſionskriege wurden die Inſeln von franzöſiſchen Seefahrern aus St. Malo bemerkt, und erhielten von ihnen den Namen Malouinen, den man ihnen noch in Frankreich und Spanien gibt. Im J. 1764 wurde von dem berühmten Weltumſegler Bougainville eine Colonie auf der öſtlichen Inſel angelegt, die ziemlich wohl gedieh, und den Namen Port-Louis erhielt; aber drei Jahre darauf verkaufte Frankreich die Inſel für etwa 600,000 Livres an Spanien. Port-Louis bekam nun den Namen Puetro de Solidad (Hafen der Einöde). Um dieſelbe Zeit dachten die Engländer auf ein Etabliſſement auf den Falklandsinſeln, um ihrer Schifffahrt nach der Südſee mehr Sicherheit und Bequemlichkeit zu verſchaffen, und im Jahr 1765 kam Commodore Byron daſelbſt an, und nahm, ohne Frankreichs früheres Recht zu kennen, die Inſel im Namen ſeines Königs in Beſitz. Gleich im folgenden Jahre erſchien Capitain Macbride mit der Fregatte Jaſon, ließ ein aus England mitgebrachtes Blockhaus an der geräumigen Bay aufrichten und gründete eine Colonie, die zu Ehren des Lords Egmont, der das Unternehmen beſonders betrieben hatte, Port Egmont genannt wurde. Darauf umſegelte Macbride die Inſel, und war ſehr erſtaunt in Port-Louis, deſſen Exiſtenz er nicht kannte, eine franzöſiſche Beſatzung zu finden. Mittlerweile kam der Verkauf an Spanien zu Stande, und im J. 1769 fand der Capitain Hunt, damaliger engliſcher Befehlshaber auf Falkland, eine ſpaniſche Beſatzung in Port-Louis. Man proteſtirte von beiden Seiten, und während Hunt die Sache berichtet hatte, erſchienen plötzlich fünf ſpaniſche Fregatten mit 16 bis 1700 Mann Landtruppen bei dem Port-Egmont, und zwangen die Engländer zum Abzuge. Dieſes Ereigniß drohte einen Bruch zwiſchen England und Spanien herbeizuführen, als man ſich auf Frankreichs Vermittelung im J. 1771 dahin verglich, daß England die weſtliche Inſel und Port-Egmont wieder erhalten, Spanien dagegen im Beſitz der öſtlichen Inſel bleiben ſolle. Beide gaben aber bald darauf den Beſitz freiwillig auf, denn die aus Fels und Torf beſtehenden Inſeln ſind ein elender und trauriger Aufenthalt für Menſchen, die ſich höchſtens des Wallfiſchfanges wegen auf kurze Zeit dahin begeben mögen.

Fall der Körper. Alle Körper auf der Erde ſtreben vermöge ihrer Schwere und der Attraction dem Mittelpunkte der Erdkugel zu. Kann dieſes Streben frei wirken, ſo entſteht daraus der Fall, wird es aber durch ein Hinderniß aufgehalten, ſo entſteht der Druck; iſt es zum Theil aufgehoben und zum Theil wirkſam, ſo äußern ſich Druck und Fall zugleich. Die Kugel, auf der Hand getragen, drückt; frei gelaſſen, fällt ſie lothrecht herab; auf eine ſchiefe Fläche gelegt, rollt ſie herab, wobei ſie zugleich die Fläche mit einem Theile ihres Gewichts drückt. Nach welchen Geſetzen aber dieſe Bewegung geſchieht, darüber beſtanden ehemals die ſonderbarſten und irrigſten Vorſtellungen. Nach der ariſtoteliſchen Phyſik verhält ſich die Geſchwindigkeit des Falles verſchiedener Körper zu einander, wie das Gewicht derſelben. Demnach ſollte ein zehn Mal ſchwererer Körper auch zehn Mal ſchneller fallen, als der leichtere. Dieſen Irrthum beſtritt Galilei ſchon zu der Zeit, als er noch in Piſa ſtudirte. Kaum war er aber Lehrer daſelbſt geworden, als er ſich öffentlich gegen dieſen und andere Lehrſätze der peripatetiſchen Philoſophie erklärte. Er beſtieg die Kuppel des dortigen hohen Thurms, und ließ Körper von ſehr ungleichem Gewicht herabfallen, die, wenn ihre Materien nur nicht zu ſehr an Dichtigkeit verſchieden waren, den Boden faſt zu gleicher Zeit erreichten. Dieſe Verſuche zogen Galilei ſo heftige Feinde zu, daß er Piſa verlaſſen mußte und eine Lehrſtelle in Padua annahm. Er erwies in der Folge die Richtigkeit ſeines Satzes auch durch zwei Pendel von gleicher Länge und ſehr ungleichem Gewicht, die deſſen ungeachtet ihre Schwingungen mit gleicher Geſchwindigkeit verrichteten. Zu eben ſo irrigen Vorſtellungen hatte die Wahrnehmung Anlaß gegeben, daß die Schnelligkeit des Falls mit der Länge des Weges zunimmt. Die Ariſtoteliker ſagten, alle Körper hätten ein inneres Beſtreben nach dem Mittelpunkt der Erde, und eilten demſelben um ſo ſchneller zu, je näher ſie ihm kämen. Andere erklärten die zunehmende Schnelligkeit des Falles aus dem zunehmenden Drucke der Luft; und zwar war, was die Geſetze dieſer Beſchleunigung betrifft, die allgemeine Meinung, daß die Geſchwindigkeit in dem Verhältniß des zurückgelegten Raums zunehme, daß alſo ein Körper, wenn er fünf Klaftern gefallen ſey, fünf Mal ſo viel Geſchwindigkeit erlangt habe, als er am Ende der erſten Klafter Weges gehabt; eine Meinung, die bei ihrer großen Einfachheit und ſcheinbaren Natürlichkeit doch etwas ganz Unmögliches enthält. Auch Galilei hatte Mühe, ſich von ihr loszumachen. Endlich aber gelang es ihm, ihre Richtigkeit zu beweiſen, indem er darthat, daß ſie bei der Anwendung auf den Fall der Körper mit ſich ſelbſt ſtreite, weil aus ihr folgen würde, daß der Körper durch fünf Klaftern in eben der Zeit falle, in welcher er durch eine Klafter fällt. Dagegen kam dieſer ſcharfſinnige Naturforſcher auf den glücklichen und richtigen Gedanken, daß die Geſchwindigkeit beim Falle im Verhältniſſe der verfloſſenen Zeit zunehmen müſſe, und zeigte, daß, da die Körper von der Schwere nie verlaſſen werden, auch alſo in jedem Zeittheile einen neuen Eindruck von derſelben erhalten, der ſich mit der Wirkung der vorigen verbindet, die Geſchwindigkeit, welche die Schwere mittheilt, im erſten Zeittheile einfach, im zweiten doppelt, im dritten dreifach ſey, und ſich folglich überhaupt wie die vom Anfange des Falls verfloſſene Zeit verhalte. Beträgt daher die Schnelligkeit im erſten Zeittheile 1; ſo wird ſie

im zweiten 4, im dritten 9, im vierten 16, im fünften 25 betragen u. ſ. f.

Fallgut, Fallehen, ein Gut, das bei jedem Todesfalle dem Herrn wieder heimfällt, woſern er nicht aus freiem Willen die Erben von neuem damit belehnt. Fallehnsmann, der zeitige Beſitzer eines ſolchen Gutes.

Falliment tritt ein mit der conſtatirten Inſolvenz eines Schuldners und heißt Banquerott, wenn grobe Fahrläſſigkeit oder Betrug es herbeiführen. Es iſt ein Hauptgegenſtand aller Handelslegislationen, und namentlich zeichnen ſich das preußiſche Landrecht und das franzöſiſche Geſetzbuch durch zweckmäßige Verfügungen, beſonders über die Falliments der Kaufleute, ſo rühmlich aus, als die gemeinen Rechte, desgleichen der ſächſiſche Concursprozeß, entſetzlichen Mißbräuchen und Übelſtänden Raum geben, welche, wenn ſie auch bei verwickelten Concurſen, als Lehnsconcurſen, Creditweſen inſolvent verſtorbener Geſchäftsleute, bei Bürgern und Bauern, welche über ihren Haushalt weder Buch noch Rechnung führen und dergleichen, kurz, bei Inſolvenzen von Nichtkaufleuten nicht ganz vermieden werden können, doch deſto auffallender und vermeidlicher bei Kaufleuten ſind. Der Zweck der Concursprocedur iſt zuvörderſt Berichtigung der activen und paſſiven Maſſe und ſodann deren gerechte Vertheilung. Daß beides möglichſt ſchnell geſchehe, erfodert die Natur der Sache, zumal eines mercantiliſchen Creditweſens. Nach dem franzöſiſchen Recht muß der Fallit binnen drei Tagen von Einſtellung ſeiner Zahlung an, ſeine Inſolvenz beim Handelsgericht anzeigen, welches ſofort mit der Verſiegelung und mit Ernennung eines Commiſſärs und einiger verpflichteten Agenten verfährt und den Falliten entweder ins Gefängniß oder unter Wache ſetzt, falls er nicht einen Salvum conductum ſich ausgewirkt hat. Dieſe Verfügungen werden öffentlich angeſchlagen und in den Zeitungen eingerückt. Der Commiſſär und die Agenten betreiben die Procedur, und letztere verwalten die Geſchäfte des Falliten, welcher ihnen binnen 24 Stunden von Antritt ihres Amtes eine Bilanz exhibiren muß. Die Agenten, deren proviſoriſche Geſchäftsführung nicht länger als 14 Tage dauern darf, übergeben die Bilanz ſofort dem Commiſſär, welcher binnen drei Tagen das Verzeichniß der Gläubiger aufſetzen und dieſe durch Briefe und öffentliche Blätter zuſammenberufen muß. Die Gläubiger ſollen ſich am beſtimmten Tage und Orte in Gegenwart des Commiſſärs verſammeln und dieſem die Liſte überreichen, welche drei Mal ſo viel Namen enthält, als ihrer Meinung nach proviſoriſche Curatoren (Syndics provisoires) der Maſſe zu ernennen ſind, welche nach dieſer Liſte vom Handelsgericht erwählt werden. In den nächſten 24 Stunden nach Ernennung der proviſoriſchen Curatoren ſtellen die Agenten ihre Verrichtungen ein und legen den Curatoren Rechenſchaft ab, welche nun unter Aufſicht des Commiſſärs das ganze Creditweſen verwalten. Dieſe Curatoren tragen nun gleich auf Entſiegelung an, inventiren in Gegenwart des Friedensrichters und mit Zuziehung des hierzu vorgeladenen Gemeinſchuldners. Sie müſſen binnen acht Tagen, von Antritt ihres Amtes, bei der Polizeibehörde eine pragmatiſche Überſicht des Creditweſens eingeben, übernehmen nach geſchehener Inventur die Maſſe und vertreten ſolche activ und paſſiv. Alle eingehenden Gelder kommen in eine Caſſe mit doppeltem Schloß, wovon der älteſte Curator den einen Schlüſ-

ſel, den andern ein vom Commiſſär hierzu erwählter Gläubiger erhält. Alle Wochen erhält der Commiſſär einen Auszug vom Caſſenbeſtande des Creditweſens, welcher nach Maßgabe für Ausleihung des Beſtandes in die Amortiſſementscaſſe des Departements zu ſorgen hat. Die Curatoren haben die Activa einzutreiben und durch Hypothekgeſuche zu ſichern, auch auf alle ihnen bekannte unbewegliche Güter des Falliten im Namen der Maſſe Hypothek zu ſuchen, desgleichen unverzüglich alle Creditoren durch Briefe oder öffentliche Blätter zu benachrichtigen, daß ſie binnen 40 Tagen perſönlich oder durch Bevollmächtigte bei den Curatoren ſich einfinden und in quali et quanto liquidiren, die Beweisurkunden einreichen oder in der Kanzellei des Handelsgerichts niederlegen ſollen. Das Liquidationsverfahren zwiſchen den Gläubigern und den Curatoren geſchiebt mündlich binnen 14 Tagen nach jener Friſt von 40 Tagen, zum Protokoll des Commiſſärs, und jeder Gläubiger, deſſen Foderungen erörtert und beſchworen ſind, kann den Erörterungen der übrigen Foderungen beiwohnen und dabei ſeine Einwendungen an die Hand geben. Nach erfolgter Erörterung binnen acht Tagen muß jeder Gläubiger in die Hände des Commiſſärs einen Eid ablegen, daß ſeine Foderung wahr und richtig ſey. Ob über ſtreitige Foderungen ein Beweisverfahren Statt finden ſolle, entſcheidet das Handelsgericht. Nach Ablauf der für die Verification der Foderungen feſtgeſetzten Friſten haben die Curatoren die außengebliebenen Creditoren aufzuzeichnen, welche, nachdem der Commiſſär dies Protokoll für geſchloſſen erklärt, für außengeblieben geachtet werden. Der Commiſſär berichtet nun ans Handelsgericht und dieſes ſetzt mittelſt Beſcheids eine neue Friſt für die Verification feſt, welche rückſichtlich der inländiſchen Creditoren nach der Entfernung des Wohnorts des nicht erſchienenen Gläubigers beſtimmt wird, ſo daß für jede Entfernung von drei Meilen ein Tag gerechnet wird. Bei ausländiſchen Creditoren erhalten 1. Creditoren in Corſica, auf der Inſel Elba, in England oder an Frankreich gränzenden Staaten zwei Monate; 2. in andern europäiſchen Staaten vier Monate; 3. außer Europa diesſeit des Vorgebirges der guten Hoffnung, ſechs Monate; 4. jenſeit des Caps, ein Jahr lang Friſt. Nach Verlauf dieſer Friſten werden die Außengebliebenen von künftiger Diſtribution ausgeſchloſſen, doch ſteht es ihnen darum noch frei, bis zur letzten Diſtribution einzukommen und an der letzten Dividende Theil zu nehmen, obwohl die frühern Dividenden für ſie verloren ſind. Binnen drei Tagen nach der Friſt der Eidesleiſtung werden die für zuläſſig erkannten Gläubiger von den Curatoren zuſammenberufen und ihnen in Gegenwart des Commiſſärs und des Gemeinſchuldners der Zuſtand des Creditweſens vorgelegt. Hier tritt der Zeitpunkt des Accordes ein. Die Majorität der Gläubiger erfodert, außer der Mehrzahl noch ¾ der liquidirten Paſſivorum und Hypothekarier haben dabei keine Stimme. Im Falle oder bei Präſumtion eines Banquerotts darf kein Accord geſchloſſen werden. Kommt der Accord zu Stande, ſo muß er noch während der Sitzung unterzeichnet werden, außerdem wird die Berathſchlagung auf acht Tage prorogirt. Wer gegen den Accord iſt, hat binnen einer Nothfriſt von acht Tagen ſeine Einwendungen den Curatoren oder dem Gemeinſchuldner anzuzeigen. Der Accord muß gerichtlich beſtätigt werden und retablirt den Falliten in ſeine kaufmänniſche Qualität. Kommt kein Accord zu Stande, ſo haben die

verſammelten Gläubiger, nach perſönlicher Stimmenmehrheit, definitive Curatoren (Syndics definitifs) und einen Caſſirer zu ernennen, welche die Maſſe eruiren und monatlich dem Commiſſär eine Überſicht des Creditweſens und des Caſſenbeſtandes exhibiren, der ſodann die Diſtribution und die Dividende zu beſtimmen hat. [illegible] der letzten Diſtribution werden die Gläubiger unter Vorſitz der Commiſſärs zuſammenberufen und von den Curatoren die Schlußrechnung abgelegt. Das Unterpfandsrecht des Eheweibes rückſichtlich ihrer Illaten betrifft bloß die unbeweglichen Güter des Gemeinſchuldners, welche er zur Zeit der Verheirathung beſaß, und das Separationsrecht bloß die Immobilien, welche die Ehefrau laut des Ehecontracts von der Gütergemeinſchaft ausnimmt, oder ererbt oder geſchenkt bekommen hat, oder welche auch aus dem Erlöſe ſolcher ererbter oder geſchenkter Immobilien acquirirt worden. Hingegen auf Mobilien darf die Frau kein Separationsrecht ausüben, ausgenommen auf Schmuck, Diamanten und Geſchirr (vaisselle), wenn ſie beweiſ't, daß ſie ihr durch den Ehecontract zugeeignet oder durch Erbſchaft zugefallen ſind. Vindicirt können werden die abgeſendeten Waaren, ſo lange ſie noch unterwegs und noch nicht in das Waarenlager des Falliten oder des von dieſem zum Verkaufe beauftragten Commiſſionärs abgeliefert ſind, doch haben die Curatoren das Recht, die Waaren gegen Erlegung des bedungenen Preiſes zu behalten; desgleichen können zurückgenommen werden Commiſſionswaaren und zwar ſogar deren Erlös, wenn der Fallit ſolche noch nicht in laufende Rechnung gebracht hat: ferner Remeſſen in Handelspapieren, welche ſich noch im Portefeuille des Falliten vorfinden und ihm zum Incaſſo mit oder ohne Diſpoſition gemacht waren, jedoch im letzten Falle bloß dann, wenn ſie in einer laufenden Rechnung eingetragen worden, nach welcher der Remittent allein gut hat. Der einfache Banquerottirer (d. h. welcher der Fahrläſſigkeit überführt wird) hat Gefängnißſtrafe verwirkt, welche nicht unter einem Monat, und nicht über zwei Jahr erkannt werden kann. Der betrügeriſche Banquerottirer wird auf beſtimmte Zeit zu öffentlichen Arbeiten (travaux forcés) condemnirt. Nach ältern franzöſiſchen Geſetzen wurde der Fallit condemnirt, eine grüne Mütze (bonnet verd) zu tragen. Nach engliſchen Rechten kann bloß ein Kaufmann zum Falliment im geſetzlichen Sinne des Worts kommen; und es ſind gewiſſe Handlungen (Act of bankruptcy) feſtgeſetzt, welche den Gläubiger berechtigen, ſeinen Schuldner für inſolvent anzugeben. Dahin gehören, die Flucht des Schuldners aus England, wenn der Schuldner das Haus hütet, und ſich, wenn er gemahnt wird, verläugnen läßt. Ferner Veräußerungen in fraudem creditorum etc. Ein Gläubiger, welcher ſeinen Debitor zum Falliment bringen will, muß die Richtigkeit ſeiner Schuld, daß der Debitor ein Handelsmann und ein Act of bankruptcy vorhanden ſey, darthun, um eine Commiſſion gegen den Debitor beim Lord Chancellor auszubringen. Die Schuld muß wenigſtens 100 Pf. ſeyn, wenn ein Creditor, 150 Pf. wenn zwei, und 200 Pf. wenn mehrere Creditoren um Commiſſion nachſuchen. Der Lord Chancellor erkennt und ernennt ſodann die Commiſſion, welche alle Effecten des Schuldners in Beſchlag nimmt und unterſucht, ob der Fallit dafür zu erklären ſey. Unmittelbar nach dieſer Erklärung convociren die Commiſſäre die Creditoren (zu London in the Guildhall), um zur Wahl der Curatoren zu ſchreiten, welche aus

der Creditorſchaft, jedoch nur aus ſolchen Creditoren gewählt werden, welche 10 Pf. und drüber zu fodern haben. Die Curatoren müſſen vier Monat nach und innerhalb zwölf Monaten von der erkannten Commiſſion an eine Dividende in der Zeitung ankündigen und binnen achtzehn Monaten eine zweite Dividende vornehmen, in welcher Zeit auch noch ſich meldende Creditoren zugelaſſen werden. Der Debitor muß von der Zeit der Erklärung ſeines Falliments an, bis zu einer gewiſſen Zeit ſich den Commiſſarien überliefern und dem ſtrengſten Verhör unterwerfen. Wird ſeine Angabe treu und er ohne Betrug erfunden, ſo kann er nach dem letzten Verhör durch ein deßfallſiges Certificat von allen Schuldnern, ſo er beim Ausbruch des Falliments gehabt, befreit werden, und ſein Geſchäft von neuem anfangen. Dies Certificat bedarf zu ſeiner Gültigkeit, daß ⅘ der Creditoren, die nicht unter 20 Pf. zu fodern haben, ihren Conſens unterzeichnet, ſodann die Curatoren beigetreten und daſſelbe vom Lord Chancellor beſtätigt worden. Ohne ſolches Certificat heißt der Fallit ein ungerechtfertigter Fallit (uncertificated bankrupt) und bleibt mit ſeinen Effecten den Curatoren unterworfen. Die Competenzwohlthat richtet ſich nach der Größe der Dividende, doch darf ſie nie über 200 Pf. ſteigen. In Holland beſtand ſeit 1643 zu Amſterdam und andern holländiſchen Handelsſtädten ein beſonderes Concursgericht (Kamer van desolate Boedel) halb aus Rechtsgelehrten, halb aus Kaufleuten, welche zwei Mal in der Woche ſich verſammeln, um die laufenden Banquerottſachen vorzunehmen. Bei Ausbruch des Concurſes deputirt dieſes Gericht zwei Commiſſarien (einen Kaufmann und einen Juriſten) zur Direction des Creditweſens, welche ſich nebſt einem Secretär ſogleich zum Falliten begeben, verſiegeln, inventiren, die Bücher an ſich nehmen ꝛc. Den folgenden Tag berufen ſie die inwohnenden Gläubiger zuſammen und ſetzen darüber und über nachfolgende Verſammlungen der Creditoren einen Bericht auf. Nun werden zwei oder drei Creditoren ernannt, der Effecten des Falliten ſich zu verſichern und ſolche zu adminiſtriren und zur Liquidation zu bringen. Von da an hat der Fallit einen Monat Zeit, ſeinen Creditoren einen Accord vorzulegen, welcher von den Commiſſarien durch Edictanſchlag den in- und ausländiſchen Creditoren bekannt gemacht wird. Hat ein Gläubiger dagegen etwas einzuwenden, ſo muß er dies triftig anführen. Soll darauf Rückſicht genommen werden, ſo muß es entweder ein Hauptgläubiger ſeyn, der ⅓ oder ⅕ zu fodern hat, oder wenigſtens zwei Gläubiger, welche $\frac{1}{10}$ zuſammen zu fodern haben. Kommt kein Accord zu Stande, ſo wird der Fallit von den Commiſſarien für inſolvent erklärt, ſeine Maſſe zur Curatel gebracht und die zeitherigen Sequeſter werden in Curatoren verwandelt, die mit Hülfe eines Buchhalters zur Liquidation ſchreiten. Die Inſolvenz wird nun von der Sequeſtration datirt und alle vier Wochen vorher geſchehene Ceſſionen, Deckungen ꝛc. für null und nichtig angeſehen. Die Curatoren berichtigen nun die Maſſe und diſtribuiren, jedoch muß die letzte Dividende achtzehn Monate nach erkannter Curatel berichtigt ſeyn. Die Competenzwohlthat findet nach Maßgabe der Dividenden Statt, 3 bis 10 pC.; doch darf ſie nie über 10,000 Fl. ſteigen. Wird der Fallit ſchuldlos erfunden, ſo kann er ein Certificat erhalten, welches von den Curatoren und von den Creditoren wenigſtens von ⅘ der Zahl und ⅘ der Schuld, oder von ⅝ der Zahl und ½ der Schuld,

unterzeichnet ſeyn muß, und ihn nicht nur in vorigen Stand retablirt, ſondern auch von allen Nachfoderungen bisheriger Creditoren frei macht. Auch in Dänemark hat man ein beſonderes Theilungsgericht (Skifteret), welches Curatoren ernennt, die das Verhältniß mit den Creditoren unter Approbation des Gerichts arrangiren. Kein Creditor darf unter dieſen Curatoren ſeyn. In Schweden muß der Schuldner von Anzeige der Inſolvenz an ſich zu Hauſe halten. Die Creditoren des Orts und der Nachbarſchaft werden ſofort convocirt und der Fallit beſchwört ſein Inventarium. Die Creditoren geben die Maſſen zu einſtweiliger Verwaltung an zwei oder mehrere gute Männer über, und die Gläubiger werden auf einen ſechsmonatlichen Termin edictaliter vorgeladen, in quali et quanto zu liquidiren. Vor zwölf Uhr müſſen die Creditoren am Liquidationstage erſcheinen und ihr Anbringen wird vorgeleſen und wo möglich an demſelben Tage die Liquida beſchworen. Nun treten die guten Männer ab, und zwei von den Gläubigern erwählte Curatores bonorum bekommen die Maſſe über. Drei Wochen nach dem Liquidationstermin geſchieht der zweite und vierzehn Tage nachher der dritte Aufruf an die Gläubiger und nun wird vertheilt. Alle dieſe Legislationen ſind zweckmäßiger, als die gemeinrechtlichen Vorſchriften über den Concurs, obſchon in deutſchen Handelsorten häufig durch Statuten abgeholfen iſt. Die Verſchleifung und Koſtbarkeit der deutſchen Concurſe iſt ſündlich, und ſelbſt der redlichſte Richter iſt oft nicht im Stande, die Chicane einzelner Intereſſenten zu hindern. Die langweiligen Edictalcitationen, die vielfachen Liquidationsverfahren, die Zulaſſung der verzögernden Rechtsmittel, die häufigen Controverſen über Priorität, alles dieſes trägt dazu bei, daß die Kaufleute überhaupt, zumal auswärtige, einen Abſcheu gegen alle Concursprocedur haben und wo möglich außergerichtlich accordiren. Oft mehr als die Hälfte der Maſſe wird durch die Koſten oder durch den oft unvermeidlichen Verzug der Verſilberung abſorbirt und man hat traurige Beiſpiele, daß Concurſe über hundert Jahr gedauert haben. Die Strafe der leichtſinnigen und boshaften Banquerottirer iſt arbiträr, gewöhnlich Arreſt oder Zuchthaus. A.

Fallſchirm, Parachûte, ein taffetner Schirm von etwa 20 Fuß im Durchmeſſer, mit welchem man ſich aus einer Höhe langſam auf die Erde herablaſſen kann. Er iſt für den Luftſchiffer in Fällen, wo ſein Ball in Gefahr kommt, von großer Wichtigkeit. Blanchard machte im Jahr 1785 zuerſt einen glücklichen Verſuch damit in London; die Erfindung ſcheint ihm anzugehören, wiewohl andere ſie dem Etienne Montgolfier zuſchreiben. Auch Garnerin erfand eine eigene Art von Fallſchirm.

Falſarius, der ein Falſum, eine betrügeriſche Handlung zum Nachtheil eines Dritten begeht, z. B. Urkunden verfälſcht, Unterſchriften nachmacht, — Verfälſcher.

Falſch heißt im Allgemeinen das, was etwas ſcheint, das es nicht iſt, und was durch ſeinen Schein betrügt, weil es irriger Weiſe für etwas gehalten wird, was es doch nicht iſt. Wo jener Schein abſichtlich hervorgebracht wird, alſo im Moraliſchen, da iſt Betrug jederzeit der Zweck. Falſchheit im moraliſchen Sinne ſteht der Aufrichtigkeit entgegen, und iſt als Laſter das zur Fertigkeit gewordene Beſtreben, Andere durch ſeine Aeußerungen zu einer unwahren Vorſtellung von ſeinen Eigenſchaften,

Geſinnungen, Handlungen, Gefühlen und Verhältniſſen zu beſtimmen. In allen dieſen Fällen ſteht das Falſche dem Wahren entgegen, öfters aber wird es auch nur als dem Richtigen entgegenſtehend für gleichbedeutend mit Unrichtig gebraucht, und das dürfte wohl überall der Fall ſeyn, wo man des Falſchen im Äſthetiſchen und Logiſchen gedenkt; falſche Zeichnung, falſcher Witz, falſches Urtheil u. ſ. w. In der Muſik bedient man ſich des Ausdrucks Falſch in dreierlei Hinſicht: 1. wenn ein Ton nicht rein intonirt wird, 2. wenn die Fortſchreitung der Intervallen fehlerhaft iſt, und 3. als Prädicat der verminderten Quinte, d. i. derjenigen, die um einen halben Ton kleiner iſt als die reine. dd.

Falſches Licht (Faux-jour), ein Kunſtausdruck der Malerei. Wenn ein Gemälde ſo geſtellt iſt, daß das Licht von einer andern Seite darauf fällt als von der, von welcher der Maler die Beleuchtung ausgehen ließ, oder wenn vom Standpunkte des Betrachters aus ein blendender Glanz darüber erſcheint, der das deutliche Unterſcheiden der Gegenſtände verhindert, ſo ſagt man, das Gemälde ſtehe im falſchen Lichte. Daß es an ſeiner Wirkung auf dieſe Weiſe viel verliere, ergibt ſich von ſelbſt. dd.

Falſet, ſ. Fiſtel.

Faltenwurf, ſ. Gewand, Draperie.

Falter iſt eine Benennung alles Geziefers mit vier Flügeln, das dieſelben auf mancherlei Art zuſammenfaltet, und die mit einem farbigen Staube bedeckt ſind. Im gemeinen Leben braucht man dafür Schmetterling, Sommervogel.

Fama, die Göttin des Ruhms, oder richtiger, des Rufes. Sie war die jüngſte Tochter der Erde, welche ſich durch die Hervorbringung derſelben an den Göttern wegen der Ermordung ihrer Söhne, der Giganten, rächte. Die geſchwätzige Fama machte die Frevel der Götter bekannt. Sie wird mit Flügeln vorgeſtellt; ferner ſchreibt man ihr eben ſo viel Augen, Ohren und Zungen als Federn zu, erzählt, daß ſie des Nachts die Welt durchfliege und des Tages von hohen Thürmen und Dächern herabſchaue, daß ſie anfangs klein ſey, allein im Fortgange immer wachſe u. ſ. w. Dichtungen, deren Sinn nicht ſchwer zu enträthſeln iſt.

Familienrath, ein Inſtitut des franzöſiſchen Geſetzbuchs. Es tritt ein vorzüglich zu Wahrung des Intereſſes der Unmündigen und Waiſen und beſteht, in der Regel, außer dem Friedensrichter noch aus ſechs Blutsverwandten oder Verſchwägerten ſowohl aus der Commune als aus den im Bezirk von vier Lieues wohnenden Verwandten, halb von der väterlichen, halb von der mütterlichen Seite, nach dem Grade des Alters und der Verwandtſchaftsnähe. Das nächſte Recht haben vollbürtige Geſchwiſter und Schwäger, wenn auch deren mehr als ſechs vorhanden ſind. In Ermangelung von nahe wohnenden Subjecten hat der Friedensrichter den Familienrath aus entfernter wohnenden, oder aus Freunden der verſtorbenen Ältern des Unmündigen zu beſtellen und reſpective zu ergänzen, ſo wie es auch dem Friedensrichter frei ſteht, die entfernter wohnenden nähern Verwandten herbeizurufen, jedoch nicht die geſetzliche Zahl zu überſchreiten. Der Friedensrichter hat die Berufung und Beſtimmung des Verſammlungsorts, und jeder Berufene muß ſelbſt oder durch Spezialbevollmächtigte erſcheinen, jedoch kann ein Bevollmächtigter nur eine Perſon vertreten. Drei Viertel der Berufenen müſſen wenigſtens gegenwärtig ſeyn, und der ohne ge-

ſetzliche Entſchuldigung ausbleibende kann vom Friedensrichter mit einer Geldbuße bis 50 Franken inappellabel beſtraft werden. Der Friedensrichter hat den Vorſitz, und ſeine Stimme gibt bei Gleichheit den Ausſchlag. Der Familienrath hat zu ernennen den Vormund der unmündigen Waiſen, und den Curator der Leibesfrucht und den Nebenvormund des überlebenden Ehegatten (indem letzterem ipso jure die Vormundſchaft zukommt), entſcheidet, ob die Witwe bei anderweiter Verehelichung die Vormundſchaft über die Kinder erſter Ehe behalten ſoll, wählet, wenn zwei Aſcendenten gleiches Recht zur Vormundſchaft haben, muß jedem Vormunde einen Nebenvormund ſetzen, hat über die Emancipation durch Heirath zu beſchließen, und hat überhaupt alle Rechte und Pflichten der bei uns der Obrigkeit zuſtehenden Obervormundſchaft und gleiche Rechte und Pflichten wie für Minderjährige und Waiſen, für Verſchwender und Gemüthskranke. Ausgeſchloſſen ſind vom Familienrathe, Minderjährige, ausgenommen die Ältern; diejenigen, welche der Verwaltung ihres eigenen Vermögens für unfähig erklärt werden; Frauensperſonen mit Ausnahme der weiblichen Aſcendenten; diejenigen, welche ſelbſt oder deren Väter oder Mütter mit dem Minderjährigen in einem das Intereſſe deſſelben wichtig tangirenden Prozeſſe befangen ſind, und endlich zu infamirenden Strafen Verurtheilte, Leute von notoriſch ſchlechtem Rufe, von einer Vormundſchaft Entſetzte ꝛc. Über den Werth dieſes Inſtituts iſt man verſchiedener Meinung. Auf der einen Seite ſcheint nichts vortrefflicher zu ſeyn, als das Wohl der Pupillen in die Hände derer zu legen, welche durch Religion und Natur ſchon für ſie am wärmſten intereſſirt ſind, und hierdurch auch die leidigen Koſten zu vermeiden, welche mit der gerichtlichen Verhandlung von Vormundſchaftsangelegenheiten verbunden ſind, allein der Familiencabale ſcheinet das Spiel freier gemacht und die Beſchränktheit der guten Großmutter, die ſich kreuzenden Intereſſen der Brüder und Schwäger, die Vervielfachung der intereſſirten Perſonen, der oft erwachſende Übelſtand aller aus Nichtgeſchäftsleuten beſtehenden und doch geſchäftlich berathſchlagenden Verſammlungen ꝛc dürfte nicht ohne Grund gegen den Familienrath eingewendet werden. Alles ſcheint auf der Einſicht und Redlichkeit des Friedensrichters zu beruhen, und darum dürfte doch eigentlich unſere Verfaſſung, wo ſie zumal durch Errichtung eigner Pupillenbehörden verbeſſert iſt, verbunden mit dem gegen die Unmündigen ſo wohlwollenden Genius unſerer Legislation, zweckmäßiger ſeyn. A.

Fanal heißt 1. überhaupt jedes Feuer, welches auf hohen Thürmen, Bergen ꝛc., wohl auch am Eingange eines Hafens oder an den Küſten des Nachts unterhalten wird, damit es als Signal diene; dann heißt es auch beſonders 2. ein Leuchtthurm für die Seefahrer, ein Pharus; 3. bei den Schiffen eine große Schiffslaterne, welche am Hintertheile des Schiffes oder am Maſtkorbe angebracht; 4. bei der Artillerie die Lärmſtange.

Fanatiſmus oder Fanaticiſmus iſt die durch religiöſe Meinungen entzündete Schwärmerei, die Verirrung derer, welche bei dem Urtheile über Gott und die göttlichen Dinge nicht der Vernunft und der Schrift, ſondern Einbildungen und Gefühlen folgen, und von denſelben bis zum wüthenden und verfolgenden Religionseifer, welchen man vorzüglich Fanatiſmus nennt, fortgeriſſen werden. Zuweilen werden die Worte Fanatiſmus, Fanatiker

und fanatiſch auch von andern Schwärmereien und Schwärmern gebraucht, welche ſich lebhaft und ſtürmiſch äußern. Es kann verſchiedene Gattungen und Grade des Fanatismus geben, nach der Verſchiedenheit der Meinungen, von denen er ausgeht und der größern oder geringern Stärke, mit welcher die Phantaſie wirkt. Eine beſondere Art des Fanatismus iſt die Enthuſiaſterei oder der Wahn, wo man in Gemeinſchaft mit höhern Naturen zu ſtehen und ihren Einfluß zu fühlen meint. Bald glaubt der Fanatiker mit den Engeln und mit den Seelen der Verſtorbenen umzugehen, bald wähnt er Jeſum und Gott ſelbſt mit leiblichen Augen zu ſchauen, bald kämpft er mit böſen Geiſtern, bald fühlt er ſich in unausſprechliche Entzückungen verſetzt. Die Züge, welche den Fanatiker charakteriſiren, ſind glühende Einbildungskraft, verbunden mit einem tiefen und innigen Gefühle, ſtolze Verachtung derer, welche dem kühnen Schwunge ſeiner Phantaſie nicht folgen können, hartnäckige Rechthaberei, weil Beweiſe nichts über ihn vermögen, Geringſchätzung der Gelehrſamkeit und des mühſamen Forſchens, oft eine ſanfte und harmloſe Seelenruhe, die ihn einnehmend und liebenswürdig macht, oft aber auch Unduldſamkeit und Verfolgungsſucht. N.

Fandango, ein alter Nationaltanz in Spanien, wo er auf dem Lande am ſchönſten und graziöſeſten getanzt wird. Er ſchreitet von einer einförmigen zu der lebhafteſten Bewegung fort, welche den ganzen Körper erſchüttert. Der Tact wird dazu mit Caſtagnetten markirt.

Fanfare, ein kleines, für das Militär beſtimmtes Tonſtück von glänzendem Charakter für Trompeten und Pauken, daher auch ein lärmendes Stück (daher auch der Ausdruck Fanfaron, Großſprecher, Prahler, Windbeutel, und Fanfaronade, Großſprecherei); ſo heißen auch bei uns kleine, bei der Jagd eingeführte Tonſtücke für zwei Hörner von munterer Bewegung. dd.

Fang, in der Jagdſprache ein Hirſchfängerſtich. Fänge heißen die Klauen der Raubvögel: bei den Hunden und dem Wildpret die großen hervorragenden Spitzzähne.

Fantaſie, Fantaſt, Fantom, Fantasma, Fantasmagorie. S. unter Ph.

Farao auch Faro oder Pharao, ein Hazardſpiel, bei welchem Einer Bank hält, und die übrigen auf ſelbſtgewählte Kartenblätter, die ſie vor ſich hinlegen, Geld ſetzen. Der Banquier hält eine vollſtändige Karte in der Hand, und ſchlägt je auf einmal zwei Blätter um, wovon er das erſte auf einen Haufen zur rechten Hand, das zweite auf einen zur linken wirft. Iſt das erſte Blatt eins von denen, worauf die Mitſpielenden (Pointeurs) geſetzt haben, ſo gewinnt er das darauf ſtehende Geld; iſt es das zweite, auf die linke Seite fallende, ſo muß er den Satz an die Spielenden bezahlen, die nicht ſelten ihren Gewinn ſtehen und auf das Doppelte, Drei- und Sechsfache ſteigen laſſen. Es gehört in den meiſten Staaten zu den verbotenen Hazardſpielen. Vergl. Hazardſpiele.

Farbe iſt eine Eigenſchaft des Lichtes, welche ſich durch keine Beſchreibung geben, ſondern bloß durch den Sinn des Geſichts erlangen läßt. Körperliche Farben oder Pigmente nennt man die farbigen Körper, deren man ſich bedient, um andern Körpern durch überziehn oder durch Miſchung mit demſelben eine beſtimmte Farbe zu geben. Weiß und Schwarz rechnet man zwar mit

zu den Farben im erſtern Sinne, nicht aber, oder wenigſtens nicht immer, im letztern Sinne, in welchem man einen weißen Körper häufig farbenlos nennt. Schwarz iſt Mangel an allem Lichte. Die Farben haben durch ihre verſchiedene Wirkung auf die Empfindung nicht nur an ſich, ſondern auch vereint, durch Harmonie oder Contraſt, verſchiedene Eigenſchaften, welche beſonders der Maler richtig beurtheilen muß; was jedoch Sache der Empfindung und nicht der Worte iſt. Scharlachroth iſt z. B. eine brennende, dem Auge wehthuende Farbe, daher manche Thiere bei ihrem Anblick in Zorn gerathen. Grün iſt eine milde, dem Auge ſchmeichelnde Farbe. Gelb iſt unter allen farbigen Lichtern das hellſte, roth das heißeſte, dunkelbraun und violet das ſanfteſte; dieſes nähert ſich mehr dem Dunkel und dem Schatten, ſcharlachroth mehr dem brennenden Weiß, wovon es ſehr viel in ſeiner Miſchung hat. Die Übergänge einer Farbe in die andere durch Miſchung hat man auf verſchiedene Arten zum Behufe der Maler, der Färber, der Mineralogen, in Tafeln, in Pyramiden u. ſ. f. darzuſtellen verſucht; nur eigne Beſchäftigung mit den Farben drückt der Seele die Bilder derſelben tief genug ein, um dieſe feinen Nuancen ſogleich zu erkennen und über ſie richtig zu urtheilen. U.

Farbenclavier, ein vorgeſchlagenes, aber nie ausgeführtes Inſtrument zu Hervorbringung einer ſogenannten **Farbenmuſik**, wobei das Auge durch die Mannichfaltigkeit und Abwechſelung der Farben eben ſo ergötzt werden ſollte, wie es das Ohr bei einer Muſik durch die Mannichfaltigkeit der Töne wird. Newtons Entdeckung, daß die Verhältniſſe der Brechungen bei den Farben mit den Verhältniſſen der muſikaliſchen Töne in der Octave Ähnlichkeit haben, brachte den Pater Caſtell auf den Gedanken, dieſes Inſtrument anzugeben. Unter dem Titel Clavecin oculaire gab er im Jahr 1725 eine Schrift heraus, in der er ſeine Idee mit vielem Witze und einer feurigen Einbildungskraft ausſchmückt, und in den Farben harte und weiche Tonarten, Conſonanzen und Diſſonanzen, Melodie und Harmonie, diatoniſches, chromatiſches und enharmoniſches Genus finden will. Die Neuheit der Sache machte anfangs Aufſehen und fand ſogar Beifall, allein **van Mairan** that ſehr überzeugend dar, daß dieſer Gedanke des Pater Caſtell ein Spiel der Phantaſie und keiner Ausführung fähig ſey. Am richtigſten und ausführlichſten hat ſpäter Heidenreich das Unſtatthafte davon angezeigt.

Farbengebung (Colorit), ein Hauptbeſtandtheil der Malerei (ſ. Malerei), hat ihren techniſchen und äſthetiſchen Theil. Zu dem **techniſchen** Theile gehören die Handgriffe des Malers für Bereitung und Miſchung der Farben, und für das ganze Verfahren von der Anlage bis zur Vollendung eines Gemäldes, welche in den verſchiedenen Arten der Malerei nach dem Materiale einer jeden verſchieden ſind. Sie machen das eigentliche Handwerk des Malers aus, welches der Schüler von dem Meiſter lernen muß. Ferner kann man noch hierher rechnen die Kenntniß der Geſetze des Lichts und der Farben, und was aus der Beobachtung ihrer Wirkungen in der Natur für die Ausübung des Malers als Regel aufgeſtellt werden kann, z. B. über die **Farbenbrechung** (welche nicht mit Farbenmiſchung verwechſelt werden muß), d. h. diejenige Farbenmiſchung, wodurch ein Gegenſtand vor dem andern ausgezeichnet wird. Leonardo da Vinci in ſeiner Abhandlung von der

Malerei, Lomazzo, Gerhard Laireſſe in ſeinem Malerbuch, Mengs in ſeinem practiſchen Unterricht und Andere haben davon gehandelt. Göthe in ſeiner Farbenlehre gibt uns gleichſam eine geiſtige Geſchichte des Colorits. Mit allem dieſen aber iſt noch nicht erreicht, was erreicht werden ſoll, es iſt noch etwas übrig, was allein von der Empfindung und dem Geſchmacke des Künſtlers abhängt, der äſthetiſche Theil, der es mit Wahrheit und Schönheit der Farbengebung zu thun hat. Hierzu wird eine beſondere, in der Empfindung gegründete Anlage vorausgeſetzt, die ein weſentlicher Beſtandtheil des Kunſttalents iſt, die Anlage nämlich: den eigenthümlichen Stoff und die Farbe der Gegenſtände unter den Einflüſſen des Lichts und der Luft mit Empfindung aufzufaſſen, und in der Nachbildung mit charakteriſtiſcher Wahrheit auszudrücken. Soll dieſer Ausdruck in der Nachbildung gelingen, ſo wird genaue Beobachtung der Localtöne und Dinten erfodert. Unter Localtönen verſteht man die natürliche Farbe eines Gegenſtandes, wie ſie aus dem Standorte deſſelben oder in der Entfernung vom Zuſchauer erſcheint. In der Kunſt erſcheint aber die natürliche Farbe der Gegenſtände immer nur als Localton, weil Alles nur als von einem gewiſſen Standpunkte aus betrachtet, und dem gemäß auch die natürliche Farbe nach dem jedesmaligen Abſtand abgeſtuft wird. Unter Dinten verſteht man (in engerer Bedeutung) die von der Localfarbe abweichenden Miſchungen, deren der Maler ſich in den Lichtern, Halbſchatten, Schatten und Wiederſcheinen bedient, um die feineren und ſtärkeren Abſtufungen, welche Licht und Schatten auf der farbigen Oberfläche hervorbringen, auszudrücken. An keinem Gegenſtande der Kunſt finden ſich dieſe Veränderungen und Verſchattungen in größerer Zartheit und Mannichfaltigkeit als an dem Nackten des menſchlichen Körpers, der daher auch der ſchwierigſte Gegenſtand des Malers iſt. Die Farbengebung, in ſo fern ſie ſich mit der Nachahmung der Farbe und Beſchaffenheit des Fleiſches (des Nackten) beſchäftigt, heißt Carnation, oder Incarnation. Kommt zu der genauern Übereinſtimmung der natürlichen Farbe, der Localtöne und Dinten eines Gemäldes mit deſſen Gegenſtand in der Natur noch getroffener Ausdruck des eigenthümlichen Charakters des Stoffes, woraus der Gegenſtand beſteht, ſo heißt die Farbengebung wahr. Zur Wahrheit ſoll ſich aber die Schönheit geſellen, welche durch harmoniſche Vereinigung aller Töne des Gemäldes in Einen Hauptton erreicht wird. Das Colorit muß dem äſthetiſchen Zwecke der Darſtellung gemäß ſeyn und dieſen unterſtützen, bei aller Wahrheit der Localfarbe und des Stoffes im Einzelnen, durch die Harmonie der Farben und der Beleuchtung ein kunſtmäßiges ſchönes Ganzes ausmachen. Die Wahl der Beleuchtung, die Vertheilung der Farben ſollen nicht allein auf die Deutlichkeit der Darſtellung, ſondern zugleich auch auf die Bewirkung einer zweckmäßig wohlgefälligen, ernſten oder reizenden, düſtern oder heitern Harmonie abzwecken, welche den Geſammteindruck des Kunſtwerks unterſtützt. Dieſer Foderung zu Folge gehören auch Beleuchtung, Haltung und Helldunkel mit in den Begriff einer kunſtmäßig ſchönen Farbengebung. dd.

Farbenlehre, die Lehre von dem Urſprunge, der Miſchung und den Wirkungen der Farben, als Eigenſchaften des Lichts. Woher kommt es, daß einiges Licht ſich farbig, anderes weiß zeigt, und nach welchen Geſetzen erfolgen die Erſcheinungen der Farben?

Dieſe Fragen ſind es hauptſächlich, welche die Farbenlehre zu beantworten hat. Das Glasprisma iſt die erſte Vorrichtung, welche zu gründlichen Antworten auf die Fragen geführt, und Iſaak Newton der erſte Phyſiker, der dieſe Antworten der Natur zu entlocken gewußt hat. Läßt man in ein verdunkeltes Zimmer durch ein kleines rundes Loch einen Sonnenſtrahl auf einen geſchliffenen, dreiſeitigen, ſenkrecht-prismatiſchen Glaskörper fallen, ſo ſieht man ſehr deutlich: 1. daß der Lichtſtrahl bei dem Eintritte in den Glaskörper und wieder bei dem Austritte aus demſelben von ſeiner Bahn abgelenkt, und in eine andere geradlinige Bahn (von dem Winkel der beiden Glasflächen, durch die er ein- und austritt, dem ſogenannten Brechungswinkel, abwärts) gebrochen wird; und 2. daß der Lichtſtrahl, der vor dem Prisma auf ein Papier (welches man in denſelben ſo hält, daß er darauf ſenkrecht fällt) einen völlig weißen Kreis bildete, hinter dem Prisma auf einem eben ſo gehaltenen Papiere ein farbiges Bild darſtellt, das ungefähr fünf Mal ſo lang als breit iſt, und die Farben des Regenbogens genau in derſelben Folge und Art zeigt, wie wir ſie in dieſem Luftgebilde ſehen. Man nennt dieſes Bild das prismatiſche Farbenbild oder Farbenſpectrum. Die Länge deſſelben befindet ſich in einer auf der Achſe des Prisma ſenkrecht ſtehenden Ebene; an dem Ende, welches nach dem brechenden Winkel des Prisma zu liegt, iſt es roth, an dem von dem brechenden Winkel am weiteſten abwärts liegenden Ende violet, dazwiſchen orangefarben, gelb, grün, blau und indigblau. Newton hat aus dieſen und vielen ähnlichen, mannichfach abgeänderten und genau beobachteten Erſcheinungen geſchloſſen, daß dieſe farbigen Lichter die einfachen ſind, und daß alles weiße Licht aus ihnen nach eben dem Verhältniſſe zuſammengeſetzt iſt, worin ſie ſich in dem prismatiſchen Farbenbilde zeigen. Jeder weiße Lichtſtrahl enthält nach ihm alle ſiebenfarbigen Lichter zugleich; dieſe erkennen wir aber nicht, weil ſie in ihrem Zuſammenwirken auf jedem Punkte der Netzhaut, in ihrem völligen Verſchmelzen in der Empfindung, den Eindruck, welchen wir weiß nennen, hervorbringen. Dieſe farbigen Lichter werden von den Körpern alle nach einerlei Geſetz zurückgeworfen, daher weißes Licht beim Zurückwerfen weiß bleibt. Aber ſie haben eine verſchiedene Brechbarkeit; die rothen Strahlen die kleinſte, die grünen die mittlere, die violetten die größte, und werden daher, ſo oft weißes Licht eine Brechung erleidet, von einander geſondert, weil ſie vermöge ihrer verſchiedenen Brechbarkeit, wenn ſie gleich parallel einfallen, doch in verſchiedene Grade abgelenkt und daher in verſchiedene Richtungen gebrochen werden, das Roth am wenigſten, Orange ſtärker, noch ſtärker Gelb, Grün, Blau, Indig, und am allerſtärkſten Violet oder Purpur. Wenn dieſe ſiebenfarbigen Strahlen wieder möglichſt nahe einer neben dem andern parallel ins Auge fallen, ſehen wir ſie als weißes Licht. Die mehrſten Körper haben die Eigenſchaft, von den farbigen Strahlen, welche darauf fallen, einige zu binden und zu verſchlucken, und nur eine oder ein Paar Arten zurückzuwerfen oder durch ſich hindurch zu laſſen; daher rühren nach Newton die Farben der Körper. Blaue Seide z. B. verſchluckt ſechsfarbige Lichter des weißen Strahls und wirft nur das blaue Licht zurück, und Cochenilletinctur läßt vom weißen Lichte bloß den rothen Theil hindurch und verſchluckt die andern Theile. Für alles dieſes ſprechen Verſuche mit Farbenſcheiben, die auf ei-

nem kleinen Rade ſchnell in die Runde getrieben werden, und Verſuche mit dem Farbenſpectrum, das man auf farbige Körper fallen läßt. Newton hat dieſe Theorie in ſeiner Optik (welche vielmehr die Überſchrift Farbenlehre verdiente) aus einander geſetzt; ſie iſt, alles Scharfſinns ungeachtet, welcher aus ihr hervorleuchtet, nicht in jeder Hinſicht genügend. Mehrere haben daran geändert und gebeſſert, beſonders was die Zahl der einfachen Farben betrifft, die einige auf drei, andere auf zwei haben vermindern wollen. U.

Farbenlehre, göthiſche. Im Jahr 1810 gab Göthe ein neues Werk über die Farben, unter dem Titel: Zur Farbenlehre, heraus, welches das äſthetiſche Genie ſeines Verfaſſers beurkundet. Es beſteht aus zwei Theilen, einem theoretiſchen, meiſtens polemiſchen Inhalts, und einem hiſtoriſchen, voll ſchätzbarer Notizen. In jenem verwirft Göthe Newtons Theorie von den Farben und kehrt zur alten Vorſtellung wieder zurück, nach welcher die Farben durch Miſchung des Lichts und der Finſterniß, oder wie er es ausdrückt, durch Miſchung trüber und heller Mittel entſtehen. Nach ihm iſt das Sonnenlicht und in Lebensluft brennender Phosphor das höchſt energiſche Mittel. Es iſt farblos, wie die Finſterniß, aber durch ein trübes Mittel geſehen, wird es gelb, und nähert ſich deſto mehr dem rothen, je trüber jenes iſt. Wird dagegen die Finſterniß durch ein helles Mittel geſehen, ſo wird ſie blau, z. B. wenn wir zum wolkenloſen Himmel ſchauen, ſo ſehen wir in die Finſterniß, weil aber am Tage das helle Mittel des Sonnenlichts dazwiſchen iſt, ſo erſcheint jener blau. Sieht man das blaue wieder durch ein helles Mittel ſo erſcheint es grün. — Dieſe Theorie beruht meiſtens auf Gründen, welche aus den Erſcheinungen genommen ſind, die newtoniſche dagegen auf mathematiſchen Geſetzen, und in ihr iſt alles nach Maß und Zahl beſtimmt. Wie wohl daher den Göthiſchen bis jetzt noch kein Phyſiker Beifall gegeben hat, ſo findet man dagegen in dieſem Werke das wahre Princip der Harmonie der Farben aufgeſtellt, und einen ſchätzbaren Reichthum an Bemerkungen und Andeutungen, welche fruchtbare Keime künftiger Unterſuchungen enthalten. Den Grund der angenehmen und unangenehmen Eindrücke der Farben findet Göthe in dem wechſelſeitigen Gefordertſeyn der verſchiedenen Farben im Auge bei denjenigen Erſcheinungen, worin ſich die phyſiologiſchen Farben zeigen. Iſt der äſthetiſche Theil dieſes Werks insbeſondere für den Freund und Kenner der Malerkunſt von dem höchſten Intereſſe, ſo iſt es nicht minder für den Pſychologen diejenige Abtheilung deſſelben, welche von den moraliſchen Wirkungen der Farben handelt, und das Genie ſeines Urhebers verherrlicht. Zwei ſehr treffliche Beurtheilungen finden ſich in den Ergänzungsblättern zur jenaiſchen Literaturzeitung Jahrgang 1813, Nr. 3 u. ff. S. x.

Färberröthe, Krapp, wird, wie ſchon der Name lehrt, zum Rothfärben gebraucht. Ungewiß iſt es, ob dieſe Pflanze ein urſprünglich deutſches Gewächs iſt, oder ob ſie erſt vor einigen Jahren aus Indien nach Perſien, und von da nach Venedig, Spanien, Frankreich, den Niederlanden und Deutſchland gebracht worden. Verordnungen wider die Verfälſchung des Krapps in Holland vom Jahr 1537, ſo wie ein vom Kaiſer Carl V. den Anwohnern des Zuider-Sees ertheiltes ausſchließliches Privilegium zum Anbau dieſer Pflanze, ſcheinen hinlänglich zu beweiſen, daß der Gebrauch

derſelben ſchon Jahrhunderte alt iſt, und daß ſie nicht erſt im Jahre 1737 von dem franzöſiſchen Chirurg Blechier entdeckt worden ſey. Die Färberröthe aus Smyrna, welche das echte Roth von Adrianopel geben ſoll, wurde erſt ſeit kurzem in Deutſchland bekannt.

Farce (Farſe), ein Luſtſpiel, das, ohne höheren Zweck, bloß Lachen erregen will, und mit unſerm deutſchen Wort Poſſe übereinſtimmt. Es herrſcht darin das niedere Komiſche, und viele Nationen haben eigene ſtehende Charaktere dazu, die Spanier den Gracioſo, Gallego, die Italiäner den Arlechino, Scaremuz u. a. A. die Deutſchen den Hanswurſt, Kasperle u. ſ. w. (ſ. Komiſch). Der Ausdruck Farſe kommt von dem italiäniſchen Farſa; dieſes aus dem Lateiniſchen von farsum (geſtopft), und bedeutet eigentlich einen Miſchmaſch von Allerlei. Leſſing will, man ſoll Farſe, nicht Farce ſchreiben, damit es weniger franzöſiſch ausſehe, und wir nicht aus der dritten Hand zu borgen ſcheinen, was wir ſo gut als die Franzoſen aus der erſten nehmen können. Adelung bemerkt, daß in den mittleren Zeiten Farſa eine Art Geſänge geweſen ſey, welche zwiſchen den Gebeten u. ſ. f. geſungen wurden. Demnach könnte vielleicht die urſprüngliche Bedeutung dieſes Wortes, auf die Komödie angewandt, ſo viel als Intermezzo, Zwiſchenſpiel, ſeyn. Nach der Meinung des Provenzalen Abbate Paolo Bernardy wäre es von einem provenzaliſchen Gerichte Farſum herzuleiten. dd.

Farinelli (Carlo Broſchi, genannt). Dieſer ausgezeichnete Virtuos, der ſich durch ſein ſeltenes Talent den Ruf eines der vollkommenſten Sänger nicht allein des vorigen, ſondern aller Jahrhunderte erworben hat, wurde zu Neapel den 24. Jan. 1705 geboren. Sein Vater unterrichtete ihn in den erſten Elementen der Muſik; darauf genoß er der Anweiſung des rühmlichſt bekannten Porpora, den er auf mehreren Reiſen begleitete. Er war 17 Jahre alt, als er ſich nach Rom begab, wo er mit ſeiner hellen und volltönenden Stimme einen Wettſtreit einging mit einem berühmten Virtuoſen auf der Trompete. Beide Nebenbuhler boten in dieſem, dem Anſcheine nach ſo ungleichen Kampf den ganzen Umfang ihres Talents auf, aber Farinelli begann, als bereits ſein Gegner erſchöpft verſtummte, ſeinen Geſang aufs neue mit ſo viel Kraft und Anmuth, führte ihn mit ſolcher Schärfe der Töne durch, daß ſeine Stimme alle Gränzen der Möglichkeit zu überſteigen ſchien und ihm den Preis gewann. Bald darauf ging er nach Bologna, um Bernacchi zu hören, welcher damals der erſte Sänger Italiens war. Er empfing ſeinen Unterricht. Im J. 1728 reiſ'te er nach Venedig und von da nach Wien. Kaiſer Carl VI. beehrte ihn mit ſeinem Wohlwollen, und überhäufte ihn mit reichen Beweiſen deſſelben. Aber dieſer erlauchte Kaiſer war es auch, der einſt, als er Farinelli gehört hatte, zu ihm ſagte, daß er zwar durch den Umfang und die Schönheit ſeiner Stimme Erſtaunen errege, daß es aber nur von ihm abhinge, auch zu rühren und zu intereſſiren, wenn er ſich eines natürlichern Geſanges befleißigen wolle. Farinelli benutzte dieſe Weiſung, und bezauberte ſeitdem ſeine Hörer eben ſo ſehr, als er ſie überraſchte. Als im J. 1734 Porpora eine Theatergeſellſchaft nach London führte, berief er Farinelli zu ſich, der durch die Schönheit ſeiner Stimme und den Zauber ſeines unvergleichlichen Geſanges das Publicum dergeſtalt anzog, daß Händel, der an der Spitze einer andern Geſellſchaft ſtand, vergebens alle Hülfsmittel

ſeines Genies aufbot, die Auflöſung derſelben zu verhindern. Laborde verbürgt die Wahrheit folgender Anekdote. Seneſino und Farinelli waren beide zu derſelben Zeit in England, aber an zwei verſchiedenen Theatern engagirt; und da ſie immer an gleichen Tagen ſangen, hatten ſie nicht Gelegenheit, ſich zu hören. Ein Zufall führt ſie einſt zuſammen. Seneſino hat einen blutdürſtigen Tyrannen, Farinelli einen unglücklichen, in Feſſeln ſchmachtenden Helden darzuſtellen. Farinelli's erſte Arie aber erweicht das harte Herz des grauſamen Tyrannen ſo ſehr, daß Seneſino, den Charakter ſeiner Rolle vergeſſend, ſich ihm in die Arme ſtürzt, um ihn entzückt an ſeine Bruſt zu drücken. Man ſchätzt die Revenuen, die er hatte, auf 5000 Pfund Sterling. Im J. 1737 ging er nach Frankreich und verweilte in Paris. Er ſang vor dem König, der ihm ſein reich mit Diamanten eingefaßtes Portrait und 500 Stück Louisd'or ſchenkte. Obgleich die Franzoſen damals an der italiäniſchen Muſik noch nicht Geſchmack fanden, gefiel dieſer große Sänger doch allgemein. Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankreich ging er nach Spanien, wo ihn der Hof mit einer Beſoldung von 40,000 Livre engagirte. Zehn Jahre hindurch ſang er jeden Abend vor Philipp V. und der Königin Eliſabeth. Als dieſer Fürſt in eine tiefe Melancholie verſunken war, die ihn alle Geſchäfte vernachläſſigen ließ, verſuchte die Königin die Gewalt der Muſik, um ihn zu heilen. Sie ließ heimlich ein Cocnert dicht neben dem Appartement des Königs veranſtalten, und Farinelli ſang plötzlich eine ſeiner ſchönſten Arien. Der König ſchien anfangs betroffen und bald heftig bewegt. Am Schluß der zweiten Arie rief er den Virtuoſen zu ſich, überhäufte ihn mit Liebkoſungen, und fragte ihn, welche Belohnung er verlange, indem er ihm alles gewähren zu wollen ſchwur. Farinelli bat den König, ſich raſiren zu laſſen und in das Conſeil zu gehen. Von dem Augenblick an wurde die Krankheit des Königs einer ärztlichen Behandlung fähig, und Farinelli hatte die ganze Ehre ſeiner Geneſung. Dies war der Grund ſeiner unbeſchränkten Gunſt. Er wurde erſter Miniſter, Ritter des Calatravaordens, aber er vergaß nicht, daß er zuvor Sänger geweſen war. Niemals erlangten es die Herren von Hofe, daß er ſich an ihre Tafel ſetzte. Von ſeiner wahrhaft edelmüthigen und weiſen Mäßigung gibt folgende Anekdote einen ſprechenden Beweis. Als er ſich eines Tages in das Zimmer des Königs begab, hörte er, daß ein Gardeoffizier zu einem andern, der den Morgendienſt hatte, ſagte: „Die Ehrenſtellen regnen auf einen elenden Theaterhelden, und ich, der ich dreißig Jahre diene, bin ohne Belohnung." Farinelli beklagte ſich beim König, daß er ſeine Diener vernachläſſige, ließ ihn auf der Stelle ein Patent unterzeichnen, und übergab es mit den Worten dem Offizier: „Ich hörte Sie kurz vorher ſagen, daß ſie dreißig Jahre dienen; Sie hatten Unrecht hinzuzufügen, daß Sie unbelohnt geblieben wären." Einen nicht minder charakteriſtiſchen Beweis ſeiner Herzensgüte gibt folgende, auch für die Bühne bearbeitete Anekdote: Ein Schneider in Madrid, der ihm ein Kleid gemacht hatte, verweigerte die Annahme jeder Bezahlung, und erklärte, daß er ſich für reichlich belohnt halten würde, wenn er ſo glücklich ſeyn könnte, von einem ſo großen Meiſter eine Arie ſingen zu hören. Farinelli, der ihn umſonſt zur Annahme des Geldes genöthigt hatte, gewährte ihm ſeinen Wunſch. Als er geendet hatte, dankte ihm jener, außer ſich vor Entzücken, und war im Begriff ſich zu

entfernen. Farinelli hielt ihn zurück. „Ich habe Ihnen nachgegeben,“ ſagte er, „es iſt billig daß Sie auch Ihrer Seits mir nachgeben;“ zog ſeine Börſe und bezahlte dem Schneider den doppelten Werth ſeines Kleides. Überall bediente ſich Farinelli der Gnade des Königs nur, um Gutes zu thun. Daher kam es auch, daß nach einander drei Könige von Spanien, Philipp V., Ferdinand VI. und Carl III., ihn mit ihrer Gunſt beehrten. Als ihm der letztere die Verſicherung gab, daß er ihm das Wohlwollen, deſſen er bei ſeinem Vorgänger genoſſen, unvermindert erhalten werde, ſetzte er hinzu: Ich thue es um ſo lieber, da Farinelli nie die Gunſt noch die Freigebigkeit meiner Vorfahren gemißbraucht hat. Nachdem Farinelli zwanzig Jahre lang die höchſten Ehren in Spanien genoſſen hatte, ſah er ſich genöthigt, im J. 1761 nach Italien zurückzukehren. Er wählte Bologna zu ſeinem Aufenthalt, und ließ ſich eine Stunde von dieſer Stadt ein geſchmackvolles Landhaus bauen, auf welches er die Inſchrift ſetzen ließ: Amphion Thebas, ego domum. Hier erwarb er ſich das Verdienſt, den P. Martini zur Abfaſſung ſeiner Geſchichte der Muſik zu veranlaſſen, die dieſer gelehrte Literator jedoch nicht vollenden konnte. Farinelli ſetzte ihn in den Stand, die anſehnlichſte Bibliothek für Muſik zuſammenzubringen, die man je in Europa geſehen hat. Er ſtarb im J. 1782, noch in ſeiner Zurückgezogenheit unabläſſig mit der Literatur und der Muſik beſchäftigt, nachdem er in einem glücklichen Alter der Huldigungen ſeiner Mitbürger und beſuchender Fremden in reichem Maße genoſſen.

Farneſe (Peter Ludwig), war der älteſte Sohn Papſtes Paul III., der ihn aus einer geheimen, vor ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl geſchloſſenen Ehe erzeugt hatte. Der Papſt ertheilte ihm die Herzogthümer Parma und Piacenza im Jahr 1545, welche dieſer neue Fürſt mit eben ſo viel Stolz als Ausgelaſſenheit beherrſchte. Er erbitterte dadurch ſeine Unterthanen in einem ſo hohen Grade, daß er in Florenz ermordet ward. Seine Nachkommen beſaßen die beiden Herzogthümer bis auf den Cardinal Antonio Farneſe, welcher im Jahr 1731 ſtarb. Seine Nichte, Eliſabeth Farneſe, Gemahlin Philipps V. von Spanien, vererbte ſie auf ihren zweiten Sohn, der ſie im Jahr 1735 dem Kaiſer Carl VI. abtrat, und dagegen das Königreich beider Sicilien erhielt. Peter Ludwigs Enkel, Alexander Farneſe, war der große Feldherr, der Spanien in den Niederlanden ſo wichtige Dienſte leiſtete, wo er auch im Jahr 1592 als Generalſtatthalter ſtarb.

Farneſiſcher Palaſt, in Rom, nach dem Modell des Theaters des Marcellus von Michael Angelo erbaut, iſt eben ſo ſehr durch ſeine Schönheit als durch die herrlichen Kunſtwerke berühmt, die er in ſich faßt. In der berühmten Gallerie deſſelben haben die Brüder Carracci acht Jahre hindurch ihre vorzüglichſten Meiſterſtücke gearbeitet. Im Hofe ſah man den vortrefflichen farneſiſchen Hercules, eine bewundernswürdige Flora und die Urne der Cäcilia Metella; auch gehörte zu dieſem Palaſt die ungeheure Gruppe, die unter dem Namen der farneſiſche Stier (Toro) bekannt iſt, welche aus einem Stier, fünf Menſchen und einem Hunde beſteht, und unſtreitig die größte marmorne Gruppe in der Welt iſt. Sie ſtellt die Beſtrafung der Dirke durch Amphion und Zethos, die Söhne der Antiope, vor. S. die Ausleger zu Properz III., 15, 37. Plinius gedenkt dieſer Gruppe

als einer Arbeit des Apollonios und Tauriskos zu Rhodos, von wo ſie nach Rom gebracht worden ſey. Hier ward ſie um die Mitte des 16. Jahrhunderts gefunden und in den Palaſt Farneſe gebracht. Über die Zweckmäßigkeit der Zuſammenſtellung und Reſtauration ſind die Meinungen verſchieden. Dieſer ſchöne Palaſt gehörte zuletzt dem Könige von Neapel, dem er durch die farneſiſche Erbſchaft mit allen Seltenheiten zugefallen war. Das kaiſerliche Haus war Miterbe dieſer unſchätzbaren Verlaſſenſchaft. Die vorzüglichſten dieſer Kunſtſachen ſind in der Folge nach Neapel gebracht worden, wo ſie das Muſeum im Gebäude der Studj zierten, nachher aber nach Paris gewandert ſind.

Farquhar (George), ein engliſcher Dramatiker, war 1678 zu Londondery in Irland geboren. Er verließ Dublin, wo er auf Schulen war, um ſich mit einer Geſellſchaft von Schauſpielern zu vereinigen. Da er aber auf der Bühne kein Glück machte, ging er nach London und trat als Lieutenant in das Regiment des Grafen Orrery. Seine Neigung fürs Theater hatte ihn jedoch nicht verlaſſen und er befriedigte ſie durch Arbeiten für daſſelbe. Im Jahr 1698 trat er mit ſeinem erſten Luſtſpiel: Amor in einer Flaſche, hervor, welches gefiel. Im Jahr 1700 gab er die ſtandhaften Liebenden, und bald darauf: Sir Harry Wildair, den Unbeſtändigen und den Offizier auf Werbung. Sein letztes und mit dem größten Erfolg aufgeführtes Luſtſpiel ſind die Kriegsliſten. Er ſtarb in der Mitte ſeiner Laufbahn und hatte ſich durch ſeine höchſt ergötzlichen und ziemlich ausgelaſſenen Theaterſtücke einen vortheilhaften Namen erworben.

Faſanerien. Die Anlage zur Hegung der Faſanen nennt man Faſanerie. Man unterſcheidet wilde und zahme Faſanerien. In erſten iſt der Faſan ſich ſelbſt überlaſſen und wird nur im Winter gefüttert. Es bedarf keiner Gebäude, ſondern nur hie und da einiger Kirrungen und Stände in dem Gebüſch, auf welchen man zu gewiſſen Zeiten mit Haferſtroh, Kampfer, Anis und einigen andern Ingredienzien räuchert, um die Faſanen zuſammenzuhalten; denn ſie lieben dieſen Geruch ſehr. Mehr Sorgfalt und Koſten erfodert eine zahme Faſanerie. Außer einem gutgewählten Local, von dem alle Raubthiere möglichſt abzuhalten ſind, werden ein Faſanenhaus mit einem heizbaren Zimmer zur Beherbergung derſelben, vor demſelben ein Zwinger, der mit den Stuben des Hauſes durch Löcher zum Ein- und Auslaſſen in Verbindung ſteht, ferner ein Brüthaus, ebenfalls mit einem Zwinger und außerdem noch ein Häuschen für Trut- und Haushühner, noch verſchiedene kleine Häuschen mit Zwingern und eine Wohnung des Faſanenwärters erfodert. In jeden Zwinger ſetzt man einen Hahn mit neun bis zehn Hennen, welche man wohl füttert, und Abends und Morgens ein- und austreibt. Zur Legzeit ſammelt man ſorgfältig die Eier und läßt ſie entweder durch die Faſanenhennen oder durch Trut- und Haushühner ausbrüten. Da das Fleiſch dieſes Vogels ſehr geſchätzt und beliebt iſt, und für etwas beſonders Köſtliches und Leckeres gilt, ſo iſt er in den meiſten Ländern Eigenthum des Landesherrn, dem es auch allein zukommt, Faſanerien anzulegen. Als die prächtigſten von allen Faſanenarten nennen wir den chineſiſchen Goldfaſan und Silberfaſan, welche beide Gattungen auch in unſerm nördlichen Clima recht gut fortkommen.

Fasces, ein Ehrenzeichen der römiſchen Magiſtratsperſonen, welches in Bündeln glatter Stäbe beſtand, in deren Mitte ſich

zum Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, ein Beil befand. Dieſe Fasces, deren Anzahl verſchieden beſtimmt war, wurden den höhern Magiſtratsperſonen von den Lictoren auf den Schultern vorgetragen. Vor dem Volke mußten jedoch die Lictoren, zu Anerkennung der Obergewalt deſſelben, die Fasces ſenken; auch wurden in der Hauptſtadt die Beile aus denſelben weggelaſſen.

Faſch (Carl Friedrich Chriſtian), Kammermuſikus des Königs von Preußen und Cembaliſt zu Berlin, war geboren zu Zerbſt den 18. Nov. 1736, wo ſein Vater Capellmeiſter war. Sein muſikaliſches Talent entwickelte ſich früh. Er lebte ſeit ſeinem vierzehnten Jahre in Strelitz, kam 1756 in die Capelle Friedrichs II. nach Berlin und ſtarb daſelbſt den 3. Auguſt 1800. Er war ein großer Muſiker, in deſſen Werken die tiefſte Kenntniß der muſikaliſchen gelehrten Kunſt mit dem verſtändigſten Sinn und dem innigſten Ausdrucke verknüpft waren. In vielſtimmigem Satze zeigt er eine Vollkommenheit, die vor ihm nicht erreicht worden war. Man findet darin den künſtlichſten Contrapunkt verbunden mit der größten Simplicität und mit der ausdrucksvollſten Melodie in allen Stimmen. Beſonders zeichnet ſich in dieſer Hinſicht ſein achtſtimmiges Miſerere als ein vollendetes Meiſterſtück aus. Sein ſechzehnſtimmiges Kyrie und Gloria wurde von Hiller als ein Werk angekündigt, das an Tiefe und Geſchmack alles übertreffe, was man von Benevoli, Antonio Lotti, Orazio Wecchi in dieſer Gattung gehört habe; und dieſes großen Meiſters Urtheil haben die Kenner unterſchrieben. Als ein wahrer Verluſt iſt es zu bedauern, daß Faſch, der in allem nach höchſter Vollkommenheit ſtrebte, ſeine meiſten Compoſitionen noch vor ſeinem Tode verbrennen ließ, ſo, daß wir der Zahl nach nur wenig von ihm beſitzen. Sein größtes Verdienſt iſt unſtreitig die Stiftung der in ihrer Art einzigen berliner Singakademie, die nach ihm Zelter, der ſeines großen Vorgängers Verdienſte in einer eigenen Schrift gewürdigt hat, mit vielem Ruhme dirigirt hat.

Faſchinen ſind eigentlich Gebünde von Reiſig, welche nach der Art ihrer Verfertigung entweder Faſchinen oder Würſte genannt werden. Sie werden zu Ausfüllung der Gräben, Ausbeſſerung der Wege, auch zu Schanzkörben und beim Waſſerbau gebraucht. Ein ganzes aus ſolchen Bündeln beſtehendes Werk heißt ein Faſchinenwerk.

Faſching, } ſ. Faſtnacht und Carnaval.
Faſten, }

Faſti hießen in Rom gewiſſe marmorne Tafeln, worauf entweder die jährlichen Feſte und ſolennen Tage, oder die Namen der Conſuln, Dictatoren ꝛc. eingehauen waren. Jene, fasti minores genannt, waren nichts anders, als der Calender, woraus man wiſſen konnte, wann die Feſttage einfielen: ſie wußte ehedem niemand, als die Pontifices, welche dann die Feſte — freilich nach ihren, oder der Varnehmeren Staatsabſichten — dem Volke anſagten. Im J. Roms 550 aber brachte ſie C. Flavius, welcher beim Pontifex Max. Appius Claudius Schreiber geweſen war, unter das Volk.

Faſtnacht, Faſtnachtsſpiele. Dieſelben Abſichten, welche die Menſchen bewogen, den unſichtbaren höheren Mächten durch Opfer, Gaben und Reinigungen zu gefallen, brachten ſie auch zu Faſten, Enthaltungen und Büßungen. Unter Faſten verſteht man hier ſolche Verſagung gewohnter Nahrungsmittel, die man ſich auf-

erlegt, um Gottheiten dadurch zu verſöhnen oder zu gewinnen. Man findet kein bedeutendes Volk ohne Gebräuche dieſer Art; der hiſtoriſche Urſprung liegt in dem Religionscultus des Orients, wo Prieſter anfänglich auch die Ärzte des Volks waren, und die in dieſen heißen Ländern ſo erſprießliche Diät zugleich zur Sache der Religion machten. Auch ſind die Faſten noch heutiges Tages von der orientaliſchen Religion unzertrennlich. Die Religionen der Perſer, der Hindus, des Lama, des Mohamed, und die moſaiſche halten viel auf Faſten, und der faſtende Morgenländer findet ſich dadurch geiſtig und leiblich reſtaurirt. In der Religion der nordiſchen Vorzeit finden ſich dagegen wenig Spuren vom Faſten, auch würde es dem Nordländer, der überhaupt ein ſtärkerer Eſſer als der Südländer iſt, ſchlecht bekommen, wenn er ſeinen Gottesdienſt immer auf Koſten des Magens verrichten müßte. Unter die chriſtlichen Nationen ging das Faſten aus dem Juden- und Heidenthume zugleich über, indem der Chriſtianismus von dem Judenthum ausging und in dem heidniſchen Rom hauptſächlich ſich geſtaltete. Die älteſten Chriſten faſteten an den ſogenannten Vigilien, d. i. in den Nächten, die vor den großen Feſten hergingen, welche Faſten vielleicht nur zur Vorbereitung der würdigen Feier des Feſtes dienten. Büßend hingegen waren die Faſten an den ſogenannten jejuniis quatuor tempestatum, die in jedem Vierteljahre drei Tage dauerten, in den ſogenannten vierzig Tagen (vor Oſtern nämlich, oder vielmehr vor dem Charfreitage, Quadragesimae), welche ausſchließlich die Faſtenzeit oder Faſten genannt wurden, über deren Urſprung aber die Meinungen ſehr verſchieden ſind. Gewöhnlich ſagt man, daß Teleſphorus, gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts römiſcher Biſchof, dies vierzigtägige Faſten zuerſt durch ein Kirchengeſetz verordnet habe. Durch Papſt Gregor den Großen um das Jahr 600 wurde die Aſchermittwoche zum Anfang der Faſten geſetzt, und der Tag vorher heißt Faſtnacht, weil in der Nacht derſelben, mit 12 Uhr, die Faſtenzeit eigentlich anhub. Dieſem ſtrengſten Faſten voran ging ein dreitägiges, wie ehedem die ſtrengen Eiferer ſich ausdrückten, ganz teufliſches Feſt, daß ſie die Bacchanalien nennen. „Da die Chriſten,“ heißt es, „an dieſen Tagen vorſätzlich raſ'ten, ſo banden ſie Larven vor, tauſchten die Geſchlechter aus, verkleideten ſich in Geſpenſter, gaben ſich dem Bacchus und der Venus hin, und hielten allen Muthwillen ſich erlaubt.“ Wem fällt nicht bei dieſer Schilderung ſogleich das Carnaval ein, oder der Faſching, wie dieſes im Oberdeutſchen heißt, eine Zeit der Luſtbarkeit von Weihnachten bis Aſchermittwoche! Der lateiniſche Name dieſer Zeit der Luſtbarkeit hat eine ſonderbare Wortabſtammung, von carne (Fleiſch) und avallare (Thal abwärts gehen), weil mit dem Ende jener Zeit die andere eintrat, wo man der Fleiſchſpeiſen ſich enthalten mußte. (Andere leiten es von carne und vale ab, weil gleichſam dem Fleiſche Lebewohl geſagt wird). Eben deßhalb wollte man ſich vorher noch gütlich thun, und dies geſchah im reichſten Maße, vornehmlich während der drei letzten Tage des Carnavals. Übrigens iſt das Carnaval ſelbſt nichts anders als die neuen Saturnalien der chriſtlichen Römer, die aber ihre heidniſchen Feſte noch nicht vergeſſen konnten, und am wenigſten ein ſolches als die Saturnalien waren, die dem Saturn und der goldenen Zeit ſeiner ehemaligen Weltregierung zu Ehren, um das Andenken der Freiheit und Gleichheit der Menſchen in der erſten Jugend der Welt lebendig zu erhal-

ten, alljährlich im December mit allerlei Muthwillen, Scherz und Ausgelaſſenheit gefeiert wurden. Beſonders zu Rom ſelbſt brachte das Carnaval die alten Saturnalien in einem neuen Coſtume lebhaft wieder vors Auge, und bei den neuen Ceremonien ſchimmern die alten Gebräuche durch. Weil in den letzten Tagen des Carnavals, alſo Faſtnacht, und vornehmlich noch an dem dieſer Nacht langer Faſten vorhergehenden Tage, der Muthwille in Mummereien, Scherzen, Poſſen und Ausgelaſſenheiten aller Art ſich drängte: ſo erſchien Faſtnacht beſonders als die Zeit des privilegirten Muthwillens, und **Faſtnachtsſtreich** galt für gleichbedeutend mit muthwilliger Poſſe. Aus Italien gingen die neuen Saturnalien in die andern chriſtlichen Länder über, und Deutſchland blieb mit Mummereien, Schmauſereien und luſtigen Poſſen um dieſe Zeit nicht dahinten. Merkwürdig iſt, daß in Deutſchland die dramatiſche Poeſie dadurch entwickelt wurde, was erſt geſchehen konnte, nachdem die Städte zu Wohlhabenheit gelangt waren. Im 13. Jahrhundert zeigen ſich die erſten Spuren. Die Mummereien des Carnavals führten von ſelbſt auf den Gedanken, eine angenommene Rolle durchzuführen. Um dem Haufen zu gefallen, copirte man die Sitten des gemeinen Lebens mit Caricatur, um das Lachen deſto ſicherer zu erregen. Was anfangs nur ein Faſtnachtseinfall geweſen war, erhielt nachher Ausbildung. „Um die Faſtnachtszeit,“ ſagt **Flögel** in ſeiner Geſchichte der komiſchen Literatur (Bd. 4. S. 292), „zogen zuweilen verkleidete Perſonen aus einem Haus ins andere, um ihren Freunden und Bekannten eine Luſt zu machen. Eine luſtige Geſellſchaft dieſer Art kam auf den Einfall, in dieſer Verkleidung etwas vorzuſtellen, und eine dieſer Mummerei gemäße Unterredung zu halten. Dieſer Verſuch gelang ihr; man lobte die unbekannten Schauſpieler, man bewirthete ſie wohl, oder beſchenkte ſie gar. Durch dieſen Beifall aufgemuntert, verſtärkten ſich die Banden, und ihre Fabeln und Geſpräche wurden allmälich länger, bis ſie zu ordentlichen Nachahmungen menſchlicher Handlungen anwuchſen.“ In Nürnberg, wegen ſeiner Waaren und ſeines Witzes berühmt, war es, wo aus der Brüderſchaft der Meiſterſänger die erſten **Faſtnachtsſpiele** hervorkamen, derb und luſtig, wie ſie dem bürgerlichen Geſchmacke der Reichsſtädter zuſagten. Hans Folz, der Barbier, und Hans Roſenblüt, der Wappenmaler, genannt der Schnepperer, d. i. der loſe Schwätzer, wegen der Zügelloſigkeit, womit ſich ſein Witz ergoß, führten zuerſt dieſe Gattung in die deutſche Literatur ein. Der zweite wurde ſchwerlich von einem ſeiner Zeitgenoſſen in der Frechheit der Faſtnachtsſcherze übertroffen. Man findet ſeine Faſtnachtsſpiele im zweiten Theil von Gottſcheds dramatiſchem Vorrath. Züchtiger trat ſpäter der wackere Hans Sachs darin auf, der

Mit Gottes Hülf ſchier zweihundert
Mancher Art, daß ihn ſelber wundert,

ſolcher Stücke gedichtet hat, in deren vielen ſeine ergötzliche Laune, ſein munterer Witz, gemüthvolle Darſtellung und oft bewundernswerthe Charakteriſtik in allen Zeiten erfreuen werden. Dieſe Stücke ſind verwandt mit den Masks der Engländer und den Farces der Franzoſen, und die geiſtlichen Faſtnachtsſpiele, religiöſe Burlesken, mit den Mystères und Moralités. Nach alter Sitte wurden dieſe Faſtnachtsſpiele durch einen Ausrufer oder Herold eröffnet und beſchloſſen. In den neueſten Zeiten hat man die Faſten aus der Religion größtentheils in die **Heilkunde** verwieſen, wie auch jeder

ſelbſt ſich rathen mag, dies Vehikel der Makrobiotik anzuwenden, um den Folgen der Unmäßigkeit vorzubeugen, da überdies Eſſen und Nichteſſen ein reiner Act der Willkür iſt, welcher außer aller Staats und Kirchengewalt liegt. Die Catholiſchen haben noch als Faſttage die Mittwoche, Freitage und Sonnabende der Quatemberwoche und die Tage vor den Feſttagen; als Abſtinenztage, an welchen nur die Fleiſchſpeiſen verboten ſind, alle Freitage und Sonnabende. Luther nennt das Faſten eine feine leibliche Zucht, und wenn man noch jetzt in proteſtantiſchen Ländern Faſttage hält und ausſchreibt, ſo ſind dies Überbleibſel der catholiſchen Liturgie. A. dd.

Fataliſmus, der Glaube an ein Fatum, d. i. ein ſogenanntes abſolutes oder unbedingtes Verhängniß, oder an eine von Gott ohne Rückſicht auf das Verhalten des Menſchen beſtimmte Nothwendigkeit, welcher man mit aller Vorſicht und Klugheit nicht ausweichen kann. Die Türken haben dieſen Irrglauben, daher ſie ſelbſt gegen Peſt und Viehſeuche keine Anſtalten treffen. Fataliſt heißt ein Anhänger jenes Glaubens. (S. Fatum).

Fata Morgana heißen auf der Küſte der ſicilianiſchen Meerenge die bei heiterem, warmen und ſtillen Wetter über dem Meere aufſteigenden Lufterſcheinungen, die ſich oft zu ſeltſamen Bildern von Schiffen, Thürmen, Schlöſſern u. ſ. w. geſtalten, und leicht den Naturkundigen täuſchen. Sie entſtehen aus den von der Sonne emporgezogenen Dünſten des Meers; daher Traum- Zauberbilder.

Fatum, ſagt Minucius Felix, iſt nichts anders, als was Gott über einen jeden unter uns beſchloſſen oder ausgeſprochen hat. In der Folge verband man damit den Begriff der unvermeidlichen Nothwendigkeit. Alles, was dem Menſchen begegnet, kann man ſich denken, entweder als unbedingte Nothwendigkeit ohne Hinſicht auf göttlichen Rathſchluß, oder als bedingte Nothwendigkeit, vom göttlichen Rathſchluß abhängig, oder endlich als völlige Zufälligkeit aller Veränderungen oder nur der moraliſchen Weſen. Im Allgemeinen verſtanden die alten Philoſophen unter dem Fatum im engſten Sinn eine gewiſſe unvermeidliche Nothwendigkeit der Ereigniſſe und Begebenheiten in der Welt, wodurch ſie freilich in die größten Widerſprüche mit ihren eigenen Syſtemen, mit der Lehre von der menſchlichen Freiheit und ſelbſt mit der Natur der Gottheit verwickelt werden mußten. Es iſt aber ſchwer zu beſtimmen, ob alle Weltweiſen, beſonders die Stoiker, in der Bedeutung das Fatum behauptet haben, in welcher man ſie gewöhnlich deſſelben beſchuldigt. Man unterſcheidet gewöhnlich folgende Arten des Fatums: das vernünftige, ſpinoziſtiſche, aſtrologiſche, türkiſche und ſtoiſche. Jene unvermeidliche Nothwendigkeit der Begebenheiten hängt nämlich entweder davon ab, daß die Welt den Grund ihrer Wirklichkeit in ſich ſelbſt hat und keine andere Urſach außer ſich erkennt (und heißt das ſpinoziſtiſche), oder von einem Weſen, das nicht zur Welt gehört und zwar entweder mittelbarer Weiſe durch den Einfluß der Geſtirne, worin freie Weſen nichts ändern können (das aſtrologiſche der Chaldäer), oder unmittelbarer Weiſe, und zwar wiederum entweder ohne Hinſicht auf gewiſſe Mittelurſachen, dergeſtalt, daß dasjenige, was einmal beſchloſſen iſt, geſchehen müſſe, es mögen die Begebenheiten eine Urſache haben oder nicht (das türkiſche), oder mit Hinſicht auf gewiſſe Mittelurſachen, und zwar ent-

weder, daß dieſe Mittelurſachen und ihre Subordination von einem abſoluten Entſchluß, worauf das Betragen verſtändiger Weſen aus Bewegungsgründen gar keinen Einfluß habe, herrühre (das ſtoiſche), oder, daß die Subordination der Urſachen von einem freien Entſchluß der Gottheit und objectiv in Hinſicht des freien Betragens vernünftiger Weſen herkomme (das vernünftige Fatum). Wir begnügen uns, von dem letztern noch dies zur Erläuterung hinzuzuſetzen. Der Menſch iſt als ein Sinnenweſen phyſiſchen Geſetzen unterworfen. Da er nicht Herr der Natur iſt, muß er ſich ihren Einflüſſen auf ſeine Lage und Umſtände unterwerfen. Wann, von wem, und wo er geboren wurde, ſtand nicht in ſeiner Gewalt zu beſtimmen. Indem er nur ſagt, das Verhängniß oder Schickſal hat es ſo gewollt, ſo glaubt er damit nicht an ein blindes Ungefähr, ſondern er beruft ſich nur auf Urſachen, die über ſeinen Kräften und Einſichten ſind. Glaubt er dabei 1. daß die Veranſtaltung und Subordination aller vorhergehenden Urſachen von einem höhern Weſen, welches nicht zur Welt gehört, angelegt, 2. daß dieſes Weſen durch einen freien Entſchluß dieſen großen Weltplan realiſire, und 3. nach Verhältniß ſeines ſittlichen Verhaltens, nach der Quantität und Qualität ſeiner Kräfte, auch ihn in dieſen Plan mit aufgenommen und dergeſtalt bedacht habe, daß es ihn an denjenigen Poſten in der Welt, durch den Zuſammenfluß zwar lauter natürlicher, ihm aber oft undurchdringlicher, unbegreiflicher Urſachen geſtellt, wo er nach ſeinen Kräften für das Ganze das Meiſte wirken und an einer ſittlichen Ordnung Antheil nehmen kann: ſo ſtatuirt er ein vernünftiges Fatum. Das Verhalten des Menſchen kommt als objectiver Grund durchaus dabei in Anſchlag. Denn es wäre ungereimt, ein Schickſal in der Bedeutung anzunehmen, daß alles, was einem begegnet, unabhängig von dem eignen Handeln, und ohne vorgängigen Grund geſchehe. Es iſt falſch zu ſagen, das Zukünftige wird geſchehen, man thue auch, was man wolle; ſondern es geſchieht, weil man etwas thut, wodurch es veranlaßt wird. Iſt im Buche des Verhängniſſes das Zukünftige geſchrieben, ſo iſt auch zugleich die Urſach davon geſchrieben. Es gibt daher keine abſolute, ſondern nur eine hypothetiſche Nothwendigkeit.

Fäulniß, der dritte Grad der Gährung, in welchem ſich ſowohl vegetabiliſche als auch thieriſche Subſtanzen, eine jede nach ihrer Eigenthümlichkeit oder Natur, freiwillig, unter Entwickelung kohlenſaurer, ſtick- und waſſerſtoffhaltiger Gasarten, denen durch die Beimiſchung von mehr oder weniger Schwefel und Phosphor ein eben ſo mephitiſcher Geruch zugeſellt iſt (was jedoch mehr bei Fäulung thieriſcher Subſtanzen gefunden wird), zerſetzen, und zuletzt eine mehr oder weniger erdige reine Maſſe zurücklaſſen, an der die vorausgegangene Fäulung durch den dieſen Act begleitenden Geruch zuweilen noch lange errathen werden kann. Ein ſehr geminderter Grad oder gänzliche Aufhebung der Lebensthätigkeit, Zutritt der Luft, Wärme und Feuchtigkeit, Annäherung ſchon faulender Subſtanzen bedingen, unterhalten und vollenden ſie, jedoch iſt der Ausdruck von Fäulung bei noch vorhandenem, wenn auch ſehr vermindertem Leben nicht ſo deutlich; daher auch nur Geneigtheit zur Fäulniß in den ſogenannten Faulfiebern, Faulkrankheiten, und nicht wahre Fäulniß angenommen werden kann. Beim kalten Brande eines Theiles hingegen iſt wahre Fäulung, hier iſt aber

auch in dem brandigen Theile alles Leben völlig verſchwunden, es iſt eine örtliche Fäulniß zu nennen. Man unterſcheidet die Fäulung vegetabiliſcher und animaliſcher Subſtanzen. Bei erſtern geht alles langſamer vor ſich, ſie müſſen mit Waſſer angefeuchtet ſeyn, der Geſtank iſt nicht ſo durchdringend, der Rückſtand ſchwärzlich, erdig, geſäuert und mit Kohle verbunden; letztere faulen ſchneller, der Geſtank iſt viel durchdringender, es entwickelt ſich mehr Stickſtoff, der, mit Waſſerſtoffgas zu Ammonium verbunden, größtentheils ſich verflüchtigt, ſobald dieſes ſich gebildet hat; es vermindert ſich die Maſſe der faulenden Subſtanzen beträchtlicher, und nichts als eine fette, ſchmierige, noch ſtinkende Erde (terreau animal) bleibt zurück, die erſt ſehr ſpät ſo austrocknet, daß ſie wie Aſche ausſieht. Boiſſieu hat den zur vollkommenen Zerſetzung erfoderlichen Zeitraum in vier Perioden getheilt. Fälſchlich wird die Fäulung thieriſcher Subſtanzen alkaliſche Gährung genannt, weil ſich nicht allein Alkali (Laugenſalz) bildet. Fehlen gewiſſe Bedingungen, ſo kann zwar auch eine Zerſetzung der Beſtandtheile geſchehen, die aber nicht Fäulniß iſt, ſo z. B. verwandeln ſich im Innern der Erde die Vegetabilien in bituminöſe, verſteinerte Hölzer, in Torf, Erdharze mancherlei Art. Nicht ſo iſt es unter gleichen Umſtänden mit thieriſchen Subſtanzen der Fall, dieſe haben ſchon viel Feuchtigkeit in ſich, werden unter der Erde für ſich warm, in der Erde ſelbſt iſt etwas Luft, ſie faulen nur langſam; ſo z. B. fand man beim Ausgraben der Leichname auf dem Kirchhofe des Innocens zu Paris, daß manche in einer Zeit von ſieben, dreißig und mehr Jahren, aber auch manche früher ihre weichen Theile verloren hatten. Je mehr Leichname zuſammen auf einem kleinen Raume liegen, deſto ſpäter faulen ſie zu einer erdigen Maſſe, ſie bilden mehr eine ſeifenartige Maſſe. Da die Bedingniſſe zur Fäulniß ſo bekannt ſind, ſo kann man, wenn man ſie entfernt hält, die Fäulniß abhalten, wonach das Räuchern, Austrocknen, Kalthalten, in Säure einlegen, Einbökeln, berechnet iſt: daher ſind in dem ägyptiſchen Sande Körper ohne weiteres Zuthun mumienartig ausgetrocknet worden. Die Fäulniß wird benutzt, um mancherlei Zubereitungen verſchiedener Subſtanzen möglich zu machen, ſo z. B. beruht hierauf das Röſten der Flachspflanze, des Leins, die Papierbereitung; durch ſie entſteht der Dünger, die Garten- und Pflanzenerde (terreau), die Möglichkeit, das Leder zu gärben u. ſ. w.

Fauna, der Inbegriff der in einem Lande oder Erdtheile einheimiſchen Thierclaſſen, auch ein Verzeichniß derſelben.

Faunen ſind Waldgötter, d. i. eine Art von Dämonen, welche in Wäldern und Hainen wohnten, und vorzüglich von denen, die das Feld bauten, verehrt wurden. Sie werden meiſtentheils ganz in menſchlicher Geſtalt abgebildet, nur mit einem kleinen Ziegenſchwanz, ſpitzigen Ohren und hervorkeimenden Hörnern. Ihre Kleidung iſt ein Ziegenfell oder ein anderes Thierfell. Man ſieht ſie auch mit Weinranken bekränzt, weil ſie gleich den Satyren zu dem Gefolge des Bacchus gehören. Die Dichter ſchildern ſie uns als mißgeſtaltete, ſinnliche Götter, und dieſen Charakter erkennen wir auch in den auf uns gekommenen alten Statuen. Sie werden als Söhne des Faunus betrachtet. Dieſer wird für einen der älteſten Könige in Latium, zugleich als weiſſagender Gott verehrt, und iſt der Pan der Römer, ſo wie auch ſeine mit der Fatua oder Fauna erzeugten Söhne wie die griechiſchen Panen, als Schützer

und Mehrer der Heerden, Wald- und Feldgötter verehrt wurden.

Fauſt. Johann Fauſt oder Fuſt war ein Goldarbeiter zu Mainz, der um Beförderung der erfundenen Buchdruckerkunſt nicht unwichtige Verdienſte hat. Guttenbergen, der ſie zu Strasburg erfunden hatte, mangelte Vermögen zur Betreibung der Kunſt, er ging nach Mainz, und Fauſt, der, wie man vermuthet, auch ſchon mit ausgeſchnittenen hölzernen Formen gedruckt hatte, unterſtützte ihn mit ſeinem Vermögen. Ihre erſte große Unternehmung war der Druck einer lateiniſchen Bibel im Jahr 1455. Wegen der Auslagen indeß entzweiten ſich beide, und es kam zu einem Prozeß, den Guttenberg verlor, worauf er nach Strasburg zurückzog. Fauſt behielt für ſeine Foderung die Druckerei, und betrieb ſie nun ſelbſt mit ſeinem ehemaligen Diener und nachherigen Schwiegerſohn Schoiffer (Schäffer), der die neue Kunſt durch Erfindung der Bunzen und Matrizen zum Schriftgießen und der Buchdruckerſchwärze zur Vollkommenheit brachte. Wann das erſte gedruckte Buch von ihnen erſchienen ſey, iſt ungewiß; gewiß aber nicht vor 1457; im J. 1562 erſchien zum erſten Male die Bibel ganz von ihnen gedruckt. Verſchieden von dieſem iſt der berüchtigte Schwarzkünſtler D. Johann Fauſt, im Anfang des 16. Jahrhunderts. Ob er aus Knittlingen im Oberamt Maulbronn in Schwaben, oder aus Anhalt, oder aus der Mark Brandenburg ſey, iſt unentſchieden. Das erſte iſt am wahrſcheinlichſten. Er war der Sohn eines Bauern, der ihn nach Wittenberg zu Verwandten ſendete, wo er ſich den Wiſſenſchaften widmete. In ſeinem ſechzehnten Jahre ging er nach Ingolſtadt, ſtudirte Theologie, wurde drei Jahre nachher Magiſter, wendete ſich aber von der Theologie zu der Medicin, Aſtrologie und Magie, worin er auch ſeinen Famulus, Joh. Wagner, eines Predigers Sohn zu Waſſerburg, unterrichtete. Nachdem er die reiche Erbſchaft ſeines Oheims verſchwendet hatte, bediente er ſich ſeiner erlangten Kraft, die Geiſter zu beſchwören, beſchwor den Teufel, und machte mit ihm einen Bund auf 24 Jahre. Er erhielt einen Geiſt, Mephiſtopheles, zu ſeinem Diener, mit welchem er nun umherreiſte, luſtig lebte und durch Wunder die Welt in Erſtaunen ſetzte (z. B. auf einem Weinfaſſe aus Auerbachs Keller 1523 in Leipzig davonritt, worauf ſich noch ein altes Bild in dieſem jetzt mainoniſchen Keller bezieht), bis endlich in dem Dorfe Rimlich Nachts zwiſchen 12 und 1 Uhr der Teufel ihn grauſamlich umbrachte, wie ſolches von Georg Rudolf Wiedemann in den wahrhaftigen Hiſtorien von denen greulichen Sünden D. Johann Fauſtens, 1599 Hamb. und in dem alten beliebten Volksbuche „Des durch die ganze Welt verrufenen Erzſchwarzkünſtlers und Zauberers D. Fauſt mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlichen Lebenswandel und ſchreckliches Ende" gedruckt zu Cöln am Rhein und Nürnberg, des breiteren berichtet wird. Ob an dieſer Sage etwas wahr ſey oder nicht, darüber iſt mancherlei Streit geweſen. Einige, welche dieſen Fauſt mit dem vorigen verwechſelten, waren der Meinung, die Mönche, welche damals durch Abſchreiben der Bücher nicht wenig verdienten, und durch Erfindung der Buchdruckerkunſt ſich beeinträchtigt ſahen, hätten, aufgebracht hierüber, die neue Erfindung als des Teufels Werk verſchrien, und dem Namen Fauſts ein ewiges Brandmal durch die Erfindung jener Geſchichten aufdrücken wollen. Dieſe Meinung aber widerlegt ſich dadurch, daß jener Fauſt in das 15.,

dieſer in das 16. Jahrhundert gehört und gegen 1560 verſchwand. Die, welche ſein Daſeyn gänzlich läugnen wollten, haben die Zeugniſſe Tritheims, Melanchthons u. A. gegen ſich, die ihn ſelbſt geſehen hatten. Demnach würde uns wohl am Ende ein ungewöhnlicher Menſch übrig bleiben, mit phyſikaliſchen Einſichten, die ſein Zeitalter als Wunderwerke, und mithin Werke des Teufels, beſtaunte und fürchtete. Vielleicht fehlte es ihm auch nicht an Charlanerie, und er zog umher, durch Taſchenſpielerkünſte und natürliche Magie die Augen der Menge zu blenden. Die Erzählung der fauſtiſchen Abenteuer hat die Entſtehung eines andern Buchs veranlaßt: „Fauſts Höllenzwang oder der ſchwarze Rabe." Dieſem Buche ſchrieb ſonſt der Aberglaube Wunderdinge zu. Es enthält ſchon auf dem Titel, dem zufolge es 1404 zum erſten Mal gedruckt iſt, eine Lüge und iſt mit lauter ſinnloſen Charakteren und Figuren, und ſchändlich gemißbrauchten Bibelſprüchen angefüllt. Sey dem aber wie ihm wolle, uns muß jene Legende lieb ſeyn, weil ſie der Poeſie Stoff zu mehr als einem Meiſterwerke geliefert hat. Nachdem dieſer Stoff lange Zeit nur für Farcen und Marionetten-Theater war benutzt worden (ſiehe Görres über die deutſchen Volksbücher, verglichen mit den ſpittleriſchen Zuſätzen zu Moſers wirtembergiſcher Bibliothek), faßte Leſſing die Idee, ihn zu höheren Zwecken zu benutzen, und projectirte zwei Trauerſpiele von D. Fauſt, wovon leider nur ein kurzes, aber ſehr meiſterhaftes Bruchſtück übrig iſt. Von welcher Idee Leſſing dabei ausgegangen, zeigt folgende Stelle. Satan. Sag' an, du vierter Teufel, was haſt du für Thaten gethan? Teufel. Keine, Satan. Aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller Jener Thaten zu Boden ſchlüge. Satan. Der iſt? Teufel. Gott ſeinen Liebling zu rauben. — Einen denkenden, einſamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben; ganz nur für ſie athmend, für ſie empfindend; jeder Leidenſchaft abſagend, außer der einzigen für die Wahrheit; dir und uns allen gefährlich, wenn er einſt Lehrer des Volks würde — den ihm zu rauben, Satan! Satan. Trefflich! Herrlich! Und dein Entwurf? — Teufel. Sieh, ich knirſche; ich habe keinen. Ich ſchlich von allen Seiten um ſeine Seele, aber ich fand keine Schwäche, bei der ich ihn faſſen könnte. Satan. Thor! hat er nicht Wißbegierde? Teufel. Mehr als irgend ein Sterblicher. Satan. So laß ihn nur mir über! Das iſt genug zum Verderben. — Von derſelben Idee gingen zwei andere große Dichter aus. Klinger in Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt; und Göthe in ſeinem unübertroffenen und unübertrefflichen Fauſt, nur mit dem Unterſchied, daß es bei Beiden nicht der Teufel iſt, der Fauſten an der ſchwachen Seite der Wißbegierde faßt, um ihn zu verleiten, ſondern daß die Wißbegierde ſelbſt ihn dem Teufel in die Arme führt, ſo daß man mit dem götheſchen Mephiſtopheles ſagen möchte:

Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn.

Fauſt iſt bei Beiden eine hypergeniale Natur. Früh ſchon fand er die Gränzen der Menſchheit zu enge, und ſtieß mit wilder Kraft dagegen an, um ſie über die Wirklichkeit hinüber zu rücken. Er warf ſich in die Wiſſenſchaften. Kaum aber hatte er ihren Zauber gekoſtet, als der heftigſte Durſt nach Wahrheit in ſeiner Seele entbrannte. Nach langem Herumtappen waren ſeine Ernte: Zweifel,

Unwille über die Kurzſichtigkeit der Menſchen, Mißmuth und Murren gegen den, der ihn geſchaffen, das Licht zu ahnden, ohne die dicke Finſterniß durchbrechen zu können. In der weitern Ausführung weichen Beide von einander ab, und es findet eigentlich keine Vergleichung zwiſchen Klingers Roman und Göthe's Drama weiter Statt; jener iſt durchdrungen von philoſophiſchem, dieſer von poetiſchem Geiſte. Bei Klinger trifft Fauſten das unvermeidliche Schickſal, des Teufels Beute zu werden; Göthe's Drama iſt zwar leider auch in der neuen Ausgabe nur Fragment, allein irren wir nicht gänzlich, ſo muß nach dieſer Anlage Fauſt gerettet werden. Darum iſt auch bei Klinger alles greller und düſtrer, bei Göthe milder und zarter gehalten. Bei Klinger vermiſchen ſich die Sagen von beiden Fauſten, Göthe aber hat ſich bloß an die von Fauſt dem Zauberer gehalten. Nach Göthe's und Klingers verdienen die Bearbeitungen dieſes Stoffes von Schink, Schreiber und dem ſogenannten Maler Müller genannt zu werden; die letztere iſt die roheſte, aber unter dieſen dreien die kräftigſte und genialſte. dd.

Fauſt, Doctor und Hofrath in Bückeburg, hat ſich als Arzt und Volksſchriftſteller, z. B. durch ſeinen Geſundheitscatechismus, einen bedeutenden Namen und wohlthätigen Wirkungskreis verſchafft.

Fauſtina. Zwei römiſche Kaiſerinnen führten dieſen Namen: die Gemahlin des Antoninus Pius, und deſſen Tochter, welche nachher an den Kaiſer Marcus Aurelius Antoninus verheirathet wurde. Die Geſchichtſchreiber der damaligen Zeit haben die ſchönen Beſchreibungen, welche ſie von dem glücklichen Zuſtande des Reichs unter der Regierung dieſer Antonine machen, mit ärgerlichen Anekdoten von ihren Gemahlinnen befleckt. Aber zur Ehre der jüngern Fauſtina, welche dieſe Flecken am meiſten treffen, darf man nicht verhehlen, daß ihr eigener Gemahl, Marcus Aurelius, der ſich durch ſeinen trefflichen Charakter und durch ſeine Neigung zur Philoſophie den Beinamen des Philoſophen erwarb, ihrer Tugend volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ und ihr, in den Betrachtungen über ſich ſelbſt, das Lob einer muſterhaften Gattin beilegte. In unſern Tagen hat Wieland verſucht, ſie von den Schmähungen der plauderhaften Geſchichtſchreiber der römiſchen Kaiſergeſchichte zu retten.

Fauſtrecht. Die Burgen, deren Erbauung Kaiſer Ludwig der Deutſche den größern Vaſallen erlaubte, um dadurch Deutſchlands Gränze gegen die Einfälle der Sorben, Böhmen und Obotriten zu ſchützen, vermehrten ſich bald ſo ſehr, daß ſie bei den Gewaltthätigkeiten der Vaſallen, ſelbſt den Kaiſern gefährlich wurden. Doch der damalige Zeitgeiſt war ein zu ſtarker Damm gegen den kaiſerlichen Willen, denn die Vaſallen wußten nur zu gut, daß ſie die Mittel für die Zwecke des Thrones waren, und übten daher eine Willkür der Selbſthülfe unter einander, welche unter dem Namen Fauſtrecht ſechs Jahrhunderte lang alle Ordnung zerſtörte, und jeden zuweilen ſchon halb gelungenen Verſuch wieder vernichtete. Das Schwert war bald der alleinige Schiedsrichter geworden, und war um ſo ſchwerer zu verbannen, als ihm durch Einführung der Gottesurtel (Ordalien) eine gewiſſe Heiligkeit verliehen worden war. Die Bekämpfung der Edeln unter ſich ſelbſt, welche überhaupt durch den damaligen kriegeriſchen Nationalgeiſt der Deutſchen beſtändig Nahrung erhielt, die mangelhafte Verfaſſung, welche ei-

nen Richterſtuhl für ſolche Ausbrüche der urſprünglichen, nur langſam verſchwindenden Rohheit, entweder noch nicht conſtituirt hatte, oder dem Throne ſelbſt die nöthige Achtung nicht genug zu ſichern vermochte, führte bald genug eine Verwirrung aller Verhältniſſe, eine Schutzloſigkeit der Unbewehrten oder Unmächtigern, eine frevelhafte Nichtachtung der heiligſten Verträge und ſelbſt der Privilegien geheiligter Stätten herbei, daß die Kirche endlich die Steuerung der Unbilden übernahm. Von Burgund aus, von dort aus, wo die Gräuel des Fauſtrechts am heftigſten wütheten, geſchah der erſte Schritt zu ihrer Abſtellung. Mehrere burgundiſche Biſchöfe promulgirten einen vom Himmel gefallenen Brief, der auf vier Tage in der Woche, mit Einſchluß des Sonntags, alle Privatbefehdungen unterſagte, ſo daß drei Tage nur dem wilden Ritter für ſeine blutigen Gerichte, die er über den wirklichen oder vorgeblichen Beleidiger halten wollte, übrig blieben, und nach welchem Kirchen, milde Stiftungen und landesherrliche Schlöſſer verſchont ſeyn ſollten. Kaiſer Conrad II. ſanctionirte 1038 die Vorſchriften dieſes Briefes, den man Gottesfriede nannte, und es ſchien auch ein milderer, rechtlicherer Geiſt walten zu wollen, beſonders da das Ritterweſen mehr veredelt und ein Codex für daſſelbe errichtet wurde, worin Jedem, der ehrloſer Fehde ſchuldig war, die Turnierſchranken verſchloſſen blieben. Schon viel war gewonnen, als der Begriff von ehrlicher und ehrloſer Fehde ſich auszubilden begann. Aber das ſchwache, nervloſe Regiment mehrerer Kaiſer, die es nicht vermochten, den Anmaßungen der Vaſallen und der Rohheit manches Einzelnen gehörige Gränzen zu ziehen, vernichteten bald alles frühere wieder, und trotz des von Friedrich I. errichteten Land- und Burgfriedens, der alle Befehdungen auf dreitägige Vorherkündigung beſchränkte, ungeachtet der nach und nach entſtehenden Schutz- und Trutzbündniſſe, worunter vornehmlich auch die alte Hanſe gehörte, wurde doch das leidige Fauſtrecht mit einer empörenden Zügelloſigkeit, mit einer unbegränzten Verhöhnung aller Geſetze wiederum gehandhabt, die arbeitende Claſſe von dem niedern Adel, welcher ſich der Arbeit ſchämte, und von den Rittern, welche ſich durch die Kreuzzüge oder Verſchwendung zu Grunde gerichtet hatten, angefallen, ſo daß, als die anarchiſchen 22 Jahre von 1250 bis 1272 (das große Interregnum) eintraten, es nun durchaus der kräftigen Hand eines Rudolphs von Habsburg bedurfte, um einige Ordnung wieder herzuſtellen. Siebenzig Burgen oder Raubſchlöſſer, von welchen aus reiſende Kaufleute und andere Perſonen angefallen zu werden pflegten, wurden durch ihn zerſtört, und ſeine äußere Macht und innere Kraft legte der ritterlichen Zügelloſigkeit, die ſich nicht mehr mit der blutigen Rache erlittener Kränkungen begnügte, ſondern in ſchrecklichen Despotismus und Räuberei ausartete, eherne Feſſeln an. Nach ſeinem Tode wurden dieſe Feſſeln wieder lockerer; die Streitigkeiten der Kaiſer mit dem päpſtlichen Stuhle, die Erſcheinung mehr als eines römiſchen Königs zu gleicher Zeit, erleichterten dem kecken Ritter ſeine Verſuche die möglichſte Unabhängigkeit zu erlangen, und ſchon war die goldene Bulle (1356) nicht mehr vermögend, das neu erhobene Haupt der Hydra zu zerdrücken. Schon war Amerika entdeckt, Albrechts II. Eifer mit ihm fruchtlos zu Grabe gegangen, als immer noch des Fauſtrechts entſetzliche Scenen ſich wiederholten, öffentliche Wohlfahrt und Sicherheit untergruben

und Veranlaſſung zum Bunde der größern deutſchen Fürſten und der ſchwäbiſchen Städte (1488) geben mußten. Da ward die Herſtellung einer beſſern Ordnung und Verfaſſung im deutſchen Reiche dringendes Bedürfniß, und der Wunſch Aller, die in Friede und Sicherheit leben wollten und das Recht achteten. Kaiſer Maximilian I. hörte dieſe Bitten auf ſeinem Reichstage zu Worms (1495), und gab dem bedrückten Reiche eine feſte, rechtliche Organiſation. Zum größten unvergeßlichen Feſttage für Deutſchland ward der 7. Auguſt 1495, an welchem ein ewiger Landfriede errichtet wurde. Dies organiſche Geſetz hob das Fauſtrecht mit einem Male gänzlich auf; alle Befehdungen wurden darin bei Strafe der Reichsacht und bei 2000 Mark feines Goldes, auch bei Verluſt aller Privilegien, Lehnsgüter und anderer Anſprüche im ganzen Reiche und auf ewig verboten; gleiche Strafe wartete deſſen, der einen Landfriedensbrecher beherbergen oder ihm förderlich ſeyn würde. Dagegen wurde eine Kammergerichtsordnung an demſelben Tage publicirt; das Kammergericht ſollte über alle Streitigkeiten zwiſchen den Ständen entſcheiden, ihm war die Wache über die Aufrechthaltung des Landfriedens, ihm die Beſtrafung der Übertreter übertragen. Dies Tribunal trat an die Stelle des ſonſt ſtets gezückten Schwertes. Der Reichstag von 1512, welcher Deutſchland eine neue zweckmäßigere Territorialeintheilung gab, verſchaffte hierdurch dem Landfrieden eine noch feſtere Dauer, und ſo konnten freilich Ritter Wilhelm von Grumbach als Landfriedensbrecher, in ſeinen Streitigkeiten mit dem Biſchofe von Würzburg, und ſein Beſchützer, Herzog Johann Friedrich der Mittlere v. Gotha, ihrem Schickſale nach der Strenge des Landfriedensgeſetzes (1563 — 1567) nicht entgehen, das früher ſchon durch Kaiſer Carl V. auf deſſen erſtem Reichstage zu Worms erneuert worden war. Und auf dieſem Reichsgrundgeſetze, das durch den weſtphäliſchen Frieden nur noch mehr befeſtigt wurde, gründet ſich von nun an die Ruhe von ganz Deutſchland. I.

Favart (Charles Simon), wurde zu Paris den 3. Nov. 1710 geboren, und ſtarb daſelbſt den 18. Mai 1793. Er war es, der unter den Pariſern die heitere Laune und die gefällige Anmuth des Vaudeville weckte. Seine komiſchen Opern ſind reich an pikanten und ungekünſtelten Zügen. Unter ſeinen kleinen Opern werden beſonders ausgezeichnet le Coq du village, Cythère assiégée, Acajou, la Noce interrompue, Raton et Rosette, la Bohémienne, la fille mal gardée, la Fête du château, le jardinier supposé, l'Astrologue de village, Annette et Lubin, la chercheuse d'esprit und Isabelle et Gertrude. Im Allgemeinen ſind alle kleinen Stücke Favarts unübertreffbar in Anſehung der Anmuth, Munterkeit und Leichtigkeit. Auch ſeine größeren Opern haben ungetheilten Beifall gewonnen. Dahin gehören l'Amitié à l'épreuve, Ninette à la cour, la belle Arsène, la Fée Urgelle, la Rosière de Salency, les Moissonneurs und les trois Sultanes. La Harpe ſagt in ſeinem Urtheil über dieſen Dichter: Favart war der erſte, der die komiſche Oper aus ihrer alten und langen Niedrigkeit zog. Dieſer Schriftſteller, der ſo fruchtbar iſt, ohne jedoch nachläſſig zu erſcheinen, hat in ſeinen guten Stücken, deren es eine große Anzahl gibt, Naivetät und Feinheit, Anmuth, Zartheit und Gefühl glücklich vereinigt. Trefflich malt er die ländliche Liebe, und weiß mit vieler Einſicht das Gefällige und Anziehende des Landlebens

herauszuheben, das Gemeine und Mißfällige aber zu vermeiden. Die Schwierigkeit eines ſehr abwechſelnden Rhythmus hindert durchaus nicht die Leichtigkeit eines lebendigen und raſchen Styls und Dialogs. In dieſer Eigenſchaft iſt er unerreicht geblieben. Seine Gattin war zu Avignon im Jahre 1727 geboren, und erweckte ſchon in ihrem zarteſten Alter die größten Hoffnungen, einſt eine Zierde der Bühne zu werden. Sie trat zuerſt 1749 auf dem italiäniſchen Theater zu Paris auf, und genoß ununterbrochen der größten Gunſt des Publicums, indem ſie die erſten Rollen in allen Gattungen und allen Charakteren ſpielte. Dabei war ſie eine eben ſo anmuthige Tänzerin als geſchmackvolle Sängerin. Der fünfte Theil der Werke ihres Mannes iſt unter ihrem Namen erſchienen, weil ſie an den darin enthaltenen Stücken bedeutenden Antheil hatte. Sie ſtarb den 20. April 1772. Sie verfertigte ſelbſt ihr Epitaphium und ſetzte es in Muſik, um auf dieſe Weiſe ihren Gatten und ihre Freunde an die Idee ihres Hinſcheidens zu gewöhnen.

Faxardo (Diego de Saavedra), berühmt als ein talentvoller und gewandter Staatsmann, und als einer der geiſtreichſten ſpaniſchen Proſaiſten. Er war zu Ende des 16ten Jahrhunderts aus einem edeln Hauſe in der Provinz Murcia geboren, ſtudirte fünf Jahr zu Salamanca, ward daſelbſt Doctor der Rechte, und erhielt darauf ein Canonicat nebſt andern Präbenden. Als Secretär in Anſehung der neapolitaniſchen Geſchäfte ging er mit dem ſpaniſchen Geſandten Borgia nach Rom, wurde hierauf ſpaniſcher Agent am römiſchen Hofe, in welcher Qualität er bei den Papſtwahlen Gregorius XV. und Urban VIII. zugegen war, und begab ſich 1636 zur römiſchen Königswahl Ferdinands nach Regensburg. Hierauf wohnte er acht Congreſſen der ſchweizeriſchen Cantons bei, ging als bevollmächtigter Geſandter des burgundiſchen Hauſes und Kreiſes auf den Reichstag zu Regensburg, und wurde hernach, nachdem er vorher die Würde eines Ritters des heiligen Jacob, und Beiſitzers des oberſten Raths von Indien erhalten hatte, von Philipp IV., Könige von Spanien, im Jahr 1643 auf den Friedenscongreß nach Münſter geſchickt. Von hier ward er 1646 nach Madrid zurückberufen, wo er dem höhern Rath von Indien beiwohnte, und 1648 ſtarb. Seine von Geiſt und Witz zeugenden Schriften ſind folgende: Idea d'un principe politico Christiano represendado en cien Empresas (ein Fürſtenſpiegel in Emblemen) Monaco 1640 und mehrmals, auch (italiäniſch, franzöſiſch, lateiniſch und deutſch, Amſterdam 1655. Cöln 1674. 12. Die Kunſt zu regieren, aus dem Fürſtenſpiegel des Spaniers Don Diego de Saavedra Faxardo, in dem Europäiſchen Magazin für Geſchichte, Politik und Kriegskunſt der Vorwelt und Gegenwart. 1813. Juni, Nr. 1.) überſetzt; ferner Corona Gotica, Castellana y Austriaca, Politicamente illustrada. Münſter (vielmehr Amſterd.) 1646. 4. und mehrmals. Er wollte von dieſem in den hiſtoriſchen Unterſuchungen unkritiſchen und flüchtigen, aber claſſiſch geſchriebenen Werke drei Theile herausgeben; es iſt aber nur dieſer erſte erſchienen. Alphons Nuñez de Caſtro lieferte eine ſchlechte Fortſetzung. Republica literaria (eine launige, oft beißende Kritik älterer und neuerer, vorzüglich ſpaniſcher, Schriftſteller) 1655 und mehrmals, deutſch, Leipzig 1748. 8. und Jena 1808. 8.; Locuras de Europa, dialogo posthumo, 1748. 8.; Obras Antwerpen 1683. 4. As.

Fayance, Halbporzellan oder unechtes Porzellan, iſt eine Art von feinem Geſchirr aus einer weißen Erde, und unterſcheidet ſich von der gemeinen Töpferarbeit durch Feinheit und Glaſur. Es hat ſeinen Namen von der Stadt Faenza in Romagna erhalten, wo es nach der gemeinen Meinung im J. 1299 erfunden ſeyn ſoll. Daß man zu jener Zeit eine Art feiner irdener Gefäße dort verfertigte, welche die Italiäner Majolica nannten, darf wohl nicht bezweifelt werden. Einige Stücke wurden von den damals lebenden großen Künſtlern, einem Rafael, Julius Romanus, Tizian u. ſ. w. mit Malereien geziert, und ſtehen als Denkmäler alter Kunſt in hohem Werth. Der König von Wirtemberg beſitzt eine koſtbare Sammlung davon. Die Erfindung der eigentlichen heutigen Fayance ſcheint aber erſt gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts zu Faenza gemacht worden zu ſeyn, und bekam den Namen Fayance in Frankreich, als ein Mann aus Faenza durch Auffindung einer ähnlichen Erde bei Nevers in Frankreich die Kunſt dahin verpflanzte. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts zeichnete ſich die Stadt Delft in Holland durch Fabrikation der Fayance aus, welches man wohl auch delftſches Porzellan nannte. Es hält aber im Feuer wenig Stand. In neuerer Zeit hat der Verbrauch immer mehr und mehr abgenommen. Dagegen erfand man in Delft vor einigen Jahren ein Mittel, die engliſche milchfarbne Fayance in ihrer vollen Güte nachzumachen. Zu Faenza iſt die Kunſt jetzt ganz erloſchen. Das engliſche Steingut, welches aus geſtoßenen Feuerſteinen bereitet wird, iſt zwar der Fayance ähnlich, aber doch weſentlich davon verſchieden.

Fayette (Gilbert Mottier Marquis de la), geb. den 1ſten Sept. 1757 in der ehemaligen Provinz Auvergne, Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Nationalarmee im Jahre 1792, der Mann, von welchem Archenholz, dieſer wackere Kämpfer für den unſchuldigen Unglücklichen, ſagt: daß ohne ihn die franzöſiſche Revolution nur von kurzer Dauer geweſen ſeyn würde, da La Fayette's Seelengröße, Geiſtesgegenwart, Kaltblütigkeit in Gefahren, Muth, gepaart mit Uneigennützigkeit und allen Tugenden, die die Menſchheit veredeln, erfoderlich waren, um den raſenden Sturm zu beſchwichtigen und die ungeheuern Leidenſchaften zu regeln, die wie losgelaſſene Beſtien alle Schranken durchbrechen wollten. Erfüllt von hohen Ideen über die wahre Beſtimmung des Menſchen und über die natürlichen Verhältniſſe der Nationen und verſchiedenen Stände zu einander, ward er aufs höchſte begeiſtert, als Nordamerika die Feſſeln abzuſchütteln ſtrebte, in die das unerſättliche Mutterland es immer enger ſchlagen wollte. Selbſt der Beſitz einer jungen geliebten Gattin konnte ihn nicht abhalten, dem großen Agenten Amerika's, Franklin, der eben damals (1776—1777) ſich in Paris befand, um die franzöſiſche Regierung für die Sache der Amerikaner zu gewinnen, ſeine Dienſte für die Erwerbung der neuen Freiheit anzubieten. Als Franklin ſeine Wünſche genehmigt hatte, verſtand er mit vielem Scharfſinn alle die Schwierigkeiten zu beſiegen, die ſeinem Vorhaben im Wege ſtanden. Des engliſchen Generals Howe Siege über die Amerikaner befeuerten ſeinen Entſchluß, ihnen durch ſeine Kräfte beizuſtehen, nur noch mehr; er opferte ſein halbes Vermögen auf die Ausrüſtung einer Fregatte und auf die Koſten der Überfahrt, und ſchon befand er ſich mit den von dem Agenten des nordamerikaniſchen Congreſſes abgeſendeten Offi-

zieren auf offener See, als man in Frankreich ſeinen Entſchluß und deſſen Ausführung erfuhr, denn La Fayette hatte ſelbſt die Wachſamkeit des Miniſteriums zu hintergehen und jeden Schritt unter dem Mantel des tiefſten Geheimniſſes zu verbergen gewußt. So landete der zwanzigjährige heldenmüthige Jüngling im April 1777 zu Charles-Town, von wo aus er ſogleich nach Philadelphia in die Mitte des nordamerikaniſchen Senats eilte. „Ich erbitte mir von Ihnen eine doppelte Gunſt," ſprach er, „ich bitte nämlich um die Erlaubniß, Ihnen als bloßer Freiwilliger und ohne Gehalt dienen zu dürfen." Von dem dankbaren Congreß zum Generalmajor ernannt, ging La Fayette zur Armee. Von ihm entzückt, bot ihm Waſhington eine Wohnung in ſeinem Hauſe an; nach einigen Tagen griff Howe die Armee an; Waſhington hatte den Befehl, eine Schlacht anzunehmen: ſie begann. La Fayette ward gefährlich am Beine verwundet, und der ſiegreiche Feind vertrieb ihn ſogar aus Philadelphia, er mußte ſich in die Gebirge retten. Noch nicht völlig geheilt, übernahm er das Commando über ein Beobachtungscorps; er will ſich mit dem General Green in Jerſey vereinigen, aber eine Abtheilung vereinigter Engländer und Heſſen ſtellt ſich ihm in den Weg; brennend vor Begierde, ſie zu ſchlagen, greift er die übermächtigen Feinde an und ſprengt ſie glücklich aus einander. Zur Belohnung wollte man ihm die Eroberung von Canada übertragen, wozu er ſelbſt Rath und Plan gegeben hatte; doch die eigene Unthätigkeit des Congreſſes vereitelte die Ausführung. Dagegen gelang es ihm, wieder Frieden zu ſtiften, den einige Fanatiker durch die Beſorgniß, Waſhington möchte nach der Alleinherrſchaft ſtreben unterbrochen hatten. An dem großen Siege bei Monmouth, den Waſhington erfocht, hatte er hauptſächlich Antheil; der kritiſche Rückzug des Generals Sullivan aus Rhode-Island glückte nur durch La Fayette's kühne und kräftige Mitwirkung, und er erhielt dafür im Namen der Colonien einen mit allegoriſchen Figuren geſchmückten Degen. Jetzt, nachdem Frankreich die Unabhängigkeit der Nordamerikaner anerkannt hatte, begab er ſich in ſein Vaterland zurück, um der jungen Republik die nöthige Unterſtützung auszuwirken. Und er erhielt Truppen, Kleidungsſtücke und Geld. Nichts konnte ihn zurückhalten, nach Amerika zurückzueilen. Unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute aller Glocken wurde er in Boſton empfangen, wo man ihm das Commando über die Infanterie und leichten Dragoner übertrug. Die Lage der Colonien war eben nicht die beſte; waren die Engländer auch auf Neu-York beſchränkt, ſo waren ſie doch noch im Beſitz der drei ſüdlichen Staaten; kam Virginien in ihre Gewalt, ſo ſah es um die Erhaltung der übrigen Colonien ſehr mißlich aus. Zu Virginiens Eroberung erhielt der engliſche General Cornwallis Auftrag, und ſchon glaubte dieſer den Sieg in den Händen zu haben, ſchon ſchrieb er in voller Verachtung ſeines Gegners nach England: „das Kind ſoll mir nun nicht entwiſchen," als er durch die geſchickten Manoeuvres und die Tapferkeit La Fayette's und der andern amerikaniſchen Generale ſich zur Capitulation gezwungen ſah. Nur mit La Fayette wollte er unterhandeln, nur in deſſen Hände ſeinen Degen legen. Doch dieſer ſchlug die Ehre aus; der Beifall des Congreſſes, das Gelingen ſeiner Zwecke war ſein höchſter Lohn. Im Triumphe ward er in Philadelphia empfangen; die Staaten von Virginien errichteten ihm eine

Büſte mit den ehrenvollſten Inſchriften. Noch ein Mal begab er ſich nach Frankreich, um neue Unterſtützung zu holen; er ward der wichtigſte Agent des Congreſſes in Europa, der ſeine Miniſter an ihn adreſſirte. Schon war er im Begriff, wieder unter Segel nach Amerika zu gehen, als der Friede von Verſailles (1783) dem Kampf ein Ende machte. Um an dem Glücke Amerika's ſich zu weiden, ging La Fayette im Juli 1784 noch ein Mal dahin ab. Am 4ten Auguſt, nach einer Fahrt von 34 Tagen, kam er in Neu-York an. Hier empfing er für ſein Herz die ſchönſten Belohnungen. Die Fahne von Amerika wehte vom Dache des Hauſes, das er bewohnte; Kanonen und Glocken verkündigten überall ſeine Gegenwart; die geſetzgebende Geſellſchaft der Staaten ließ ihm durch eine beſondere Deputation eine Dank- und Ehrenadreſſe überreichen, und eröffnete ihm, daß eine neue mit der Republik vereinigte Provinz den Namen „Grafſchaft de la Fayette“ führen ſolle. Höchſt merkwürdig ſind die Reden, die er auf ſeiner Reiſe von Mont-Vernon, wo er Waſhington, ſeinen zweiten Vater, beſucht hatte, zu den verbündeten wilden Völkern, an dieſe hielt, und die Antworten derſelben an ihn. Am 25. December, nach einem Aufenthalte von faſt fünf Monaten, verließ er die Staaten wieder, deren Dankbarkeit ihm in ſeine Heimath nachfolgte. Im Jahre 1786 (am 28. September) ward mit Genehmigung des Königs Ludwig XVI. La Fayette's Büſte auf dem Rathhauſe zu Paris, als ein Denkmal der Dankbarkeit der vereinigten Staaten von Nordamerika, mit großen Feierlichkeiten aufgeſtellt. Er lebte beglückt und beglückend im Schooße ſeiner Familie, als die Revolution in ſeinem Vaterlande losbrach, bei welcher er eine ſo große Rolle zu ſpielen beſtimmt war. Als Mitglied der Verſammlung der Notabeln ſetzte er ſeinen ganzen Muth daran, ſeine Überzeugungen zu vertheidigen. Noch war die Baſtille nicht zerſtört, noch konnte Graf Artois ihn vernichten; aber mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit erklärte er ſich für das Volk und ſeine Rechte. Durch die Einfachheit ſeines Betragens bei aller Kraft, durch die Wahrheit ſeiner Grundſätze, durch den Edelmuth, der ihn belebte, und alle die ſchönen Eigenſchaften, welche er in den Schranken der Nationalverſammlung, ſo wie im täglichen Leben entwickelte, gewann er die Liebe des Volks, die Verehrung der Truppen, das Vertrauen der Nationalverſammlung und die Achtung des unglücklichen Königs. Als Oberbefehlshaber der pariſer Nationalgarde (1789) war er der Schutzengel Frankreichs, als Wächter des gefangenen Königs in den Tuilerien der Retter der Volks-Moralität, die zu Grabe ging, als er ſich zurückzog. Bei allem Gefühle für Republikanismus, bei allem Eifer für die gerechte Sache der Nation, die damals die ganze Menſchheit repräſentiren wollte, erfüllte ihn doch zugleich die höchſte Verehrung für das Geſetz und den Thron; die Annahme einer vernünftigen, die Rechte Aller ſichernden Conſtitution war ſein einziger Wunſch, und als er dieſen (1791) erfüllt ſah, zog er ſich auf ſeine Güter zurück, die er bis auf ein einziges in Auvergne verkaufte. Hier baute er den Acker, ſtets Waſhingtons Muſterleben vor Augen. Da er durch die Revolution einen großen Theil ſeines Vermögens verloren hatte, wurden ihm für ſich und ſeine Familie große Entſchädigungen angeboten; man wollte ihn zum Maire von Paris machen. Doch beſcheiden wies er alles zurück, und ließ eben ſo wenig hierdurch, als durch die ſteten Anſchläge

der Jacobiner gegen ihn, ſeine Ruhe unterbrechen. Allein der entzündete Krieg (1792) rief ihn an die Spitze der Soldaten. Seine Abreiſe nach Metz zur Armee war das Signal für ſeine Widerſacher, die ihn als Verräther an der Nation anzuklagen wagten. Sein Unglück war entſchieden, als Jacobiner ins Miniſterium traten. Entblößt von allen Bedürfniſſen zum Kriegführen, ohne Gewehre, Kanonen, Geld, Pulver, Blei, Brot, Fourage, Pferde, ſollte er wohlgerüſteten Armeen ſich gegenüberſtellen; er ſandte ſeinen Adjutanten La Colombe nach Paris, um die nöthigen Vorſtellungen zu thun; auch dies blieb ohne Erfolg, denn man wollte ihn nicht thätig ſehen, um ihn der Treuloſigkeit beſchuldigen zu können. Als die Regelloſigkeit in Paris immer mehr überhand nahm, als man es wagte, den leidenden König ſogar in ſeinem Schloſſe zu beſchimpfen: da eilte er voll Unmuth nach Paris und vor die Schranken der Nationalverſammlung; da erhob er laut ſeine Stimme gegen die Gräuel des Jacobinismus, feſt wie ein Fels im Meere, unerſchüttert durch die toſenden Wellen. Ganz allein, ohne Furcht und ohne Tadel, ging der Edle aus der Mitte ſeiner gierigen Feinde, um den gekränkten König ſelbſt zu tröſten. Niemand wagte, ihn anzutaſten, denn die Gewalt der Tugend iſt groß! Im hohen Bewußtſeyn ſeiner reinen Abſichten ging er zur Armee zurück. Kaum war er daſelbſt angelangt, als die Ereigniſſe des 10. Auguſts ihn überzeugten, daß das Laſter den Thron uſurpirt habe, und er nichts Gutes mehr wirken könne, wo die Bosheit und jener furchtbare Terrorismus triumphire. Jetzt nun ſollte er ſich vor das Tribunal der bluttriefenden Tieger ſtellen, ſein Betragen einer Unterſuchung unterwerfen, einem ſchimpflichen Tode entgegenzugehen. Da wandte ſich ſein Blick in jene Gegenden der Erde, wo ſein Name noch mit Segnungen begleitet täglich genannt wird, und er beſchloß, über Holland und England nach dem glücklichen Amerika zu entfliehen. Um ſich fürs erſte zu ſichern, befahl er, die abgeſandten Commiſſarien der Nationalverſammlung zu arretiren, erließ an die Truppen eine Proclamation, und bereitete, als er auch ſeinen Einfluß auf die Soldaten verloren ſah, alles zu ſeiner Abreiſe vor. Einige Offiziere, Latour-Maubourg unter ihnen, begleiteten ihn, und ſchon ſahen ſie ſich im Geiſte den drohenden Banden entgangen, als ſie das Unglück hatten, nahe bei Rochefort auf dem lütticher Gebiete, ungeachtet einer ſchriftlichen Erklärung ihrer Abſichten, von einem öſterreichiſchen Poſten angehalten und als Kriegsgefangene den Preußen übergeben zu werden. Bis zum Jahre 1794 ward La Fayette in Magdeburg eingeſperrt, dann aber an den deutſchen Kaiſer ausgeliefert, von welchem ihm ein Aufenthalt auf der Feſtung Olmütz in Mähren angewieſen wurde, den endlich ſeine Gemahlin und ſeine beiden Töchter mit ihm theilten. Dieſe hatten vorher kaum von ſeiner Exiſtenz etwas erfahren, da ihnen jede Correſpondenz mit ihm unmöglich gemacht worden war. Amerika's und Englands vereinte Bemühungen waren nicht im Stande, ſeine Befreiung zu bewirken. Die Bürger von Amerika erließen in ihren Zeitungen Adreſſen an den Verehrten, worin ſie unter andern ſagten: „Wir ſind überzeugt, daß du, erhaben über das Unglück, wenn deſſen Wolken vorübergegangen ſind, noch mehr als je glänzen wirſt. Ginge es nach unſern Wünſchen, ſo müßten wir dich zu unſern Ufern führen, wo unſere Herzen voll Freude im Buſen ſchlagen und dich treulich willkommen heißen würden.” Hier in Ol-

müz war es, wo der Doctor Bollmann und der junge Huger, Sohn des Mannes, bei dem La Fayette das erste Mal in Amerika gelandet war, den kühnen Plan ausführten, ihn in dem Augenblick, wo man ihn frische Luft schöpfen ließ, aufzuheben. Sie hatten sich aber erst acht Meilen von Olmüz entfernt, als man sie einholte und den Gefangenen zurückführte. Während dessen hatte man ihn in Paris auf die Emigrantenliste gesetzt und sein ganzes Vermögen confiscirt. Doch dem Obergeneral Bonaparte gelang es, seine und seiner Unglücksgefährten Freiheit zu erlangen, da er sie zu einer Friedensbedingung machte. La Fayette ging nun von Olmüz nach Hamburg und dann nach Kiel. Während dieses Aufenthaltes verheirathete er seine älteste Tochter an den jungen Latour-Maubourg, und erhielt durch das Testament zweier londoner Damen ein Legat von 40,000 Pf. Sterling, für sich, seine dereinstige Witwe und seine Kinder. In der Folge erhielt er seine Güter in Frankreich zurück, und ward sogar zum Departementspräfect erwählt; doch er schlug die Ehre aus, welche dagegen Latour-Maubourg annahm. Sein nachheriger Aufenthalt ist nicht ganz gewiß. Man glaubt, er lebte auf seinem Landgut Lagrange in Auvergne, und arbeitete in stiller Muße an seinen historischen Memoiren. Bei einem Aufenthalte in Paris brach er das Bein und mußte eine schmerzhafte Cur überstehen. Seine musterhafte Gattin wurde ihm 1807 durch den Tod entrissen. I.

Fayette (Marie-Magdelaine Pioche de la Vergne Gräfin la), war die Tochter des Feldmarschalls Aymar de la Vergne, und bekam eine nicht nur sorgfältige, sondern gelehrte Erziehung, wodurch ihr eine so große Liebe zu den Wissenschaften eingeflößt ward, daß sie nicht allein mit Eifer dieselben beschützte, sondern auch mit glücklichem Erfolg selbst bearbeitete. Im Jahr 1655 heirathete sie den Grafen Franz la Fayette, und nun machte sie ihr Haus zum Versammlungsort der ausgezeichnetsten Geister ihrer Zeit. Der berühmte Herzog von Rochefoucauld stand in dem innigsten Freundschaftsverhältniß mit ihr; es gelang ihr, ihn durch eine anständige Liebe aus dem Strudel von Zerstreuungen und Ausschweifungen zu reißen, denen er sich ergeben hatte. Unter den Gelehrten, die sich um sie versammelten, waren die bekanntesten und vorzüglichsten Huet, Menage, Lafontaine und Segrais. Frau von Sevigné fällt in einem Briefe an ihre Tochter folgendes günstige Urtheil über die Frau von la Fayette: „Sie ist eine liebenswürdige, hochachtungswerthe Frau, die man von dem Augenblick an liebgewinnt, wo man sich bei ihr befindet und sich ihres Herzens und Geistes erfreut; je näher man sie kennen lernt, desto inniger fühlt man sich angezogen." Sie starb im Jahr 1693. Ihre Schriften haben ihr mit Recht einen ehrenvollen Platz unter den geistreichsten und gebildetsten Frauen Frankreichs erworben. Die vorzüglichsten sind: Zaide, la Princesse de Clève und la Princesse de Montpensier.

Fea Carlo, einer der verdientesten italiänischen Archäologen unseres Zeitalters, der auch Winkelmanns Kunstgeschichte auf italiänischen Boden verpflanzte.

Febvre (Franz Joseph le), Herzog von Danzig, war der Sohn eines wohlhabenden Müllers zu Ruffach im Elsaß, geboren am 25. Octob. 1755. Noch sehr jung, weihte er sich schon dem Stande des Kriegs. Er trat in das französische Garderegiment, wo er es, aller Talente ungeachtet, nicht höher als bis zur Stelle eines Ser-

geanten brachte. Aber auch ſeinem Genie öffnete die Revolution eine glänzendere, unabſehbare Laufbahn, die er nun mit allem Ungeſtüm eines feuervollen Jünglings betrat, dem Vaterland und Ruhm heilige Güter ſind. Durch ſeinen Muth ſchwang er ſich bei der Moſelarmee empor, und erſt in Folge ſeiner ausgezeichneten Dienſte, beſonders in dem Treffen bei Gaisbach, ward er im Jahre 1793 zum Diviſionsgeneral ernannt. Von nun an erſchien ſein Name in den Jahrbüchern aller Feldzüge, immer mit Ruhm bedeckt. Er war es, der die Belagerung des Forts Vauban commandirte, nachher in die Pfalz vordrang und den Brückenkopf vor Mannheim blockirt hielt. An der Spitze des Vortrabs der Moſelarmee brach er im Mai 1794 durch die Ardennen ins Hennegau ein; hier bildete er vor Charleroi den rechten Flügel der Belagerungsarmee und ſtand unerſchütterlich den fürchterlichſten Angriffen des Prinzen von Coburg entgegen. Charleroi fiel. Jourdan drang tiefer in Flandern ein. Lefebvre hielt in der Poſition von Fleurus die Anfälle des Feindes mit bewundernswürdigem Muthe aus, kräftig unterſtützt durch die Entſchloſſenheit des unter ihm dienenden General Leval, der damals noch Brigadegeneral war. Die blutige Schlacht von Fleurus (26. Juni 1794) war Jourdans ſchönſter Triumph. Auch Lefebvre ſchmückte ſich hier mit Lorbeeren. Die Moſelarmee, bald darauf in eine Sambre- und Maasarmee verwandelt, ſah ihn ſeitdem immer an der Spitze ihres Vorheers, und Lefebvre trug nicht wenig zu den Niederlagen der Öſterreicher bei, beſonders auf den Höhen von Lüttich und Linnich. Der Muth, welchen er bei dem zweimaligen Übergange der franzöſiſchen Armeen (1795 u. 1796) über den Rhein bewies, ſo wie der noch größere, welchen er auf den Rückzügen dieſer Heere zeigte, gab ihm ſchon damals den Rang unter Frankreichs vorzüglichſten Feldherren. Auch bei der unglücklichen Schlacht von Stockach, wo der öſterreichiſche Held Carl den Sieger von Fleurus ſchlug (im Mai 1799), commandirte Lefebvre wieder den Vortrab der franzöſiſchen Macht. Alle ſeine Talente, ſeine ganze Tapferkeit konnten den Sieg nicht feſſeln. Er ſelbſt ward in der Schlacht durch einen Schuß am Arme verwundet. Nichts deſto weniger deckte er Jourdans Rückzug mit einer Klugheit und Unerſchrockenheit, die ſelbſt ſeinem Gegner Achtung einflößte. Frankreich blieb gegen Lefebvre's Verdienſte nicht gleichgültig. Bei den Revolutionen im Vollziehungsdirectorium ward auch dieſer General zu einem Mitgliede der höchſten Gewalt in der tief erſchütterten Republik beſtimmt. Aber die Wünſche der Gutdenkenden blieben erfüllungslos. Die Jacobiner, welche damals (im Juni 1799) die Übermacht im Rathe der Fünfhundert beſaßen, ernannten ſtatt ſeiner Moulin. Lefebvre erhielt dagegen das Commando von Paris. Er behielt daſſelbe bis zur Rückkehr Bonaparte's aus Ägypten, dem er dieſe, für die bevorſtehende Revolution entſcheidend wichtige Stelle abtrat, und außerdem am 18. Brumaire (9. Nov. 1799) die weſentlichſten Dienſte zur Auflöſung des, der Herrſchaft unwürdigen Vollziehungsdirectoriums leiſtete. Dankbar nahm der erſte Conſul von dieſer Zeit an ſtets auf Lefebvre's Verdienſte Rückſicht. Ihn geſellte er zu den wenigen Generalen, welche er ſeines Vertrauens vorzüglich würdigte; er ernannte ihn ſchon den folgenden Tag zu ſeinem erſten Lieutenant, ſtellte ihn unter ſich im Commando der Hauptſtadt an, und ließ ihn im April 1800 in den Erhaltungsſenat wählen, deſſen Vicepräſident Lefebvre im Juli 1803

und deſſen Prätor er den nachfolgenden 17. September ward. Er gab ihm im Mai 1804 den Reichsmarſchallſtab und machte ihn zum Großoffizier und Commandanten der fünften Cohorte der Ehrenlegion. Am 1. Februar 1805 wurde der Marſchall mit dem rothen Bande decorirt; der König von Spanien erhob ihn unter die Ritter des Ordens Carls III. Der Krieg gegen Öſterreich brach bald nachher wieder aus; der Marſchall commandirte diesmal im Innern die Nationalgarden. Thätiger erſchien er in dem darauf folgenden Feldzuge gegen Preußen, wo er durch die nachdrückliche Belagerung und glückliche Einnahme der ſtarken und von den Preußen rühmlich vertheidigten Feſtung Danzig ſeine Thaten krönte und durch dieſen für die Fortſetzung des Krieges ſo wichtigen Erfolg die Gegner um ſo geneigter machte, den Friedensvorſchlägen des Siegers Gehör zu geben. Napoleon belohnte Lefebvre's heldenmüthige Thaten mit der *Herzogwürde von Danzig* und einer Revenüe von 100,000 Franken. Bald darauf rief ihn die in Spanien ausgebrochene Revolution jenſeit der Pyrenäen, woſelbſt er bis zum Ausbruche des Krieges gegen Öſterreich im Jahr 1809 commandirte. In dieſem Feldzuge ſtand er an der Spitze der Bayern. Nach der Schlacht bei Regensburg, zu deren Entſcheidung er weſentlich beitrug, drang er in das gegen Bayern aufgeſtandene Tyrol ein, und nur die unüberwindlichen Hinderniſſe, welche das Land ſelbſt und ſeine an Zahl überlegenen Bewohner ihm entgegenſtellten, zwangen ihn nach den rühmlichſten Proben des Muths und der Tapferkeit, ſich aus demſelben zurückzuziehen. Zuletzt commandirte er in Spanien. 1814 erklärte er ſich bald für Ludwig XVIII. und wurde von dieſem zum Pair von Frankreich ernannt.

Febronius, ſ. Hontheim.

Fecialen, eine Gattung römiſcher Prieſter, welche, wie bei den Neuern die Herolde, den Krieg ankündigen und Frieden ausrufen, vorzüglich aber auch über die jedesmalige Befugniß, Krieg anzufangen, entſcheiden und zu verhüten ſuchen mußten, daß die römiſche Republik nicht unnütz in Krieg verwickelt wurde.

Fechtkunſt an ſich, die Kunſt des geſchickten perſönlichen Angreifens und Vertheidigens, beſonders durch Degen oder Schwert, kann nicht bloß im Fall des wirklichen ernſtlichen Kampfes, ſondern auch zur Stärkung und Geſchmeidigung des Körpers durch regelmäßige Bewegungen, ja ſelbſt zur höheren Beluſtigung, als vollendete Darſtellung eines wechſelſeitigen Kampfes angewendet werden, und nähert ſich hierdurch der ſchönen Kunſt, obgleich die Bewegungen des Körpers nicht frei, ſondern durch den Zweck des Angriffs und der Vertheidigung ſehr beſchränkt ſind. Im letztern Falle aber muß ſie nicht als wirklicher Kampf auf Tod und Leben, ſondern durch Nachahmung als Spiel erſcheinen und ſich darum beſonders der Hieb- und Stechrappiere bedienen. In der Fechtkunſt haben es vorzüglich die Franzoſen weit gebracht. Die Fechtkunſt des Cavaleriſten aber hat mit der gewöhnlichen Fechtkunſt ſehr wenig gemein. Schriftlichen Unterricht erhält man in *Schmidts* Lehrſchule der Fechtkunſt, der beſte iſt aber hierin der practiſche.

Feder. Die Federn ſind das charakteriſtiſche Eigenthum des ganzen Vogelgeſchlechts; ſie beſtehen, ihrer äußern Bildung nach, aus zwei Theilen, dem Kiele und der Fahne. An dem Kiele unterſcheidet man wieder zwei Theile, die Spule, welche einer runden, durchſichtigen, hohlen, hornartigen Röhre gleicht, und gleich-

ſam die Wurzel der Feder iſt, und den Schaft, welcher elaſtiſch iſt und aus einem weißen, trockenen und ſehr leichten Mark beſteht. In der Spule findet ſich ein häutiges Gefäß (Seele der Feder), welches aus lauter in einander geſchobenen Trichterchen oder Bläschen beſteht, die mit einander Gemeinſchaft haben. Oben endigt es in einer Röhre, unten aber ſteht es mittelſt einer kleinen Öffnung des Kiels mit der Haut des Vogels in Verbindung, und iſt wahrſcheinlich das Werkzeug, wodurch der Feder Nahrung zugeführt wird. Der Schaft iſt zu beiden Seiten mit parallel laufenden, dicht neben einander ſtehenden Faſern beſetzt, deren jede wieder einen kleinen Schaft mit ähnlichen kleinen Seitenfäſerchen enthält. Dieſe Bekleidung des Schafts nennt man die Fahne, welche bald zu beiden Seiten gleich, bald auf der einen kleiner und auf der andern größer iſt, je nachdem die Federn aus dem Flügel, aus dem Körper oder aus dem Schwanz des Vogels ſind. Der Bau der letztern iſt ſo beſchaffen, daß die Fahne derſelben ein dicht zuſammenhängendes Blättchen bildet, welches die Luft nicht durchläßt, ohne daß jedoch die Faſern verwachſen wären. Sie ſind vielmehr mit Härchen und Häkchen beſetzt, mittelſt welcher ſie ſich ſo feſt an einander ſchließen, daß ſie an einander zu kleben ſcheinen. Das Gefieder der Vögel hat die Eigenthümlichkeit, daß es ſich zu gewiſſen Zeiten erneuert; wir nennen dies Mauſern. Bei den meiſten einheimiſchen Vögeln geſchieht es nur einmal im Jahre, und zwar im Herbſt, bald früher, bald ſpäter; nur wenige, wie die Wachteln, mauſern ſich zwei Mal des Jahres. Da die Federn die Eigenſchaft haben, daß ſie, wenn ſie ihr Wachsthum vollendet haben, trocken werden, und nur die Spule oder das in ihr enthaltene Gefäß noch einige Feuchtigkeit oder Fettigkeit einſaugt, ſo wächſt auch ein abgeſchnittener Theil der Feder nicht wieder, und ein Vogel, dem die Flügel verſchnitten ſind, bleibt bis zur nächſten Mauſerung in dieſem Zuſtande, wo dann die Stumpfen ausfallen und ihm neue Schwungfedern wachſen, man müßte ſie ihm denn früher allmälich ausziehen, wobei der Vogel nichts leidet und ſein Gefieder in einigen Wochen wieder erlangt. Welchen Gebrauch wir von den Federn machen, iſt bekannt; die Bewohner des hohen Nordens bedienen ſich der abgezogenen befiederten Häute mehrerer Waſſervögel zur Unterkleidung. Der Grönländer trägt den Federbalg der Eider mit der Federſeite auf dem bloßen Körper, und widerſteht darin der furchtbaren Kälte ſeines Himmelsſtrichs. Die alten Mexicaner verfertigten aus den prachtvollen Federn ihres Colibri's allerlei Gemälde, nach Art der Moſaik, die aber höchſt unvollkommen ſeyn mußten, und nur einem Volke genügen konnten, das auf einer ſo niedrigen Stufe der Kunſtbildung ſtand. Profeſſor Blank in Würzburg hat eine Federpflanzenmoſaik ähnlicher Art erfunden.

Federharz (auch Gummi elaſticum genannt). Der Baum, von welchem dieſes merkwürdige Naturproduct gewonnen wird, wächſt in mehreren Gegenden Südamerika's, und wird von Gmelin unter dem Namen Caoutchova elastica im Syſtem aufgeführt. Ritzt man den untern Theil ſeines Stammes mit einem ſcharfen Inſtrumente, ſo ergießt er einen milchähnlichen Saft, der ſich an der Luft verdickt. Die Eingebornen ziehen dieſen Saft zur Zeit ſeiner Flüſſigkeit über thönerne Formen, die ſie nachher im Waſſer auflöſen und herausſpülen, daher rührt die birnenförmige Geſtalt, in der er auch nach Europa kommt. Ob dies Harz ſeine bewun-

bernswürdige Elaſticität, wodurch es ſich auszeichnet, von Natur oder durch gewiſſe Kunſtgriffe der Wilden erhalte, iſt nicht ausgemacht. Es ſcheint auch von einigen andern Baumarten, z. B. von dem indianiſchen Feigenbaum, gewonnen zu werden.

Federici (Camillo). Wir beſitzen unter dieſem Namen eine aus einigen zwanzig Stücken beſtehende Luſtſpielſammlung, die ſich ſehr vortheilhaft auszeichnet, deren Verfaſſer aber nach der Verſicherung eines piemonteſiſchen Gelehrten, der ihn kannte, eigentlich Ogeri hieß. Er war aus Obermontferrat gebürtig, ſtudirte zu Turin, ward Doctor der Rechte und widmete ſich der Advocatur. Im Jahr 1784 war er Richter zu Govon, einem Flecken der Provinz Aſti und Lehne des Hauſes Solar. Hier lernte ihn um dieſe Zeit Victor Amadeus III. kennen, und ernannte ihn zum königlichen Richter in Moncalieri, einem Städtchen unweit Turin. Ungeachtet er ſich allgemeine Liebe erwarb, gab er doch, aus unbekannten Urſachen, ſeinen Poſten auf, veränderte ſeinen Namen und widmete ſich dem Theater. Im Febr. 1803 ſtarb er zu Turin. Seine Stücke ſind verdienter Weiſe mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden; ſie haben einen regelmäßigen Gang und einen Reichthum an intereſſanten Situationen. Die Charaktere ſind treffend und ohne Überladung gezeichnet. Der Dialog iſt fließend und correct, und die Feinheit der Scherze verräth einen Mann, der ſeine Bildung der vornehmern Welt verdankt. Sein Luſtſpiel La bugia vive poco iſt unter dem Titel Gleiches mit Gleichem, von Vogel bearbeitet, auf die deutſche Bühne gebracht worden, und wird noch immer gern geſehen.

Federkraft, ſ. Elaſticität.

Feen, Feenmährchen. Daß die Feen weibliche Geiſter ſeyen, eine Art von Schickſalsgöttinnen, weiß jeder aus ſeiner Kindheit. Bekanntermaßen gibt es zweierlei Arten, gute und böſe, und gewöhnlich ſind jene die ſchönſten Damen von der Welt, dieſe die häßlichſten Mißgeburten, die man ſich vorſtellen kann. Wichtig iſt ihr Einfluß auf das Leben der Menſchen. Oft finden ſie ſich bei der Wiege oder in entſcheidenden Augenblicken des Lebens ein, beſtimmen und wenden das Schickſal, geben und nehmen Geſchenke. Neben einer Art von Allwiſſenheit ward ihnen die hohe Macht, und ihr Stab that Wunder, wie ein Zauberſtab. Doch ſind beide, ihr Wiſſen und ihre Macht, nicht unbeſchränkt, und zumal der letztern Art wirken oft andere Feen, oft Zauberer entgegen. Was eine Fee gewirkt hat, kann eine andere nicht ſogleich aufheben, der Macht des Zauberers unterliegen ſie oft ſelbſt, und man hat Beiſpiele, daß Feen, die ſonſt durch eigene Macht die wunderbarſten Verwandlungen der Weſen bewirkten, ſelbſt Verwandlungen unterliegen mußten. Beſchränkt, wie ihre Macht, iſt auch ihre Willkür; nur unter Bedingungen, die nicht in ihre Macht gegeben ſind, können ſie wirken, denn mächtiger als Feen und Zauberſtab iſt das im Dunkeln waltende Schickſal. Wer erkennt nicht in dieſem poetiſchen Weſen und ihrer Wirkſamkeit einen Verſuch, das ewige Räthſel der oft bis zum Wunderbaren verſchlungenen Begebenheiten des Lebens zu löſen, und die unſichtbaren Beweger der Natur kennen zu lernen! Freilich ein Kindesverſuch, der ſtatt der Vernunft durch Einbildungskraft gemacht wird, und an die Stelle eines philoſophiſchen Syſtems von natürlichen Urſachen ein poetiſches Syſtem von Mythologie ſetzt. Je angenehmer das Wunderbare und Über=

natürliche iſt, deſto lieber ergreift es die Imagination; das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind, beſonders wenn es von der Poeſie gepflegt wird. Das Vaterland dieſer Mythologie der Feen iſt Arabien, von woher ſie durch die Troubadours nach Europa verpflanzt ward. Der europäiſche Name Fee kommt von fatum, d. i. Schickſal, und bei den Italiänern heißt Fee noch fata. In den hiſtoriſchen Sagen der Italiäner ſtößt man öfters auf Feen, und es gab hier, wie bei den Arabern, Sagen, worin behauptet ward, daß eine Provinz von Feen bewohnt ſey. In Frankreich erhielten ſie im zwölften Jahrhundert durch Lancelot vom See ihre poetiſche Beglaubigung. Die wunderbare Macht der Dame vom See verbreitete in Frankreich und dem Auslande den Geſchmack an der Feerei, wozu Philipp Graf von Flandern (1191) nicht wenig beitrug. Die Klügeren glaubten daran in den Romanen, das Volk ſah Feen überall, beſonders aber in verfallenden Schlöſſern oder ſolchen, die in Wäldern lagen. Im Schloſſe von Luſignan waltete die Fee Meluſine; aber auch um Quellen und Bäume webten ſie. Eine bedeutende Rolle ſpielten ſie fortan in den Ritterromanen und Fabliaux, und gaben der romantiſchen Poeſie des chriſtlichen Ritterthums einen eigenen Reiz; ſie machten die Maſchinerie derſelben aus, und die romantiſch-epiſchen Gedichte eines Bojardo, Arioſto u. A. gewannen nicht wenig dadurch. In England führten ſie nicht etwa bloß Chaucer und Spenſer durch ſeine Feen-Königin (The Fairy-Queen) ein, ſondern Erzählungen von ihnen waren ſo ungemein gewöhnlich, einem jeden geläufig, und in den Glauben des Volks übergegangen, daß die Feen ſelbſt dann nicht ſeltſam und unnatürlich ſchienen, als Shakſpeare ſie auf die Bühne brachte. Neben der chriſtlichen Lehre von guten und böſen Geiſtern konnten ſie recht gut beſtehen, und Taſſo machte in ſeinem befreiten Jeruſalem einen Verſuch, dieſe geiſtigen Mittelweſen des Chriſten- und Heidenthums in eine poetiſche Harmonie zu bringen. Im letzten Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts wurden aber beſonders die eigentlichen Feenmärchen Mode, und es ſcheint, daß auch hier die Italiäner vorangingen. Der Pentamerone von Baſilio, vermehrt von Aleſſia Abbatutis brach 1672 die Bahn. Durch Urſachen, welche ihren Grund in der Privatgeſchichte Ludwigs XIV. haben, kamen dieſe Mährchen, ſeit der Aufhebung des Edicts von Nantes 1685, in Frankreich an die Tagesordnung, und es kamen, nachdem Perrault, den man gewöhnlich den Erfinder der Feenmährchen nennt, 1697 die Contes de ma mère l'Oye herausgegeben hatte, ihrer faſt zu gleicher Zeit eine Menge von verſchiedenen Verfaſſern und Verfaſſerinnen in Umlauf. Sieht man auf die Jahreszahl der Titel, ſo ſcheint es, daß der gelehrte Orientaliſt Antoine Galland zur Überſetzung der arabiſchen Feenmährchen Tauſend und Eine Nacht, welche 1704 herauskam, erſt durch die faſt epidemiſche Vorliebe, mit der ſich das Publicum für Erzählungen dieſer Art intereſſirte, veranlaßt worden ſey. Vielleicht aber hatte Galland durch frühere Mittheilung in Privatcirkeln die Idee davon geweckt, die Erinnerung an die Feen in den alten Fabliaux und Ritterromanen kam hinzu, und man verſuchte ähnliche Erfindungen. Mit welcher Begierde dieſe von dem Publicum aufgenommen wurden, beweiſ't die Menge, welche ſeit der Zeit erſchien. Man hat die vorzüglichſten geſammelt in dem Cabinet des Fées (Paris und Genf 1786. 37 Bde. 8.), deren letzter Band Nachrichten über die Ver-

faſſer enthält. Die ernſten Geſchmacksrichter aus der Schule Boileau's, die ſo ſehr den Verſtand der Einbildungskraft vorzogen, ſchüttelten freilich gewaltig die Köpfe, allein der Modegeſchmack kehrte ſich nicht daran, bis die Überfüllung endlich Ekel erregte. Dann ſah man freilich ein, daß Hamilton, der ſelbſt ſo vortreffliche Feenmährchen ſchreiben konnte, Recht gehabt haben möge, ſich darüber luſtig zu machen, und würde, wenn Wieland damals ſeinen Don Silvio von Roſalva geſchrieben hätte, alle Lauge von Spott und Witz, die in dieſem Seitenſtück des Don Quixote über die Armſeligkeiten und Ungereimtheiten vieler dieſer Producte ergoſſen iſt, gebilligt und gern belacht haben. Indeß ſagen wir mit Herder: „Daß nicht ſelbſt in verſtand- und zwecklose Erzählungen dieſer Art Verſtand und Zweck gebracht werden könne, wer wollte daran zweifeln? die Blume der Arabeske ſteht da; laß aufſteigen aus ihr ſchöne Geſtalten! Keine Dichtung vermag dem menſchlichen Herzen ſo feine Dinge ſo fein zu ſagen, als der Roman, und vor allen Romanen das Feenmährchen. In ihm iſt die ganze Welt und ihre innere Werkſtätte, das Menſchenherz, als eine Zauberwelt ganz unſer. Nur ſey man ſelbſt ein von der Fee begabter Glücklicher, um in dieſer Zauberwelt ihre Geſchäfte zu verwalten. Nirgend mehr als in ihr wird das Gemeine abgeſchmackt, häßlich, unerträglich. Die Capricen und Launen dieſer Welt fodern den feinſten Verſtand, die unerwartetſte Wendung." S. auch Volksmährchen. dd.

Fegefeuer iſt nach einer gereinigten catholiſchen Dogmatik der Übergang noch unvollendeter Gerechten zum endlichen Beſitze der himmliſchen Seligkeit. Das Concilium zu Trident beſtätigte dieſen Artikel des catholiſchen Glaubens, als in der heiligen Schrift und auf Tradition gegründet, die Proteſtanten und die griechiſche Kirche haben ihn ſtets geläugnet. Die Bibelſtellen, welche man dafür allegirt, ſind Offenbarung Johannis XXI. 27. Nichts unreines wird in das Himmelreich eingehen; ſodann Maccabäer II. Cap. 12. V. 38. sq. Math. XXV. Lucas XII. V. 58. Paulus an die Corinther I. Cap. 3 V. 2. Von den Kirchenvätern hat beſonders Origenes und Auguſtin die Idee des Fegefeuers cultivirt und die finſtern catholiſchen Dogmatiker mit Hülfe des ſpeculativen Mönchsgeiſtes haben dieſes Dogma in die lächerlichſten Hypotheſen ausgeſponnen. Sie ſetzen das allgemeine Fegefeuer neben oder rund um den Höllenpfuhl, ſie behaupten, ein Funke des Fegefeuers ſey empfindlicher denn aller körperlicher Schmerz, jeglicher Fromme werde darin gereinigt und zwar an dem Gliede gebrannt, womit er geſündigt habe, durch Seelenmeſſen ꝛc. werde der Aufenthalt im Fegefeuer erleichtert und verkürzt, manche Seelen hätten ihr beſonderes Fegefeuer auf gewiſſen Orten der Erde, wohin ſie gebannt werden, z. B. in Backöfen ꝛc. und beſonders da, wo ſie eine Hauptſünde begangen hätten ꝛc. und was dergleichen Alfanzereien mehr ſind. Der hiſtoriſche Urſprung des Fegefeuers iſt in der platoniſchen Philoſophie, und zwar in der Lehre von der Seelenwanderung zu ſuchen, welche die Kirchenväter in das chriſtliche Religionsſyſtem auf dieſe Art einzuſchwärzen verſucht haben. Auf den Concilien kam das Fegefeuer zuerſt 1439 auf dem zu Florenz zur Sprache, und die proteſtantiſchen Theologen haben mit Ernſt und Spott dieſes Dogma möglichſt angegriffen, was ihnen bei deſſen Entſtellung durch das Mönchthum ſehr leicht werden mußte. Philoſo-

phiſch betrachtet iſt es, wie jede andere Hypotheſe über den Zuſtand der Seelen nach dem Tode, Sache des Glaubens und übrigens in conſequentem Contact mit andern catholiſchen Dogmen. Der Religion der Phantaſie ſagt dieſe Feuerreinigung, ſo wie die Wirkungen der Frommen, Vorbitten und Söhnopfer ſehr zu, und die Unvollkommenheit des irdiſchen Menſchen gibt ſogar innere Gründe an die Hand, einen allmälichen Übergang in die vollkommene Seligkeit, eine Reinigung und Läuterung des ſinnlichen Weſens anzunehmen, wenn nicht ſchon Leben und Tod hienieden das Fegefeuer ausmachen. A.

Fehde, ein altdeutſches Wort (Fehd, Fehde), welches Zwiſt, Uneinigkeit, einen feindſeligen Kampf bedeutet; beſonders aber im Mittelalter die Kämpfe und Überfälle der deutſchen Unterthanen, vorzüglich der Ritter, wozu ſie durch das Fauſtrecht berechtigt zu ſeyn glaubten (ſ. d. Art.), denn die Stärke galt ſtatt des Rechts. Wo der Streit ehrlicher geführt wurde, ging demſelben ein Fehdebrief oder eine Ankündigung deſſelben vorher; auch wurde zum Zeichen der Ausfoderung ein Handſchuh, der Fehdehandſchuh, hingeworfen, wer ihn aufhob nahm den Kampf an.

Fehmgericht, ſ. Vehme.

Fehrbellin, eine kleine Stadt in der Mittelmark Brandenburg, berühmt durch den von dem großen Churfürſten Friedrich Wilhelm im Jahr 1675 über die Schweden erfochtenen entſcheidenden Sieg. Ein Denkmal der Schlacht ſteht auf einer Anhöhe bei Fehrbellin. Hier war es, wo dem Churfürſten von ſeinem treuen Stallmeiſter Frohben das Leben gerettet ward. Der Churfürſt ritt einen Schimmel, und machte ſich dadurch den Feinden kenntlich. Frohben bat ſeinen Fürſten, das Pferd mit dem ſeinigen zu tauſchen, unter dem Vorwande, daß es ſcheu ſey, und hatte es kaum beſtiegen, als er von einer Kugel todt zur Erde geſtreckt wurde. Der Churfürſt konnte ſeine Dankbarkeit nur der Familie des Edlen bezeigen, die er in den Adelſtand erhob und mit Gnadenbezeigungen überhäufte.

Feierlich heißt das Erhabene, wenn es ehrerbietige Stille in uns ſchafft, ſey es, weil der Geiſt durch die Betrachtung in die Tiefen ſeiner ſelbſt hinabgezogen, oder in eine ideale Welt hinauf erhoben wird. Alle wahre Feierlichkeit hat etwas Stilles, Entfernung von Geräuſch und Leidenſchaft; nicht jede Stille aber iſt deßhalb feierlich, ſondern nur jene, welche Ideen des äſthetiſch-moraliſch- oder religiös-Erhabenen im Gemüthe weckt. Langweilige und todte Stille, z. B. in einer Geſellſchaft oder in einer öden Gegend wird dem Geiſte zur Laſt. Dies ſcheinen jene nicht zu wiſſen, die durch Gravität, eine falſche Feierlichkeit, auf eine ſteife Weiſe zu imponiren gedenken. Das ſteife, gezwungene Weſen der Gravität gründet ſich übrigens auf die richtige Bemerkung, daß die Feierlichkeit in allen Theilen etwas Übereinſtimmendes verlangt und durch raſche Wendungen und Übergänge geſtört wird. dd.

Feldgeſchrei heißt überhaupt das wilde Geſchrei, mit welchem ehemals die Krieger eine Schlacht begannen, um ſich Muth zu machen und den Feind zu ſchrecken. Es iſt bei den Türken und andern, beſonders rohen Völkern, noch Sitte. Im engern Sinne und bei uns bedeutet es das Loſungswort, woran ſich die Parteien im Felde, zumal in der Nacht, erkennen (Parole).

Feldmarſchall, Generalfeldmarſchall, iſt der oberſte Befehlshaber bei der ganzen Armee, wenn kein Generaliſſimus beſteht. Bei der kaiſerlichen Armee iſt der Feldmarſchall das Mittel zwiſchen dem General en chef und dem Feldmarſchall-Lieutenant. Feldprobſt, Oberfeldprediger. Feldſchlange, eine (nicht mehr gebräuchliche) lange Kanone, die 18 Pfund Eiſen ſchießt; ein halbe: die 9 Pfund ſchießt. Ein Feldſtück iſt ein Geſchütz von mittelmäßiger Größe, das auf dem Marſche leicht folgen kann. Feldzeichen, im eigentlichen Sinne, heißt alles das, was die Offiziere und Soldaten bei einem nächtlichen Unternehmen, um ſich gegenſeitig zu erkennen, tragen, z. B. ein weißes Tuch um den linken Arm, eine weiße Hutcocarde u. ſ. w. Feldbinde, die Binde, welche der Offizier um den Leib trägt, und welche zugleich Zeichen der Truppen, oft auch des Regiments iſt. Sie verdient in diätetiſcher Hinſicht nicht abgeſchafft zu werden. Feldzeugmeiſter, der oberſte General bei der Artillerie, der Oberaufſeher über das Feldzeug oder ſchwere Geſchütz.

Feldwacht. Hat das Heer ein Lager bezogen, ſo muß es von der etwanigen Annäherung des Feindes frühzeitig genug benachrichtigt werden, um ihn entweder mit Nachdruck empfangen, oder wenn man ſich nicht einlaſſen will, zu rechter Zeit das Lager verlaſſen zu können. Um nun dieſe Nachricht zu erhalten, umgibt die Armee ihr Lager von allen Seiten, und vorzüglich nach der, von welcher der Feind kommen muß, mit einzelnen, kleinen, aus den leichteſten Truppen von allen drei Waffen beſtehenden Abtheilungen, die dann ihre Schildwachten und Vedetten (die vorderſten Wachen) ſo ausſtellen und überhaupt ſolche Anſtalten treffen müſſen, daß man ſich nicht dem Lager unentdeckt nähern kann. Beabſichtigt man aber nebſt der Benachrichtigung noch das Aufhalten eines etwa zahlreich und ſtark andringenden Feindes, ſo werden zwiſchen dem Lager und den Feldwachten hinreichend ſtarke Corps ausgeſetzt, die ſich verſchanzen, mit ihren Sicherheitspoſten auf allen Seiten umgeben, und auf welche ſich die Feldwachten bei Annäherung einer feindlichen Übermacht zurückziehen. Dabei wird ein gewiſſer Theil des gelagerten Heers, der Piket heißt, und deſſen Stärke auf jede Brigade ungefähr eine Compagnie oder Escadron beträgt, zum Ausrücken und Unterſtützen, im Fall der Noth, beordert. Dieſes Piket beſetzt die Gegend, in welcher der Feind anrücken muß, bei Nacht und neblichtem Wetter wirklich und wird im Lager durch das Reſervepiket erſetzt.

Felicitas, bei den Römern die vergötterte Glückſeligkeit, vorgeſtellt als weibliche Figur, die auf einem Füllhorn ruht, bald einen Ölzweig, bald eine Lanze in der Hand. Symboliſche Beziehungen derſelben ſind auch über einander gelegte Füllhörner, Kornähren zwiſchen ihnen, in einem Scheffel ſtehende Kornähren, ein Getraideſchiff u. ſ. w.

Fellenberg (Philipp Emanuel), ward den 27. Junius 1771 zu Bern geboren, wo ſein mit vielſeitiger Gelehrſamkeit ausgerüſteter Vater ein würdiges Mitglied der Regierung war und eifrig für die Erziehung ſeines Sohnes ſorgte. Mehr noch that dieſes ſeine Mutter, eine Enkelin des berühmten Admirals Tromp. Begeiſtert für alles, was edel, recht und ſchön war, haßte ſie mit Leidenſchaftlichkeit die Selbſtſucht, dieſes Gift aller Seelengröße. Sie war ſehr religiös, die Mutter der Armen, die Freundin der

Volksfreiheit. Alle dieſe Gefühle und Geſinnungen ſuchte ſie unabläſſig dem Sohne einzuflößen. Auf den Knieen beſchwor ſie ihn eines Tages, beſſer zu werden, als der alltägliche Haufen der Zeitgenoſſen. „Die Großen,“ ſagte ſie, „haben ja überall ihre Freunde, und es fehlt ihnen nicht. Aber du, ſey du der Freund der Armen, der Verlaſſenen und der Unterdrückten.“ Eben ſo ſah man ſie eines Tages bitterlich weinen, als ſie befürchtete, das um Freiheit kämpfende Amerika werde endlich der Gewalt Englands unterliegen müſſen. Solche Lehren mußten auf das weiche Herz eines Knaben die tiefſten Eindrücke hinterlaſſen, der gewohnt war, alles mit jugendlichem Ungeſtüm zu umfaſſen; ſie haben noch im männlichen Alter ſeine Unternehmungen geleitet. Im Jahre 1795 kam Fellenberg in das Inſtitut Pfeffels zu Colmar, und von da wieder nach einigen Jahren in die Schweiz zurück. Sein Jahre langes ununterbrochenes Studiren ſchwächte ſeine Geſundheit, aber nie ſeinen Enthuſiasmus für Arbeiten, die ihm das höchſte Gut waren. Um ſein allzulebhaftes Temperament zu zügeln und jede Selbſtverläugnung in ſeinem kleinen Wirkungskreiſe zu üben, that er freiwillig auf die feinern Speiſen und Getränke des väterlichen Tiſches Verzicht, begnügte ſich mit Waſſer und Brot, oder einfacher Hafergrützſuppe, härtete ſeinen Körper ab, und verwendete ſein Erſpartes zu allerlei wohlthätigen Zwecken. Am meiſten war es ihm neben ſeinen Vorbereitungswiſſenſchaften um Kenntniß des Menſchen in allen Ständen und Verhältniſſen zu thun. Zur Vollendung der Lehrjahre begann er früh die Wanderjahre. Allein anſtatt in großen Städten, lebte er in unbekannten Dörfern mit dem Volke, deſſen Gebräuche, Bedürfniſſe und Ideenkreiſe er ſtudirte. So trieb er ſich bis zum Ausbruche der Revolution der Schweiz nicht nur in allen Cantonen ſeines Vaterlandes und in Graubündten, ſondern auch in Frankreich, Tyrol, Schwaben und andern deutſchen Ländern oft ohne beſtimmte Zwecke herum. So ſprach ihn z. B. eines Tages zu Rigolsau, wo er eine Waſſercur machen mußte, ein junges Frauenzimmer an, er möchte einen Oheim deſſelben zu einem tröſtlichern Glauben bekehren, da er, von religiöſen Schwärmereien verleitet, an ſeiner Seligkeit verzweifelte. Der Antrag reizte den jungen achtzehnjährigen Menſchenbildner um ſo mehr, je abenteuerlicher es ihm vorkam, daß er einen dreißig Jahre ältern Mann bekehren ſollte. Der Oheim war leider taub. Fellenberg machte ſich ihm bald durch Geberden verſtändlich. Der Mann gewann ihn lieb, und ſie wurden einig, ein Jahr lang mit einander ganz allein am Zürcherſee zu leben, um zu verſuchen, ob einer den andern zu ſeinem Glauben oder Unglauben bekehren könnte. Es gelang keinem. Allein dieſer Vorfall und die Bekanntſchaft eines 28jährigen Genfers, der ihn bat, daß er ihm einige angenommene böſe Gewohnheiten abgewöhnen möchte, beſtimmten Fellenbergen, der außerdem ſehr freigebig und wohlthätig war, nur noch entſchiedener für Volksbildung und Erziehungsweſen. Auf dieſen Kreuz- und Querzügen, auf welchen er jedoch nie ſeines Zieles vergaß, verſäumte er darum die wiſſenſchaftlichen Studien nicht. Im berniſchen Dorfe Limpach warf er ſich auf das Studium der griechiſchen Literatur, und im aargauiſchen Dorfe Veltheim auf die kantiſche Philoſophie. Auch Peſtalozzi ſah er öfters, bald wo ſie einander auf ihren Reiſen begegneten, bald in der Wohnung deſſelben im Birrfeld. Fellenberg ehrte den von ſeinen Mitbürgern oft verkannten Mann mit

Enthuſiasmus. Inzwiſchen näherte ſich der Zeitpunkt, in welchem Fellenberg die Frucht ſeiner langen Vorübungen genießen und ſeine Ideale in die Wirklichkeit des Lebens rufen wollte. Aber der Gang der franzöſiſchen Revolution und der öffentlichen Angelegenheiten in der Schweiz bedrohte die Sicherheit jedes großen Unternehmens. Aus Furcht, ein freies Vaterland einzubüßen, bewog er ſeinen Vater, einen Theil des Vermögens in den öffentlichen Fonds von Amerika anzulegen. Noch mehr reizte ihn dazu die Bekanntſchaft mit dem Verfaſſer des „Calm observer," Benjamin Vaughan, geweſenen engliſchen Parlamentsgliede, von deſſen Brüdern der eine, John Vaughan, Director der öffentlichen Bank in Neu-York, der andere, Charles Vaughan, Handelsmann in Boſton war. Aber dieſe Amerikaner, ſtatt die ihnen anvertrauten nicht unbeträchtlichen Capitalien, ihrem Gelübde gemäß, nach dem Willen der Eigenthümer anzulegen, verwendeten einen Theil der Summen zu ihrem eigenen Gebrauche, und Fellenberg erhielt, trotz ſeiner, ſelbſt von dem franzöſiſchen Geſandten unterſtützten, zehnjährigen Zurückfoderung noch keine Zurückzahlung. Dies hatte wichtigen Einfluß auf Fellenbergs Lage, deſſen Vater in der letzten Nacht des Jahres 1801 ſtarb. Bei der 1798 in ſeinem Vaterlande entſtandenen Revolution und veränderten Verfaſſung wirkte er weder mittelbar noch unmittelbar mit, ſondern unterwarf ſich als ein treuer Staatsbürger den jedes Mal geltenden Geſetzen. Er übernahm ſogar auf eine Zeit lang das Amt eines Quartiercommandanten der obern Diſtricte des Cantons Bern, und leiſtete als ſolcher bei dem Bauernaufſtande des Oberlandes wichtige Dienſte. Als man aber ſeine den aufgewiegelten Bauern geleiſteten Verſprechen nicht erfüllte, nahm er ſeinen Abſchied und beharrt ſeitdem in dem Entſchluſſe, keine öffentliche Stelle mehr zu bekleiden, ſondern lebt ſeinem Lieblingsſache, der Landwirthſchaft. Vermählt mit einer der liebenswürdigſten Frauen, die ihn zum glücklichſten Vater hoffnungsvoller Kinder machte, bauete er bereits 1799 einen Garten zu Kerſatz unweit Bern. In demſelben Jahre hatte er gemeinſchaftlich mit ſeinem Vater das Gut von Hofwyl, 1½ Stunde von Bern, um 177,000 berner Pfund, oder nach Benzenbergs Zeugniß (B. 1. S. 254. Briefe geſchrieben auf einer Reiſe durch die Schweiz im J. 1810) um 75,000 Thaler bergiſch (jeden zu drei franzöſiſchen Livres gerechnet) erkauft, und brachte es zwei Jahre ſpäter nach ſeines Vaters Tode ganz an ſich, indem er ſeinem Schwager 23,000 berner Pfund mehr, als der Ankaufspreis geweſen, gab. Von nun an ging er muthiger, wenn gleich entkräfteter an Hülfsmitteln, dem großen Ziele ſeines Lebens, der Veredlung des Landbaues und der Menſchen, die ihm gewidmet ſind, entgegen. Vielen war dieſes Unternehmen, deſſen Zweck ſie nicht begriffen, wie jede neue Idee, ein Ärgerniß; viele, denen nicht unbekannt war, daß Fellenberg die beträchtlichen Gelder, welche er in den öffentlichen Fonds der amerikaniſchen Freiſtaaten, der öſterreichiſchen Monarchie und Landſtände, der Reichsſtadt Nürnberg, auch in Frankreich und Holland beſaß, nicht ſogleich zu ſeinem Gebrauch haben konnte, betrachteten ihn als einen phantaſtiſchen Verſchwender; viele ſchrieben ſein Thun und Laſſen einer beſondern Liebhaberei fürs Abenteuerliche zu; viele ärgerten ſich an ſeiner Verbindung mit Peſtalozzi, da deſſen Inſtitut, von Burgdorf verdrängt, nach Hofwyl zog; noch mehrere konnten ihm nicht vergeſſen, daß er wäh-

rend der Revolution der damaligen Centralregierung der Schweiz als treuer Beamter gedient hatte. Indeſſen alle dieſe Urtheile trafen nur den Menſchen Fellenberg, nicht den Landwirth und ſein Hofwyl. Allein nie hat man noch ſo entgegengeſetzte Urtheile über Menſchen und Dinge gehört, als über dieſe Landwirthſchaft. Der eine ſagt, die Ackerwirthſchaft in Hofwyl ſey ſo vortheilhaft, daß ſie drei und vier Mal mehr einbringe als vorher, und Herr Fellenberg werde ein ſteinreicher Mahn. Ein anderer verſichert, Herr Fellenberg habe ſo viele Capitale auf ſein Gut aufgenommen, daß er ſich nicht würde halten können, wenn er mit ſeiner Wirthſchaft nicht in ſeinem Hauſe Penſionsanſtalten verbunden hätte, in welchen jeder Knabe 40 Carolins und jeder Lehrling in dem auf dem naheliegenden Schloſſe zu Buchſee errichteten Ackerbauinſtitute 72 Carolins bezahle. Der Ertrag beider Inſtitute mag jährlich gegen 1000 bis 1200 Carolins ſeyn. übrigens beſteht die Agriculturanſtalt unabhängig von den übrigen Anſtalten, als von den verſchiedenen Werkſtätten zur Fabrikation landwirthſchaftlicher Inſtrumente, zu neuer Erfindung und Vervollkommnung derſelben, zur Elementarbildung der Zöglinge u. ſ. w. Ein dritter ſagt daher, die Ackerwirthſchaft des Herrn von Fellenberg ſey nur Nebenſache in ſeinen philanthropiſchen Planen, nach welchen er durch den Unterricht der Schullehrer und durch die Anlage einer Armenſchule, welche zugleich Muſterſchule ſey, vorzüglich auf die Erziehung des Volks wirken wolle, weßwegen er auch die Schullehrer aus der ganzen Gegend ſechs Wochen auf Hofwyl verſammelt hatte und ſie nach peſtalozziſcher Methode unterrichten ließ. Ein vierter ſchreibt ihm bloß politiſche Zwecke zu, die er eben durch den Bauernſtand erreichen wolle, den er ſich zum Freunde zu machen ſuche. So wirkten hundert kleinliche Leidenſchaften zuſammen, um ihm das Ziel zu verrücken, dem er ſein Leben weiht. Obgleich das Verdienſt Fellenbergs um die ſchweizeriſche Landwirthſchaft und ſein Unternehmungsgeiſt von ſchweizeriſchen Ackerbauern ſowohl, als von Ausländern, worunter auch Fürſten und Könige ſind, anerkannt und mit Beifall belohnt wurde, ſo fand der ruhige Beobachter doch manches anders, als es ſeyn ſollte, und der geſchäftigen Verleumdung gaben die Blößen in der Stiftung von Hofwyl einen freien großen Spielraum. Die Veranlaſſung zu dieſem allen liegt theils in den ſeit zehn Jahren nun beſtehenden Anſtalten zu Hofwyl, theils in Herrn Fellenberg ſelbſt. Denn in Hofwyl hat man die große Meinung, daß hier alles neu und wichtig ſey, weil es einige unkundige ſchweizeriſche und ausländiſche Landwirthe für neu und wichtig gehalten haben; aber darum iſt es ſogar mehrern Schweizern und den meiſten deutſchen Landwirthen nicht neu und wichtig, ſondern ſie haben dieſe Gegenſtände meiſtens ſchon beſſer behandelt, und wenn auch noch ſo viele gräfliche und fürſtliche Commiſſarien zur Beſichtigung nach Hofwyl geſendet worden ſind und noch geſendet werden ſollten. Weder über die Verbeſſerung der Pflüge und die Bereitung des Düngers, noch über die Acker- und Wieſencultur iſt zu Hofwyl etwas Neues zu lernen, weil jeder Bauer in der Schweiz es eben ſo macht und viele deutſche Bauern es beſſer nachmachen, z. B. im Naſſau-Siegenſchen in der Wieſencultur ꝛc. Auch weiß man bis dieſe Stunde noch nicht, ob man zu Hofwyl die erſte Regel von allem vortheilhaften Ackerbaue, ſeine Endzwecke mit der möglichſt wenigen Aus-

gabe zu erreichen, befolgt, weil man die Einſicht der geführten Rechnungen nicht hat. Herr Fellenberg hat es in ſeiner Gewalt, alles Streiten, Tadeln und Loben ſeiner Anſtalt mit einem Male zu beenden, wenn es ihm gefällig wäre, die Reſultate ſeiner Rechnungen in den landwirthſchaftlichen Blättern von Hofwyl, welche er herausgibt, bekannt zu machen. X.

Felloplaſtik, eigentlich Phelloplaſtik, ein von dem Hofrath Böttiger in Dresden gebildeter Ausdruck zur Bezeichnung einer neu erfundenen Kunſt, Modelle, beſonders Ruinen von alten Gebäuden, in Kork darzuſtellen (von den griechiſchen Worten Phellos, Kork, und Plaſtik, Bildnerei). Dieſe etwa vierzig Jahre alte Kunſt wurde zuerſt in Italien geübt, wo ſolche Modelle an Reiſende verkauft wurden. Der Erfinder iſt unbekannt. Da überhaupt die Italiäner dieſe Kunſt als Geheimniß behandelten, ſo können wir Deutſchen den Hofofficianten des ehemaligen Großherzogs von Frankfurt, Herrn May, als Erfinder betrachten.

Felonie nennt man 1. im Lehnrecht die Verletzung der Lehnstreue, dann aber auch 2. jedes Verbrechen, wodurch das Leben verwirkt wird (ſo bei den Britten felony), und 3. Hinterliſt und Argliſt jeder Art. Ob das Wort aus dem Lateiniſchen (von fallere, betrügen), oder aus dem Deutſchen von Fehlen, oder aus dem Fränkiſchen von felons, Untreue, herſtamme, iſt ungewiß. Die Felonie im lehnrechtlichen Sinne iſt entweder Verletzung der Lehnstreue des Lehnsherrn gegen den Belehnten oder Vaſallen durch alle Handlungen gegen Leben, Ehre, Geſundheit und Vermögen deſſelben, oder Verletzung der Lehnstreue des Vaſallen gegen den Lehnsherrn durch Verweigerung des Lehnseides oder der Lehnsdienſte, Verlaſſung des Lehnsherrn in Gefahren, Bündniß mit den Feinden deſſelben, Verrath, Anklage, Offenbarung der Geheimniſſe deſſelben und Verſuche auf ſein Leben. Nicht aber bloß auf die Perſon des Lehnsherrn ſelbſt, ſondern auch auf deſſen Frau, Kinder und Enkel erſtreckt ſich die Felonie, und als eine eigne Art derſelben gilt, wenn der Vaſall ſeinen Lehnsherrn entweder wirklich zum Hahnrei machte, oder es nur zu thun verſuchte. dd.

Fenelon (François de Salignac de la Motte), einer der ehrwürdigſten franzöſiſchen Prälaten, der an einem verdorbenen Hofe als Muſter der Tugend lebte, und eine ſanfte, duldſame Tugend durch Liebe und Einſicht zu erwecken ſuchte. Er wurde den 6. Auguſt 1652 auf dem Schloſſe Fenelon im ehemaligen Querci geboren und ſtammte aus einem alten, mit Staatsämtern und geiſtlichen Würden geſchmückten Geſchlechte. Glückliche Anlagen, ein ſanfter Charakter, verbunden mit einer großen Lebhaftigkeit des Geiſtes, zeichneten ihm früh aus. Sein Oheim, der Marquis von Fenelon, Generallieutenant in franzöſiſchen Dienſten, ein Mann von ſeltener Tapferkeit, gebildetem Geiſte und muſterhafter Frömmigkeit, behandelte ihn wie ſein eigenes Kind und ließ ihn zu Cahors unter ſeinen Augen erziehen. Der Jüngling machte reißende Fortſchritte; die ſchwierigſten Studien waren ihm nur ein Spiel. Schon in ſeinem 19. Jahre predigte er mit ungetheiltem Beifall. Der Marquis, welcher fürchtete, daß die rauſchenden Lobeserhebungen und die Schmeicheleien der Menge ein ſo gut geartetes Herz verderben möchten, bewog ſeinen Neffen, ſich in der Stille und Einſamkeit fortzubilden. Er übergab ihn der Leitung des Abts Tronçon, Superiors von St. Sulpice zu Paris. In ſeinem 24ſten Jahre trat er in den geiſtli-

chen Orden und verrichtete die beſchwerlichſten Dienſtgeſchäfte in dem Sprengel von St. Sulpice. Der Erzbiſchof von Paris, Harlay, vertraute ihm drei Jahre darauf die Aufſicht über die zur catholiſchen Kirche übergegangenen Proteſtanten. In dieſem Poſten verſuchte er zuerſt ſein Talent, einzunehmen, zu belehren und zu überzeugen. Als der König von dem guten Erfolg ſeiner Bemühungen hörte, ernannte er ihn zum Chef einer Miſſion zur Bekehrung der Hugenotten an den Küſten von Saintonge, wo ſeine einfache und tief ergreifende Beredſamkeit, verbunden mit den ſanfteſten Sitten, ganz die erwarteten Wirkungen hervorbrachte. Im J. 1689 vertraute ihm Ludwig XIV. die Erziehung ſeiner Enkel, der Herzoge von Burgund, Anjou und Berry an. Fenelon bildete mit Glück den Geiſt des Herzogs von Burgund, der zum künftigen Beherrſcher Frankreichs beſtimmt war, und ſtreute den Samen aller einen Fürſten zierenden Tugenden in ſein Herz, aus denen das Glück Frankreichs entſproſſen ſeyn würde, wenn nicht ein frühzeitiger Tod dieſe ſchönen Hoffnungen vernichtet hätte. Seine Dienſte blieben nicht unbelohnt; im J. 1695 wurde Fenelon zum Erzbiſchof von Cambray ernannt. Aber während er ſich dieſer Gunſtbezeigungen ſeines Königs erfreute, zog ſich unerwartet ein Ungewitter wider ihn zuſammen. Die Freundſchaft, in der er mit Madame Guyon ſtand, verwickelte ihn in einen theologiſchen Streit mit Boſſuet, der die religiöſen Ideen dieſer Frau anfocht, und von dem Erzbiſchof von Cambray, ſeinem ehemaligen Schüler und nunmehrigen Nebenbuhler, verlangte, daß er ſie mit ihm verwerfen ſolle. Statt deſſen ſchrieb Fenelon ſeine Explication des maximes des Saints, welche Boſſuets Eifer nur noch heftiger erregte; alles, was Fenelon zu ſeiner Vertheidigung und zur Erläuterung ſeiner Grundſätze vorbrachte, konnte nicht verhindern, daß die Maintenon ſich von ihm losſagte, Ludwig XIV. ihn in ſeine Diöceſe verwies, und Innocenz XII. ſeine Lehre verdammte. Fenelon ertrug dieſen Schlag mit gefaßter Seele, und unterwarf ſich unbedingt und ohne Vorbehalt. Er lebte von jetzt an in ſeiner Diöces als ein würdiger Erzbiſchof und chriſtlicher Philoſoph, und vergaß bald über wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen die in der großen Wele erfahrnen Kränkungen. Eine Bruſtentzündung endigte ſein Leben im J. 1715. Die verſchiedenen philoſophiſchen, theologiſchen und belletriſtiſchen Werke, die aus Fenelons Feder gefloſſen ſind, haben ſeinen Namen unſterblich gemacht. Man erkennt in ihnen einen durch die beſten ältern und neuern Schriften genährten, und durch eine lebendige, anmuthige und blühende Phantaſie beſeelten Geiſt. Sein Styl iſt fließend, angenehm, rein und harmoniſch. Seine vorzüglichſten Werke ſind 1. Les aventures de Télémaque, in welchem er als Erzieher des Prinzen das Muſter einer fürſtlichen Erziehung aufſtellen wollte. Es ſoll ihm durch ſeinen Kammerdiener heimlich weggenommen und nachher zum Druck befördert worden ſeyn; doch durfte es erſt nach dem Tode Ludwigs XIV. erſcheinen. Denn da der König einmal wider den Verfaſſer eingenommen war, erblickte er in dieſem hiſtoriſchen Romane eine Satire auf ſeine Regierung, und verbot die Vollendung des ſchon begonnenen Drucks. Es war den Übelwollenden nicht ſchwer, zu finden, was ſie ſuchten. Sie erkannten, woran Fenelon nie gedacht hatte, in der Calypſo die Frau von Monteſpan, in der Eucharis das Fräulein Fontanges, in der Antiope die Herzogin von Burgund, im Proteſilaus den Louvois, in dem Idomeneus

den König Jacob, und im Seſoſtris Ludwig XIV. Leute von Geſchmack, die nur auf das Werk ſelbſt ſahen, bewunderten es als ein Meiſterſtück, das eine treffliche Regentenmoral in dem gefälligſten, wenn auch modernen Gewande vorträgt, und alle Reize der Fabel mit der ganzen Gewalt der Tugend verbindet. Erſt zwei Jahre nach des Verfaſſers Tode gaben ſeine Erben den vollſtändigen Telemach in zwei Bänden heraus; er iſt ſeitdem unzählige Mal wieder gedruckt worden. Man rechnet auf 140 Ausgaben und 99 Überſetzungen. 2. Dialogues des morts. 2 Bände. 3. Dialogues sur l'éloquence en général et sur celle de la chaire en particulier; kürzlich von Schaub überſetzt. 4. Abrégé des vies des anciens philosophes, unvollendet. 5. Traité sur l'éducation des filles. 6. Démonstration de l'existence de Dieu etc. Seine übrigen theologiſchen Schriften übergehen wir, da die veränderten Anſichten über dieſe Gegenſtände ihren Werth für uns zu ſehr geſchwächt haben. Nur an das allbekannte herrliche Gebet Fenelons dürfen wir erinnern. Die Eloges von la Harpe und d'Alembert auf Fenelon enthalten manches intereſſante Detail.

Feodor, der Name mehrerer ruſſiſchen Regenten. 1. Feodor I., zweiter Sohn des Iwan Waſiljewitſch des Schrecklichen, regierte von 1584—98; unter ihm wurde Sibirien völlig bezwungen und anzubauen angefangen, ſo z. B. Tobolsk. Er war ſeinem Vater durchaus unähnlich, der ihm drei Bojaren zu Rathgebern in wichtigen Geſchäften an die Seite geſetzt hatte. Er achtete jedoch dieſe wenig, und folgte dagegen dem Bruder ſeiner Gemahlin, Boris Godunow, unbedingt. Er mußte den Schweden im Frieden zu Tuſina Eſthland abtreten. Mit ihm erloſch das Haus Rurik 1598. 2. Feodor II., des Boris Godunow Sohn, mußte nach einer ſechsmonatlichen Regierung dem Pſeudodemetrius weichen. 3. Feodor III. (regierte 1676—82), Sohn des Alexei, aus dem Hauſe Romanow. Unter ihm mußten die Türken die Ukraine an Rußland abtreten, auch die Koſaken wurden von Rußland bezwungen.

Ferdinand, römiſch-deutſche Kaiſer. Hieher gehört 1. Ferdinand I., Carls V. Bruder, dem er auch als deutſcher Kaiſer 1558 folgte, nachdem er ſchon vorher 1531 zum römiſchen König erwählt worden, und ſeit 1526 König von Ungarn und Böhmen war. Schon im folgenden Jahre (1559) hielt er einen Reichstag zu Augsburg, auf welchem Deutſchland eine allgemeine Münzordnung erhielt, die aber nicht immer allgemein beobachtet worden iſt, und von den Proteſtanten mehrere Religionsbeſchwerden vorgetragen wurden. Ferdinand war ſehr tolerant, und bewirkte auf dem tridentiniſchen Concilium, das 1562 wieder eröffnet worden war, ſeinen Unterthanen mehrere religiöſe Freiheiten, weßhalb er auch bei ihnen ſehr beliebt war. Auch erhielt unter ihm der Reichshofrath durch eine Reichshofrathsordnung ſeine beſtimmte Organiſation. Doch er beſtieg ſchon zu bejahrt den deutſchen Thron, um ſo viel Gutes, als er gekonnt, für Deutſchland auszuführen. Er ſtarb 1564. 2. Ferdinand II., dem Matthias, welchem er als deutſcher Kaiſer folgte, ſchon früher (1617) die Succeſſion in ſeinen geſammten Staaten zugeſichert hatte, beſtieg zu einer Zeit den Kaiſerthron, wo der dreißigjährige Krieg (ſ. d. Art.) im Ausbruche und das öſterreichiſche Haus in großer Gefahr war. Er war ein finſtrer, verſchloſſener Mann, von den Jeſuiten zu Ingolſtadt erzogen, und in religiöſer Hinſicht ſeinen Vorfahren Ferdinand

I., Maximilian, ja ſelbſt Rudolph und Matthias ſehr unähnlich. Gegen jede von dem tridentiniſchen Lehrbegriffe abweichende Meinung erglühte ſein wilder Eifer, der hartnäckig ſeiner beſchränkten und einſeitigen Religionsanſicht folgte. Der Rückzug der Böhmen, die ſchon unter Thurns Anführung vor Wien ſtanden, gewann ihm Zeit, ſeine Kaiſerwahl trotz aller Proteſtationen der Union und der Böhmen (1619) durchzuſetzen. Die Unterſtützung der Ligue und des Churfürſten von Sachſen, Johann Georg I., der auf ſeine Seite trat, befeſtigte ihn auf dem Thron von Böhmen, deſto härter und willkürlicher verfuhr er nun in dieſem Lande gegen die Proteſtanten. Überall mußte ihr Blut fließen, die proteſtantiſchen Lehrer wurden vertrieben und viele tauſend fleißige Böhmen wanderten damals ins Ausland; die Jeſuiten aber rufte er zurück und zerſchnitt mit eigner Hand den Majeſtätsbrief. Seine Gegner, vorzüglich Friedrich V., erklärte er in die Reichsacht und die Churwürde der Pfalz, trotz des Widerſpruchs von Chur=Sachſen, übertrug er 1622 dem Herzoge von Bayern, der ihm Beiſtand geleiſtet. Durch Tilly und Wallenſtein wurde er auch Sieger über Chriſtian IV., König von Dänemark, Chriſtian von Braunſchweig und den Grafen von Mannsfeld; die beiden Herzoge von Mecklenburg, welche an dem däniſchen Kriege Theil genommen, that er in die Acht, und belehnte Wallenſtein mit Mecklenburg; auch wollte er ſich der Handelsherrſchaft auf der Oſtſee bemächtigen, aber dieſes Project ſcheiterte bei der Belagerung von Stralſund an der thätigen Unterſtützung dieſer Feſtung durch die Hanſeſtädte. Nun trat er mit dem Reſtitutions=edicte hervor (1629), nach welchem alle gegen den geiſtlichen Vorbehalt von den Proteſtanten ſäculariſirte, unmittelbare Stifter wieder mit catholiſchen Biſchöfen und Prälaten beſetzt, die Reformirten vom Religionsfrieden ausgeſchloſſen und die proteſtantiſchen Unterthanen catholiſcher Fürſten zum Catholicismus zurückgeführt werden ſollten; ein Edict, welches mit Gewalt der Waffen ſchon zu Augsburg, Ulm, Kaufbeuren und Regensburg vollzogen wurde. Aber die Entlaſſung Wallenſteins, welche die Reichsſtände vereinigt verlangten, und die Gegenwirkung Richelieu's, der Frankreich einen herrſchenden Einfluß in Europa zu verſchaffen, dem nur von ſeinem Eigenſinn und fremden Rathſchlägen geleiteten Ferdinand die Frucht ſeines Lebens zu entreißen und die faſt überwiegende Macht des Hauſes Öſterreich zu beſchränken, alle politiſchen Triebräder in Bewegung ſetzte, endlich Guſtav Adolphs Macht, welche letzterer unterſtützte, und das ſpätere Anſchließen der Proteſtanten an denſelben, ſeit ſie ſich durch die Belagerung Magdeburgs, wodurch das Religionsedict vollſtreckt werden ſollte, in der Hoffnung eines Vergleichs getäuſcht ſahen, hinderten Ferdinand an der Ausführung ſeiner finſtern Plane. Er hoffte jedoch, ungeachtet mancher frühern Niederlagen, durch die von ſeinem Sohne, dem Erzherzog Ferdinand, über Bernhard von Weimar bei Nördlingen gewonnene Schlacht, nach welcher Sachſen einen Particularfrieden zu Prag 1635 ſchloß, bedeutende Vortheile über die Proteſtanten zu gewinnen. Doch der Überfall des Churfürſten von Trier, welcher franzöſiſchen Schutz geſucht und franzöſiſche Truppen in ſeine Feſtungen aufgenommen hatte, und nun auf Ferdinands und Philipps IV. Befehl als Gefangener von ſpaniſchen Truppen von Luxemburg aus nach Niedermetzelung der franzöſiſchen Garniſon hinweggeführt wurde, gab Frankreich Vorwand zum unmittelbaren Kriege gegen Öſterreich und Spanien.

Schweden konnte nun kräftiger wirken; Banner ſchlug das kaiſerlich ſächſiſche Heer bei Wittſtock 1636 (denn der Churfürſt von Sachſen hatte ſich Öſterreich wieder angeſchloſſen), verdrängte ſie aus Heſſen, und Ferdinand ſtarb 1637, 15. Februar, ohne daß er ſeine Abſicht, die Vernichtung des Proteſtantismus und der politiſchen Freiheit in Deutſchland, erreicht hatte. Einige ſchreiben ihm nur Bigotterie zu. Blutig ging die Sonne ſeiner Regierung unter, wie ſie aufgegangen war. 3. Sein Sohn Ferdinand III., deſſen ſchon vorhin als Sieger von Nördlingen gedacht worden iſt, und deſſen römiſche Königswahl Ferdinand II. noch kurz vor ſeinem Tode auf dem zu Hamburg des Friedens wegen gehaltenen Congreſſe dadurch zu Stande brachte, daß er ſich zum Frieden bereitwillig zeigte, folgte ſeinem Vater als Kaiſer. Unter ſeiner Regierung wurde der dreißigjährige Krieg geendigt. Banner, der ſchnell aus Sachſen nach Pommern, und von da zurück nach Böhmen drang, dann in Regensburg den Reichstag 1641 in Schrecken ſetzte, den Ferdinand, zum Frieden geneigter als ſein Vater, veranſtaltet hatte, und vorher Herzog Bernhard von Weimar bei Rheinfelden und Breiſach (1638) war mehrmals über die Kaiſerlichen Sieger geweſen. Der erwähnte Reichstag erlangte die erwünſchte Abſicht nicht. Ferdinand, der ſich nicht ſo ſclaviſch als ſein Vater von dem Intereſſe Spaniens und dem Einfluſſe der Jeſuiten leiten ließ, zeigte auf demſelben vielen Muth; konnte aber dennoch auf demſelben weniger durchſetzen, als er wünſchte, wozu die damals verbreitete Schrift des ſogenannten Hippolytus a lapide, deren Tendenz war, die Stände gegen den Kaiſer zu erbittern, der erſte mächtige Einfluß, welchen der große Churfürſt von Brandenburg damals äußerte, viel beitrug. Doch war man darüber einig, die Unterhandlungen eifrig fortzuſetzen; auch bewilligte der Kaiſer mehreren Reichsſtänden, welche ſchwediſche Partei genommen hatten, Amneſtie. Aus dieſen fortgeſetzten Unterhandlungen kamen die hamburger Präliminarien (1641) des Inhalts zu Stande, daß ein allgemeiner Friedenscongreß zu Münſter und Osnabrück gehalten werden ſollte. Doch dauerte es noch einige Zeit, bis dieſer Congreß ſeinen Anfang nahm; auch wurde der Krieg unterdeſſen unaufgehalten fortgeſetzt, weil kein Waffenſtillſtand feſtgeſetzt war. Torſtenſohn, der das Commando an des verſtorbenen Banners Stelle übernommen hatte, drang nach Mähren vor, von da ging er aber zurück nach Sachſen, ſchlug bei Leipzig den Erzherzog Leopold Wilhelm, und drang zum zweiten Mal nach Mähren vor. Gegen die Franzoſen waren die Kaiſerlichen glücklich, auch ſah ſich Torſtenſohn wegen der Erſchöpfung der Länder, in denen er ſtand, genöthigt, einen andern Tummelplatz zu ſuchen; er zog daher nach Dänemark, ſchlug ſelbſt auf dieſem Rückzug den kaiſerlichen General Gallas, worauf er, als er ſich wieder erholt hatte, Mähren wiederum überſchwemmte und bis in die Nähe von Wien vordrang. Sein Nachfolger im Commando, Wrangel, verband ſich mit Turenne. Sie drangen beide durch Schwaben nach Bayern vor (1646), um den Churfürſten Maximilian von Öſterreich zu trennen. Dieß geſchah 1647 in dem Waffenſtillſtande zu Ulm. Sie mußten ſich zwar wiederum zurückziehen, kamen aber 1648 wieder und beſtraften das abgefallene Bayern; die Schweden wollten ſich eben der Hauptſtadt Böhmens bemächtigen, als der Friede zu Stande kam. (S. weſtphäliſcher Friede). Bald nach dieſem Frieden brachte Ferdinand noch die römiſche Königswahl ſeines Sohnes Fer-

dinands IV. zu Stande, aber dieſer ſtarb ein Jahr darauf. Auf dem Reichstage von 1653 bis 54 wurden noch wichtige Veränderungen in der Juſtizverfaſſung durchgeſetzt. Ferdinand, der ſeine Feindſeligkeit gegen Schweden nicht vergeſſen konnte, ſchloß kurz vor ſeinem Tode 1657 noch ein Bündniß mit Polen gegen Schweden.

Ferdinand IV., vormals König von Neapel und Sicilien, jetzt noch im Beſitz von Sicilien, iſt ein Sohn Carls III. von Spanien, und ward den 12. Januar 1751 geboren. Er war noch minderjährig, als er nach dem Tode ſeines Vaters den neapolitaniſchen Thron beſtieg. Im J. 1768 vermählte er ſich mit Marie Caroline, Tochter der Kaiſerin Maria Thereſia, aus welcher Ehe noch 6 Kinder leben. Er iſt ein wohlwollender, aber ſchwacher Fürſt, der bei vielem natürlichen Verſtande das Gute und Schöne im Leben und in den Künſten liebt und fördert, aber nicht Energie des Charakters genug beſaß, unter ſo verwickelten und ſchwierigen Verhältniſſen, worein ihn die Begebenheiten unſerer Tage ſetzten, den leidenſchaftlichen Rathſchlägen der Königin und ſeiner Miniſter, beſonders Actons, zu widerſtehen und ſich mit Klugheit und Feſtigkeit zu behaupten. Er nahm 1793—1796 an dem allgemeinen Kriege wider Frankreich Theil. Nach zwei Friedensjahren machte ihn Nelſons Sieg bei Abukir abermals zu einem Feinde Frankreichs, welches nach den Niederlagen der Neapolitaner unter Mack ſich des ganzen Königreichs bemächtigte und die parthenopeiſche Republik proclamirte. Dieſe war jedoch von kurzer Dauer; der bis zur Schlacht von Marengo glückliche Feldzug der Öſterreicher und Ruſſen in Italien erlaubte dem Könige, nach Neapel zurückzukehren, deſſen Beſitz ihm in dem folgenden Frieden zugeſichert ward. Als aber im Novemb. 1805 eine ruſſiſch-engliſche Flotte vor Neapel erſchienen war, und 20,000 Mann Ruſſen gelandet hatten, ließ Napoleon, der in dieſem Schritte eine treuloſe Theilnahme Neapels an den Feindſeligkeiten gegen Frankreich erblickte, das Land von ſeinen Heeren beſetzen, und nöthigte die königliche Familie, nach Sicilien überzuſchiffen. Hier wußte ſich Ferdinand mit Hülfe der Engländer zu behaupten, zog ſich jedoch auf einige Zeit von allen Geſchäften zurück, indem er 1812 proviſoriſch reſignirte und ſeinem Sohne Franz die Regierung übergab. Nach dem pariſer Frieden aber trat er wieder an die Spitze der Staatsverwaltung (ſ. Sicilien).

Ferdinand V., König von Aragonien, wegen der Vertreibung der Mauren *der Catholiſche* genannt, war der Sohn Königs Johann II. von Aragon, und wurde im Jahre 1453 geboren. Durch ſeine Vermählung mit der Königin Iſabelle von Caſtilien legte er den Grund zur *Vereinigung aller einzelnen ſpaniſchen Königreiche*, welche 42 Jahre ſpäter völlig zu Stande kam. Ferdinand und Iſabelle lebten mit einander, bemerkt ein Geſchichtſchreiber ſehr richtig, nicht wie zwei Gatten, deren gemeinſames Eigenthum unter den Befehlen des Mannes ſteht, ſondern wie zwei ihres gemeinſamen Intereſſes willen eng mit einander verbundene Monarchen. Iſabelle verſtattete ihrem Gemahl keinen weitern Antheil an der Regierung Caſtiliens, als ſeinen Namen den Verordnungen zu unterzeichnen und ſein Wappen dem ihrigen beizufügen. Beide vereint bildeten eine Macht, wie ſie Spanien zuvor noch nicht geſehen hatte. Sie *unterwarfen* ſich mittelſt derſelben nach einem langen und blutigen Kampfe *Granada*, das einzige Reich, welches den Mauren in ganz Spanien noch übrig ge-

blieben war; aber den höchſten Glanz gewann ihre Regierung durch die Entdeckung Amerika's, wozu Ferdinand die Schiffe ausgerüſtet hatte, und die ihn zum Souverän einer neuen Welt machte. (S. Columbus.) Aber nicht zufrieden, ſeine Macht in Spanien durch die Eroberung Navarra's noch weiter auszubreiten und in einem neuen Welttheile weitläuftige und reichbegabte Länder zu erwerben, ſandte er ſeinen Feldherrn, Gonſalvo von Cordova, nach Italien, und bemächtigte ſich auch des Königreichs Neapel, ohne weder für dieſe Eroberung noch für die Beſitznahme von Navarra einen rechtmäßigen Grund anführen zu können. Daher kam es denn, daß Ferdinand, der in Spanien der Weiſe und Kluge, und in Italien der Gottesfürchtige hieß, in Frankreich und England nur der Herrſchſüchtige und Treuloſe genannt wurde. Dieſe Flecken verdunkelten ſeine unläugbar großen Eigenſchaften, die ihn zum erſten Monarchen ſeines Jahrhunderts machten. Er ſchien nur Einen Gegenſtand im Auge zu haben, die Vergrößerung und Befeſtigung ſeiner Macht; aber dieſes unverwandte Beſtreben und der ihm eigene Fanatismus verleiteten ihn zu großen Mißgriffen. Er wollte ſeine Macht ſelbſt über das Gewiſſen ſeiner Unterthanen erſtrecken, und ſchuf das furchtbare Tribunal der Inquiſition, ohne einzuſehen, daß er dadurch der Geiſtlichkeit eine Gewalt einräumte, die ſie bald auch über den Monarchen ſelbſt ausüben würde. Eine gleichfalls falſche Maßregel war die gewaltſame Vertreibung der Juden, die durch ihre Gegenwart ſeinem Reiche eben ſo nützlich werden konnten, wenn er ſie durch ſanfte und weiſe Geſetze zu arbeitſamen Bürgern zu bilden ſuchte, als ihre grauſame Verfolgung und Verbannung dem Lande tiefe Wunden ſchlug. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin Iſabella im J. 1504 vermählte ſich Ferdinand aufs neue mit Germaine de Foix, und ſtarb im J. 1516 an der Waſſerſucht, die durch einen Trank verurſacht worden ſeyn ſoll, den ihm ſeine zweite Gemahlin eingab, um ihn der Zeugung fähig zu machen.

Ferdinand VII. (Mar. Franz), vorher Prinz von Aſturien, dann ſechs Wochen lang unter dem Namen Ferdinand VII., König von Spanien; darauf apanagirt aus dem franzöſiſchen Kronſchatze und wohnhaft zu Valencey in Frankreich, jetzt König von Spanien, geb. den 14. Oct. 1784. Die Geſchichte dieſes Prinzen iſt zu innig in die neueſte Geſchichte Spaniens verwebt, daß wir hier nur dasjenige anführen, was eigentlich und zunächſt ſeine Perſon angeht, für das übrige aber auf den Art. Spanien verweiſen müſſen. Der Prinz von Aſturien hatte eine Erziehung genoſſen, die ihn zu einem brauchbaren Werkzeuge für diejenige Partei am Hofe ſeines Vaters machte, der es mehr darum zu thun war, ihren Haß gegen den durch des Königs Gunſt allmächtigen Friedensfürſten, Don Manuel Godoy, zu befriedigen, als eine beſſere Ordnung der Dinge in Spanien herzuſtellen. An der Spitze dieſer Widerſacher des begünſtigten Godoy ſtand der Herzog von Infantado. Um den Prinzen von Aſturien für ſeine Abſichten zu gewinnen, wählte der Herzog den Canonicus Don Juan Escoiquiz, ehemaligen Erzieher deſſelben. Dieſer war ein Mann von Welt, Intrigue und nicht ohne politiſche Tendenz. Er hegte Vorliebe für England und glaubte mit Hülfe der brittiſchen Nationalkraft auf Spaniens politiſche Wiedergeburt wirken zu können. Da auch er den Friedensfürſten haßte, war er leicht in den Verein gezogen, deſſen Hauptperſonen, außer Infantado, der Marquis von

Ayerbe, des Prinzen Kammerherr, und die Grafen Orgoy und Bornas waren. Man ſtellte Ferdinand vor, daß Godoy nach des Königs Tode ihn wohl gar vom Throne verdrängen könne, was dieſem um ſo leichter werden müſſe, da der Prinz in völlige Paſſivität verſetzt, von der Nation faſt vergeſſen, von ſeinem Vater verkannt und von der Königin gehaßt ſey. Schon 1806 begannen dieſe Einflüſterungen, und damals ſchon wurde der Prinz ſo weit gewonnen, daß er dem Herzog von Infantado ein verſiegeltes Decret einhändigte, in welchem er ihm für den Sterbefall Carls IV. den Oberbefehl über die Truppen in Neu-Caſtilien übertrug. Zugleich ſchrieb der Prinz mit eigener Hand ein Memoire nieder, worin der Friedensfürſt geheimer Verbrechen beſchuldigt, ſein Übermuth und ſeine Habſucht mit den grellſten Farben geſchildert und der König auf das inſtändigſte gebeten wurde, dieſen Günſtling und ſeine Anhänger zum Wohle des Thrones und der Nation zu entfernen. Dieſe Denkſchrift ſollte dem Könige überreicht werden. Man ging noch weiter. Als eine franzöſiſche Armee, um Portugal zu beſetzen, in Spanien einrückte, zog man den franzöſiſchen Geſandten zu Madrid ins Intereſſe, und auf den Rath deſſelben ſchrieb Ferdinand an Napoleon, und gab demſelben den Wunſch zu erkennen, ſich mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin zu vermählen. Dieſer Schritt blieb dem Friedensfürſten nicht verborgen; ſeine Nachforſchungen brachten ihn bald auf die nähere Spur: er wußte ſich der Papiere des Prinzen zu bemächtigen und mit ihnen lag der Plan deſſelben gegen ihn klar vor Augen. Er eilte zur Königin, und beide ſuchten den König zu überzeugen, daß ſein Sohn ihm nach Leben und Krone trachte. Ferdinand und ſeine ganze Dienerſchaft wurden im Escurial arretirt; das Verhör deſſelben fand in der Nacht vom 28.—29ſten Oct. in den Zimmern des Königs, in Gegenwart der Miniſter und der Präſidenten des Conſeils Statt. Eine Proclamation vom 30. Oct. 1807 machte die Nation mit dieſem Schritte und den Urſachen bekannt. Der Prinz unterzeichnete in ſeinem Arreſt einen Brief, worin er ſeinen königlichen Vater um Verzeihung bat. Dieſer verzieh, aber gegen die Mitſchuldigen ging die Unterſuchung fort, in deren Folge der Herzog von Infantado und der Canonicus Escoiquiz exilirt wurden. Allein die Beſorgniſſe des Friedensfürſten, einmal aufgeregt, waren dadurch nicht beruhigt. Die Unthätigkeit des franzöſiſchen Hofes bei dieſen Vorfällen und die laut werdende Stimme des Volks ſchien ihm eine ungünſtige Vorbedeutung. So wurde durch die verſchiedenen Hofparteien, durch die Spannung und Unruhe des Volks die Revolution von Aranjuez herbeigeführt, die am 19. März 1808 ausbrach. Am 18. Abends hatte der Prinz zu einem Gefreiten der Garde geſagt: „Dieſe Nacht zähle ich auf Euch!“ Da fiel dieſe in der Nacht über die Garden des Friedensfürſten her, das Volk vereinigte ſich mit ihr; die Wohnung des Günſtlings wurde geſtürmt, man ſchleppte ihn heraus, und mit Wunden bedeckt verbarg er ſich in einem Stall unter Stroh, wohin ſeine Garden ihn gerettet hatten. Seine Entſetzung und Unterwerfung unter ein Criminalgericht, die Carl IV. am andern Morgen verhängte, konnte das Volk jetzt nicht mehr beruhigen; und der König entſagte noch an demſelben Tage ſeiner Krone und ſetzte ſie auf das Haupt des Prinzen von Aſturien, der den Namen Ferdinand VII. annahm und von dem Volk als Retter des Vaterlandes begrüßt wurde. Der Herzog von Infantado ward Com-

mandant der ſpaniſchen Garden und Präſident des Raths von Caſtilien; Ferdinand erließ einen Befehl, wodurch die Jagd in den Umgebungen Madrids und der Luſtſchlöſſer freigegeben wurde, und der Staatsſecretär Cevallos erhielt den Auftrag, Vorſchläge zur Verbeſſerung der inneren Communicationen einzureichen. Gegen Godoy ward der Prozeß inſtruirt. Allein während der durch den Jubel des Volks berauſchte Ferdinand ſeines Triumphs genoß, änderte, nach den franzöſiſchen Zeitungen, der alte König ſeinen Entſchluß, erklärte ſeine Thronentſagung für erzwungen, ſeinen Sohn für einen Kronräuber, und foderte den franzöſiſchen Kaiſer zum Schiedsrichter in dieſer Sache auf. Dies geſchah unter dem Schutze einer franzöſiſchen Armee, die unter dem damaligen Großherzog von Berg gegen Madrid vorgerückt und am 23. März daſelbſt angekommen war. Dennoch zog am folgenden Tage Ferdinand VII. als König in Madrid ein. Er hatte an Napoleon geſchrieben, ihm ſeine Thronbeſteigung bekannt gemacht, und um eine franzöſiſche Prinzeſſin angehalten; zugleich aber durch die Bekanntmachung der Actenſtücke über die Begebenheiten im Escurial ſich von der Beſchuldigung ſeines Vaters zu reinigen geſucht. Napoleon hatte indeß beſchloſſen, die Schwächen des alten Königs Carl IV. zu benutzen; er meldete daher dem Prinzen Ferdinand, daß er ſich auf der Reiſe nach Spanien befinde, und lud ihn ein, ihm auf halbem Wege entgegen zu kommen, um mündlich dieſe Angelegenheiten zu reguliren. Auf dieſen Brief reiſ'te Ferdinand in Begleitung des Herzogs von Infantado, des Staatsſecretärs Cevallos, des Canonicus Escoiquiz und Anderer, unter denen ſich auch der franzöſiſche General Savary befand', am 10. April wirklich ab. Nahe an ſeines Reiches Gränze erhielt er ein Schreiben Napoleons aus Bayonne vom 16. April, worin dieſer ihm erklärte: daß er ihn nur dann als König von Spanien anerkennen werde, wenn ſeines Vaters Abdication freiwillig geſchehen, und nicht durch die Begebenheiten in Aranjuez erzwungen worden ſey. Ferdinand ſetzte indeß die Reiſe fort, und kam am 20. April zu Bayonne an, wo zehn Tage ſpäter auch der gekränkte Vater und die erbitterte Königin nebſt dem Friedensfürſten eintrafen. Napoleon empfing die altkönigliche Familie mit vieler Theilnahme. Ferdinands Bemühungen, ſich mit ſeinem Vater zu verſöhnen, blieben fruchtlos, und nach einer perſönlichen Vernehmung am 5. Mai mußte er der Krone Spaniens entſagen, und folgte, nachdem Carl IV. alle ſeine Rechte an Spaniens Thron feierlich auf Napoleon übertragen hatte, ſeinen Ältern nach Bordeaux, wo er mit ſeinen Brüdern am 12. Mai der väterlichen Entſagungsacte beitrat. Dagegen erhielt er als Apanage a. eine jährliche Rente von 400,000 Franken für ſich und ſeine Nachkommen aus dem Kronſchatze von Frankreich, b. die Paläſte, Parks und Pächtereien von Navarre bis zum Belauf von 50,000 Morgen, ſchuldenfrei als völliges Eigenthum für ſich und ſeine Erben, und c. noch eine jährliche Rente von 600,000 Franken, ebenfalls auf den Schatz von Frankreich angewieſen. Er bezog hierauf das Schloß Valencey, wo er ſo ſtreng bewacht wurde, daß der Plan des engliſchen Miniſteriums im J. 1810, ihn von dort zu entführen, fehlſchlug. Daſſelbe hatte einen gewiſſen Baron Kolly an ihn abgeſchickt, welcher aber verhaftet wurde und die Abſicht ſeiner Sendung nicht länger verheimlichen konnte. Der Prinz wollte ſich den Schein geben, als verabſcheue er ſelbſt das beabſichtigte Unternehmen, machte (freilich

zu einer Zeit, wo alles ſchon entdeckt war) eine Anzeige davon, und erniedrigte ſich ſehr, nicht nur Napoleon ſeiner unbegränzten Ergebenheit zu verſichern, ſondern auch den Wunſch auszudrücken, von ihm adoptirt zu werden. Die unlautere Quelle dieſer Äußerung blieb auch dem gemeinſten Verſtande nicht verborgen. Aufs neue zog ſich Ferdinand die allgemeine Mißbilligung zu, als er im J. 1813 ſchwach genug war, mit Napoleon einen Frieden zu ſchließen, den dieſer in der Bedrängniß ihm angeboten hatte; er zeigte ſich bereit, alles einzugehn, um den Thron zu erlangen. Da jedoch die Cortes den Frieden nicht genehmigten, blieb Ferdinand bis zur Entthronung Napoleons in Frankreich, worauf er nach Spanien zurückkehrte und gleich den Antritt ſeiner Regierung durch Handlungen und Verfügungen bezeichnete, die ihm die öffentliche Stimme nicht erwerben konnten. (Vergl. Spanien). I.

Ferdinand (Friedrich Chriſtian Ludwig), Prinz von Preußen, gewöhnlich Louis Ferdinand, oder Prinz Louis genannt, um ihn als Sohn des Prinzen Auguſt Ferdinand von den übrigen zu unterſcheiden, ward geb. den 18. Nov. 1772 und blieb in der Affaire bei Saalfeld am 10. October 1806. Dieſer Prinz iſt für Preußen höchſt merkwürdig geworden, da der Krieg von 1806 und 1807 gegen Frankreich zum Theil ſein Werk und das unglückliche Beginnen deſſelben bei Saalfeld zum Theil ſeine Schuld war. Seiner überſprudelnden Kraft und ſeinem glänzenden Talent fehlte nur die richtige Leitung, und das Maß. Als er im erſten Kriege Preußens gegen das revolutionirte Frankreich ſeine militäriſche Laufbahn eröffnete, als er da mit vielem Muthe focht, bei Mainz einen ſchwer verwundeten Öſterreicher auf ſeinen Schultern aus dem feindlichen Feuer trug: da erhob ſich die Hoffnung auf den jungen Helden. Konnte der Prinz immer nur im Waffenrocke ſeyn und auf den Schlachtfeldern, ſo wäre er gewiß ein anderer Menſch geworden, als er war. Die Unthätigkeit, die dem bloß auf die Wachparade beſchränkten Generallieutenant bei ſeinem natürlichen Feuer peinlich werden mußte, ward ihm unerträglich, und ſo verfiel er auch in manche Ausſchweifung. Hierin lag die Quelle zu dem famöſen Abenteuer mit Madame de Steen in Hamburg, wohin er dieſem Stern der Liebe 1802 gefolgt war; hier ſuche man die Urſache ſeiner ungeheuern Schulden, ſein unverantwortliches Benehmen gegen den König, gegen den Grafen Haugwitz, gegen den franzöſiſchen Geſandten, kurz gegen Alle, die ſeine excentriſchen Ideen nicht billigten oder durch ihr politiſches Verhältniß ihm gegenüber ſtanden. Doch davon abgeſehen, waltete in ihm eine glühende Liebe zur Freiheit, die nur mit ſeinen Einſichten nicht im Gleichgewicht ſtand, und ihn durch kühnes Selbſtvertrauen über die Kraft des neuen Imperators von Frankreich und ſeiner Heere verblendete. Das Schwert wurde gezogen, und der Prinz ſuchte einen wichtigen Platz bei der Armee; lange blieb, zu ſeinem höchſten Verdruſſe, ſeine Beſtimmung unentſchieden; endlich übertrug ihm der Fürſt von Hohenlohe, trotz der kräftigen Vorſtellungen des Oberſten Maſſenbach, das Commando ſeiner Avantgarde, und von dieſem Augenblicke an näherte ſich Louis Ferdinand mit ſtarken Schritten dem unabwendbaren Verhängniſſe, das ſeiner harrte. Das Schickſal hatte ihm eine undurchdringliche Binde vor die Augen gezogen; denn daß er ſelbſt jetzt, wo Alles auf der Spitze des Degens ſtand, noch nicht ſah, was eigentlich Noth that, beweiſ't die Gleichgültigkeit, die

ihn fähig machte, zu einem böhmiſchen Grafen zum Beſuch auf die Jagd zu gehen, als die preußiſche Armee bereits nach Freiberg vorrückte. Dies bewog ſelbſt den Fürſten von Hohenlohe, eine eindringliche Ermahnung an ihn ergehen zu laſſen, worin er ihm ſagte: „er hoffe, daß der Prinz ſeit 1794 zum Manne gereift ſey, daß er die Truppen des Königs nicht ſeiner Eitelkeit, nicht dem Zeitungsruhme aufopfern werde; er werde gehorchen, und wiſſen, daß eine Avantgarde nicht beſtimmt ſey, Bataillen allein zu liefern; er ſolle nur richtig ſehen, die Bewegungen des Feindes richtig beurtheilen u. ſ. w." Der Erfolg hat bewieſen, wie wenig dieſe Inſtruction vom Prinzen beachtet worden iſt. Als am 9. Oct. der General Tauenzien bei Schleiz zurückgeworfen worden, wendeten die Marſchälle Lannes und Augereau ſich gegen die hohenlohiſche Avantgarde, welche, etwa 8000 Mann ſtark, bei Saalfeld ſtand. Die erſte Nachricht hiervon electriſirte den Prinzen in ſo hohem Grade, daß er ſein ganzes militäriſches Verhältniß vergaß, und ſich mit dem Feinde zu meſſen beſchloß, ehe er noch dem Fürſten von Hohenlohe Nachricht davon gab. Sogleich traf er ſeine Dispoſition, und um 9 Uhr früh am 10. Oct. waren ſchon die Truppen engagirt. Als Louis die Überzeugung erhielt, daß er nicht im Stande ſey, dem faſt vier Mal ſtärkern Feinde zu widerſtehen, ordnete er mit aller Beſonnenheit den Rückzug an. Im Begriffe, perſönlich die Artillerie durch Saalfeld zurückzubringen, hielt er ſich bei der zerbrochenen Achſe einer Kanone ſo lange auf, daß unterdeſſen eine bedeutende Colonne franzöſiſcher Cavallerie eingedrungen war und die preußiſche und ſächſiſche angreifen konnte. An der Spitze der Huſaren brach der Prinz auf ſie los; doch der Mangel an Einheit in dieſem Manoeuvre ließ es mißlingen; die Schwadronen wurden in Unordnung zurückgeworfen, der Prinz in das Handgemenge verwickelt und von feindlichen Huſaren umzingelt. Er lehnte mit Heftigkeit den dargebotenen Pardon ab, — eine Piſtolenkugel zerſchmetterte ſeine Bruſt — ſeine kühnen Plane hatten ihr Ziel gefunden; er war das erſte Opfer eines Krieges, deſſen erſte Kanonenſchüſſe er ſeit Jahren kaum hatte erwarten können. Der Fürſt von Hohenlohe erhielt auf ſeinem beabſichtigten Marſche zum tauenzienſchen Corps eine Viertelſtunde vor Casla durch einen ſächſiſchen Huſarenoffizier die Meldung des Prinzen; „daß er glaube angegriffen zu werden," und kaum war der Fürſt in Casla vom Pferde geſtiegen, um einige Depeſchen zu expediren, als ein Büchſenſpanner Louis Ferdinands die Nachricht von ſeinem Falle brachte. In der Kirche von Saalfeld wurden die Überreſte des Bedauernswürdigen beigeſetzt. „Sein Tod iſt ruhmvoll und zu beklagen: er iſt geſtorben, wie jeder gute Soldat zu ſterben wünſchen muß," ſagte das zweite franzöſiſche Bülletin von ihm. Seine beiden natürlichen Kinder, Louis und Blanche, wurden 1810 unter dem Namen von Wildenbruch vom Könige von Preußen in den Adelſtand erhoben. Über ihn ſind verſchiedene Urtheile verbreitet, welche wahrſcheinlich erſt jetzt vollkommen berichtigt werden möchten. Noch iſt zu bemerken, daß er eines der größten muſikaliſchen Genies, und nicht nur einer der erſten Clavierſpieler, ſondern auch trefflicher Componiſt war. I.

Ferduſi (Haſſan Ben Sheriffhah), der wichtigſte epiſche Dichter der Perſer, blühte um das Jahr Chriſti 1020. Er war zu Thus geboren, woſelbſt ſeine Ältern als Ackersleute lebten. Die

alte Geſchichte Perſiens reizte ſeine Wißbegierde, und als er ſich mit ihr bekannt gemacht hatte, beſchloß er, ſie durch die Dichtkunſt zu verherrlichen. Einige Beſchwerden anzubringen, wanderte er nach Gasne, wo Sultan Mahmud ſeinen Hof hielt, welcher Dichter und Gelehrte um ſich verſammelte. Er trat einſt in den Garten des kaiſerlichen Palaſtes, und fand in einer Laube zwei Dichter des Kaiſers, welche ſich eben mit Verſemachen aus dem Stegreif unterhielten. Ferduſi näherte ſich ihnen, und miſchte ſich in ihre Unterhaltung. Anſari, einer jener Dichter (berühmt als Lyriker), erſtaunte, einen Fremdling in Bauernkleidern ſo geiſtreich ſich äußern zu hören, und ſetzte das Geſpräch mit ihm fort. Er erfuhr von ihm, in welcher Abſicht er gekommen ſey, und erzählte den Vorfall dem Kaiſer, welcher dem Ferduſi, nachdem er ihn genauer geprüft hatte, den ausdrücklichen Auftrag gab, die Thaten der alten Perſerkönige zu beſingen, und ihm für jeden Vers ein Goldſtück verhieß. Ferduſi widmete eine Reihe von Jahren dieſer Arbeit, und brachte ein großes hiſtoriſches Gedicht von 60,000 Verſen, Schahnameh (Buch der Könige) betitelt, zu Stande, welches die Geſchichte Perſiens von Nuſhirvan bis auf Jezdejerd umfaßt, und eigentlich aus einer Reihe hiſtoriſcher Epopöien beſteht. Die Thaten des Helden Ruſtan, des perſiſchen Hercules, machen eine der ſchönſten Epiſoden darin aus. Ferduſi übergab ſein Gedicht dem Sultan, welcher, von Verläumdern gegen ihn eingenommen, für jeden Vers ihm nur eine Silbermünze auszahlen ließ. Jener, der ſich mit Unwillen ſo unwürdig behandelt und um den Lohn ſeiner vieljährigen Arbeit verkürzt ſah, verſchenkte das Geld, ſtrich eine Menge von Verſen zum Lobe Mahmuds, die er in ſein Gedicht verwebt hatte, weg und rächte ſich durch eine bittere Satire (welche in Jones Commentarien de poesi asiatica zu finden iſt). Genöthigt, die Flucht zu nehmen, begab er ſich nach Thus und lebte dort in der Verborgenheit. Inzwiſchen bereute Mahmud ſeine Ungerechtigkeit und ließ, als er auf ſeine Nachforſchungen erfuhr, daß Ferduſi noch lebe und Mangel leide, zwölf Kameele mit reichen Geſchenken für den Dichter beladen. Als ſie an das Thor von Thus kamen, begegnete ihnen der Leichenzug Ferduſi's. — Das Schah-nameh iſt unter den Dichterwerken Aſiens eins der ausgezeichnetſten; die perſiſche Sprache hat kein Werk ihm an die Seite zu ſetzen. Für die Geſchichte iſt es von unſchätzbarem Werthe, aber noch wenig benutzt. Eine engliſche Überſetzung, welche Champion 1790 anfing, blieb unvollendet. Bruchſtücke finden ſich überſetzt in Jones Commentarien, in Wilkens perſiſcher Chreſtomathie, ferner in Schlegels Europa und im deutſchen Merkur.

Ferguſon (Adam), geb. zu Logierait im ſchottiſchen Hochlande 1724, eine Zeit lang Feldprediger, hernach (1757) Hofmeiſter in dem Hauſe des Lord Bute, darauf 1759 Profeſſor der Naturwiſſenſchaft, und endlich ſeit 1764 Profeſſor der Moral zu Edinburgh, welche Stelle er auch nach einer anderthalbjährigen Reiſe ins Ausland, auf welcher er den jungen Lord Cheſterfield begleitete, wieder einnahm. Vorzüglich hat er ſich durch ſeine Geſchichte der Fortſchritte und des Untergangs der römiſchen Republik (London 1783. 3 Bde. 4., deutſch von Beck 1784. 3 Bde. 8.), und ſchon früher durch ſeinen Verſuch über die Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft (1767, deutſch von Jünger 1768) als philoſophiſchen Geſchichtſchreiber Englands, als Mo-

ralphiloſophen aber durch ſeine Anfangsgründe der Moralphiloſophie, das erſte geiſtreiche Compendium dieſer Wiſſenſchaft in der engliſchen Literatur (1769, deutſch von Garve 1772) und andere moraliſche Schriften, die er nach Niederlegung ſeiner Profeſſur (1784) herausgab, berühmt gemacht.

Fermate heißt in der Muſik das Aushalten einer Note über ihre eigentliche Geltung, welches durch das Zeichen 𝄐 angedeutet wird. Sie bringt einen Ruhepunkt in die muſikaliſchen Perioden, ohne ſie zu ſchließen. Bisweilen werden auch Cadenzen dabei angebracht.

Ferment, Gährungsmittel, d. h. eine Subſtanz, durch welche man die Gährung eines andern Körpers hervorbringt, ſiehe d. Art. Gährung.

Fernambuco, eine Statthalterſchaft im öſtlichen Theile des Königreichs Braſilien in Südamerika. Das Land iſt unter andern vorzüglich reich an Zucker, Baumwolle, Pomeranzen, Tabak und dem beſten Braſilienholz, das ebendaher auch den Namen Fernambuc führt. Die Bevölkerung beträgt noch nicht 10,000 Seelen, von denen etwa der fünfte Theil Weiße, die übrigen Eingeborne und Neger ſind. Die Hauptſtadt heißt auch Fernambuco oder Olinda, und iſt eine Hauptniederlage europäiſcher Waaren.

Ferne, ſ. Perſpective.

Ferner oder Firner, ſ. Gletſcher.

Ferney. Nur ein kleiner unbedeutender Flecken mit einem Schloſſe, nahe bei Genf, aber berühmt als ehemaliges Beſitzthum Voltaire's, der hier ſeinen beſtändigen Wohnſitz nehmen wollte, als er vom Hofe Friedrichs des Großen zurückgekehrt war. Doch auch dieſen Ort des Friedens verließ er wieder und ging noch ein Mal nach Paris zurück, wo er bald darauf die ewige Ruhe fand. Voltaire's „Nordiſche Semiramis," Kaiſerin Catharina II. von Rußland, feierte das Andenken an Ferney dadurch, daß ſie ſich ein genaues Modell des daſigen Studirzimmers Voltaire's in erhabener Arbeit verfertigen ließ. Vergl. Benzenbergs Reiſen ꝛc.

Fernglas, ſ. Fernrohr.

Fernow (Carl Ludwig), einer der gründlichſten und geſchmackvollſten Kunſtkenner und Kritiker der Deutſchen, war den 19. November 1763 zu Blumenhagen, einem Dörfchen bei Paſewalk in der Ukermark, geboren, woſelbſt ſein Vater als Knecht auf dem Edelhofe diente, ſpäter aber ein kleines Eigenthum erwarb. Die Treue und Geſchicklichkeit des Vaters diente auch dem Sohne zur Empfehlung, der ſich bei der Gutsherrſchaft, der Frau von Necker und ihren drei Töchtern, bald ſo beliebt machte, daß ihn das dritte Fräulein in ſeinem fünften Jahre förmlich zu ſich nahm und mit mütterlicher Zärtlichkeit für ſeine Erziehung ſorgte. Der Knabe gab bald auffallende Proben ſeines leichten Faſſungsvermögens, und man beſchloß, ihn den Studien zu widmen. Allein die Frau von Necker, gezwungen, das Gut zu verlaſſen, ſah ſich außer Stand, ihren zwölfjährigen Pflegling ferner zu unterſtützen, und mußte einwilligen, daß dieſer nach Paſewalk in das Haus ſeines vormaligen Lehrers zog, der daſelbſt Notar geworden war, um demſelben als Copiſt zu dienen. Hier befand er ſich in einer drückenden Sclaverei. Die trockne Beſchäftigung des Abſchreibens, die ihm keine Zeit zum Lernen übrig ließ, drohte, ihn in ſeinen Kenntniſſen ganz wieder zurückzubringen; und nur auf Vermittelung ſeiner Beſchützerin, die

ihm fortwährend die lebhafteſte Theilnahme ſchenkte, wurde ihm ſo viel Zeit vergönnt, daß er die Schule regelmäßig beſuchen konnte. Er hatte zwei Jahre in Paſewalk gelebt, als ein jugendliches Vergehen, wozu ihn ſelbſt der anbrechende Sinn für Kunſt verführte, ſeinem Schickſale eine veränderte Richtung gab, und ſeinem Vater und ſeiner Beſchützerin, zu denen er geflohen war, bewog, den Knaben, der bereits ziemliche Kenntniſſe beſaß, zu einem Apotheker in die Lehre zu thun. Wiewohl ſein Herr ein harter, ſtrenger Mann war, gewann er doch den jungen Fernow lieb, ohne ihn darum milder und ſchonender zu behandeln. Doch kam ihm dieſes Mannes Wohlwollen bei einem Ereigniß zu Statten, das, an ſich unglückſelig, für den armen Jüngling die traurigſten Folgen hätte haben können. Ein Jägerburſche kommt eines Morgens ſehr früh in die Apotheke, als Fernow und ein zweiter Lehrburſche eben geöffnet hatten. Fernow, der mit dem Jäger ſcherzt, nimmt deſſen Gewehr, legt es auf ihn an und drückt es los, ohne zu ahnen, daß es geladen iſt. Der unglückliche Schuß tödtet jenen auf der Stelle; der Apotheker eilt herbei, vernimmt das Geſchehene, und beſchließt auf der Stelle, Fernow zu retten, er verbindet den andern Burſchen durch einen Eid zu ewigem Stillſchweigen, und man gibt vor, die von ſelbſt losgegangene Flinte des Jägerburſchen habe ihn getödtet. So war Fernow einer langwierigen peinlichen Unterſuchung entzogen; aber erſt ſpät konnte er ſein Herz einigermaßen beruhigen. Indeß beendigte er ſeine Lehrjahre, während welcher er ſeine Neigung zum Zeichnen und zur Dichtkunſt nur ſelten hatte befriedigen können, und begab ſich, um den Werbern zu entgehen, nach Lübeck. Hier war er ſo glücklich, eine gute Condition zu finden, die ihm bei einem genügenden Unterhalt einige Zeit übrig ließ, an ſeiner höhern Bildung mit Erfolg zu arbeiten. Er fuhr fort, im Zeichnen und Dichten ſeine Kräfte zu üben, machte die Bekanntſchaft des trefflichen Carſten, und gewann durch den vertrauten und belehrenden Umgang mit dieſem originellen Künſtler höhere und richtigere Anſichten der Kunſt; bis endlich ſeine immer ſteigende Liebe für die Malerei und ſeine ſichtbaren Fortſchritte, die er darin machte, ihn zu dem Entſchluß brachten, der Apothekerkunſt zu entſagen, um ſich ganz ſeiner Lieblingsneigung zu widmen. Von nun an lebte er vom Porträtiren und Zeichenunterricht, übte ſich nebenbei auch in der Dichtkunſt; aber ſeine Arbeiten ſowohl in dieſer als jener Kunſt bewieſen bei manchen löblichen Eigenſchaften doch, daß ſein Beruf nicht in der Ausübung derſelben ſey. In Ludwigsluſt, wohin er ſich auf einige Zeit begeben hatte, lernte Fernow ein junges Frauenzimmer kennen, an welches ihn bald die reinſte Liebe knüpfte. Das Mädchen war aus Weimar, und beredete Fernow leicht, ihr dahin zu folgen, indem ſie ihm die günſtigſten Ausſichten vormalte. Leider fand er ſich getäuſcht; Mißmuth und gebietende Noth zwangen ihn, Weimar zu verlaſſen, um nach Jena zu gehen. Hier machte er die vertraute und lehrreiche Bekanntſchaft des trefflichen Reinhold, in deſſen Hauſe er Baggeſen kennen lernte, der im Begriff war, nach der Schweiz und Italien zu reiſen, und gleich in den erſten Tagen Fernow den Antrag machte, ihn dahin zu begleiten. Dieſes unerwartete Glück führte ſchnell und unverhofft den nach höherer Ausbildung ringenden Jüngling an das Ziel ſeiner kühnſten Wünſche. Er ſah das Land vor ſich aufgethan, das als die geprieſene Pflegerin der Künſte und im Beſitze

der köſtlichſten Denkmäler alter und neuer Kunſt, ihm allein Befriedigung ſeiner Lernbegierde verſprach. Die Reiſe ward ſchnell beſchloſſen, beide trafen in Bern zuſammen, hatten aber erſt einen kleinen Theil Italiens geſehen, als Baggeſen durch unerwartete Familienereigniſſe zurückgerufen wurde. Fernow fand in dem Baron Herbert und dem Grafen Burgſtall zwei Gönner, die ihn in den Stand ſetzten, ſich dennoch nach Rom zu begeben (1794) und dort einige Zeit aufzuhalten. Entzückt durch die kunſtreichen Umgebungen der alten Weltgebieterin, geleitet und gekräftigt durch ſeinen väterlichen Freund Carſten, den er in Rom fand, und mit dem er zuſammenzog, begann er jetzt die Theorie und Geſchichte der Kunſt, ſo wie die Sprache und Dichter Italiens mit Eifer zu ſtudiren; ſeine Anſichten erweiterten und berichtigten ſich, und als die Unterſtützung ſeiner Gönner aufhörte, wußte er durch Vorleſungen ſich in den Stand zu ſetzen, ſeinen Aufenthalt in Rom fortzuſetzen. Nachdem er mehr als acht Jahre in Rom auf das eifrigſte Studium der Kunſt gewandt, und ſeinen Geiſt mit den ſchönſten Kenntniſſen bereichert, nachdem er im Laufe dieſer Zeit ſeinen innig geliebten Carſten in ſeinen Armen hatte ſterben ſehen, und die ihm angeborne Neigung zur Häuslichkeit ihn in ſeinem 36. Jahre bewogen hatte, ſich mit einer zwar weder reichen noch ſchönen, aber durch Herzensgüte und häusliche Tugend ſich empfehlenden Römerin zu verheirathen, erwachte in ihm der Wunſch, in ſein Vaterland zurückzukehren, um in einem angemeſſenen Amte ſeiner Familie einen anſtändigen Unterhalt zu gewähren, und die Früchte ſeines Fleißes zu genießen und der Welt mitzutheilen. Ein Ruf als außerordentlicher Profeſſor auf der Univerſität Jena entſprach dieſen Wünſchen, und bewog ihn im Jahre 1803 Rom mit den Seinigen zu verlaſſen. Als Früchte ſeines Aufenthalts in Italien ſind ſeine römiſchen Studien zu betrachten. Aber auf dieſer Reiſe über die Alpen ſog er das Übel ein, das ſeitdem unabläſſig an dem Keime ſeines Lebens nagte. Wohl aufgenommen in Weimar, begab er ſich nach Jena, und begann ſeine Vorleſungen daſelbſt. Seine nicht ganz günſtige Lage daſelbſt dauerte nur bis zum Frühjahre 1804, wo er die durch den Tod des Raths Jagemann erledigte Bibliothekarſtelle bei der verwitweten Herzogin Amalie bekam, und nach Weimar zog. Dieſes Amt gewährte zwar kein hinreichendes Auskommen, raubte aber auch nur wenig Zeit, und hätte Fernow vollkommen in den Stand geſetzt, in ungeſtörter Muße den Schatz ſeiner Kenntniſſe zu verarbeiten und in trefflichen Werken der Welt vorzulegen, wenn nicht ſeine immer mehr zerrüttete Geſundheit ihm nur in Zwiſchenräumen eine freie Geiſtesthätigkeit verſtattet und ihm vielfache körperliche Leiden zugezogen hätte, denen er, nachdem er vergebens in Carlsbad und Biberſtein Geneſung geſucht hatte, am 4. December 1808 erlag. Er ſtarb an einer unheilbaren Pulsadergeſchwulſt in einem Alter von kaum 45 Jahren, nachdem er ſchon in den Erſtlingsgaben ſeiner grammatiſchen und äſthetiſchen Forſchungen Werke von bleibendem Werthe geliefert hatte. Seine gelehrte und geſchmackvolle Ausgabe der italiäniſchen Dichter bei Fromman in Jena, ſeine noch in Gründlichkeit und Vollſtändigkeit unübertroffene italiäniſche Sprachlehre werden ſeinen Namen erhalten. Eine Freundin des Verſtorbenen, Johanna Schopenhauer, hat uns ſeine Lebensumſtände

in einer eigenen Biographie auf eine Fernows würdige Weiſe mitgetheilt. M.

Fernrohr (auch Perſpectiv, Sehrohr, genannt), Teleſcop und Tubus, müſſen wegen ihrer genauen Verwandtſchaft in Verbindung betrachtet werden. Das Fernglas iſt ein einzelnes Glas, welches entweder auf beiden oder nur auf einer Seite hohl geſchliſſen iſt, und dazu dient, entfernte Gegenſtände zu verdeutlichen. Das Fernrohr hingegen iſt ein aus einer oder mehreren in einander geſchobenen Röhren beſtehendes Werkzeug, welches einige kunſtmäßig geſchliffene und in gehöriger Entfernung eingeſetzte Gläſer enthält, und vermöge deſſen entfernte Gegenſtände näher und vergrößert vors Auge gebracht werden. Willkürlich, aber ſehr gewöhnlich nennt man ein kleineres Fernrohr Perſpectiv, ein größeres vorzugsweiſe Fernrohr oder Tubus. Teleſcop iſt wie Tubus eigentlich ein allgemeiner Name für jedes Fernrohr, doch bezeichnet man damit vorzugsweiſe diejenige Art der Fernröhre, bei welchen ſtatt des Objectivglaſes ein Spiegel gebraucht wird (Spiegelteleſcop) oder die zu aſtronomiſchem Gebrauche dienlichen Fernröhre. Die Erfindung der Ferngläſer und Fernröhre gehört zu den wichtigſten und nützlichſten. Sie machte den Anfang des 17. Jahrhunderts zu einer in der Geſchichte der Dioptrik und Aſtronomie unvergeßlichen Epoche. Den Alten waren ſie völlig unbekannt, und ungeachtet der Spuren, die ſich bei Baco und Andern von dem Gebrauche geſchliffener Gläſer finden, können doch erſt die Jahre 1608 und 1609 als die wahre Zeit dieſer Erfindung angeſehen werden, welche von Holland ausging, ohne daß wir den Urheber derſelben genau anzugeben wiſſen. Unbeſtimmte Nachrichten nennen einen Brillenmacher in Middelburg. Galilei, damals Profeſſor der Mathematik zu Padua, befand ſich gerade in Venedig, als er hörte, daß man in Holland dem Prinzen Moriz von Naſſau ein Werkzeug überreicht habe, welches entfernte Gegenſtände nähere und verdeutliche. Ein Brief aus Frankreich beſtätigte ihm die Sache, und ſein ſcharfſinniger Geiſt errieth ſchnell die Zuſammenſetzung. Ein Verſuch, den er ſogleich mit einem planconvexen und planconcaven Glaſe anſtellte, die er in eine bleierne Röhre fügte, entſprach ſeiner Erwartung, ungeachtet der ſchlechten Beſchaffenheit der Gläſer. Er verfertigte ungeſäumt ein beſſeres Sehrohr, legte es den Senatoren der Republik vor, und erntete Bewunderung und Belohnungen. Bei dem allen war Galilei's Fernrohr noch höchſt unvollkommen, und darf nicht für ſeine Erfindung gelten. Es beſtand dies holländiſche oder galileiſche Fernrohr nach ſeiner urſprünglichen Einrichtung aus einem erhabenen Vorder- oder Objectivglaſe, und einem hohlen Augen- oder Ocularglaſe. Beide ſind in die Enden eines Rohres in einer ſolchen Entfernung eingeſetzt, daß der Brennpunkt des Vorderglaſes mit dem jenſeitigen Zerſtreuungspunkte des Oculars ungefähr zuſammenfällt. Um nach den Umſtänden die Entfernung der Gläſer ändern zu können, ſind die Röhren aus zwei Stücken gemacht, die aus einander und in einander geſchoben werden können. Man muß, um ſich eine deutliche Vorſtellung von der Wirkungsweiſe eines ſolchen Inſtruments zu machen, die Natur der Linſengläſer kennen (ſ. d. Art.). Beide Gläſer, ſowohl das erhabene, als das Hohlglas, müſſen auf einerlei Achſe geſtellt ſeyn, damit der eingebildete Brennpunkt des letztern mit dem wahren Brennpunkt des erſtern zuſammentrifft. Die

Entfernung der Gläſer iſt alſo der Differenz ihrer Brennweiten gleich. Gegenſtände, durch dieſes Fernrohr betrachtet, erſcheinen gerade und unter einem größern Sehwinkel eigentlich ſo viel Mal vergrößert, als die Brennweite des Augenglaſes in der des Objectivglaſes enthalten iſt. Später gab man dem holländiſchen oder galileiſchen Fernrohr, das nur noch als Taſchenperſpectiv gebräuchlich iſt, eine vollkommnere Einrichtung, und ſo entſtanden nach und nach das aſtronomiſche Fernrohr, das Erdfernrohr, das achromatiſche Fernrohr und das Spiegelteleſcop. Erſteres beſteht aus einem erhabenen Vorder- und Augenglaſe, deren Brennpunkte in der Röhre, an deren Enden ſie eingefügt ſind, zuſammenfallen. Kepler gab die Idee dazu an, und Pater Scheiner führte ſie aus. Das Sternrohr ſtellt die Gegenſtände zwar verkehrt dar, allein bei den Himmelskörpern iſt dieſer Umſtand gleichgültig. Das Erdfernrohr weicht von dem vorigen darin ab, daß ihm noch zwei, auch wohl drei und vier Gläſer zugefügt ſind, theils um das Bild wieder umzukehren, theils um die Abweichungen wegen der Farbenzerſtreuung zu vermindern und das Geſichtsfeld zu vergrößern. Allein die aus der Farbenzerſtreuung nothwendig entſtehende beträchtliche Undeutlichkeit war nicht ganz zu entfernen, bis es gelang, in dem Spiegelteleſcope und achromatiſchen Fernrohre Inſtrumente aufzuſtellen, bei welchen, wenn ſie vollkommen gut gearbeitet ſind, gar keine Zerſtreuung der Farben Statt findet, und ſich die Gegenſtände in ihrer ganzen Reinheit dem Auge darſtellen. Über jenes wird der Art. Spiegelteleſcop nähere Auskunft geben, über dieſes, welches auch nach ſeinem Erfinder Dollond genannt zu werden pflegt, vergl. man die Art. Achromatiſch und Dollond. Wir fügen nur hinzu, daß ſich dieſes Inſtrument von den übrigen dadurch unterſcheidet, daß ſeine Objectivlinſe aus drei Gläſern, von denen die beiden äußern aus Kronglas, das mittlere aber aus Flintglas beſteht, dergeſtalt zuſammengeſetzt iſt, daß dadurch die Farbenzerſtreuung aufgehoben wird. Ungeachtet der Schwierigkeit, die in der Compoſition dieſer Glasarten beſteht, hat man ihm doch, weil es die Gegenſtände lebhafter darſtellt, auch wohlfeiler und von unwandelbarer Dauer iſt, noch den Vorzug vor dem Spiegelteleſcop gegeben. Zur Theorie des Fernrohrs gehören folgende Sätze: 1. Jedes erhabene Glas vereinigt Strahlen, welche aus einem Punkte des Gegenſtandes kommen, ſo, als ob ſie aus einem in der Achſe des Glaſes liegenden näheren Punkt ausgegangen wären. Dieſer Vereinigungspunkt heißt für parallel auffallende Strahlen der Brennpunkt, und ſein Abſtand vom Glaſe die Brennweite. Die im Vereinigungspunkte aufgefangenen Strahlen geben das Bild umgekehrt. 2. Jedes hohle Glas zerſtreut die von einem Punkte des Gegenſtandes ausgehenden Strahlen ſo, als ob ſie aus einem in der Achſe des Glaſes liegenden näheren Punkt ausgegangen wären. Für parallel auffallende Strahlen heißt dieſer Punkt auch der Brennpunkt, und ſein Abſtand die Brennweite des Glaſes, eigentlich der Zerſtreuungspunkt und die Zerſtreuungsweite deſſelben. 3. Strahlen, welche auf ein erhabenes Glas aus ſeinem Brennpunkte oder Brennraume kommen, oder auf ein Hohlglas fallen, als ob ſie ſich in ſeinem Brennpunkte vereinigen wollten, werden von beiden ſo gebrochen, daß ſie nachher mit einander parallel laufen. 4. Wenn die Gläſer nicht allzu dick

ſind, läßt ſich ohne Fehler annehmen, daß der Strahl, der auf ihre Mitte fällt, ungebrochen durchgehe.

Feronia, die römiſche Göttin der Luſtwälder und der Freiheit. In ihrem Tempel empfingen die Freigelaſſenen einen Hut zum Zeichen der Freiheit.

Ferrara, ehemaliges Herzogthum in Italien, welches gegen Norden an das venetianiſche Gebiet, gegen Weſten an die Herzogthümer Mantua und Mirandola, gegen Süden an das Bologneſiſche und Romagna und gegen Oſten an den Golfo von Venedig gränzt, und eine ungeſunde Lage hat. Das alte aus Toscana ſtammende und ſchon im neunten Jahrhunderte berühmte Haus Eſte hatte über Ferrara das Vicariat. Azzo VI. wurde beſtändiger Herr von Ferrara genannt (1208). Aber im Anfange des 14ten Jahrhunderts hatte das Haus Eſte mehrere ſeiner Beſitzungen verloren. Papſt Clemens V. ward 1310 Herr von Ferrara; doch bald rufte das bedrückte Ferrara das Haus Eſte zu Hülfe 1317, welches mit Papſt Johann XXVII. kämpfte, endlich aber durch einen Vergleich das Vicariat von Ferrara 1327 gegen Zins erhielt. Der Markgraf Nicolaus III. wurde vom Papſte Nicolaus III. zum Herrn von Ferrara erklärt. Sein natürlicher Sohn Borſo folgte ihm und wurde vom Papſte Alexander VI. zum Herzoge von Ferrara ernannt (1471), der auch nachher Hercules I., Nicolaus III. rechtmäßigen Sohn, obgleich er ihm früher Ferrara entzogen, weil er ſich mit Mailand verbündet hatte, für ſich und ſeine Nachkommen mit den Herzogthümern Ferrara, Maſſa ꝛc. belehnte. Sein Sohn Alphons I. konnte ſich nur unter langen Kämpfen gegen Venedig und den Papſt in ſeinem Erbe behaupten, weil er bei Ludwigs XII. Angriffen auf Italien die franzöſiſche Partei ergriffen hatte. Ihm folgten Sohn und Enkel, Hercules II. und Alphons II. (ſt. 1597), mit welchem der Mannsſtamm der Hauptlinie des Hauſes Eſte erloſch. Ihm folgte ſein Vetter aus der Nebenlinie, Cäſar, dieſem entriß aber Clemens VII. Ferrara (1598), das er zum Kirchenſtaat ſchlug, und ſo das Lehn einzog. Die Herzoge von Modena haben ihre Anſprüche darauf nicht wieder geltend machen können. Ferrara war das Vaterland mehrerer großen Dichter und Künſtler, und ſeine Herzoge waren ſorgſame Pfleger der Kunſt und Wiſſenſchaft. Die Stadt Ferrara am Po, groß und wohlbewohnt, zeigt noch den alten herzoglichen Palaſt, der die Reſidenz des Cardinallegaten iſt; ſchöner iſt der neue, ſogenannte Diamantenpalaſt. Die Stadt hatte ſonſt gewöhnlich gegen 24000 Einwohner und viele Klöſter und Kirchen. In der Benedictinerkirche iſt das prächtige Grabmal des Dichters Arioſt. Die Univerſität (geſtiftet 1391) war ehedem ſehr berühmt.

Ferro iſt die weſtlichſte unter den canariſchen, der Krone Spanien gehörigen Inſeln. Die mehreſten Geographen ziehen durch dieſe Inſel den erſten Mittagscirkel.

Ferſen (Axel Graf von), königlich ſchwediſcher Reichsmarſchall. Dieſer in der neuen politiſchen Geſchichte in mehreren Beziehungen intereſſant gewordene Mann, der am 20. Juni 1810 das grauſame Opfer der Volkswuth in Stockholm wurde, ſtammte aus einem alten Geſchlechte, welches ſchon zu Erichs XIV. Zeiten in Schweden blühte, und ſich im Beſitz vieler, vorzüglich in Finnland gelegenen Güter befindet. Er diente während der franzöſiſchen Revolution geraume Zeit in der franzöſiſchen Armee, und befehligte

ein Regiment, bei dem ſich viele Schweden befanden, und welches das Corps pour le mérite genannt wurde. Am Hofe Ludwigs XVI. ſpielte Ferſen eine ausgezeichnete Rolle; ſeine einnehmende Geſtalt machte ihn zum Günſtling des Königs und der Königin. Überall hieß er le beau Fersen, und es war die allgemeine Meinung, daß er ſich der geheimſten Gunſt der Königin zu erfreuen gehabt habe. Als im Jahr 1789 der Sturm der Revolution ausbrach, folgte der Graf Ferſen nicht dem Beiſpiele anderer Günſtlinge, welche den unglücklichen Monarchen verließen. Treu und ergeben hing er mitten unter den drohendſten Gefahren der von der Höhe herabgeſtürzten Familie an, und entwarf manche Plane zu ihrer Rettung. Auf der Flucht nach Varennes hatte er auf dem Kutſcherſtuhle des königlichen Reiſewagens ſeinen Sitz. Denſelben Eifer bewies er auch, als die königliche Familie im Tempel eingekerkert war. Einſt verſuchte er, Marie Antoinette zu befreien, indem er ihr Nelken zuſandte, worin Billets verſteckt waren. Als aber ein unabwendbares Verhängniß alle Anſtrengungen vereitelt hatte, begab er ſich nach Brüſſel, wo er ſich lange aufhielt. Seine den Bourbons bewieſene Treue erwarb ihm die Gewogenheit Guſtavs III. und ſeines Sohnes, Guſtav Adolphs IV.; und die Gunſt des letztern führte Ferſen in ſeinem Vaterlande zu den höchſten Ehrenſtellen. Er wurde Ritter und Commandeur der königlichen Orden, Generallieutenant, Reichsherr, Kanzler der Akademie zu Upſala und Reichsmarſchall. Am Ende des Jahres 1797 trat er als Geſandter des kurz zuvor erſt volljährig gewordenen Königs Guſtav IV. in Raſtadt bei dem folgenlos gebliebenen Reichsfriedenscongreſſe auf, zu welchem Napoleon Bonaparte als Bevollmächtigter des franzöſiſchen Directoriums kam. Seitdem hat er in der öffentlichen Geſchichte Schwedens keinen ſehr thätigen Antheil an den Geſchäften genommen. Was von ſeinen geheimen Abſichten und Betrieben in Stockholm erzählt wurde, beruht auf Gerüchten, die, ſo unerwieſen ſie auch ſind, doch die blutigſten Folgen hatten. Graf Ferſen war dem ſechzigſten Jahre nahe, als ihn ſeine Stelle, als einen der höchſten Reichsbeamten, am 20. Juni 1810 zu einer für ihn ſelbſt ſehr traurig gewordenen Trauerceremonie rief. Der entſeelte Körper des allgemein verehrten Kronprinzen Chriſtian Auguſt von Schweden war von Quiddinge, wo dieſer Fürſt am 28. Mai ſo plötzlich ſein Leben geendet hatte, nach Liljenholm gebracht worden, und ſollte jetzt nach der Reſidenz geführt werden. Die Anordnung des Zuges gebührte dem Grafen Ferſen als Marſchall, und er befand ſich daher in einem ſechsſpännigen Wagen dicht vor der von acht Pferden gezogenen Leiche. Der Anblick dieſer traurigen Feierlichkeit riß das Volk, das den Kronprinzen enthuſiaſtiſch geliebt, und von ihm Heil und Glück erwartet hatte, zu lauten Ausbrüchen des Schmerzes hin, worein ſich bald Verwünſchungen gegen die Perſonen miſchten, durch deren Frevel es ſeine ſchönen Hoffnungen vernichtet glaubte. Ohne einen andern Grund als das Unerwartete des Ereigniſſes anführen zu können, ſprachen dunkle Gerüchte von einer gewaltſamen Todesart, und nannten den Namen des Grafen Ferſen. Ein dumpfes Toſen kündigte mit einer ſteigenden Gewalt den nahen Ausbruch der verhaltenen Wuth an; als der Zug auf dem mit Menſchen angefüllten Adolph-Friedrichs-Markt angekommen war, rief das Volk mit lauten Drohungen den Namen des Grafen Ferſen und ſeiner Schweſter, und Steinwürfe zerſchmetter-

ten die Fenſter ſeines Wagens. Der Marſchall flüchtete in ein nahes Privathaus, indeß der Zug ſich fortbewegte; die empörte Volksmenge aber umlagerte das Haus und foderte den Mörder des Kronprinzen. Vergebens ſuchten die herbeieilenden Generale, Adlerkreuz und Silberſparre, den Sturm zu beſchwören; nach fruchtloſen Bemühungen führte Silberſparre den Unglücklichen ſelbſt aus dem Hauſe; aber vergebens betheuerte der Graf ſeine Unſchuld. Seiner Orden, ſeines Degens und Mantels beraubt, ward er das Ziel eines allgemeinen Regens von Steinen und Schlägen. So gelangte er bis ans Rathhaus, doch ehe er ſich hineinflüchten konnte, ward er ergriffen, bei den Haaren geſchleift, ſeiner Kleider beraubt, und ſo lange mit Stößen und Tritten bedeckt, bis er ſeinen Geiſt aufgab. Sein nackter Leichnam wurde der Schau ausgeſtellt, und erſt ſpät gelang es, die Wuth des Volks, das noch andere blutige Opfer foderte, zu dämpfen. Spätere Unterſuchungen haben ſeine Unſchuld bewieſen.

Feſcenniſche Verſe haben ihren Namen von der Stadt **Feſcennia** in Etrurien, wo ſie zuerſt gebräuchlich waren. Man verſtand darunter Verſe von ſchlüpfrigem oder ſchmutzigem Inhalt, vielleicht dramatiſche Impromptu's.

Feſch (Joſ.), Cardinal und Erzbiſchof von Paris. Er ward geboren zu Ajaccio den 3. Januar 1763, und iſt ein Oheim Napoleons, Fürſten von Elba. Er war zuerſt Canonicus zu St. Miniato im Toſcaniſchen, ward im Jahr 1802 zum Cardinal-Legaten und Erzbiſchof von Lyon geweiht, und 1803 von Pius VII. zum Cardinal ernannt. Bald darauf ging er als Geſandter nach Rom, woſelbſt er vom Papſt mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde, und ſich durch Wohlthaten die Liebe der Einwohner erwarb. Den 1. Febr. 1805 trat er in den Erhaltungsſenat, nachdem er kurz vorher zum Großalmoſenier von Frankreich ernannt worden und das rothe Band der Ehrenlegion erhalten hatte. Im Juli deſſelben Jahrs überſchickte ihm der König von Spanien den Orden des goldenen Vließes, und im Mai 1806 ernannte ihn der damalige Fürſt Primas und Großherzog von Frankfurt zu ſeinem Coadjutor und Nachfolger, welcher Anwartſchaft er jedoch 1810 entſagte, als Napoleon den Vicekönig von Italien zum künftigen Großherzog von Frankfurt beſtimmte. Dafür ernannte ihn Napoleon nach dem Tode des alten Erzbiſchofs von Paris, Debelloy, zu deſſen Nachfolger. Nach dem 30. März 1814 zog er ſich ganz nach Italien zurück.

Feß oder **Fetz** und **Marokko**, auf der nordweſtlichen Küſte von Afrika, in der ſogenannten Barbarei (Berberei). Hier bildeten ſich gegen 1500 Militärhäupter unter dem Namen Sherif zu Regenten um. Beide Staaten ſind unter einem Sultan oder Kaiſer vereinigt, der mit unumſchränkter Gewalt despotiſch regiert. Der Flächeninhalt beträgt gegen 8000 Quadratmeilen. Das Clima iſt wegen der verſchiedenen Arme des Atlasgebirges, die das Land durchſtreichen, und wegen der Nähe des Meeres gemäßigt. Der überaus fruchtbare Boden bringt Getraide im Überfluß, Wein, Baumwolle und Südfrüchte hervor; und die Viehzucht, hauptſächlich die Pferdezucht, iſt vortrefflich. Die Einwohner beſtehen aus Mauren (Arabern), Berbern und Juden. Der Monarch allein treibt Seeräuberei, welche abzuwenden ihm die europäiſchen und ſeefahrenden Nationen einen jährlichen Tribut entrichten, wiewohl ſeine

Flotte nur aus 20 Fahrzeugen beſteht. Feß iſt die wichtigſte Stadt des Reichs, an dem kleinen Fluſſe Fetz (oder Perlenfluſſe) mit 70,000 Einwohnern und einem beträchtlichen Handel. Marokko, die eigentliche Haupt- und Reſidenzſtadt, iſt ziemlich verfallen.

Feßler (Ignaz Aurelius), berühmt durch ſeine Schickſale nicht minder als durch ſeine zahlreichen Schriften, wurde 1756 zu Preßburg in Ungarn geboren, trat 1773 in den Orden der Capuziner zu Mödling und wurde 1781 in das Kloſter zu Wien verſetzt. Im Jahr 1783 ernannte ihn Kaiſer Joſeph anfänglich zum Lector, und nachdem er die theologiſche Doctorwürde angenommen, zum ordentlichen Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der Hermeneutik des alten Teſtaments auf der Univerſität zu Lemberg. Zugleich wurde er auf ſein Verlangen geſetzlich aus dem Capuzinerorden entlaſſen. Sein Lehramt verwaltete er bis 1788; denn als er 1787 ſein erſtes Trauerſpiel Sidney auf das Theater von Lemberg gebracht hatte, verwickelten ihn ſeine Feinde in einen fiscaliſchen Proceß deßhalb, denuncirten das Stück als ärgerlich, gottlos, religionswidrig und aufrühreriſch, und nöthigten Feßler, der bei der eben ausgebrochenen, ebenfalls durch Aufklärungsſucht entzündeten Revolution in den Niederlanden, keiner günſtigen Entſcheidung ſeiner Sache entgegenſah, auch bei dem zu vermuthenden nahen Tode Joſephs ſeine ganze dortige Lage als ſehr unſicher betrachtete, im folgenden Jahre ſein Amt niederzulegen und ſich nach Schleſien zu flüchten. Hier fand er bei dem Buchhändler W. G. Korn zu Breslau eine freundliche Aufnahme, und wurde bald bei dem Erbprinzen von Carolath vortheilhaft angeſtellt, der ihm, als er ſeinen Vater in der Regierung folgte, den wiſſenſchaftlichen Unterricht ſeiner Söhne übertrug. Im J. 1791 trat er zur lutheriſchen Religion über, ging 1795 nach Berlin, woſelbſt er privatiſirte, Conſulent für die catholiſchen Angelegenheiten der neuorganiſirten polniſchen Provinzen mit einem angemeſſenen Gehalte ward, und ſich theils als Schriftſteller, theils als Erzieher thätig erwies. In Berlin heirathete er, verließ aber dieſe Stadt 1803, und kaufte ſich einen Landſitz in Kleinwall, ein Paar Meilen davon, wo er im Schooße ſeiner Familie und in ländlicher Ruhe ſeine literariſchen Arbeiten fortſetzte. Die jenaer Schlacht und der darauf folgende Krieg vernichteten plötzlich ſein ſtilles Glück. Er verlor ſein Amt, mußte ſein Grundeigenthum mit empfindlichem Verluſt verkaufen, ließ ſich in Niederſchönhauſen bei Berlin und bald darauf in Bukow nieder. Einzig an ſich ſelbſt gewieſen, keinen andern Erwerb vor ſich, als der ihm aus ſeiner literariſchen Thätigkeit entſprang, gedrückt von den harten Laſten des Krieges, umgeben von einer zahlreichen Familie, deren einziger Erhalter und Verſorger er ſeyn ſollte, bedurfte er eines mehr als gewöhnlichen Muths, den Drangſalen der äußerſten Noth mit gefaßter Seele zu begegnen. Er ſelbſt hat ein lebhaftes Gemälde ſeiner damaligen Lage als dauerndes Denkmal aufgeſtellt, das kein Gefühlvoller ohne Rührung geleſen haben wird. Aber auch dieſe Noth hatte ihre Gränzen. Im Jahr 1810 wurde er mit dem Charakter eines Hofraths als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der Philoſophie bei der Alexander-Newsky-Akademie, mit einem Gehalt von 2500 Rubeln nach Petersburg berufen, hat aber auch dieſe Stelle laut öffentlicher Nachrichten bald wieder aufgegeben, weil ſeine philoſophiſche Anſicht,

welche bekanntlich der fichtiſchen ſehr ähnlich iſt, mit der dort herrſchenden nicht ſtimmte; iſt aber nach ſeinem Abgange bei der Geſetzcommiſſion als Correſpondent mit einem Gehalte von 2500 Rubeln angeſtellt worden. Darauf iſt er nach Wolsk ins ſaratowſche Gouvernement zu dem reichen Podrätſchnik (Entrepreneur, Kaufmann) und Collegienrath Slobin in das Innere von Rußland gezogen, welcher daſelbſt eine Erziehungsanſtalt errichtet hat. Hier ertheilt er als Lehrer wöchentlich acht Stunden Unterricht, wofür er jährlich 1500 Rubel und freie Wohnung empfängt. Seine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, deren Aufzählung wir erſparen zu können glauben, zeigen Feßler als einen gelehrten, hellen, vortrefflichen und gewandten Kopf und als einen ſcharfen Beobachter. Ungeachtet bedeutender Fehler, die zum Theil der Gattung des hiſtoriſchen Romans, welche er für ſeine Darſtellung gewählt hat, überhaupt anhängen, verdient er den Namen eines geiſtreichen und gemüthvollen, männlichedeln und correcten Schriftſtellers.

Feſt- und Feiertage, dem gemeinſamen Gottesdienſte der Kirche gewidmet, theilen ſich in die Sonntage und eigentlichen Feſttage; dieſe ſind entweder ordentliche oder außerordentliche, bewegliche oder unbewegliche. Beweglich ſind Oſtern, Pfingſten ꝛc., unbeweglich Weihnachten, Michaelisfeſt, Dreikönigsfeſt, Lichtmeß, Johannis, Marienfeſte ꝛc. Man iſt in allen aufgeklärten Staaten bemüht geweſen, ihre Zahl durch Abſchaffung oder durch Verlegung auf den nächſten Sonntag zu vermindern; doch würde es füglicher ſeyn, bei manchen den Tag, welcher in vieler Hinſicht ein geſchäftlicher Termin iſt, zu laſſen und lieber den nächſten Sonntag zum Werkeltag zu machen. Es fehlt unſerm Gottesdienſte an Feſttagen, welche mit den die Religioſität der Menſchen anſprechenden Perioden der Natur in Berührung wären. Ein kirchliches Frühlingsfeſt, ein allgemeines Ernte- oder Herbſtfeſt, eine allgemeine Todtenfeier zum kürzeſten Tage und ſeit der Befreiung Deutſchlands erhebende Feſte der Dankbarkeit, Erinnerung und Stärkung der Nationalkraft mit weltlichen Feſten verbunden, an welchen die Kraft der Nation durch öffentliche Übungen ſich prüfte und entwickelte ꝛc., wären treffliche Vehikel, um mit Beihülfe paſſender Liturgie den äußern Cultus zu heben. Denn nur dieſer iſt wegen der verſchrobenen einförmigen Liturgie geſunken, nicht aber die wahre Religion, welche ihren Altar in jedem denkenden und fühlenden Menſchenherzen findet und ihren Gottesdienſt ohne Rückſicht auf den Calender hält.

Feſtigkeit iſt derjenige Aggregatzuſtand eines Körpers, in welchem ſeine Theile nicht durch eine jede Kraft ſogleich aus ihrer Lage verſchoben werden können, ſondern (nach dem Grade der Feſtigkeit) mehr oder weniger Widerſtand leiſten. Dieſes wird auch auf die Seele übergetragen und man redet von Charakterfeſtigkeit. Der Feſtigkeit ſteht die Flüſſigkeit und Luftförmigkeit entgegen. Daß man das Wort Feſtigkeit in dem engern Sinne von ſolchen Körpern braucht, die einer ſtarken, auf ſie einwirkenden Kraft zu widerſtehen vermögen, im Gegenſatze zerbrechlicher Körper, iſt bekannt. Beide Zuſtände ſind indeß überhaupt relativ und fließen in einander. Die Stärke des Zuſammenhangs äußert ſich vorzüglich bei feſten Körpern, wenn ſie zerriſſen oder zerbrochen werden ſollen. Die Kraft, die zum Zerreißen erfodert wird, zeigt die abſolute

Feſtigkeit; diejenige, die zum Zerbrechen erfodert wird, die relative Feſtigkeit an.

Feſton (Fruchtſchnur, Gehänge) iſt eine lebendige oder künſtliche und im letztern Falle entweder gemalte, oder von Stein (oder Stucco) erhaben gearbeitete, architektoniſche Verzierung aus zuſammengebundenen Zweigen mit Blumen und Früchten vermiſcht, bald an den Außenſeiten der Gebäude, beſonders über Thüren und Fenſtern, bald im Innern der Gebäude, in Zimmern und Sälen. Bisweilen nimmt man auch, je nach der Beſtimmung des Ortes, ſtatt der Blumen Früchte, Muſcheln, mathematiſche und muſikaliſche Inſtrumente, Thiere u. ſ. w. als Attribute der Fiſcherei, der Jagd, der Muſik, der Jahreszeiten. Die Art, dieſe Feſtons aufzuhängen, iſt verſchieden, denn bald hängen ſie nur an einem Ende gerade herab, bald ſind ſie an zwei Enden befeſtigt und bilden halbe Cirkelbogen, bald ſind beide Arten vermiſcht. Wie dem ſey, ſo iſt immer rathſam, nicht allzuviele anzubringen, am wenigſten an den Außenſeiten der Gebäude, und ſie leicht und locker zu bilden, weil die zu vollen und gedrängten ſtets die Idee der Schwerfälligkeit erwecken. dd.

Feſtung heißt ein durch Kunſt für jeden möglichen Krieg ſo eingerichteter Ort, daß ſich Wenige darin gegen Viele, die ihn angreifen, vertheidigen können. Der Zweck einer Feſtung iſt, außerdem daß ſie als ein Magazin für Kriegsgegenſtände aller Art dienen ſoll, den Feind in ſeinen Fortſchritten aufzuhalten, und für die geſchlagene Armee Zeit zu gewinnen; denn jener iſt, um ſeinen Rückzug und ſeine Zufuhren nicht dem Ungefähr Preis zu geben, genöthigt, ſeine Kräfte ganz oder zum Theil auf die Eroberung derſelben zu richten. Ihre Güte hängt demnach ab, theils von dem Verhältniß, in welchem die Vertheidiger zu den Angreifenden ſtehen, theils von der Zeit, während welcher ſie ſich halten können. Wenn man die äußere Polygonſeite einer Feſtung zu 90 rheinländiſchen Ruthen annimmt, ſo braucht ohne Außenwerke ein Vieleck von

Seiten,	zur Vertheidigung,	zum Angriff,	und hält ſich	
6	2400 Mann	30000	18 = 20 Tage	nach Eröffnung der Laufgräben.
7 = 8	3000 = 3500	40000	24 —	
9, 10, 11,	4000 = 5000	50000	30 —	
12 u. f.	5000 = 6000	60000	42 —	

Woraus ſich denn ergibt, daß im Allgemeinen größern Plätzen der Vorzug vor kleinern gebührt. — Außer dem Umfange, welcher aus Baſteien und Courtinen beſteht, ſind folgendes die weſentlichen Theile aller Feſtungen: der Hauptgraben und deſſen Übergänge durch Zangenwerke vertheidigt, Halbmonde mit Reduits vor den Courtinen, der bedeckte Weg und das Glacis; in den eingehenden Winkeln des bedeckten Weges Waffenplätze für die Beſatzung deſſelben und außen am Fuße des Glacis in denſelben Winkeln Fleſchen für die außerhalb ſtehenden Wachen und Poſten; ſtatt der Contregarden lieber retranchirte Baſteien, allenfalls mit Cavaliers, die aber mit dem Retranchement verbunden ſeyn müſſen. Zu dem allen aber gehört ein braver und thätiger Commandant, ein geſchickter Ingenieur und eine tapfere Garniſon, die entſchloſſen iſt, ſich bis auf den letzten Mann zu wehren. Alle Außenwerke ſind wegen ihres geringen Nutzens als überflüſſig zu betrachten. Zu der guten Lage einer Feſtung gehört, daß ſie von keinen Anhöhen in der

Weite eines Kanonenſchuſſes überhöht iſt; daß einzelne Seiten unangreifbar ſind; daß Moräſte oder zu veranſtaltende Überſchwemmungen den Zugang erſchweren; daß man alle Bedürfniſſe, ſelbſt wenn der Feind davor liegt, hineinbringen kann; daß der Belagerer keine Seite finden darf, wo er ungehindert arbeiten kann; daß ihm Zufuhr und Rückzug abgeſchnitten werden können; daß Waſſer und Felſen ihn hindern, die Laufgräben zu führen und Batterien zu errichten; daß ſie Päſſe und Ströme beherrſcht u. ſ. w.

Feth⸗Ali⸗Schah, ſ. Perſien.

Fetiſchismus. Mit dieſem Worte bezeichnet man den natürliche oder künſtliche Körper, belebte und unbelebte Weſen als göttliche anbetenden Religionsdienſt. Das Wort iſt neu, die Sache alt. De Broſſes in ſeiner Schrift du culte des Dieux Fetiches (1760, überſ. v. Piſtorius. Stralſund 1785) hat den Ausdruck Fetiſch, der entweder aus dem Portugieſiſchen von Fetiſſo, ein Zauberklotz, oder nach Winterbotton von Faticeira, Zauberin, abſtammt, zuerſt in Umlauf gebracht. Die Portugieſen nannten die Götzen der Neger am Senegal und die Manitus andrer wilden Nationen ſo, und nachher erhielt das Wort eine allgemeine, umfaſſendere Bedeutung. Man kann zweierlei Arten von Fetiſchen unterſcheiden 1. Theile und Werke der Natur, und 2. Werke von Menſchenhand. Zu den erſten gehören Elemente und Berge, welche die Bewohner des Caucaſus, die Perſer, Araber, alten Deutſchen, Mongolen, Peruaner, Neger, Buräten; Flüſſe und Quellen, welche die Hindu, Parther, Kamtſchadalen; Wälder und Bäume, welche die Slaven, Tſcheremiſſen und Jakuten; Steine, welche die Syrer, Phrygier, Tunkineſen, Lappländer; Thiere, welche die Ägypter, Oſtiaken und A. anbeteten oder noch anbeten; ferner Häute, Gerippe, Klauen, Köpfe, Federn, u. a. m. Die zweite Claſſe iſt nicht minder zahlreich; Pfeile und Pflöcke verehrten die Parias, Scythen, Taurier, andere hingegen Töpfe, Pfähle u. dgl. Wichtig iſt die Frage, wie der Menſch wohl darauf gekommen ſey, Fetiſchen zu verehren? Bei einigen dieſer Fetiſchen iſt's begreiflich, bei andern ſollte man meinen, die Menſchen hätten nur durchaus eine Gottheit haben wollen, und das erſte beſte dazu gemacht. Woher kam ihnen aber die Ahndung des Göttlichen, die ſie nothwendig haben mußten, ehe ſie darauf verfallen konnten, irgend etwas, was es auch ſey, zum Gott zu erheben? Die Quelle alles Fetiſchismus iſt die dem Naturmenſchen eigenthümliche Anſicht von der Natur. Ihm unbewußt trägt er ſein Leben hinüber in die Natur und was dann außer ihm durch ihn lebendig geworden iſt, das erſcheint ihm höher und mächtiger als er ſelbſt iſt, und im fremden Weſen findet er das Eigene und Menſchliche göttlich. Dies iſt der reinere und edlere Fetiſchismus, der der Natur. Hiebei aber blieb es nicht. So wie der Naturmenſch dem Todten außer ſich ſein Leben gegeben hatte, ſo gab er dem Lebenden, der Thierwelt, ſeinen Sinn und ſein inneres Leben. Der Inſtinct des Thieres wurde ihm Abſichtlichkeit und Überlegung, und da es durch Kunſttriebe, durch Liſt in der Art ſeinem Feinde zu entgehen, ſeine Nahrung zu finden, menſchliches Nachdenken übertraf, da es ſogar das Ungeſehene wußte, durch Witterung ſeiner Nahrung aus der Ferne, Vorempfindung des Wetters; ſo gab die Thierwelt dem Menſchen ſeinen eigenen Sinn höher und übermenſchlich zurück. (Thierfetiſchismus.) Nicht Thiere, ſondern die

belebte Natur mit Sinnen und Geſtalt der Thiere betete urſprünglich dieſer Fetiſchismus an. Den niedrigſten Fetiſchismus dieſer Art erzeugten die brennendſten Climate von Afrika und die kälteſten des Nordens. Die äußerſte Ausartung des Fetiſchismus im Alterthum war unſtreitig in Ägypten; von den Wilden der neueren Zeit iſt es bekannt, daß ſie ihre Götzen, wenn ſie ihre Wünſche und Gebete nicht erhören, verkaufen und verſaufen, ihnen drohen, ſie beſchimpfen, prügeln und zerſtören. Die feinſte Veredlung des Fetiſchismus hatte ohne Widerrede Griechenland, wo durch die Sängerſchulen und die bildende Kunſt aus ihm ein ſchönes Göttergeſchlecht hervorging. Der edlere Fetiſchismus bildete das Leben in der Natur zu Naturgeiſtern mit eigenthümlicher Perſönlichkeit in menſchlicher Geſtalt, mit menſchlichem Willen und Denken. Die dritte Art des Fetiſchismus gilt nur uneigentlich für ſolchen; denn wenn manche Wilde die Gottheit in Thierfellen, Pfählen u. ſ. w. anbeten, ſo iſt eine Anbetung unter ſolcher Geſtalt nicht unmittelbar aus Belebung der Natur entſprungen, ſondern nachdem dieſe im Cultus untergegangen war, als Cultus ſelbſt entſtanden. dd.

Fett, eine thieriſche Flüſſigkeit, ſo lange es warm und im lebenden Körper iſt, außer dieſem aber und in der Kälte gerinnt es zu einer blättrigen Maſſe. Es hat ſeinen Sitz in den Zellen des Zellgewebes und wird aus dem Blute (auf welche Art, iſt noch nicht hinlänglich erwieſen) abgeſetzt. Es beſteht aus Waſſer und Stick-, Kohlen- und Sauerſtoff in einem verſchiedenen Verhältniß. Aus ihm bereitet man die Fettſäure. Durch eine gewiſſe Ausfüllung gibt es dem Menſchen die mehr oder weniger gefällige Form. Im Alter ſchwindet es, daher die Runzeln. Ruhe, gute Nahrung, Entziehung von Licht und eine feuchte Luft begünſtigen die Erzeugung deſſelben.

Feudalrecht, ſ. Lehnrecht.

Feudalſyſtem, ſ. Lehnsſyſtem.

Feuer iſt dasjenige, was in einem Körper Wärme hervorbringt, die unbekannte Urſache der Wärme. Einige Naturlehrer nun haben das Feuer bloß für einen Zuſtand der Körper gehalten, der durch eine gewiſſe Art der Bewegung entſpringen ſoll, z. B. Baco, Descartes, ſelbſt Newton, andere nehmen einen beſondern Stoff, Feuermaterie, an, z. B. Euler, und dieſe Meinung iſt jetzt die herrſchende. Über die Natur dieſes Stoffs aber ſind die Meinungen höchſt verſchieden. S. d. Art. Licht. Im gemeinen Leben verſteht man unter Feuer die Erſcheinung des Verbrennens, eine Erſcheinung, die auf dem Zuſammentreffen des Lichts, der Wärme und des Kohlenſtoffs beruhen ſoll. Die Körper, an denen es ſich äußert, heißen verbrennliche. Das Feuer brennt bald mit Flamme, bald beſteht es in einem bloßen Glimmen; es wärmt und leuchtet zugleich. Die Flamme leuchtet verſchiedenfarbig, je nachdem die Beſchaffenheit des verbrennenden Körpers iſt. Ihr Farbe zu geben, ſteht zum Theil in unſerer Gewalt. Ordnet man verbrennliche Körper von beſonderer Miſchung und in eigene Formen gefaßt ſo, daß ſich in ihrem Verbrennen ein gewiſſer Ausdruck, Bild, Gedanke, darſtellt, ſo entſteht ein Feuerwerk. Der Zubereiter deſſelben heißt ein Feuerwerker. Der Feuerwerker in der Artillerie beſorgt die Munition fürs Geſchütz und was weiter dahin gehört.

Feuer (das griechiſche) ward im ſiebenten Jahrhundert erfunden. Als im Jahr 668 die Araber Conſtantinopel belagerten, ging der griechiſche Baumeiſter Kallinicus aus Heliopolis von dem Chaliſen zu den Griechen über, und brachte eine Miſchung mit, deren unerhörte Wirkungen den Feind in Schrecken ſetzten und zur Flucht zwangen. Bald wurde es mittelſt flachsumwundener Pfeile und Wurfſpieße auf feindliche Feſtungswerke und Gebäude abgeſchoſſen, um ſie in Brand zu ſtecken, bald trieb man durch daſſelbe aus eiſernen oder metallenen Röhren ſteinerne Kugeln gegen die Feinde. Der Gebrauch dieſes Feuers dauerte wenigſtens bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts fort, und billig muß man es um ſo auffallender finden, daß kein einziger gleichzeitiger Schriftſteller uns die Beſtandtheile deſſelben in einer genauen Angabe aufbehalten hat. Nach den angegebenen Wirkungen zu ſchließen, waren nicht Naphtha, Schwefel und Harz, ſondern wahrſcheinlich Salpeter ein Hauptbeſtandtheil deſſelben. Übrigens folgt aus den Nachrichten der Alten nicht, daß es unter, ſondern nur, daß es auf dem Waſſer brannte; ein ſolches Feuer erfand Cardanus auch. Nach einer Angabe im Magazin aller Erfindungen ſoll der Freiherr von Aretin in München in der dortigen Central-Bibliothek in einer lateiniſchen Handſchrift aus dem dreizehnten Jahrhundert eine Abhandlung über das griechiſche Feuer gefunden haben, welche das verloren geglaubte Recept deſſelben enthält.

Feuerbeſtändig, der Wirkung des Feuers widerſtehend; das Gegentheil von flüchtig, in Dämpfe verfliegend.

Feuerdienſt, Feuerverehrung, eine Art des edlern Fetiſchismus (ſ. dieſen Art.) oder reinern Naturdienſtes, welche vorzüglich bei den Perſern herrſchend und ausgebildet war. S. Perſer, Zoroaſter, Zendaveſta.

Feuerkugel. Zuweilen ſehen wir in der Luft einen leuchtenden Feuerball ſchneller oder langſamer dahin fahren, und dieſe Erſcheinungen ſind es, welche wir mit dem Namen Feuerkugel bezeichnen. Ihre Größe, wie ihre Dauer, iſt ſehr verſchieden. Zuweilen erreichen ſie die Größe der Vollmondsſcheibe, ziehen auch wohl einen langen cometenartigen Schweif hinter ſich her, der zu dem Namen des fliegenden Drachen Anlaß gegeben hat. Zuweilen verurſachen ſie bei ihrem Verſchwinden ein krachendes Getöſe. Vergebens haben ſich die ältern Naturforſcher bemüht, dieſem Phänomen nur eine erträgliche Erklärung zu geben; noch in unſern Zeiten ſind, ungeachtet der großen Fortſchritte der Naturkunde und des eifrigen Forſchens der Gelehrten, die Meinungen eben ſo unſicher als getheilt. Muſchenbroek hielt die Feuerkugeln für ſchweflichte Dünſte, die bei Erdbeben und vulcaniſchen Exploſionen aufſteigen, von den Winden zuſammengetrieben und durch ſich ſelbſt entzündet werden. Hartſoeker hielt ſie für eine Art von Cometen; Beccaria und Vaſalli leiteten ſie aus der Electricität ab; Herbert und Trallo hingegen ſahen ſie für brennbare Luft an. Herr D. Chladni, der ſich mit ihrer Unterſuchung vielfach beſchäftigt hat, hält ſie für dichte und ſchwere Maſſen, welche ſich nicht innerhalb unſerer Atmoſphäre ſammeln, ſondern aus dem höheren Weltraume herrühren. Er nimmt an, daß gewiſſe grobe Stoffe zerſtreut in dem Weltraume umherfliegen, die, wenn ſie ſich zufällig der Erde nähern, dergeſtalt heftig von ihr angezogen werden, daß ſie ſich dadurch entzünden, wobei ſie geſchmelzt werden und eine Menge Gas entwickeln. Chladni

ſtützt dieſe Hypotheſe auf die hie und da beobachtete Erſcheinung, daß durch dergleichen Feuerkugeln gewiſſe ſchlackige Stein- oder Eiſenmaſſen auf die Erde geſchleudert werden. In ſo fern aber dieſe Beobachtung ſelbſt noch Zweifeln unterworfen iſt, ſind auch dieſer Meinung manche Einwendungen, z. B. vom Profeſſor Wrede in Berlin, entgegengeſetzt worden. Ganz neulich hat man die Hypotheſe aufgeſtellt, daß ſie Maſſen wären, welche durch explodirende Kräfte der Mondvulcane aus dieſem Trabanten auf unſere Erde geworfen würden. Aus allem dieſen erhellt, wie ſehr das Weſen und die Entſtehung dieſer wunderbaren Lufterſcheinung noch in Dunkel gehüllt iſt. Mehrere ungewöhnliche und große Erſcheinungen der Art hat man der Aufbehaltung werth gefunden. So ſahe man im Jahr 1719 zu Bologna eine merkwürdige Feuerkugel. Sie war ſo groß wie der Vollmond, und verbreitete Schein und Glanz wie die aufgehende Sonne. Auf ihrer Oberfläche nahm man vier Schlünde wahr, aus welchen Flammen mit Rauch zu brechen ſchienen. Ihren wahren Durchmeſſer ſchätzte man auf 3561 Fuß und ihre ſenkrechte Höhe zwiſchen 16- bis 20,000 Schritte. Sie verbreitete in der ganzen Gegend einen ſchweflichten Geruch und zerſprang endlich mit einem heftigen Knall. Eine andere Feuerkugel zerſchmetterte 1749 den Maſt eines Schiffes und warf mehrere Perſonen auf demſelben nieder, und im Jahr 1771, den 17. Juli Abends um 10 Uhr, flog über Paris eine Feuerkugel hin, die in einem großen Theile Frankreichs geſehen wurde, heller als der Mond leuchtete, und mit einem ſolchen Knall zerſprang, daß Fenſter und Hausgeräthe erſchüttert wurden, und die Pariſer ein Erdbeben zu empfinden glaubten.

Feuerland (Tierra del fuego), eine Inſel nebſt mehrern kleinen Nebeninſeln an der Südſpitze von Amerika, wovon ſie durch die magellaniſche Straße getrennt wird. Den Namen hat ſie von einem Vulcan erhalten, deſſen Ausbruch von den Entdeckern geſehen wurde. Die Kälte iſt hier ſelbſt im Sommer äußerſt empfindlich. Im Innern iſt alles öde und unfruchtbar, voll Schnee- und Eisgebirgen; nur auf den Küſten findet man einige fruchtbare Ebenen und Weideplätze. Die Bewohner, welche Peſcherähs heißen und weiß von Farbe ſind, gehören zu der roheſten, geiſtloſeſten und elendeſten Menſchengattung, die wir kennen. Sie kannten, nach Forſter und andern Reiſenden, das Feuer nicht.

Feuerprobe gehörte im Mittelalter zu den ſogenannten Gottesurtheilen (Ordalien), und beſtand in der abergläubiſchen Unterſuchung der Schuld oder Unſchuld eines Angeklagten, indem dieſer durch einen brennenden Holzſtoß, über glühende Kohlen oder eine dergleichen Pflugſchar mit bloßen Füßen gehen, oder ein glühendes Eiſen mit bloßer Hand einige Schritte weit tragen mußte, und wenn Spuren der Verletzung ſich zeigten, als ſchuldig verurtheilt, im Gegentheil aber losgeſprochen ward. Erſt zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts ward dieſer barbariſche Gebrauch abgeſchafft.

Feuerverſicherung, die Sicherſtellung vor Feuerſchaden von Seiten des Staates, oder einer Geſellſchaft, welche ſich dazu verbunden hat, durch Erſetzung deſſen, was durch eine Feuersbrunſt an Häuſern oder anderm Vermögen verloren gegangen, dem Eigenthümer und zwar nach Maßgabe des angegebenen Werths, und des

dieſer Angabe gemäß zu entrichtenden jährlichen Geldbeitrags, den erlittenen Schaden zu vergüten. Dergleichen Anſtalten kamen erſt nach dem Jahr 1725 auf. Die pariſer wurde 1745, und die churbraunſchweigiſche, als die erſte in Deutſchland, 1750 errichtet.

Feuillans, urſprünglich die Mitglieder des von Johann de la Barriere 1577 nach der Benedictiner-Regel geſtifteten Mönchsordens (in Deutſchland Barfüßer genannt), welche einen Zweig mit Blättern (feuilles) im Arme tragen. Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution erhielt (1791) ein politiſcher Club dieſen Namen (weil er ſich in einem Kloſtergebäude jener Mönche verſammelte), welcher hauptſächlich über die Erhaltung der neuen Conſtitution wachte und den Grundſätzen der gemäßigten Monarchie treu blieb. Barnave, Lafayette, Bailly u. a. rechtſchaffene Männer waren Mitglieder dieſes Clubs, der aber in der Folge geſtürzt wurde.

Fiacre (Fiacker), eine Miethkutſche, dergleichen in großen Städten auf öffentlichen Plätzen zu Jedermanns Dienſte immer bereit ſtehen. Sie hat angeblich ihre Benennung von dem heiligen Fiacre, König der Schotten, im ſiebenten Jahrhundert, deſſen Bildniß der erſte Miethkutſcher in Paris zum Schilde ſeiner Wohnung machte.

Fibel, eigentlich ein Heft, um etwas zuſammenzuhalten, dann ein Büchelchen, woraus die Kinder leſen lernen — ABCbuch. Bienenrod ſoll der Verfaſſer der erſten deutſchen Fibel ſeyn.

Fiber, Fibern, ſind die feinen Faſern oder zarten Fäden, mit welchen die feſten Theile der Thier- und Pflanzenkörper zuſammengewebt ſind. **Fibrös**, faſerig, was Faſern hat; oder faſericht, was aus Faſern beſteht.

Fichte (Johann Gottlieb), geboren zu Rammenau bei Biſchoffswerda in der Oberlauſitz den 19. Mai 1762. Er erhielt ſeine erſte Erziehung durch den Herrn von Miltitz, deſſen Sohn gegenwärtig (1814) die Stelle eines Gouvernementsraths bei dem zu Dresden befindlichen Gouvernement von Sachſen bekleidet. Nachher erhielt er in der Schulpforte eine claſſiſche Bildung, ſtudirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg, lebte dann einige Jahre in der Schweiz und in Preußen, wo er in Königsberg auch den Umgang Kants genoß. Zuerſt leitete er die Aufmerkſamkeit des philoſophiſchen Publicums auf ſich durch ſeinen *Verſuch einer Kritik aller Offenbarung* (Königsberg, 1792. 8.). Eben dieſes Werk verſchaffte ihm im Jahr 1793 nach Reinholds Abgang von Jena den Ruf als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie an die daſige Univerſität, welchem Rufe er auch folgte und bis zum Jahr 1800 eine der erſten Zierden dieſer Univerſität während ihrer glänzendſten Periode war. Hier machte er unter dem Namen der *Wiſſenſchaftslehre* ein philoſophiſches Syſtem bekannt, welches er früher auf dem kantiſchen fortbaute, von welchem er aber nachher ſich immer weiter entfernte. Wegen eines in das von ihm herausgegebene philoſophiſche Journal (B. 8. H. 1.) eingerückten Aufſatzes: *über den Grund unſers Glaubens an eine göttliche Weltregierung*, fiel er in den Verdacht einer irreligiöſen Denkart. Das Aufſehen, welches dieſer Aufſatz erregte, veranlaßte eine Unterſuchung, welche bei der aufgeklärten und milden weimariſchen Regierung keine nachtheiligen Folgen für den Verfaſſer gehabt haben würde, wenn derſelbe nicht mit Niederlegung ſeiner Stelle gedroht hätte, die ihm ſeine ſtrenge Wahrheitsliebe zur Pflicht machte.

worauf er ſeine Entlaſſung erhielt. Er fand eine freundliche Aufnahme im preußiſchen Staate. Eine Zeit lang privatiſirte er in Berlin. Im Sommer 1805 wurde er Profeſſor der Philoſophie in Erlangen, mit der Erlaubniß, den Winter in Berlin zuzubringen. Während des franzöſiſch-preußiſchen Krieges ging er nach Königsberg, wo er auch eine kurze Zeit Vorleſungen hielt, kehrte aber nach hergeſtelltem Frieden nach Berlin zurück, wo er im Jahr 1809 bei der neu errichteten Univerſität als Profeſſor der Philoſophie angeſtellt wurde, der er bis an ſeinen Tod ſeine ſchönſten Kräfte mit raſtloſem Eifer widmete. Er wurde am 29. Januar 1814 durch das verheerende Nervenfieber in ſeinem 51. Jahre hinweggerafft; ein unerſetzlicher Verluſt für die Univerſität und ganz Deutſchland. Fichte war ein Mann von großem Scharfſinn und hoher Beredſamkeit in ſeinem Vortrage. In ſeinen weniger wiſſenſchaftlichen Werken iſt ein Muſter deutſcher Proſa aufgeſtellt. Seinen Werth, ſeinen Einfluß auf die Geiſterwelt, den großen und gerade für die letzte Zeit der Selbſtſucht ſo wohlthätigen Impuls, den er ihr gab, bezeugen Tauſende, und wird erſt die Nachwelt ganz unparteiiſch beurtheilen. Sein Streben war nicht irdiſch, ſondern immer auf das Ewige und Höchſte gerichtet. Mit einer beiſpielloſen Kraft und Stärke des Geiſtes durchdrang er die Tiefen des menſchlichen Wiſſens und gründete ein neues Syſtem der Philoſophie, welchem er jedoch ſpäter nicht ganz treu geblieben iſt, indem ſein religiöſer Sinn ihn in dem innerſten Gemüthe (Ich) Gott finden ließ. Das frühere Princip deſſelben ſollte der Satz ſeyn: A = A oder Ich bin Ich. Dieſes Ich ſoll ferner als ein reines Handeln gedacht werden, das aber, weil es in gewiſſe unbegreifliche Schranken eingeſchloſſen iſt, ſich in ſeiner Thätigkeit gehemmt ſieht, und nun vermöge dieſes Anſtoßes ein Nicht-Ich ſetzt und es als eine objective Welt anſchaut. Das Ich kann ſich daher nicht ſelbſt ſetzen, ohne zugleich ſich ſelbſt ein Nicht-Ich entgegenzuſetzen, das aber eben darum ein bloßes Product des Ichs iſt. Das fichtiſche Syſtem iſt ſonach ein ſtrenger Idealismus, indem das Reale oder das Wirkliche, was wir außer uns ſetzen, nach dieſem Syſteme nur ein Geſchöpf unſerer eignen innern Thätigkeit iſt. Daſſelbe Ich, welches ſich ein Nicht-Ich entgegenſetzt, ſtrebt aber auch nothwendig nach einer ſittlichen Ordnung der Dinge in der von ihm ſelbſt geſchaffenen Welt. Und dieſe moraliſche Weltordnung nannte ſonſt die Wiſſenſchaftslehre Gott. Später ſtellte ſie Gott als das Eine, was ſchlechthin durch ſich ſelbſt und lauter Leben iſt, an die Spitze des Syſtems und betrachtete die Welt als eine Äußerung des Weſens Gottes, als ein Bild oder Schema deſſelben. Man vergleiche inſonderheit die beiden Schriften: über den Begriff der Wiſſenſchaftslehre (Jena, 1794, 8.) und: Die Wiſſenſchaftslehre in ihrem allgemeinen Umriſſe (Berlin, 1810, 8.) (S. den Art. Wiſſenſchaftslehre). Den Geiſt zu erheben über Materie und Sinnlichkeit, nur des Geiſtes Leben als wahres Leben, alles andere als Scheinleben darzuſtellen und dadurch das Gemüth zu entflammen zu höchſter Reinheit, Tugend und Selbſtverläugnung, das war ſein tägliches Streben als Lehrer und Schriftſteller, und das war es, was ihm ſo herrlich gelang in den jungen Gemüthern, nicht bloß durch die ihm ganz eigne Kraft des Gedankens und der Sprache, ſondern mehr noch durch die Gewalt ſeines ganzen Seyns, dadurch, daß er es nicht bloß ſagte,

ſondern war. Denn was dieſem außerordentlichen Geiſte die Krone aufſetzte, war ein Herz, wahr und rein und empfänglich für alles Schöne und Gute, für Freundſchaft und Liebe, eine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit, die höchſte Wahrheitsliebe und wahrer Heldenmuth in Vertheidigung derſelben, der bei der Feſtigkeit ſeiner Überzeugung und bei der Abgeſchloſſenheit ſeines Charakters jedoch oft in Eigenſinn, Hartnäckigkeit und wiſſenſchaftliche Intoleranz ausartete, was ihm nicht ſelten große Unannehmlichkeiten und Feindſchaft zuzog. Mit welchem Muthe trat er im Jahr 1808, mitten in dem von Franzoſen beſetzten Berlin, als echter deutſcher Mann auf, hielt die nachher gedruckten Reden an die deutſche Nation (Berlin, 1808. 8.) und proclamirte ſchon damals den Kampf des guten Prinzips mit dem Böſen, den wir nachher ſo herrlich in die Wirklichkeit übergehen ſahen. Ruhe nun, edler Geiſt, von deiner Arbeit, und genieße vollendet das ſelige Leben, das du ſchon in der irdiſchen Hülle verkündeteſt. Wie Fichte für das Gute lebte, ſo ſtarb er dafür. Seine würdige Gattin, eine geborne Schweizerin, hatte ſich nicht bloß aus eignem Antrieb, ſondern auch auf ſeine Anforderung der Sorge für die daſigen Militärhoſpitäler gewidmet. Sie ward vom Hoſpitalfieber befallen, von dem ſie wieder geneſen iſt, ihn traf es, um ihn der Welt zu entreißen. Seine trauernden Collegen und Zuhörer, unter dieſen ſein 17jähriger, in der alten Literatur vorzüglich bewanderter und ſehr liebenswürdiger Sohn, ſein einziges Kind, begleiteten am 31. Jan. 1814 ſeine irdiſche Hülle zum Kirchhof vor dem oranienburger Thore, wo ſie, nachdem der Profeſſor Marheinecke aus vollem Herzen eine Leichenrede gehalten, worin er das edle nie unterbrochne Streben des Verewigten ſchilderte, in Gegenwart einer Menge der angeſehenſten Einwohner Berlins in feierlicher Stille beigeſetzt ward. Der Aufzählung ſeiner Werke dürfen wir uns überheben.

Fichtelberg. Es ſind zwei verſchiedene Berge, welche dieſen Namen führen. Der höchſte und wichtigſte davon iſt der Fichtelberg im Fürſtenthum Bayreuth, aus dem mehrere Bergreihen nach allen Gegenden auslaufen. Er iſt mit vielen Fichten bewachſen und hat gegen ſieben Meilen in der Länge und über vier in der Breite. Die Hauptmaſſe der beiden Bergſpitzen, aus denen dieſes Gebirge beſteht, iſt Granit, die Seitenzweige aber, vorzüglich gegen die Regnitz hin, ſind Kalkſtein. Er iſt reich an Mineralien, als Eiſen, Vitriol, Schwefel, Kupfer, Blei, Marmor. Bei Wunſiedel ſieht man noch auf einer großen Anhöhe dieſes Gebirges die Luxenburg, worauf das zerſtörte Raubſchloß Rudolphſtein geſtanden. Die vornehmſten Spitzen ſind der Schneeberg, 3682 Fuß hoch, der Ochſenkopf, 3621 Fuß hoch, der Fichtelberg, 3521 Fuß hoch, der Zinnberg, 3316 Fuß hoch. Auf dem Schloßberg iſt der Fichtelſee, ein ganz mit Moos und Schilf bewachſenes Gewäſſer. Es entſpringen auf dieſem Gebirge die Saale, Eger, Nabe und der Main. Der ſogenannte kleine Fichtelberg bei Wieſenthal iſt der höchſte Berg im ſächſiſchen Erzgebirge. Seine Höhe beträgt 3731 pariſer Fuß. Auf ihm entſpringen die Tſchope, Sehme, Mitweyda u. ſ. w., die mehrere ſchöne Waſſerfälle bilden.

Fidalgo heißt in Portugal eine Perſon von gemeinem Adel; wie in Spanien Hidalgo. Auch die jungen Edelleute, die als Pagen am Hofe dienen, werden Fidalgos genannt. Vergl. Vidalgo.

Fideicommiß, die Verordnung eines Erblaſſers an den Erben, daß er die Erbſchaft ganz oder zum Theil nach einer gewiſſen Zeit oder auf einen eintretenden Fall an einen Andern ablaſſen ſoll; auch das ſo anvertraute Gut oder Vermächtniß ſelbſt; endlich überhaupt ein Gut, welches die Erben nur benutzen, nicht aber veräußern dürfen, indem es bei der Familie für immer bleiben ſoll. Der nutznießende Erbe heißt Fiduciarius, der dritte Fideicommiſſarius. Gewöhnlich enthalten die Fideicommiſſe eine Subſtitution, indem der Erbe des Erben letzterem vorgeſchrieben iſt. In dieſer Art ſind die mehreſten Seniorate und Majorate Fideicommiſſe. Sie ſind jetzt, da die Aufklärung den Caſtengeiſt verdrängt hat, ſehr ſelten geworden, und haben alles das gegen ſich, was gegen andere Inſtitute zu Erhaltung des Familienglanzes zu ſagen ſteht. Das franzöſiſche Geſetzbuch verbot alle Fideicommiſſe und namentlich die fideicommiſſariſche Subſtitution; wahrſcheinlich um die Spuren des Feudalſyſtems zu vertilgen. Doch waren hiervon ausdrücklich die zur Dotation einer von Napoleon für einen Prinzen oder zum Beſten eines Familienhauptes geſtifteten erblichen Würde beſtimmten Güter ausgenommen.

Fides, die Treue, weihte Numa zur Göttin. Ihre gewöhnlichſten Symbole verſchlungene Hände, eine Turteltaube. Fidejussor, der Bürge; fideijussio, Bürgſchaft.

Fidibus, bekanntlich ein Streifen Papier zur Anzündung der Tabakspfeife. Sinnreich iſt wenigſtens folgende, wenn wir nicht irren, von Ebert herrührende Erklärung des Worts. Es ſoll nämlich von den erſten abgebrochenen lateiniſchen Sylben des Zettels herkommen, durch welchen ſich die Studenten zur Zeit, da das Tabakrauchen noch verboten war, zu einer Tabaks- und Biergeſellſchaft einluden. Mit dieſem Einladungsbillette, welches ſich anfing Fid. ibus (d. h. fidelibus fratribus, den treuen Brüdern), zündeten die Studenten nachher ihre Pfeifen an.

Fieber, iſt eine Krankheit, welche den ganzen Organismus ergreift, in ſeinem Innerſten erſchüttert, und ſich jedes Mal durch folgende weſentliche Symptome offenbart. 1. Veränderung des Wärmegefühls in verſchiedenen Graden; anfangs Froſt, der zuweilen ſo heftig iſt, daß er den Kranken ſchüttelt, z. B. bei jedem Anfall des Wechſelfiebers, und bei Entzündungsfiebern. Zuweilen iſt der Froſt nur gelinde, z. B. beim Anfang mancher ſogenannten nervöſen, bei hectiſchen und andern Fiebern. Nach dem Froſt folgt Hitze, welche gleichfalls oft brennend, oft nur gelind iſt, jedoch nicht allemal in Verhältniß mit dem vorangegangenen Froſte ſteht. 2. Veränderung im Umlaufe des Blutes; der Pulsſchlag iſt häufiger und ſchneller, als im geſunden Zuſtande. 3. das Gemeingefühl des Kranken iſt verletzt, er fühlt ſich matt, die Glieder ſind ihm gleichſam wie zerſchlagen. 4. Viele Verrichtungen des Körpers, vorzüglich die Ab- und Ausſonderungen, ſind verändert und zum Theil geſtört, der Urin hat im Froſt eine blaſſe, und in der Hitze eine rothe Farbe, und ſondert im Verlaufe des Fiebers gewöhnlich viel Bodenſatz ab; die Haut iſt bald ganz trocken, bald triefend von Schweiß, die Verdauung iſt geſtört, der Geſchmack fremdartig, die Zunge belegt. 5. Die Zufälle ſind ſteigend und fallend nach gewiſſen Perioden. Zu dieſen weſentlichen und beſtändigen Äußerungen des Fiebers geſellen ſich eine Menge anderer außerweſentlichen Zufälle, deren Erſcheinung von dem Grade des Fiebers, von der Art der erre-

genden Einflüſſe und Urſachen, von dem Clima, der Jahrszeit, von dem vorzüglich leidenden Organ, und von der eigenthümlichen Conſtitution des Kranken abhängen. Die gewöhnlichſten ſind: Kopfweh, Mangel an Schlaf, oder zu viel Schlaf, Irreſeyn, Zuckungen, Entzündung einzelner Theile, gereizter Zuſtand der Verdauungsorgane, daher übermäßige Menge von Schleim oder Galle im Magen, Ekel und Erbrechen oder Durchfall, kurzer Athem, u. ſ. w. Den Verlauf des Fiebers kann man in verſchiedene Abſchnitte oder Stadien eintheilen. 1. In die Zeit der Vorboten, wenn zwar das Fieber noch nicht ausgebrochen iſt, jedoch der Kranke ſchon eine Veränderung ſeines Geſundheitszuſtandes fühlt. Dieſes Stadium iſt bei manchen Fiebern ſehr kurz, oder fehlt auch ganz, z. B. bei Entzündungsfiebern, welche oft ſehr plötzlich eintreten. Bei den ſogenannten gaſtriſchen oder gallichten, auch bei den ſogenannten Nerven- und Faulfiebern dauert dieſes Stadium zuweilen acht und mehrere Tage. 2. Das Stadium des Eintritts oder des Anfangs beginnt mit dem Augenblicke, wo die erſten weſentlichen Fieberſymptome ſich zeigen. 3. Das Stadium des Wachsthums folgt auf den Anfang, und endigt ſich in dem vierten Stadium, dem der Höhe des Fiebers. In dieſem hat das Fieber ſeine größte Stärke, die Zufälle ſind am heftigſten, neue kommen zu den vorigen hinzu, der Aufruhr im Organismus iſt am höchſten geſtiegen. Von dieſem Stadium ſcheidet ſich das Fieber und geht in das fünfte, das Stadium der Abnahme, über; die Zufälle nehmen in ihrer Stärke ab, manche verſchwinden ſchnell; die einzelnen Anfälle des Fiebers endigen ſich mit heilſamen und entſcheidenden Ausleerungen, kommen ſpäter und laſſen eher nach, werden folglich immer kürzer, bis ſie endlich ganz aufhören; und das Stadium der Reconvaleſcenz erſcheint. (Siehe Geneſung). Um das Weſen des Fiebers, oder welches eins iſt, die nächſte Urſache deſſelben zu ergründen, müßten wir das Dunkel durchſchauen können, welche das Innerſte der Natur umgibt, müßten das Weſen der Organiſation, das Princip des Lebens, die einfachen Stoffe des Organismus, deren Verhältniſſe unter einander in ihrer Zuſammenſetzung, und die möglichen Veränderungen, welche ſie erleiden können, ergründen, was keine Gegenſtände der Erfahrung (ſiehe dieſen Artikel), ſondern der Speculation ſind. Dieſe hat ſich denn auch von jeher daran verſucht. Die hippokratiſche Schule der alten, ſo wie noch alle Ärzte der neuern Zeit, welche mehr oder weniger in dieſe Reihe gehören, z. B. Sydenham, Selle u. A. m., hielten das Fieber für ein heilſames Beſtreben der Natur, einen im Körper befindlichen ſchädlichen Stoff durch vermehrte Anſtrengung der Thätigkeiten auszuwerfen. Von Helmont hatte beinah die nämliche Idee, ſetzte aber an die Stelle der Natur den Archäus, einen dem Körper inwohnenden Lebensgeiſt, die innere Urſache des Lebens, der alles, was im Körper vorgeht, regiert, von dem jede Krankheit anfängt, der durch das Eindringen irgend eines fremdartigen, ihm widrigen Stoffes in Zorn und Unmuth verſetzt, das Fieber erregt, um ſich von ihm zu befreien. Stahl dachte ſich die Seele als den Grund des Lebens, als die Bildnerin und Beherrſcherin ihres Leibes, welche die Verrichtungen deſſelben leite, und durch die erregten fieberhaften Bewegungen eine heilſame Ab- und Ausſcheidung des Schädlichen zu bewerkſtelligen ſuche. Boerhave, Friedrich Hoffmann u. A. hielten Unthätigkeit und Hemmung des freien Umlaufs der Lebensgeiſter, oder

Krampf in dem Nervenſyſtem, der vom Rückenmark ſich durch das ganze Nervenſyſtem verbreite, für das Weſen des Fiebers. Cullen kommt unſtreitig der wahren Idee des Fiebers ſchon um etwas nä- her, wenn er die nächſte Urſache deſſelben in einer verminderten Energie des Gehirns und Nervenſyſtems und dadurch bewirkten Schwäche aller Functionen, beſonders in den Endigungen der (Blut-) Gefäße, ſucht, welche Schwäche als ein indirecter Reiz auf das Gefäßſyſtem wirke, und es zu einer vermehrten Thätigkeit anreize, wodurch denn die Energie des Gehirns und Nervenſyſtems wieder hergeſtellt, und das Fieber gehoben werde. Reil ſetzte die nächſte Urſache (in ſeiner Fieberlehre 1799) in eine ſolche Veränderung der Miſchung und Beſtandtheile der fiebernden Organe, vermöge welcher ſie zu haſtigern, thieriſch-chemiſchen Prozeſſen beſtimmt werden. Er wagte jedoch nicht, die eigentliche Natur jener Veränderung in der Miſchung der Stoffe des Körpers zu beſtimmen. Andere Ärzte hingegen, welche gleichfalls den chemiſchen Vorſtellungen anhingen, gingen in ihren Hypotheſen noch weiter, und beſtimmten ſogar die einfachen Stoffe ſelbſt. So behauptete z. B. Reich, daß Mangel an Sauerſtoff im Körper die nächſte Urſache des Fiebers ſey. Ackermann hingegen in ſeiner Fiebertheorie ſucht darzuthun, daß ſie in einem Überfluß von Sauerſtoff gegründet ſey, welcher als Gas (aura oxygena) in einem Theile des Nervenſyſtems angehäuft, und durch die Nervenknoten (Ganglien), gleichſam als ihre natür- lichen Schranken, eine Zeit lang zurückgehalten werde, dann aber dieſe durchbreche und auf andere Theile des Nervenſyſtems über- ſtröme, ſich mit den organiſchen Stoffen verbinde, und dadurch die Fieberbewegungen bewirke. Diejenigen Flüſſigkeiten, welche den überflüſſigen Sauerſtoff aufgenommen hätten, würden dadurch, als ge- ſäuerte und gleichſam verbrannte Stoffe, ab- und ausgeſondert, und im kritiſchen Schweiße, und den Ausleerungen u. ſ. w. aus dem Körper geſchafft. Andere Ärzte hielten ſich mehr an die dynamiſche Vorſtellungsart und ſuchten die nächſte Urſache in einem veränderten Zuſtande der Lebenskräfte, oder der Erregbarkeit. Hufeland nä- hert ſich dieſen, indem er das Weſen des Fiebers in einen Organi- ſationsfehler, hauptſächlich des Nerven- und Blutgefäßſyſtems ſetzt, wodurch eine größere Reizbarkeit (Erregbarkeit im engern Sinn) dieſer Syſteme und ein beſchleunigter Lebensprozeß bewirkt werde. Brown, dieſer raſche Reformator in der Medicin, verwarf das Forſchen nach den verborgenen Urſachen der Dinge, trennte die bis- her gangbaren Begriffe des Fiebers, ſetzte den ſogenannten entzünd- lichen allgemeinen fieberhaften Zuſtand unter ſeine Claſſe der ſtheni- ſchen Krankheiten, nannte ihn Pyrexie, und begriff unter dem Namen der Fieber nur aſtheniſche, oder Krankheiten von Schwäche, worunter er z. B. die Wechſelfieber, die nachlaſſenden (ſogenannten Gallen-, Schleimfieber u. ſ. w.), die Nervenfieber, Faulfieber und die Peſt zählte. Die Geſchwindigkeit des Pulſes in ſeinen Fiebern erklärte er dadurch, daß in dieſen Krankheiten die Blutmaſſe um $\frac{1}{5}$ weniger betragen müſſe, als in ſtheniſchen Krankheiten, wo die Gefäße damit überfüllt ſeyen, ſie könne alſo durch die nämliche Kraft um $\frac{1}{5}$ geſchwinder als in ſtheniſchen Krankheiten fortgetrieben wer- gen. Daher wären in Fiebern 100 Pulsſchläge in der Minute der gewöhnliche Gang des Pulſes, da die nämliche Zahl in ſtheniſchen Krankheiten einen ſchnellen Puls ausmache. Dagegen ſey aber im erſtern Fall, wegen Mangels an Reiz, der der ganzen Blutmaſſe

mitgetheilte Stoß um $\frac{2}{3}$ geringer und daher der Fieberpuls immer klein, ſchwach und weich. Diejenigen Ärzte, ſowohl älterer als neuerer Zeit, welche der ſogenannten Humoralpathologie anhingen, ſuchten die Urſachen aller Krankheiten in einer beſtimmten Veränderung der Säfte des Körpers. Sylvius, der Stifter dieſer Lehre, hielt für die nächſte Urſache des Fiebers die Galle, indem er behauptete, dieſe werde entweder ſauer oder alkaliſch, erzeuge im erſten Falle durch ihre Verdickung Stockungen, im zweiten aber alle hitzigen anhaltenden Fieber. C. L. Hoffmann verband die humoralpathologiſche Anſicht mit einer dynamiſchen, und behauptete, daß eine faule Verderbniß der Säfte das Fieber nebſt allen ſeinen Zufällen errege. Mit Übergehung mehrerer andern (ſ. d. Artikel Erregungstheorie), ſchließen wir dieſe Reihe verſchiedener Ideen von dem Weſen des Fiebers mit der neueſten, durch die naturphiloſophiſche Bearbeitung der Medicin erzeugten, welche uns Marcus gibt. Entzündung und Fieber iſt nach ihm weſentlich eins; Fieber iſt im ganzen Syſtem, was Entzündung im einzelnen Organ iſt. Entzündung, wie Fieber, gehören der Irritabilität an, und da die Arteriellität der poſitiven Seite der Irritabilität entſpricht, und in allen Syſtemen (Dimenſionen) den electriſchen Moment repräſentirt, ſo muß auch bloß in ihr der Sitz des Fiebers ſeyn. Dieſes beſteht alſo in einem Sinken der Irritabilität, oder in einem Ergriffenſeyn des electriſchen Moments in den Dimenſionen. — Die Eintheilung der Fieber war ehedem eben ſo mancherlei, als die verſchiedenen Definitionen der Ärzte. Die größte Verwirrung entſtand aber daher, daß man verſchiedene Eintheilungsprincipien annahm, und die Fieber darnach benannte und eintheilte, ja ſelbſt Claſſen, Ordnungen und Arten derſelben unter einander miſchte. Man kann die Fieber ordnen: 1. Nach ihrer Dauer, in acute (hitzige), welche einen Tag bis 30 Tage dauern können und daher wieder in verſchiedene Unterordnungen zerfallen, und in chroniſche, welche länger und unbeſtimmte Zeit dauern; 2. Nach dem Typus, oder der beſtimmten Ordnung in den Erſcheinungen der Fieber: in anhaltende (febres continuae), wo die weſentlichen Symptome des Fiebers von Anfang bis zu Ende der Krankheit immer vorhanden ſind, entweder in gleichem Grade (febris continua continens, anhaltendes Fieber) oder mit Ab- und Zunahme (febris continua remittens, nachlaſſendes Fieber), und in ausſetzende (febres intermittentes, Wechſelfieber), wo die weſentlichen Fieberzufälle zuweilen ganz fehlen. Letztere werden nach der Periode der Wiederkehrung ihrer Symptome wieder eingetheilt, in eintägige (febres quotidianae), dreitägige (febres tertianae), viertägige (febres quartanae) u. ſ. w. Die dritte Eintheilung geſchieht nach den hervorſtechenden Symptomen, oder dem vorzüglich angegriffenen Theile. Dieſe Eintheilungsart iſt ehedem ſehr gebraucht worden, und auch noch jetzt bei vielen Ärzten und im gemeinen Leben gebräuchlich, obgleich ſie von dem wenigſten Werthe iſt, und eine große Mannichfaltigkeit der Benennungen veranlaßt hat, indem jedes unweſentliche, ſich zum Fieber geſellende Symptom, ſobald es hervorſtechend und anhaltend iſt, zur Beſtimmung einer eigenen Fieberart benutzt werden kann. Daher entſtanden die Seitenſtechfieber, Schnupfen-, Catarrhal-, Ruhr- und Magenfieber und unzählige andere. Eine vierte Eintheilungsart iſt die, nach den entfernten Urſachen der Fieber, z. B. in Wundfieber, anſteckende, gaſtriſche, Wurmfieber, u. ſ. w.

Die wichtigſte Eintheilung, welche auf die, durch die naturphiloſophiſche Bearbeitung der Medicin erhaltenen Verbeſſerungen ſich gründet, iſt die nach den drei Hauptſyſtemen des Organismus, dem Syſtem der Irritabilität, der Senſibilität und der Reproduction. Die poſitive Seite der Irritabilität iſt die Arteriellität, deren Repräſentant das Arterienſyſtem vom Herzen an, bis in die feinſten Endigungen der Schlagadern iſt. Dieſe Arteriellität findet ſich aber, nur untergeordnet, auch in dem Syſtem der Senſibilität (dem Gehirn und ganzen Nervengewebe) und in der Reproduction (allen der Ernährung, den Ab- und Ausſonderungen ꝛc. geeigneten Organen). Da nun das Fieber der Irritabilität, und zwar der poſitiven Seite derſelben (dem electriſchen Momente oder der Arteriellität) angehört, ſo gibt es eigentlich drei Fieberordnungen: 1. die Synocha (arterielle, electriſche Fieber); ſie entſpricht dem electriſchen Moment in der Irritabilität ſelbſt. Zu dieſer Gattung gehören die entzündlichen Fieber. 2. Der Synochus (venöſe Fieber), welcher dem electriſchen Moment in der Reproduction entſpricht, wohin die gaſtriſchen Fieber (ſonſt Gallen-, Schleim-, und Wurmfieber u. ſ. w. benannt) gehören. 3. Der Typhus (nervöſe Fieber), dem electriſchen Moment in der Senſibilität entſprechend, wohin die eigentlichen Nervenfieber gehören. Entzündungen und Fieber ſind die häufigſten Krankheiten, weil das Syſtem der Irritabilität das vorherrſchende iſt, ſich in allen Syſtemen wiederholt, und weil alle climatiſchen Einflüſſe, Contagien und Miasmen ausſchließend auf dieſes Syſtem wirken. Wo nun der electriſche Moment (die Arteriellität) in einem Syſtem allein ergriffen iſt, da iſt auch die Fieberordnung rein, daher gibt es rein entzündliche, rein gaſtriſche, rein nervöſe Fieber; oft ſind aber mehrere Syſteme ergriffen und die Fieber ſind gemiſcht, daher entſtehen entzündlich-gallichte, gallichtfaulichte, faulicht-nervöſe Fieber u. d. m. Von einem in der neuern Zeit beſonders wichtig gewordnen, nämlich dem gelben Fieber müſſen wir noch einiges insbeſondere hinzufügen. Dieſe durch den Handel aus der neuen Welt nach Europa verpflanzte peſtartige Krankheit, iſt ſeit undenklichen Zeiten in den weſtindiſchen Colonien und in allen tropiſchen Gegenden als ein heftiges, auf Schwäche beruhendes, mit Gelbſucht und ſchwarzem Erbrechen verbundenes Fieber einheimiſch, und wird wegen der dabei eintretenden Symptome mit dem nicht ganz paſſenden Namen des gelben Fiebers belegt. In den engliſchen Niederlaſſungen in Weſtindien iſt es ſeit deren Begründung bekannt; es vernichtete Cromwells Macht, als er im J. 1655 Jamaica eroberte. Vorzüglich verheerend äußerte es ſich ſeit 1748; damals ward es zuerſt in Deutſchland bekannt und von dem Engländer Hughes zuerſt beſchrieben. Im J. 1793 zeigte es zum erſten Male außer den tropiſchen Gegenden ſeine verheerenden Wirkungen. Weſtindiſche Schiffe hatten es nach Philadelphia gebracht; im J. 1798 wüthete es ebenfalls in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Mit dem Anfange dieſes Jahrhunderts kam dieſe occidentaliſche Peſt auch nach Europa. Durch ein in Cadix angekommenes amerikaniſches Schiff brach ſie zuerſt in der Nähe dieſer Stadt und bald in Andaluſien aus. Vorzüglich ſtark war die Sterblichkeit unter den jungen Perſonen männlichen Geſchlechts. In dritthalb Monaten raffte ſie gegen 100,000 Menſchen hin. Mit dem Eintritt der kühlern Jahreszeit ließ ſie allmälich nach, und ergriff dagegen Malaga und andere blühende Gegen-

den, die ſie verwüſtete, bis die verringerte Bevölkerung ihr ein Ziel ſetzte und ſie von ſelbſt ruhte. Sie war indeß nur auf kurze Zeit gewichen, und kehrte im J. 1804 mit ſo verwüſtender Gewalt wieder, daß ſie in wenigen Monaten ein Drittel der Bevölkerung von Malaga wegraffte und ſich auf der ganzen Küſte des Mittelmeers verbreitete. Man bemerkte damals, daß ſie auf ſchwächliche Perſonen minder einwirkte, als auf ſtarke, und daß Neger, Amerikaner, Creolen, farbige Menſchen und Spanier, welche die Krankheit ſchon beſtanden hatten, ganz verſchont blieben. Auch drohte dem weiblichen Geſchlecht eine ungleich geringere Gefahr, und alte Frauen blieben ganz verſchont. Die Krankheit wich mit dem Schluſſe des Jahrs, wurde aber zu derſelben Zeit durch ein aus Cadix ausgelaufenes Schiff nach Livorno gebracht, wo Sorgloſigkeit und Unkunde ihr anfangs freien Spielraum ließen. Zweckmäßige Anſtalten ſetzten ihr aber auch dieß Mal ein Ziel. Sechs Jahre nachher, zu Ende des J. 1810, kehrte dieſe ſchreckliche Seuche wieder zurück, und verbreitete ſich von Malaga und Carthagena auf der Küſte hin bis Roſes. Auch Gebraltar blieb nicht davon befreit. Zweckmäßige Anſtalten verhinderten indeß ihre weitern Wirkungen, und machten ihr auch dieß Mal ein Ende. Zu derſelben Zeit zeigte das gelbe Fieber in den Weltgegenden, wo es einheimiſch iſt, eine ungewöhnliche Heftigkeit. Es erreichte von Weſtindien aus den amerikaniſchen Continent und griff Georgien und Südcarolina an. Vorzüglich wurden Fremde, Europäer und ſelbſt die Amerikaner aus den nördlichen Häfen Opfer dieſes bösartigen Fiebers, welches in den Häfen der ſüdlichen Provinzen des nordamerikaniſchen Freiſtaats, beſonders in Charlestown und Havannah, herrſchte. H.

Fielding (Henry), wurde den 22. April 1707 zu Sharpham-Park in Sommerſetſhire geboren; ſein Vater, der mit Ruhm unter Marlborough gefochten hatte, war bis zum Range eines Generallieutenants geſtiegen. Den erſten Unterricht empfing er im väterlichen Hauſe von einem Lehrer, deſſen Charakter er uns in ſeinem Roman Joſeph Andrews unter dem erdichteten Namen Trullider eben ſo lebendig als anmuthig geſchildert hat. In der Folge wurde er in die Schule zu Eaton College geſchickt, wo er mit Littleton, Fox, Pitt u. A. in der größten Vertraulichkeit lebte. Später ging er nach Leyden, um die Rechte zu ſtudiren, verließ es aber in ſeinem zwanzigſten Jahre wieder, da die Bedürfniſſe ſeiner übrigen zahlreichen Geſchwiſter ſeinem ſonſt wohlhabenden Vater nicht erlauben wollten, anſehnliche Summen für ihn allein zu verwenden. Er begab ſich darauf nach London, um in den Inns of Court (Collegien) ſeine Studien fortzuſetzen; aber der mit einer feurigen Einbildungskraft und einem leidenſchaftlichen Herzen geborne Jüngling hatte in ſeinem zwanzigſten Jahre noch zu wenig die Welt kennen gelernt, um den Lockungen der Verführung zu widerſtehn. Ausſchweifungen und Zerſtreuungen aller Art, denen er ſich hingab, erſchütterten bald ſeine Geſundheit und ſetzten ihn in den hülfloſeſten Zuſtand. Die Noth ließ ihn auf neue Erwerbsmittel ſinnen, und ſo begann er für die Preſſe und Bühne zu arbeiten. Der Beifall, der ſeinen beiden erſten Stücken: Love in several masques und the Temple beau, zu Theil ward, ließ ihn bis zum J. 1736 die Anzahl ſeiner Schauſpiele bis auf achtzehn vermehren. Sie verrathen ſämmtlich viel Menſchenkenntniß und ſtellen mehrere komiſche Charaktere mit pikanter Natürlichkeit dar; haben aber im

Ganzen wenig poetiſchen Werth, auch erkaltete der Beifall des Publicums gegen ſie bald. Um dieſe Zeit verheirathete er ſich mit einem ſchönen, aber armen Mädchen, und verließ London, um zu Stower in Dorſetſhire, einem ihm durch den Tod ſeiner Mutter zugefallenen Gute, zu leben. Die mäßigen Einkünfte deſſelben genügten ſeinem Hange zur Üppigkeit nicht, und als er ſich nach drei Jahren von allen Mitteln der Subſiſtenz entblößt ſah, kehrte er 1740 nach London zurück, um ſeinen Vermögensumſtänden durch die wieder hervorgezogene Jurisprudenz aufzuhelfen, und wurde bald zu den vorzüglichſten practiſchen Juriſten in London gezählt. Auch ſchrieb er einige moraliſche Abhandlungen. Er mußte aber bald dieſe Bahn verlaſſen, da er von dem Podagra befallen wurde, und faſt ununterbrochen an dieſer, durch ſeine früheren Ausſchweifungen veranlaßten Krankheit litt. Ihm blieb nichts übrig als wieder die Feder zu ergreifen. Er arbeitete für eine damalige politiſche Zeitſchrift the Champion. Das Gefühl ſeiner Kraft, die komiſche Seite des menſchlichen Lebens darzuſtellen und die Eiferſucht auf Richardſon führten ihn auf die ihm eigenthümliche Bahn, das Fach der komiſchen Familienromane. In dieſer Periode ſchrieb er ſeine vortrefflichen Romane: Joseph Andrews, Tom Jones (1750 ſein Hauptwerk) und Amelia, die Zierden der engliſchen Literatur. Neben dieſen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten verwaltete er auch kurze Zeit das Amt eines Friedensrichters in der Grafſchaft Middleſex. Auf den Rath der Ärzte, ſeine Geſundheit unter einem mildern Himmelsſtrich wieder herzuſtellen, reiſ'te er nach Liſſabon, ſtarb aber zwei Monate nach ſeiner Ankunft daſelbſt im J. 1754. Das Tagebuch dieſer Reiſe erſchien im folgenden Jahre. Außer den bereits angeführten Werken ſchrieb er noch ein Essay on conversation; Knowledge of the character of men; Journey from this world to the next (Abenteuer auf einer Reiſe in die andere Welt, deutſch Leipzig 1812, die ganze Anlage iſt nicht poetiſch und geſchmackvoll) und die History of Jonathan Wild, die er jedoch durch ſeine ſpäteren Werke verdunkelte. Fielding war von einem kräftigen Charakter und hohem Körperwuchs. Seine Leidenſchaften, ſeine Begierden, ſeine Gefühle riſſen ihn zu Extremen hin. Unerſchütterlich in der Freundſchaft, war ſein Haß gleich heftig, doch wußte er die Aufwallung deſſelben zu mäßigen. Er war als Gatte und Vater empfänglich für die Leiden ſeiner Familie, die er ihr leicht erſpart haben würde, wenn er ſich weniger von Unbeſonnenheit und Verſchwendung hätte beherrſchen laſſen. Sein ſcharfes und treffendes Urtheil drang in die verborgenſten Falten des menſchlichen Herzens, und ließ ihn die Gebrechen deſſelben, Eigenliebe, Falſchheit, Eitelkeit, Geiz, Eigennutz, Undankbarkeit und Trägheit mit allen ihren Eigenthümlichkeiten und Schattirungen erkennen und enthüllen.

Fiesco, (eigentlich Giovanni Luigi de' Fieschi) Graf von Lavagna, ein feuriger unternehmender ſtolzgeſinnter Mann, entſproſſen aus einem der edelſten Geſchlechter Genua's, dem die Natur neben allen Eigenſchaften, welche die Liebe und Bewunderung der Menge zu feſſeln vermögen, ein Herz voll ungemeſſener Ehrſucht und Herrſchbegier gegeben, und der dem täuſchenden Schimmer einer Krone einen glücklichen Privatſtand aufopfernd, faſt am Ziele eines kühnen Unternehmens von der Rache des Schickſals ereilt ward. Fiesco war im J. 1524 oder 1525 geboren; eine treff-

liche Erziehung bildete ſeine großen Anlagen, und der frühe Tod ſeines Vaters ſetzte ihn in den Beſitz eines großen Vermögens. Allein ſein eben ſo ſchnell erwachter Ehrgeiz ließ ihn deſſelben nicht ruhig genießen. Schon im eilften Jahre war er in eine Unternehmung wider ſein Vaterland verflochten, welche ein ſonſt verdienſtvoller Genueſer aus Unzufriedenheit mit der Regierung auszuführen ſuchte; nur ſeine große Jugend rettete ihn von der Strafe. Im J. 1544 nahm er an einem andern Entwurfe, Genua mit franzöſiſchen Truppen zu überfallen, Theil, was jedoch unterblieb, weil das dazu beſtimmte franzöſiſche Corps auf ſeinem Marſche von einem Corps Öſterreicher geſchlagen wurde. Fiesco's Ehrgeiz war aber bald nicht mehr die einzige Triebfeder, die ihn zu neuen Unternehmungen anreizte; ihr geſellte ſich auch Eiferſucht auf das große Anſehen der Familie Doria und ein durch erlittene Beleidigungen in ihm aufgeregter Haß gegen den jungen Johann Doria bei. Fiesco ſah kein anderes Mittel, den künftigen Regenten Genua's zu ſtürzen, als durch den Umſturz der ganzen Regierung; und da Frankreich und der Papſt ſchon längſt mit Genua und Doria, und überhaupt mit der Macht des Kaiſers in Italien unzufrieden waren, ſo wendete er ſich an beide. Er ging ſelbſt nach Rom: die ihm von dem Papſt vorgeſchlagenen Bedingungen nahm er nicht ſogleich an, kaufte jedoch vier Galeeren, die der Papſt zu bemannen verſprochen hatte, unter dem Vorwande, ſie unter ſeinem Bruder Hieronymus gegen die Türken kreuzen zu laſſen; 2000 Mann Hülfstruppen waren ihm überdies von dem Herzog von Parma verſprochen. Durch dieſe Zuſicherungen aufgemuntert, durch Johann Doria's wachſenden Übermuth noch mehr erbittert, hatte er ſchon in die päpſtlichen Bedingungen gewilligt, als er ſich entſchloß, ſeine drei vertrauteſten Freunde, Vincentius Calcagno, Johann Verina und Rafael Sacco, über dieſen Plan um Rath zu fragen. Die Meinungen fielen verſchieden aus: der Erſtere widerrieth die ganze Unternehmung; der Letztere rieth, Frankreichs Unterſtützung anzunehmen; allein Verina, Fiesco's Freund aus Neigung und Eigennutz, ſelbſt voll Muth zu großen Unternehmungen und ein Feind des Adels und der Doria's, behauptete, daß Fiesco auch ohne auswärtige Hülfe gebietender Herr von Genua werden könne. Seine Meinung behielt bei dem Grafen die Oberhand. Man nahm nun nähere Maßregeln: der Tod der Doria's wurde beſchloſſen; die drei Freunde des Grafen ſollten, ohne jemand ihr Vorhaben zu entdecken, ſo viele Anhänger, als möglich, zu werben ſuchen; der Graf ſelbſt bewarb ſich mehr als jemals um die Liebe des Volks, die er ohnehin genoß, bewies dem Doria große Ehrfurcht, und den jungen Doria überhäufte er mit Freundſchaftsverſicherungen. Den Sommer brachte er auf ſeinen Gütern zu, übte ſeine Vaſallen in den Waffen, unter dem Vorwande, daß er einen Angriff vom Herzog von Parma befürchte, ließ auch eine ſeiner vier Galeeren nach Genua kommen, unter dem Vorgeben, ſie gegen die Türken auszurüſten. Er meldete dies im Vertrauen dem jungen Doria und ſetzte hinzu, daß er eine große Anzahl ſeiner Vaſallen kommen laſſe, um aus ihnen die beſten Leute zur Bemannung ſeiner Galeeren zu wählen. Es fiel daher nicht auf, als man viele bewaffnete Leute bei dem Grafen ankommen ſah. Verina hatte indeß auch einige hundert Bürger auf ſeine Seite gebracht, die ſich anheiſchig gemacht hatten, ihm zu dienen. Die Ausführung der Unternehmung wurde auf ei-

nen Tag angeſetzt, an welchem der Graf in ſeinem Hauſe bei Gelegenheit der Vermählung ſeines Schwagers mit der Schweſter des jungen Doria ein Gaſtmahl gab. Hier ſollten die beiden Doria's nebſt einigen andern ermordet werden. Allein da beide Doria's, der Oheim wegen Krankheit, der Neffe wegen einer andern wichtigen Angelegenheit, die Einladung ausſchlugen, ſo beſtimmte man die Ausführung der Verſchwörung auf die Nacht zwiſchen dem 1. und 2. Jan. d. J. 1547. So ſorgfältig die Unternehmung verſchwiegen wurde, ſo hatte doch der Statthalter von Mailand durch den Hof von Frankreich oder Parma etwas davon erfahren und es dem alten Doria und dem kaiſerlichen Geſandten in Genua mitgetheilt; allein beide waren ſo wenig mißtrauiſch, daß ſie nicht darauf achteten. Am 1. Januar ging Fiesco zu dem jungen Doria, eröffnete ihm, daß er in dieſer Nacht ſeine Galeere auslaufen laſſen wollte, und bat um die dazu nöthigen Befehle, mit der Bemerkung, es ſich nicht befremden zu laſſen, wenn in der Nacht Geräuſch entſtehen ſollte. Dieſer, dem dies Zutrauen ſchmeichelte, verſprach dem Grafen alles, was er verlangte, und nahm es über ſich, ſeinen Oheim zur Genehmigung zu bereden. Verina hatte indeß 28 der vornehmſten Bürger bei einem ſeiner Freunde gleichſam zufällig verſammelt; dieſe lud der Graf zu einem Abendeſſen in ſeinem Palaſt ein, wo jedermann herein-, aber niemand herausgelaſſen wurde. Sie erſchienen; der Graf theilte ihnen ſeinen Plan, Genua von den Doria's zu befreien, mit, und foderte ſie auf, den Ruhm dieſer Unternehmung mit ihm zu theilen. Nur zwei von ihnen ſchlugen es aus, die indeß in ein Zimmer des Palaſtes eingeſchloſſen wurden. Jetzt erſt, während die Verſchwornen eine kurze Mahlzeit genoſſen, entdeckte der Graf auch ſein Vorhaben ſeiner Gemahlin, die ihn beſchwor, daſſelbe aufzugeben. Allein der Graf blieb gegen ihre und ſeines Freundes Panſa Vorſtellungen unbeweglich, und kehrte zu den Verſchwornen zurück. Verina ſollte auf der Galeere des Grafen als Signal eine Kanone abfeuern laſſen, worauf ſich der Graf der Galeeren Doria's, ſeine Brüder der Thore bemächtigen, und darauf beide Doria's im Palaſt ermordet werden ſollten. Der Erfolg war glücklich; die Verſchwornen waren bald Meiſter des Hafens, der Galeeren und der beiden Hauptthore. Aber der große Lärm weckte die Doria's auf. Der junge Doria, die Urſache vermuthend, eilte dennoch, um Unordnungen vorzubeugen, an das Thor des Hafens. Die Verſchwornen öffneten es, aber in demſelben Augenblick wurde er auch mit vielen Stichen niedergeſtoßen. Andreas Doria wurde indeſſen durch ſeine Bedienten zu Pferde glücklich durch ein unbeſetztes Thor der Stadt auf ein funfzehn italiäniſche Meilen entferntes Schloß gebracht. Gleich zu Anfange des Tumults hatte ſich Fiesco nach dem Hafen begeben und gerufen „Es lebe die Freiheit!" Der Ausruf wurde von den Galeerenſclaven wiederholt; allein da er von dieſen Letztern Ausſchweifungen befürchtete, wollte er, um Befehle zu ertheilen, ſelbſt die Galeeren beſteigen. Indem er aber den Fuß auf ein von dem Ufer zu den Galeeren führendes Bret ſetzte, ſchlug dieſes um, und er ſtürzte ins Waſſer. Obgleich hier nicht tief, war es doch ſehr ſchlammig, und da er ſich von ſeinen ſchweren Waffen nicht losmachen konnte, niemand bei ihm war, und ſein Geſchrei bei dem großen Tumult nicht gehört oder nicht geachtet wurde, verſank er in den Schlamm, in welchem er ohne Hülfe erſticken mußte. Da man ihn nirgends fand,

ahnete man ſeinen Tod. Sein Bruder Hieronymus, unüberlegt genug, den ihm entgegenkommenden Senatoren, die mit dem Grafen reden wollten, deſſen Tod zu verrathen, verlangte, daß man ihm den Palaſt der Republik (wo ſich der Senat verſammelte, und der regierende Doge wohnte) übergeben ſollte; allein da es indeſſen Tag und des Grafen Tod allgemein bekannt ward, verlor ſich das Volk, das ihm zur Liebe die Waffen ergriffen hatte, und ſelbſt die Verſchwornen zogen ſich nach und nach zurück. Man trat in Unterhandlungen, die Verſchwornen mußten die Waffen niederlegen, und erhielten dafür einen Generalpardon. Hieronymus Fiesco begab ſich darauf auf ſein Schloß Montobio, und ſein Bruder Ottoboni, Verina, Calcagno und Sacco ſegelten auf des Grafen Galeere nach Frankreich, wo ſie glücklich ankamen. Des Grafen Körper wurde erſt nach vier Tagen gefunden; allein der Senat, der vielleicht einen neuen Tumult befürchtete, verbot, denſelben aus dem Schlamme herauszuziehen. Erſt nach zwei Monaten wurde er heimlich herausgenommen und ins Meer geworfen. Hieronymus Fiesco hatte indeſſen ſein Schloß in Vertheidigungsſtand geſetzt, theils weil er der zugeſtandenen Begnadigung nicht trauete, theils weil er an neuen Entwürfen arbeitete. Bald fanden ſie auch Verina, Calcagno und Sacco bei ihm ein; auch Ottoboni Fiesco kam nach Italien zurück. Underdeſſen wandte nun Andreas Doria, troſtlos über den Tod ſeines Neffen, voll Rache alles an, die Begnadigungsacte vom Senat vernichten zu laſſen; dies geſchah, theils weil man ſie, als erzwungen, für nichtig erklärte, theils weil keine hinlängliche Anzahl von Senatoren ſolche beſtätigt hätte. Fiesco's Familie und die vornehmſten Verſchwornen wurden nun auf ewig aus Genua's Staaten verbannt, die Häuſer und Paläſte des Grafen dem Erdboden gleich gemacht, alle ſeine Güter confiscirt und alle Schlöſſer, bis auf Montobio, in Beſchlag genommen. Da ſich Hieronymus auf dieſem aufhielt und von hier aus Genua viel Schaden geſchehen konnte, ſo ließ der Senat ihm für ſolches 14,000 Zechinen anbieten; bei ſeiner Verweigerung ſchritt man zur Belagerung des Schloſſes, das endlich, da man Breſche ſchoß, und die ſchlecht bezahlten Soldaten in dem Schloſſe einen Aufſtand erregten, ohne alle Bedingungen, nach einer 42tägigen Belagerung, ſich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Die Soldaten des Hieronymus wurden frei gelaſſen; allein keiner der Verſchwornen erhielt Gnade; ſie wurden entweder hingerichtet oder auf die Galeeren geſchmiedet, und das Schloß geſchleift. Ottoboni Fiesco allein hatte ſich zeitig genug wieder nach Frankreich begeben, und trat in franzöſiſche Dienſte. Aber als er acht Jahre hernach in die Gefangenſchaft der Spanier fiel, bewirkte Doria, daß er an ihn ausgeliefert wurde, worauf er ihn in einen Sack nähen und ins Meer werfen ließ. Des Grafen Witwe war die einzige Perſon, die nicht mit in den Untergang der Familie ihres Gemahls verwickelt wurde. Sie heirathete in der Folge den berühmten General Chiappino Vitelli, der zuletzt als ſpaniſcher Generalfeldmarſchall in den Kriegen wider die Niederlande diente und 1575 ſtarb. Hingegen verlor ſie noch in demſelben Jahre, da ihres Gemahls Verſchwörung erfolgte, auch ihren Bruder auf dem Schaffot, weil dieſer, aus Haß gegen Doria und den Kaiſer Fiesco's Unternehmung erneuern und Genua in franzöſiſche Hände bringen wollte, der Entwurf aber entdeckt wurde. Wenn wir übrigens in Schillers Trauerſpiel Fiesco (ſ. Schil-

ler) das Mißlingen der Verſchwörung an einen andern Umſtand geknüpft ſehen, als das Umſchlagen des Brets, auf welchem Fiesco in die Galeeren ſteigen wollte, ſo darf das nicht befremden, da es dem dramatiſchen Dichter nicht erlaubt iſt, die Cataſtrophe auf eine Begebenheit zu gründen, die das Werk des blinden Zufalls war.

Figur, figürlich, figurirt, Figurant, Figurine u. ſ. w. Des Ausdrucks Figur bedient man ſich bei mehreren Künſten, bei einigen in eigentlicher, bei andern in uneigentlicher oder figürlicher Bedeutung. Die eigentliche Bedeutung iſt äußere Geſtalt, welche entſteht durch jeden beſchränkten und umſchriebenen Raum, ſey dies nun bei Flächen (Flächenfiguren), oder bei Körpern (körperliche Figuren). Auf dieſe Weiſe werden die mathematiſchen Figuren, z. B. Cirkel, Triangel, Quadrat, nach Linien oder Winkeln beſtimmt. In der Tanzkunſt finden ſich die Flächen-, in den bildenden Künſten auch die Körperfiguren; jedoch wird der Ausdruck Figur bei den bildenden Künſten meiſt in einem beſchränkten Sinne gebraucht. In der Tanzkunſt verſteht man darunter den nach gewiſſen Linien beſchriebenen Weg, welchen der Tänzer zu nehmen hat, bei der bildenden Kunſt ſchränkt man den Begriff Figur meiſt auf die Menſchenfigur ein, und bedient ſich für die übrigen Geſtalten des Ausdrucks Form. Da jede Figur als ſolche dem Raume angehört, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß nur in den Künſten des Raumes von Figur in eigentlicher Bedeutung die Rede ſeyn, und daß in den Künſten der Zeit dieſer Ausdruck nur uneigentlich genommen werden könne. Dies iſt namentlich der Fall in der Poeſie. Gewöhnlich ſpricht man zwar bloß von theoretiſchen und nicht von poetiſchen Figuren, unſtreitig aber nur darum, weil die Rhetoriker früher darauf Rückſicht genommen hatten, als die Poëtiker. Wir wollen ſie Redefiguren überhaupt nennen, und fragen zuvörderſt, wie man wohl darauf kam, der Rede Figuren zuzuſchreiben. Adelung, der dieſe Figuren für Modificationen des Ausdrucks erklärt, die Lebhaftigkeit des Styls zu bewirken, vermuthet, der Name Figur ſey von den ſtärkſten und lebhafteſten Hülfsmitteln dieſer Art entlehnt, welche wirklich etwas Bildliches enthalten, und nachher auch auf die übrigen ausgedehnt worden; man kann aber im Allgemeinen ſagen, dieſe Figuren ſeyen Arten der Sprache, ſich beſonders zu geſtalten, und dann erklärt ſich der Name von ſelbſt. Wie dem aber ſey, ſo iſt gewiß, jene beſondere Geſtaltung ſey jedes Mal eine Abweichung von der Sprache des gemeinen Lebens, mit der Abſicht, lebhafter dadurch auf die Einbildungskraft zu wirken. Der Ausdruck iſt nun nicht mehr eigentlich, um den Gegenſtand für den Verſtand durch Begriffe zu bezeichnen, ſondern uneigentlich oder figürlich, bildlich, für die Einbildungskraft, um dieſe zu ſtimmen. Von einem Greiſe ſagt man z. B. der Abend ſeiner Tage, und dadurch wird der trockne Begriff vom Ende des Lebens in eine ſchöne Umgebung eingehüllt, wodurch das Unangenehme dieſes Begriffs auf eine bewundernswürdige Weiſe gemildert wird. Man kann übrigens der Sprachfiguren dreierlei unterſcheiden: 1. ſolche, die ſich auf die beſtimmten Worte beziehen (Wortzuſammenſetzungen, Epitheta, Inverſion, Wiederholung, Apoſtrophe, Ausruf); 2. ſolche, die ſich auf die ganze Wendung des Gedankens beziehen (Beſchreibung, Vergleichung, Gleichniß, Perſonification, Anrufung, Andeutung, Häufung, Antitheſe, Zergliederung, Steige-

rung, Hyperbel, Metapher, Allegorie); 3. *ſolche, die ſich auf den Klang beziehen, muſikaliſch-poetiſche* (Wortſpiel, Echo, Annomination, Alliteration, Aſſonanz, Reim). Die Tropen ſind nichts als untergeordnete Figuren. Den beſtimmten Unterſchied zwiſchen beiden und die Claſſification derſelben ſ. jedoch in *Pölitz allgem. Sprachkunde* S. 181. fgg. In der *Muſik* bedeutet Figur eine Reihe verſchiedener, ſchnell hinter einander folgender Töne, an deren Stelle man bei einfacherem Spiel oder Geſang nur Einen Ton genommen haben würde. Den Namen haben ſolche Töne daher, weil dieſe Notenformeln insgemein durch Striche verbunden ſind, die allerhand Figuren bilden, und ehedem beſondere Namen hatten, z. B. Schwärmer, Rauſcher u. ſ. w. *Figural-* oder *figurirte* Muſik oder Geſang ſteht im Gegenſatz mit der einfachen Choralmuſik oder Choralgeſang, welche keine Figuren haben. In manchen größern Städten müſſen daher Standesperſonen bei ihrer Trauung noch *Figuralgebühren* (die Gebühren der vollſtimmigen Muſik) entrichten, da gemeine Leute nur *Choralgebühren* (einfache) bezahlen dürfen. Figurirter Chor iſt, wenn z. B. die Discantſtimme einen Liedervers nach der Kirchenmelodie ſingt, die übrigen Stimmen aber zugleich einen andern componirten, jedoch mit dem Choralton harmonirenden Text abſingen, was vorzüglich in Motetten geſchieht. *Figuration*, die Belebung der Rede durch bildliche Ausdrücke und verſchönernde Wortſtellungen. *Figuranten* ſind beim Ballettanz diejenigen Tänzer, die nicht einzeln, ſondern truppweiſe tanzen, und alſo nur zu Ausfüllung und gleichſam zum Hintergrunde für die Solotänzer dienen; im Schauſpiel: Perſonen, die nichts zu ſprechen haben, ſondern bloß auftreten müſſen, um den leeren Raum auszufüllen und die Handlung vollſtändig zu machen, z. B. Soldaten, Sclaven, Bauern und Bäuerinnen. Der Ähnlichkeit wegen ſagt man auch von einem unbedeutenden Geſchäftsmanne, der zwar in der Reihe Anderer ſeinen Platz einnimmt, aber wenig oder gar nicht mitarbeitet, er ſey ein bloßer *Figurant*. Nach Beſchaffenheit der Perſonen alſo, von welchen die Rede iſt: Nebentänzer, ſtumme Perſonen, Lückenbüßer. *Figurine* heißt eine kleine gemalte, geſchnitzte oder in Metall gegoſſene Figur aus dem Alterthume. Desgleichen auch heißen *Figurinen* Nebenfiguren, die beſonders bei Landſchaften in der Ferne angebracht ſind. *Figuriren*, in die Augen fallen, hervorſtechen; eine Rolle ſpielen, ſich auszeichnen. Zuweilen heißt es aber auch gerade das Gegentheil, nämlich bloßer Lückenbüßer ſeyn; z. B. der Schauſpieler N. iſt bloß zum Figuriren da. Bei Kunſt- und Fabrikſachen heißt figurirt: gemodelt, gemuſtert, und in der Handwerksſprache mancher Gegenden: paſſig, z. B. eine figurirte Caffeekanne; figurirter Damaſt. *Figurirbank*, eine Dreh- oder Drechſelbank für Kunſtdreher. *Figurismus* heißt in der Schultheologie die Vorbilderlehre, eben ſo viel als *Typologie*. (S. dieſes.) *Figuriſt*, ein Maler, der Figuren malt, beſonders theatraliſche Decorationen. Desgleichen ein Tänzer, der figurirte oder theatraliſche Tänze zu tanzen verſteht; das Gegentheil von Figurant. dd.

Filament, die Faſer oder Zaſer bei Pflanzen und Thieren; auch in Blumen der Staubträger oder Staubfaden, der dem Staubbeutel zur Unterſtützung dient.

Filangieri (Gaetano), ein berühmter Publiciſt, wurde geboren zu Neapel im J. 1752. Er entſagte frühzeitig den Militär-

dienſten wieder, in die er auf den Rath ſeiner Verwandten getreten war, und legte ſich auf das Studium der Alten, der Geſchichte und Philoſophie. Später wählte er Moral, Politik und Geſetzgebung zu ſeinem Hauptfach. Seit 1774 arbeitete er als Advocat bei den Gerichtshöfen, wurde 1777 königlicher Kammerherr und Marſchall, erhielt 1780 eine Commende und 1782 das Priorat von St. Antonio di Sarno. Mit königlicher Genehmigung bezog er 1783 nebſt ſeiner Gattin ein Landhaus bei der Stadt la Cava, fünf deutſche Meilen von Neapel, um mit mehr Muße ſeine Studien fortſetzen zu können. Im J. 1787 trat er als Beiſitzer in das königliche Oberfinanzcollegium; allein dieſen ehrenvollen Poſten bekleidete er nicht lange. Seine durch anhaltendes Studiren und durch wichtige Geſchäfte im Dienſte des Staats geſchwächte Geſundheit erlag der Hypochondrie, und der Tod endigte den 22. Juli 1788 ſein rühmliches Leben. Die Reſultate ſeiner vieljährigen Forſchungen über alle Zweige der Staatsökonomie und der bürgerlichen Wohlfahrt ſind in ſeinem unſterblichen Werke niederlegt: La scienza della legislazione. Nap. 1781—85. 6 Vol. Wir beſitzen es auch in einer deutſchen Überſetzung von Link. Er gibt darin die vortrefflichſten Regeln zur Aufſtellung guter Geſetze, belegt ſie mit paſſenden Beiſpielen, und trägt die tiefgedachteſten Gegenſtände mit eben ſo großer Deutlichkeit als Freimüthigkeit vor.

Filial, eine Nebenkirche, Tochterkirche, auch Filia genannt, welche in eine andere (Hauptkirche, mater) eingepfarrt iſt; daher das Dorf ſelbſt, welches keinen eigenen Pfarrer hat.

Filigrame oder Filigran, eine feine, von Silber- oder Golddraht geflochtene Arbeit.

Filoſelle, eine Art Floretſeide, die von dem Ausſchuß aus der guten Seide, die man von ſchadhaften Cocons abhaspelt, zuſammengeſponnen wird.

Filtriren, durchſeihen, zeigt die Operation an, vermöge welcher man mittelſt eines ſchicklichen Werkzeuges, z. B. eines Siebes oder Tuches oder Löſchpapiers, gröbere Theile von einer flüſſigen Materie abſondert. Zum Filtriren des Waſſers bedient man ſich einer gewiſſen Steinart von grobem Korn, welche die darauf gegoſſene Flüſſigkeit leicht einſaugt und durchläßt, die unreinen Theile aber zurückhält. Ein ſolcher Stein heißt Filtrirſtein. Miß Johanna Hempel erfand eine Compoſition, die ſich zu Becken und andern Gefäßen verarbeiten läßt, und ſehr bequem iſt, um andere Flüſſigkeiten dadurch zu filtriren. Außerdem hat man noch andere Apparate und Maſchinen erfunden, durch welche ſich ſelbſt ſchleimiges, verdorbenes und ſtinkendes Waſſer ſchnell, leicht, und ohne große Koſten klar und trinkbar machen läßt.

Fin. abbreviirt für Fine, das Ende, in der muſikaliſchen Bezeichnung; fin'al § heißt, bis zu dem Zeichen §, wo das Tonſtück dann ſchließt.

Finale heißt der Schlußſatz eines Tonſtücks, Opernactes, Ballets u. ſ. w. Es beſteht aus verſchiedenen Sätzen von verſchiedenem Charakter. Meiſtentheils hat in den Inſtrumentalſtücken das Finale den Charakter der Munterkeit, und erfodert geſchwinde Bewegung und lebhaften Vortrag. In der Oper beſteht das Finale meiſt aus mehreren an einander gereihten Sätzen von verſchiedenem Charakter und verſchiedener Tactart und Bewegung, wobei die Handlung in voller Bewegung iſt.

Finanzwiſſenſchaft. Jedes Staatsglied hat die Pflicht, zur ſchützenden Macht des Staates eine Summe von Gütern und Kräften als ſeinen verhältnißmäßigen Beitrag zu ſtellen. Das Recht des Staats, dieſe einzuholen, wird durch die Conſtitution der Regierung übertragen, welche die Mittel zum Staatszweck zu wählen und in Kraft zu ſetzen, den Staatsbedarf hiezu zu ermeſſen, und nach dieſem die herbeizuſchaffende Summe von Kräften und Gütern zu beſtimmen hat. Es wird alſo durch die Staatsgewalt, dem Staatsvereine gemäß, aus einem Theile des Nationalvermögens ein Staatsvermögen gebildet, als Mittel, die Sicherheit der Staatsglieder durch Geſetzgebung, Aufſicht und Vertheidigung zu ſichern, und den bequemeren Verkehr innerhalb des Staatsgebietes zu befördern. Das Schwierigſte iſt hiebei, auf eine zugleich rechtliche und ſichere Weiſe das Verhältniß zu beſtimmen, nach welchem das Staatsvermögen aus dem Nationalvermögen gezogen werden ſoll. Die Wiſſenſchaft, welche dieſes für Staats- und Volksglück ſo wichtige Problem aufzulöſen hat, iſt die Finanzwiſſenſchaft, Cammeraliſtik, von Manchen für gleichbedeutend mit Staatswirthſchaft gehalten (ſ. Cammeralwiſſenſchaft), welche ſich jedoch beſtimmt von einander unterſcheiden laſſen. Wir laſſen dieſen Unterſchied hier Statt finden, und nehmen Finanzwiſſenſchaft in dem engeren Sinne als Syſtem der Grundſätze, nach denen die Staatseinkünfte auf eine die Staatsglieder am wenigſten drückende und die Staatszwecke am ſicherſten befördernde Weiſe erhoben werden. Sie lehrt 1. die Quellen der Staatseinkünfte, 2. die Gränzen, 3. die Hebung und 4. die Verwaltung derſelben kennen. Die Quellen ſind eigentlich nur zweifach, Benutzung eines gewiſſen Staatseigenthums und Abgaben von dem Privatvermögen; gewöhnlich nimmt man jedoch eine dreifache Quelle an, 1. aus den Krongütern, Domainen, Kammergütern u. ſ. w., die man nicht mit den Patrimonialgütern verwechſeln muß, welche die Chatoulle des Fürſten ausmachen; 2. aus den Regalien, Zollregal, entweder auf das Fuhrwerk oder auf die Waare gelegt, anfangs bloß zur Vergütung der Erhaltungskoſten für Straßen, Brücken, u. ſ. w., Poſtregal, Waſſerregal (Wegezoll, Taxe auf Ein- und Auslaufen der Schiffe, Eröffnung der Schleuſen und Brücken, Fiſchfang u. a. m.), Forſtregal (nur in den Forſten, die Staatseigenthum ſind), Jagd-, Bergwerk-, Salz- und Münzregal; 3. aus den Abgaben vom Privateigenthum. Dieſe entrichtet entweder der liegende Grund (Grundſteuer) entweder nach Maßgabe ſeines Werthes oder ſeines Ertrages, oder die Perſon (Kopf-, Perſonen-Steuer), oder der Verzehrer, wo ſie dann mancherlei Namen hat, Conſumtionsſteuer, Acciſe, Zoll, Trank-, Victualien-, Fleiſch-Steuer u. ſ. w. Endlich ſind aber auch noch in Anſchlag zu bringen 4. die zufälligen Gefälle, die Lehnsgefälle und die, welche die Gerichtsbarkeit und Polizei einbringen, aus Confiscationen, Privilegien, Patenten, Stämpelpapier, Karten- und Zeitungsſtämpeln, Tauf- und Begräbnißſcheinen, Päſſen, Strafgeldern u. ſ. w. Mit dieſen Einkünften wird der ordentliche Aufwand gedeckt, für Fälle des außerordentlichen Staatsaufwandes bedarf es noch außerordentlicher Mittel, welche entweder in neuen Steuern (eine Menge der vorhin genannten entſtanden auf dieſe Weiſe), z. B. Fenſter- und Kutſchentaxe, Auflage auf Luxuswaaren u. ſ. w., oder Erhöhung der alten

Steuern, oder Verpfändung der Domainen oder Staatscreditanſtalten und Staatshazardſpielen beſtehen. Man pflegt außerordentliche Mittel, um in außerordentlichen Fällen die Staatseinkünfte zu vermehren, Finanzoperationen zu nennen, welche allerdings mit beſonderer Umſicht behandelt ſeyn wollen, wenn nicht der Staat durch ſie an den Rand des Verderbens geführt werden ſoll. — Jetzt entſteht die Frage: wie hoch ſoll man die Staatseinkünfte bringen? Gibt es hiefür nicht nothwendige Gränzen? Diejenige Claſſe von Financiers, die man Plusmacher nennt, und von denen Sonnenfels ſagt, „dieſe verächtlichen Miethknechte der Tyrannei gleichen dem Jagdhunde, der den Jägern das Wild aufbringt, um auch ſich von deſſen Eingeweide zu ſättigen,“ dieſe erkennen freilich keine Gränzen, haben aber auch überall noch nichts als Zerrüttung des Bürgerwohls, Aufruhr und Auflöſung des Staats bewirkt. Der Financier hingegen, der zugleich weiſer Staatsmann iſt, erkennt allerdings nothwendige Gränzen, und dieſe beſtimmt durch die nothwendigen Staatsausgaben. Der hier zu befolgende Grundſatz iſt: So viele zur Erreichung des Staatszwecks weſentlich nöthige Bedürfniſſe es gibt, ſo viele müſſen auch durch die Finanzen gedeckt werden. Jene Bedürfniſſe erfodern natürlicher Weiſe eben ſo viele Ausgaben, die man jedoch ebenfalls in ordentliche und außerordentliche Ausgaben eintheilen kann. Von jenen nimmt man drei Claſſen an, 1. Hofſtaats-Ausgaben (fürſtliche Chatoulle, Apanagen der Prinzen und Prinzeſſinnen, Ausgabe für die Familie des Regenten, Tafelgelder, Unterhaltung der Hofbedienten und Leibwache, für Gebäude, Reiſen, Vergnügungen, Gnadengeſchenke), 2. Civilſtaats-Ausgaben (für beſſere Benutzung der Domainen, Beſoldungen der Staatsbeamten im Fache der Juſtiz, Polizei, Erziehung u. ſ. w., Begründung und Unterhaltung öffentlicher, für den Zweck des Staates nöthiger Inſtitute, Univerſitäten, Schulen, Armen-, Kranken- und Zuchthäuſer, Gefängniſſe, für Geſandtſchaften, Verpflegung der Stände bei Reichs- oder Landtagen, Begnadigungsgelder, Prämien u. ſ. w.), 3. Kriegsſtaats-Ausgaben (Errichtung neuer Regimenter, Werbungs- und Verpflegungskoſten, Kleidung, Heilung, Geſchütz, Munition, Unterhaltung der Feſtungen, Penſionen, Invalidenpflege, Cadettencorps, Auditoriate, Kriegscollegien, Arſenale, Proviant- und Trainweſen, Schiffskriegsweſen bei Seemächten). Zu den außerordentlichen Ausgaben gehören 1. Kriegskoſten, 2. Schuldentilgungskoſten und 3. Überſchuß in den Staatsſchatz, um bei Unglücksfällen, z. B. Theurung, Seuchen, Brand, Überſchwemmungen, ſchnell helfen zu können, und für ſonſt nicht vorhergeſehene Fälle vorbereitet zu ſeyn. Die Angemeſſenheit dieſer Ausgaben zur Einnahme beſtimmt die Gränzen der Finanzen eines Staats. Die Ausgabe darf nicht die Einnahme überſchreiten, jede Ausgabe muß daher durch eine Einnahme gedeckt ſeyn. „Die Staatskunſt,“ ſagt Friedrich der Einzige, „kann nicht zum Nutzen des Ganzen wirken, wenn die Finanzen nicht in der allergrößten Ordnung gehalten werden, und wenn der Fürſt nicht ſelbſt haushälteriſch und weiſe iſt. Die Haushaltung des Regenten iſt für das Publicum um ſo wichtiger, weil, wenn er nicht Geld genug im Vorrath hat, um die Kriegskoſten zu beſtreiten, ohne außerordentliche Auflagen zu machen, oder um den Bürgern bei allgemeinen Unglücksfällen beizuſpringen, alle dieſe Laſten auf die Unterthanen fallen, welche dann

zur Zeit des Unglücks ohne alle Hülfe ſind.“ Die Kunſt, die Abgaben zu *erheben*, beſteht darin, ſie zu erheben, ohne die Bürger zu drücken. Damit die Auflagen gleich vertheilt und nicht willkürlich werden, macht man Steuerregiſter, welche mit Genauigkeit claſſificirt ſeyn müſſen, um die Laſten dem Vermögen der Einzelnen anzupaſſen. Dies iſt ſo nothwendig, daß es ein unverzeihlicher Fehler in den Finanzen ſeyn würde, wenn die ſchlechte Vertheilung der Abgaben den Ackerbauer von ſeiner Landarbeit abſchreckte u. ſ. w. Der Regent muß oft an den Zuſtand der armen Volksclaſſen denken, ſich an die Stelle eines Landmanns oder Handwerkers ſetzen, und dann zu ſich ſelbſt ſagen: Wenn ich in dieſer Claſſe von Bürgern geboren wäre, deren ganzes Capital ihre Hände ſind, was würde ich von dem Regenten verlangen? Was dann die geſunde Vernunft ihm antwortet, das muß er thun, ſofern er ſeine Pflicht erfüllen will. Aus dieſem wahrhaft königlichen Wort läßt ſich im Grunde alles entwickeln, was über Hebung der Staatseinkünfte vorzüglich zu beherzigen ſeyn dürfte. Es iſt dieſes in folgenden inhaltſchweren Fragen enthalten: *Von* wem ſind die Abgaben zu erheben? *Durch* wen? Zu welchen Zeiten? Mit welchen Maßregeln? Beſonders die erſte Frage iſt in unſerer außerordentlichen Zeit höchſt wichtig, faſt von den meiſten Regenten aber mit Recht practiſch dahin beantwortet worden, daß die Steuerfreiheit der privilegirten Stände aufgehoben iſt. Wer aber auch in *unſerer* Zeit nicht weiſe werden wollte, der würde es nie! Von Gerechtigkeit wollen wir nicht einmal reden. — Der letzte Punkt betrifft die *Verwaltung* oder *Adminiſtration der Finanzen*. Hier kommt in Betracht: 1. der *Finanzetat*, d. h. die gegenſeitige Beſtimmung aller Ausgaben und Einnahmen des Staats (die ungewiſſen im Durchſchnitt angegeben), zur genauern Überſicht der Ökonomie deſſelben, 2. das *Caſſenweſen*; 3. das *Rechnungsweſen*, a) Führung, b) Abnahme der Rechnungen. Über die Cammeral- oder Finanzrechnungswiſſenſchaft hat man brauchbare Werke von v. Ösfeld, Jung, Müller, Hornberger, v. Lamotte, Löſch, Eſchenmayer u. A. dd.

Findelhäuſer ſind einem wohlgeordneten Staate unentbehrlich und das beſte Mittel, den Kindermord zu verhüten. Lächerlich iſt die Furcht, daß dadurch der Verfall der Sitten befördert werde; denn Frechheit und Leidenſchaft ſehen nie in die Zukunft. Man pflegt die Findlinge mit Namen zu taufen, welche Bezug auf die Modalität ihrer Auffindung haben, und in Spanien hat jeder Findling den Rang eines Hidalgo — der unterſten Claſſe des Adels — nicht als wenn eine Präſumtion gegen die Sittlichkeit der Nobleſſe Statt finde, ſondern aus juridiſcher Vorbaulichkeit, damit dem Neugebornen nicht etwa angeborne Rechte verloren gehen mögen. Wirklich ein menſchenfreundliches Vorurtheil der Themis! welches, wenn man es in unſern literariſchen Findelhäuſern, den Almanachen und Journalen, auf die anonymen Producte anwenden wollte, — den ſo ſeltenen Feder-Adel bedeutend recrutiren würde.

Fingal, Fin Mac Coul oder Fionnghal, ein vielgefeierter caledoniſcher oder ſchottiſcher Held, Fürſt von Morbhein oder Morven, der zu Selma ſeinen Sitz gehabt haben, der Vater des alten ſchottiſchen Barden Oſſian geweſen und im J. 283 n. Chr. Geb. geſtorben ſeyn ſoll. Von ſeinen Thaten ſingt das von Macpherſon aus alten ſchottiſchen Liedern gebildete Heldengedicht, das den

Namen Fingal führt und dem Oſſian beigelegt wird. So wenig wir über alles dieſes hiſtoriſche Gewißheit haben, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß der Name Fingal noch immer bei den Hochſchotten in ſehr hoher Achtung ſteht, und daß vieles Große, Außerordentliche und Wunderbare von ihnen auf Oſſian und Fingal bezogen wird. Nach ihm nennen z. B. die Bergſchotten und Hebridier mit großer Ehrfurcht jenes berühmte Säulengewölbe, das ſie für ſeinen Palaſt ausgeben. S. den folgenden Artikel. F.

Fingalshöhle (Melodiehöhle, Ua=bhinn), eine auf Baſaltſäulen ruhende Grotte auf der hebridiſchen Inſel Staffa, die zu den ſchönſten unterirdiſchen Naturmerkwürdigkeiten gehört. Sie iſt 300 Fuß lang, 150 Fuß hoch und 50 Fuß breit, und wird von einem See durchſchnitten, den man beſchiffen kann. Auf beiden Seiten ragen theils ganze, theils abgebrochene, aber ſehr regelmäßig von der Natur gebildete Säulen von Baſalt empor, die mit ihren abgeſtumpften Enden das Gewölbe bilden und tragen. Die im Innern der Höhle von dem Felſen herabträufende Feuchtigkeit bildet ſo harmoniſche Töne, daß ſich der Reiſende, der dieſe Grotte beſucht, plötzlich durch eine Art von unſichtbarer, einem Zauber ähnlichen Muſik überraſcht findet, daher ſie auch den Namen Melodiehöhle bekommen hat.

Fingerſetzung (Applicatur) nennt man die Art des Gebrauchs oder der Anſetzung der Finger bei ſolchen muſikaliſchen Inſtrumenten, bei welchen die Verſchiedenheit des Tons durch den Griff oder Anſatz der Finger hervorgebracht wird. Da bei den meiſten Inſtrumenten dieſer Art die reine Intonation, die Deutlichkeit und der unverwiſchte Vortrag ſchwerer Stellen hauptſächlich davon abhängt, ſo erhellt von ſelbſt, wie wichtig es ſey, die richtige Applicatur frühzeitig zu erlernen. dd.

Finisterrae. Das Cap Finisterrae iſt das äußerſte Vorgebirge auf der Weſtküſte von Galizien in Spanien. Vor der Entdeckung von Amerika führte es den Namen mit ſcheinbarem Rechte, denn es ſchien hier das Ende der Erde zu ſeyn.

Fink, preußiſcher General im 7jährigen Kriege, welcher am 21. Nov. 1759 mit einem Corps von 15,000 Preußen bei Maxen die Waffen niederlegte; der Grund davon war, daß Finks Leute am 20 Nov. alle Patronen verſchoſſen hatten und die Hohlwege, durch die ſie dringen wollten, nicht zu paſſiren waren. Das Kriegsgericht, welches Friedrich über ihn, ſo wie über den General Rebentiſch und Gersdorf nach geendigtem Kriege halten ließ, verdammte ſie freilich, es hat ihnen aber dieſes Urtheil nie in der öffentlichen Meinung geſchadet. Fink ſtarb als Oberbefehlshaber der däniſchen Armee.

Finkenſtein (Carl Wilhelm, Reichsgraf von). Dieſer in der preußiſchen Geſchichte mit rühmlicher Anerkennung ſeiner Verdienſte genannte Miniſter Friedrichs II., war den 11. Febr. 1714 geboren. Von früheſter Jugend an hatte er ſich dem diplomatiſchen Fache gewidmet, und ging ſchon im J. 1733 als preußiſcher Geſchäftsträger nach Stockholm; im J. 1740 begab er ſich in gleicher Eigenſchaft nach Copenhagen. Als Friedrich II. unter kritiſchen Umſtänden eines einſichtsvollen Miniſters am Hofe König Georgs II. bedurfte, der damals am Rheine focht, fiel die Wahl dieſes ſcharfſichtigen Monarchen auf den Grafen von Finkenſtein, deſſen Unterhandlungen ein erwünſchtes Reſultat herbeiführten. Hierauf ward

ihm eine Sendung an den Hof von Petersburg zu Theil; von der ihn der König nur abrief, um ihm den Poſten eines Cabinetsminiſters zu übertragen, in welchem er 50 Jahre hindurch mit raſtloſer Thätigkeit arbeitete. Gebeugt von der Laſt der Jahre, bat er nach der Feier ſeines funfzigjährigen Dienſtjubiläums im J. 1799 um ſeine Entlaſſung, und ſtarb ein Jahr darauf, nachdem er noch eine halbe Stunde vor ſeinem Tode eine Depeſche unterzeichnet hatte.

Finnen und Finnland. Dieſer Hauptſtamm der nordeuropäiſchen Völker, die Finnen, iſt vom ſcandinaviſchen bis tief in den aſiatiſchen Norden, von da bis an die Wolga und das caspiſche Meer ausgebreitet und von beſonderer Merkwürdigkeit. Schon Tacitus kennt dieſe Nation unter dem Namen Finnen, deren liebſter Aufenthalt von jeher nördliche Wälder und Moräſte waren, daher ſie ſich immer ſelbſt auch Moraſtbewohner nannten, und Jagd und Fiſcherei zu ihren vorzüglichſten Gewerben erwählten. Übrigens iſt in der That bemerkenswerth, wie ähnlich die zerſtreuten finniſchen Völkerſchaften in Körperbildung, Nationalcharakter, Sprache und Sitten ſich geblieben ſind, ſo daß man ſie nirgends verkennen kann. Eine eigene Geſchichte haben ſie nicht; im einfachen nomadiſchen Leben wurden ſie die ſichere Beute der Norweger, Schweden und Ruſſen. Die Norweger unterwarfen zuerſt ſich Finnmark, und ihre Züge zu den Permiern, einer finniſchen Völkerſchaft am weißen Meere, hörten dann erſt auf, als die Fürſten von Nowgorod ſich Permiens und des dortigen Handels bemächtigt hatten, und die Norweger durch die Einfälle der Mongolen beſchäftigt wurden. Die Ruſſen begannen nun, ſich in den Landen der Finnen auszubreiten; Karelien und ganz Permien kamen in ihre Gewalt, und im 14. Jahrhundert ſah man am Geſtade des weißen Meeres durch Biſchof Stephan das Kreuz errichtet, und den weitſtrahlenden Tempel des großen Gottes Jomala zerſtört. Ganz Lappmark, und bald auch alle Finnen in Oſten, an der Wolga und in Sibirien wurden nun von den Ruſſen unterjocht, welche ſelbſt die Norweger zurücktrieben, als dieſe ihr früher uſurpirtes Tributrecht in Lappmark geltend machen wollten. Endlich fielen noch die Schweden über die übrigen an ſie angränzenden Finnen her; Erich der Heilige bekehrte in der Mitte des 12. Jahrhunderts die Bewohner des heutigen Finnlandes, und hundert Jahre darnach eroberten die Schweden Tawaſtland und bezwangen die Karelier und Lappen, ſo weit beide nicht ſchon Rußland angehörten. Hiermit war die Unterjochung der finniſchen Nation im Norden vollendet, von welcher zwölf Völkerſchaften ganz oder zum Theil zu den Bewohnern des ruſſiſchen Reichs gehören, nämlich die Lappen, Finnen, Eſthen, Liven, Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen, Mordwinen, Wotjäken, Parmjäken, Surjänen, Wogulen und condiſchen Oſtjäken. Nur eine hat aus dieſem Untergange ſich gerettet, die Madſcharen, der Hauptſtamm der Ungarn. Die heutiges Tages unter dem beſondern Namen Finnen uns bekannten Bewohner Finnlands nennen ihr Land in ihrer ihnen noch eigenthümlichen Sprache Suomen-Sari (Sumpf- und Inſelland) und ſich ſelbſt Suoma-Lainen; die Ruſſen nennen ſie Finû, Tſchuchonzû, Maimiſtû (ſchmutzige Leute), die Ingern heißen bei ihnen Iſchorzi, von der Iſchora oder dem Ingerfluß, nach welchem Ingermanuland benannt iſt. Der größte Theil Finnlands gehörte ſonſt Schweden, welches 4550 Quadrat-

meilen mit 835,000 Einwohnern davon beſaß, dagegen der Reſt von 781 Quadratmeilen mit 205,100 Einwohnern zu Rußland gehörte (nach Haſſel.) Allein der unglückliche Krieg, den Schweden in den Jahren 1808 und 1809 mit Rußland führte, hatte die Folge, daß Rußland ganz Finnland eroberte und mit ſich vereinigte, wodurch daſſelbe nicht zu berechnende Vortheile erlangt hat. Finnland erzeugt vieles Korn, hat herrliche Waldungen, Eiſen, Blei ꝛc., vielen Handel und wichtige Schifffahrt. Von Süden nach Norden laufen mehrere Gebirgsketten, auf denen bedeutende Flüſſe entſpringen. Dieſe und beträchtliche Landſeen verſorgen das Innere des Landes reichlich mit Fiſchen. Die Einwohner bekennen ſich zur lutheriſchen Religion, und zeichnen ſich durch körperliche Kräfte, Muth und Tapferkeit aus. Ob ſie gleich eine eigene Nationalſprache reden, ſo wird von den meiſten doch auch ſchwediſch und ruſſiſch geſprochen. J.

Finſterniß iſt eigentlich völlige Abweſenheit des Lichts. In der Aſtronomie verſteht man darunter die Verfinſterung der Himmelskörper, oder die Ereigniſſe, wodurch ein Himmelskörper auf eine Zeit lang ſeines Lichts ganz oder zum Theil wirklich oder ſcheinbar beraubt wird. Es gibt dreierlei Arten von Verfinſterungen, nämlich am Monde, an der Sonne und an den Trabanten der Planeten, beſonders des Jupiters. Die Mondfinſterniſſe erfolgen, wenn die Erde dergeſtalt zwiſchen den Mond und die Sonne tritt, daß ſie demſelben das Licht der letztern entzieht. Es ſcheint eine dunkle Scheibe von Oſten nach Weſten her über der Mondſcheibe hinzugehen. Dieſe dunkle Scheibe iſt nichts anders als der kegelförmige Schatten der Erdkugel, deſſen Länge ungefähr 215 Erdhalbmeſſer beträgt, und deſſen Breite da, wo er den Mond trifft, drei Mal größer als die Breite des Mondes iſt; woher alsdann kommt, daß derſelbe nicht nur gänzlich davon verfinſtert werden, ſondern auch eine Zeit lang unſichtbar bleiben kann. Man unterſcheidet partielle Mondfinſterniſſe, wo nur ein Theil des Mondes verfinſtert erſcheint; totale, wo die Mondſcheibe einen Augenblick ganz verfinſtert iſt; totale mit Dauer, wo dieſe gänzliche Verfinſterung eine Zeit lang dauert, und centrale Mondfinſterniſſe, wo der Mittelpunkt des Durchſchnitts des Erdſchattenkegels mit dem Mittelpunkte des Mondes zuſammenfällt. Eine Finſterniß der letzten Art kann eilf Viertelſtunden dauern. Aus den angegebenen Bedingungen der Mondverfinſterung ergibt ſich, daß ſie nur zur Zeit des Vollmondes Statt haben kann. Man beſtimmt die Größe einer Mondfinſterniß nach Zollen u. ſ. w., indem man die Mondſcheibe in 12 Zolle, den Zoll aber wieder in 60 Minuten eintheilt. Eine totale Mondfinſterniß beträgt gerade 12 Zoll, iſt ſie zugleich von Dauer, ſo rechnet man noch die Zolle hinzu, um welche ſich der Mond weiter in den Erdſchatten hineintaucht, und ſo kann es Finſterniſſe von 20 und mehr Zollen geben. Sonnenfinſterniſſe erfolgen, wenn der Mond dergeſtalt zwiſchen der Sonne und Erde durchgeht, daß er die Sonnenſcheibe bedeckt. Mithin ſind ſie nur zur Zeit des Neumondes möglich. Schon Thales (597) vor Chr. Geb. kündigte eine Sonnenfinſterniß an. Nach der ſinnlichen Wahrnehmung zieht ſich dabei eine dunkle Scheibe von Abend gegen Morgen vor der Sonnenſcheibe hin, und ſcheint ſie zu verfinſtern. Allein dieſe Verfinſterung der Sonne iſt nur ſcheinbar, da ſie ein leuchtender Körper und keiner Verfinſterung

unterworfen iſt. Die dunkle Scheibe iſt vielmehr der Mond, deſſen der Sonne abgekehrte und der Erde zugewandte, folglich dunkle Seite wir erblicken, während er mit ſeiner der Sonne zugekehrten Seite die Strahlen derſelben auffängt. Verfinſtert wird dabei alſo weder die Sonne noch auch der Mond, ſondern die Erde, welche bei der Sonnenfinſterniß in demſelben Falle iſt, worin der Mond ſich bei der Mondfinſterniß befindet; nur mit dem Unterſchiede, daß die Verfinſterung auf der Erde ſelten recht bemerkbar wird, da der Mond um ſo viel kleiner iſt, als die Erde. Die Sonnenfinſterniſſe ſind entweder partielle, d. h. ſolche, wo die Sonnenſcheibe zum Theil verdeckt wird, oder totale, d. h. ſolche, wo der Mond die ganze Sonnenſcheibe bedeckt. Total und zugleich central kann eine Sonnenfinſterniß nur ſeyn, wenn ſich die Sonne gerade in der Sonnenferne und der Mond in der Erdnähe befinden, denn in dieſem Falle iſt der ſcheinbare Durchmeſſer des Mondes 2 Minuten und 7 Secunden größer, als der der Sonne. Die Dauer einer ſolchen Sonnenfinſterniß kann ſich auf 3 Minuten und 41 Secunden erſtrecken. Iſt der ſcheinbare Durchmeſſer des Mondes kleiner, als der Sonnendurchmeſſer, ſo erreicht die Spitze des Mondſchattenkegels die Erdfläche gar nicht, und in dieſem Falle kann es ſich ereignen, daß die kleinere dunkle Mondſcheibe die Sonnenſcheibe ſo bedeckt, daß von letzterer nur noch ein heller Ring zu ſehen iſt. Eine ſolche Sonnenfinſterniß wird eine ringförmige genannt. Man ſah dergleichen im J. 1764 zu Cadix, Calais und Pello in Lappland. Bei totalen Sonnen-, oder wie man richtiger ſagen ſollte, Erdfinſterniſſen, tritt völlige Nacht ein, die Sterne werden ſichtbar, und die Vögel, in Verwirrung geſetzt durch die plötzlich eintretende Nacht, flattern ängſtlich umher und fallen zur Erde; auch die übrigen Thiere zeigen eine Bangigkeit, als ob irgend eine außerordentliche Veränderung in der Natur vorginge. Sie ſind indeß nur ſeltene Erſcheinungen. Von den Verfinſterungen der Jupiterstrabanten hier zu ſprechen, würde zu weit führen. Wir merken nur an, daß alle dieſe Finſterniſſe für die Wiſſenſchaft von großer Wichtigkeit ſind, da ſie ein treffliches Mittel abgeben, den Meridian eines Ortes und darnach ſeine geographiſche Länge zu beſtimmen.

Finſtere Kammer iſt ein nach den Regeln der Lichtlehre (Optik) eingerichteter Kaſten, an deſſen Vorderſeite ſich ein rundes Loch mit einem Linſen- oder Vergrößerungsglaſe befindet, durch welches die Lichtſtrahlen der gegenüber liegenden Gegenſtände hineinfallen, ſich brechen, dann von einem innen angebrachten ſchräge ſtehenden Spiegel aufgefangen, und auf ein unten liegendes ganz weißes Papier geworfen werden, auf welchem ſich die Gegenſtände wie ein feines Gemälde darſtellen und bequem nachgezeichnet werden. Dieſe optiſche Zurüſtung hat Johann Baptiſt Porta, ein neapolitaniſcher Arzt und Phyſiker, im 16. Jahrhundert erfunden. S. auch Camera obscura.

Finte iſt im Fechten die Liſt, da man ſich ſtellt, als ob man nach dieſem oder jenem Theile ſeines Gegners ziele, und indem dieſer dagegen ſich zu verwahren ſucht, den Hieb oder Stoß wo anders hinführt. Daher die figürliche Bedeutung von Blendwerk, Verſtellung, verſtelltem Angriff, liſtiger Wendung.

Firma oder Raggione, der Name oder die Unterſchrift, unter welcher ein Handelshaus ſeine Geſchäfte treibt, und welche

eigentlich nur von dem Handlungsherrn oder dem an deſſen Stelle tretenden Geſchäftsführer unterzeichnet werden darf. Firma geben, heißt einem Handlungsdiener Vollmacht ertheilen, im Namen des Prinzipals zu handeln und zu unterſchreiben.

Firmament bezeichnet im gewöhnlichen Sprachgebrauch bei uns die Veſte des Himmels oder das ſcheinbare Himmelsgewölbe. Es iſt einleuchtend, daß dieſe Benennung, die wir ſchon in den Religionsbüchern der Juden finden, in der allen rohen und unwiſſenden Völkern gemeinen Vorſtellung, daß der Himmel ein feſtes Gewölbe ſey, ihren Urſprung hat.

Firman, 1. bei den Türken ein Befehl, den der Großvezier im Namen des Kaiſers ausfertigt; 2. in Oſtindien, die ſchriftliche Erlaubniß, Handel zu treiben.

Firmeln, oder Firmen, heißt in der römiſchen und griechiſchen Kirche ein Kind zu einer gewiſſen Zeit (gemeiniglich in ſeinem ſechsten Jahre) mit Chryſam ſalben, mit dem Kreuze bezeichnen und ihm einen Namen geben. Die Handlung oder Ceremonie ſelbſt, welche die Firmelung oder auch Firmung heißt, gleichſam die Taufbeſtätigung, Confirmation — daher auch der Name — geſchieht von dem Biſchof oder Weihbiſchof, in Beiſeyn einiger Pathen, und wird als eines der ſieben Sacramente in der römiſch-catholiſchen und griechiſchen Kirche betrachtet. Sonſt geſchah ſie zu Oſtern und zu Pfingſten. Es waren Pathen dabei, welche den Namen des Firmlings anſagten und die Hand auf deſſen Schultern legten. Die Kinder konnten vom ſechsten bis vierzehnten Jahre zur Firmelung dargeſtellt werden, doch mußten ſie, wenn ſie über zwölf Jahre waren, zuvor dem Pfarrer beichten. Es wurden die über die Stirn hangenden Haare abgeſchnitten, der Biſchof gab dem Kinde einen leichten Backenſtreich, betete über ihm, legte die Hand auf daſſelbe, und ölte es. Die auf die Stirn geſtrichene heilige Chryſam wurde mit einem Tuche verbunden, welches drei oder ſieben Tage darauf blieb, hernach ward ſie mit Salz abgewaſchen und das Tuch ins Feuer, oder in ein Beinhaus, oder ins fließende Waſſer geworfen. War die Firmelung in einer Parochie beendigt, ſo gab der Biſchof die heilige Benediction. Dieſe Firmung (Confirmation) geſchieht nur ein Mal, und die dabei üblichen Ceremonien ſind folgende: Der Biſchof zeichnet den zu Firmelnden, einem nach dem andern, im Namen Gottes des Vaters u. ſ. w. ein Kreuz mit geweihtem Öl auf die Stirn, legt ihm die Hand aufs Haupt und gibt ihm einen leichten Backenſtreich. Das Zeichen des Kreuzes macht den Firmeling zu einem Streiter Chriſti, das Handauflegen verſichert ihn des Schutzes der Kirche, der Backenſtreich aber ſoll ihn erinnern, daß er ſelbſt Widerwärtigkeiten und Verfolgungen für die Religion ertragen müſſe.

Firmian (Carl Joſeph, Graf und Herr von). Dieſer verdienſtvolle Staatsmann war 1716 zu Deutſchmetz im Trientiſchen geboren, und genoß ſeine erſte Erziehung und Unterweiſung in den Wiſſenſchaften zu Erthal, Inſpruck und Salzburg. Nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, wurde er noch in Holland ein Zuhörer des Vitriarius und errichtete Freundſchaft mit Havercamp, Boerhaave, Bynkershök und andern berühmten Männern zu Leyden. Von da begab er ſich nach Paris und bald darauf nach Italien, wo er ſeinen Geſchmack für die ſchönen Künſte ausbildete. Als Franz I. den kaiſerlichen Thron beſtieg, kehrte Firmian nach Deutſch-

land zurück und widmete ſich ganz den Staatsgeſchäften. Maria Thereſia ſandte ihn als ihren bevollmächtigten Miniſter nach Neapel, wo er durch ſein einnehmendes und ſanftes Betragen nicht weniger als durch ſeine erlangte Geſchicklichkeit, die ſchwierigſten Geſchäfte meiſterhaft zu behandeln, den König Carl aus dem Hauſe Bourbon bewog, der italiäniſchen Allianz beizutreten, von welcher die Erwählung eines römiſchen Königs (Joſephs II.) abhing. Als er darauf zum bevollmächtigten Miniſter an der öſterreichiſchen Lombardei ernannt wurde, eröffnete ſich ihm ein neues weites Feld, alle Tugenden eines durch Religion, Philoſophie und Wiſſenſchaften geleiteten Staatsmannes in ihrem größten Glanze zu zeigen. Er war es, der die Liebe zu den beſſern Wiſſenſchaften in jenen Gegenden wieder erweckte, geiſtlichen Despotismus und Vorurtheile zu vertreiben anfing, Bibliotheken errichtete und die Univerſität Pavia wieder herzuſtellen ſuchte. Das ehemalige Herzogthum und die Stadt Mailand haben ihm ſeit 1759 vorzüglich ihre Bevölkerung, Gründung verſchiedener Manufacturen, Ausbreitung des Handels, Verbeſſerung der Landwirthſchaft, tolerante Geſinnungen in der Religion und Cultur der Künſte und Wiſſenſchaften zu danken. Alle dieſe und noch mehrere Verdienſte erhöhte er durch die ungemeine Leutſeligkeit, mit welcher er jeden Künſtler und Gelehrten aufnahm und unterſtützte, und durch die Einſichten, die er ſelbſt in vielen Fächern der Literatur zeigte. Er beſaß eine auserleſene Bibliothek von mehr als 40,000 Bänden und koſtbare Kunſtſammlungen. Sein Tod erfolgte den 20. Juli 1782. Er hatte drei Brüder, die ſich ebenfalls rühmlich bekannt gemacht haben: Lactanz, Oberhofmeiſter am ſalzburgiſchen Hofe; Leopold, Cardinal und Erzbiſchof von Paſſau; und Vigilius, Domprobſt zu Salzburg. Mit dem Letztern, einem der gelehrteſten Prälaten der deutſchen Kirche, der im Auguſt 1788 ſtarb, erloſch das firmianiſche Geſchlecht.

Fiscal heißt eigentlich eine öffentliche Perſon, welche über die Gerechtſame des **Fiscus** (der landesherrlichen Einkünfte) wachen muß; daher Kammer-, Hof-Fiscal u. ſ. w. Ein **peinlicher** heißt derjenige, welcher Einen wegen eines Verbrechens, im Namen des Fürſten oder der Obrigkeit, auf Leben und Tod anklagt. Dann nennt man auch überhaupt jeden, welcher die Caſſe einer Privatgeſellſchaft zu vertreten und zu berechnen hat, einen **Fiscal**.

Fiſch. Die Fiſche machen, nach der ſyſtematiſchen Eintheilung aller lebendigen Geſchöpfe, die vierte Claſſe unter denſelben aus, und unterſcheiden ſich von allen andern Thieren weſentlich dadurch, daß ihr Herz nur Eine Herzkammer und Eine Vorkammer hat, daß ſie rothes und kaltes Blut haben, ſich mittelſt der Floſſen bewegen und mittelſt der Kiefern Athem holen. Die Kiefern oder Kiemen vertreten bei ihnen die Stelle der Lungen, liegen hinter dem Kopfe zu beiden Seiten und ſind mit dem Kieferdeckel bedeckt und mit der Kieferhaut verbunden. Sie athmen vermittelſt derſelben, indem ſie die im Waſſer aufgelöſ'te Luft durch den Mund in die Kiefern leiten und durch die Kiemenöffnung wieder von ſich geben. Der Mangel der Lungen iſt auch Urſache, daß die Fiſche keine Stimme haben, und wenn einige von ihnen doch einen Laut von ſich geben können, ſo geſchieht dies durch die Kiefern auf ähnliche Weiſe, wie bei den Inſecten durch die Flügel. Die Körperbildung iſt bei einigen vertical, d. h. der Körper iſt auf beiden Seiten zuſammengedrückt; bei andern, z. B. dem Rochen, horizontal, und iſt

daher in die Breite platt gedrückt; bei andern, z. B. dem Aal, iſt der Körper mehr rundlich; bei andern, wie den Panzerfiſchen, prismatiſch oder viereckig. Bei allen aber ſtoßen Kopf und Rumpf unmittelbar an einander, ohne durch einen eigentlichen Hals von einander abgeſondert zu ſeyn, auch die Zähne ſtehen nicht immer, wie bei andern Thieren, in den Kinnladen, ſondern zuweilen auf der Zunge, oder im Gaumen, oder im Schlunde, oder, wie die Karpfen, hinter den Kiemen in einem beſondern Knochen, oder auch an mehreren dieſer Orte zugleich. Die Größe iſt ebenfalls höchſt verſchieden. Es gibt Fiſche, die nie länger werden als eine Stecknadel und in dem Hai hat ein Pferd Platz. Die meiſten Fiſche ſind mit Schuppen bekleidet, die von einer hornartigen Subſtanz und von mannichfacher, zum Theil ſehr ſchönen Bildung und Zeichnung und von Gold- und Silberglanze ſind, und werden von außen noch mit einem beſondern Schleim überzogen, der größtentheils aus kleinen, bei den meiſten Fiſchen zu beiden Seiten des Körpers in der ſogenannten Seitenlinie liegenden Schleimhöhlen abgeſchieden zu werden ſcheint. Einige, z. B. der Saugefiſch, haben keine Schuppen, ſondern eine nackte ſchlüpfrige Haut. Die meiſten Knorpelfiſche haben ſtatt der Schuppen Schilde oder eine feſte knochige Schale. Die Floſſen, die Bewegungswerkzeuge der Fiſche, beſtehen aus dünnen knochenartigen oder knorplichten Gräten, die durch eine beſondere Haut mit einander verbunden, an eignen Knochen befeſtigt ſind und durch beſtimmte Muskeln bewegt werden. Ihrer beſtimmten Lage nach heißen die obern Rückenfloſſen, die ſeitwärts hinter den Kiefern befindlichen Bruſtfloſſen, die am Bauche ſtehenden Bauchfloſſen, die hinter dieſer Öffnung, die Steißfloſſe, endlich am Schwanze, die Schwanzfloſſe. Die letzte hat immer eine verticale Lage und vertritt die Stelle eines Steuerruders zum Lenken; ſo wie die Bruſtfloſſen zum eigentlichen Fortrudern dienen. Die fliegenden Fiſche haben ſehr lange und ſtraffe Bruſtfloſſen, mit denen ſie ſich ſelbſt über die Oberfläche des Waſſers erheben und kleine Strecken weit fliegen können. Ein anderes Bewegungswerkzeug, beſonders zum Steigen und Fallen, iſt die Schwimmblaſe, die mittelſt eines eigenen Canals mit dem Magen oder Schlund verbunden iſt. Die Luft, mit der ſie angefüllt iſt, dehnt den Körper aus und macht ihn alſo leichter, ſo daß er oben ſchwimmen kann. Will der Fiſch in die Tiefe, ſo preßt er vermittelſt gewiſſer Muskeln die Luft aus der Blaſe, wodurch der Körper ſchwer wird und ſinkt. Läßt der Druck nach, ſo ſteigt der Fiſch wieder in die Höhe. In Anſehung des Aufenthalts theilt man die Fiſche in See- und Süßwaſſer-Fiſche. Einige verlaſſen auch wohl das Waſſer und verweilen geraume Zeit auf dem Trocknen, wie der Aal, die Muräne; andere leben in warmen Mineralquellen. Die meiſten, beſonders aber die Seefiſche, ſind des Nachts in Thätigkeit und halten ſich am Tage ruhig in der Tiefe. Sie ſind daher auch leichter des Nachts zu fangen. Viele Gattungen von Fiſchen unternehmen zu gewiſſen Jahreszeiten große Reiſen; manche Seefiſche ſteigen, um zu laichen, in die Mündungen der Flüſſe; andere, z. B. die Heringe, ziehen vom Nordpol nach den ſüdlichern Meeren. Die Fiſche ſind größtentheils fleiſchfreſſende Thiere, und mit mancherlei Mitteln und Werkzeugen ausgerüſtet, ihre Beute zu fangen. Einige haben lange Bartfaſern am Maule, um kleine Waſſerthiere damit zu locken, wie der Sternſeher, der Froſchfiſch; andere, wie

der Borſtenzahn, haben eine Spritzröhre, womit ſie die über dem Waſſer fliegenden Inſecten herabſchießen. Die Zitterfiſche haben eine eigne erſchütternde Kraft, die Haifiſche und viele andere ein furchtbares Gebiß; der Sägefiſch, Schwertfiſch u. ſ. w. jeder ſeine beſonderen Waffen. Die Sinne der Fiſche haben manches Eigenthümliche, und ihr Gefühl, Geruch, Gehör und Geſicht ſind überaus ſcharf. Wenige haben keine wahre Zunge, ſondern dafür einen fleiſchigen Gaumen. Nur ſehr wenige, z. B. der Goldbrachſen, haben einen täglichen Erholungsſchlaf; aber faſt alle einen Winterſchlaf. Außer den wenigen lebendiggebärenden Fiſchen, z. B. den Aalen und Aalmüttern, paaren ſich wenige Fiſche. Bei den meiſten befruchtet das Männchen erſt den Samen, nachdem ihn das Weibchen von ſich gegeben. Die Vermehrung der Fiſche gränzt ans Wunderbare. Beim Heringe zählt man über 20—37000, beim Karpfen über 200,000, bei der Schleie 383,000, beim Flinder über eine Million Eier u. ſ. w. Die jungen Fiſche haben zum Theil, ſo wie ſie aus dem Ei kriechen, noch nicht ihre völlige Geſtalt, ſondern überſtehen, wie die Amphibien, erſt eine Verwandlung, wodurch ihre Floſſen allmälich ausgebildet werden. Sie wachſen aber ſehr geſchwind, einige vermuthlich zeitlebens, und manche Arten erreichen ein hohes Alter. Karpfen, Hechte u. a. leben wohl 150 Jahre. Ihre Nahrung iſt ſehr verſchieden; Pflanzen, Schlamm, Unrath, Inſecten, Würmer u. ſ. w. Viele leben bloß vom Raube der Schwächern ihres Geſchlechts und vom Rogen. Der Nutzen der Fiſche iſt vielfältig. Ihr Fleiſch wird gegeſſen, von einigen benutzt man den Rogen, die Haut u. ſ. w., andere liefern beſonders Thran. Gewiſſe Gattungen ſind giftig und ihr Genuß iſt tödtlich. Man theilt die Fiſche in ſechs Ordnungen: Knorpelfiſche (Chontropterigii); Fiſche mit knorplichen Kiemen (Branchiostagi); Kahlbäuche (Apodes); Halsfloſſer (Jugurales); Bruſtfloſſer (Thoracici); Bauchfloſſer (Abdominales). Die Lehre von den Fiſchen heißt mit einem griechiſchen Namen Ichthyologie.

Fiſchart (Johann), genannt Menzer, war nach Einigen, die ſeinen Beinamen daher erklären, aus Mainz, nach Andern aus Straßburg, Doctor der Rechte und Reichskammeradvocat, um das Jahr 1586 Amtmann zu Forbach oder Forchheim bei Saarbrück, und ſtarb noch vor 1591. So unbekannt ſeine Lebensumſtände ſind, ſo dunkel iſt noch manches in Hinſicht auf ſeine Schriften, die meiſt ſatiriſchen Inhalts, theils in Proſa, theils in Verſen, theils aus beiden gemiſcht und faſt ſämmtlich mit den ſonderbarſten Titeln verſehen ſind. Als Satiriker iſt er unſtreitig der zügelloſeſte ſeines und vielleicht aller Jahrhunderte, unerſchöpflich an drolligen, launigen, witzigen, nicht ſelten zugleich zweideutigen und ſchmutzigen Einfällen, auf das genaueſte bekannt mit den Thorheiten ſeines Zeitalters, und nie ungewiß über den Ton, in welchem ſie bald verlacht und ausgehöhnt, bald wieder gegeißelt werden müſſen. Die deutſche Sprache behandelt er mit ungemeſſener Freiheit, ſchafft ſich Wörter und Wendungen, ohne die Analogie im geringſten zu berückſichtigen, zeigt aber auch in den willkürlichſten Sprachformen ſeine Gelehrſamkeit und ſeinen Witz. Im ſtarkkomiſchen und burlesken Ausdruck iſt er unübertreffbar, und ſelbſt aus den ſchalkhafteſten Ergießungen ſeines fruchtbaren Genies leuchtet überall eine natürliche Heiterkeit und treuherzige Redlichkeit hervor. Er erſcheint vor ſeinen Schriften unter vielfach verſtellten Namen. Seine be-

kannteſten Arbeiten ſind eine freie Bearbeitung des Gargantua von Rabelais, das glückhaft Schiff von Zürich, 1576, 4., Aller Practic Großmutter; Bienenkorb des heiligen römiſchen Reichs Imenſchwarms, 1579, 8. u. ff. Der ausführliche Titel des erſtern mag hier einen Platz finden. Er lautet folgendermaßen: Affentheurlich Naupengeheurliche Geſchichtklitterung, von Thaten und Rahten von kurtzen langen weilen vollem beſchreiten Helden und Herren Grandguſier, Gargantua und Pantagruel, Königen in Utopien, Jedewelt und Nienenreich, Soldan der Neuen Kannarien und Oudyſſen Inſeln, auch Großfürſten in Nubel Nibel Nebelland, Erbvögt auff Nichilburg und Niederherren zu Nullibingen, Nullenſtein und Nirgendheim. Etwan von M. Franz Rabelais franzöſiſch entworfen; nun aber überſchrecklich luſtig inn einen teutſchen Model vergoſſen, und ungefährlich obenhin, wie man den Grindigen lauſet, in unſer Mutter Lallen über oder drunder geſetzt. Auch zu dieſem Truck wieder auff den Amboß gebrogt und dermaſſen Pantagrueliſch verpoſſelt, verſchmidt, und verdängelt, daß nichts ohn ein Eiſen Niſi dran mangelt; durch Huldrich Ellopoſcleron u. ſ. w. Merkwürdig iſt es, daß wir in dieſem Werke die älteſten deutſchen Hexameter antreffen, die wir bis jetzt in der Geſchichte unſerer Poeſie aufzuweiſen haben; ſie ſind der Anfang eines Gedichts, das wahrſcheinlich ein ſcherzhaftes Epos hat werden ſollen. Fiſchart ſagt dabei, er habe dieſen Verſuch gemacht, „dieweil daraus die Künſtlichkeit der teutſchen Sprache in allerhand Carmina beſcheint, und wie ſie nun nach Anſtellung des Hexametri oder ſechsmäßiger Sylbenſtimmung und ſylbenmäßigen Sechsſchlag weder den Griechen noch Latinen (die das Mus allein eſſen wollten) forthin weiche.“ Sie ſind zugleich gereimt und in ihrem Bau ſehr willkürlich. Vorher geht ein elegiſches Gedicht an die Deutſchen, in welchem die Verſe auf gleiche Art conſtruirt ſind. An Sprache, Bilder und ſinnlicher Fülle, ſagt J. Paul Fr. Richter von ihm, übertrifft er den Rabelais weit, und erreicht ihn an Gelehrſamkeit und ariſtophaniſcher Wortſchöpfung. Er iſt mehr deſſen Wiedergebärer als Ueberſetzer; ſein goldhaltiger Strom verdiente die Goldwäſche der Sprach- und Sittenforſcher. Sein fünftes Capitel über Eheleute iſt ein Meiſterſtück ſinnlicher Beſchreibung und Beobachtung, aber keuſch und frei wie die Bibel und unſere Voraltern.

Fiſcherring iſt das Siegel des Pabſtes, womit die apoſtoliſchen Breven mit rothem Wachſe beſiegelt werden. Es ſtellte den Apoſtel Petrus in der Geſtalt eines Fiſchers dar.

Fiſcus, das Vermögen des Landesherrn, oder was eins und daſſelbe iſt, der Staatsſchatz mit Inbegriff ſeiner Prärogativen: dahin gehört der Anfall erbloſer Verlaſſenſchaften, Confiscation des Vermögens mancher Verbrecher, Anfall der Legate, welche Unwürdigen genommen werden, Eigenthum herrenloſer Sachen, Antheil an Schätzen u. ſ. w. Sehr unpaſſend wollen die Finanzcollegien unſerer Fürſten alle Vorrechte des römiſchen Fiſcus ſich aneignen, und auf manchen paßt das komiſche Epigramm von Owen:

> Vt viſco capiuntur aves (Fiſcus quaſi Viſcus
> Dicitur), a fiſco ſic capiuntur opes,

noch mehr auf die ſogenannten Heiraths- und Sterbefiſci, welche in neuerer Zeit hie und da eine wahre Landplage geworden ſind. Dieſe Fiſci ſind zwar alle auf die Wahrſcheinlichkeitslogik baſirt und ihre Calculation iſt in theſi richtig, allein die Speculation der Intereſ-

ſenten zerſtört, ſobald ihr Raum gegeben iſt, den Calcul, und bringt dieſe Caſſen zur Inſolvenz, ſo daß lediglich die erſten Percipienten den Profit ziehen. A.

Fiſtel, Falſet, in der Geſangskunſt diejenigen höheren, die natürliche Stimme überſchreitenden Töne der Menſchenſtimmen, welche durch eine gewiſſe Preſſung der Stimmorgane erzwungen werden. Kopfſtimme, im Gegenſatz der Bruſtſtimme, d. i. der Töne, die im natürlichen Umfang der Stimme liegen. In der Fiſtel, durch die Fiſtel ſingen, gebraucht man beſonders von Perſonen, die, da ſie von Natur eine Baßſtimme haben, die Höhe der Alt- und Discanttöne erzwingen. Ehedem nannte man die höchſten und tiefſten Töne der Blasinſtrumente, deren man ſich nur ſelten bediente, ebenfalls Falſet-Töne. dd.

Fiſtel iſt eigentlich eine Röhre, dann ein Röhrgeſchwür, Hohlgeſchwür mit einer oft ganz geringen Öffnung, die in mehr oder weniger lange, gerade oder gekrümmte weitere oder engere, einfache oder vieläſtige Canäle führt, die unter der Haut, zwiſchen Muskeln, Knochen, Bändern, Häuten u. ſ. w. im Zellengewebe fortlaufen, und die bisweilen in eine innere Höhle, ſelbſt in die Subſtanz eines innern Organs führen. Aus der Fiſtel fließt entweder bloße Gauche in verſchiedener Menge und Beſchaffenheit, oder zugleich die Feuchtigkeit, die ein damit in Verbindung ſtehendes Organ gibt, auch andere daher kommende Dinge. Man erforſcht ſie am beſten durch die Sonde, wozu man jede ſtumpfe Stricknadel brauchen kann. Nach dem Theil, woran ſie vorkommt, bekommt ſie ihren Namen, Thränenfiſtel, Speichelfiſtel, Halsfiſtel, Bruſtfiſtel, Bauchfiſtel, Zahnfiſtel u. ſ. w.

Fix, von dem lateiniſchen fixus, heißt feſt, unverrückt, unwandelbar, daher fixiren, feſthalten einen Gegenſtand, oder ſich fixiren, einen feſten Wohnort nehmen. Fixe Idee iſt eine ſelbſt gebildete Vorſtellung, welche der Seele unaufhörlich vorſchwebt, oder doch durch die entfernteſten Ähnlichkeiten geweckt wird, und im ſtrengen Sinne genommen, einen geiſteskranken Zuſtand bewirkt, indem ſie die Seele unwillkürlich beherrſcht. Nach einer etwas modificirten Bedeutung heißt fix auch ſo viel wie feuerbeſtändig, womit wir bezeichnen, daß ſich eine Sache nicht durch Hitze verflüchtigen oder in Dämpfe verwandeln laſſe. So ſind Gold, Platina und andere fixe oder feuerbeſtändige Metalle. — Fixe Luft, die ſich aus faulen und ſtinkenden Dingen entwickelnde Luft, von den Phyſikern Luftſäure, auch mephitiſches Gas genannt.

Fixſterne nennen wir im Gegenſatz gegen die Planeten, welche bei ihrem Kreislauf um die Sonne ihren Stand unter den Geſtirnen unaufhörlich verändern, und gegen die Cometen, welche ſich in eigenen paraboliſchen Bahnen bewegen, alle diejenigen Sterne, die ſtets in einerlei Lage zu einander und ſtets in einerlei Entfernung von einander zu bleiben ſcheinen; es ſind mithin alle Geſtirne am Firmament, mit Ausnahme der Planeten und Cometen, unter dieſem Namen begriffen. Außer den ſcheinbaren Bewegungen der Fixſterne aber, welche von dem täglichen Umſchwung unſerer Erde um ihre Achſe, von dem Fortrücken der Äquinoctialpunkte und von der Abirrung des Lichts verurſacht werden, hat man noch eine eigene ſehr langſame Bewegung an denſelben beobachtet, ſo daß die Angabe, daß die Fixſterne in einer gleichen Lage zu einander bleiben, nicht ſtreng richtig iſt. So hat man gefunden, daß z. B.

der Sirius ſeit Tycho de Brahe um 2 Minuten von der Stelle gerückt ſey u. ſ. w. Ferner hat man Sterne bemerkt, welche unvermuthet am Himmel erſchienen und wieder verſchwunden ſind; an andern bemerkt man, daß ihre ſcheinbare Größe abwechſelnd zu- und abnimmt. Ihre Entfernung von unſerer Erde iſt in der eigentlichſten Bedeutung des Worts unermeßlich; die ſtärkſten Teleſcope ſind nicht vermögend, an ihnen einen merklichen Durchmeſſer wahrzunehmen und zu beſtimmen; nur wenn dies der Fall wäre, würde man durch den Winkel, unter welchem ſie erſcheinen, ihre Entfernung berechnen können. Einen Begriff von der Größe derſelben gibt der Umſtand, daß, obgleich die Erdbahn einen Durchmeſſer von 40 Millionen Meilen beträgt, und wir uns ihnen alſo abwechſelnd um 40 Millionen Meilen nähern und um eben ſo viel von ihnen entfernen, wir doch keinen Unterſchied an denſelben wahrzunehmen im Stande ſind. Huygens hat, durch Vergleichung der Lichtſtärke des Sirius und der Sonne, die Beſtimmung ſeiner Entfernung von der Erde verſucht, und ſie, unter der Vorausſetzung, daß der Sirius nur die Größe unſerer Sonne habe, auf 27,664 Mal größer als die Entfernung der Sonne berechnet. So unſicher dieſe Reſultate ſeyn mögen, ſo reichen ſie doch vollkommen hin, uns zu überzeugen, daß der Weltenraum einen jede menſchliche Faſſungskraft überſteigenden Umfang habe. In gleicher Ungewißheit befinden wir uns über die Natur und Beſchaffenheit der Fixſterne; doch können wir als höchſt gewiß annehmen, daß ſie leuchtende Welten oder Sonnen ſind, um deren jede ſich vielleicht, wie um unſere Sonne, eigene Planeten in feſten Bahnen drehen, die Licht und Wärme von ihr empfangen. Die Fixſterne werden nach der Verſchiedenheit ihres Glanzes, die auch dem bloßen Auge ſehr wahrnehmbar iſt, in Sterne erſter, zweiter, dritter Größe u. ſ. f. eingetheilt. Aber außer dieſen als einzelne und geſonderte Lichtpunkte ſich zeigenden Sternen, erblickt in hellen Winternächten das Auge noch hie und da kleine weiße Wölkchen unter den Sternen zerſtreut; dieſe nebelartigen Flecken, deren das bewaffnete Auge noch viel mehr wahrnimmt, ſind ganze Gruppen unzähliger Sterne, wie man deutlich durch Teleſcope wahrnimmt; und nur die Beſchränktheit unſerer vollkommenſten Inſtrumente iſt Urſache, daß wir dieſe Wahrnehmungen nicht ins Unendliche fortſetzen können. Um die einzelnen Fixſterne leichter bezeichnen und von einander unterſcheiden zu können, hat man zum Theil ſchon im Alterthum den hervorſtechendſten derſelben Namen gegeben, und ſie außerdem in gewiſſe Gruppen oder Sternbilder abgetheilt. Die Aſtronomen haben von allen nach ihren Stellungen beſtimmten Sternen mit Angabe ihrer Namen, Größen u. ſ. w. Verzeichniſſe angefertigt. Dergleichen Fixſternverzeichniſſe beſitzen wir unter andern von Caſſini, la Lande, Zach, Piazzi und Bode.

Fladenkrieg wurde ſcherzhaft der 1542 zwiſchen Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen und Herzog Moritz wegen des Stifts Wurzen im Ausbruch begriffene, aber noch durch den Landgrafen von Heſſen beigelegte Krieg genannt. Da nämlich die ſchon im Felde ſtehenden Truppen gerade den Sonnabend vor Oſtern wieder friedlich aus einander gingen, ſo entſtand jener Scherzname.

Flächſen heißen die weißen, zähen, faſerigen Adern der Muskeln, welche ſich endlich in das ſogenannte Haarwachs vereinigen. S. Muskeln.

Flagellanten, der Name einer Secte im 13. Jahrhundert, die ihre Buße nicht beſſer als durch Geißeln üben zu können glaubte. Man nannte ſie, weil ſie an ihren Kleidern hinten und vorn Kreuze trugen, auch Kreuzbrüder. Der Einſiedler Rainer, in Perugia wird als Urheber dieſer Secte um das Jahr 1260 genannt. Bald fand er faſt an allen Orten Italiens Anhänger, und im folgenden Jahre verbreitete ſich ſeine Lehre epidemiſch über die Alpen nach Bayern, Böhmen, Sachſen, Thüringen, Magdeburg und Niederſachſen. Alt und Jung, Vornehm und Gering zog durch die Städte, geißelte ſich und vermahnte zur Buße. Die Anzahl vermehrte ſich bis zu 10,000, die umherzogen, von einigen Prieſtern geführt, die Fahnen und Kreuze vorantrugen. Sie zogen zu Tauſenden von Land zu Land und ſammelten Almoſen, 1261 brachen ſie in mehrern zahlreichen Schaaren über die Alpen in Deutſchland ein und zeigten ſich im Elſaß, in Bayern, Böhmen und Polen. Sie fanden daſelbſt viele Nachahmer, die, wie Aventinus in ſeinen Annal. Bojor. erzählt, in Freiſingen während ihres öffentlichen Geißelns die Reime abſangen:

Jr ſlecht euch ſere
Zu Chriſtus Ehre
Durch Gott;
So lat die Sünd mere! (künftig).

Im Jahre 1296 zeigte ſich zu Strasburg noch ein kleiner Haufe Geißler, die mit verhüllten Geſichtern ſich um die Stadt und zu allen Kirchen peitſchten. So heftig indeß das Volk ſich für dieſe neue Brüderſchaft intereſſirte, ſo wenig fand ſie die Billigung der Fürſten und des höheren Klerus. Die öffentliche ſchamloſe Entblößung beleidigte die guten Sitten, das Umherſchwärmen gab zu aufrühreriſchen Bewegungen und frechen Ausſchweifungen aller Art Anlaß, das abgedrungene Almoſen ſetzte die ruhigen Bürger in eine nicht unbeträchtliche Contribution. Daher ergingen bald in Deutſchland und Italien von mehrern Fürſten nachdrückliche Verbote gegen dieſe Aufzüge der Geißler, die Könige von Polen und Böhmen verjagten ſie mit Gewalt und die Biſchöfe ſetzten ſich ihnen ernſtlich entgegen. Deſſen ungeachtet pflanzte ſich dies Unweſen in andrer Geſtalt unter die Rotten der Beghard en und Lollharden (Beter und Bettler) in Deutſchland und Frankreich und noch im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts unter den in Thüringen umherſchwärmenden Kreuzbrüdern fort, deren 91 auf einmal 1414 zu Sangerhauſen verbrannt wurden; auch die Kirchenverſammlung zu Coſtnitz ſah ſich noch zu entſcheidenden Maßregeln gegen die Geißler genöthigt. Seit dieſer Zeit hat man von einer Secte dieſer Art nichts mehr gehört und auch des Geißelns ſind Geiſtliche und Laien nach und nach überdrüßig geworden. Die Franciscanermönche in Frankreich (Cordeliers) haben es noch am längſten getrieben. Daß ein ſo widerſinniger Gebrauch aufkommen und ſich ungeachtet der Mißbilligung der Vernünftigen ſo lange erhalten konnte, wird bei den außerordentlichen Wirkungen, die man ſich davon verſprach, nicht befremden können. Das Geißeln war nach den herrſchenden Begriffen des Mittelalters ein vollkommenes Surrogat für jede Art und Dauer der Buße, welche die Beichtväter wegen begangener Sünden auflegten. 3000 Hiebe unter Abſingung von dreißig Pſalmen galten ein Jahr, 30,000 Hiebe zehn Jahre Buße u. ſ. w. Eine italiäniſche Witwe im eilften Jahrhundert rühmte ſich durch Selbſtgeißelung für hundert Jahr Buße gethan zu haben, wozu nicht we-

niger als 300,000 Streiche gehörten. überdies gab die Meinung, daß man durch dieſe Selbſtpeinigung auch bei der größten Sündenſchuld der Hölle entfliehen und ſich den Ruf beſonderer Heiligkeit erwerben könne, dem Geißeln in den Augen der Schuldbewußten und Ehrgeizigen einen Reiz, der die körperlichen Schmerzen ſo lange überwog, bis die Schrecken des Aberglaubens und die Einbildungen der Andächtelei vor dem Lichte einer beſſern Erkenntniß verſchwanden E.

Flageolet. 1. Der Name einer kleinen elfenbeinernen Flöte à bec, womit man den Canarienvögeln kleine Melodien einlernt; 2. eine beſondere Art des Tractements der Geigen, woburch der Ton einer ſolchen Flöte nachgeahmt wird. Der Finger nämlich, welcher den zu intonirenden Ton greift, drückt die Saite nicht, wie gewöhnlich, auf das Griffbret nieder, ſondern berührt ſie nur ganz ſanft, während der Bogen mit einem ſehr gleichen aber ſchneidenden Striche über die Saite geführt wird. Die Stellen, wo dies geſchehen ſoll, pflegte man mit Flautino, oder Sons harmoniques, oder Suoni armonichi zu bezeichnen, und über die ganze Stelle eine wurmförmige Linie zu ziehen; wo aber mit dem gewöhnliche Tone ſoll fortgefahren werden, ſetzte man luogo, abbr. lo. oder ordinaire. dd.

Flagge, die große insgemein viereckige Schiffsfahne von leichtem wollenem Zeuge, welche auf die Spitze eines Maſtes oder auf das Hintertheil des Schiffs aufgeſteckt zu werden pflegt, und ſich durch ihre Breite und Größe von andern Schiffsfahnen unterſcheidet. Alle Schiffe können hinten und vorn eine Flagge aufſtecken: aber nur der Admiral führt die Flagge auf dem großen Maſte, welche auf den Kriegsſchiffen in engerer Bedeutung die Flagge genannt wird, und unter derſelben noch eine kleinere Fahne, einen Wimpel. Das Wappen und die Farbe der Fahne bezeichnen die Nation, den Stand der Offiziere und die außerordentlichen Gelegenheiten, bei welchen auf dem Hintertheile des Schiffs beſondere Arten von Flaggen gebraucht werden, z. B. die Hülfsflagge, durch welche andere Schiffe zu Hülfe gerufen werden; die Todtenflagge, wenn ſich eine vornehme Leiche auf dem Schiffe befindet; die Friedensflagge, welche faſt bei allen Nationen weiß iſt. Das Streichen oder Senken der Flagge iſt die größte Ehrenbezeigung, die ein Schiff dem andern erzeigen kann: das Halten der Flagge im Arme iſt eine geringere. Die königliche Flagge, die ein königliches Schiff führt, ſtreicht vor Niemand. In der Schlacht iſt das Streichen der Flagge das Zeichen, daß ſich das Schiff ergibt. — Das Flaggenſchiff, ein Schiff, auf welchem ein hoher Offizier befindlich iſt, der ſeine Flagge wehen läßt.

Flamändiſche oder flämiſche Schule nennt man die Meiſter in der Malerei aus den ſpaniſchen Niederlanden, vornehmlich Brabant und Flandern. Sie haben ſich beſonders in der Ölmalerei hervorgethan, welche Joh. von Eyk, ein Niederländer, erfunden haben ſoll. Schönheit der Beleuchtung, Kenntniß des Helldunkels, Vortrefflichkeit des Colorits zeichnen dieſe Schule aus. Sie ahmte die Natur in ernſterer Bedeutung nach als die holländiſche Schule (der andere Zweig der niederländiſchen) und nennt einen Rembrant, van Dyk u. a. große Künſtler.

Flamme. Nicht alle entzündbare Körper brennen mit einer Flamme. Sie erſcheint nur bei ſolchen, die entweder ihrer ganzen Subſtanz nach flüchtig, oder mit denen doch flüchtige Beſtandtheile

verbunden ſind. Dieſe flüchtigen Theile ſteigen bei einem gewiſſen Grade von Hitze als Dämpfe in die Höhe, welche, indem ſie in Brand gerathen, die Erſcheinung der Flamme geben. Der Theil dieſer Dämpfe, welcher ſich dem Verbrennen entzieht, bildet den aufſteigenden Rauch, aus welchem, wenn er ſich anlegt, Ruß entſteht. De Luc beſtimmt die zur Erzeugung der Flamme erforderliche Hitze auf 650 Grad Fahrenheit; die Flamme erliſcht, ſobald der Wärmegrad geringer wird. Nach der neuern franzöſiſchen Chemie entſteht die Flamme aus dem Lichte und der Wärme, welche ſich beim Verbrennen der Körper vorzüglich und beinahe allein aus dem Sauerſtoffgas entwickeln.

Flanke (Flanque) heißt alles, was auf der Seite iſt. So iſt z. B. die Flanke bei einem Regiment Soldaten die Seitenlinie, im Gegenſatze der Fronte. Die Flanke eines Bollwerks heißt die Streichlinie. Flanqueurs ſind herumſtreifende Reiter, um den Feind theils zu beobachten, theils zu beunruhigen. Flanquiren, in der Kriegskunſt, eine Feſtung mit Seitenwerken verſehen, die Seiten decken; auch: von der Seite beſtreichen, beſchießen. Flanquiren und umherflanquiren heißt: umherſtreifen, umherſchweifen.

Flaſche (leidener oder electriſche). Wenn man eine gläſerne Flaſche von außen und innen, bis auf einige Zoll unter dem obern Rande, mit Staniol überzieht, auf einen die Electricität leitenden Tiſch ſtellt, und den Boden der Flaſche mittelſt eines Metalldraths mit dem Conductor einer Electriſirmaſchine in Verbindung ſetzt; alsdann die Maſchine dreht, und mit der einen Hand den äußern Überzug der Flaſche, mit der andern aber den Drath oder den Conductor, mit welchem der innere Überzug der Flaſche noch in Verbindung ſteht, faßt, ſo zeigt ſich ein mit Gepraſſel hervorbrechender Funke, der mit einer Erſchütterung in dem Armgelenke begleitet iſt. Einen ganz ähnlichen Erfolg nimmt man wahr, wenn man die Flaſche nach dem Electriſiren (oder Laden) von der Maſchine abnimmt und dann beide Überzüge zugleich berührt. In dem Zuſtande, wo die leidener Flaſche den Funken mit Erſchütterung gibt, heißt ſie geladen, im entgegengeſetzten Fall entladen. Wird ſie überladen, ſo entladet ſie ſich über dem unbelegten Raum von ſelbſt, und nicht ſelten wird ſie dadurch zerſchmettert. Zu bemerken iſt, daß die äußere Belegung der geladenen leidener Flaſche allemal die entgegengeſetzte Electricität der innern Belegung hat; ſie hat negative, wenn jene poſitive hat, und umgekehrt. Iſolirt man eine leidener Flaſche und ſetzt ihre äußere Belegung mit der innern Belegung einer andern nicht iſolirten Flaſche in Verbindung, ſo werden beide Flaſchen geladen. Dies kann man mit mehreren Flaſchen fortſetzen. Je größer die Zahl der Flaſchen iſt, deſto mehr electriſche Materie nehmen ſie in ſich auf, und um ſo heftiger und verſtärkter iſt die Wirkung bei der Entladung. Die auf dieſe Art verbundenen Flaſchen machen eine electriſche Batterie, deren Wirkung ſich ſo weit verſtärken läßt, daß man damit kleine Thiere tödten, Metalldrath ſchmelzen kann u. ſ. w. Den Namen der leidner Flaſche hat ſie bekommen, weil Cunäus, Allemand und Muſſchenbrök dieſe Verſuche zuerſt in Leiden anſtellten; Andere nennen ſie auch nach Kleiſt, der denſelben Verſuch ſchon ein Jahr früher machte.

Flaſchenzug, Polyſpaſt, iſt ein mechaniſches Werkzeug zum Heben großer Laſten. Es iſt aus zwei Kloben oder Flaſchen zuſam-

mengeſetzt, deren jede mehrere Rollen enthält. Die obere Flaſche iſt befeſtigt, an der untern aber hängt die Laſt, welche durch ein um alle Rollen gehendes Seil zugleich mit der untern Flaſche in die Höhe gehoben wird. Die Erfindung wird dem Archimedes von Syrakus zugeſchrieben.

Flaſſan. Herr von Flaſſan ſtammt aus einem vormals gräflichen Geſchlechte, und erhielt ſeine frühere Erziehung in eben der Militärſchule, woraus Napoleon, Champagny, Clarke, Bourgoing, Duroc ꝛc. hervorgegangen ſind. Welche ſeine Schickſale waren, weiß man nicht. Mit Glück verfolgte er eine Laufbahn, zu welcher ihn Neigung und Talent riefen: die diplomatiſche. Er war Chef des politiſchen Departements, und hatte als ſolcher die ſchönſte Gelegenheit, zu ſeinen ſeltenen theoretiſchen Einſichten ſich practiſche Fertigkeit zu erwerben. Verſchiedene Reiſen in fremde Länder, Beobachtungen mehrerer Höfe, Verbindung mit verſchiedenen Miniſtern ſchärften ſeinen Blick immer mehr und bildeten ihn immer vielſeitiger aus. Als daher Napoleon noch als erſter Conſul gegen die Deputirten der hiſtoriſchen Claſſe des Nationalinſtituts äußerte, daß er ein Werk wünſche, welches die diplomatiſchen Acten Frankreichs an einander gereiht darſtelle, war wohl keiner, der dieſen Wunſch genügender hätte erfüllen können, als Flaſſan, zumal da ihm durch ſeine Verbindungen der Zutritt zu Perſonen und Acten erleichtert war und ausgezeichnete franzöſiſche Gelehrte, z. B. Koch, ihn unterſtützten. Er lieferte ein muſterhaftes Werk in ſechs Bänden: Histoire générale et raisonnée de la diplomatie française jusqu'à la fin du règne de Louis XVI., avec des tables chronologiques de tous les traités conclus par la France. Paris 1811. N. A. 7 Bde. Dieſes, aus den Verträgen, Declarationen, Manifeſten, Noten, Inſtructionen, Depeſchen und den Berichten der Zeitgenoſſen, die mithandelnde Perſonen waren, geſchöpfte, vielleicht nicht unparteiiſche Werk, wobei die Quellen mit kritiſcher Wahl benutzt, die Data mit Scharfſinn combinirt ſind, und das Ganze geiſtvoll und intereſſant zu einer beurtheilenden Geſchichte der diplomatiſchen Verhältniſſe Frankreichs vom Anfange der Monarchie bis zur Entthronung Ludwigs XVI. zuſammengeſtellt iſt, hat dem Verfaſſer mit Recht einen auch als Schriftſteller berühmten Namen gemacht; denn wir haben durchaus noch kein anderes Werk, das wir dieſem an die Seite ſetzen könnten. Außer der Entwickelung der vorzüglichſten Unterhandlungen, der Mittheilung der bedeutendſten Inſtructionen und Depeſchen, der Analyſe der Verträge, wird man von der jedesmaligen Organiſation des Departements der auswärtigen Angelegenheiten unterrichtet, und höchſt anziehend und belehrend zugleich iſt die Art, wie der Verfaſſer die Charaktere der Miniſter und Geſandten zeichnet. Wir beſitzen wenige Werke, die wichtiger in Anſehung des Stoffes und intereſſanter in Anſehung der Form wären. Nach Napoleons Sturze hat Herr von Flaſſan auch eine Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatie vom Jahr 1791 an bis zum pariſer Frieden in 6 Bänden angekündigt, die 1815 erſcheinen ſoll. Als Hiſtoriograph des Departements der auswärtigen Angelegenheiten begleitete er die franzöſiſche Geſandſchaft 1814 zum wiener Congreß. dd.

Flau bedeutet im Niederſächſiſchen 1. lau, ſchaal; 2. ohnmächtig, kraftlos. Aus der niederländiſchen Schule haben die Maler das Wort beibehalten, und es iſt ſelbſt zu den Franzoſen ge-

gangen: flou. Dennoch iſt kein völlig beſtimmter Begriff damit verknüpft, und es iſt am beſten, ſich des Ausdrucks nicht zu bedienen, da er im Grunde doch kaum etwas anderes bezeichnen dürfte, als das Verblaſene, il sfumato. dd.

Flauto, die Flöte. Flauto traverso, die Querflöte, wovon die heller klingende militäriſche Querpfeife zu unterſcheiden iſt. Flauto piccolo, die kleine Flöte, die einen ſehr hellen ſchreienden Ton hat, auch Flageolet genannt wird.

Flaxman, ein noch lebender beliebter engliſcher Künſtler durch ſeine (in Deutſchland dreimal copirten, zuletzt von Schnorr, Leipzig bey Göſchen 1804 u. 1807) Umriſſe zu Homers Iliade und Odyſſee, zu Äſchylos und Dante (copirt im Verlage des Herausgebers dieſes Lexicons erſchienen). Er beſitzt vorzügliches Talent und Kühnheit in ſeinen Umriſſen; einige ſeiner Entwürfe enthalten ſchöne Gedanken, aber keiner iſt in Hinſicht auf Erfindung und Anordnung ein vollendetes Kunſtwerk. In England hat er ſich den Namen eines der erſten Bildhauer erworben, der mehrere berühmte Denkmale, z. B. auf Lord Mansfield, Lord Howe, Abercrombie, die Büſte Waſhingtons und die Statue Reynolds verfertigt hat.

Flechier (Esprit), ein ehrwürdiger Geiſtlicher, dem ſeine geiſtreichen Schriften eben ſo ſehr die Achtung der Nachwelt erworben haben, als ſeine Herzensgüte und Wohlthätigkeit ihm die Liebe ſeiner Zeitgenoſſen gewann. Er war im Jahr 1632 zu Pernes, einer kleinen Stadt in der Diöces Carpentras, geboren, wurde bei ſeinem Oheim, dem P. Hercule Audiffret, in dem Schooße der Wiſſenſchaften und der Tugend erzogen, und trat in den Jeſuiterorden, den er jedoch nach ſeines Oheims Tode wieder verließ, um in Paris als ſchöner Geiſt und Kanzelredner aufzutreten. Er erwarb ſich in beiden Eigenſchaften einen großen Ruf und wurde von Ludwig XIV. mit reichlichen Wohlthaten überhäuft. Aufgemuntert durch dieſe Beifallsbezeigungen, ſtrebte Flechier nach immer höherer Vollkommenheit und lieferte in ſeinen Leichenreden auf Boſſuet und Turenne zwei Meiſterwerke, welche die Zuhörer hinriſſen und noch jetzt mit hohem Intereſſe geleſen werden. Der Hof belohnte ſeine Talente im Jahr 1685 mit dem Bisthum von Lavaux, und im Jahr 1687 mit dem Bisthum von Montpellier, und Ludwig XIV. begleitete die Ernennung zu dem erſtern mit den ſchmeichelhaften Worten: „Seyn ſie nicht verwundert, daß ich Ihr Verdienſt ſo ſpät belohne; ich fürchtete des Vergnügens beraubt zu werden, Sie zu hören.“ Außer ſeinen geiſtlichen Reden hat Flechier ſich auch in ſeiner Histoire de l'empereur Théodose le Grand und der Vie du Cardinal Ximenes als einen ſchätzbaren und beredten hiſtoriſchen und biographiſchen Schriftſteller gezeigt. Er ſtarb im Jahr 1710 zu Montpellier.

Flechten ſind eine chroniſche Hautkrankheit, impetigo, und nach den Erſcheinungen in drei Grade geſchieden: im erſten Grad iſt die Haut ſehr wenig geröthet und wie mit Mehl beſtreut, gewöhnlich fühlt man einiges Jucken; hier heißen ſie auch gemeiniglich Schwinden; im zweiten Grade ſind die rötheren Stellen mit einer gelben Borke bedeckt, unter welcher ſich eine ſcharfe nach Katzenurin riechende Feuchtigkeit abſondert; im dritten iſt eine freie ſchwärende Stelle wahrzunehmen, die immer größer wird, ein freſſendes Geſchwür. — Flechten nennt man auch ein kriechendes, wirrichtes Moos, welches gewöhnlich an Steinen, Bäumen, z. B.

der Birke, vorkommt. Etwas anderes iſt eine Korb- oder Wagenflechte. Auch wird der Name Flechte noch von einer weichen ſaftigen Ruthe und andern zum Verflechten tauglichen Sachen gebraucht, dann von großen geflochtenen Körben.

Fleiſch, ſ. Nacktes.

Fleiſch. Der thieriſche Körper beſteht aus feſten und flüſſigen Theilen; die feſten ſind entweder harte feſte Theile, z. B. Knochen, oder weiche feſte Theile. Zu letztern gehört auch diejenige thieriſche Subſtanz, welche wir Fleiſch nennen. Im engern Sinne verſtehen wir unter Fleiſch nur die Muskeln des thieriſchen Körpers, die aus einem Gewebe faſriger Theile beſtehen. Dieſe Faſern ſind der feſte Grundtheil des Fleiſches und beſtehn aus dem fadenartigen Theile des Bluts. Zwiſchen ihnen befinden ſich aber noch andere Stoffe, nämlich eine eiweißartige Flüſſigkeit, Gallert, fettes Öl, ein beſonderer Extenſivſtoff und eine ſalzichte Materie. Entblößt man den Körper von ſeiner Haut, ſo nimmt man gewiſſe Abtheilungen im Fleiſche wahr, welche daher entſtehen, daß ein Theil der Fleiſchfaſern in dieſer, ein anderer Theil in einer andern Richtung läuft. Jede ſolche Abtheilung beſteht aus einem Bündel einzelner Faſern, und heißt Muskel.

Flemming (Paul), einer unſerer trefflichſten vaterländiſchen Dichter des 17. Jahrhunderts, wurde den 17. Januar 1609 zu Hartenſtein im Voigtlande geboren. Sein wohlhabender Vater ließ ihm eine ſorgfältige Erziehung geben. Flemming wurde, nachdem er zu Hauſe durch Privatunterricht einen guten Grund gelegt hatte, auf die Fürſtenſchule zu Meißen und von da auf die Univerſität Leipzig geſchickt, wo er Medicin ſtudirte, und ſich wahrſcheinlich fixiren wollte. Allein die Unruhen des dreißigjährigen Krieges nöthigten ihn, 1633 ſich nach Holſtein zu wenden, wo Herzog Friedrich eben im Begriff war, eine feierliche Geſandtſchaft an ſeinen Schwager, den ruſſiſchen Czaar Michael Federowitz zu ſchicken. Flemming, voll Feuer und Wißbegierde, bewarb ſich um eine Stelle im Gefolge des Geſandten. Er erhielt ſie, machte die Reiſe mit, und kam 1634 glücklich nach Holſtein zurück. Gleich darauf beſchloß der Herzog, eine noch glänzendere Geſandtſchaft an den Schach Sofi nach Perſien zu ſchicken, in der Abſicht, ſeinem Lande Handelsvortheile dadurch zu verſchaffen. Flemming war ſogleich auch zu dieſer Reiſe entſchloſſen, die der Erweiterung ſeiner Kenntniſſe ſo viel verſprach. Durch Olearius Beſchreibung ſind uns die Umſtände derſelben ſehr genau bekannt. Man ging den 27. Octob. 1635 zu Travemünde unter Segel, und nach vielen Gefahren und Beſchwerden, welche die Geſandtſchaft zu Waſſer und zu Lande zu überſtehen hatte, zog ſie den 3. Auguſt 1637 in Ispahan ein, verweilte über drei Monate daſelbſt, und kam, auf einem andern Wege zurückkehrend, wieder nach großen Beſchwerden im Januar 1639 in Moskau an, das ſie im März verließ. In Reval verlobte ſich Flemming mit der Tochter eines angeſehenen Kaufmanns, und da, nach der Rückkehr ins Vaterland, ſein Vorſatz war, ſich in Hamburg als practiſcher Arzt niederzulaſſen, reiſ'te er 1640 nach Leiden, wo er promovirte. Kaum aber war er wieder in Hamburg angekommen, als ihn den 2. April 1640 der Tod in der Blüthe der Jahre dahin riß. Wahrſcheinlich war dieſer frühzeitige Tod die Folge der auf ſeinen beſchwerlichen und langen Reiſen überſtandenen Mühſeligkeiten, die ſeine Geſundheit untergraben hatten. So verlor Deutſch-

land einen Dichter, in deſſen Liedern und Sonetten (Geiſt- und weltliche Poemata. Jena 1642 u. ff.) eine liebliche Schwärmerei mit vieler Zartheit der Empfindung gemiſcht iſt, und deſſen längere Gedichte zum Theil die Abenteuer der Reiſe mit hoher und kräftiger Begeiſterung, zum Theil andere gelegenheitliche Ereigniſſe derſelben mit Originalität und Anmuth beſingen, und der allen ſeinen Werken den Stämpel echter Genialität aufgedrückt hat. (S. den Art. deutſche Poeſie.)

Fleſche in der Befeſtigungskunſt, eine kleine pfeilförmige Schanze (halbe Redoute), bloß von zwei Facen und hinten offen.

Fletcher (John), ſiehe den Art. Beaumont und Fletcher.

Fleurus, Fleurs, Fleury. Ein Flecken von 2000 Einwohnern im Departement Gemappe, nahe der Sambre, deſſen Name durch kriegeriſche Ereigniſſe ſchon mehrere Male in der Geſchichte genannt und beſonders in der neuern Zeit durch die im dritten Feldzuge der Republik Frankreich (am 26. Juni 1794), von den Öſterreichern und Franzoſen (damaligen Neufranken) gelieferte Schlacht denkwürdig geworden iſt. — Dieſe Schlacht machte eine wichtige Epoche in jenem Feldzuge, da der abermalige Beſitz von ganz Belgien von den Franzoſen durch ſie erobert und Frankreichs Hauptſtadt, die ſeit einem Monate, nach dem Falle der Feſtung Landrecy, ſelbſt bedroht war, aller Beſorgniſſe frei wurde. — Die verbündete Armee berührte ſchon mit ihren Vorpoſten Perenne (etwa 18 Meilen von Paris), und nichts hätte ſie wahrſcheinlich bis dahin aufgehalten, wenn nicht die wohlberechneten Manoeuvres der franzöſiſchen Generale ſie zum Rückzuge genöthigt hätten. Pichegru hatte ihren rechten Flügel umgangen und eine drohende Stellung gegen Flandern genommen, Charbonnier mit der Ardennen-Armee den linken Flügel der Verbündeten zurückgedrückt und Jourdan mit der Moſelarmee ſich von Luxemburg aus in Marſch geſetzt. Bei Dornick gewannen die Alliirten endlich wieder eine feſte Stellung; Pichegru wollte ſie herauswerfen, ward aber vom Kaiſer Franz ſelbſt zurückgeſchlagen; auch gelang es nur nach mehreren vergeblichen Verſuchen den Franzoſen, über die Sambre zu gehen. Fünf Mal geſchah dieſer Übergang von den nun vereinigten Armeen der Ardennen und der Moſel, die unter dem neuen Namen Sambre- und Maas-Armee von Jourdan en Chef commandirt wurde. Die Folge des fünften Übergangs war die Capitulation von Charleroi an die Franzoſen am 25. Juni; aber dieſer Verluſt war den Öſterreichern unbekannt geblieben; Prinz Coburg eilte von Nivelles aus herbei, um die ſchon gefallene Feſtung zu entſetzen und zugleich einen großen Verſuch zur Wiederbefreiung der Niederlande zu wagen. Dies führte zur Schlacht von Fleurus am 26. Juni 1794. Während Coburg den General Devay mit einem nicht unbedeutenden Corps vor Tournay eine Stellung nehmen ließ, griff er Jourdan an, und der Anfang des Treffens berechtigte zu den ſchönſten Erwartungen. Schon war der Erbprinz von Oranien mit dem rechten Flügel ſiegend bis Marchienne au Port vorgedrungen; ſchon hatte der linke Flügel unter Beaulieu beim Angriffe auf die Brücke von Auveloy und die Redouten von Fleurus zwanzig Kanonen erobert, als beide gegen Abend dieſes Tages den Befehl zum Rückzuge erhielten: denn während der Schlacht hatte Prinz Coburg die Capitulation von Charleroy erfahren und war von dieſer Nachricht ſo ergriffen worden, daß er in der That den ſchon faſt errungenen Sieg aus den Händen ließ, und

jede Hoffnung aufgab, die Niederlande zu retten. Noch iſt es etwas dunkel, was eigentlich den öſterreichiſchen Feldherrn zu dieſer Reſignation beſtimmte; denn während ſeine beiden Flügel mehr und weniger ſiegreich waren, hatte das Centrum faſt noch gar nichts gethan und man ſollte faſt glauben, daß allerdings den Franzoſen die gänzliche Eroberung von Belgien, die nun entſchieden war, noch ſchwerer hätte gemacht werden können. Vielleicht hatte auch der Luftballon, von welchem aus ein franzöſiſcher General die öſterreiſche Armee recognoscirte, dem Prinzen imponirt. I.

Fleury (André Hercule de), Cardinal und Premierminiſter, war zu Lodeve in Languedoc den 22. Juni 1653 geboren, und kam mit dem ſechsten Jahre nach Paris. Er ſtudirte die Schulwiſſenſchaften in dem Jeſuitercollegium und Philoſophie in dem Collegium Harcourt; in einem wie in dem andern zeichnete er ſich aus. Dem geiſtlichen Stande beſtimmt, ward er Canonicus von Montpellier und Doctor der Sarbonne. Am Hofe gewann er bald durch eine einnehmende Geſtalt und einen feinen Verſtand allgemeine Gunſt, und ward Almoſenier der Königin und in der Folge auch des Königs. Im Jahre 1698 ertheilte ihm Ludwig XIV. das Bisthum Frejus, und ernannte ihn noch kurz vor ſeinem Tode zum Inſtructor Ludwigs XV. In der ſchwankenden Zeit der Regentſchaft wußte er ſich das Wohlwollen des Herzogs von Orleans zu erhalten, denn er ſuchte auf keine Weiſe ſich geltend zu machen, foderte keine Gnadenbezeigungen und hielt ſich von allen Intriguen fern. Der Herzog, der die Neigung des jungen Königs für ſeinen Lehrer bemerkte, trug ihm das Erzbisthum Rheims, eine der höchſten geiſtlichen Stellen in Frankreich, an, aber Fleury ſchlug es aus, erſter Duc und Pair von Frankreich zu werden, um ſich nicht von ſeinem Zöglinge trennen zu müſſen. Im Jahre 1726 ward er Cardinal, und bald darauf ſtellte ihn der junge König Ludwig XV. an die Spitze des Miniſteriums. Die Laſt der Regierungsgeſchäfte ſchreckte den bereits 73jährigen Greis nicht ab; er hatte ſich ſeit geraumer Zeit von der Staatsverwaltung und den politiſchen Verhältniſſen Frankreichs unterrichtet, und leitete bis gegen ſein neunzigſtes Jahr auf dem höchſten Poſten unumſchränkter Gewalt die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes mit ausgezeichnetem Glück. Den Krieg gegen Carl VI. begann und endigte er rühmlich; er brachte in dem Frieden von 1736 die ſchönen Provinzen Lothringens an Frankreich. Leider aber war die dadurch zurückgeführte Ruhe Europa's von keiner Dauer; ein neuer für Frankreich unglücklicher Krieg beunruhigte die letzten Jahre Fleury's, der, ohne den Ausgang deſſelben zu erleben, den 29. Januar 1743 zu Iſſy bei Paris ſtarb. Werfen wir einen prüfenden Blick auf die Verwaltung Fleury's, ſo finden wir, daß die Baſis ſeiner Politik die Erhaltung des Friedens durch die Vollſtreckung der Friedensſchlüſſe von Utrecht, Baden und Hannover war. Während ſeines Miniſteriums wurde Frankreich Vermittler zwiſchen dem Kaiſer und Spanien; zwiſchen der Pforte, Öſterreich und Rußland, und beruhigte alle durch friedliche Mittel. Er war mehr als ein Mal bemüht, England mit Spanien auszuſöhnen. Der Krieg von 1733 war kurz und der Friede ehrenvoll. Mit einem Worte, Fleury wog und leitete mit weiſer Mäßigung die Angelegenheiten Europa's bis zum Jahre 1740. Der Krieg, der damals ausbrach, iſt der einzige Flecken ſeines Ruhms. Die Herzoge von Belle-Isle mißbrauchten ſein hohes Alter und ihren Credit,

um ihn zu überreden, daß er mit einer mäßigen Macht und einer Summe Geldes die Größe Öſterreichs zertrümmern könne; eine Hoffnung, welche Thereſiens Heldenmuth vernichtete. Die unſeligſte Folge dieſes nachtheiligen Krieges war, daß die ſeit 30 Jahren beſtandene Verbindung zwiſchen Frankreich und England dadurch geſtört wurde, und man hatte Recht zu ſagen, daß in demſelben der Hof von Verſailles gegen die Verträge, gegen die Ehre und gegen die Vernunft kämpfte. Der Vorwurf, daß Fleury durch Vernachläſſigung der Marine den Grund zu der Überlegenheit Englands gelegt habe, trifft nicht ihn, ſondern Ludwig XIV. und den Herzog-Regenten, die bei den friedlichen Verhältniſſen mit England ihrer nicht zu bedürfen geglaubt hatten; der Tadel aber, daß der Cardinal alle Verhandlungen mit zu großer Zurückhaltung und Langſamkeit betrieben habe, iſt ſo wenig gegründet, daß er vielmehr ein ſchönes Lob für ihn wird. Die Politik des Cardinals, übereinſtimmend mit ſeinem Geiſte, war friedlich, wohlmeinend, und ſtrebte überall nach Ordnung und Harmonie; ſo wenig er ſelbſt ſich durch hervorſtechende und geniale Eigenſchaften auszeichnete, eben ſo wenig griff er in ſeinen Unternehmungen zu dem Außerordentlichen; aber er wußte alles mit ruhiger Klarheit richtig zu durchſchauen, es fehlte ihm nur an Kraft und Feuer, ſein richtiges Urtheil jedes Mal auszuführen oder von Andern ausführen zu laſſen. Als er an die Spitze des Staats trat, befand ſich Frankreich in der bedenklichſten Lage. Die Finanzen waren zerrüttet, die Handlung verfallen, der Credit vernichtet, der Hof wenig geachtet, die Kirche in Verwirrung, das Sittenverderbniß allgemein, die Nation verarmt und entkräftet und von äußern Feinden bedroht. Fleury, minder ſtolz, als Richelieu, und minder ränkevoll, als Mazarin, heilte dieſe tiefen Wunden, und wenn er, in der falſchen Bedeutung des Worts, weniger groß, das heißt weniger berühmt iſt, ſo gebührt ihm bei weitem mehr Achtung, weil er ohne Blutvergießen und grauſame Mittel Frankreichs Glück im Innern, ſo wie ſein Anſehen von außen erhöhte und befeſtigte.

Fleury (Claude), Abbé, geb. 1640 geſt. 1723, zuerſt Advocat, dann Geiſtlicher. Durch Boſſuet aufgemuntert ſchrieb er ſeine Kirchengeſchichte, woran er 30 Jahr arbeitete, und welche claſſiſchen Rang in dieſem Fache bei den Franzoſen erhalten hat. Sie iſt mit Kritik und Wahrheitsliebe geſchrieben, und verräth nicht bloße Gelehrſamkeit. In ſeinem Buche über die Wahl und Methode bei dem Studium der Wiſſenſchaften, zeigt er einen geraden und richtigen Sinn, eine lebendige und vernünftige Liebe für das Alterthum, ohne Pedanterie und Ziererei. Alle Parteien nannten ihn einſtimmig den einſichtsvollen Fleury.

Fleury, ein neuerer franzöſiſcher Schauſpieler erſten Ranges, von Natur mehr begünſtigt als Iffland, voll Leichtigkeit und Seele, Stärke und Naivetät in ſeinen Darſtellungen.

Flibuſtier, auch Bucanier genannt, waren eine der intereſſanteſten Erſcheinungen in der Geſchichte der meervertrauten Völker. Sie bildeten eine ſchwimmende Seeräuberrepublik in den weſtindiſchen Meeren, zuſammengehalten durch eine wirkliche conſtitutionelle Verfaſſung, welche in der Eiferſucht, die das ganze übrige Europa gegen das durch Amerika's Gold- und Silbergruben beglückte Spanien hegte, ihre Sicherheit fand. Der erſte Stamm dieſer Freibeuter waren die wilden Stierjäger auf Hispaniola (St.

Domingo), Bucanier genannt, und beſtand aus Coloniſten, deren Abkömmlingen und andern Abenteuern; größtentheils waren ſie Franzoſen aus der Normandie; ihren Namen bekamen ſie von den Plätzen, wo ſie ihre kleinen angebauten Felder und Hütten hatten, und die Bucane genannt wurden. Ohne Weiber und Kinder lebten ſie immer zwei und zwei zuſammen in völliger Gemeinſchaft der Güter und bedienten ſich gegenſeitig; dies Zuſammenleben nannten ſie Matelotage, ſich ſelbſt Matelots. Der überlebende beerbte den Verſtorbenen; doch ſelbſt das Eigenthum der übrigen war Jedem und Allen; wer etwas nicht hatte, holte ſich's aus einem andern Bucan; etwas zu verſchließen wäre ein Verbrechen geweſen; der Unterſchied des Mein und Dein war ihnen fremd. Daher erkannten ſie nur ihre Verabredungen als Geſetze an; doch betrachteten ſie den Gouverneur von Tortuya, wohin ſie handelten, gewiſſermaßen als ihr Oberhaupt, wollten auch für Chriſten gelten, doch ohne die Grundſätze dieſer Religion zu befolgen. Die Verheirathung eines Bucaniers trennte ihn von dem Bunde; er wurde als Coloniſt betrachtet und den Geſetzen von Tortuya völlig unterworfen. Ein Hemde von grober Leinwand, gefärbt und ſtarrend vom Blute der geſchlachteten Thiere, ähnliche Unterhoſen, Schuhe von Schweinshäuten, ohne Strümpfe, machten ihre Bekleidung aus; ein Riemen hielt einige Meſſer und einen kurzen Säbel; ein runder Hut bedeckte den Kopf; eine große Flinte, woraus ſie zwei Loth ſchwere Kugeln ſchoſſen, war ihr Feuergewehr. Ein jeder hatte einen oder mehrere Knechte und 20—30 Hunde. Die Stierjagd war ihr eigentliches Gewerbe; die wilden Schweine jagten ſie zum Vergnügen. Das rohe Knochenmark der Thiere war ihr Frühſtück, das Fleiſch ihre ordentliche Mahlzeit; auf der Erde ſitzend vor einem Steine oder Baumſtamme hielten ſie ihre Schmäuſe. Die Halbinſel Samana, das kleine Eiland im Hafen von Bayaha, die Nordküſte von St. Domingo, der Hafen Margot, Tortuya, die ſogenannte verbrannte Sacaana, Mirbalet und die Inſel Vacca (Avache, Kuhinſel) waren ihre Wohnplätze. So trieben ſie lange ihr Leben fort, als es den Spaniern einfiel, ſie zu vernichten. Es entſtand hieraus ein förmlicher Krieg, der beſonders in den Jahren 1660 bis 1665 mit vieler Erbitterung von beiden Seiten geführt wurde. Als die Spanier die Bucanier nicht vertreiben konnten, machten ſie ihnen ihre fernere Exiſtenz durch Vertilgung faſt aller Stiere unmöglich; viele wurden nun Coloniſten in Bayaha und andern Inſeln; aber die mehreſten, von Rache entbrannt, vereinigten ſich mit einem Nebenzweige ihres Stammes, der unter dem Namen Flibuſtier bereits ſich bekannt gemacht und ſeinen Namen von dem engliſchen Free-Booter (Freibeuter) erhalten hatte, nachdem dieſes Wort von den Franzoſen verſtümmelt in den Namen „Flibuſtier" umgewandelt worden war. Dieſe Flibuſtier hatten ſich den Franzoſen, von denen ſie als Mittelmacht gegen die Spanier gebraucht wurden, ſehr wichtig gemacht. Ihr rohes Leben, die beiſpielloſe Abhärtung und Gewandtheit ihres Körpers, ihre Fertigkeit und Sicherheit im Schießen, ihre Menoeuvrirkunſt, ſelbſt als ſie ſich nur mit Kähnen behelfen mußten, ihre Unzertrennlichkeit von einander, ſo wie ihre Grauſamkeit im Gefecht hatten ſie höchſt furchtbar gezeigt; Sieg oder Tod war ihr ewiges Feldgeſchrei. Als der Reſt der Bucanier ſich mit ihnen verband, waren dieſe weniger grauſam, weniger laſterhaft, und, ſonderbar genug, weniger reli-

gios, denn die Flibuſtier hingen ſehr am kirchlichen Formenweſen und gingen in kein Gefecht ohne Gebete und alle Zeichen der Buße. Doch die Verſchmelzung der politiſchen Tendenzen hatte auch die der Sitten, Gewohnheiten und Grundſätze zur Folge und bald genug waren beide Stämme an Gräueln ſich gleich. Je mehr ſie ſich vermehrten, deſto dringender fühlten ſie das Bedürfniß nach einer geſetzlichen Ordnung der Verhältniſſe unter ſich; ſo entſtand ein Codex, der mehrere Verordnungen enthielt, die wir hier ungern übergehen müſſen. Sie hatten übrigens ein Hauptprincip, das überall in Scherz und Ernſt ihnen vorſchwebte: „unſer Schickſal,“ ſo ſprachen ſie, „iſt bei den immerwährenden Gefahren von dem Schickſale anderer Menſchen ganz verſchieden. Heute leben wir; morgen ſind wir todt; wozu aufſparen? wir rechnen unſere Exiſtenz nur nach den Tagen, die wir froh gelebt haben, und denken nie an zukünftige, ungewiſſe Lebenstage. Unſere ganze Sorgfalt iſt mehr dahin gerichtet, das einmal vorhandene Leben hinzubringen, als durch Erſparniſſe auf deſſen Verlängerung bedacht zu ſeyn.“ So auch wollten ſie nie Raubſucht als den Hauptbeweggrund ihrer immerwährenden Fehden mit den Spaniern gelten laſſen, ſondern bloß den Beruf zur Rache gegen dieſe habſüchtige Nation, welche jeden ihrer Schritte in Amerika mit Grauſamkeiten bezeichnet hätte. Der Anfang dieſer Küſtenbrüder (frères de la côte) war zwar ſehr klein geweſen; ein gewiſſer Peter Legrand hatte das erſte Beiſpiel gegeben, und bald waren die weſtindiſchen Meere mit den Fahrzeugen ſeiner Cameraden bedeckt; ein Engländer unter ihnen, Lewis Scot, wagte die erſte Landung an feindlicher Küſte und plünderte die Stadt St. Francisco von Campeche, erhob dort eine große Contribution und eilte wieder zurück. Dies Wagſtück hatte große Folgen, man unternahm wichtigere Expeditionen. L'Olonois, einer ihrer Hauptanführer, entwarf große Plane; in Verein mit einem Franzoſen, Vasco, theilte er die Streitkräfte der Flibuſtier in Landmilitär- und Marine-Haufen; acht Schiffe mit Kanonen wurden beſetzt und ſo nach Maracaibo ein Kreuzzug unternommen. Dies geſchah 1666. Nach vielen Schwierigkeiten eroberten ſie die im innern Lande befindliche feſte Stadt Gibraltar und kehrten mit unermeßlicher Beute beladen wieder zurück. Dieſer erſten Unternehmung des L'Olonois folgten noch mehrere, bis er mit mehrern andern bei einer Landung an der Küſte von Darien von den dortigen Indianern gefangen genommen, in Stücke gehauen und gefreſſen wurde. Im J. 1683 eroberten ſie unter Anführung der drei Hauptleute van Horn, Grammont und Larent de Graf Vera Crux und ſchleppten reiche Beute mit ſich fort, als die Ankunft einer ſpaniſchen Flotte ſie zum Rückzuge nöthigte. Im J. 1685 gelang ihnen die Eroberung von Campeche; hier feierten ſie den Namenstag des Königs von Frankreich und ihr Anführer Grammont ward zum Lieutenant des Königs befördert. Doch er verſchwand mit einem zu einer nachmaligen Fahrt ausgerüſteten Schiffe und man hat nichts weiter von ihm gehört. Einer ihrer berühmteſten Anführer war Morgan. Er eroberte die Städte El Puerto del Principe, Porto Bello, Maracaibo, Gibraltar und brachte die Seinigen nach den größten überſtandenen Gefahren, aber auch nach zahlloſen begangenen Grauſamkeiten bereichert in die Heimath zurück. Panama's Einnahme koſtete dieſem ſchrecklichen Räuberhauptmanne viel, aber er überwand alle Schwierigkeiten. Unter den Anführern

Sharp, Harris und Sawkings machten ſie auf Panama neue Angriffe und nahmen im Zeitraume mehrerer Jahre eine Menge reichbeladener ſpaniſcher Schiffe weg, obgleich früher ſchon der König von England ſtrenge Maßregeln gegen die kaum mehr zu ertragenden Ausſchweifungen der Flibuſtier ergriffen hatte. Noch lange aber und bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts trieben ſie in immer verſtärkterm Maße ihr furchtbares Handwerk, bis nach mannichfachem Wechſel von Glück und Unglück, beſonders aber bei der nach und nach ganz veränderten politiſchen Richtung Europa's, auch ihre Stunde ſchlug. Ihre Anzahl verminderte ſich, ihre Unabhängigkeit ging immer mehr verloren, ſeit ſie aufhörten für andere Nationen eine politiſche Wichtigkeit zu haben, und ſo blieben zwar noch Caper, die den Namen Flibuſtier ſich beilegten, doch ſie waren es nicht. Mit dem utrechter Frieden erloſch endlich ſelbſt dieſe Benennung, die ſo lange jene hiſtoriſche Seltenheit bezeichnet hatte. Eine nähere Darſtellung, eine genaue zergliederte Geſchichte ihrer Abenteuer findet man in dem zweiten Theile der hiſtoriſchen Schriften von Archenholz, woraus wir freilich nur dieſe Skizze liefern durften.

Fliege. Wir bezeichnen im gemeinen Leben mit dieſem Worte eine Menge kleinerer und größerer Inſecten mit zwei Flügeln, wenn ſie einigermaßen die Geſtalt der eigentlichen Fliegen haben. Die ſyſtematiſche Naturgeſchichte, welche den Begriff beſchränkt, zählt dennoch gegen 400 verſchiedene Fliegengattungen. Die Fliegen nähren ſich von animaliſchen und vegetabiliſchen Säften, die ſie mittelſt eines Rüſſels einſaugen. Sie entſtehen aus Eiern, welche die Sonnenwärme ausbrütet, und welche jede Gattung ihrem Inſtinct gemäß auf ſolche Körper legt, die den Jungen ſogleich zur Nahrung dienen. Die Jungen werden gewöhnlich zuerſt Maden, d. h. Larven ohne Füße. Manche Fliegen brüten, beſonders zu gewiſſen Zeiten, ihre Eier in ihrem eignen Leibe aus, und geben alſo ſchon wirkliche Maden von ſich. Dieſe Maden, die mit allen Inſektenlarven eine große Gefräßigkeit gemein haben, verpuppen ſich, ſobald ſie ihr gehöriges Wachsthum erreicht haben. Erſt aus dieſer Puppe entwickelt ſich die Fliege. Es würde zu weitläuftig ſeyn, nur die Hauptgattungen, als die Stubenfliege, die Schmeißfliege, die Brechfliege, die Käſefliege, die Kothfliege, die Märzfliege u. ſ. w. genau zu beſchreiben. Sie ſind zum Theil als höchſt läſtige, ſchwer zu vertreibende Inſecten bekannt genug. Nur von der ſpaniſchen Fliege wollen wir ihres mediciniſchen Gebrauchs wegen noch etwas hinzuſetzen, obwohl ſie eigentlich gar nicht unter das Fliegengeſchlecht gehört. Mit dem Namen der ſpaniſchen Fliege bezeichnet man einen ¾ Zoll langen, ſchmalen, glänzendgrünen Käfer mit ſchwarzen Fühlhörnern, der wegen ſeiner blaſenziehenden Eigenſchaft, auch Blaſenkäfer genannt wird, und ſich auf den Blättern des ſpaniſchen Hollunders, des Liguſters und beſonders der gemeinen Eſche aufhält. Er zeigt ſich bei uns nur in gewiſſen Jahren, in den Monaten Mai, Juni und Juli und zuweilen in ſo unſäglicher Menge, daß oft alle Blätter von ihm abgefreſſen ſind. Der Geruch dieſes Inſects iſt ekelhaft ſüßlich und betäubend, der Geſchmack anfangs unmerklich, nachdem aber brennend und ätzend. Es iſt allen Thieren, bis auf den Igel, ein tödtendes Gift. In den Apotheken werden ſie unter dem Namen Canthariden zu blaſenziehenden Pflaſtern gebraucht. Man ſammelt ſie zu dem Ende bei regnichtem Wetter oder vor Son-

nenaufgang, wo ſie ganz ſtill ſitzen, thut ſie in eine gläſerne Flaſche, welche man ſo lange verſchloſſen hält, bis ſie in der durch ihre eigenen Ausdünſtungen verdorbenen Luft geſtorben ſind, trocknet ſie dann an der freien Luft und hebt ſie in erwärmten und feſt verſchloßnen Flaſchen unzerſtoßen zum Gebrauch auf. Beim Gebrauch zum Blaſenziehen darf man nur gepulverte ſpaniſche Fliegen auf irgend ein klebendes Pflaſter ſtreuen und dies auflegen. Man darf ſie ohne Nachtheil nicht zu lange ziehen laſſen, eben ſo ſehr muß man ſich vor dem innerlichen Gebrauch hüten, woraus Harnzwang, Blutharnen und ſelbſt der Tod entſtehen kann.

Fliegend heißt überhaupt, was ſeinen Ort ſchnell verändert, oder ſchnell von einem Orte zum andern gebracht werden kann. Fliegende Brücke, eine zwiſchen zwei Schiffen, vermittelſt eines Lagers von Balken, liegende bewegliche Brücke. Eine dergleichen Brücke hat Steuerruder und Nothanker, aber keine Maſten. Fliegendes Corps oder Lager, ein nur mit leichtem Gepäck und Geſchütz verſehenes Corps oder Lager, das ſich leicht hin und her bewegen kann; insbeſondere ein kleines Heer leichter Truppen, das unter einem beſondern Befehlshaber ſteht, und ſchnell nach dieſer oder jener Gegend hin zu gewiſſen Unternehmungen abgeſandt werden kann.

Fließend iſt dasjenige, was in ſanfter, gleichmäßiger und ungeſtörter Aufeinanderfolge (Fluß) unſer Vorſtellungs- oder Gefühlsvermögen beſchäftigt. Leichtigkeit, Sanftheit, Gleichmäßigkeit und Unmerklichkeit der Aufeinanderfolge iſt der unterſcheidende Charakter des Fließenden. Der Styl einer Rede, eines Gedichts iſt fließend, wenn uns ein Gedanke ſo leicht zu dem andern leitet, daß wir den Übergang nicht bemerken, wenn der Ausdruck deſſelben eine ſanfte, wohllautende Bewegung hat; auf gleiche Weiſe iſt eine Tonreihe, eine Melodie, ein ganzes Tonſtück fließend, wenn die Töne ohne merklich ſchnelle Veränderungen der Tonart, und des Rhythmus auf leichte ungezwungene Weiſe auf einander folgen. Ein Werk daher, das uns ſtark rühren ſoll, kann nicht fließend ſeyn, denn das Fließende bringt nur ſanfte Bewegungen des Gemüths hervor, und iſt dem Anmuthigen eigen.

Flinte, ein Schießgewehr, welches von dem alten, ſchon im Wendiſchen vorkommenden Worte Flins oder Blynz ſeinen Namen hat. Flins nämlich (engliſch Flint und däniſch Flinta) bezeichnet einen Kieſel- oder Hornſtein, dergleichen man ſich bei dieſer Gewehrgattung, welche an die Stelle der Musketen trat, bediente. Ludwig XIV. war der erſte, der 1671 ein Regiment mit Flinten bewaffnen ließ, welches daher den Namen Füſelierregiment bekam, zum Unterſchied von den Musketieren. Man hat ſich nachher bemüht, dieſes Gewehr zu verbeſſern und zu vervollkommnen; ſo hat der Engländer Jacob Widſon eine Flinte von ſieben Läufen erfunden; ein Künſtler in Frankreich hat eine Flinte mit mehreren Läufen vorgeſchlagen, mit der man in einer halben Minute 60 Kugeln abſchießen könne. Im J. 1794 erfand ein heſſiſcher Drechsler, Philipp Scheffer, ein Gewehr, aus dem man ſiebzehn Mal hinter einander ſchießen kann. Eben ſo hat man mit dem Schloſſe vielfache Veränderungen vorgenommen, theils um vollkommene Sicherheit des Losſchießens zu bewirken, theils es vor dem Roſten und unzeitigem Losgehn zu bewahren. Anfangs wurden die Flinten oder Büchſen, nach Art der Feldſtücke mit Lunten aus freier Hand abgebrannt; nachher

erdachte man den Hahn, in welchen die Lunte eingeſchraubt wurde, um ſie mit einem Druck nach dem Zündloche zu leiten. Dies war das Luntenſchloß. Dann ſchraubte man einen Feuerſtein in den Hahn und brachte dabei ein ſtählernes Rad an, welches umlief und Feuer aus dem Kieſel ſchlug. Dies iſt das alte zu Nürnberg im J. 1517 erfundene deutſche Schloß, dergleichen man noch an den Doppelhaken ſieht. Einige nürnberger Meiſter und auch König Guſtav Adolph brachten Verbeſſerungen daran an. So ſicher auch dieſes Schloß iſt, ſo nimmt das jedesmalige Aufziehn deſſelben mit dem Schlüſſel doch zu viel Zeit hinweg, als daß man nicht der franzöſiſchen Erfindung des Schloſſes mit der Nuß und der Pfanne, an dem man den Hahn mit dem Daumen zurückzieht und ihn gegen den Pfannendeckel abdrückt, wodurch dieſer zurückgeſchlagen wird und Feuer gibt, den Vorzug gegeben hätte. (Vgl. Doppelflinte).

Flintenſtein. Die jetzigen Flintenſteine, welche an die Stelle ſonſt üblicher Kieſel- und Hornſteine getreten ſind, werden in Frankreich in dem Gouvernement Berry und Champagne, ſowohl auf der Oberfläche der Erde als auch unter der Erde in ganzen Lagern und Bänken gefunden. Sobald ſie aus der Erde genommen ſind, werden ſie bearbeitet und mit verſchiedenen Hämmern geſchlagen, wodurch ſie die regelmäßige gleichförmige Geſtalt bekommen.

Flintglas oder Kieſelglas iſt eine durch vorzügliche Reinheit und Helligkeit vor allen übrigen ſich auszeichnende Glasart, welche in England (jetzt auch in Benedictbeuern in Bayern durch Reichenbach) verfertigt wird; ſie verdankt dieſe Eigenſchaft dem beigemiſchten Bleikalke. Dollond hat ſie zur Verfertigung ſeiner achromatiſchen Fernrohre angewandt, indem er daſſelbe mit dem Crownglaſe verband.

Flora, die Göttin der Blumen und Blüthen, des Getraides und Weinſtockes. Sie war die Gattin des Zephyrs (Weſtwindes), und wird als eine ſchöne weibliche Figur abgebildet, mit einem Blumenkranze auf dem Kopfe oder in der linken Hand; in der rechten hält ſie gewöhnlich ein Horn des Überfluſſes. Ihr zu Ehren wurden in Rom die floraliſchen Schauſpiele gehalten. In der Botanik heißt Flora ein Pflanzenverzeichniß.

Floren oder Florin ein Gulden; (eigentlich ein Blumenſtück) weil auf den erſten zu Florenz geprägten Goldgulden eine Lilie ſtand.

Florentiner Arbeit iſt eine Art muſiviſcher Kunſt, mittelſt welcher man durch Zuſammenſetzung von Edelſteinen und Marmorſtücken ſowohl die Natur ſelbſt als auch Gemälde in einem gewiſſen Grade nachahmt. Sie hat von Florenz den Namen, weil ſich die Florentiner durch beſonders gelungene Arbeiten in dieſer Gattung auszeichnen. Übrigens haben die Producte derſelben alle Mängel mit den Moſaikarbeiten gemein, und ſind mehr Künſtelein als Werke von echtem Kunſtwerth.

Florentiner Lack, eine bekannte Malerfarbe, welche ein Franciscaner zu Florenz erfand, als er die Tinctur der Cochenille mit dem Sal tartari wider das Fleckfieber verfertigt hatte, und aus Verſehen ein aufgelöſtes Acidum hinzugoß. Es entſtand ein Aufbrauſen, aus dem ſich ein hochrother Niederſchlag bildete. Die Maler fanden dieſe Farbe trefflich, worauf ſich der Erfinder bemühte, ſie in Menge und in größerer Vollkommenheit zu liefern.

Florenz erhob ſich aus einem blühenden Freiſtaate, im 16ten Jahrh. zu einem Großherzogthum, indem Kaiſer Carl V. (1530) einen Nachkommen des Cosmus von Medici, Alexander, zum erblichen

Oberhaupte aller Magiſtrate und Herzog zu Florenz erklärte, 1569 der Papſt dem Herzog Cosmus den Titel eines Großherzogs verlieh. S. Toscana und Etrurien. Die Hauptſtadt des vormaligen Großherzogthums Toscana oder Florenz, nachherigen Königreichs Etrurien, das ſeit 1809 unter der alten Benennung Toscana ein Generalgouvernement von Frankreich wurde und aus den drei Departements Arno, mittelländiſches Meer und Ombrone beſtand, führt vorzugsweiſe den Beinamen „die ſchöne" und hat einen unſterblichen Ruhm durch die Cultur der ſchönen Künſte, die in ihr mit ausgezeichneter Sorgfalt befördert wurden, erhalten. In ihr, dem Wohnſitz der reichſten Häuſer des Landes, unter denen wir nur das berühmte der Medicis nennen wollen, konnte freilich das viele Große geſchehen, was uns die Geſchichte der Kunſt von ihr überliefert und wovon noch die herrlichſten Denkmale ſich dort vorfinden. Die Paläſte des ſchönen Florenz liefern eine wahre Schule für Architektonik und kein Künſtler in irgend einer Gattung wird Italien verlaſſen, ohne Florenz geſehen zu haben. Mehrere Straßen ſind mit Bildſäulen geziert, und ob ſie gleich zum Theil ſchmal und krumm ſind, ſo zeichnen ſie ſich doch durch Sauberkeit und ſchönes Pflaſter aus. Siebzehn große Plätze, 172 Kirchen und 10,000 Häuſer, die faſt alle Paläſte genannt werden können, zählt Florenz, das gegen 80,000 Einwohner faßt. Vier prächtige ſteinerne Brücken gehen über den Arno und zwei Citadellen beſchützen die Stadt. Unter den Gebäuden zeichnen ſich vorzüglich die Metropolitan-Kirche aus, die Johannis- und Lorenz-Kirche, welche die Begräbniſſe der Großherzoge enthält, das alte Schloß, aus dem viele Kunſtwerke nach Paris gebracht worden ſind und der Palaſt Pitti, die bisherige Reſidenz der Großherzogin Eliſa. Die Akademie, das Lyceum, Lehrſtühle für alle Zweige der Wiſſenſchaften, ſichern die fernere geiſtige und artiſtiſche Cultur, ſo wie eine Menge von Fabriken und Manufacturen die größte Thätigkeit für Kunſtfleiß verbürgen. Die nächſten Umgebungen dieſes gefeierten Florenz erhöhen noch ſeine Vorzüge. Die Schlöſſer Poggio imperiale und Pratolino, mit dem herrlichen Garten und darin die coloſſale Statue des Gottes Apennin, gehören zu den reizendſten Aufenthaltsorten.

Floretſeide, **Flockſeide** oder **Rauhſeide**, wird das rauhe Geſpinnſt genannt, womit die Seidenwürmer ihre Arbeit anfangen, ehe ſie reine ordentliche Fäden ziehen, und welches vor dem Haspeln abgenommen wird; überhaupt auch der Abgang der guten Seide, welcher, wie die Wolle, kardätſcht und geſponnen wird. **Florettband**, Rauh- oder Flockſeidenband.

Florian (Jean-Pierre Claris de), ein durch zahlreiche Schriften voll Anmuth und Geiſt allgemein bekannter Schriftſteller, der neben dem Poſten eines Capitains der Dragoner eine Stelle bei der franzöſiſchen Akademie bekleidete. Er wurde den 6. März 1755 auf dem Schloſſe Florian, unweit Sauve in den Nieder-Sevennen, auf deſſen Erbauung ſein Großvater faſt ſein ganzes Vermögen verwandt hatte, geboren, und dankt ſeiner Mutter Gilette de Salgue, einer gebornen Caſtilianerin, die lebhafte Neigung, die er ſtets für die ſpaniſche Literatur hegte. Dieſe Geiſtesrichtung und eine damit verbundene Hinneigung zur alten Chevalerie, die uns aus den romantiſchen Dichtungen der Spanier anſpricht, laſſen ſich deutlich in ſeinen Werken erkennen. Aber zu Ferney vornehmlich legte er die Liebe zur Dichtkunſt und zu den Wiſſenſchaften ein und

bildete ſeine Anlagen aus. Ein Onkel von ihm hatte eine Nichte Voltaire's geheirathet; ſein Vater ward von dieſem berühmten Schriftſteller geliebt; er führte ihm ſeinen Sohn zu, und der Dichter der Henriade gefiel ſich, die angebornen Talente des Jünglings zu entwickeln. Der Liebling Voltaire's geworden, verließ er Ferney erſt, da er als Page in die Dienſte des Herzogs von Penthievre trat, der ihn bald darauf zu ſeinem Kammerherrn ernannte und bei ſeinem Regimente anſtellte. Florian verlebte den größten Theil des Jahres mit dem Herzoge in Paris, wo d'Argental, ein Freund Voltaire's, der Gelehrte und Künſtler um ſich verſammelte, ein Privattheater hatte erbauen laſſen. Hier trat Florian zuerſt mit ſeinen theatraliſchen Arbeiten auf, in denen er die Rolle des Harlekin ſelbſt übernahm. Er hätte vielleicht dieſe Laufbahn, die er mit großem Beifall betrat, eifriger verfolgt, wenn nicht der Herzog von Penthievre einiges Mißfallen daran bezeigt hätte. Florian fuhr indeß in ſeinen ſchriftſtelleriſchen Beſchäftigungen fort, und die Anzahl ſeiner Werke, ſo wie die bei der Akademie durch das Stück Voltaire et le serf du Mont Jura, ferner durch ſeine Ekloge Boage et Ruth, gewonnenen Preiſe hatten ſeinen Namen bekannt gemacht. Weniger Beifall erhielt ſeine Lobſchrift auf Ludwig XII. Im J. 1788 wurde er Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Beim Ausbruche der Revolution und nach dem Tode des Herzogs von Penthievre hatte er ſich aus dem Geräuſche der Welt zurückgezogen, und da er allen denen unbekannt geworden, die es mit den Wiſſenſchaften waren, durfte er hoffen, in ungeſtörtem Frieden das Glück einer freundlichen Ruhe zu genießen. Auf das Decret, das alle Adelige aus Paris verbannte, hatte er ſich nach Seaux begeben. Hier ward er, während er ſein Gedicht Ephraim zu vollenden beſchäftigt war, auf Befehl des Sicherheitsausſchuſſes arretirt und ſein Leben ſchwebte lange in Gefahr. Der Sturz Robespierre's aber rettete ihn vom Schaffot, und erlaubte einem ſeiner Freunde für ſeine Befreiung zu arbeiten, leider war es aber ſchon zu ſpät; die erfahrenen Leiden und Kränkungen, vorzüglich aber die peinliche Ungewißheit, in der er lange das Schlimmſte fürchten müſſen, hatten ſeinen Geiſt erdrückt. Er ging nur aus dem Gefängniſſe hervor, um wenige Tage nachher, den 13. Sept. 1794 zu Seaux in die Arme des Todes zu ſinken. Das war das Ende eines Dichters, der ſich mit Glück in mehr als einer Gattung verſucht hat. Im Allgemeinen ſind Leichtigkeit, Anmuth und Wohlklang die hervorſtechenden Eigenſchaften aller ſeiner Werke; in den höheren Gattungen fehlt es ihm jedoch zuweilen an Lebendigkeit, Kraft und Colorit. Seine Werke erſchüttern nicht; aber ſie entzücken das Herz mit ſanfterer Gluth, das ſich gern ſeinen natürlichen Regungen hingibt. Sein von Eiferſucht freies Gemüth kannte weder Haß noch Rache; er erfuhr Kritiken, wie jeder mit Beifall aufgenommene Schriftſteller, aber er erlaubte ſich nie einen Ausfall gegen ſeine Richter. Alle ſeine Erzeugniſſe wurden mit Begierde geleſen, denn er malt, zwar nicht mit Energie, aber mit treffender Wahrheit die Sitten und Charaktere. Vor allen gelangen ihm Gemälde aus der Schäferwelt, wie z. B. in ſeinem beliebten Schäferroman Eſtelle in 6 Büchern, und Schilderungen der ſüßen Ruhe des Landlebens. Voltaire nannte ihn nur mit dem zärtlichen Namen Florianet, womit die Gattung, in welche Florian nach Geiſt und Charakter gehört, zugleich ſehr treffend bezeichnet wird.

Seine Hauptwerke ſind: Nouvelles, Numa Pompilius, les deux billets, (die beiden Billets, ein artiges auch im Deutſchen ſehr be=kanntes Luſtſpiel) le bon ménage, le bon père, la bonne mère, le bon fils, Myrtil et Chloé, Jeannot et Colin, les Jumeaux, Hero et Léandre, le baiser, Blanche et vermeille, Estelle, Eliezer et Naphtaly, Précis historique sur les Maures, Gonzalve de Cordoue, Fables, Guillaume Tell, Don Quichotte, Galathée (freie Bearbeitung des Cervantes in vier Büchern), Contes en vers, u. v. a.

Florida, eine ſpaniſche Provinz in Nordamerika, zwiſchen den vereinigten Staaten, dem atlantiſchen Meere, dem merikani=ſchen Meerbuſen und Louiſiana, von 3100 Q. M. Der Apalacha=cola (Fluß) theilt das Land in Oſt= und Weſtflorida; in jenem iſt die Hauptſtadt St. Auguſtin, in dem letztern Penſacola. An=dere Flüſſe von Bedeutung darin ſind: der Miſſiſippi, Alebama, St. John, St. Mary. Der See Mayaco, die Bay von Penſaco=la, Apalache, vom heiligen Geiſt, die Carlos und Chatain=Bay, das Vorgebirge Cap Sable verdienen erwähnt zu werden; auch im Innern gibt es Berge, die mit der apalachiſchen Gebirgskette (im Freiſtaate) zuſammenhängen. Das Klima iſt gewöhnlich heiß, aber größtentheils geſund. Das Land iſt reich an Producten aller Art, vorzüglich aus dem Thier= und Pflanzenreiche. Die Einwohner, etwa 10,000 an der Zahl, theilen ſich in Eingeborene, die unter ihren eigenen Oberhäuptern ſtehen, (Creeks=Indianer und Musco=culgen) und Europäer, (Spanier, Franzoſen, Engländer und Grie=chen); dieſe letztern wurden durch die Britten, um den Seidenbau zu cultiviren, aus dem Archipelagus dorthin verſetzt. Ein und zwanzig Jahre lang war ganz Florida in den Händen der Englän=der, nachdem im Frieden von Fontainebleau 1762 Spanien es an Britannien abgetreten hatte *). Für England war der Beſitz dieſer Landſchaft äußerſt wichtig, da es durch ihn aus der unmittelbaren Berührung mit gefährlichen Nachbarn kam. Doch ward es im Jahre 1783 genöthiget, ſie wieder an Spanien zurückzugeben, nachdem von demſelben ganz Weſtflorida ſchon zwei Jahre vorher (durch die entſcheidende Wegnahme der Hauptſtadt Penſacola am 9. Mai 1781) erobert worden war. Seit jener Zeit iſt Spanien im Beſitze ver=blieben, obgleich die Freiſtaaten Anſprüche auf Weſtflorida bis an den Fluß Pardido machen wollen, weil dieſer Theil ehemals zu Louiſiana gehört habe. Und allerdings ſcheint Florida überhaupt ſchon ſeiner natürlichen Lage wegen, mehr in das Intereſſe der nordamerikaniſchen Republik, als in das eines andern Staates, zu gehören. I.

Florida=Blanca (Don Joſeph Monino, Graf von) Großkreuz des Ordens Carls III., wurde nach langen Dienſten er=ſter ſpaniſcher Miniſter. Sein Eifer, womit er ſich den Grund=ſätzen der franzöſiſchen Revolution widerſetzte, machte ihn verhaßt und ſtürzte ihn zu Anfang des Jahrs 1792 von ſeinem Poſten. Ein franzöſiſcher Chirurg hatte ſchon vorher verſucht, ihn zu ermorden, und hatte ihm mehrere Wunden beigebracht, die jedoch nicht tödt=lich waren. Florida=Blanca war bei ſeiner Abſetzung kurze Zeit

*) Dagegen erhielt Spanien durch einen Separatvertrag, der jedoch 1769 erſt in Erfüllung ging, Louiſiana von Frankreich. Man v. d. Art. Louiſiana.

verhaftet, da aber nach Unterſuchung ſeiner Papiere ſich nichts fand, woraus ihm ein Verbrechen gemacht werden konnte, bekam er Erlaubniß, ſich mit Beibehaltung aller ſeiner Titel und Würden auf ſeine Beſitzungen in der Provinz Murcia zurückziehen zu dürfen. Bald darauf wurde er von neuem arretirt und nach Pampeluna gebracht; aber auch dies Mal war es ſeinen Feinden nicht möglich, ihn ſchuldig zu machen. Beim Ausbruche der ſpaniſchen Inſurrection wurde er in ſeinem 76. Jahre zum Präſidenten der ſpaniſchen Central-Junta ernannt, die ſich gegen Frankreich erklärte, legte aber dieſes Amt bald wieder nieder, und ſoll nun geſtorben ſeyn.

Flöte (Flauto), Blasinſtrument von Holz, Horn oder Elfenbein; im J. 1806 verfertigte ein franzöſiſcher Künſtler Lauriſton auch eine Flöte von Cryſtall. Es gibt deren verſchiedene Arten: 1. Flûte à bec (Flûte douce, Ploch-, Plockflöte) iſt veraltet; war mit einem Kern verſehen, hatte ſieben Tonlöcher für die Finger, ein Tonloch für den Daumen, und wurde wie die Hoboe gehalten. Der Tonumfang erſtreckte ſich von dem eingeſtrichenen f bis zum dreigeſtrichenen g. 2. Die jetzt gewöhnliche und ſeit Friedrich dem Großen, deſſen Lieblingsinſtrument ſie war, ſehr beliebte Querflöte, Flauto traverso, aus dem Kopfſtück, zwei Mittelſtücken und dem Fuße beſtehend. Das Kopfſtück enthält Mundloch und Pfropfſchraube, mittelſt deren ein in der Höhlung des Inſtruments über dem Mundloch befindlicher Pfropf von Kork höher oder tiefer geſchraubt werden kann, um bei dem Gebrauche verſchiedener Mittelſtücke die reine Stimmung der Octaven zu erhalten. Das obere Mittelſtück hat drei Tonlöcher für die Finger der linken, das untere drei für die Finger der rechten Hand, und an dem Fuße befinden ſich zwei Klappen für die Töne es und dis. Tromlitz in Leipzig bereicherte die Flöte mit mehreren Klappen, um der Reinheit oder Stumpfheit einiger Töne und dem Triller auf verſchiedenen Tönen zu Hülfe zu kommen. Der Umfang der Flöte erſtreckt ſich von dem eingeſtrichenen d bis zum dreigeſtrichenen b. Im Solo thut ſie treffliche Wirkung; ganze Concerte aber ſollte man nicht für ſie ſchreiben und auf ihr ſpielen, da ihr Spiel auf die Länge ermüdet und nicht genug Mannichfaltigkeit hat. Außerdem hat man eine Flûte d'Amour, eine kleine Terz tiefer, eine Terzflöte, eine kleine Terz höher, eine Quartflöte, eine Quart höher, Octavflöte oder Flauto piccolo, eine ganze Octave höher als die gewöhnliche Flöte. Das beſte Werk über Flötenſpiel iſt Tromlitzs ausführlicher und gründlicher Unterricht, die Flöte zu ſpielen.

Flötz iſt im Bergbau jede horizontale (waſſer- oder wagerechte) oder doch ſehr flache Lage der Erd- und Steinmaſſen von beträchtlicher Breite, zum Unterſchiede von den gangartigen Erd- oder Steinlagen, welche Schichten genannt werden. Flötzgebirge, ein ſolches Gebirge, welches aus jenen horizontalen Erd- und Steinlagern beſteht.

Flott, in der Schifferſprache, auf dem Waſſer ſchwimmend. Ein Schiff flott machen, heißt: ein feſtſtehendes Schiff, das z. B. auf eine Sandbank gefahren iſt, wieder ſchwimmend machen, oder in Gang bringen. Ein Schiff wird flott, wenn die Ebbe vorbei iſt und die herbeikommende Fluth das Schiff wieder hebt. Flotte, eine Anzahl Schiffe, die zugleich ausgerüſtet werden und einen gemeinſchaftlichen Anführer haben, insbeſondere eine Anzahl Kriegs-

ſchiffe mit der darauf befindlichen Mannſchaft, gemeiniglich nach ihrem Admiral benannt. Sie hat außer dem Kriege auch noch verſchiedene andere Zwecke, z. B. Handlung — (dann Kauffahrteiflotte). Flotille, eine kleine Flotte, kleine Anzahl von Schiffen oder Galeeren; insbeſondere ein Geſchwader von 10 bis 18 Kriegsſchiffen.

Flüchtigkeit wird in der Chemie die Eigenſchaft eines Körpers, nach welcher er ſich bei einem gewiſſen Grade der Hitze in Dämpfe auflöſ't und verflüchtigt, genannt; ſie ſteht der Feuerbeſtändigkeit entgegen, wobei jedoch anzumerken iſt, daß wahrſcheinlich alle Körper in der Natur die Eigenſchaft der Flüchtigkeit haben, und daß wir nur darum einige nicht zu verflüchtigen vermögen, weil uns die erfoderlichen Grade der Hitze fehlen; eine abſolute Feuerbeſtändigkeit findet mithin wahrſcheinlich gar nicht Statt.

Flügel 1. in der Baukunſt: a) die an den beiden Enden des Hauptgebäudes angebauten Nebengebäude, auch wohl, wenn das Gebäude ſelbſt lang iſt und nur eine Hauptmaſſe bildet, die beiden Seiten deſſelben, die rechts und links von ſeiner Mitte abſtehn; im Feſtungsbau die langen Seiten eines Horn- und Kronenwerks, welche von dem Haupt- oder Außenwerke beſtrichen werden. b) Die beweglichen Theile einer Thüre oder eines Fenſters, womit dieſe Öffnungen geſchloſſen werden. 2. In der Muſik, ein Taſtinſtrument in Geſtalt des Flügels eines Vogels, deſſen metallene Saiten von Federkielen, welche an den Tangenten befindlich ſind, geriſſen werden. Ehedem war das Clavecin das einzige Clavierinſtrument in dieſer Form, und wurde deßhalb gemeiniglich Flügel genannt; ſeit Erfindung des Pianoforte verſteht man gewöhnlich ein Pianoforte in Flügelform darunter, und jenes iſt wenig mehr gebraucht. 3. In der Kriegskunſt, ſind Flügel die beiden äußerſten Enden oder Seiten eines Bataillons, Regiments oder auch ganzen Heeres. Die Beſtimmungen rechts und links ſind von dem Geſichtspunkte der aufgeſtellten Maſſe aus zu verſtehn.

Flugmaſchine, iſt eine neuere Erfindung des Uhrmachers Jacob Degen in Wien. Durch aufmerkſame Beobachtung des Flugs der Vögel und Inſecten und vorzüglich des ſteigenden Hirſchſchröters (Lucanus cervus) wurde dieſer Künſtler auf die Idee ſeiner Flugmaſchine gebracht. Sie beſteht aus einem Luftballon, zwei großen Flügeln, einem Fußgeſtelle, worauf der Fliegende ſteht, und zwei Flügelhebern, wodurch die Bewegung der Flügel bewirkt wird. Mittelſt dieſer zuſammengeſetzten Maſchine iſt der Künſtler im Stande, wenn auch nicht dem Ballon eine willkürliche Richtung nach allen Seiten zu geben, doch wenigſtens das Steigen und Niederſinken zu bewirken, was vor ihm kein Luftfahrer zu thun im Stande war. Der Ballon iſt nämlich nicht ſo groß, wie die gewöhnlichen Luftbälle, und nicht im Stande, die Laſt des Körpers allein zu tragen; durch die Bewegung der Flügelheber, ſowohl mit den Händen als mit den Füßen, wird die Bewegung der Flügel, die Öffnung und Zuſchließung ihrer Klappen, und dadurch der Aufſchwung bewirkt. Läßt der Fliegende ſeine Flügel ruhen, ſo ſenkt ſich der Ballon ſanft nieder. Auf dieſe Weiſe kann er ſeinen Flug nach Belieben verlängern und abkürzen, und iſt keiner Gefahr ausgeſetzt, beim Herunterſinken in ein Gewäſſer, auf Gebäude oder andere gefährliche Gegenſtände zu gerathen, indem er ſich in dieſem Falle ſogleich mittelſt der Flügel erheben und hinüberſchwingen

kann; auch dienen ihm dieſelben, wenn dem Ballon ein Schaden geſchehen ſollte, beim Herabfallen als Fallſchirm. Dieſe künſtlichen Flügel beſtehen aus vielen gefirnißten Taffetſtreifen, die an Stäben von Schilfrohr befeſtigt, mit Klappen aus gefirnißtem Papier verſehen ſind und durch eine Menge ſeidener Fäden bewegt werden. Die Idee einer ſolchen Flugmaſchine hatte ſchon früher Meerweins. Er wollte mittelſt zweier langen zugeſpitzten Flügel von Tuch, das über ein hölzernes Gerippe ausgeſpannt war, und deren Fläche 126 Quadratfuß enthielt, einen Menſchen von 150 Pfund heben. Der Mechanismus der Bewegung war dem degenſchen ähnlich, aber das Ganze blieb unausgeführt, und war auch unausführbar.

Flurbuch, eine unter obrigkeitlicher Aufſicht verfaßte Beſchreibung aller in einer Flur gelegenen Äcker, Wieſen, Holzungen u. ſ. w. nach ihren genau beſtimmten Gränzen. Flurſchütze, ein verpflichteter Aufſeher über die Fluren, d. i. Feld, Wieſen, Weinberge u. ſ. w.

Fluß oder Strom. Der Sprachgebrauch macht eigentlich keinen Unterſchied zwiſchen beiden Benennungen, doch ſcheint es, daß man diejenigen Flüſſe vorzugsweiſe Ströme nennt, welche ſich bei anſehnlicher Größe unmittelbar ins Meer ergießen. Faſt alle Flüſſe entſpringen auf Gebirgen aus Quellen, einige wenige, wie der Miſſiſippi, der Don u. a., entſtehen aus Seen. Die Natur des Waſſers bringt es mit ſich, daß die Flüſſe in ihrem Laufe dem Abhange der Erdoberfläche folgen. Die meiſten laufen nach Oſten und Weſten, nur wenige nach Norden und Süden. Merkwürdig iſt es, daß ſich die Geſchwindigkeit der Flüſſe nicht nach dem ſtärkeren Abhange der Fläche richtet. So fließt die Donau viel ſchneller als der Rhein, obgleich das Bette des letztern bei weitem abhängiger iſt. Die Donau, der Tiger und der Indus ſind unter den bekannten die ſchnellſten Flüſſe. Da in der Regel die Strömung eines Fluſſes in der Mitte am ſtärkſten iſt, ſo ſteht auch hier ſein Waſſer beträchtlich höher, als nach den Ufern zu; an der Mündung hingegen iſt der Fluß in der Mitte niedriger oder hohl, weil das Meerwaſſer, mit dem er ſich hier vermiſcht, an beiden Seiten am ſtärkſten aufſteigt. Die Menge des Waſſers, welches die Flüſſe dem Meere zuführen, iſt ungeheuer. Man hat z. B. berechnet, daß die Wolga in einer Stunde über 1000 Millionen Cubikfuß Waſſer ins caspiſche Meer ergießt. — Flußgötter, die Schutzgötter der Flüſſe oder die perſonificirten Flüſſe ſelbſt. Sie werden als Söhne des Oceanus, ein Ruder oder Füllhorn in der Hand, mit Schilf gekrönt und bei einer Urne, aus welcher der Strom fließt, liegend abgebildet.

Fluß, in äſthetiſcher Hinſicht, ſiehe fließend.

Fluß, in der Mineralogie eine ſalzige Beimiſchung, durch welche die Schmelzung der Erze befördert wird (Salpeter, Borax, Weinſtein, Laugenſalz u. ſ. w.), auch Zuſchlag genannt, dann auch die Schmelzung ſelbſt; Glasfluß, iſt eine ſehr harte Glasmaſſe, die zur Nachahmung der Edelſteine auf mancherlei Weiſe gefärbt und geſchliffen wird. Es werden die unechten oder böhmiſchen Steine daraus gemacht.

Flußgalle, eine wäſſerige Geſchwulſt über dem Knie der Hinterfüße der Pferde. Flußſpath, ein undurchſichtiger, weicher, blättriger Spath, welcher im Feuer nicht allein fließt, dage-

gen aber mit ſtrengflüſſigen Metallen, und daher zum Schmelzen der Metalle gebraucht wird.

Flüſſigkeit, Fluidität, iſt der zwiſchen dem Zuſtande der Feſtigkeit und Luftartigkeit in der Mitte liegende Aggregatzuſtand eines Körpers, worin ſeine Theile zwar noch als ein einziger ununterbrochen zuſammenhängender Körper erſcheinen, ſich aber leicht trennen und wieder vereinigen laſſen. An allen flüſſigen Körpern bemerken wir, daß ſich ihre Theile faſt ohne merklichen Widerſtand trennen laſſen, daß ſie die Geſtalt des Gefäßes annehmen, worin ſie ſich befinden, daß die Structur ihrer Theile nicht durch die Sinne wahrzunehmen iſt, daß ſie ſich in Tropfen an einander hängen, und daß ſie im Stande der völligen Ruhe eine ebene und wagrechte Oberfläche annehmen. Auch den Körper ſelbſt, der unter dieſer Form erſcheint, nennt man Flüſſigkeit, oder richtiger Fluidum.

Fluth, ſ. Ebbe.

Flynz, Flinz, ein Götze der alten Deutſchen, welcher nach Einigen den Tod, nach Andern die Zeit vorſtellte, und bald als ein Greis, der in der rechten Hand eine Fackel oder einen brennenden Stab hält und auf der Schulter einen ſtehenden Löwen trägt, bald als ein menſchliches Gerippe in ein leichtes Gewand gehüllt, mit den nämlichen Attributen, bald als ein gekrönter kurzer dicker Mann, der auf einem Throne ſitzt und eine Fackel hält, auch mit kurzen Füßen, welche unförmliche Klauen haben, abgebildet wird.

Fo, Fos, Fohi, iſt der Name des in China göttlich verehrten Stifters und Urhebers einer fremden Religion, welche im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung daſelbſt eingeführt wurde und ſchnell ſich verbreitete. Die Veranlaſſung zur Einführung dieſer Religion wird auf folgende Weiſe erzählt. Der Kaiſer Ming-ti der Funfzehnte aus der Dynaſtie Han erinnerte ſich, durch einen Traum dazu veranlaßt, des Ausſpruchs des Confucius: Im Abend findet man den wahren Heiligen; und ſandte daher zwei Große des Reichs, den Tsay und Tſin-king nach jenen Gegenden, mit dem Befehle, nicht eher zurückzukehren, als bis ſie den Heiligen gefunden und ſein Geſetz gelernt hätten. Sie brachten aus Indien die Lehre des Fo mit. Die Bekenner dieſer Religion geben von ihrem Stifter folgende Umſtände an. Fo war um das Jahr 1027 vor der chriſtlichen Zeitrechnung in Kaſchmir geboren worden. Sein Vater, mit Namen In-fan-wong, war König dieſes Landes, ſeine Mutter hieß Moye. Sie gebar ihn durch die rechte Seite des Leibes und ſtarb bald nach der Geburt. Bei derſelben ſollen die Sterne verfinſtert und neun Drachen vom Himmel geſtiegen ſeyn. Beim Anfange der Schwangerſchaft träumte ſeiner Mutter, ſie habe einen weißen Elephanten verſchluckt, woher ſich die große Verehrung dieſer Thiere in Indien ſchreiben ſoll. Nach andern Berichten ſoll die Mutter des Fo von der Erſcheinung eines Lichtes empfangen haben. Im Augenblick, als er auf die Welt gekommen war, ſtand er ſogleich aufrecht auf den Füßen, dann that er ſieben Schritte vorwärts, zeigte mit der einen Hand gen Himmel und mit der andern auf die Erde, und ſprach mit deutlichen Worten alſo: „Es iſt niemand außer mir, weder im Himmel noch auf Erden, der Anbetung würdig.“ Damals hieß er Sche-kia oder Schaka. Als er ſiebzehn Jahr alt war, heirathete er drei

Weiber und zeugte einen Sohn; aber in ſeinem neunzehnten Jahre verließ er die Seinigen, und zog mit vier Weiſen in die Wüſte an einen einſamen Ort. In ſeinem dreißigſten Jahre wurde er plötzlich von der Gottheit erfüllt, und zu einem Fo oder göttlichen Weſen gemacht. Durch große und außerordentliche Wunder beſtätigte er ſeine Lehre; eine unglaubliche Anzahl von Schülern verſammelte ſich um ihn und verbreitete ſein Geſetz durch den Orient. Sie und die Prieſter dieſer Religion heißen in China Seng, in der Tartarei Lamas, in Siam Talapoinen und bei den Europäern Bonzen. Als der große Fo im neunundſiebzigſten Jahre ſeines Lebens ſein Ende nahe fühlte, erklärte er ſeinen Schülern, „daß er bisher nur in räthſelhaften und bildlichen Redensarten zu ihnen geſprochen habe, daß er ihnen aber jetzt, da er von ihnen ſcheide, das Geheimniß ſeiner Lehre offenbaren wolle. „Wiſſet," fuhr er fort, daß kein anderes Grundweſen aller Dinge iſt, als das Leere und das Nichts, daß daraus alle Dinge hervorgebracht werden, dahin wieder zurückkehren und darin alle unſere Hoffnungen ſich endigen." Dieſer letzte Ausſpruch des Fo theilte ſeine Schüler in drei Secten. Einige ſtifteten demſelben gemäß eine eigne atheiſtiſche Secte, die meiſten blieben den früheren Lehren treu; noch andere endlich unterſchieden eine öffentliche und eine geheime Lehre und bemühten ſich beide in Harmonie zu bringen. Die öffentliche Lehre des Fo enthält die Moral. Sie unterſcheidet das Gute und Böſe; wer Gutes im Leben gethan, wird nach dem Tode belohnt, wer aber Böſes gethan hat, wird beſtraft, für beiderlei Seelen, heißt es, wären gewiſſe Plätze und darin jeder nach ihren Verdienſten eine Stelle beſtimmt; der Gott Fo ſey geboren, die Menſchen zu retten, und die vom Wege der Seligkeit Verirrten dahin zurückzuführen; er habe ihre Sünden abgebüßt und ihnen eine ſelige Wiedergeburt in der andern Welt erworben. Nur dieſe fünf Gebote habe er ihnen gegeben: kein lebendiges Geſchöpf zu tödten; kein fremdes Gut an ſich zu bringen; Unreinigkeit und Unkeuſchheit zu vermeiden; nicht zu lügen; und keinen Wein zu trinken. Insbeſondere bringen ſie auf die Ausübung gewiſſer Werke der Barmherzigkeit; empfehlen die Freigebigkeit gegen ſie, die Prieſter. Man ſoll ihnen Klöſter und Tempel bauen, damit ſie durch ihre Gebete und Bußübungen Andere von der Strafe der Sünden befreien, der ſie außerdem unterworfen ſind. Sie erklären, daß wer ihre Gebote verabſäume, nach dem Tode die grauſamſten Martern zu erwarten habe, und daß ſeine Seele in einer langen Wanderſchaft ſelbſt in die Körper der geringſten und unreinſten Thiere fahren werde. Die Hauptgrundſätze der geheimen Lehre, in welche nur wenige eingeweiht ſind, beſtehen in folgenden. Der Grund und Zweck aller Dinge iſt der leere Raum und das Nichts. Aus Nichts entſtanden die Stammältern des Menſchengeſchlechts, und in dieſes Nichts ſind ſie zurückgekehrt. Der leere Raum iſt dasjenige, was unſer Weſen und Subſtanz ausmacht. Aus dem Nichts und aus der Vermiſchung der Elemente iſt alles Vorhandene entſtanden, und alles muß dahin zurückkehren. Alle Weſen, belebte und unbelebte, ſind nur in Geſtalt und Eigenſchaften verſchieden; ſie machen ſämmtlich nur ein Ganzes aus, und ſind von ihrem Grundweſen nicht unterſchieden. Dieſes Grundweſen iſt von wunderbarer Natur. Es iſt eine reine, von aller Veränderung freie Subſtanz, höchſt zart und einfach, und um ſeiner Einfachheit willen die Vollkommenheit aller andern We-

ſen. Es iſt höchſt vollkommen und dabei in einer beſtändigen Ruhe, ohne Tugend, Macht, noch Verſtand zu haben; ja was noch mehr iſt, ſein Weſen beſteht eben darin, daß es ohne Verſtand, ohne Wirkſamkeit und ohne Verlangen oder Begierde iſt. Wer glücklich leben will, muß unaufhörlich ſeine Gedanken und Überlegungen anſtrengen, ſich ſelbſt beſiegen und jenem Grundweſen gleich werden. Zu dem Ende muß man ſich gewöhnen, nichts zu thun, nichts zu wünſchen, nichts zu empfinden und nichts zu denken. Weder um Tugend noch um Laſter, weder um Belohnung noch um Strafe, weder um eine Vorſehung noch um eine Unſterblichkeit der Seele hat man ſich zu kümmern. Heilig iſt derjenige, der aufhört zu ſeyn, um ſich mit dem Nichts zu vermiſchen. Je ähnlicher einem Stein, deſto vollkommner iſt man. Die Tugend und Glückſeligkeit beſteht in einer gänzlichen Unempfindlichkeit und Unthätigkeit, in der Ausrottung aller Begierden, in der Aufhebung der Bewegungen des Leibes, in der Vernichtung aller Kräfte der Seele, und in einer gänzlichen Ruhe der Gedanken. Wer dieſen glücklichen Zuſtand erreicht hat, darf keine Wechſel, keine Wanderung und überhaupt nichts mehr fürchten; er iſt eigentlich ſelbſt nichts, oder wenn er etwas iſt, ſo iſt er glücklich, ſo iſt er dem Gotte Fo vollkommen gleich. Die öffentliche Lehre des Fo, welche Volksreligion wurde, heißt in Indien die brahmaniſche. Sie iſt durch Hindoſtan, Tibet und die Tartarei verbreitet, jedoch mit manchen Modificationen. Die übrigen Anhänger des Fo folgten der Lehre vom Nichts und dem Leeren. Doch vereinigten ſich alle in den Lehren von der Seelenwanderung. Wenn, nach denſelben, eine Seele zum erſten Mal auf Erden erſcheint und den Körper eines Menſchen belebt, ſo bewohnt ſie den Körper eines Brahmanen. Nach ſeinem Tode wandert ſie, nach Maßgabe ſeiner guten oder böſen Handlungen, in Menſchen oder Thiere, bis ſie in die Claſſe der Samanäer tritt, und zuletzt in dem Leibe eines vollkommenen Samanäers erſcheint. Ein ſolcher hat nicht mehr Fehler auszuſöhnen; ſie ſind in den vorherigen Wanderungen ſchon abgewaſchen; er braucht nicht mehr die Götter zu verehren, die nur Diener des höchſten Gottes der Welt ſind. Frei von Leidenſchaften und keiner Unreinigkeit mehr fähig, ſtirbt er nur, um wieder in die einige Gottheit zurückzukehren, von der ſeine Seele ein Ausfluß iſt. Dieſes höchſte Weſen, der Urſtoff aller Dinge, iſt von Ewigkeit her, unſichtbar, unbegreiflich, allmächtig, gütig, gerecht, barmherzig und hat ſeinen Urſprung von ſich ſelbſt. Es kann durch keine Abbildung dargeſtellt werden; man kann es nicht anbeten, weil es über alle Anbetung erhaben iſt; aber ſeine Eigenſchaften kann man abbilden, und dieſe verehren und anbeten. Hier fängt der Bilderdienſt der indiſchen Völker an. Der Samanäer aber, in beſtändiger Betrachtung und Nachdenken über dieſen großen Gott verloren, ſucht nur ſich ſelbſt zu vernichten, um wieder in den Schooß der Gottheit zurückzukehren und ſich in ihr zu verlieren, die alle Dinge aus dem Nichts gezogen hat und ſelbſt nichts Materielles iſt. Als dieſer reine Geiſt die Materie erſchaffen wollte, nahm er ſelbſt eine materielle Form an und ſonderte die in ihm vereinigten männlichen und weiblichen Kräfte. Durch die Wiedervereinigung derſelben wurde die Schöpfung des Weltalls möglich. Der Lingam iſt das Symbol dieſer erſten Handlung der Gottheit. Durch ſie wurden Brama, Wiſchnu

und Iswara hervorgebracht, welche nicht ſowohl Götter als Eigenſchaften oder Attribute der Gottheit ſind.

Focus, ſ. Brennpunkt.

Föderativſyſtem, Föderativſtaaten. Durch das gewaltſamſte aller Mittel, durch eine Revolution aller Verhältniſſe, glaubte man überzeugt zu ſeyn, daß unſere Zeit längſt nicht mehr geſchaffen ſey für das Syſtem des Gleichgewichts, das in den letzten zwanzig Jahren des 17. Jahrhunderts ſeine Ausbildung erhielt. Jenes Syſtem aber, das ſich bloß auf das Materielle bezog, indem es das Glück der Staaten und ihre Politik nur in Zählungstabellen und in Grund und Boden fand, mußte zur Ungerechtigkeit und endlich zum Verfall führen. Für jene iſt die Theilung Polens ein ſchreiender Zeuge, welche man für die Aufrechthaltung des Gleichgewichts im Norden nothwendig hielt, wie man wenigſtens vorgab, und für die unglückbringende Natur jenes Syſtems ſpricht die Geſchichte der letztverfloſſenen zwanzig Jahre. Schon durch die erſten Ereigniſſe dieſer letzten Zeit wurde das Syſtem des Gleichgewichts über den Haufen geworfen. Im dunkeln Vorgefühle der nahen gewitterſchwangern Zukunft kämpfte man ohnmächtig gegen den Geiſt an, der ſich in der Herrſchaft über den Verſtand einen Thron errichten wollte, und man unterlag natürlicher Weiſe. Man begnügte ſich endlich, über das verletzte Gleichgewicht der Staaten zu ſchreien, als in dem ungeheuern Conflicte der Anſichten, Meinungen und Formen das morſche Gebäude eines irrigen Syſtems zuſammenſtürzte, als die ſtatiſtiſchen Tabellen, die man zum Fundamente der Politik gemacht hatte, in ſich ſelbſt zuſammenſchmolzen und das ſophiſtiſche Schloß jener Politik mit ihnen verſank. Zu dieſer Zeit hatte zwar jeder Staat ſeinen Regenten, aber es war doch ein Interregnum vorhanden, weil die Intelligenz von den Thronen gewichen war, die allein herrſchen ſoll und kann. An deſſen Stelle trat eine Übermacht, die ſich unter dem wohllautenden Worte Föderativſyſtem vergebens zu verbergen, und eine Zeit lang die Staaten zuſammenzuhalten ſtrebte, aber bald zuſammenſtürzte, als der gute und freie Sinn der unterworfnen Völker, der allein ein ſolches Föderativſyſtem gründen kann, erwachte und die Feſſeln des Egoismus zerbrach. Denn ein Föderativſyſtem und conföderirte oder Föderativſtaaten, unterſchieden von Staatenſyſtem im engern Sinne (einem Inbegriff von Staaten, welche einer gemeinſchaftlichen höhern Regierung unterworfen ſind), werden ſolche Staaten genannt, die ſich nur zu gewiſſen gemeinſchaftlichen Zwecken mit einander auf gewiſſe Zeit oder auf immer rechtlich und frei verbunden haben, und zwar ſo, daß ſie in Hinſicht dieſes Zweckes von einander gegenſeitig abhängen. Ein Föderativſyſtem, Staatenbund, findet vorzugsweiſe Statt, wenn das Bündniß für immer zwiſchen mehreren Staaten geſchloſſen worden iſt. Der gewöhnlichſte Zweck aber iſt wechſelſeitige Hülfe gegen äußere Angriffe. Ein ſolches Föderativſyſtem bildeten z. B. die ehemaligen ſieben vereinigten holländiſchen Provinzen, die Schweiz, die griechiſchen Föderativſtaaten.

Foix (Germain-François Poullain de Saint), ein bretagniſcher Edelmann, geb. zu Rennes 1703, beſaß den Muth und die Lebhaftigkeit ſeines Vaterlandes. Nachdem er einige Zeit die Waffen getragen, verlebte er faſt zwölf Jahre in der Türkei, wo er

die arabiſche Sprache erlernte. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris widmete er ſich den Muſen und arbeitete für die komiſche Bühne. Er ſtudirte zu gleicher Zeit die Geſchichte, und ſeine Kenntniſſe in dieſem Fach verſchafften ihm die Stelle eines Hiſtoriographen des heiligen Geiſtordens. Seine Rechtſchaffenheit wie ſeine Einſichten erwarben ihm vornehme Beſchützer. Er war von geradem und großmüthigem Charakter, aber eigenſinnig, anmaßend, unruhig und reizbar. Dieſe Eigenſchaften zogen ihm manche unangenehmen Händel zu. Die vorzüglichſten ſeiner Werke ſind: 1. Lettres turques, im Geſchmack der Lettres persanes, doch dieſen um vieles nachſtehend; 2. Essais historiques sur Paris, ſieben Bände, wovon der letzte nach des Verf. Tode erſchien, ein zwar lehrreiches und unterhaltendes Werk, aber ungeordnet und ungeſichtet. Seine Vermuthungen über die eiſerne Maske ſind durch nichts bewieſen; 3. Histoire de l'ordre du Saint-Esprit, 3 Bände, eine Sammlung von Thatſachen und Anekdoten, welche den Scharfſinn und Unterſuchungsgeiſt ihres Verfaſſers beweiſ't; 4. Comédies, unter welchen Les Graces, L'Oracle, Le Sylphe und Les Hommes am meiſten gefallen haben. Es ſind kleine niedliche Gemälde voll Naivetät. Saint Foix ſtarb zu Paris 1776.

Folard (der Chevalier Charles de), ein berühmter Tactiker, der daher den Namen des franzöſiſchen Vegetius erhalten hat, ſtammte aus einer adeligen Familie, und war zu Avignon den 13. Febr. 1669 geboren. Schon als Kind zeigte er Neigung zum Kriegsweſen, und dieſer Trieb vermehrte ſich durch die Lectüre des Julius Cäſar. Schon in ſeinem 16ten Jahre nahm ſer Dienſte. Er war Unterlieutenant im Regiment Berry, als er während des Feldzugs von 1688 als Partiſan auftrat. Dieſes Geſchäft wurde für ihn eine Schule des Kriegs. Im Feldzuge von 1701 fand er neue Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe zu zeigen. Der Herzog von Vendome machte ihn zum Generaladjutanten, und überließ ihn nur ungern ſeinem Bruder, der in der Lombardei commandirte. Folard entſprach den von ihm gefaßten Erwartungen, und erwarb ſich den Ludwigsorden und eine Penſion. In der Schlacht von Caſſano 1705 ward er gefährlich verwundet, aber mitten unter den heftigſten Schmerzen, die drei Schußwunden ihm verurſachten, dachte er über die Anordnung dieſer Schlacht nach, und bildete ſeitdem ſein Colonnenſyſtem aus, dem er einen Theil ſeines Rufs verdankt. Nachdem er ſich bei mehrern Belagerungen in Italien, beſonders der von Modena ausgezeichnet hatte, ging er nach Flandern, ward bei Malplaquet verwundet, und bald nachher gefangen. Eugen bemühte ſich vergebens, ihn durch die vortheilhafteſten Anerbietungen zu gewinnen. Er verwickelte den Prinzen in ein nachtheiliges Manoeuvre, das Villars aus einer ſehr gefährlichen Lage zog. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland ward er Commandant von Bourbourg. Im Jahre 1714 ging er nach Malta, welches die Türken belagerten, und zeigte dort neue Proben ſeines Talents. Der Wunſch, unter Carl XII. zu dienen, zog ihn nach Schweden. Carl wollte ſich ſeiner bei einer projectirten Landung auf Schottland bedienen, allein des Königs Tod vereitelte dieſen Plan, und Folard kehrte nach Frankreich zurück. Im Jahre 1719 machte er unter dem Herzog von Berwik als Meſtre-de-Camp ſeinen letzten Feldzug. Er hatte ſein ganzes Leben dem philoſophiſchen Studium der Kriegskunſt gewidmet, und ergründete ſie noch mehr, als er

frei von allen Geſchäften des Dienſtes allein ſeinen Studien leben konnte. Der Marſchall von Sachſen ging aus ſeiner Schule hervor. Sein Hauptwerk, worin er ſeine neuen Entdeckungen niederlegte, ſind ſeine Commentare zum Polybius. Außerdem hat man von ihm Nouvelles découvertes sur la guerre, einen Traité de la défence des places und einen Traité du métier de Partisan. Letzteren beſaß der Marſchall von Belle-Isle im Manuſcript. Er ſtarb zu Avignon den 23. März 1752, geſchätzt als ein Mann von eben ſo großen Talenten als Tugenden, und wenn er nicht ein noch glänzenderes Glück machte, ſo waren wohl nur ſeine Verbindungen mit den Janſeniſten daran Schuld, die ihm das Mißfallen des Cardinals Fleury zuzogen.

Folie (Blatt) iſt jedes dünne Blättchen von Metall, Papier u. dergl., welches durchſichtigen Stoffen, z. B. Edelſteinen, zur Erhöhung ihres Glanzes und Feuers untergelegt wird, indem es die durch den durchſichtigen Körper fallenden Lichtſtralen zurückwirft. Daher figürlich alles Unechte, das einer Sache einen höhern Glanz, Schein gibt, und ihr ſo gleichſam zur Unterlage dienen muß, um ihren Werth ſcheinbar zu erhöhen. Auch das Spiegelglas bedarf einer Folie von amalgamirtem Metall wodurch er erſt die Eigenſchaft, das Bild zurückzuwerfen, erhält.

Folie d'Espagne (ſpaniſche Narrheit), ein ſpaniſcher Nationaltanz von ernſthafter Art für eine Perſon, und ehedem auf der Bühne ſehr gewöhnlich. Die Muſik war ſehr einfach und faßlich und in $\frac{3}{4}$ Tact geſetzt. Das Ganze beſtand aus zwei Theilen, jeder Theil aus acht Tacten; bei Wiederholung derſelben traten verſchiedene melodiſche Veränderungen ein.

Folter, ſ. Tortur.

Fonds (öffentliche) heißen in England die Taxen und andere öffentlichen Abgaben, welche zur Bezahlung der Intereſſen oder des Capitals der Nationalſchuld beſtimmt ſind. Als man nämlich den Ausweg ergriff, für den öffentlichen Dienſt beträchtliche Summen zu erborgen, wies man dem Darleiher den Ertrag irgend eines Zweigs der Staatseinkünfte an, den man als ausreichend zur Bezahlung der Zinſen oder des Capitals, oder beider, nach Maßgabe des Contracts, anſehen konnte. So hatte jede Anleihe ihren Fonds. Um aber die Unbequemlichkeiten wegzuräumen, die daraus entſtanden, daß ein einzelner Fonds einmal nicht zureichte, während ein anderer Überſchuß hatte, und ein ander Mal wieder der umgekehrte Fall eintrat, ſchlug man mehrere Fonds zuſammen, und beſtritt aus ihrem gemeinſchaftlichen Ertrage die Zahlungen, für welche ſie beſtimmt waren. So entſtanden der Geſammtfonds (Aggregate fund) 1715, der Südſeefonds 1716, der allgemeine Fonds 1716; der Amortiſationsfonds (sinking fund), in welchen die Überſchüſſe der genannten drei Fonds fließen, und welcher, urſprünglich zur Verminderung der Nationalſchuld beſtimmt, in den letzten Jahren aber auch für die Staatsbedürfniſſe verwendet wurde; endlich der conſolidirten Fonds, unter welcher Benennung im J. 1786, indem man die genannten Fonds aufhob, die Geſammtheit der öffentlichen Einkünfte (mit Ausſchluß der jährlichen Bewilligungen) vereinigte. Aus dieſem Fonds werden die Zinſen und fälligen Capitale des ganzen Staatsſchuldweſens, die Zinſen der Schatzkammerſcheine, die Civilliſte, alle Penſionen, Gehalte und einige andre jährliche Ausgaben bezahlt. Der Überſchuß wird jährlich von dem Parlament

für die Bedürfniſſe des laufenden Jahres angewieſen. — Da nun jeder Staatsſchuldſchein für Intereſſen oder Capital auf einen gewiſſen Fonds angewieſen iſt, ſo hat man, indem man ihn ſelbſt als einen Theil dieſes Fonds anſah, auch dieſe Benennung darauf übergetragen, und der Ausdruck „1000 Pfund in den öffentlichen Fonds" bedeutet jetzt ſo viel, als ein Capital von 1000 Pfund, das nach Maßgabe der urſprünglichen Bedingungen der Anleihe gewiſſe jährliche, vom Staate zu bezahlende Intereſſen trägt. Die Staatsſchulden, welche bis zur Abzahlung des Capitals Intereſſen tragen, werden in der Finanzſprache fortwährende oder einlösliche (perpetual or redeemable) Annuitäten, im gemeinen Leben aber Fonds oder Stocks genannt: ein kleiner Theil der öffentlichen Schulden beſteht aus Annuitäten für eine gewiſſe Reihe von Jahren. Dieſe heißen gemeinhin lange oder kurze Annuitäten; den bei weitem größern Theil machen die fortwährenden Annuitäten aus, welche nach den Intereſſen verſchieden ſind, welche ſie tragen. So oft aber die Regierung eine neue Anleihe macht, ſchlägt ſie dieſelbe zu dem Theil der öffentlichen Schuld, der gleiche Zinſen trägt, die zur Bezahlung der Zinſen der neuen Anleihe angewieſenen Auflagen aber zu dem Fonds, der zur Bezahlung der Zinſen des ältern Capitals vorhanden war. So werden die alten und neuen Schulden conſolidirt und die ganzen Zinſen aus dem Geſammtertrag des Fonds bezahlt. — Die Geſchäfte, welche täglich in dieſen verſchiedenen Fonds, aber hauptſächlich in den conſolidirten 3 Procenten, worin der bei weitem größte Theil der Staatsſchuld beſteht, gemacht werden, ſind außerordentlich groß, und werden durch eine Art Handel noch vermehrt, welcher in England stock-jobbing heißt, und darin beſteht, daß zwei Theile nach dem gegenwärtigen Stande der Stocks einen Contract auf eine gewiſſe Summe ſchließen, welcher nach einer beſtimmten Zeit erfüllt werden ſoll, wobei nicht das Capital, ſondern nur die Summe bezahlt und empfangen wird, um welche der Stand der Stocks am Verfalltage von dem Stande am Tage des Abſchluſſes differirt. Obgleich die Geſetze dieſe Art Handel verbieten, und die Erfüllung der Verbindlichkeit nur von der Ehre der Parteien abhängt, ſo werden dennoch ungeheure Geſchäfte darin gemacht. Man vergl. hiemit den Art. Effecten-Handel in dieſem Theile.

Fontaine (Jean la), berühmt durch ſeine lieblichen Fabeln und Erzählungen, wurde zu Chateau-Thierry den 8. Juli 1621 geboren, wollte ſich in ſeinem 19. Jahre dem geiſtlichen Stande widmen, entſagte dieſem Entſchluſſe aber bald. Er war in einem Alter von 22 Jahren noch völlig unbekannt mit ſeinen ausgezeichneten Talenten für die Poeſie, als die Anhörung der ſchönen Ode Malherbe's auf die Ermordung Heinrichs IV. plötzlich den in ihm ſchlummernden Dichterfunken erweckte. Aufgemuntert nach ſeinem erſten Verſuche von einem Anverwandten, fing er an, die beſten franzöſiſchen und fremden Schriftſteller alter und neuer Zeit zu leſen. Die Scherze Rabalais, die Naivetät Marots und die ländlichen Gemälde d'Urfe's zogen ihn vor allen an, und bald charakteriſirten ihn ſelbſt und ſeine Dichtungen dieſelbe Einfachheit, Treuherzigkeit und Naivetät, die er an jenen bewunderte. Nie hat ſich ein Schriftſteller getreuer in ſeinen Werken gezeichnet, als er. Sanft, aufrichtig, natürlich, leichtgläubig, nachgiebig, furchtſam, ohne Ehrgeiz, ohne Galle, alles zum Beſten kehrend, war er, nach

dem Ausſpruch eines geiſtreichen Beurtheilers, einfach, wie die Helden ſeiner Fabeln. Er ſprach wenig und unbeholfen, ausgenommen, wenn er ſich unter Vertrauten befand, oder wenn das Geſpräch einen Gegenſtand berührte, der ſeinen Geiſt zu erwärmen vermochte. Er verheirathete ſich mit einem ſchönen und geiſtreichen Frauenzimmer. So ſehr er ihre Eigenſchaften ſchätzte, ſo entfernten ihn doch ſeine Vorliebe für die Hauptſtadt und ſein Hang zur Zwangloſigkeit von ihr. Die Herzogin von Bouillon, die zu Chateau-Thierry im Exil lebte, hatte la Fontaine kennen gelernt, und nahm ihn, als ſie zurückgerufen wurde, mit ſich nach Paris. Hier war der Intendant Foucquet ſein erſter Wohlthäter. La Fontaine hat das Unglück dieſes Mannes, das ihn durch die Ungnade des Königs traf, in einer rührenden Elegie beklagt. Er trat darauf in die Dienſte der bekannten Henriette von England, nach deren Tode es ſich mehrere Große zur Ehre rechneten, für ſeinen Unterhalt zu ſorgen. Wohl verdient es eine Bemerkung, daß la Fontaine an den reichlichen Wohlthaten, die Ludwig XIV. allen großen Geiſtern ſeiner Zeit zutheilte, keinen Theil hatte; ſeine kunſtloſe Einfachheit konnte dieſen Fürſten nicht anziehen; auch dachte er nicht eben daran, ſich bei Hofe einzuführen. An Paris feſſelten ihn die Freuden der Geſellſchaft und ſeine Verbindungen mit den trefflichſten Geiſtern ſeiner Zeit. Jährlich aber machte er im September eine Reiſe zu ſeiner Frau, und jedes Mal verkaufte er einen Theil ſeiner liegenden Gründe, ohne ſich mit Sorgen für das übrigbleibende zu beläſtigen. Er ſchloß nie einen Mieth- oder Pachtcontract ab. Dieſe Apathie erſtreckte ſich auf ſein ganzes Betragen, und machte ihn zuweilen ſelbſt unempfindlich gegen das Ungemach der Witterung. Die Herzogin von Bouillon ſah ihn, als ſie eines Morgens nach Verſailles fuhr, träumend unter einem Baume am Wege ſitzen, und als ſie Abends zurückkam, fand ſie ihn an demſelben Orte und in derſelben Stellung, wiewohl es den ganzen ſehr kalten Tag über geregnet hatte. Seine Zerſtreutheit ſoll ſo groß geweſen ſeyn, daß ſie ihn zuweilen des Gedächtniſſes, ja ſelbſt der Urtheilskraft beraubte. Als ein Beiſpiel ſeiner plötzlichen Geiſtesabweſenheit wird folgende Anekdote erzählt. La Fontaine ſpeiſ'te eines Tages mit Boileau, Molière und zwei oder drei andern Freunden; er behauptete gegen Molière, daß das bei Seite reden auf dem Theater ganz widerſinnig ſey. Iſt es möglich, ſagte er, daß man in den entfernteſten Logen verſteht, was der Schauſpieler ſagt, und daß der es nicht hört, der dicht bei ihm ſteht? Kaum hatte er dies geſprochen, als er in ſeine gewöhnliche Zerſtreuung verſank. Man muß doch geſtehen, ſagte Boileau ganz laut, daß la Fontaine ein großer Schalk iſt, und fuhr in dieſem Tone fort, ohne daß der Träumende etwas bemerkte. Alles lachte laut auf. Endlich weckte man ihn aus ſeinem wachen Schlummer, und machte ihn aufmerkſam, daß er am wenigſten die Seitenreden verwerfen dürfe, weil er in der ganzen Geſellſchaft allein nichts von dem allen gehört, was man ſo nahe bei ihm und zu ihm geſprochen habe. Die ſcheinbare Einfalt, die ſich in der Miene, Haltung und Converſation dieſes geiſtreichen Mannes ausdrückte, veranlaßte ſeine erhabene Wohlthäterin, die Frau von Sablière, als ſie ihr Geſinde ſämmtlich abgeſchafft hatte, zu der Äußerung, daß ſie nichts behalten habe, als ihre drei Thiere, den Hund, die Katze und la Fontaine. Bedrängt von ſeinen Gläubigern, berief

und verließ er ſich ganz ruhig auf einen Freund, der ſich für ihn verbürgt hatte: „Er hat für mich gut geſagt, er muß bezahlen; ich würde es an ſeiner Stelle auch thun.“ Diebe, die ihn auf offener Straße anfielen, ſetzten ihn nicht in Erſtaunen. Man verlangt ſein Leben oder ſeine Börſe; es iſt erſt ſechs Uhr Abends. „Meine Herren, hier iſt mein Mantel,“ ſagte er ganz ruhig, „aber Sie ſind recht zeitig bei Ihrer Arbeit.“ Eben ſo unbekümmert, wie über alles, lebte er auch in Anſehung der Religion. Eine Krankheit, die ihn gegen das Ende des Jahres 1692 befiel, lenkte ſeine Gedanken darauf. Der Abt Poujet beſuchte ihn, und bewog ihn, nicht allein zu beichten, ſondern auch ein Schauſpiel, das er eben auf die Bühne bringen wollte, zu verbrennen, und allen den muthwilligen Gedichten, die er geſchrieben hatte, zu einiger Vernichtung des dadurch gegebenen Ärgerniſſes, zu entſagen. Man ſagt indeß, daß er auch nach ſeiner Bekehrung ſich nicht habe enthalten können, noch einige Erzählungen zu dichten, unter andern die Clochette. Er ſtarb zu Paris den 13. März 1695, angethan mit einem Bußgewande. Er hatte ſich ſelbſt folgende Grabſchrift gemacht, die ihn ſehr genau und treffend charakteriſirt:

Jean s'en alla comme il étoit venu,
Mangeant son fonds après son revenu,
Croyant le bien chose peu nécessaire.
Quant à son tems, bien le sut dépenser:
Deux parts en fit, dont il vouloit passer
L'une à dormir et l'autre à ne rien faire.

Unter den herrlichen Werken, die wir von dieſem unnachahmlichen Dichter übrig haben, ſtehen ſeine Erzählungen und vorzüglich ſeine **Fabeln** oben an. Er wird von ſeiner Nation hierin für ein unerreichbares Muſter der Naivetät gehalten. Er iſt anſpruchslos, kunſtlos, freundlich. Aber dieſe Kunſtloſigkeit iſt nur ſcheinbar; bei näherer Zergliederung findet man alles mit Bewußtſeyn angeordnet, und die Nachläſſigkeit wie ein reizendes Gewand über einen ſchönen Körper verbreitet. Ihm war die Sprache ſeiner Zeit ſchon zu geſchliffen und rhetoriſch; darum las er die beſten älteren Schriftſteller und machte ſich ihre Ungeſchmücktheit, Einfachheit und Friſche eigen, übertraf ſie aber durch Leichtigkeit, Lebendigkeit, Anmuth und Feinheit. Außer ſeinen Fabeln und Erzählungen verdienen erwähnt zu werden: Les amours de Psyche; die beiden kleinen Luſtſpiele l'Eunuque und Florentin; ſein Poëme sur le Quinquina: ein anderes ſur St. Malch, und ein kleines aber meiſterhaftes Gedicht, **Adonis**. Chamfort hat eine Lobrede auf ihn geſchrieben, die ihn mit eben ſo viel Wahrheit als Geſchmack würdigt; ſeine Statue ſchmückt den Saal des Inſtituts. Seine Aſche ruht im Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler in einem Grabmale, worauf die Worte ſtehen: Jean Lafontiane est dans ce tombeau. Und unter dieſe einfache Inſchrift hat ein Unbekannter die folgenden Verſe geſetzt:

Interprète de la nature,
Tu nous a transmis son secret,
Dans ton ame naïve et pure
Sans crainte tu la déposais,
Tu bornois ta gloire à l'utile,
Tu te faisois entendre au coeur,

Et le devoir par toi facile,
Conduiſoit l'enfance au bonheur.

Fontainebleau, eine Stadt von 7 — 8000 Einwohnern im Departement der Seine und Marne. Das hier befindliche Luſtſchloß iſt rings mit Waldungen umgeben. Es beſteht aus vier Gebäuden, zu welchen Franz I. den Grund gelegt, woran Heinrich IV., Ludwig XIV. und XV. bauten, und wo die du Barry's und Monteſpans die Schätze des ſchönſten und reichſten Landes in Europa verſchwelgten. In demſelben iſt die Hirſchgallerie, woſelbſt die ſchwediſche Königin Chriſtina 1654 ihren Stallmeiſter, den Grafen Monaldeſchi, hinrichten ließ. In dem Schloſſe von Fontainebleau wurden am 3. November 1762 die Friedenspräliminarien zwiſchen Frankreich, England, Spanien und Portugal unterzeichnet, und den 20ſten die Ratificationen ausgewechſelt. Hier jagte Napoleon oft, und hier ließ er ſeit 1809 den Papſt Pius VII. gefangen halten. Am 11. April 1814 unterzeichnete er hier ſeine Thronentſagung.

Fontana (Carlo), ein berühmter Architekt und Schüler Bernini's, den er jedoch an Correctheit und Genauigkeit der Conſtruction keineswegs erreichte. Er war zu Brucciato im J. 1634 geboren, und ſtarb zu Rom 1714, woſelbſt ihm die Aufſicht über die vornehmſten öffentlichen Gebäude übertragen worden. Man hat von ihm folgende ſchätzbare Werke: 1. Il tempio Vaticano e sua origine con gli Edifici più conspicui antichi e moderni. Roma, 1694. 2) Trattato dell' acque correnti. Roma, 1696 und 3. L'anfiteatro Flavio, descritto e delineato. Haag, 1725. Sein Sohn, Franz Fontana, war ebenfalls ein guter Architekt. Dieſer ſtarb zu Rom im J. 1708.

Fontanelle, insgemein Fontenell, ein künſtlich hervorgebrachtes Geſchwür an irgend einem Theile auf der Oberfläche des Körpers, das immer offen erhalten wird, um dadurch unreine Säfte und Feuchtigkeiten abzuführen. Auch die weiche Öffnung der Hirnſchale bei neugebornen Kindern wird mit dieſem Namen belegt.

Fontanes (C. von Niort Graf), einer der ausgezeichnetſten jetzt lebenden franzöſiſchen Gelehrten. Während der Schreckenszeit hatte er den Muth, bei dem Convent eine Bittſchrift für die unglücklichen Lyoner einzureichen. Nach dem 9. Thermidor ward er zum Profeſſor der Centralſchule von Paris und zum Mitglied des Inſtituts ernannt. Hierauf nahm er nebſt la Harpe und dem Abt Baucelles Theil an der Redaction des Clef du Cabinet, und ſpäter des Memorials. Die Grundſätze der letztern Zeitſchrift verwickelten ihn in die Proſcription vom 18. Fructidor. Er flüchtete nach England, wo er bis zum 18. Brumaire blieb. Hierauf kehrte er nach Paris zurück und nahm ſeine Stelle im Inſtitut wieder ein. Er wurde zum Mitgliede des geſetzgebenden Körpers ernannt, und erhielt im Januar 1804 die Präſidentenſtelle auf Ein Jahr. Napoleon beſtätigte ihn darin. Im J. 1809 legte er ſie nieder und ward zum Großmeiſter der pariſer Univerſität und Commandant der Ehrenlegion ernannt. Er gehörte zu den beredteſten Vertheidigern und Stützen Napoleons im Senate und nur ſeinen überwiegenden Talenten dürfte es daher beizumeſſen ſeyn, daß er auch vor Ludwig XVIII. Gnade gefunden und ſelbſt zum Pair ernannt worden.

Fontanges (Marie = Angélique de Scoraille de Rouſſille Herzogin von), geboren im J. 1661, ſtammte aus einer alten Fa-

milie von Rouergue, und ward Ehrendame der Königin Mutter. Schön wie ein Engel, ſagt der Abt von Choiſy, aber albern in gleichem Maße, unterjochte ſie nichts deſto weniger das Herz Ludwigs XIV., das der herrſchſüchtigen und bizarren Laune der Frau von Monteſpan überdrüßig war. Sobald ſie die Leidenſchaft kannte, die ſie eingeflößt hatte, überließ ſie ſich ganz dem Hochmuth und der Verſchwendung, welche die Hauptzüge ihres Charakters ausmachten. Sie gab der Frau von Monteſpan hundertfach die von ihr empfangenen Blicke der Verachtung zurück, brachte monatlich hunderttauſend Thaler durch, war die Spenderin aller Gnadenbezeigungen, und gab den Ton für alle Moden an. Als ihr auf einer Jagdpartie der Wind den *Kopfputz* in Unordnung gebracht hatte, ließ ſie ihn durch ein Band wieder befeſtigen, deſſen Knoten ihr auf die Stirne fielen; dieſe Mode verbreitete ſich unter ihrem Namen durch ganz Europa. Der König erhob ſie zur Herzogin; allein ſie genoß dieſes Ranges nicht lange, denn ſie ſtarb, kaum zwanzig Jahre alt, an den Folgen einer Niederkunft im Juni 1681 in der Abtei Port-royal zu Paris. Ungegründet iſt der Verdacht, daß ſie Gift bekommen hätte. Man wandte auf ſie die Verſe Malherbe's an:

> Et rose, elle a vécu ce que vivent les roses,
> L'éspace d'un matin.

Fontenai, ein Flecken im ehemaligen Bourgogne, wo am 25. Juni 841 die blutige Schlacht zwiſchen *Carl dem Kahlen* und ſeinen Brüdern vorfiel, welche den *Theilungsvertrag zu Verdun* zur Folge hatte, vermöge deſſen *Carl der Kahle* Frankreich bekam, und in welchem die Gränzbeſtimmung gemacht wurde, auf welcher der urſprüngliche conventionelle Grund der Gränzen zwiſchen Frankreich und Deutſchland beruhte.

Fontenelle (Bernard le Bovier de), ward den 11. Februar 1657 zu Rouen geboren. Er war der Sohn eines Advocaten und einer Schweſter des großen Corneille. Der Mann, der *hundert* Lebensjahre hindurch eine ſeltene Thätigkeit, Geiſteskraft und bis an ſein Ende ungeſchwächte Geſundheit des Körpers und der Seele beſaß, trat ſo ſchwach auf die Welt, daß er an dem Tage ſeiner Geburt ſchon dem Tode wieder nahe war. Als Knabe begann er ſeine Studien zu Rouen bei den Jeſuiten, und als er im 13. Jahre in die Schule der Rhetorik hinaufgerückt war, ſchrieb er ein kleines Werk in lateiniſchen Verſen, welches einen Preis der Akademie erhielt. Nachdem er den Curſus der Phyſik und der Rechtswiſſenſchaften vollendet hatte, ward er Advocat, führte einen Proceß, verlor ihn, und ſchwur, nie wieder juriſtiſche Sachen zu führen. Er widmete ſein Leben der Philoſophie und der Natur. Im Jahre 1674 kam er nach Paris; ſein ſchon berühmter Name war ihm vorausgegangen. Mehrere in dem Mercure Galant eingerückte Poeſien kündigten Frankreich einen überaus zarten und eben ſo züchtigen Dichter an. Schon in einem Alter von kaum zwanzig Jahren hatte er einen großen Theil der Opern *Pſyche* und *Bellerophon* verfertigt, die unter dem Namen ſeines Oheims, Thomas Corneille, erſchienen. Im J. 1681 ließ er ſein Trauerſpiel *Aſpar* aufführen; es mißfiel, und ſein Fall erregte Aufſehn genug, daß ſelbſt Racine Epigramme auf ihn machte. Der Eifer für den Ruhm ſeines Oheims und perſönliche Empfindlichkeit brachten ihn dahin, eine Partei zu ergreifen, die ganz den Anſichten derer, die damals unumſchränkt in der Literatur herrſchten, entgegen war. Er ſtellte

entgegengeſetzte Grundſätze auf. Sein ſanfter Charakter aber und ſeine Liebe zur Ruhe, die er immer jedem Genuſſe der Eitelkeit vorzog, verhinderte ihn irgend eine Meinung mit Leidenſchaft zu behaupten. In dem Streite über die Alten und Neuen neigte er ſich auf die Seite der Gegner des Alterthums, ſtritt aber ohne Leidenſchaft. So betrug er ſich immer. Er beſaß den ſo ſeltnen Verſtand, nicht zu viel Gewicht auf ſeine Anſichten zu legen, noch zu ſehr von ihrer Richtigkeit eingenommen zu ſeyn, um andere nöthigen zu wollen, ſie anzunehmen. Keine Partei konnte ihn anwerben. Wenn er Zweifel hegte über die Religion, ſo wußte er ſie mit großer Scheu und Kritik in ihren Schranken zu halten, wie in der Geſchichte der Irabel, die ſich dadurch ſo auszeichnet. In ſeiner Jugend war er mit der Philoſophie des Carteſius bekannt geworden; er blieb ihr zugethan, ohne ſie vertheidigen zu wollen, noch ſuchte er die neue Schule der Gelehrten anzugreifen, mit denen er in Frieden lebte. Die Reinheit ſeines Geiſtes kann man in ſeinem Talent erkennen, das vorzüglich durch ſeine geiſtreiche Feinheit und Unparteilichkeit merkwürdig iſt. Er hatte kein Feuer, keine Einbildungskraft, als Dichter und als Gelehrter wenig Erfindungsgeiſt. Er brachte Trockenheit und Geziertheit in die ſchönen Wiſſenſchaften, und gab den ſtrengen Wiſſenſchaften einen zu leichtfertigen Anſtrich. Zwei Jahre ſpäter, als jenes Trauerſpiel, erſchienen ſeine Dialogues des morts, welche günſtiger aufgenommen wurden, wiewohl man nicht verkennen kann, daß ſie neben großen Vorzügen eben ſo große Fehler haben, und durch die übertriebene Sucht, ſtets geiſtreich, neu und ungewöhnlich zu ſeyn, ermüdend und unnatürlich werden. Sie legten dennoch den Grund zu ſeinem Ruhme, den ſeine folgenden Werke befeſtigten. Die vorzüglichſten derſelben ſind: 1. Lettres du Chevalier d'Her.. 1685. 2. Entretien ſur la pluralité des mondes, 1686, das berühmteſte Werk Fontenelle's, in welchem er, als der erſte, philoſophiſche Gegenſtände mit Eleganz und Anmuth zu behandeln ſuchte. Seine Brauchbarkeit iſt freilich durch die großen Fortſchritte der Wiſſenſchaften ſeitdem verloren gegangen, da für uns weder die Baſis des ganzen Werks, noch die daraus abgeleiteten Folgerungen mehr gelten. 3. Histoire des oracles, 1687, ein lehrreiches und unterhaltendes Buch. Minderen Ruhm erwarb ſich Fontenelle als Dichter; weder ſeine Poésies pastorales, noch ſeine dramatiſchen Arbeiten genügen den Foderungen der Kenner. Kein Gelehrter hat einen bedeutendern Einfluß auf ſein Zeitalter gehabt, als er. Er verdiente ihn eben ſo ſehr durch ſeine Lebensweisheit, durch die Lauterkeit ſeines Charakters und Liebenswürdigkeit ſeiner Sitten, als durch ſeine Schriften. Er erreichte ein ſeltenes Alter, und erfreute ſich bis an ſeinen Tod eines ungeſchwächten Geiſtes und Körpers; nur ſein Gehör und Geſicht nahmen in dem letzten Jahrzehend ab. Nivernois charakteriſirt ihn auf folgende Weiſe. Als Fontenelle auf den Kampfplatz trat, waren ſchon alle Preiſe vertheilt, alle Palmen gebrochen; nur der Preis der Univerſalität war noch übrig. Fontenelle wagte um ihn zu ringen, und gewann ihn. Er iſt nicht nur Metaphyſiker mit Malebranche, Phyſiker und Geometer mit Newton, Geſetzgeber mit Peter dem Großen, Staatsmann mit d'Argenſon; er iſt alles mit allen, er iſt alles überall.

Fontinalien waren Feſte, welche die Römer den Nymphen

der Brunnen zu Ehren feierten, und an welchen ſie die Brunnen bekränzten und Blumen hineinwarfen.

Foote (Samuel). Dieſer berühmte Komiker, der wegen ſeines beißenden Witzes, und weil er lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen pflegte, der engliſche Ariſtophanes genannt wurde, war 1719, oder wie Andere wollen, 1717 zu Truro in Cornwallis geboren und ſtammte aus einer guten Familie. Die Rechtsgelehrſamkeit, die er anfangs ſtudirte, erregte ihm bald Widerwillen. Er heirathete ein vornehmes junges Frauenzimmer; allein Beider Neigungen ſtimmten wenig überein, Foote überließ ſich ohne Mäßigung ſeinem Hange zum Vergnügen, und ſtürzte ſich dadurch bald in die größten Verlegenheiten, denen er nur dadurch zu entgehen wußte, daß er ſeine Zuflucht zum Theater nahm. Er debutirte mit der Rolle des Othello, in welcher er unmöglich gefallen konnte; wie er denn überhaupt nie in fremden Stücken vorzüglich ſpielte. Um das Jahr 1747 eröffnete er auf dem Hay-Market eine kleine Bühne, wozu ihm der Herzog von Cumberland vom Könige die Erlaubniß ausgewirkt hatte, und erſchien als Autor und Schauſpieler zugleich. Foote verfertigte dazu eine Gattung von Schauſpielen, die ein Mittelding zwiſchen Luſtſpiel und Farce waren, und in welchen er Begebenheiten des Tages und lebende Perſonen mit deſto größerem Glücke aufs Theater brachte, je mehr er das ſeltene Talent beſaß, Geberden und Sprache Anderer auf das treffendſte nachzuahmen. Sein erſter Verſuch iſt unter dem Namen der Morgenbeluſtigung bekannt. Im J. 1748 that Foote eine beträchtliche Erbſchaft; er verließ ſogleich die Bühne, und erſt, als ſeine Hülfsquellen verſiegten, erſchien er wieder auf dem Theater. Er ſpielte von 1752 an bald in Drurylane, bald in Coventgarden, 1760 im Sommer auf dem Hay-Market, und ſeit 1762 alle Sommer daſelbſt, wodurch er ſich eben ſo viel Ruhm erwarb, als Geld gewann. Im J. 1766 brach er auf der Jagd mit dem Herzog von York das Bein, und mußte es ſich gänzlich ablöſen laſſen. In den letzten Jahren ſeines Lebens erfuhr er mancherlei Kränkungen. Seine Neider klagten ihn eines ſchändlichen Verbrechens an; der Kummer darüber verurſachte ihm eine vorübergehende Gliederlähmung. Er faßte den Entſchluß, ſich nach dem ſüdlichen Frankreich zu begeben, überließ ſein Theater an Colman, ward aber ſchon zu Dover den 22. October 1777 vom Tode ereilt. Er hinterließ einen natürlichen Sohn als Erben ſeines Vermögens. Foote war ein Mann von unerſchöpflichem Witz, ſowohl auf dem Theater als im Umgang; aber er machte ſich furchtbar damit, denn er verſchonte Niemand, und keines ſeiner Bonmots ging verloren. Die Tugend war ihm indeß heilig, nur das Laſter und die Thorheit geißelte er ohne Rückſicht und Schonung. Als eine Probe ſeines ſtets fertigen Witzes wird folgende Anekdote erzählt. Foote hatte den Grafen Sandwich lächerlich gemacht; dieſer erfuhr es, und als er mit Foote zuſammenkam, ſagte er, um ihn zu kränken: „Ich möchte doch wiſſen, Foote, ob Sie einmal an den Fr... oder an dem Galgen ſterben werden.“ „Mylord,“ antwortete dieſer ſogleich, „das würde nur davon abhängen, ob ich es mit Ihren Maitreſſen oder mit Ihren Grundſätzen hielte.“ Foote war ſchon auf den erſten Anblick eine lächerliche, drollige und burleske Figur, kurz und unterſetzt, mit vollen Backen und großen, muthwilligen, geiſtvollen Augen; dabei wußte er auf ſeinem hölzernen Beine ſich mit einer ſeltnen Gewandtheit fortzu-

bewegen. Seine ſämmtlichen dramatiſchen Werke ſind 1783 in vier Octavbänden unter Colmans Aufſicht erſchienen.

Forbans, ſind eine Art Seeräuber im griechiſchen Inſelmeer, welche mit ihren Fahrzeugen zwiſchen den Klippen und Inſeln liegen, um auf die vorbeiſegelnden Schiffe zu lauern und ſie zu berauben. Können ſie ſich derſelben bemächtigen, ſo ſind Schiffe und Leute verloren; dieſe bringen ſie um und jene bohren ſie in den Grund, um nicht etwa auf irgend eine Art verrathen zu werden.

Forioſo, eine Künſtlerfamilie aus Paris, welche ihre equilibriſtiſche Geſchicklichkeit auch in den vornehmſten Städten Deutſchlands gezeigt, und durch Kühnheit und Grazie allgemeine Bewunderung und Beifall eingeerntet hat. Die Mitglieder dieſer Familie ſind gegenwärtig gewiß die vorzüglichſten Künſtler ihrer Art.

Forkel (Johann Nicolaus), Doctor der Philoſophie und Muſikdirector der Univerſität Göttingen, wurde zu Meeder bei Coburg den 12. Februar 1749 geboren. Es gibt wenige Männer, die ſo ausgebreitete und tiefe theoretiſche Kenntniſſe in der Muſik beſäßen. Er wurde zuerſt Organiſt der Univerſität, und benutzte zu ſeinem Studium theils die Schätze der dortigen Bibliothek, theils brachte er ſelbſt eine ſehr zahlreiche und ausgewählte Sammlung muſikaliſcher Schriftſteller, ſowohl theoretiſcher als practiſcher, zuſammen. Seine Verdienſte als Schriftſteller ſind ausgezeichnet; wir nennen von ſeinen zahlreichen Schriften nur die vorzüglichſten, nämlich ſeine Theorie der Muſik, ſeine allgemeine Geſchichte der Muſik und ſeine allgemeine Literatur der Muſik. Zugleich iſt Forkel ſelbſt ein trefflicher Virtuoſe auf dem Clavier in der bachiſchen Manier. Auch ſeine Compoſitionen ſind von den Kennern geſchätzt.

Form wird in der Philoſophie der Materie entgegengeſetzt (ſ. d. Art.), und bedeutet die Art und Weiſe, wie eine Thätigkeit wirkt, die Art der Verbindung eines Mannichfaltigen zu einem Ganzen; auch ſoviel als Geſtalt, Geſtaltung. Formalismus, in der Wiſſenſchaft, namentlich in der Philoſophie, das bloße Berückſichtigen und Beobachten der formellen Erfoderniſſe, daher auch formelle Philoſophie. — Formalphiloſophie aber, welche von der Form des philoſophiſchen Erkennens handelt. In der Buchdruckerkunſt heißt Form die in ihre Columnen und Spalten abgetheilte und zum Abdruck geſetzte, in eiſerne Rahmen eingeſchloſſene Hälfte eines Bogens, welche auf eine Seite des Papierbogens kommt. Sie enthält in Folio 2, in Quart 4, in Octav 8 Columnen u. ſ. w., welche auf ein Mal abgedruckt werden; zu jedem Bogen gehören alſo zwei Formen. Die Seite, welche zuerſt gedruckt wird, heißt der Schöndruck, die andere heißt der Wiederdruck.

Formale. Das Formale dem Materialen entgegengeſetzt, deutet die Geſtaltung, Beſtimmung oder Form eines Dinges an. Formalien, Formalitäten, Förmlichkeiten ſind äußere, außerweſentliche Umſtände, womit eine Handlung begleitet wird, von denen aber in rechtlicher Hinſicht die Gültigkeit eines Geſchäfts, durch die Geſetze abhängig gemacht wird, in ſo fern ſie als Zeichen der Rechtsgültigkeit angeſehen werden können. Z. B. Jemand mit allen Formalien empfangen; ein Teſtament mit den gewöhnlichen Formalien eröffnen; daher formaliter, in gewöhnlicher Form und Art. Sich formaliſiren, etwas übel nehmen, ſich durch die Form, durch die Art und Weiſe, wie etwas geſchieht, für beleidigt halten;

ſein Befremden oder Mißfallen über etwas äußern, ſich über etwas aufhalten. Formaliſt heißt derjenige, der ſich genau an die vorgeſchriebenen Formalien bindet, daher auch ein Ceremonien- oder Complimentenmacher. Formeln oder Formulare ſind für beſondere Fälle vorgeſchriebene oder durch den Gebrauch eingeführte Worte, Wendungen oder Redensarten. In der Buchſtabenrechenkunſt (Algebra) ſind es die Vorſchriften zur Auflöſung einer Aufgabe.

Formey (Joh. Heinr. Sam.), geb. zu Berlin den 31. Mai 1711, wo er nach vollendeten Studien 1729 Candidat des Predigtamts ward. Im J. 1731 wurde er Prediger der franzöſiſchen Gemeinde zu Brandenburg, in demſelben Jahre ordentlicher Prediger zu Berlin, 1737 zugleich Profeſſor der Beredſamkeit am dortigen franzöſiſchen Gymnaſium; 1739 legte er beide Stellen nieder und ward Profeſſor der Philoſophie in derſelben Anſtalt, 1745 zugleich beſtändiger Secretär der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, 1782 Director der philoſophiſchen Claſſe derſelben, ferner königlich preußiſcher geheimer Rath, Mitglied des Conseil françois des dortigen Maison d'Orange. Er ſtarb den 8. März 1797. Er war ein kenntnißvoller, gelehrter und für die Wiſſenſchaften eifrig wirkender Mann, und unter den Polygraphen des 18. Jahrhunderts behauptete er eine der erſten Stellen. Er ſuchte weniger zu glänzen als Nutzen zu ſtiften, und beurtheilte faſt alle ſeine Schriften nach dieſem Maßſtabe. Sie gehören entweder zum kritiſchen oder didaktiſchen Fache. Letztere theilen ſich wieder in theologiſche und philoſophiſche. Seine akademiſchen Abhandlungen fallen meiſtentheils in das Gebiet der practiſchen Philoſophie, oder ſind Denkſchriften auf verſtorbene Akademiker oder Reden bei öffentlichen Sitzungen. Die wolfiſche Philoſophie, die in ihm einen ihrer letzten Schüler und Anhänger verlor, verdankte ihm und ſeinen Schriften ihre weitere Ausbreitung in Frankreich und im Auslande; er hat ihr zu ſeiner Zeit ein leichteres, gefälliges Gewand umgeworfen, und ſeine Belle Wolfienne fand in ihren Jugendjahren zahlreiche Verehrer. Man führt an, daß er über 1500 Mal gepredigt, und außer den vielen gedruckten noch eine große Menge handſchriftlicher Reden hinterlaſſen habe, deren keine ohne eigenthümlichen Werth iſt. Wie ausgebreitet ſein Briefwechſel war, beweiſ't der Umſtand, daß er in 50 Jahren über 23,000 Briefe geſammelt, deren keiner von ihm über 24 Stunden unbeantwortet geblieben iſt. Er ſchrieb gern und wiederholte ſich nie, ſelbſt im täglichen Umgang war dies nur ſelten. In ſeinen Souvenirs d'un Citoyen gibt er intereſſante Nachrichten über ſich ſelbſt.

Formula Concordiae, ſ. Concordienformel.

Forſt iſt ein vielbedeutender Ausdruck. 1. In der Baukunſt die oberſte ſcharfe Kante eines Daches, wo beide Dachflächen zuſammenſtoßen; bei holländiſchen Dächern gehen von dem Hauptforſte nach den vier Ecken des Hauſes abhangende Kanten herunter, die man Eckforſte nennt. Am vieldeutigſten aber iſt Forſt 2. in der Landwirthſchaft. Im weitläuftigſten Verſtande iſt es gleichbedeutend mit Waldung. Unter beiden verſteht man eine, ohne menſchliche Beihülfe angelegte, mit Bäumen, Sträuchern, Erdhölzern und Gräſern bewachſene, im landesherrlichen, gemeinheitlichen oder Privateigenthume ſich befindende Gegend, in welcher ſich zugleich wilde Thiere und Vögel aufhalten. Will man ſich aber beſtimmter ausdrücken, ſo nennt man eine auf die eben beſchriebene Art bewachſene

Gegend, wenn ſie eine, zwei, vier, ſechs und mehrere Meilen ſich erſtreckt, eine Waldung, und die kleinern Abtheilungen derſelben Forſte, in manchen Ländern, z. B. Brandenburg, Sachſen u. ſ. w. Heide. Iſt der Regent oder Staat Eigenthümer des Forſtes, ſo heißt er bald Reichsforſt, Königsforſt u. ſ. w.; und iſt in einem Forſte der gemeine Gebrauch des Holzes und der wilden Thiere und Vögel verboten, ſo erhält er den Namen Bannforſt, gehegter Forſt, oder ſchlechtweg ein Gehege. — Forſtaccidentien ſind ein gewiſſer zufälliger Antheil an den Nutzungen der Waldungen und Forſte, welcher den obern und untern Forſtbedienten als eine Zulage zu ihrer Beſoldung angewieſen iſt, oder in deſſen Genuß ſie das Herkommen geſetzt hat. — Forſtakademie oder Forſtſchule iſt eine Lehranſtalt, worin die zukünftigen jungen Forſtbedienten in den mannichfaltigen, zur richtigen der Natur gemäßen Verwaltung der Forſte nothwendigen Kenntniſſen unterrichtet und ausgebildet werden ſollen. Dieſe Kenntniſſe ſind: Mathematik, Phyſik, Chemie, Naturgeſchichte, Pflanzenkunde, Baumerziehung, Rechnungsweſen, Protokoll- und Berichtsabfaſſung, Waldbewirthſchaftung, Wildbahnbewirthſchaftung ꝛc. Eine der älteſten dieſer Anſtalten war die von dem um die gräfl. ſtollberg-wernigerodiſchen Forſten unſterblich verdient gewordenen Oberforſtmeiſter Hrn. von Zanthier mit dem glücklichſten Erfolge 1770 zu Ilſenburg angelegte, der bald darauf die vom königlich preußiſchen Vicepräſidenten und dirigirenden Miniſter beim Generaldirectorium, Freiherrn von Hagen, folgte. Dieſes Beiſpiel ahmte man nachher in mehrern deutſchen Staaten nach, z. B. 1783 zu Stuttgart, 1787 zu Freyburg im Breisgau, 1790 zu München; in dem herzoglich ſachſen-weimar- und eiſenachiſchen Forſtamte Zillbach zu Ilmenau; zu Oſtheim; zu Hungen in der Wetterau; zu Gernsbach im Badenſchen u. ſ. w., und von den jetzt noch beſtehenden führe ich nur die unter Hrn. Bechſtein zu Dreißigacker bei Meiningen und die unter Hrn Cotta zu Tharand ſtehenden an. — Forſtamt bedeutet 1. die Bedienung oder Stelle beim Forſtweſen ſelbſt; 2. ein Collegium oder Gericht, das in Forſtſachen erſter Inſtanz zu entſcheiden hat, und 3. die Verſammlung der zum Forſtamte gehörenden Perſonen, und man ſagt alsdann von ihnen: ſie halten Forſtamt, oder an einigen Orten: ſie halten Förſterei. — Forſtbann iſt das Recht des Forſtherrn, in ſeinen Wäldern anzuordnen, was denſelben nützlich iſt, und zu verbieten, was ihnen ſchädlich werden kann, ſ. Forſtrecht, Forſtregal. — Forſtbericht iſt ein wo nicht wöchentlich, doch wenigſtens monatlich von einem jeden untern und obern Forſtbedienten an ſeinen ihm angewieſenen Vorgeſetzten oder an das Forſtamt einzuſchickender Bericht, welcher alles dasjenige enthalten muß, was in der Woche oder dem Monate in dem Forſte vorgefallen und was von den Forſtbedienten gethan worden iſt. — Forſtbeſchreibung, auch Forſt-, Grund- und Lagerbuch genannt, iſt eine mit der geometriſch aufgenommenen Forſtkarte in Verbindung ſtehende Urkunde, um darnach bei jedem Forſte gute und nützliche forſtwirthſchaftliche Einrichtungen treffen zu können. Sie müſſen nachſtehende Abtheilungen haben: Lage, Größe und Gränzen des Forſtes; Flüſſe, Bäche und Teiche; Blößen; Beſchaffenheit des Grundes und Bodens; Ortſchaften, einzelne Häuſer und techniſche Anſtalten, welche im Forſte liegen; Rechte und Gerechtigkeiten des Forſtherrn; Leiſtungen deſſelben; Eintheilung des Forſtes u. ſ. w. — Forſt-

cammeralweſen, auch bisweilen Forſtökonomie, Forſtwirthſchaft, auch Holzwirthſchaft genannt, hat zum Gegenſtande, daß die Forſtwiſſenſchaft zur möglichſt höchſten und nachhaltigen Benutzung, pfleglichen Erſparung und Verbeſſerung oder dem Wiederanbau der Wälder durch die Forſtbedienten, welchen die beſondere Aufſicht anvertraut iſt, nach guten und vernünftigen Grundſätzen angewendet werde. Die Kammer, Forſtkanzlei, Forſtcollegium, oder wie dieſe Landesſtelle ſonſt heißt, dirigirt daher mit Zuziehung und Beihülfe der oberſten Forſtbedienten die ganze Forſtwirthſchaft; ſie läßt ſämmtliche Forſteinkünfte durch beſtellte Einnehmer erheben, ſich berechnen und in die dazu verordnete Caſſe einliefern, welche ſie nachher gehörig verwaltet und nach ihrer Beſtimmung anwendet. — Forſtcollegium iſt eine mit den landesherrlichen Kammern oder Finanzcollegien verbundene Verſammlung, welche aus Regierungs-, Finanz- oder Kammer- und Polizeiräthen und den oberſten Forſtbedienten beſteht, alles beſorgt und in letzter Inſtanz entſcheidet, was in Forſt-, Holz- und Jagdſachen im ganzen Lande zu entſcheiden iſt, und von den Unterbedienten oder auch von den unter dem Collegio ſtehenden Oberforſtbedienten nicht allein entſchieden werden kann und darf. — Forſtetat iſt eine mit jedem Jahresſchluſſe zu machende allgemeine Überſicht des im ganzen Walde fürs folgende Jahr zu erwartenden Holzertrags und der daraus entſtehenden Geldeinnahme, um für die herrſchaftliche Caſſe den reinen Ertrag beſtimmen zu können, welchen die Waldungen zur Beſtreitung der herrſchaftlichen und Landesbedürfniſſe zu liefern im Stande ſind. — Forſtfrevel ſind die mittelbar und unmittelbar an den Hölzern, Sträuchern u. ſ. w. im Forſte begangenen Vergehungen und Beſchädigungen, auch Holzdiebſtahl. — Forſtgedinge iſt dasjenige Recht, nach welchem ein Forſtherr einer Privatperſon oder einer ganzen Commun entweder unentgeldlich, oder gegen einen auf ewige Zeiten feſtgeſetzten Preis die Holzbedürfniſſe jährlich aus ſeinen Forſten abgeben muß. Laſten dieſer Art haben ſich theils einfältige, theils ſchlechte Forſtwirthe gegen Vorausbezahlung gewiſſer Summen aufgeladen. — Forſtgeld, Forſtzins, iſt eigentlich eine unter dem wahren Werthe des Holzes zu leiſtende Bezahlung, für welche jemanden vertragsmäßig aus den herrſchaftlichen Forſten Holz abgegeben werden muß. — Forſtgeographie enthält alle Nachrichten von dem natürlichen Zuſtande und der Beſchaffenheit der Waldungen in den verſchiedenen Ländern. Sie iſt für die Beſtreitung des Holzbedürfniſſes und den Holzhandel ſehr wichtig. Auch würde ſie beſonders denjenigen Forſtmännern den größten Nutzen verſchaffen, welche zur Erweiterung ihrer forſtwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe Reiſen in andere Staaten machen wollten. — Forſtgerechtigkeit iſt in den Ländern, wo es ein Forſtregal gibt (ſ. unten), dasjenige durch beſondere Verleihungen und andere gültige Rechtstitel erworbene Recht, vermöge deſſen der Forſteigenthümer über ſeinen Forſt, in Übereinſtimmung mit dem Inhalte der Forſt- und Jagdordnungen, allein und mit Ausſchließung Anderer nach ſeinem Gefallen ſchalten und walten kann. — Forſtordnung iſt eine Art ſtatutariſchen Geſetzes, durch welches die Regeln einer dem öffentlichen Wohle zuträglichen Forſtökonomie vorgeſchrieben werden, welche die Forſteigenthümer, und alle, die ſonſtige Waldnutzungen haben, in Ausübung ihrer Rechte genau zu befolgen verbunden ſind. Dergleichen Forſtordnungen enthalten daher gewöhnlich nachſtehende

Rubriken: Obliegenheiten ſämmtlicher Forſtbedienten, Gränzen der Forſte und deren Bewahrung, Abtheilung in Schläge und Gehaue, Forſttage, Holzſchreibetage, Anweiſung des Holzes, Bauholzes, Nutz-, Geſchirr und anderen kleinen Werkholzes, Brenn- und Kohlenholzes, Fällungszeit des Holzes, Räumungszeit der Schläge und Gehaue, Hegung der abgetriebenen Schläge und Gehaue, Hut- und Triftbeſtimmungen, Gräſerei, Laubſtreifen, Laub- und Streurechen, Leſeholz, Eicheln-, Nüſſe- Bucheckern- und wilde Obſtleſe, Maſtung, Glashütten, Potaſchenſiedereien, Aſchenbrennereien, Harz- und Pechhütten, Kohlenbrennerei, Schneidemühlen, Ausrodung und Wiederanlegung der Waldungen, Holzverkauf, Holzmärkte, Holzmagazine, Holzflöße, Holzmaße, Holztaxe, Forſtfeuerbrände, Forſtfrevel, Forſtſtrafgerichte, Forſtrechnungen, Waldbienenzucht u. ſ. w. Einige der vorzüglichſten Forſtordnungen ſind die churfürſtlich brandenburgiſche vom J. 1686, die ſächſiſche vom J. 1763, die heſſiſche vom J. 1665, die ſtollbergiſche vom J. 1642 u. ff., die braunſchweigiſche vom J. 1671, die herzoglich ſächſiſchen von den Jahren 1644, 1645, 1646, 1653 und 1766, die wirtembergiſche vom Jahre 1567 ff. u. ſ. w. — Forſtpflege iſt derjenige Theil der Forſtwiſſenſchaft, welcher den Forſtmann lehrt, den gegenwärtigen Zuſtand ſeines Forſtes auf die möglichſt beſte Weiſe kennen zu lernen, denſelben gegen Gefahr zu ſchützen (daher die Forſtſchützung ein Theil derſelben), in gutem Zuſtande zu erhalten und der Nachkommenſchaft zuzuſichern. — Forſtpolizei iſt jene Oberaufſicht der Forſtobrigkeit, welche durch ſchickliche, den Localumſtänden angemeſſene Mittel, zur möglichſt höchſten und nachhaltigen Benutzung, pfleglichen Erſparung und Wiederanbauung der Wälder durch die Forſtbedienten, welchen die beſondere Aufſicht über die Forſte anvertraut iſt, beiträgt. Sie beſchäftigt ſich hauptſächlich mit der Aufſicht auf den wirthſchaftlichen Gebrauch des Holzes und das Verhältniß, welches der Holzvorrath bei der vollkommenſten Cultur und Bevölkerung haben muß. Denn je kälter das Clima iſt, je mehr Schiffbau, Manufacturen und Fabriken das Land hat, je größer der Luxus und die Bevölkerung iſt, und je weniger Holzſurrogate zum Bauen, als Steine ꝛc. und zur Feuerung, als Steinkohlen, Braunkohlen, Torf, vorhanden ſind; deſto mehr Holz hat dieſes Land nöthig. Daher hat die Forſtpolizei darauf zu ſehen, daß die Waldungen beſtändig in ſolcher Ausdehnung und Beſchaffenheit vorhanden ſeyen, als es das Landesbedürfniß für Gegenwart und Zukunft fodert. Sie muß alſo nicht nur von der Beſchaffenheit der Wälder, ſondern auch von dem Holzverbrauche genau unterrichtet ſeyn. Sie ertheilt in Beziehung auf dieſen Zuſtand die Erlaubniß, Hölzer auszurotten, oder legt neue an; begünſtigt Manufacturen und Fabriken, oder verbietet ſie und läßt ſie eingehen, ſperrt den Holzverkauf ins Ausland oder erlaubt denſelben; beſtimmt das Holz, welches ſowohl in landesherrlichen, als auch in Gemeinde- und Privatforſten jährlich gefällt werden darf; ſchreibt endlich die Rettungsmittel vor, welche bei Unglücksfällen, z. B. Sturmwind, Brand, Raupenfraß ꝛc. in den Wäldern zur Abſtellung und Verhinderung angewendet werden müſſen. — Forſtrecht im Allgemeinen iſt der Inbegriff aller in Anſehung der Forſten Statt findenden Rechte und Verbindlichkeiten, oder die Kenntniß derſelben, ſie mögen aus dem Eigenthume oder aus der oberſten Staatsgewalt fließen; hingegen Forſtrecht im ſtrengeren Verſtande, auch Waldrecht genannt, be-

greift diejenigen in Anſehung der Forſten Statt findenden Rechte und Verbindlichkeiten, welche ein Ausfluß des Eigenthums am Forſte ſind. Das Waldrecht begreift, wie jedes andere Eigenthum, auch die uneingeſchränkte Befugniß in ſich, ſowohl über die Subſtanz des Waldes, als auch über die Benutzungen deſſelben Anordnungen zu treffen. Der Eigenthümer kann daher ſeinen Wald verſchenken, vererben, verkaufen, ausrotten, und ihm eine andere Geſtalt geben, wenn die Forſtordnungen des Landes dieſes letztere nicht verbieten, und kann endlich die Nutzungen entweder ſelbſt ziehen oder einem andern überlaſſen. Unter dieſe Waldnutzungen, welche vermöge des Waldrechts aus dem Eigenthume herkommen, gehören a) das Recht, Holz zu fällen; b) das Recht der Waldmaſtung, Eckern- und Buchecksernleſe; c) Gräſerei, Laubſtreifen ꝛc. und d) die Jagdgerechtigkeit, wenn ausdrückliche Geſetze oder Herkommen dieſelbe dem Waldeigenthümer nicht entzogen haben. — Forſtregal, auch die forſtliche Herrlichkeit, forſtliche Obrigkeit, Forſthoheit genannt, iſt der Inbegriff derjenigen in Anſehung der Forſten Statt findenden Rechte und Verbindlichkeiten, die aus der höchſten Gewalt im Staate fließen. Das Forſtregal iſt ein weſentlicher Beſtandtheil der höchſten Staatsgewalt; allein das Waldrecht kann dagegen eben ſo gut in den Händen eines Privatbeſitzers als in den Händen des Staats ſich befinden. Wenn mithin der Staat auch einen ihm eigenthümlich zugehörenden Wald an eine Privatperſon überträgt, ſo geht doch dadurch die Forſthoheit auf letztere keinesweges über. Eben daraus iſt es zu erklären, wie es kommen kann, daß oft forſtliche Obrigkeit und Waldrecht über einen und eben denſelben Wald zwei verſchiedenen Perſonen gehört. Ja ſelbſt die Wirkungen des Waldrechts ſind nicht ſelten wieder getheilt, ſo daß oft das Waldeigenthum, das Beholzungsrecht, die Jagd ꝛc. in verſchiedener Perſonen Händen ſich befindet. Unter allen andern Befugniſſen des Forſtregals aber ſteht die geſetzgebende Gewalt oben an. Vermöge derſelben werden Forſt- und Jagdordnungen erlaſſen; dann folgt aus dem Forſtregale das Recht, Forſtbedienten zu ernennen, und Forſtgerichte, Forſtämter, Forſt- und Jagdkanzleien zu errichten und auch dieſelben zur Ausübung an Privatperſonen, welche Waldeigenthümer ſind, zu verleihen. — Forſtreviſion iſt eine Generaluntersuchung aller Forſten eines Landes, welche nach jedesmaligem Verlaufe gewiſſer beſtimmter Jahre, z. B. alle zehn Jahre, wie in den herzoglich ſachſ. weimar-eiſenachiſchen Landen, von einer beſonders dazu ernannten Commiſſion unternommen wird. — Forſtſchreibetage oder Holzſchreibetage ſind die in den Forſtordnungen feſtgeſetzten Tage, an welchen jeder Holzbedürftige beim Forſtamte anzeigen muß, wie viel und was für Holz er bedarf, damit man beim Abtreiben darnach die Einrichtung machen könne. Bei eingeſchränkter Holznutzung gilt dieſes auch von denen, welche in ihrem eigenen Walde Holz fällen wollen, indem ihnen alsdann beſtimmt wird, wie viel ſie ohne Nachtheil des Waldes beim nächſten Holzſchlage abtreiben können. — Forſtſecretär oder Forſtſchreiber iſt entweder ein zum Forſtamte gehöriger Beamte, welcher das Protokoll führt, Rechnungen entwirft, unterſucht, defectirt, den Forſtbedienten die Beſoldungen auszahlt ꝛc. oder ein zur Beſorgung aller vorkommenden Forſtverwaltungsſachen angeſtellter und eigentlich unmittelbar dem Oberforſtmeiſter untergeordneter Diener. Steht derſelbe

aber unmittelbar unter der Kammer oder unter dem Forſtcollegio, ſo hat er entweder bloß die Controle in allen Forſtſachen zu führen oder auch zugleich die wirkliche Einnahme über ſich, in welchen beiden Fällen er bei jeder Holzanweiſung oder Abzählung mit gegenwärtig ſeyn muß. — Forſtſicherung iſt diejenige Bemühung eines Forſtmannes, vermöge welcher derſelbe beſtimmt, wie viel und welches Holz er jährlich aus dem Forſte nehmen dürfe, auf welchen Revieren er das ausgemittelte Holzquantum abtreiben, welche Holzerziehungsart er annehmen und welche Holzarten er vorzüglich begünſtigen und anbauen müſſe, um mit dem jährlichen Forſtertrage auch für die Zukunft jedes Holzbedürfniß befriedigen zu können. — Forſtrügen ſind die Unterſuchungen und Beſtrafungen der Forſtfrevel. Die Forſtſtrafen, Forſtbußen beſtehen theils in Geld, theils in Arbeit, theils in Gefängniß. — Forſttaxation, Holztaxation, Holzabſchätzung, iſt das Mittel, eine genaue Kenntniß ſowohl von der Menge des Holzes, als auch von dem Werthe deſſelben zu erlangen und den Forſteigenthümer in den Stand zu ſetzen, eine nachhaltige Forſtwirthſchaft treiben zu können. Sie iſt das Werk der obern Forſtbedienten, denen dabei die untern an die Hand gehen müſſen. — Forſtvermeſſung iſt eines der wichtigſten und nothwendigſten Geſchäfte beim Forſtweſen. Es gehört dazu das geometriſche genaue Ausmeſſen der Waldflächen nach ihrer Lage, Gränzen und natürlichen Beſchaffenheit der mit Holz beſtandenen Plätze, der Blößen, Sümpfe ꝛc., um ſie auf die Forſtkarte aufzutragen, alle Holzſorten mit Bemerkung des Alters und der Güte deſſelben, Straßen, Fahrwege, Fußſteige, Flüſſe, Bäche, Quellen, Seen, Steinbrüche, Torf- Braun- und Steinkohlenlager, Walddörfer, einzelne Waldhäuſer ꝛc. Wildbahnen, Gehege, Thiergärten, Jagdſtallungen nebſt den Stallwegen ꝛc. Dieſe höchſtnützliche Arbeit machen die verpflichteten Feldmeſſer oder Geometer und bedienen ſich dazu des Meßtiſches, der Meßkette, der Bouſſole und einer Anzahl Meßſtäbe. — Forſtverwalter iſt an manchen Orten derjenige Forſtbediente, welcher in Ermangelung eines Oberforſtmeiſters die Verwaltung der Forſte mit den übrigen Forſtbedienten gemeinſchaftlich führt und zugleich die Forſtrechnung mit verfertigt. In andern Orten verſieht er die Stelle eines Forſtſecretärs oder Forſtſchreibers. — Forſtweſen iſt der Inbegriff aller aus der Forſtwiſſenſchaft herzuleitenden und der Landesverfaſſung angemeſſenen Forſtgeſchäfte. Das Forſtweſen theilt ſich daher ab in das innere und in das äußere eines jeden Landes. Das innere Forſtweſen iſt die Anwendung und der Betrieb der Forſtwiſſenſchaft im Walde ſelbſt, ſ. oben Forſtwirthſchaft. Das äußere Forſtweſen hingegen beſchäftigt ſich mit der allgemeinen und beſondern Finanz- und Cammeraldirection des innern Forſtweſens durch die dazu beſtimmten Landesbehörden unter Autorität des Regenten. Ein jedes Land hat nach ſeiner Verfaſſung hierzu eigene Stellen. Sobald nun eine Forſtverfaſſung zweckmäßig und gut ſeyn ſoll, ſo muß ſie nach den Grundſätzen der Staatswirthſchaft überhaupt, und nach den Grundſätzen der Forſtwiſſenſchaft insbeſondere eingerichtet werden. Sie muß in jedem Staate für ſich ſelbſt ein vollſtändiges Ganzes ausmachen, dabei aber doch mit den übrigen Theilen der Staatswirthſchaft in Verbindung ſtehen und übereinſtimmen, mithin die allgemeine Landeswohlfahrt befördern. Das dabei angeſtellte Perſonale muß aus allen Kräften arbeiten, dieſen

Zweck dadurch zu erreichen, daß es dem Staate das zum ökonomiſchen und techniſchen Gebrauche erfoderliche Holz und andere nöthige Waldproducte verſchafft, und die Waldungen überhaupt zum größtmöglichſten nachhaltigen Ertrage bringt. Die beim Forſtweſen vorfallenden Geſchäfte ſind überhaupt ſo vielfach verwickelt und weitläuftig, daß, wo beſonders große Waldungen ſind, viele Perſonen angeſtellt werden müſſen, um ſie zu beſorgen. Die Forſtbedienten können nach den Geſchäften, welche ſie beſorgen, in folgende Claſſen abgetheilt werden. Zur 1. Direktion des äußern Forſtweſens oder zum Oberforſtcollegium, es mag einen Namen haben, welchen es wolle, gehören die dirigirenden Oberforſtbedienten, mehrere Kammer-, Finanz-, und Forſträthe, und das zur Beſorgung des Secretariats, der Regiſtratur und der Expedition überhaupt nöthige Perſonale. 2. Die dirigirenden Oberforſtbedienten des innern Forſtweſens ſind die Oberforſtmeiſter, Oberforſträthe, geheime Forſträthe und Oberjägermeiſter, oder wie man ſie ſonſt nennen will. Ihre Geſchäfte ſind, das innere Forſtweſen oder die Forſt-, Jagd- und Fiſchereiwirthſchaft in allen ihren Theilen zu leiten. Sie müſſen die jährlichen beſondern Holzfällungs- und Culturplane theils ſelbſt aufnehmen, theils die von den Untergebenen gemachten Plane prüfen, und den allgemeinen Natural- und Geld-Etat jährlich entwerfen, das Forſtvermeſſungs- und Taxationsgeſchäft leiten und nachher die pünktliche Ausführung der Taxationsplane beſorgen und die Forſtbeſchreibungen in ihrer Vollſtändigkeit erhalten, ferner die Holzabgaben zweckmäßig auf die Forſte vertheilen und dieſelben gegen Überhauungen und Beeinträchtigungen jeder Art zu ſchützen ſuchen; die Forſte fleißig nachſehen und unterſuchen, die ihnen untergeordneten Forſtbedienten belehren und zurechtweiſen, und ſie zur Befolgung der verordnungs- und verfaſſungsmäßigen Obliegenheiten anhalten. Sie müſſen endlich außerdem auch die zur Verbeſſerung des Forſtweſens nöthigen Vorſchläge beim Oberforſtcollegium machen und überhaupt aus allen Kräften mitwirken, um das Forſtweſen zur möglichſt großen Vollkommenheit zu bringen. Sollte der Staat ſo groß ſeyn, daß ein oder mehrere Oberforſtmeiſter vom Sitze des Oberforſtcollegiums entfernt wären, ſo macht das Oberforſtmeiſteramt mit ſeinem Perſonale eine Mittelbehörde zwiſchen dem Oberförſter und dem Oberforſtcollegium aus. In dieſem Falle muß auch der Oberforſtmeiſter den Forſtrügegerichten und den Holzterminen beiwohnen, und die Forſt- und alle übrigen dahin einſchlagenden Rechnungen revidiren, ehe ſie an das Oberforſtcollegium kommen. 3. Das Forſtgerichtsperſonale beſteht aus dem dirigirenden Oberforſtmeiſter, im Fall ein beſonderes Oberforſtmeiſteramt vorhanden iſt; aus dem Juſtizbeamten des Bezirks mit dem Amtsſecretär oder Amtsactuar, und aus dem Oberförſter. Dieſes Perſonale muß alle Monate oder alle Vierteljahre an einem beſtimmten Tage und Orte ſich verſammeln, über die vorgefallenen Forſtfrevel das Forſtrügegericht halten und die Frevler der Forſtordnung gemäß beſtrafen. Es muß ferner die forſthoheitlichen Rechte aufrecht halten und handhaben, und die Rechtsfälle beim Forſtweſen überhaupt in der erſten Inſtanz aburtheilen. Endlich müſſen auch durch dieſes Perſonale die Holzbedürfniſſe der Unterthanen in den beſtimmten Terminen jährlich unter-

ſucht und verzeichnet, und dieſe Aufzeichnungen mit den erfoderlichen Anmerkungen dem Oberforſtcollegium vorgelegt werden, welches alsdann, ſo wie auf alle eingegangeneu Berichte, die nöthigen Reſolutionen und Befehle ertheilt. 4. Der Forſtverwalter, oder richtiger, Forſtrentmeiſter, gehört unter die berechnenden Forſtbedienten, hat die Anfſicht und Rechnung über die Sägemühlen, Holz- und Samenmagazine, und ſammelt die Naturalrechnungen der Revierforſtbedienten, um eine vollſtändige Oberförſterrechnung daraus zu verfertigen, welche außer dem Erlös aus Naturalien alle übrigen Einkünfte vom Forſt-, Jagd- und Fiſchereiweſen und die darauf verwendeten Gewinnungskoſten oder Ausgaben ſowohl im Einzelnen als im Ganzen enthalten muß. Endlich iſt der Forſtrentmeiſter verpflichtet, alle in dieſer Rechnung enthaltenen Gelder einzucaſſiren, die Auszahlungen davon nach Vorſchrift zu beſorgen und den reinen Überſchuß an die Generalforſtcaſſe oder an die Landesgeneral-Hauptcaſſe abzuliefern. 5. Der Oberförſter, in manchen Staaten auch Forſtmeiſter, Waldvogt, und, wenn er zugleich das Jagdweſen beſorgt, Jägermeiſter, Wildmeiſter, Waldmeiſter, Hofjäger, Forſtinſpector, Forſtverwalter u. ſ. w. genannt, gehört unter die aufſichtführenden Forſtbedienten, und hat daher die Aufſicht über alle Theile der Forſtwirthſchaft in mehrern Forſtrevieren zu beſorgen. Derſelbe muß die erſten Entwürfe zu den Benutzungs- und Culturplanen, nebſt den Natural- und Geldetats für die ihm anvertrauten Forſtreviere entwerfen, dieſelben den dirigirenden Forſtbedienten zur Prüfung und Genehmigung vorlegen, nach erfolgter Genehmigung dieſelben den Revierforſtbedienten an Ort und Stelle mit einer deutlich erklärten Anweiſung zur Ausführung mittheilen, auch die Arbeiten der Revierforſtbedienten fleißig nachſehen, und, wo es nöthig iſt, dieſelben verbeſſern. Überhaupt iſt er der Controleur von allen Geſchäften und Rechnungsſachen, welche die Unterforſtrevierbedienten zu machen haben. In die verwaltende Claſſe der Forſtbedienten gehört 6. der Revierförſter, oft auch Forſtjäger, Holzförſter, Amtsjäger, Wildbereiter, Forſtbereiter, reitender Förſter u. ſ. w. genannt, welcher die beſondere Verwaltung eines Reviers in ihrem ganzen Umfange nach den Vorſchriften ſeiner Vorgeſetzten beſorgt, die Forſtproducte jeder Art abzuſetzen ſucht, und die Naturalrechnung darüber führt. Unter die den Wald beſchützenden Forſtbedienten gehört 7. der Förſter, Unterförſter, Forſtknecht, Forſtläufer, auch Waldaufſeher, Waldſchütze genannt, welcher auf jeden Forſtfrevel, jeden Übertreter der Forſt-, Jagd- und Fiſchereiordnungen und auf die Gränzen Acht geben, dergleichen Frevel und Übertretungen ſogleich anzeigen und dem vorgeſetzten Revierforſtbedienten bei Verrichtung ſeiner Geſchäfte auf Verlangen an die Hand geben muß. — Forſtwirthſchaft iſt derjenige Theil des Forſtweſens, welcher die practiſche Anwendung der zur Forſtwiſſenſchaft gehörigen Kenntniſſe enthält, um durch richtige Beſtimmung des wahren Holzbeſtandes und Zuwachſes deſſelben als Einnahme, zur Abgabe der Holzbedürfniſſe, als Aufwand oder Ausgabe, in genauer Verbindung mit der Forſtpflege einen immer fortdauernden höchſtmöglichen Ertrag aus dem Walde zu erlangen. Die Einrichtung einer guten Forſtwirthſchaft gehört für die obern Forſtbedienten, die Ausübung aber für die Revierforſtbedienten, und dieſelbe macht nebſt dem Holzanbaue unter dem Na-

men der Forſtunterhaltung einen Theil der ökonomiſch-techniſchen Kenntniſſe eines Förſters aus. — Forſtwiſſenſchaft iſt die Kenntniß der zum Beſten der Forſte aus vielen angewandten Theilen der Naturgeſchichte, Phyſik, Mathematik, Technologie, Cammeralwiſſenſchaft, Jurisprudenz und Polizeiwiſſenſchaft entlehnten Regeln oder Mittel, mit dem ſparſamſten und zweckmäßigſten Koſtenaufwande das meiſte und nutzbarſte Holz zu erziehen, das erzogene zu warten, zu pflegen und zu ſchützen zu ſuchen, damit nicht nur der höchſtmöglichſte, ſondern auch ein immer fortdauernder Ertrag erhalten werde. — Forſtzoll, Waldzoll, iſt diejenige Abgabe, welche entweder von dem ins Land gebrachten oder außer Landes verfahrnen Holze und andern Forſtproducten, z. B. Harz, Pech, Ruß, Gärberlohrinde, Kohlen u. ſ. w. zu Waſſer und zu Lande an beſtimmten Orten entrichtet werden muß, und ſie gehört mit zu den Nebenbenutzungen eines Forſtes. X.

Forſter (Johann Reinhold), der Vater, königl. preußiſcher geheimer Rath und Profeſſor der Naturgeſchichte zu Halle, ein berühmter und wegen ſeiner Schickſale ausgezeichneter Gelehrter. Urſprünglich ſtammte die Familie aus dem alten Hauſe der Lords Foreſter in Schottland ab; die Nachkommen hatten ſich nach Polniſch-Preußen geflüchtet, und einer derſelben, Bürgermeiſter in Dirſchau unweit Danzig, war der Vater unſers Forſters, welcher 1729 geboren wurde. Ohne ſonderliche Erziehung wuchs dieſer herauf, kam im 15. Jahre nach Berlin, wo er mit Reſewitz, Pallas und mehreren damals ſchon viel verſprechenden Köpfen auf dem joachimsthaliſchen Gymnaſium zuſammentraf, und in Sprachen, Chronologie und Völkerkunde einen tüchtigen Grund legte. 1748 beſuchte er die Univerſität Halle, und trieb, da er ſich der Theologie widmen ſollte, die gelehrten Sprachen, kam dann 1751 nach Danzig, und erhielt bald die Predigerſtelle zu Naſſenhuben (Naſſenhof). Sein Amt verwaltete er nur ſo viel es die Nothdurft heiſchte, und hing dagegen ſeinen Lieblingsfächern, Mathematik, Philoſophie, Länder- und Völkerkunde, auch alten Sprachen mit voller Seele nach. Seine kleinen Streifereien, die er mit ſeinen beiden Söhnen, beſonders dem nachher ſo berühmt gewordenen Georg, für die Naturgeſchichte, auch öfters auf der Jagd machte, und welche ihn in mancherlei Händel verwickelten, erweckten immer mehr ſeine Reiſeluſt; er kam aber dabei auch immer mehr von dem, was Convention und Etikette in der menſchlichen Geſellſchaft verlangen, ab, und nahm dagegen eine gewiſſe Derbheit an, die in dem Umgange mit Bauern viel Nahrung fand. Der Bauern nahm er ſich auch bei mehreren Gelegenheiten als kräftiger, muthvoller, thätiger Mann an; leider aber brachte ihm ſeine Stelle zu wenig ein, als daß er, zumal bei einer ſehr zahlreichen Familie, nicht in Schulden hätte gerathen ſollen. Und ſo kam es ihm ſehr willkommen, als ein Mann geſucht wurde, der das Coloniewesen in Saratow, einem aſiatiſchen, zum ruſſiſchen Reiche gehörigen Gouvernement, unterſuchen könne; er nahm den Antrag an und reiſ'te im März 1765 ab. Seine Berichte fielen ſehr zur Zufriedenheit aus, und er erhielt nun nach ſeiner Ankunft in Petersburg von der Kaiſerin Catharina II. den Auftrag, mit Zuziehung mehrerer Gelehrten ein Geſetzbuch für dieſe Coloniſten zu verfertigen. Allein der fleißige Mann erhielt für dieſe ſeine Arbeiten und Reiſen, ja für die nun verlorne Predigerſtelle, die man wegen ſeines langen

Außenbleibens unterdeſſen anderweit beſetzt hatte, nicht die erwartete Entſchädigung und reiſ'te ohne die geringſte Belohnung im August 1766 nach London ab. Hier erhielt er ſich und ſeinen Sohn theils durch Verkaufung mehrerer von ſeiner Reiſe mitgebrachten Seltenheiten, theils durch Überſetzungen oder eigne Abhandlungen, die er herausgab. Zwar wurden ihm mehrere amerikaniſche Predigerſtellen angetragen; allein er ſchlug ſie aus, indeſſen ſein Sohn Georg im Jahr 1767 eine Stelle auf einem Comtoir annehmen mußte. Der Vater ging nun als Profeſſor der Naturgeſchichte und der franzöſiſchen und deutſchen Sprache nach Warrington, wohin auch ſeine Frau und zugleich ſein Sohn Georg nachfolgten. Er unterrichtete hier, ſelbſt als er nachher die Profeſſorſtelle niederlegte, die Jugend, und lebte mehrere Jahre in dieſen nicht unangenehmen Verhältniſſen. Endlich kam der Antrag an ihn, den Capitain Cook bei ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe als Naturforſcher zu begleiten; er bedachte ſich nicht lange und ging mit ſeinem damals 17jährigen Sohne den 26. Juni 1772 von London ab. Dieſe intereſſante, für die Menſchheit und die Wiſſenſchaften ewig wichtige Reiſe, auf welcher ſie volle drei Jahre zubrachten, hat der Sohn, Georg Forſter, in dem berühmten, zwei Quartbände ſtarken Werke (London 1777, und deutſch, Berlin 1778 und 1780) weitläuftig beſchrieben, da man den Vater, welchem es zur Bedingung gemacht worden war, nichts für ſich von dieſer Reiſe drucken zu laſſen, durch elende Cabalen um ſeinen Antheil an der engliſchen Prachtausgabe dieſer Reiſe gebracht hatte. Der Vater ſelbſt gab nachher ſeine reichen Bemerkungen über Gegenſtände der phyſiſchen Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte und Philoſophie, die er auf ſeiner Reiſe um die Welt geſammelt hatte, zu London 1778 in 4. (nachher verdeutſcht von ſeinem Sohn zu Berlin 1783 in 8.) heraus. Die Weltkarte, welche die berühmten Weltumſegler auf ihrer Reiſe mit hatten, befindet ſich in der Gallerie zu Wörlitz als höchſt intereſſantes Cabinetsſtück im Beſitz der Erbprinzeſſin von Anhalt-Deſſau. Belohnungen wurden übrigens dem braven Manne ſo wenig zu Theil, daß er vielmehr, nach und nach bei ſeiner zahlreichen Familie in ſeinen ökonomiſchen Verhältniſſen zurückgekommen, eine Zeit lang im Schuldthurme ſchmachten mußte, bis ihn endlich Friedrich der Große 1780 gleichſam dem Kerker abkaufte und mit dem Geheimerathstitel als Profeſſor der Naturgeſchichte nach Halle berief, wohin er mit Weib und Kindern zog und wo er 18 Jahre, bis an ſeinen Tod, eine Zierde dieſer Akademie war. Auch hier ſchrieb er ſehr fleißig und war mit Überſetzung der neueſten Reiſen aus mehreren Sprachen, unter welche vorzüglich die von Cooks dritter Reiſe gehört, beſchäftigt. Freilich blieb er auch hier nicht ohne Verdrüßlichkeiten, welche ihm oft ſeine Heftigkeit, ſeine Geradheit und ſein offenes Herz zuzogen; beſonders ſetzten ihm theils ſein Hang zum Spielen, theils die Begierde, ſeine Sammlungen um jeden Preis zu vermehren, ſehr oft in große Verlegenheit. Der endliche Verluſt ſeines edeln Sohnes, Georg, und der eines zweiten Sohnes, eines geſchickten Arztes, vermehrten dieſe Leiden noch weit mehr. Engbrüſtigkeit, Bruſtkrampf und andere damit verbundene Übel brachten ihn ſeinem Ende nahe, welches den 9. December 1798 erfolgte. Er erwartete es mit der größten Ruhe und mit wahrer Verklärung. Scharfſinn und ſchnelle Faſſungskraft waren bei dieſem merkwürdigen Manne

zugleich mit dem bewundernswürdigſten Gedächtniß verbunden. Siebenzehn lebendige und todte Sprachen redete oder ſchrieb er größtentheils. Er beſaß eine höchſt ſeltene Kenntniß der Literatur in jedem Fache; in der Geſchichte, der Botanik und Zoologie wird er immer mit ſeinem Sohne als einer der erſten Entdecker des verfloſſenen Jahrhunderts glänzen. Obgleich von heftigem, aufbrauſenden Temperamente, hatte er dennoch ſo viel ungeheuchelte Gutmüthigkeit, daß er nicht beleidigte. Er war ausnehmend gefällig und dienſtfertig; auch den fremden Verdienſten ließ er volle Gerechtigkeit wiederfahren. Ein heiterer Humor und eine unerſchütterlich frohe Laune gaben ſeinem Umgange ein eignes Intereſſe. In ſeinen zahlreichen Schriften, unter denen ſeine oben erwähnten Beobachtungen auf einer Reiſe um die Welt, ſeine Geſchichte der Schifffahrten und Entdeckungen im Norden, ſo wie ſein antiquariſcher Verſuch über den Byſſus der Alten die erſten Stellen einnehmen, war ſein Styl zwar kräftig und lebhaft, aber, wenigſtens der deutſche, nicht ganz correct.

Forſter (Georg) *), geboren 1754 in Naſſenhuben bei Danzig, geſtorben 1794 in Paris. Charakteriſtiken, Biographien ſollten gleich nach dem Tode der Heimgegangenen geſchrieben werden, ſo lange unſre Seele noch voll iſt von ihrem Guten und ihren Mängeln. In dem Augenblicke, wo Gott dieſe, eins gegen das andre, abwägt in ſeiner göttlichen Liebe, ſollten wir beides in die eine Wagſchale legen, und unſre menſchliche Liebe in die andre, was wir, ſo lange der Todte lebte, doch oft vergaßen — dann würden wir ſie wahr ſchildern und warm, und bei allen Menſchen, die das Gemälde ſähen, würde das Zünglein der Wage auch zwiſchen dem Todten und der Liebe mitten inne ſtehen. Wenn erſt Jahre vorübergingen, und ihr Wechſel die Gräber deſſen, den wir zeichnen ſollen, mit Blumen beſäet hat, die der Auferſtehung Bild ſind; dann iſt ſein Andenken für uns auch das eines Auferſtandenen, und wir können uns nichts mehr von ihm erinnern, als daß er litt und verherrlicht ward durch den Tod. Wenn der gute Menſch ſo bei dem Andenken jedes Menſchen empfindet, wie überwältigend muß dann dieſes Gefühl bei der verfallenen, zerſtreuten Aſche — denn ſogar der Kirchhof, auf dem er zur Ruhe gelegt ward, iſt nicht mehr — eines der reichſten, unglücklichſten Menſchen ſeyn? Doch der theilnehmende Unkundige verlangt Züge, um ſich ein Bild zu machen, ihm ſagen alſo die nachfolgenden Zeilen — wie unvollkommen ſie es auch thun mögen — wer Georg Forſter war, und auf welchen Pfaden von der Wiege zum Grabe der arme Wanderer ermüdete. Er ward im Jahre 1754 in einem Dorfe (Naſſenhuben) **) bei Danzig, wo ſein Vater, der eine zahlreiche Familie und kein Vermögen beſaß, Patronat-Pfarrer war, geboren. Des Vaters, Johann Reinholds, Charakter paßte nicht zu ſeinem Stande, ſeine umfaſſende Kenntniſſe machten ihn zu manchem andern Lebenswege tüchtiger, als zu dieſem. Er hatte die glücklichen Geiſtesanlagen ſeines Sohnes ſo frühzeitig entwickelt, daß er ihn in ſeinem eilften Jahre mit auf die Reiſe nehmen konnte, die er auf Befehl der Kaiſerin Catharina zur nähern Kenntniß der ſüdöſtlichen Gou-

*) Eigentlich Johann Georg Adam.

**) Forſters Vater nennt dieſes Dorf Naſſenhof. D. H.

vernements ihres ungeheuren Reichs machte. Er durchzog auf dieſem Wege Rußland bis an die Gränzen Aſtrachans, und ward ſchon damals gewöhnt, die ganze Natur mit unterſuchenden, vergleichenden, bemerkenden Blicken zu betrachten. Aber Joh. Reinh. täuſchte ſich in ſeinen faſt immer zu hoch geſpannten Hoffnungen und Erwartungen in Hinſicht auf den Erfolg dieſer Reiſe, und damals mochte Georg wohl das erſte Mal des Schickſals Ebbe und Fluth kennen lernen, die nachmals ſein ganzes Leben hindurch wechſelten. Joh. Reinh. hatte ſeine Familie in Naſſenhuben gelaſſen, und ſein Sohn trug ſchon damals, als dreizehnjähriger Knabe, bei ſeinem Aufenthalt in Petersburg *) durch Überſetzungen aus dem Ruſſiſchen ins Franzöſiſche, zu ihrem Unterhalte bei. Von Petersburg begab ſich Vater Forſter in Begleitung ſeines Georg mit ziemlich ſchwankenden Planen nach England, wohin er nach einem Jahre ſeine übrige Familie nachkommen ließ, indem er bis zu ſeiner Reiſe um die Welt durch Unterricht und Schriftſtellerei bald in London, bald in ſeiner Umgegend ſehr bedrückt lebte. Georg wurde anfangs zum Handel beſtimmt; er ward in einen londoner Laden gethan; ſeine zarte Geſundheit konnte das Päckeſchnüren und Päcke in den langen Straßen umhertragen nicht aushalten, ſo wie ſein an vielfältige Nahrung gewöhnter Geiſt nicht die Leere der furchtbaren Ladenjungen-Sclaverei. Sein Vater nahm ihn zurück. Von da an erleichterte er die Hausſorgen ſeiner Mutter, indem er — ſelbſt erſt ein funfzehnjähriger Knabe, in einigen Erziehungsanſtalten der Umgegend von Warrington, wo damals Johann Reinhold Profeſſor der Naturgeſchichte geworden war, Unterricht im Franzöſiſchen und Rechnen gab, und den Unterricht ſeines Vaters und der übrigen Profeſſoren an der Akademie zu Warrington benutzte. Johann Reinhold war durch ſeine Kenntniſſe und vielfache Vorzüge mit vielen londner, ſowohl engliſchen als fremden, Gelehrten in Verbindung gekommen. Durch ſie und ſo nahe „dem großen Markte der Welt,“ London, erlangte Georg unzählige Mittel, durch Anſicht und Beobachtung ſeine Kenntniſſe zu bereichern — und für ſeinen nach Wiſſen dürſtenden Geiſt war keines verloren. Im achtzehnten Jahre begleitete er ſeinen Vater auf der Reiſe, die Cook zur nähern Kenntniß des Südpols um die Welt unternahm (1772 bis 1775). Joh. Reinhold hatte von ihr die Schatzgrube erwartet, aus welcher er für ſein übriges Leben den rechtlichen Lohn ſeiner Mühen ſchöpfen wollte; Georg in ihr die Morgenſonne eines thatenvollen Lebens geſehen. Mit hochgeſpannten Segeln kehrte ihr Lebensſchifflein nach viertehalb Jahren nach Europa zurück; aber ähnliche Urſachen, wie nach der ruſſiſchen Reiſe am petersburger Hofe, machte es im Hafen — wo nicht ſcheitern — doch leck vor Anker gehen **). Georg ward vierundzwanzig Jahr alt, als ihm die Bekanntſchaft einiger biedern Deutſchen einige Ausſichten eröffnete, in Berlin eine Anſtellung zu finden. Er reiſ'te über Holland und Heſſen nach Berlin zu, als er bei ſeinem, auf wenige Tage berechneten, Aufenthalte in Caſſel ganz unverhofft an der damaligen Rit-

*) Er erhielt auf der St. petersburger Schule ſeit Ende 1765 Unterricht in den Sprachen, in der Geſchichte, Geographie, Mathematik u. ſ. w.

**) Nach dieſer Reiſe blieb G. Forſter zu London bis 1777, wo er nach Frankreich reiſ'te, und in Paris die Bekanntſchaft des berühmten Naturforſchers Buffon machte.

terakademie als Profeſſor der Naturgeſchichte angeſtellt ward. Seine Reiſe nach Berlin unterblieb aber nicht, er benutzte ſie, um dem Schickſal ſeines Vaters eine günſtigere Wendung zu geben. Es gelang ihm und einigen einwirkenden Menſchen, Joh. Reinh. als Profeſſor nach Halle zu befördern — eine Beförderung, bei der Halle wenigſtens ſo viel als Joh. Reinh. gewann. Georgs Lage in Caſſel ließ von Anfang an manches zu wünſchen übrig, und ward durch Wünſche, die in Georgs Bruſt, immer die Gegenwart überwiegend, arbeiteten, bald unangenehm und endlich läſtig. Das fortſchreitende Schickſal ſchien ſich ins Mittel zu ſchlagen, und rief ihn, in dem Zeitpunkte, da er einer Dazwiſchenkunft äußerer Umſtände am meiſten bedurfte, als Lehrer der Naturgeſchichte nach Wilna in Litthauen. Ein Rang, der ihn berechtigte, ſeine Stelle bei Hofe einzunehmen, des Königs perſönliche Gunſt, manche Lockung der Eitelkeit, manche ſchöne Hoffnung, unter einer edeln Nation zu wirken, wog das Wagſtück, ſich aus der gebildeten Welt zu entfernen, auf. Auf ſeiner Reiſe dahin, die er über Dresden, Prag, Wien und Warſchau machte, wählte er die Gattin, die er bis auf ſeinem Sterbebette mit exaltirter Liebe ehrte. Sie folgte ihm nach Litthauen. Wie er ſeine Lage in dem armen, der Vernichtung zureiſenden, Lande empfand, drückte er in dem Motto eines damals von ihm dem Publicum übergebenen Buchs durch die Klagen des verbannten Ovids aus. Tomi's Stätte wird kaum mehr errathen; aber die Worte, die der tiefleidende Dichter dort ſang, ſind noch die Dolmetſcher gleicher Trauer. Das Schickſal ſchritt fort, indem es Georg mit anſcheinender Großmuth aus ſeiner Verweiſung befreite. Catharine von Rußland berief ihn zu einer neuen Reiſe um die Welt, welche beſonders die nähere Kunde der nordöſtlichen Küſte ihres grauenvoll weiten Reiches erforſchen ſollte. Sie übertrug ihm die Führung des ganzen wiſſenſchaftlichen Antheils dieſer glänzenden Unternehmung. Hochglühend von Hoffnungen, nun ſeinen Platz im Leben und Wirken gefunden zu haben, trat er die Reiſe über Deutſchland an, wo er ſeine Gattin und ſein Kind während der fünf Jahre ſeiner Abweſenheit bergen wollte. Der Krieg der Ruſſen mit den Türken brach aus. Die Schiffe, welche Erkenntniß zu ſuchen ausgehen ſollten, mußten ihre Mannſchaft zu Seeſchlachten hergeben, und der unternehmende jugendliche Anführer dieſes friedlichen Geſchwaders fiel, der einzige Todte des Linienſchiffs, deſſen Capitain er war, in dem Hafen vor Riga. Ungewiß über ſeine fernere Laufbahn brachte Forſter ein Jahr in Göttingen zu. Manche Blüthenknoſpe ſeines Lebens ſtreifte dieſer Zeitpunkt ab. Er unternahm in ihm eine Reiſe nach Berlin, wo der Umgang mit Geſchäftsmännern ihm politiſche Verhältniſſe bekannter und intereſſanter machte. Er beſuchte auch die Rheingegenden, und vermittelte dadurch ſeine Anſtellung als erſter Bibliothekar und Profeſſor in Mainz. Mit der Abſicht, einen neuen Lebensabſchnitt zu beginnen, ließ er ſich im Herbſt 1788 daſelbſt nieder. Seine Wünſche und die Wirklichkeit hatten aber ſchon die Friedensſtifter zwiſchen ſich, Geſundheit und Begnügſamkeit, verloren, und der Wagen ſeines Schickſals rollte mit zunehmender Schnelle den unbegränzten Abhang herab. Als Fremder fand er ſich mit Fremden am häufigſten zuſammen; viele von dieſen führten auswärtige Verhältniſſe nach Mainz; dieſer Umgang beförderte ſeinen Antheil an allgemein intereſſanten, alſo vorzüglich politiſchen Vorfällen. Seine

Erfahrungen bildeten ſeine Denkart, ſeine individuelle Empfindungsweiſe verarbeitete die Begebenheiten der Zeit; eine Reiſe, die er im Jahre 1791 nach England und durch Frankreich machte, beſtimmte ſeine Anſicht des Augenblicks. — Sein Wille und der Drang der Umſtände ſchloſſen ſich in engen Kettengliedern zuſammen, und er verband ſich der Sache Frankreichs, deren Irrthum damals einer großen Zahl der edelſten Gemüther den ſchönſten Traum gab, der Sterblichen zu träumen vergönnt iſt. Forſter erwachte von dieſem Traum, aber die Idee, die ihn gebar, blieb ſein Ideal. Die Blüthen ſeines Lebens hatte er welken ſehen, für die wenigen Früchte, die ſie anſetzten, fühlte er ſich nicht mehr der berufene Gärtner zu ſeyn: da kam der große, ſtets geſegnete Gärtner, Tod, und verpflanzte die edle, kranke Pflanze in einen Boden, wo ſie gelabt und in Himmelsluft gedeihend in unendlicher Vervollkommnung fortwächſ't. Forſters Lebenslauf gleicht alſo an Fülle einem willkürlich erſonnenen Roman, und dieſes reiche Leben fiel einem der reich ausgeſtattetſten Menſchen zu ſeinem Antheil. Forſter war mit unendlich empfänglichem Herzen und ſeltenen Fähigkeiten des Geiſtes geboren; aber von ſeiner Geburt an verbreitete ſich ein unſeliges Mißverhältniß zwiſchen ſeinem Streben und ſeinen Mitteln durch ſein Daſeyn. Seine frühen Verdienſte bei dem beſtändigen Drucke häuslicher Beſchränkung; die frühe, enthuſiaſtiſche Anerkennung von den Seinigen, bei den ewigen Hinderniſſen, die dem Gelingen ſeiner Anſtrengungen im Wege ſtanden; die unbegränzte Ernte von Wiſſen und Anſichten, welche die Umſtände ihm darboten, bei dem Mißlingen, ihre Früchte geltend zu machen; die Bewunderung der Menge, die ſchmeichelnde Neugier der Großen, die Gunſt gebildeter Weiber, überall, wo der junge, beſcheidene, geiſtvolle Weltumſegler auftrat, neben der Nichtsbedeutendheit ſeiner häuslichen Umſtände; die Größe ſeiner Anſichten, bei der Kleinheit ſeines Wirkungskreiſes — alle dieſe Gegenſätze brachten eine fortwährende Diſſonanz in ſein Leben. Mehr oder weniger iſt dieſes der Fall bei allen Menſchen; aber je reichbeſaiteter ein Saitenſpiel iſt, deſto ſchwerer ſind die verſtimmten Töne zur Harmonie zurückzuführen. Von außen her hätte es für Forſter vielleicht eine heilende Lebensbahn gegeben, und das wäre die eines Staatsmannes mit feſt vorgezeichneter, aber bedeutender Wirkſamkeit geweſen. Sie hätte ſeinem Ehrgeiz, ſeinem Streben nach nützlicher Wirkſamkeit, ſeinem Triebe, immer höher und höher zu ſteigen, einen beſtimmten Weg angewieſen. Von dieſer aber ſchloß ihn die deutſche Ungewohnheit aus: Unſtudirte zu dergleichen Ämtern zu brauchen — obſchon er wahrſcheinlich das juriſtiſche Doctordiplom ſo gut wie das philoſophiſche und mediciniſche, welche er wirklich beſaß, erhalten haben kann. — Ihm ward die Gelehrtenlaufbahn, welche dem Geiſte die meiſte Willkür läßt; und Willkür bei dem raſtloſen Streben und den Mißverhältniſſen in ſeinen Schickſalen legte ihm die Icarusſchwingen an, die jeden ſeiner Aufflüge mit einem Sturze ſeiner Erwartungen begleitete. In Forſters innerm Menſchen waren dieſen zehrenden Elementen mildernde, erhaltende Zuſätze gegeben, — die höchſte menſchliche Güte und unzerſtörbares Hoffen. Dieſe Güte lief wie ein goldener Faden durch das ganze dunkle Gewebe ſeines Lebens hindurch; ſtets rettend im Schmerz, oft hindernd am Entſchluß, oft irre führend im Urtheil, aber immer einem Engel gleich, der mit ſeinem Palmzweig die ſchwüle

Erdenluft erquickend bewegte, und ihn nach jedem Kampf nach jedem Mißlingen zum kühlen Kranz um ſeine Stirne bog. Dieſe herrliche Güte war in ihm auch die Mutter der Hoffnung — leider iſt ſie es aber, die uns am häufigſten über den Werth des Augenblicks täuſcht; doch wenn ſie die Güte zur Mutter hat, nie den Getäuſchten entwürdigt. Aus dieſem Grunde blieb Forſters Selbſtachtung ſtets unerſchüttert, und die Achtung Aller, die ihn kannten, blieb ihm, ſelbſt da, wo ſie ihn tadelten, gewiß. Sein Tod fiel in einen Zeitpunkt, in welchem Haß die einzige Stimme war, die man zwiſchen dem Jammergeſchrei der Menſchheit vernahm, aber dennoch ward ſein friſches Grab mit frommen Thränen und mildem Nachruf geehrt, ja die Edeln ſeines Volks wendeten ſich mißbilligend von ein Paar Armſeligen ab, die ſeine Aſche verhöhnten. Nun iſt faſt alles untergegangen, was ſich auf ſein Leben bezog; das Meer, deſſen tief aufgeregter Schooß ſo vieles und auch ihn verſchlang, liegt Ehrfurcht gebietend hinter uns, und auf ſeinen Wogen wandeln, wie alte Fiſcher erzählen, in nächtlicher Zeit die Schatten der Verunglückten, die mit bedeutendem Kopfnicken ſich händeſchüttelnd begegnen. Unter ihnen ſchreitet Forſter daher. Er hört unſere Träume über ihn, er wendet ſich zu uns, ſein ſanfter verklärter Blick ſagt uns: was ich unter euch ſtrebte, verfolgte, war kein Traumbild — ſtrebt, verfolgt und ſeyd weiſer, als ich — Weiſer mögt ihr werden, Überlebende! denn ſein Schickſal belehrt euch; aber reicher an Güte, durſtiger nach Wahrheit zu ſeyn, wie er, gelingt euch wohl kaum. Strebt ihm denn nach! in eurem Gelingen genießt der Abgeſchiedene ſeines Strebens Belohnung H. g. H.

Gern wünſchten wir der intereſſanten biographiſchen Skizze etwas hinzufügen zu können, was unſern Leſern über die letzten Schickſale des geiſtvollen Forſter einigen Aufſchluß gewährte, und in das matte Helldunkel, in welchem der letzte Theil ſeiner Biographie ſchwimmt, einige kräftige Lichter würfe; denn zu groß war der Mann, als daß ein, wenn auch tiefgefühltes Mitleid uns ſeinen großen Kampf verberge, da wir mehr als dieſes für ihn hegen. Allein wir ſehen uns genöthigt, im Gefühle der Unfähigkeit, und in Ermangelung genauerer Quellen, die Nachrichten, welche in der früheren Auflage dieſes Buchs gegeben wurden, mit einigen Zuſätzen begleitet, im Weſentlichen zu wiederholen. Forſters Benehmen in Mainz, welcher bei dem Fortſchreiten der Revolution in den Streit politiſcher Parteien verwickelt wurde, hat anders Denkenden vielen Stoff zur Verleumdung gegeben, und doch war es auf mannichfaltige Weiſe begründet. Forſter entſchied ſich bald für die Sache der Freiheit, denn ſein Grundſatz war: Frei ſeyn, heißt Menſch ſeyn. Man hat daher oft mit vornehmem Mitleid von ſeinen Freiheitsträumen geſprochen; aber nicht immer erkannt, daß er ſich nur in den Menſchen, nicht in der Idee und den Mitteln überhaupt getäuſcht. Denn ſeine Idee von Freiheit war nicht überſpannt und metaphyſiſche Träumerei war fern von ihm. Aber der glänzende Anfang der Revolution in Frankreich begeiſterte ihn ſo ſehr, daß er alles bürgerliche Gute allein von dorther erwartete; dazu kam das ſchändliche Betragen der Emigrirten in Mainz, der Druck, den die Stadt durch ſie empfand, und die innerſte Abneigung gegen alles, was Pedantismus und träges Vorurtheil ſchien, wobei er, vermöge ſeines lebhaften, freien Geiſtes, natürlich oft die Gränzen überſchritt. Viele, die ihn deß-

halb tadelten, konnten nicht irren, wie er. Endlich führt Huber, als die hauptſächlichſte Quelle von Forſters Unglück (in ſeiner Vorrede zu dem dritten Theile der Anſichten) an, „daß ihm Geſchäfte der Univerſität mit dem franzöſiſchen General und dem Commiſſariat aufgetragen wurden, weil man mit Recht glaubte, daß ſeine bekannte Vorliebe für die Sache der Revolution und ſeine vertraute Bekanntſchaft mit der franzöſiſchen Sprache, wie überhaupt mit jeder Art von ausländiſchem Geiſt, ihn vorzüglich dazu geſchickt machten, das Intereſſe der ſich ſelbſt überlaſſenen Univerſität gegen die Übermacht der Fremden ſo viel als möglich zu ſchützen, und nach Maßgabe der Umſtände bei dieſer Gelegenheit ſogar auszubreiten." Dies verhinderte ihn, den Rath und die Veranſtaltungen ſeiner beſorgten Freunde, ſich aus Mainz in dieſem kritiſchen Zeitpunkte zu entfernen, zu genehmigen. Er erklärte ihnen ſogar, „es ſey ihm unmöglich, ſeiner perſönlichen Convenienz zu Liebe, und aus Furcht vor den gefährlichen Alternativen (zwiſchen denen man voraus ſah, daß er ſich in Mainz noch gedrängt finden würde), ſeinen Poſten, gerade unter den einzigen Umſtänden, die ihn darin nützlich und wichtig machen konnten, zu verlaſſen." Und ſo blieb er in der bedrängten Stadt zum Vortheile derſelben und der Univerſität bis zum Einmarſch der Republikaner zurück. Nun konnte er nicht mehr neutral bleiben. Er erklärte ſich alſo, da er durch ſeine Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache bald mit der Generalität bekannt worden war, ganz für die Revolution, ward Clubiſt, und nahm an den in Mainz vorgenommenen Veränderungen lebhaften Antheil. Allein von dieſem Augenblicke an war er auch für ſein Vaterland verloren, von ſeiner Familie (man weiß jedoch die Umſtände hiervon nicht genau) getrennt, ja viele, die den großen, edeln Mann verkannten, dehnten das Verdammungsurtheil des Staats auch auf den Schriftſteller aus. Er wendete ſich nun 1793 nebſt einigen andern, welche ſich begeiſtert für die Sache der Neufranken erklärt hatten, nach Paris. Aber ſeine Hoffnungen verſanken, als mit dem Sturze der Gironde, deren gemäßigte Anſichten er theilte, ganz Frankreich ſich unter das Joch eines Robespierre beugte. Er ſah nun ein, daß hier nichts mehr zur Verwirklichung der ſchönen Idee der Freiheit zu thun war, wo Klugheit und Mäßigung der blutigen Willkür weichen mußten, bereuete ſeinen Übertritt, und ſchilderte die traurige Stimmung ſeiner Seele in vielen leſenswürdigen Briefen, die wir in den Friedenspräliminarien (von Huber herausgegeben — vergl. auch Hubers kleine Schriften) leſen. Der Kummer griff ſeine Geſundheit an, und ſchon im 39ſten Jahre (am 11. Jan. 1794) endigte ein ſcorbutiſches Fieber des früh entwickelten Geiſtes Lebensbahn, die er vielleicht, wenn er länger gelebt hätte, unter der Guillotine würde beſchloſſen haben. Über ſeine frühere Lebensperiode vergleiche ſeines Vaters Aufſatz in Jakobs philoſ. Annalen, Jahrgang 1795, Anzeiger No. 2 und 16. Noch bleibt uns übrig, über ſeinen literariſchen Charakter zu ſprechen, wobei wir zugleich unſere Leſer auf die meiſterhafte Schilderung in der Gebr. Schlegel Charakteriſtiken und Kritiken (1ſter Band, S. 88 u. ff.) zu verweiſen nicht unterlaſſen dürfen. — Forſters reicher Geiſt entwickelte ſich ohne viele fremde Unterſtützung ſchnell und üppig zu dem vielſeitigen Anſchauen der Natur. An der Hand eines Vaters voll ſtarkem, umfaſſendem Naturſinn (ſiehe Reinhold Forſter), bildete

ſich jenes Talent der Naturbeobachtung, welches ſich in feinen Charakteriſtiken in ſeinen Schriften überall an den Tag legt. In der Anſchauung der Natur entwickelte ſich ferner der hohe Freiheitsſinn, der ſeinen Schriften, wie ſeinem ganzen Leben, den Grundton gibt. Frei von den Feſſeln der Syſtemſucht und dem Staube der Stubengelehrſamkeit betrachtete er Natur und Kunſt; frei von fremder Nachahmung, friſch und lebendig ſtellte das Angeſchaute ſein reiner Geiſt in eigenthümlicher Geſtaltung dar, und dies iſt es, was ihn auch zu einem claſſiſchen Proſaiſten der Deutſchen erhebt. In ſeiner Poeſie verbindet ſich franzöſiſche Leichtigkeit mit engliſchem Gewicht. Kein Schriftſteller, wie er, regt, bei der Betrachtung einer reichen Welt, die ihm ſein weltbürgerliches Leben aufgeſchloſſen, ſo vielfach zum Denken an, wie er, ohne es zu wollen, thut; keinem war es gegeben, mit ſo lebendiger Einbildungskraft auch den Sinn der Kunſtwerke aufzufaſſen und dem Abweſenden gegenwärtig zu machen. Und wenn er auch in ſeinen Grundſätzen hier und da übertrieben erſcheint, und der edle Unwille gegen das Schlechte ihn zu weit führt, wenn er auch zuweilen durch Üppigkeit der Gedanken in ſpitzfündige Dunkelheit verfällt, ſo iſt es doch die warme Begeiſterung für das Große, und der lebendige Drang, das Große auszuſprechen, in welchem er nimmer ermüdet, und die Offenheit, mit welcher er ſein reges Leben mittheilt, die uns mit ihm verſöhnen ſollte. Seine Schriften werden immer mehr geachtet werden; denn er eilte ſeiner Zeit voraus. Was letztere anbetrifft, ſo übergehen wir z. B. die Überſetzungen aus dem Deutſchen ins Engliſche, welche er, faſt noch als Knabe, in Warrington beſorgte, obgleich ſie ein großes Sprachtalent beurkunden, ferner von Merciers Bemerkungen über die Criminalgeſetze, deſſen Briefen über Italien (Mainz, 1798. 8.), und vielen ausländiſchen Reiſen, welche er allein oder mit ſeinem Vater verfertigte, und führen hier vorzüglich an die intereſſante für Naturgeſchichte und Menſchenkenntniß ſo wichtige Beſchreibung der denkwürdigen Reiſe, welche er mit ſeinem Vater um die Welt machte (ſ. Reinh. Forſter), ſeine kleinen Schriften, ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde, Naturgeſchichte und Philoſophie des Lebens, 6 Thle. Leipzig, 1789 — 1797. 8.; ferner ſeine reichhaltigen Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni 1790. 3 Thle, N. A. 1791 — 1794 (auch ins Franzöſ. überſetzt). Auch hat er neben mehrern andern das Verdienſt, die köſtliche Frucht des indiſchen Himmels, die Sakontala des Kalidas, auf deutſchen Boden verpflanzt zu haben (Mainz und Leipzig, 1791.). Über ihn vergl. noch Schlichtegrolls Nekrolog 1794, 2 Bände; Strieders heſſiſche Gelehrtengeſchichte, 4r Bd. S. 145 u. f. T.

Fort (Franz Jacob le). Dieſer merkwürdige Günſtling Peters des Großen, der ſich durch ſeine Verdienſte einen bleibenden Namen in den Annalen Rußlands erworben hat, war zu Genf im Jahr 1652 geboren. Sein Vater, der daſelbſt Kaufmann war, ſchickte ihn nach Hamburg, um hier die Handlung zu lernen, aber die Neigung des Jünglings zum Soldatenſtande machte, daß er in ſeinem vierzehnten Jahre heimlich nach Marſeille ging und in franzöſiſche, nachher in holländiſche Kriegsdienſte trat, die er indeß wieder verließ, um im Jahr 1675 über Archangel nach Moskau zu gehen. Hier wurde er zuerſt Secretär des däniſchen Geſandten,

und hatte das Glück, das Wohlwollen des jungen Czaars Peter Alexjewitſch zu gewinnen, der ihn zufällig kennen lernte und deſſen Günſtling er bis an ſeinen Tod blieb. Auch war dieſer Bund nicht das Werk des Zufalls oder einer flüchtigen Laune. In beiden lag der Keim zu großen und außerordentlichen Unternehmungen, der ſich nach und nach entwickelte. Peter fühlte, daß er eines Lehrers und Beiſtandes bedürfe, und Le Fort fand ſich durch ſeine Talente berechtigt, ſeinem Fürſten die erwartete Hülfe zu leiſten. Den erſten großen Dienſt empfing der Czaar von ihm bei einem Aufruhre der Strelitzen im Jahr 1688. Le Fort vereitelte die Ausführung dieſes verrätheriſchen Entwurfs, eilte mit einem anſehnlichen Corps in das Kloſter, in welchem der Prinz ſchon eingeſchloſſen war, um ermordet zu werden, und bewachte denſelben, bis die Gefahr vorüber war. Dieſer wichtige Dienſt gewann ihm das unbegränzte Vertrauen des Czaars, der nun alleiniger Beherrſcher von Rußland wurde; ſein Einfluß zeigte ſich mit jedem Tage wirkſamer. Er organiſirte das Kriegsweſen und legte den Grund zu der ruſſiſchen Marine, die Peter in der Folge auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit brachte. Er war es, der den Czaar als Geſandter deſſelben, unter dem Incognito eines Obercommandeurs in ſeinem Gefolge hatte, als er ihn 1697 auf Reiſen führte, um ihn durch Beiſpiele der Induſtrie und des Wohlſtandes im Auslande von der Richtigkeit der Vorſchriften zu überzeugen, die er ihm gab. (S. den Art. Peter der Große.) Indeſſen ſahen die auf das Anſehen des Fremdlings eiferſüchtigen und von dieſem mit Gewalt zum Schweigen gezwungenen Vornehmen Rußlands in der langen Abweſenheit des Czaars und Le Forts eine günſtige Gelegenheit, ſich zu rächen. Die Strelitzen wurden dazu gewonnen und unterſtützten ſie. Peter erſchien mit Adlersſchnelle und nahm blutige Rache an den Aufrührern. Der Czaar, Le Fort und Menzikow vollzogen die Hinrichtung der Schuldigen mit eigener Hand. — Gewiß würde Le Fort dem Czaar in ſeinen Bemühungen um die Vervollkommnung ſeines Volks noch ferner wichtige Hülfe geleiſtet haben, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Er ſtarb im Jahr 1699 im 46ſten Jahre ſeines Alters. Die genialen Talente dieſes Günſtlings und ſeine Verdienſte um Rußland ſind unverkennbar groß. Er hatte einen umfaſſenden und ſehr gebildeten Verſtand, eine ſcharfe Beurtheilungskraft, viel Gegenwart des Geiſtes, eine unglaubliche Geſchicklichkeit, diejenigen zu prüfen, die er brauchen wollte, und nicht gewöhnliche Kenntniſſe von der Stärke und Schwäche des wichtigſten Theils des ruſſiſchen Reichs, die ihm bei der Bildung dieſes ungeheuren Coloſſes nothwendig waren. Im Grunde ſeines Charakters lagen Feſtigkeit, unerſchütterlicher Muth und Rechtſchaffenheit; aber in ſeiner Lebensweiſe war er ausſchweifend und er beſchleunigte dadurch wahrſcheinlich ſeinen Tod; auch trifft ihn wohl nicht ganz grundlos der Vorwurf, daß er den Czaar zur Untreue gegen ſeine Gemahlin und zu mancher Unregelmäßigkeit in der Lebensart verleitet habe.

Fortdauer nach dem Tode, auch die **Unſterblichkeit der Seele** genannt, wiefern man jene Fortdauer vorzugsweiſe auf das denkende und wollende Princip in uns, welches Seele heißt, bezieht. Denn wenn man auch außer der Unſterblichkeit der Seele noch eine **Auferſtehung des Leibes** hofft, ſo kann doch dieſe nicht als eine Fortdauer nach dem Tode gedacht werden, da der Leib unmittelbar nach dem Tode in Verweſung übergeht, mithin

als ein organiſcher, mit Lebensthätigkeit begabter Körper aufhört zu ſeyn und zu wirken; folglich kann die Auferſtehung des Leibes nur als eine neue Schöpfung eines ähnlichen, obwohl vollkommnern Körpers gedacht werden. Die Fortdauer nach dem Tode oder die Unſterblichkeit der Seele hat man auf verſchiedene Art zu beweiſen geſucht. Beſonders hat man ſie in neueren Zeiten aus der Immaterialität der Seele gefolgert. Allein dieſe Immaterialität läßt ſich ſelbſt nicht ſtreng erweiſen; und wenn ſie auch ſtreng erweislich wäre, ſo würde daraus zwar folgen, daß die Seele nicht ſo, wie der Leib, durch Verweſung zerſtört werden könne, nicht aber, daß ſie auch mit vollem Bewußtſeyn ihrer ſelbſt fortfahre zu ſeyn und zu wirken. Denn es bliebe immer möglich, daß die Seele nach dem Tode in einen bewußtloſen Zuſtand überginge, ähnlich demjenigen, worin ſie ſich während eines tiefen Schlafs oder einer langen Ohnmacht befindet. Dies wäre aber keine wahre Fortdauer, ſondern nicht viel beſſer als Vernichtung. Gleichwohl iſt der Gedanke, daß der Menſch nach dem Tode aufhören ſoll, als ein vernünftiges und freies Weſen thätig zu ſeyn, ſo troſtlos und, man möchte ſagen, empörend für die Menſchheit, daß ihn die Weiſeſten und Beſten von jeher als einen unwahren Gedanken verworfen und alle gebildete Völker die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode als einen weſentlichen Beſtandtheil ihrer religiöſen Überzeugung anerkannt haben. Die Hoffnung der Unſterblichkeit iſt daher als religiöſer Glaube zu betrachten. Es iſt nämlich eine unabweisliche Foderung der Vernunft an den Menſchen, daß er nach einer ins Unendliche fortgehenden Vervollkommnung ſtrebe. Dieſe Foderung kann und darf der Menſch nicht aufgeben, wenn er nicht auf ſeine ganze Würde als ein vernünftiges und freies Weſen Verzicht leiſten will. Er darf daher auch mit Recht erwarten, daß eine ewige Fortdauer ſeines beſſern Selbſt, als die unumgänglich nothwendige Bedingung eines unendlichen Fortſchritts im Guten, Statt finden werde, wenn ihm auch die Möglichkeit einer ſolchen Fortdauer ein eben ſo unauflösliches Räthſel iſt, als die Möglichkeit der Vereinigung der ſittlichen Freiheit und der natürlichen Nothwendigkeit in einem und demſelben Subjecte (ſ. Freiheit). Der Glaube an die Unſterblichkeit hat daher einerlei Grund und Quelle mit dem Glauben an die Freiheit und ſelbſt mit dem Glauben an die Gottheit, und niemand kann mit feſter Zuverſicht an Gott glauben, ohne zugleich an ſeine Freiheit und Unſterblichkeit zu glauben. Daher nannte auch Kant dieſen dreifachen Glauben, der aber im Grunde nur Einer iſt, ein nothwendiges Poſtulat (Foderung) der practiſchen Vernunft. Man hat über dieſe für das menſchliche Herz ſo intereſſanten Gegenſtände zwei ſehr leſenswerthe Schriften von Sintenis: Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode, und Piſtevon oder über das Daſeyn Gottes (auch als Anhang zum Elpizon betrachtet). D.

Forte, ſtark (abbrevirt f.), bedeutet den lauten Vortrag in der Muſik; doch darf der Vortrag der Begleitung im forte nie ſo ſtark als der des Solo's ſeyn.

Fortepiano, oder Pianoforte, das bekannte, mit Drathſaiten bezogene muſikaliſche Schlaginſtrument, welches mit Hämmern verſehen iſt, die, durch Claves oder Taſten bewegt, an die Saiten anſchlagen. Schröder aus Hohenſtein in Sachſen (geb. 1699), Organiſt in Nordhauſen, erfand daſſelbe, als er noch Kreuzſchüler

in Dresden war (1717). Freilich aber erhielt es erſt allmälich durch Verbeſſerungen den Grad der Vollkommenheit, durch welchen es in allen muſikaliſchen Unterhaltungen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Vorzüglich zeichnen ſich die engliſchen Inſtrumente durch ihre Feſtigkeit, die wiener Fortepiano's in Flügel oder Tafelform von Brodmann, Lauter, Fritz, Ertſche, Katholnik, Stein, Müller u. A. durch ihre Leichtigkeit, Präciſion des Anſchlags und ſangreichen Ton ſehr aus. Auch ſächſiſche Fabriken, z. B. die härtelſche in Leipzig, verfertigen Inſtrumente, welche mit jenen wetteifern.

Fortinguerra (Nicolo), einer der beſten italiäniſchen Dichter aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts (geboren zu Rom 1674), welcher die verwandten Manieren Arioſts, Berni's und Taſſoni's glücklich zu vereinigen wußte. In ſeinem epiſchen Gedichte, Richardett (Ricciadetto), wollte er zeigen, daß Arioſt nachahmlich ſey. Den erſten Geſang deſſelben ſoll er in derſelben Nacht angefangen und beendigt haben. Auf das Verlangen ſeiner Freunde ſetzte er dieſes Werk fort. So wuchs es bis zu 30 Geſängen an. Aber er erlaubte nicht, daſſelbe vor ſeinem Tode drucken zu laſſen, auch nannte er ſich als Verfaſſer Carteromaco, unter welchem Namen dieſes Gedicht auch noch nach ſeinem Tode (1735) erſchien, nämlich 1738, 2 Bde. 4. und mehrmals. Den Namen führt dieſes Gedicht nach einem Paladin Carls des Großen. Die Erfindung ſcheint großtentheils ihm anzugehören. Mit der wirklichen Geſchichte, ſo weit ſie ſeinen Plan berührte, ſpielt er ſo willkürlich, daß er ſeinen Richardett nach Carls des Großen Tode den Kaiſerthron beſteigen läßt. An ſymmetriſcher Einheit war ihm wenig gelegen. Situationsſchilderung war ihm dagegen Hauptſache. Die Fäden der Erzählung reißt er nach Luſt und Laune ab und knüpft ſie eben ſo willkürlich wieder an, gleich ſeinem Vorbild Arioſt. Aber ſeine Darſtellung iſt komiſcher als die des Arioſt und ſatiriſcher als Berni's und Taſſoni's Werke. Der Spott über die Entweihung des Chriſtenthums durch den verdorbenen Clerus iſt das kräftigſte Salz derſelben, und wahrſcheinlich der Grund, warum Fortinguerra mit ſeinem Gedichte ſo zurückhaltend war. Bouterweck, in ſeiner Geſchichte der italiäniſchen Poeſie, erklärt dieſes Gedicht für das geiſtreichſte und unterhaltendſte aller romantiſch-komiſchen Gedichte.

Fortuna, bei den Griechen Tyche, die Lenkerin der guten und böſen Schickſale, von welcher Dante ſagt:

> Abwechſelnd läſſet ſie die eiteln Güter
> Von Stamm auf Stamm, von Volk zu Volke gehen,
> Jenſeit der Willkür menſchlicher Gemüther.
>
> Hölle Geſ. VII.

Nach Heſiod war ſie eine Tochter des Oceanus und nach Pindar eine Schweſter der Parcen. Sie hatte zu Corinth, Elis und Smyrna ihre Tempel. In Italien wurde ſie ſchon vor Erbauung Roms verehrt. In Antium hatte ſie einen berühmten Tempel, in welchem ſich zwei Bildſäulen von ihr befanden, die man als Orakel befragte und die ihre Antworten entweder durch Winke oder Looſe ertheilten. Ferner in Präneſte, daher dea Praenestina genannt. Auch in Rom hatte ſie zahlreiche Tempel. Sie findet ſich auf ſehr verſchiedene Weiſe abgebildet. Gewöhnlich wurde ſie mit einem doppelten Steuerruder dargeſtellt; mit dem einen regierte ſie den

Rachen des guten, mit dem andern den des widrigen Geſchicks. In ſpätern Zeiten bekam ſie eine Binde vor die Augen, eine Deichſel, ein Rad oder eine Kugel, indem ſie auf letzterer entweder ſaß oder ſtand. Gewöhnlich iſt ſie als eine Matrone gekleidet. Auf verſchiedenen Gemmen findet man noch beſondere Symbole, z. B. einen über eine Weltkugel ausgeſpannten Cirkel; eine Weltkugel zwiſchen einem Steuerruder und einer Kornähre, worauf ein Rad ſteht. Auf einer Münze des Kaiſers Geta ſitzt ſie mit entblößtem Oberleibe auf der Erde, lehnt ſich mit dem rechten Arme auf ein Rad und hält in der linken Hand ein auf ihrem Schooße ſtehendes Füllhorn. Ihre Steuerruder ſtützt ſie bald auf eine Kugel, bald auf ein Rad, bald auf einen Schiffsſchnabel. Oft wird ſie auch geflügelt abgebildet, doch von Römern nie. Denn nachdem ſie die ganze Erde durchflogen und nirgends verweilt habe, ſollte ſie endlich auf dem palatiniſchen Berge ſich niedergelaſſen, ihre Flügel abgelegt haben und von ihrer Kugel heruntergeſtiegen ſeyn, um für immer in Rom zu bleiben.

Forum hieß bei den Römern überhaupt ein jeder offener Platz, ſowohl in Städten als auf dem Lande, wo Markt und Gericht gehalten wurde. In **Rom** war das Forum ein prächtiger Platz, der zugleich zum Spaziergange diente und wegen ſeiner außerordentlichen Größe forum magnum hieß. Bei der zunehmenden Bevölkerung Roms wählte man beſondere Plätze zum Gerichthalten und beſondere zu Märkten, und die Zahl derſelben belief ſich am Ende auf ſiebzehn. Das **große römiſche Forum**, welches ſüdlich vom platiniſchen und nordweſtlich vom capitoliniſchen Berge begränzt wurde und vorzugsweiſe den Namen Forum erhielt, war ſchon von Romulus für die Zuſammenkünfte des Volks beſtimmt worden. Tarquinius Priscus ließ ringsherum verdeckte Gänge anlegen, damit man ſich daſelbſt gegen jede Witterung ſchützen könnte. An denſelben waren ſtufenförmige Erhöhungen, von welchen man vor Einrichtung der Theater und Amphitheater die Schauſpiele, die auf dem Markte angeſtellt wurden, anſah. Später wurde das Forum mit einer ſo ungeheuern Menge Statuen, die aus Griechenland dahin gebracht worden waren, geziert, daß man einen großen Theil derſelben wieder wegräumen mußte. Beſonders prächtig waren die vergoldeten Statuen der zwölf obern Götter. Jetzt heißt dieſer ehemals ſo glänzende, mit den ſchönſten Paläſten und Prachtgebäuden gezierte Platz **Campo Vaccino** (Ochſenplatz) und iſt faſt wüſte, aber mit unzähligen Ruinen ſeiner ehemaligen Herrlichkeit beſät. In unſerer Gerichtsſprache heißt Forum der **Gerichtshof**, die **Gerichtsſtelle**, vor welcher ſtreitige Rechtsſachen entſchieden werden; wie auch die richterliche Behörde, der **Gerichtsſtand** und die **Gerichtsbarkeit**. Und zwar heißt forum competens das befugte Gericht, wohin die Rechtsſache eigentlich gehört; forum incompetens hingegen ein unbefugtes Gericht. Forum contractus iſt der Gerichtshof des Orts, wo ein Vertrag geſchloſſen ward; forum delicti (commissi), der Gerichtshof des Orts, wo ein Verbrechen begangen ward; forum domicilii, wo der Beklagte einheimiſch iſt; forum habitationis, wo er ſich einſtweilen aufhält; forum apprehensionis, wo der Verbrecher ergriffen ward; forum originis, der Heimath, des Geburtsorts; forum rei sitae, der Gerichtshof des Ortes, wo die ſtreitigen Gegenſtände liegen.

Forum privilegiatum heißt ein Gerichtshof, unter welchem jemand ſeines Amts oder ſeiner Perſon wegen ſteht. So haben z. B. Geiſtliche ein forum privilegiatum, in ſo fern ſie nicht unter der allgemeinen Gerichtsbarkeit, ſondern unter dem Conſiſtorium ſtehen; desgleichen Studenten, als unter dem academiſchen Gerichte ſtehend.

Foſſilien oder Mineralien ſind alle diejenigen ſelbſtſtändigen, unorganiſirten und lebloſen natürlichen Körper, welche zuſammen die feſte Maſſe unſers Erdkörpers ausmachen und wovon ein großer Theil durch Ausgrabung aus der Erde und durch den Bergbau zur Benutzung gewonnen wird, z. B. Schiefer, Spießglas u. ſ. w. Sie beſtehen aus lauter gleichartigen Theilen und ſind ohne Lebenskraft und innere Bewegung. Ihre Entſtehung und ihr Wachsthum, oder vielmehr richtiger ihre Vergrößerung, erfolgt nicht wie bei den Thieren und Pflanzen durch Erzeugung und Erweiterung von innen heraus, ſondern dadurch, daß ſich gleichartige Theile von Außen nach und nach an einander und über einander ſetzen, und ſich, ohne daß dabei in ihrer Miſchung einige Änderung vorgeht, vermöge der Cohäſionskraft zu einem Ganzen mit einander vereinigen. Man nennt dieſe Art von Verbindung eine Anhäufung, Zuſammenhäufung oder Anſetzung (Aggregatio, Juxtapositio). Nach ihrer Entſtehung bleiben dieſe Körper unverändert in demſelben Zuſtande, ſo lange nicht Menſchenhände auf ſie wirken und ihre Zerſtörung oder Zerſetzung verurſachen. In Deutſchland braucht man die Wörter Foſſil und Mineral gleichbedeutend, in Frankreich aber nennt man die aus der Erde gegrabenen und durch den Bergbau gewonnenen Körper bloß Mineralien, Foſſilien aber nennt man die durch den Hinzutritt mineraliſcher Stoffe mehr oder weniger veränderten oder auch dadurch ganz in Mineralien verwandelten organiſirten Körper, z. B. Conchylien, Knochen von Fiſchen und vierfüßigen Thieren, Hölzer, Pflanzen. Mit den Foſſilien nach deutſchem Sprachgebrauche wird auf den Bergwerken ein ſtarker Handel getrieben, indem man ſie theils roh, wie ſie aus der Erde kommen, theils zubereitet, als Medicamente, Farbewaaren, zum Leder- und Tuchbereiten, zum Poliren ꝛc. braucht. Ihre Veredlung und Zubereitung zur Handelswaare macht an einigen Orten eine eigne Fabrik aus, die ein Foſſilienwerk genannt wird. Wir fügen hinzu, daß die Lehre von den Eigenſchaften und der Geſchichte der Foſſilien Mineralogie, die Kenntniß ihrer Kennzeichen Oryktognoſie oder Mineralogie im engern Sinne, die Lehre von ihren Lagerſtätten, den Gebirgen, ihren Verbindungen, ihrer Entſtehung und Umbildung Geognoſie heißt. X.

Fötus heißt der thieriſche Keim (Embryo) dann, wenn eine der Gattung entſprechende Geſtalt aus ihm ſich entwickelt hat. Nach den verſchiedenen Thiergattungen geſchieht dies zu verſchiedenen Zeiten, je nachdem die Geburt früher oder ſpäter eintritt. Beim Kaninchen z. B., die alle vier Wochen Junge zur Welt bringen können, muß dies früher geſchehen als bei den Katzen, Hunden u. ſ. w. Beim Menſchen hebt es gewöhnlich von der dritten und vierten Woche an, im ſechsten und ſiebenten Monat heißt er Frucht, bis zum zehnten Kind. Mit der Unterſcheidung dieſer Begriffe wird es jedoch nicht ſo genau genommen, einmal iſt der Begriff Embryo, ein anderes Mal Fötus oder Frucht für alle, und

Kind heißt der Fötus dann erſt, wenn er zur Welt gekommen iſt. Frucht ſcheint der paſſendſte Name zu ſeyn.]

Fouché (von Nantes), unter Napoleon Herzog von Otranto, Senator und ehemaliger Polizeiminiſter. Vor der Revolution war er ein Franciscanermönch. Er trat den Grundſätzen der Revolution bei und wurde Deputirter der Nieder-Loire bei dem Nationalconvent. Er war größtentheils in Aufträgen des Convents abweſend zu Nantes, Moulins und Lyon. Im Jahr 1794 erlaubte er ſich bei dem Feſte zu Ehren des höchſten Weſens einige Scherze, die Robespierre, dem Stifter dieſer neuen Religion, hinterbracht wurden. Ungeachtet ſich beide ehemals zu Arras gekannt hatten, beſchloß doch dieſer blutdürſtige Tyrann augenblicklich, ſich zu rächen und fand die Gelegenheit dazu drei Tage darnach im Jacobinerclub. Allein der 9te Thermidor endigte dieſe Gefahren und Fouché galt für einen Theilhaber an dem glücklichen Ausgange dieſes Tages, der Frankreich von der zerfleiſchenden Geißel jenes Ungeheuers befreite. Dieſer Titel ſchützte ihn in der Folge gegen verſchiedene Anklagen. Einige Jahre verlebte er hierauf in der Zurückgezogenheit, bis er 1799 den Miniſter des Directoriums Trouvé zu Mailand ablöſ'te. Er verließ dieſen Poſten bald wieder, um als Geſandter bei der bataviſchen Republik nach dem Haag zu gehn. Aber auch hier war er kaum erſchienen, als er im Juli den Ruf zum Polizeiminiſter erhielt, in welchem Amte er ſich augenblicklich als Feind der Anarchiſten zeigte. Er half den glücklichen Ausgang des 18. Brumaire ſichern. Als ein Mann von gewandtem Geiſte, großer Erfahrung und der Gabe, ſich mit Leichtigkeit auszudrücken, blieb er auch unter der kaiſerlichen Regierung in Thätigkeit; und nicht zu läugnen iſt, daß er auf einem durchaus angemeſſenen Poſten ſtand. Ohne Leidenſchaft, ein feiner ruhiger Beobachter, tief eingeweiht in alle Zeitbegebenheiten, beſaß er alle Eigenſchaften eines Miniſters der Polizei. Was man von der geheimen Polizei, die er etablirte, erzählt, gränzt in der That an das Wunderbare und ſcheint die Gränzen der menſchlichen Umſicht zu überſteigen; war auch ohne gehäſſige und drückende Maßregeln nicht zu erreichen. In dieſem Sinne wird das Andenken ſeiner Polizei immer berühmt bleiben. Als 1802 das Polizei- und Juſtizminiſterium, welches letztere der Großrichter Regnier bekleidete, mit einander vereinigt wurden, trat Fouché den 15. September d. J. in den Erhaltungsſenat und ward gewählt, den Conferenzen der helvetiſchen Conſulta in Paris beizuwohnen. Als aber im Juli 1804 das Polizeiminiſterium ſeine ehemalige Organiſation wieder erhielt, trat er wieder in daſſelbe ein; den 1. Februar 1805 bekam er das rothe Band der Ehrenlegion, und 1809 wurde er zum Herzog von Otranto erhoben. Im Juni 1810 wurde er in Folge einer Ungnade, in die er bei Napoleon gefallen war, ſcheinbar zum Generalgouverneur von Rom ernannt und General Savary trat an die Spitze des Polizeiminiſteriums. Allein als ſpäterhin Napoleon jene Ernennung zurücknahm, ging Fouché nach Florenz und ſoll ſich dann mit ſeiner Familie zu Aix in der Provence aufgehalten haben. Er war 1814 franzöſiſcher Gouverneur von Illyrien. Nach dem Sturze Napoleons reiſ'te er nach Frankreich zurück, und ſcheint, nachdem er dem Könige ſeine Reue über die revolutionären Verbrechen, an denen er Theil genommen, bezeigt hat, bei der neuen Regierung einigen Einfluß zu haben, da es bekannt iſt, daß er derſelben

ſehr kräftige Vorſtellungen und durch Erfahrung bewährte Vorſchläge unbefangen vorgelegt hat.

Fouqué (Friedrich Baron de la Motte), königlich preußiſcher Major und Ritter des Johanniter=Ordens, geboren 1777, lebt in Nennhauſen bei Rathenau. Dieſer Enkel des berühmten preußiſchen Generals gleiches Namens, der auch als Freund des großen Friedrichs bekannt iſt, hat ſich, wie ſo manche große Dichter der ältern und neuern Zeit, mit dem Schwert und mit der Leier unverwelkliche Lorbeern errungen. Dem Namen nach franzöſiſch, iſt er doch dem Geiſte und der Geſinnung nach ein echter deutſcher Sänger. Sein reinreligiöſes Gemüth ſetzt ihn neben Klopſtock, und ſein kräftigtiefer vielumfaſſender Geiſt, der ſich eben ſo frei in der nordiſchen Eis= und Schauerwelt, wie auf den ſüdlichen Fluren bewegt, weiſ't ihm einen hohen Rang unter allen Dichtern an. Seine Jugendbildung verdankt er dem ſokratiſchen Hülſen. Dann machte er mit ſeinem unglücklichen Freunde, Heinrich von Kleiſt, den Rheinfeldzug in den neunziger Jahren mit, wo er ſich als Lieutenant in der preußiſchen Cavallerie auszeichnete. Er lebte hierauf in ländlicher Muße der Freundſchaft, der Liebe und den Muſen, bis der Aufruf ſeines Königs zu den Waffen erſcholl, welchem er ſelbſt ein Fähnlein erleſener Krieger zuführte. Im Laufe des heiligen Krieges, wo er als Lieutenant der Freiwilligen, dann als Hauptmann bei dem brandenburgiſchen Cüraſſierregimente ſtand und wo er mehrere Kriegslieder aus freier Bruſt ſang, ward ihm in der Schlacht bei Lützen ein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen. Er ſchlug ſodann die bedeutendſten Schlachten mit, und als er nach der Schlacht bei Kulm in Böhmen krank gelegen hatte, war er noch ſo glücklich, zur Schlacht bei Leipzig zu kommen und den glorreichen Kampf bis zum Rheine fortzukämpfen, wo ihn die Folgen körperlicher Anſtrengungen nöthigten, einen ehrenvollen Abſchied zu nehmen und ſich auf ſein Landgut zu begeben. — Als Dichter trat er früher unter dem Namen Pellegrin auf und dichtete als ſolcher mehr im Geiſte der ſpaniſchen Poeſie. Er ſelbſt bekennt, dieſe Weihe von ſeinem Freund A. W. Schlegel empfangen zu haben, welchem er auch ſeine dramatiſchen Spiele zugeeignet hat, in welchen man bei aller Feinheit der Empfindung jenen ſüdlichen Farbenſchmelz wiederfindet. Ihm verdanken wir auch die Überſetzung der Numancia des großen Cervantes. In dieſelbe Periode fallen: der Roman Alwin in zwei Theilen, welchen Jean Paul ein Werk voll glänzender Aurorenswolken nennt, die Hiſtorie des edeln Ritters Galmy und einer ſchönen Herzogin aus Bretagne, Schauſpiele, 1805, und Schillers Todtenfeier, ein Prolog (gemeinſchaftlich mit Sophie Bernhardi). Indeſſen ſchien ſeinen Charakter der Geiſt der nordiſchen Sage und altdeutſchen Dichtung am meiſten anzuſprechen, welchen er mit bewunderungswürdiger Fruchtbarkeit in vielen Werken dargelegt hat. Dieſen kraftvollen Geiſt des Nordens athmet vor allen der Held des Nordens in drei Schauſpielen, mit dem er zuerſt unter ſeinem wahren Namen auftrat. Hier, wo er den ſcandinaviſchen Quellen des Nibelungen=Lieds gefolgt iſt, hat er in drei Zueignungen an Fichte ſeine eigenthümliche Anſicht dieſer Poeſie niedergelegt und uns zugleich den beſten Aufſchluß über ſeine Individualität gegeben. Ferner gehören hieher: die dramatiſchen Gedichte, Alboin, der Longobardenkönig, und Eginhard und

Emma, vorzüglich aber der Zauberring in drei Theilen, in welchem das Südliche mit dem Nordiſchen verſchmelzt iſt; die Helden und Heldinnen dieſes Romans ſtellen bei der lebendigſten Perſönlichkeit allgemeine Charaktere dar, und zugleich iſt der Triumph der chriſtlichen Religion auf eine würdige Weiſe gefeiert. Ebenſowohl ſeine Zeit wie die großen Ereigniſſe der Vergangenheit umfaßte ſeine Muſe. Seine vaterländiſchen Schauſpiele, die trefflichen gemüthvollen Lieder auf die Königin Louiſe, die genannten Kriegslieder, zum Theil auch ſeine ältern und neuern Erzählungen (die in der alten und neuen Zeit, wie in der Fabelwelt, herumſtreifen) zeugen davon. Eine beſondere Erwähnung verdient noch das zarte ſinnvolle Mährchen Undine, vielleicht die ſchönſte Perle ſeiner reichen Phantaſie. Wir übergehen die zahlreichen Beiträge, mit denen er ſo viele Almanache und Zeitſchriften, beſonders ſeine eigenen, die Muſen und die Jahreszeiten, den Almanach der Sagen und Legenden und den neueſten Frauenalmanach geſchmückt hat, und machen nur noch auf ein romantiſches Epos in Octaven aufmerkſam, welches jetzt eben erſchienen iſt, auf die Corona in drei Büchern, von denen jedes aus zwölf Geſängen beſteht. Dieſes Werk, welches ſich in arioſtiſcher Form mehr dem Süden nähert, nimmt ſeine Eingänge, oft auch die Ausgänge, aus der Zeitgeſchichte, es beginnt z. B. mit dem Waffenſtillſtand im Sommer 1813. Die Laufbahn dieſes Dichters, der zugleich alle Formen beherrſcht, iſt bei weitem noch nicht vollendet, und bei den Fortſchritten, die ein ſolcher Geiſt machen muß, können wir uns immer reifere Früchte zur Erhebung und Verſchönerung unſerer Zeit verſprechen. Im Ganzen kann man behaupten, daß Religioſität, Ritterlichkeit und Galanterie, im ſchönſten Sinne dieſes Worts, die Elemente dieſes Dichtergemüths ſind; oft aber entfaltet er auch mit ſinniger Geiſtigkeit die zarteſten Geheimniſſe der Poeſie. — Auch ſeine geiſtvolle Gattin, Caroline Baronin de la Motte Fouqué, iſt als fruchtbare Schriftſtellerin berühmt. Mehrere Romane von ihr, z. B. Roderich, die Frau des Falkenſtein, zu welchen jetzt Fedore hinzugekommen iſt, ihre Erzählungen, ihre Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung, ſo wie ihre originelle Überſicht der griechiſchen Mythologie nach den neueſten in dieſem Fache angeſtellten Forſchungen ſind mit hoher Achtung für das Talent und für die Bildung dieſer ausgezeichneten Frau zu nennen. bb.

Fouquier-Tinville (Antoine Quentin) gehört in die Reihe jener ſcheußlichen Ungeheuer, welche die franzöſiſche Revolution erzeugte und die am gerechteſten mit ewiger Vergeſſenheit beſtraft würden. Da ſie indeß zur Charakteriſtik jener unſeligen Zeiten gehören, ſo werde einigen dieſer Elenden noch eine Stelle vergönnt. Fouquier war zu Heronan bei St. Quentin geboren und anfänglich Procureur au Chatelet. Unmäßige Verſchwendung zwang ihn, ſeine Stelle zu verkaufen und Bankerott zu machen. Als ernannter Geſchworner bei dem Tribunal Robespierre's erregte er die Aufmerkſamkeit deſſelben durch ſeine blutdürſtigen Reden und ſeine Begierde zum Verurtheilen, ſo daß dieſer ihn für würdig hielt, das Amt des öffentlichen Anklägers bei dieſem Gerichte zu bekleiden, und Fouquier befleißigte ſich, dem Vertrauen eines ſolchen Beſchützers zu entſprechen. Die Opfer häuften ſich und das Blutgerüſt empfing ohne Unterſchied jeden, der einen ausgezeichneten Namen führte und

Anſprüche auf die allgemeine Achtung hatte. Zahllos ſind die Schandthaten, die dieſer Elende verübte, deſſen Durſt nach Blut ſich an den vergoſſenen Strömen deſſelben nur heftiger zu entzünden ſchien. Wir führen einige davon an. Gamache wurde ins Verhör geführt; der Gerichtsbote bemerkt, daß dies nicht der verlangte Angeklagte ſey. „Thut nichts," rief Fouquier, „dieſer iſt ſo viel werth als der andere," und ſchickte ihn zum Tode. Roſſet de Fleury hatte an Dumas geſchrieben, und verlangte zu ſterben, um das Loos ſeiner Familie zu theilen, deren Meinungen er theile. Als Fouquier den Brief geleſen hatte, den ihm Dumas mit den Worten zuſtellte: „Hier, Freund, iſt ein Billet doux," rief er aus: „Der Herr ſcheint Eile zu haben, ich bin glücklich ihn expediren zu können." Sogleich ward Fleury vor Gericht geführt, als Mitſchuldiger von Perſonen, die er nie geſehen hatte, zum Tode verurtheilt und hingerichtet, mit einem rothen Hemde angethan als Mörder von Collot d'Herbois. Eine Witwe Maillet wurde ſtatt der Herzogin Maillé vor Gericht geführt; Fouquier bemerkte den Irrthum im Verhör. „Dich wollten wir nicht richten," ſagte er, „allein es iſt einerlei; heut gilt ſoviel wie morgen." Frau von Sainte Amaranthe und ihre Tochter hatten ſich mit vieler Feſtigkeit vertheidigt. Statt durch dieſe Standhaftigkeit, welche die Tugend einflößte, gerührt zu werden, ward Fouquier darüber entrüſtet und rief aus: „Welch übermaß von Frechheit; man führe ſie aufs Schaffot, damit ich ſehe, ob ſie ihrem Charakter treu bleiben; ſollte ich auch das Mittagsbrot darüber verſäumen." Ein Greis, dem der Schlagfluß die Zunge gelähmt hatte, konnte die an ihn gerichteten Fragen nicht beantworten; Fouquier, der die Urſache ſeines Schweigens hörte, erwiederte: „Ich will nicht ſeine Zunge, ſondern ſeinen Kopf." Auf ähnliche Weiſe verfuhr er mit einem Greiſe, der taubſtumm war. Die Verhaftung Robespierre's, ſeines Beſchützers, hemmte ſeine Barbarei nicht. Er ſandte den 24. Juli 1794 zweiundvierzig Perſonen zum Tode, und als man ihn aufmerkſam machte, daß die Veränderung im Wohlfahrtsausſchluß auch eine andere Form im Verfahren herbeiführen müſſe, antwortete er ironiſch: „Keine Änderung für uns, die Gerechtigkeit muß ſtets ihren Lauf haben." Seine Verbrechen fanden endlich ihr Ziel. Fouquier ward arretirt und angeklagt, daß er eine Menge Franzoſen unter dem Vorwand einer Conſpiration hinrichten laſſen, daß er achtzig Angeklagte binnen vier Stunden gerichtet, daß er eine Menge Urtheile ſchon in voraus unterzeichnet und die Namen nachher willkürlich hineingeſetzt habe. Er wurde den 7. Mai 1795 in einem Alter von 48 Jahren zum Tode verurtheilt. Fouquier Tinville, ſagt Mercier, höchſt liſtig und gewandt, Verbrechen vorzugeben und Facta zu erdichten, zeigte beim Verhör eine unzerſtörbare Geiſtesgegenwart. In dem Gerichte, wo er ſo viel Schlachtopfer verurtheilt hatte, ſchrieb er unausgeſetzt, aber wie ein Argus war er ganz Auge und Ohr, und während des Schreibens entging ihm kein Wort des Präſidenten, des Angeklagten, des Zeugen, des Richters, des öffentlichen Anklägers. Während letzterer die Sache nochmals ſummariſch zuſammenfaßte, ſtellte er ſich, als ob er ſchliefe, um ruhig zu ſcheinen, während die Hölle in ſeinem Innern kochte. Sein ſtarrer Blick zwang unwillkürlich die Augen niederzuſchlagen; wenn er ſich zum Reden anſchickte, faltete er die Stirn und zog die Augenbrauen in die Höhe; ſeine

Sprache war laut, rauh und drohend. Er verweigerte mit feſter Stimme ſeine Unterſchrift und zitterte nicht vor dem öffentlichen Ankläger. Als er zum Tode geführt wurde, bot ſeine Stirn, hart wie Stein, allen Blicken der Menge Trotz; man ſah ihn ſogar lächeln. Aber am Fuß des Schaffots ſchien er zum erſten Male Gewiſſensbiſſe zu fühlen, und er beſtieg es zitternd, um eine Strafe zu erleiden, die für ſo ungeheure Verbrechen zu leicht ſcheint.

Fourcroy (Antoine François), einer der erſten neuern Chemiker, war zu Paris den 15. Juni 1755 geboren, woſelbſt ſein Vater Apotheker war. Mit dem neunten Jahre beſuchte er das Collegium Harcourt und hatte mit dem vierzehnten ſeine Studien beendigt. Die Muſik und Dichtkunſt zogen ihn leidenſchaftlich an, er verſuchte für das Theater zu arbeiten, und hatte einen Augenblick die Idee, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Glücklicher Weiſe wurde er durch die ungünſtige Aufnahme, welche ein Freund von ihm auf dem Theater fand, davon abgeſchreckt. Er wollte hierauf die Handlung erlernen, entſagte aber auch dieſer nach zwei Jahren. Vicq d'Azir, der bei ſeinem Vater wohnte und mit dem er in dem vertrauteſten Umgang lebte, beſtimmte ihn, die Medicin zu ſtudiren. Der junge Fourcroy widmete von nun an ſeine ganze Zeit dem Studium der Anatomie des Menſchen und der Thiere, der Chemie, der Botanik und der Naturgeſchichte. Nach Verlauf von zwei Jahren, 1776, gab er eine Überſetzung von Ramazzini's Werk sur les maladies des artisans heraus, welches er mit trefflichen Anmerkungen begleitete. Im Jahr 1780 ward er Doctor der Medicin und Präſes der Facultät, ungeachtet der Widerſprüche und der Parteilichkeit der übrigen Mitglieder. Die Vorleſungen über die Chemie, die er eröffnete, vermehrten ſeinen Ruf. Eine glänzende Einbildungskraft, eine reine, leichte, eben ſo edle als angenehme Diction zogen eine Menge Zuhörer herbei. Nach dem Tode Maquers im Jahr 1784 erhielt er in dem königlichen Garten den Lehrſtuhl der Chemie, und das Jahr darauf trat er als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in die Section der Anatomie, aus der er nachher in die Section der Chemie überging, der er natürlicher angehörte. Als jetzt die Chemie eine durchaus neue Geſtalt gewann, und ein neues Syſtem dieſe Wiſſenſchaft in allen ihren Theilen umformte, waren die franzöſiſchen Chemiker, deren Werk dieſe Umgeſtaltung war, zugleich auf eine zweckmäßigere Terminologie bedacht. Das Reſultat ihrer gemeinſchaftlichen Bemühungen legte Fourcroy im Jahr 1787 der Welt vor Augen, und fuhr fort, von Jahr zu Jahr Schriften über die Medicin, Naturgeſchichte und Chemie herauszugeben. Im Jahr 1789 wurde er Wahlherr von Paris und 1792 Mitglied des Wahlcollegiums dieſer Stadt, welches ihn zum fünften Subſtituten beim Nationalconvent ernannte, in welchen er das folgende Jahr eintrat. Er bewirkte, daß ein Geſetzentwurf für die Gleichförmigkeit des Maßes und Gewichts angenommen wurde. Bald darauf wurde er bei den Jacobinern wegen ſeines Stillſchweigens im Convent angegeben, er rechtfertigte ſich und entging der Proſcription nur mit Mühe. So lange die Tyrannei Robespierre's dauerte, war Fourcroy einzig in dem Comité des öffentlichen Unterrichts und in der Section des armes mit Arbeiten beſchäftigt, die ſich auf den Krieg und die Wiſſenſchaften bezogen. Nach dem 10. Thermidor wurde er zum neuen Wohlfahrtsausſchuß berufen, wo ihm die Sorge für die Artillerie übertragen wurde.

Er organiſirte die Centralſchule der öffentlichen Arbeiten, aus welcher nachher die polytechniſche Schule wurde; er gründete die drei großen Specialſchulen der Medicin und wirkte bei der Einrichtung der Normalſchulen mit. Nach dem 13. Vendemiaire verließ er den Convent, um in den Rath der Alten zu treten, in welchem er zwei Jahre Sitz hatte. Als er hierauf ſich ſelbſt wieder leben konnte, verwaltete er aufs neue ſein Amt als Profeſſor und ſchrieb ſein Syſtem der chemiſchen Wiſſenſchaften in zehn Bänden. Dieſes Werk iſt das ſchönſte Denkmal, welches bis jetzt die franzöſiſche Chemie verherrlicht. Nach dem 18. Brumaire wurde er zum Staatsrath ernannt, und entwarf einen Plan für den öffentlichen Unterricht, der mit einigen Veränderungen angenommen wurde. Sein Amt als Generaldirector des öffentlichen Unterrichts legte ihm die Pflicht auf, in den Jahren 1802 und 1804 einen Theil der Departements zu durchreiſen und die Organiſation der Lyceen zu beſchleunigen. Sein Eifer und ſeine Thätigkeit beförderten den Flor der Lehranſtalten, ſo viel es die damaligen Zeiten erlaubten, bis ſie durch die Errichtung der kaiſerlichen Univerſität eine noch höhere Stufe der Vollkommenheit erreichten. Auch wurde er zum Staatsrath, Reichsgrafen, Commandanten der Ehrenlegion und Mitglied des Nationalinſtituts ernannt. Sein raſtlos thätiges, der Chemie und dem öffentlichen Unterricht gewidmetes Leben endigte der Tod den 16. December 1809. Seine zahlreichen Schriften ſind in den Händen der Gelehrten und können hier nicht näher angegeben werden.

Fourier iſt ein Compagnieſchreiber mit Unteroffiziersrang, auch Unteroffizier, welcher für die Compagnie, bei welcher er ſteht, Quartiere macht, die Billets austheilt, dafür ſorgt, daß die Soldaten in ihren Quartieren die vorgeſchriebenen Bedürfniſſe von den Wirthen bekommen, die Lebensmittel vertheilt, die Muſterrolle der Compagnie hält u. ſ. w. Fourierſchützen ſind gemeine Soldaten, die dem Fourier auf dem Marſche und im Felde in ſeinem Dienſte Hülfe leiſten. Es ſind drei oder vier bei der Compagnie, die übrigens in Reihe und Glied wie jeder Gemeine ſtehn. Auch müſſen ſie oft Bediente der Fourierſchützen abgeben. Der Hoffourier iſt ein Untergeordneter des Hofmarſchalls, deſſen Befehle er auszuführen hat. Er ſorgt für die Verſorgung der bei Hofe ankommenden Gäſte, ſagt die Galla und die Hoftrauer an, ladet zu den Hoffeſten ein und ſieht auf Ordnung unter den Hof- und Livrebedienten beim Aufwarten u. ſ. w. Kammerfourier, der für die reiſende Herrſchaft Quartier beſtellt.

Fox (Georg), geboren zu Dreton in der Grafſchaft Leiceſter, im J. 1624, war erſt neunzehn Jahre alt, als er ſich plötzlich von Gott begeiſtert glaubte und zu predigen anfing. Die Luſtbarkeiten, an denen ſeine Cameraden ſich ergötzten und erholten, ſchienen ihm Verbrechen, und da er ſie unabläſſig und mit vieler Heftigkeit meiſterte, verbannten ſie ihn aus ihrer Geſellſchaft. Das einſame Leben, zu dem er auf dieſe Weiſe ſich genöthigt ſah, und das ſtete Grübeln vermehrten die Schwärmerei ſeines Geiſtes. Er glaubte himmliſche Stimmen zu hören, welche ihm befahlen, die Menſchen zu fliehen; er hatte Viſionen und Entzückungen, und bildete ſich ein, daß der Himmel, der auf eine beſondere Art über ihn wache, ihm den wahren Geiſt des Chriſtenthums aufgeſchloſſen und ihn auserſehen habe, die Menſchheit damit bekannt zu machen. Von

Kopf bis zu den Füßen in Felle gekleidet, ging er von Dorf zu Dorf, eifernd gegen den Krieg und die Geiſtlichkeit. Seine Unwiſſenheit in allen menſchlichen Kenntniſſen kümmerte ihn nicht. Wiewohl man ihn kein anderes Handwerk als die Schuhmacherei lernen laſſen, ſo hatte er ſich doch früh der Sprache der heiligen Schrift und der Controverſe befleißigt und gebrauchte ſeine dürftigen Kenntniſſe, um ein neues Religionsſyſtem aufzubauen. Jeſus Chriſtus, ſagte er, hat die jüdiſche Religion abgeſchafft; dem äußern Dienſt, dem Ceremoniel der Juden hat er den geiſtigen und innern Gottesdienſt ſubſtituirt. Statt der Stiere und Böcke ſollen wir unſere Leidenſchaften opfern und die Tugend üben. Durch Buße, Liebe, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und Caſteiung hat uns Chriſtus gelehrt Gott verehren. Darum iſt nur der ein wahrer Chriſt, der ſeine Leidenſchaften zähmt, ſich keine Verleumdung, keine Ungerechtigkeit erlaubt, das Seinige mit den Armen theilt, Beleidigungen vergibt, alle Menſchen wie ſeine Brüder liebt und lieber das Leben verliert, als wider Gott ſündigt. — Dieſe allerdings vortrefflichen Grundſätze, denen es nur an innerer Haltbarkeit und gehörigem Zuſammenhang fehlte, predigte Fox allenthalben, auf öffentlichen Plätzen, in Schenken, in Privathäuſern und in Kirchen. Er weinte und ſeufzte über die Blindheit der Menſchen; er rührte, erſchütterte, überzeugte; ſo bildete er Schüler, welche gleich ihrem Meiſter ſich einbildeten, unmittelbar vom heiligen Geiſte unterrichtet zu ſeyn, deſſen Tempel ſie ſich nannten. Die Provinzen Leiceſter, Nottingham und Derby waren die erſten Schauplätze dieſes frommen Reformators, den weder Beleidigungen, noch Gefängniß, noch Schläge von ſeinem Eifer entfernen konnten. Die Zahl ſeiner Schüler nahm zu, und man ſah bald in ſeinem Gefolge Perſonen vom erſten Range, Gelehrte aller Art und eine Menge Volks. Er gab ſeinen Anhängern den Namen **Kinder des Lichts**. Als er einſt in **Derby** vor Gericht gezogen wurde, und ſehr nachdrücklich von der Nothwendigkeit ſprach, **vor Gott zu zittern**, nannte ihn einer der Richter einen **Zitterer (Quäker)**, welcher Name nachher geblieben iſt. Nachdem Fox ſich verheirathet hatte, ging er mit ſeiner Frau, welche ſein Amt mit ihm theilte, im J. 1662 nach Amerika. England, ſagte er, iſt genug mit meinem Schweiße genetzt, auch die neue Welt ſoll damit gebadet werden. Er fand auch hier eine Menge Anhänger und dieſer Erfolg bewog ihn zu der Einbildung, daß alle Welttheile nur darum ſich noch nicht unter ſeine Fahnen begeben hätten, weil ſein Syſtem ihnen unbekannt ſey. Er ſchrieb in dieſem Wahne an alle Fürſten unſinnige Briefe, die nur mit Verachtung beantwortet wurden. Nach ſeiner Rückkehr nach England ſetzte er ſeine Bemühungen fort und ſtarb im J. 1681. Der Abt Plouquet hat vollkommen Recht, wenn er ſagt: Fox war ein unwiſſender und ſtreitſüchtiger Fanatiker, der anfangs nur das noch unwiſſendere Volk verführte. Die jedem Menſchen angeborne Neigung zu Neuerungen und zum Fanatismus verſchaffte ihm aber in der Folge Schüler, welche im Stande waren, ſeiner Secte mit Weisheit vorzuſtehn. So fand ſich ſeine Lehre unvermerkt mit Geiſt und Gelehrſamkeit in Vereinigung, und ausgezeichnete Männer wie William Penn, George Keith und Robert Barcley, gaben der Secte der Quäker Glanz, indem ſie die Anhänger derſelben mit Klugheit und Geſchicklichkeit zu leiten wußten.

Fox (Charles James), dieſer große Staatsmann, in welchem

nicht Großbritannien, ſondern ganz Europa einen ſeiner erſten Männer und Wohlthäter verloren, und den das Verhängniß von der Bühne des Lebens rief, als eben ſein gewaltiger Geiſt die Kriegsfurien feſſeln wollte, ward am 18. Januar 1748 geboren. Er war der zweite Sohn des Lord Holland, der wieder der zweite Sohn des Sir Stephan Fox war, welcher ſich durch Verdienſte emporſchwang und unter andern das Chelſea-Hoſpital für unfähig gewordene Soldaten mit 18,000 Pf. St. gründete. Fox Mutter, Georgina Carolina, ſeit 1762 Baroneſſe von Holland, war eine Schweſter des jetzigen Herzogs von Richmond und Urenkelin Königs Carl II., ſo daß er als ein Verwandter der königlichen Familie von England angeſehen werden konnte. Die ausgezeichneten Anlagen, die ſich früh in dem Knaben offenbarten, ſuchte ſein Vater ſorgfältig durch intellectuelle Bildung zu entwickeln. Er gewöhnte ihn daran, ſeine Meinungen über die Gegenſtände der Unterhaltung zu ſagen, und gewiß trug dieſe frühe Gewöhnung, mit Freiheit zu denken und unvorbereitet zu ſprechen, nicht nur zur Schärfung ſeines Verſtandes und ſeiner Urtheilskraft, ſondern auch zur Ausbildung der Rednertalente ungemein bei, durch welche Fox in der Folge glänzte. Gewöhnlich las Charles die Depeſchen ſeines Vaters, welcher eine Zeit lang Staatsſecretär war; und obgleich er noch ein Knabe war, ſoll er oft treffende Bemerkungen darüber gemacht haben. Einſt ſagte er ſeinem Vater, daß eine Staatsacte, die er eben geleſen, zu ſchwach ſey, und warf ſie ins Feuer. Der Staatsſecretär, gewohnt, ſeinen Sohn mit unbeſchränkter Freiheit gewähren zu laſſen, nahm eine zweite Abſchrift, ohne ihm einen Verweis zu geben. Beiſpiele höchſter Nachgiebigkeit und Zwangloſigkeit, womit Fox erzogen wurde, erzählt man mehrere. Er beſuchte die Schule von Weſtminſter und nachher zu Eton, und zeichnete auf beiden ſich ungemein aus. Kaum dreizehn Jahr alt, wetteiferte er ſchon mit den geübteſten Schülern zu Eton in lateiniſchen Verſen, ſchrieb das Griechiſche und ſprach das Franzöſiſche faſt gewandter als ſeine Mutterſprache. Hier knüpfte er die Bande früher Freundſchaft mit dem Grafen von Fitzwilliam, Lord Carliſle, ſeinem Couſin, dem Herzoge von Leinſter und andern ausgezeichneten Männern. Als er vierzehn Jahr alt war, ſchickte ihn ſein Vater, der zum Lord Holland erhoben worden war, in den Ferien nach Spaa, wo die ihm zum Taſchengelde beſtimmten großen Summen die Aufmerkſamkeit der Spieler auf ſich zogen. Schon in Eton zeigte er entſchiedenen Hang zum Vergnügen und zur Verſchwendung, und beging, durch die Freigebigkeit ſeines Vaters noch mehr dazu aufgemuntert, zahlreiche Exceſſe und Ausſchweifuugen. Er war als Tory erzogen worden, und bezog, um ſeine Studien zu vollenden, die Univerſität zu Oxford. Hier erregten ſeine Kenntniſſe und Talente um ſo mehr Bewunderung, als er ſeine ganze Zeit dem Spiele und andern Zerſtreuungen zu widmen ſchien. Doch blieb er hier nicht lange, ſondern unternahm eine Reiſe durch die Hauptländer Europa's, und obgleich er ſich allen Genüſſen und Exceſſen hingab, zu denen die reizenden Gegenden des Südens die Britten im Taumel der Jugend locken, ſo erwarb er ſich doch eine umfaſſende und tiefe Kenntniß der natürlichen Beſchaffenheit, der Sitten, Künſte und Regierungsformen, Geſetze und Verfaſſungen der verſchiedenen Länder, welche er ſah. Als ein vollendeter Stutzer kam er nach

England zurück. Schon auf ſeiner Reiſe war ſeine Verſchwendung ſo weit gegangen, daß ſelbſt ſein Vater, der ſein außerordentliches Vermögen zur Befriedigung aller Wünſche ſeines Sohnes anzuwenden gewohnt war, gedroht hatte, ſeine Wechſel und Anweiſungen zurückzuſchicken. In ſeinem zwanzigſten Jahre betrat Fox ſeine Laufbahn als Staatsmann. Der Flecken Midhurſt wählte ihn zu ſeinem Repräſentanten im Parlament. Zuerſt nahm er die Seite der Adminiſtration ein, die in ihm bald einen ihrer geſchickteſten Vertheidiger fand. Aber während er ſo mit Kraft und Einſicht in die öffentlichen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes eingriff, unterhielt er eine ſehr genaue Verbindung mit wuchernden Geldjuden, deren Freigebigkeit die ausſchweifende londner Jugend gegen fünfhundert Procent unterſtützt. Er ſowohl, als dieſe Ehrenmänner, hatten es für gewiß gehalten, daß ſein älterer Bruder kinderlos ſterben werde. Charles befand ſich gerade in einem Spielhauſe, als er von der Geburt ſeines Neffen, des jetzigen Lord Holland, benachrichtigt wurde; ſcherzend ſagte er, es ſey ein Knäblein geboren, als ein Vorläufer der Zerſtörung der Juden. So theilte dieſer außerordentliche Mann ſein Leben zwiſchen den ernſteſten Geſchäften und der wildeſten Ausgelaſſenheit. Er war zugleich Commiſſär der Admiralität, und nachdem er dieſe Stelle im J. 1772 freiwillig niedergelegt hatte, Commiſſär der Schatzkammer; als er ſich aber 1774 der Regierung widerſetzte, erhielt er ſeine Entlaſſung. Er hatte ſich kurz vorher mit einigen Oppoſitionsgliedern verbunden; beſonders fühlte er ſich zu Burke hingezogen. Vergeblich hatte ihm Lord North Vorſtellungen gemacht, und kündigte ihm endlich ſeine Entlaſſung in einem lakoniſchen Briefe an, der Fox unendlich erbitterte und alſo lautete: „Se. Majeſtät haben für dienlich erachtet, neue Commiſſarien der Schatzkammer zu ernennen, in deren Liſte ich Ihren Namen nicht ſehe.“ Lord Holland war ſchon früher geſtorben und hatte ſeinem Sohne außer einem bedeutenden baaren Vermögen ein prächtiges Landgut bei Kingsgate auf der Oſtküſte von Kent, mit einem nach dem Modell von Cicero's Villa Formia erbauten Hauſe daſelbſt hinterlaſſen. Überdies war Fox Buchhalter der königlichen Schatzkammer in Irland. Aber alle dieſe bedeutenden Mittel waren in kurzem erſchöpft. Statt jedoch durch die auf ihn einſtürmenden Ungemächlichkeiten niedergebeugt zu werden, entwickelte ſich erſt jetzt die ganze Stärke ſeines Geiſtes. Die eben beginnenden Streitigkeiten mit den nordamerikaniſchen Colonien feſſelten bald ſein ganzes Intereſſe. Das Erhabene des Gegenſtandes wirkte ſo mächtig auf ihn, daß er zum Erſtaunen Aller plötzlich als ein anderer Menſch auftrat. Wie einſt in allen Ausſchweifungen, wollte er jetzt in allen Tugenden glänzen. Er geſellte ſich zu der Schaar jener trefflichen Geiſter, welche die Ungerechtigkeit, mit welcher die Colonien behandelt wurden, laut ausſprachen, und ſtand bald zum Erſtaunen aller, die ihn vorher kaum bemerkt hatten, gehoben durch die Kraft ſeiner Talente und ſeiner Beredſamkeit an der Spitze der Oppoſitionspartei. Nichts brachte er aus der vorigen wilden Lebensperiode in die neue hinüber, als die Anmuth des Umgangs, die Offenherzigkeit des Gemüths, und die kühne Entſchloſſenheit des Mannes, der ſeiner Kraft ſich bewußt iſt. Sein Genie erkannte die Fehler der Miniſter, welche den Krieg mit den Colonien begonnen; vereinigt mit Burke bekämpfte er unaufhörlich die Grundſätze North's; ſie widerſetzten ſich auf das

entſchiedenſte einem Kriege, den ſie ungerecht und unpolitiſch nannten, und deſſen Ausgang allerdings der ſchönſte Beweis für die Richtigkeit ihrer Behauptungen war. Fox, der 1780 nach einem heftigen Kampf zum Repräſentanten von Weſtminſter erwählt worden war, wirkte kräftig zur Beendigung dieſes für England unglücklichen Krieges mit. Aber ſchon früher war Lord North verdrängt und Fox durch die rockinghamſche Partei zum Mitgliede des Cabinets und zum Staatsſecretär erhoben worden. Als aber im J. 1784 der Marquis von Rockingham ſtarb und Lord Shelburne, nachmaliger Marquis von Landsdown, an die Spitze der Geſchäfte trat, zog Fox mit ſeinen Freunden ſich ins Privatleben zurück. Die ſhelburneſche Adminiſtration ſchloß mit Amerika, Frankreich und Holland einen Frieden, der ihrer Dauer ein ſchnelles Ziel ſetzte, da ſie nicht im Stande war, einer großen politiſchen Verbindung, die unter dem Namen der Coalition die Gewalt dieſes Miniſteriums untergrub und bald ſeine Stelle einnahm, zu widerſtehen. Mit Unrecht warf man Fox ſeine Vereinigung mit Lord North vor, den er zuvor als ein Ungeheuer geſchildert und für ſeine Verbrechen auf das Schaffot zu bringen verſprochen hatte; es verdient vielmehr Lob, daß er unter den gebieteriſchen Umſtänden ſeinen Haß dem allgemeinen Beſten aufopferte. Der Herzog von Portland ward nunmehr erſter Lord der Schatzkammer und North und Fox die beiden Staatsſecretäre. Während dieſer zweiten kurzen Adminiſtration brachte Fox die berühmte oſtindiſche Bill ins Haus, welche nichts Geringeres beabſichtigte, als die Regierung der oſtindiſchen Geſellſchaft faſt ganz in die Hände des Miniſteriums zu bringen. Die oſtindiſche Compagnie, unabhängig von der Regierung, wurde von den erſten Beamten ſo ſchlecht verwaltet, daß ſie allerdings einer durchgängigen Reform bedurfte. Fox und North boten einander die Hände, und die Bill ging im Unterhauſe durch. Die Nation, von der Oppoſitionspartei noch mehr entflammt, gerieth in Aufruhr, Englands Macht in die Hände einer Ariſtokratie fallen zu ſehn. Dies bewog den König, die ernſtlichſten Maßregeln zu nehmen, um die Bill nicht auch im Oberhauſe durchgehn zu laſſen; der Graf Temple erklärte öffentlich, daß der König den für ſeinen Feind halten würde, der dafür ſtimmte. So wurde die Bill verworfen; aber ſie hatte dem Miniſter zugleich das Zutrauen des Parlaments und ſeines Souveräns geraubt, und führte ſeinen unmittelbaren Sturz herbei. Die Macht der Coalition wurde gebrochen, das ganze Miniſterium in den letzten Tagen des Jahres 1783 verabſchiedet, und Fox wurde Repräſentant für die Flecken Tain, Dingwall u. ſ. w. und ſpäter mit vieler Mühe wieder Repräſentant für Weſtminſter. Seit der Zeit beſtritt er unabläſſig ſeinen gleich großen Gegner Pitt, der, ein kaum mannbar gewordener Jüngling von unermeßlichem Ehrgeiz, glänzenden Talenten und ſiegender Beredſamkeit, als erſter Staatsminiſter die Welt durch ſeine Thaten in Erſtaunen ſetzte. Nur das Intereſſe ſeiner Nation im Auge blieb Fox unbeſtechlich durch Geldſummen, Titel und Ehrenſtellen, die der Miniſter für ſeine Zwecke mit verſchwenderiſcher Hand ausſtreute. Mehr als einmal fühlte Pitt ſeines Gegners Überlegenheit. Da Pitt, von Preußen gereizt, den Krieg gegen Rußland, wegen Oczakows Beſitz, beginnen, da er ein anderes Mal den Frieden mit Spanien brechen wollte, um Theilnahme am Handel mit wilden Katzen- und Seeotterfellen zu erhalten, war es

Fox, welcher jedes Mal den Krieg verhinderte. Doch Pitt, immer durch ſeine Macht und ſeine Künſte ſiegend, ermüdete endlich ſelbſt Fox's Ausdauer gegen ihn. Begleitet von einer Miſtriß Armſtead, die er nachher als ſeine Gemahlin erkannte, machte Fox eine Reiſe nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Die franzöſiſche Revolution brach aus. Pitt und Fox billigten das Beſtreben eines Volks, die Feſſeln des Despotismus zu brechen. Als aber daſſelbe in ein Chaos beiſpielloſer Verbrechen und Gräuel ausartete, traten beide in ihren günſtigen Meinungen zurück. Pitt wollte nun Krieg; Fox rieth, die gährende Nation ihrem eigenen Schickſal zu überlaſſen. Wer wollte beſtimmen, was aus dem ſich ſelbſt zerſtörenden Frankreich geworden wäre, hätte Fox geſiegt? Pitts Wille geſchah; was ward aus Frankreich und Europa? Fox, ſtets ſeinen Grundſätzen treu, mußte es ſich gefallen laſſen, daß politiſcher Fanatismus ihn einen Jacobiner ſchalt, und der König ihn aus der Liſte der geheimen Räthe ſtrich. Hatte er auch Kraft, dieſe Kränkung mit Gleichmuth zu ertragen, ſo ward er es doch müde, unaufhörlich die unbeſtreitbarſten Wahrheiten zu predigen, ohne jemals gehört zu werden. Er trat eine Zeit lang von den Geſchäften zurück und wollte ſeinen Sitz im Parlamente aufgeben, um, wie er damals (1797) im Parlamente ſagte, ſich zu erholen in der ruhigern Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften. Aber ſeine Freunde vermochten ihn, den öffentlichen Geſchäften nicht ganz zu entſagen, ſondern zufrieden zu ſeyn mit häufigerm Aufenthalte auf dem Lande. In dieſer ländlichen Muße, die er den Wiſſenſchaften widmete, und der Dichtkunſt, welcher er ſtets mit jugendlichem Feuer zugethan blieb, entſtand in ihm der Wunſch, durch ein bedeutendes Werk vor Welt und Nachwelt dieſe Zurückgezogenheit zu entſchuldigen und berühmt zu machen. Kein Werk aber konnte ſeinen Kenntniſſen angemeſſener, für ſein Streben paſſender, ſeines ganzen Lebens würdiger ſcheinen, als ein hiſtoriſches, und dem Freunde des Vaterlandes, dem Vertheidiger altbrittiſcher Freiheit lag die vaterländiſche Geſchichte am nächſten. Und welchen Abſchnitt derſelben hätte er zweckmäßiger wählen können, als jene Wendung der Dinge, durch welche engliſche Nationalfreiheit erſt wahrhaft gegründet ward? jene Wendung, die nach den heilloſen Zeiten der letzten Stuarts, den großen Oranier auf den brittiſchen Thron brachte. Doch mußte er, um dieſe Revolution darzuſtellen, wie ſie aus dem früheren Zuſtande des Reichs hervorging, Jacobs II. ſündhafte Regierung und Carls II. ſchmachvolltraurige Zeit wenigſtens im Allgemeinen ſchildern. Die Angelegenheiten des Vaterlands, und ſein früher Tod haben ihn freilich verhindert, ſeinem Werke in Umfang und Darſtellung die Vollendung zu geben, die er demſelben beſtimmt hatte und zu geben fähig war; es iſt nur ein Bruchſtück, was wir erhalten haben, der Anfang deſſen, was er beabſichtigte (A history of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter. London 1808 — überſetzt von D. W. Soltau, Hamburg 1810.), aber das Bruchſtück iſt groß genug, um zu fühlen, wie viel wir an dem übrigen verloren haben; vorzüglich da Fox die Parteilichkeit Hume's in dieſer geſchichtlichen Partie überall aufdeckt, und ſeine Darſtellung überall ſehr einfach und belehrend iſt. Doch wir kehren zu ſeinem Leben zurück. Endlich verließ Pitt, nachdem er achtzehn Jahre hindurch die größte Macht geübt hatte, freiwillig ſeinen erhabenen

Poſten. Addington nahm ſeine Stelle ein, und unterſtützt von For und deſſen Freunden ſchloß er mit Frankreich den Frieden von Amiens (den 27ſten März 1802). „Hart iſt dieſer Friede!“ rief For, „unzähliges Blut, unzählige Summen wären erſpart und der Friede ehrenvoller geſchloſſen worden vor ſechs Jahren; aber beginnt den Krieg, und ihr werdet künftig einen noch herberen Frieden ſchließen müſſen.“ Seine Warnung war umſonſt. Pitt übernahm wieder mit geübter Hand die Ruder des Staats und entriß ſogleich mit dem Ausbruche der Feindſeligkeiten den friedensbedürftigen Spaniern die Neutralität. For nannte dieſe Maßregel eine characteriſtiſche Falſchheit und das Betragen der Miniſter ein Gewebe von Ungerechtigkeit und Unklugheit. Doch Pitt ſah den Ausgang ſeines begonnenen Werks nicht; er ſtarb und — For trat als Staatsſecretär an ſeine Stelle. Ein ehrenvoller Friede mit Frankreich war das ſchöne Ziel, das er ſogleich ins Auge faßte, und obgleich Preußens damalige zweideutige Politik zu feindſeligen Maßregeln gegen dieſes Reich nöthigte, ſo hatte er doch bereits die erſten Einleitungen getroffen, einen allgemeinen Frieden für Europa herbeizuführen. Doch mitten in ſeinen für die Menſchheit wohlthätigen Unternehmungen, nachdem er noch alle Hinderniſſe zu heben geſucht hatte, welche die Verſchiedenheit der Religion der Vereinigung des engliſchen und irländiſchen Intereſſes entgegenhielt, nachdem er noch das Ober- und Unterhaus zu Abſchaffung des Sclavenhandels feierliche Erklärungen zu geben bewogen hatte, ſtarb er an den Folgen der Waſſerſucht am 13. Sept. 1806, Abends um ſechs Uhr, in den Armen des Lords Holland, ſeines Neffen, im Palaſt Chiswik-Houſe, des Herzogs von Devonſhire, ſeines Freundes. Seine Aſche, über welcher die Trauer einer ganzen Nation ſchwebt, ſchlummert an der Seite der Könige, Helden, Staatsmänner und Künſtler Großbritanniens.

Fracaſtoro (Girolamo), oder Hieron. Fracaſtorius, ein in Italien zu ſeiner Zeit hochgefeierter Gelehrter, geb. zu Verona 1483, geſt. zu Padua 1553. Seine Mutter tödtete der Blitz, da ſie ihn eben in den Armen hielt. Er wurde Arzt und heilte mit Glück, und zwar ohne Bezahlung. Er wurde vom Papſte Paulus III. zum ordentlichen Arzte des Concilii zu Trident beſtellt, und mußte auf jenes Befehl eidlich bezeugen, daß die dort herrſchende Krankheit anſteckend ſey, damit der Papſt die Synode nach Bologna verlegen konnte. Zuletzt lebte er auf einem Landgute bei Verona. Man verehrte ihn aber auch als einen der größten Philoſophen, Phyſiker und Aſtronomen ſeiner Zeit. Er brauchte zuerſt ein Teleſkop. Opera philos. et med. Genf 1671. Unter den neulateiniſchen Dichtern iſt er einer der vorzüglichſten. Sein berühmtes Lehrgedicht: Syphilis, oder über die Franzoſenkrankheit, erſchien zu Verona, 1530. 4., enthält ſchöne mythiſche Epiſoden, und beſingt auch zuerſt die Entdeckung von Amerika. Gravina und Algorotti zogen es wieder hervor, ſo daß es von 1731-1760 vier Mal herausgegeben ward. Seine poetiſchen Gemälde des Winters, des Frühlings, des Abends und der Nacht gehören unter die erſten Verſuche der beſchreibenden Poeſie. Auch Amor und Pſyche hat er beſungen. Nach ſeinem Tode ſetzten ihm die Veroneſer, wie einſt dem Catull, eine Marmorſtatue. Otto Fr. Mencke hat ſein Leben beſchrieben (1731). F.

Fractur, in der Buchdruckerkunſt gebrochene, d. i. eckige, deutſche Schrift, zum Unterſchiede von der runden oder ſchwabacher Schrift. Auch die große oder ſogenannte Kanzleiſchrift wird Fractur genannt.

Fragmente (wolfenbüttelſche), ſind eine antichriſtliche Schrift, welche Leſſing unter dem Vorgeben, daß er ſie in der wolfenbüttelſchen Bibliothek, welche ſeiner Aufſicht anvertraut war, gefunden habe, bekannt machte. Das meiſte Aufſehn erregte das fünfte Fragment, in welchem dem ehrwürdigen Stifter des Chriſtenthums Schuld gegeben ward, er habe eine Empörung ſtiften und auf den Umſturz des jüdiſchen Staats ſeine eigene königliche Würde und Regierung gründen wollen. Wer der wahre Verfaſſer dieſer Schrift ſey, iſt nicht bis zu völliger Evidenz ausgemittelt worden; doch wird ſie von den Meiſten Reimarus, welcher zu Hamburg lebte und durch eine gehaltvolle Schrift über die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion dem deutſchen Publicum rühmlich bekannt iſt, zugeſchrieben. Mit Recht hat man geurtheilt, daß der Fragmentiſt vieles unredlich verdreht, vieles, aus Mangel an Kenntniß der alten Welt, mißverſtanden und das Chriſtenthum höchſt ungerecht beurtheilt habe. Unter denen, welche ſeinen Einwürfen begegneten, ſind beſonders Döderlein, Semler und Michaelis bemerkenswerth. Die Schrift des zuerſt erwähnten Gelehrten, namentlich: Fragmente und Antifragmente, iſt mit ſo viel ruhiger Beurtheilung, Gelehrſamkeit und Geſchmack geſchrieben, daß ſie mit Recht für die gelungenſte Widerlegung des Fragmentiſten gehalten wird. N.

Fraiß, Fraiſch, hohe Fraiß, fraißliche Obrigkeit, bedeutet in einigen Ländern die peinliche Gerichtsbarkeit, oder die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, von dem alten Worte Fraiß, Schrecken, Furcht, Gefahr.

Franc, eine franzöſiſche Silbermünze, deren ſechs einen Laubthaler ausmachen; etwa 6 Gr. nach gutem Gelde, alſo ſo viel als ein Livre. In dem neuern franzöſiſchen Münzweſen theilte man dieſe Francs in Zehntheile (Décime), und in Hunderttheile (Centimes).

Franciscus von Aſſiſi, Stifter des Franciscanerordens, ſiehe Franz.

Frank, der Familienname mehrerer berühmten Ärzte, worunter beſonders Joh. Peter Frank, welcher zu Pavia, Wien und Petersburg lebte, das berühmte Werk de curandis hominum morbis ſchrieb, ein Syſtem der mediciniſchen Polizei aufſtellte, jetzt aber in ſeinem Alter privatiſirt, und ſein Sohn Joſeph Frank, ruſſiſcher Hofrath und Profeſſor in Wilna, früher Anhänger der Erregungstheorie (ſ. dieſ. Art), ein berühmter theoretiſcher und practiſcher Arzt.

Franke (Auguſt Hermann), Stifter des halleſchen Waiſenhauſes und vieler damit verbundenen Anſtalten, einer der merkwürdigſten und wirkſamſten Männer ſeines Zeitalters, oft durch falſches Lob und ungerechten Tadel mißkannt, aber mit jedem Fortſchritt der Zeit richtiger gewürdigt und nach ſeinem wahren Verdienſt verehrt. Zuerſt von ſeinem Leben, dann von ſeinen Stiftungen! Franke war 1663 zu Lübeck geboren, Sohn des dortigen Domſyndikus, der aber ſchon 1666, von Ernſt dem Frommen berufen, als Juſtizrath nach Gotha ging, daher ſein Sohn

auf dem ſchon damals berühmten Gymnaſium ſeine erſte Bildung empfing. Er zeigte ſo ſeltene Fähigkeiten, daß er im dreizehnten Jahr Selectaner, im vierzehnten reif zur Akademie, als ein eximiae spei juvenis erklärt wurde. Hierauf beſuchte er die Univerſitäten Erfurt, Kiel und ſpäterhin Leipzig, trieb vorzüglich Theologie, doch in ſteter Verbindung mit alten und neuen Sprachen. Im J. 1681 promovirte er, hielt unter andern zu Leipzig practiſche Vorleſungen über die Bibel, deren einfache Lehre ihm mehr werth war, als alle dogmatiſchen Spitzfündigkeiten, ward aber wegen des großen Beifalls ſo angefeindet und verfolgt, daß der berühmte Thomaſius, der damals noch in Leipzig, hernach in Halle lehrte, eine Defenſionsſchrift für ihn aufſetzte, Franke aber, den Verfolgungen ausweichend, den Ruf nach Erfurt als Prediger annahm. Hier wurden wieder ſeine Predigten, die viel mehr Herzlichkeit und warmen Eifer, als homiletiſche Künſtelei auszeichneten, ſelbſt von den Catholiken ſo zahlreich beſucht, daß man in Mainz Gefahr für die Religion fürchtete; und catholiſche Zeloten wußten den Hof zu beſtimmen, daß Franke Befehl erhielt, binnen 24 Stunden die Stadt zu räumen, was auch, unter heißen Thränen der Bürger und der Kinder, deren er ſich ſo väterlich angenommen hatte, geſchah. Er erhielt ſogleich mehrere Einladungen, zog aber den Ruf nach Halle allen andern vor, wo eben die neue Univerſität errichtet ward. Ihm wurde zuerſt die Profeſſur der Orientalien, ſpäterhin der Theologie übertragen. Zugleich erhielt er das Paſtorat in der eng mit Halle verbundenen Vorſtadt Glaucha, daher dieſe auch der Sitz aller ſeiner Stiftungen geworden iſt. Die Unwiſſenheit und Verwilderung der glauchaiſchen Gemeine auf der einen, die große Armuth vieler Einwohner auf der andern Seite, gaben ſeiner Thätigkeit, practiſch zu wirken, die erſte Anregung. Dies geſchah beſonders ſeit 1694. Er unterrichtete die ganz verſäumten Armen und Kinder auf ſeinem Hausflur und gab ihnen dann kleine Almoſen. Bald nahm er auch ein Paar Vaterloſe auf, deren Zahl ſich ſchnell vermehrte. Wohldenkende unterſtützten ihn mit kleinen Beiträgen. Als er einſt auf ein Mal ein Geſchenk von ſieben Gulden empfing, rief er aus: „Das iſt ein ehrlich Capital, damit kann man etwas rechts anfangen.“ Wenn man den Umfang ſeiner nachmaligen Stiftungen anſieht, muß man allerdings über einen ſo geringen Anfang erſtaunen. Von nun an wuchſen ſeine Anſtalten für Erziehung und Unterricht mit jedem Jahr. Es wurden unter ſeiner Leitung Schulen für alle Stände errichtet; es wurde eine Erziehungsanſtalt für Vaterloſe, das eigentliche Waiſenhaus (das jedoch den kleinſten Theil des Ganzen ausmacht) organiſirt. Man fing an zu bauen, und 1698 ward der erſte Grundſtein zu allen den Gebäuden, die jetzt zwei über 800 Fuß lange Straßen bilden, gelegt. Man irrt, wenn man, vielleicht durch die Regelmäßigkeit getäuſcht, glaubt, Franke habe gleich anfangs einen ſo großen Plan gehabt. Nie hätte er wohl vorherſehn können, daß der Ruf ſeiner frommen Menſchenliebe, nah und fern ſo viele Theilnehmung erwecken, daß man ihn von allen Seiten her Summen zu 50, 100 und 1000 Thalern zuſchicken, daß ihm ein ſtiller Freund der Chemie und Pharmacie, den er auf ſeinem Todbette beſuchte, Recepte zu allerlei Medicamenten übergeben würde, die hernach ſo viel Aufſehn gemacht, und deren Verkauf vormals einen jährlichen

Gewinn von 30 — 40,000 Reichsthalern abgeworfen hat, woraus ſich allein die Möglichkeit erklärt, ohne alle Unterſtützung der Regierung ſo große Anſtalten ausgeführt zu ſehen. Ihn ſelbſt beſtärkte natürlich dies alles in ſeinem ſtarken Glauben und unerſchütterlichen Vertrauen an die göttliche Vorſehung, zumal es ſich oft traf, daß gerade in der Stunde, wo kein Groſchen vorhanden war, um die wartenden Arbeiter zu bezahlen, die nöthige, und nicht ſelten eine größere Summe, als man bedurfte, mit der Poſt von bekannten und unbekannten Perſonen einging. Er ſah darin Gottes Wink, daß er ihn zum Werkzeug beſtimmt habe, Vieles und Großes zu vollenden. Und ſo hat man denn mit Recht ſeine Stiftungen ein Werk des Glaubens und der Liebe und die in ihrer Art letzte große Erſcheinung des religiöſen Geiſtes in Deutſchland genannt, und über einen der Haupteingänge vor mehreren Jahren die paſſende Inſchrift geſetzt:

„Fremdling, was du erblickt, hat Glaub' und Liebe vollendet,
Ehre des Stiftenden Geiſt, glaubend und liebend wie Er."

Was ihm dabei alles ſehr erleichterte, war der ausnehmende und doch ſo ganz uneigennützige Eifer ſeiner erſten Mitarbeiter, die nur gerade ihre nothwendigen Bedürfniſſe verlangten, und dafür mehr leiſteten, als an andern Orten reich beſoldete Männer, denen jener Geiſt fremd war. Da er bei allen ſeinen Unternehmungen von Religion ausging, und practiſche Frömmigkeit für die Hauptſache aller Erziehung und alles Unterrichts hielt, dabei von ſtrengen Sitten und ein Gegner weltlicher Vergnügungen war, als gefahrvoll für die Sittlichkeit, ſo ſuchte man dieſe Denkungsart unter dem Namen des Pietismus (Andächtelei, Frömmelei) verächtlich zu machen. Ihn ſelbſt kann gewiß nie der Vorwurf des leeren Scheins verdient treffen. Daß es aber unter ſeinen Schülern viele gab, die es mehr in Worten und Geberden, als dem Geiſt nach waren, daß die allerdings übertrieben gehäuften Andachtsübungen, welche ehemals in den frankiſchen Anſtalten herrſchten, Viele mehr mit Widerwillen als mit Liebe zur Gottſeligkeit erfüllt haben mögen, läßt ſich nicht läugnen, und man iſt davon ſpäterhin mehr zurückgekommen. Er ſelbſt war von aller Frömmelei entfernt; ein heitrer, offner, liebevoller Mann; edel und unbefangen in ſeinen Sitten; als Erzieher der Jugend einſichtsvoll, feſt und mild. Dabei war er im hohen Grade arbeitſam; pünktlich in ſeinen akademiſchen Vorleſungen, wie in ſeinen Predigten, ſowohl da er in Glaucha ſtand, als ſpäterhin, da er an die Ulrichskirche der Stadt Halle verſetzt wurde. Mit dem Steigen ſeines Ruhms nahmen ſeine Geſchäfte und beſonders der Andrang der Correſpondenten und Beſucher ſo ſehr zu, daß er oft nur erſt nach dem Abendeſſen an ſchriftſtelleriſche Arbeiten kommen konnte, deren Ertrag er immer wohlthätigen Zwecken beſtimmte. Die meiſten ſeiner Schriften ſind deutſch und aſcetiſchen Inhalts. Früherhin hat er auch mehrere lateiniſche herausgegeben, wie er denn überhaupt in alten und neuen Sprachen ſehr geübt war. Im J. 1727 erlag ſein Körper den vieljährigen Anſtrengungen. Er ſtarb am 8. Juni 64 Jahr alt und hinterließ ſeinem Schwiegerſohn, Joh. Anaſt. Freylinghauſen, und ſeinem einzigen (ohne Nachkommen verſtorbnen) Sohn Gottl. Aug. die Direction, unter denen nur noch einige Gebäude errichtet wurden, da er das meiſte von dem, was noch jetzt daſteht, vollendet geſehen hat. Die jetzigen Directoren ſind

der Kanzler der Univerſität Halle, D. Aug. H. Niemeyer, ein Urenkel des Stifters von Mutter-Seite, und D. G. C. Knapp, Prof. der Theologie. — Frankens Stiftungen. Man pflegte ſie vormals unter dem Namen des halliſchen Waiſenhauſes zuſammenzubegreifen, weil alles von einer Anſtalt für vaterloſe Kinder ausging. Gerade dies iſt aber der kleinſte Theil des Ganzen, und es gibt im engeren Sinn viel größere Waiſenhäuſer in Deutſchland, wiewohl, wenn man alles, was mit dem halliſchen verbunden iſt, dazu rechnet, unſtreitig das halliſche den größten Umfang hat. Folgendes ſind die vornehmſten Inſtitute. 1. Die eigentliche Waiſenanſtalt. In ihr ſind ſeit der Stiftung nahe an 4500 ganz unentgeldlich erzogen, wovon gewöhnlich $\frac{4}{5}$ männlichen, $\frac{1}{5}$ weiblichen Geſchlechts waren. Erſtere gehen größtentheils zu Handwerken und Künſten über. Vorzügliche Köpfe widmet man den Studien und ſie bleiben bis zur Univerſität in der Anſtalt. Die höchſte Zahl zugleich Erzogener war 200. Die ſehr verminderten Einnahmen haben ſie bis jetzt auf 100 reducirt. 2. Das königliche Pädagogium, Erziehungs- und Lehranſtalt für junge Leute aus den mittlern und höheren Ständen. Seit der Stiftung (1696) ſind darin 2790 gebildet. (Hiervon ſ. m. das Nähere unten, in einem beſondern Artikel.) 3. Die lateiniſche Schule. Exiſtirt ſeit 1697 als eine gelehrte Bildungsanſtalt in 9 — 10 Claſſen für minder Begüterte. Sie hat Penſionairs (ehemals oft an 4 — 500) und Frequentanten aus der Stadt, und hat immer den Ruf gründlichen Unterrichts, beſonders in den alten Sprachen, behauptet. Seit 1809 ſind mit ihr die beiden an Frequenz ſehr herabgekommenen Stadtgymnaſien, das lutheriſche und reformirte, unter dem Namen der halliſchen Hauptſchule im Waiſenhauſe verbunden, welche ſich in eine lateiniſche und eine Realſchule theilt. Die älteſten Lehrer wurden penſionirt; die übrigen arbeiteten nun gemeinſchaftlich. 4. Die deutſchen oder Bürgerſchulen. Urſprünglich wurden eine Knaben- und eine Mädchenſchule geſtiftet, welche im Bezirk des Waiſenhauſes lagen, und wovon jede nach und nach zu 10—12 Claſſen anwuchs. In beiden Abtheilungen wurden oft an 150 Kinder aus der Stadt und den Vorſtädten unterrichtet. Hiezu kamen ſpäterhin noch zwei davon reſortirende Nebenſchulen, in Glaucha, die mittelwachiſche und weingärterſche für die entfernt Wohnenden. Letztere ſind hernach in das Waiſenhaus verlegt, und gegenwärtig beſtehen die deutſchen Bürgerſchulen aus 4 Abtheilungen, von denen zwei für Knaben und Mädchen, die einiges Schulgeld bezahlen, zwei für ganz Arme, als Freiſchulen, beſtimmt ſind. Im Unterricht wird dabei auf die Bedürfniſſe der Mittelſtände und der niedern Volksclaſſen Rückſicht genommen. In der Methode ſucht man das Beſte und Bewährteſte anzuwenden, ohne zu einer alten oder neuen Schule zu ſchwören. Übrigens ſind dieſe ſämmtlichen Schulanſtalten zugleich als Seminarien für angehende Lehrer zu betrachten, die ſich dabei üben, Methode lernen und dadurch um ſo fähiger werden, in andern Kreiſen als Lehrer zu wirken. Dies iſt ein bedeutender Vortheil, welchen der Studirende auf der Univerſität Halle, wie auf keiner andern findet. Als ein Annexum der frankiſchen Stiftungen iſt noch 5. die canſteiniſche Bibelanſtalt zu betrachten. Sie ward von dem Baron C. H. von Canſtein, einem vertrauten Freunde Frankens, geſtiftet.

und nahm ihren Anfang 1712. Der Zweck war, durch ſtehende Formen der ganzen Bibel in verſchiedenen Formaten, welche den jedesmaligen Satz bei jeder neuen Ausgabe erſparen, den Preis äußerſt wohlfeil zu machen und dadurch die Verkaufung der h. S. zu befördern. Dieſer Zweck iſt auch in ſolchem Grad erreicht, daß bereits über 2 Millionen ganze Bibeln und 1 Million neue Teſtamente verkauft ſind. Man adreſſirt ſich am beſten unmittelbar an die Anſtalt, um ſie in Quantität möglichſt wohlfeil zu erhalten. Die Directoren der frankiſchen Stiftungen ſind zugleich die Vorſteher dieſer Anſtalt, ohne daß jedoch das Waiſenhaus Einkünfte davon hat, die vielmehr allein der Beſtimmung der Anſtalt gemäß verwendet werden. Übrigens gehören noch zu den Beſitzungen des Waiſenhauſes eine große Bibliothek in einem eignen Gebäude, und eine Naturalien- und Kunſtkammer von geringerer Bedeutung. Was endlich die Erhaltungsquellen dieſer vielumfaſſenden Stiftungen betrifft, ſo ſind folgende die wichtigſten: 1. An Gütern und liegenden Gründen, das Vorwerk oder die Meierei von 17½ Hufen; das Rittergut Canena von 11 Hufen; das Rittergut Reideburg von 19 Hufen, Berga im Schwarzburgiſchen von 15 Hufen; mehrere anſehnliche Gärten, desgleichen das canſteiniſche Erbhaus in Berlin. 2. Die Medicamente, zum Theil Arcana, welche, wie ſchon oben bemerkt iſt, in frühern Zeiten bei weitem die Hauptquelle waren, ſpäterhin aber im Debit, durch die Verbote in vielen Ländern und durch den veränderten Geiſt der Zeit ſehr gelitten haben. Sie werden durch eine eigne Medicamentenexpedition beſorgt. Nähere Nachricht hierüber gibt die Schrift: Mabai's Beſchreibung der Wirkungen und Anwendungsart der halliſchen Waiſenhausarzneien. Mit neuen Erfahrungen vermehrt vom Profeſſor Düffer. Halle 1808. 3. Die Apotheke, weit mehr aber 4. die Buchhandlung, welche von einem ſehr geringen Anfang, den ein Candidat Ehlers mit dem Druck einer frankiſchen Predigt machte, durch die Thätigkeit und Einſicht dieſes Mannes zu einer der anſehnlichſten und ſolideſten Handlungen Deutſchlands, ſowohl im Sortiment als Verlag herangewachſen iſt. Sie beſitzt eine eigne Druckerei; und hat vorzüglich wiſſenſchaftliche, aſcetiſche und Schulbücher, z. B. faſt alle claſſiſchen Autoren um ſehr geringe Preiſe geliefert und ſich mit dem ganzen In- und Auslande in Verbindung geſetzt. Der reine Überſchuß wird jährlich an die Hauptcaſſe abgegeben und zur Erhaltung der Vaterloſen und der Schulen verwendet. 5. Das Schul- und Penſionsgeld. 6. Königliche Hülfsgelder. Der jetzt regierende König von Preußen war der erſte, welcher den abnehmenden Revenüen durch einen jährlichen Zuſchuß zu Hülfe kam. Die vormalige königlich weſtphäliſche Regierung hat dieſe nicht nur fortgeſetzt, ſondern auch vermehrt. Sie werden jetzt aus den Einkünften des aufgehobnen Kloſters Bergen bei Magdeburg gezahlt. 7. Milde Gaben. Dieſe ſind ehedem ſehr bedeutend geweſen. Seitdem aber das Waiſenhaus in den wiewohl ſehr übertriebnen Ruf großer Reichthümer gekommen, haben ſie faſt gänzlich aufgehört. Selten iſt's, daß dankbare Zöglinge ihm Legate vermachen, was früherhin öfter der Fall war. Über dies alles gibt theils eine von 1792—1798 erſchienene Zeitſchrift unter dem Titel: Frankens Stiftungen 3 Bände, theils die Beſchreibung des halliſchen Waiſenhauſes und der damit verbundenen frankiſchen Stif-

tungen nebſt der Geſchichte ihres erſten Jahrhunderts mit erläuternden Kupfern 1799 die befriedigendſte Auskunft.　Ll.

Franke iſt der Name, der in den Morgenländern allen chriſtlichen Europäern beigelegt wird, vermuthlich weil ſich in den Kreuzzügen die aus den ehemaligen Franken hervorgegangenen Franzoſen beſonders hervorthaten. S. übrigens den Art. Frankreich.

Franken, eines der merkwürdigſten unter den deutſchen Völkern. Sie erſcheinen in der deutſchen Geſchichte zuerſt ſeit 238 nach Chr. Geb., und wohnten zwiſchen dem Niederrhein und der Weſer, ſtreiften auch bisweilen über die Weſer bis nach der Elbe zu. Sie machten ſchon im 4ten Jahrhunderte verſchiedene Einfälle in Gallien, aber es glückte ihnen noch nicht, feſte Wohnſitze daſelbſt zu gewinnen. Zu Anfange des 5ten Jahrhunderts fingen ſie an, in das belgiſche Gallien einzudringen (ſ. den Art Frankreich). Aus dem großen Landtheil, welchen die Franken ſpäterhin den Allemannen am Rheine wegnahmen, entſtand eine neue Provinz unter dem Namen des rheiniſchen Frankens (Francia rhenana). Das heutige Frankenland gehörte den Franken damals noch gar nicht, ſondern war ein Theil von Thüringen, und es iſt noch zweifelhaft, wie das heutige Franken von Thüringen getrennt worden iſt (ſ. Thüringen). Im 9ten Jahrhundert finden wir Franken als Herzogthum in der deutſchen Geſchichte, welches mit dem Erlöſchen des hohenſtaufenſchen Hauſes wieder einging.

Frankenhauſen, eine Stadt und ein Amt in Thüringen an einem Arm der Wipper, dem Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt zugehörig. Die Stadt hat etwa 3000 Einwohner, eine fürſtliche Regierung und eine gute Schule. Am wichtigſten macht die Stadt ihr Salzwerk, welches den Bürgern erb- und eigenthümlich zugehört. Die Soole iſt zehnlöthig; man verſiedet von ihr jährlich 60,000 Scheffel und könnte noch viel mehr verſieden, wenn größerer Abſatz wäre. Auch wird in der Gegend ein ſchöner und dichter Alabaſterſtein gebrochen. Einige treffliche Concerte, zu denen es dem dortigen wackern Cantor Biſchof gelang, eine bedeutende Anzahl der beſten Tonkünſtler Deutſchlands und ein großes Publicum von nahen und fernen Kunſtfreunden zu vereinigen, haben dieſem Orte in den Jahren 1810 und 1811 für den Freund der Tonkunſt ein beſonderes Intereſſe gegeben.

Frankfurt. Als durch den lüneviller Frieden der Thalweg des Rheines Frankreichs und Deutſchlands Gränze geworden war und zur Entſchädigung weltlicher Fürſten für den erlittenen Verluſt auf dem linken Ufer des neuen Rubicons die Staaten der geiſtlichen Fürſten ſäculariſirt wurden, deren Stellen nun erloſchen, da war der Churfürſt von Mainz der einzige, dem die Wichtigkeit ſeiner Function als Erzkanzler des Reichs das politiſche Daſeyn rettete. Zwar wurde der eigentliche Churſtaat Mainz aufgelöſ't und zum größten Theile als Entſchädigungsobject überlaſſen, aber, durch den Reichsſchluß vom 25. Febr. 1803, die Würde und der Rang eines geiſtlichen Churfürſten und Reichserzkanzlers, in Verbindung mit dem eines Metropolitanerzbiſchofs und Primas von Deutſchland, erklärt und beſtätigt, der erzbiſchöfliche Stuhl von Mainz auf die Domkirche von Regensburg übergetragen, zugleich die Metropolitangerichtsbarkeit nach einer neuen Diöceſangränze beſtimmt

und dem Churfürſten-Erzkanzler ein neuer Staat aus den Fürſtenthümern Regensburg und Aſchaffenburg und der Grafſchaft Wetzlar gebildet; da aber dieſes Areal, von 25 Quadratmeilen mit 100,000 Einwohnern, nicht mehr als 650,000 Gulden eintrug, dem Churfürſten aber Eine Million als jährliche Revenüe ausgeworfen worden war, ſo wurde das Deficit von 350,000 Gulden auf die wieder hergeſtellten Rheinzölle (Octroy) angewieſen. Regensburg ward nun der Sitz des neuen Erzbisthums; der Erzkanzler führte das Directorium im Churfürſtenrathe und im Fürſtenrathe die 7te und 102te Stimme. Doch wichtigere Ereigniſſe gaben auch dieſen Verhältniſſen eine andere Geſtalt. Das deutſche Reich ward aufgelöſ't, der Churfürſtentitel erloſch gänzlich und an des heiligen römiſchen Reichs Stelle trat der rheiniſche Bund, deſſen Primas der bisherige Churfürſt Erzkanzler ward, welcher mit vollen Souverainetäts- und Eigenthumsrechten die Stadt Frankfurt mit ihrem Gebiete und die Souverainetät über die Beſitzungen der Fürſten und Grafen von Löwenſtein-Werthheim (auf der rechten Mainſeite), über die der Grafen von Erbach und über die Grafſchaft Rhineck erhielt, ſo daß der neue fürſtlich-primatiſche Staat ein Areal von 38 Quadratmeilen umfaßte, mit einer Bevölkerung von 176,000 Einwohnern und 1,800,000 Gulden Revenüen. Dem Fürſten Primas ward das Präſidium in der nie eröffneten Bundesverſammlung und zwar der Vorſitz im königlichen Collegio derſelben übertragen. Doch auch dieſem neugeſtalteten Staate und ſeinem Souverain ſtand eine abermalige Umwandlung bevor. Der Friede von Wien (14. Oct. 1809) hatte mehrere bedeutende geographiſche Veränderungen zur Folge, deren erſte die Staaten des rheiniſchen Fürſten Primas betraf. „Da Wir," (ſo ſprach der Protector des rheiniſchen Bundes in ſeiner Botſchaft an den Senat zu Paris vom 2ten März 1810) die großen Dienſte, die uns der Fürſt Primas geleiſtet und die vielfältigen Beweiſe, die Wir von ſeiner Freundſchaft erhalten, erkennen wollen: ſo haben Wir den Umfang ſeiner Staaten vergrößert und ſie unter dem Titel eines Großherzogthums Frankfurt conſtituirt. Er wird daſſelbe bis an das Ende ſeines Lebens genießen, welches nur guten Handlungen gewidmet iſt. Wir haben überdies das Schickſal ſeiner Völker nicht in Ungewißheit laſſen wollen, und haben daher dem Prinzen Eugen Napoleon alle Unſere Rechte auf das Großherzogthum Frankfurt abgetreten. Wir haben ihn zum erblichen Beſitze dieſes Staates, nach dem Ableben des Fürſten Primas, den Grundſätzen zu Folge berufen, die in der Inveſtituracte enthalten ſind, welche Unſer Vetter, der Prinz Erzkanzler, Ihnen mittheilen wird." Würde dereinſt die natürliche Nachkommenſchaft des Prinzen Eugen erlöſchen, ſo ſollte das Großherzogthum der kaiſerlich-franzöſiſchen Krone anheimfallen. Der Vertrag zwiſchen dem franzöſiſchen Kaiſer und dem Fürſten Primas, welcher dieſe Beſtimmungen enthielt, war am 16. Februar 1810 abgeſchloſſen und am 19. d. M. ratificirt worden, womit Napoleon zugleich das dem Protector des rheiniſchen Bundes durch den 12. Art. der Bundesacte zugeſtandene Vorrecht, den Nachfolger des Fürſten Primas ernennen zu dürfen, ausübte. Zwar hatte der Fürſt Primas im Mai 1806 ſchon in der Perſon des Cardinals Feſch, Oheims Napoleons, ſich einen Coadjutor und Nachfolger erwählt, „allein," ſprach Napoleon in ener Botſchaft, „da die Grundſätze des Reichs

nicht zulaſſen, daß geiſtliche Würden mit irgend einer weltlichen Souverainetät vereinigt werden, ſo haben wir die von dem Fürſten Primas geſchehene Ernennung des Cardinals Feſch zu ſeinem Nachfolger als nicht geſchehen betrachten müſſen.“ Das neue Großherzogthum ward aus den bisherigen primatiſchen Staaten (mit Ausnahme des an Bayern abgetretenen Fürſtenthums Regensburg), und den Fürſtenthümern Hanau und Fulda (acht vom Heſſiſchen und Würzburgiſchen umſchloſſene Ämter ausgenommen) gebildet; ſein Areal betrug 96 Quadratmeilen, zählte 44,219 Feuerſtellen und 302,092 Einwohner, und wird eingetheilt in die vier Departements Frankfurt, Aſchaffenburg, Fulda, Hanau. Die geſammten Einkünfte betrugen jährlich 2,575,529 Gulden 57 Kr., nachdem ½ der Rheinzölle an Frankreich abgetreten worden war. Das Contingent des Großherzogthums zum Rheinbunde beſtand in 2,800 Mann. Übrigens war die Verfaſſung des Großherzogthums der des franzöſiſchen Reichs ſehr verwandt. Der Großherzog führte ſelbſt den Vorſitz im Staatsrathe, der ſeinen Sitz in der Hauptſtadt Frankfurt hatte. Mit der Vertreibung Napoleons aus Deutſchland und der Flucht des Großherzogs war auch das Großherzogthum aufgelöſ't. General Wrede nahm davon am 28. Oct. 1813 proviſoriſch Beſitz. Seine Elemente trennten ſich darauf, indem der auf ſeinen Thron zurückkehrende Churfürſt von Heſſen den ihm ſonſt zugehörenden Theil wieder einnahm. Das ehemalige Fürſtenthum Aſchaffenburg wurde ſeit dem Juni 1814 mit Bayern vereinigt; über Fulda iſt noch nichts beſtimmt; über die Stadt Frankfurt ſiehe den folgenden Artikel. I.

Frankfurt am Main, eine berühmte ehemalige Reichsſtadt an den fränkiſchen Gränzen in der Wetterau, welche durch den dazwiſchen fließenden Main in zwei vermittelſt der Mainbrücke zuſammenhängende Theile getheilt wird, von denen der größere Frankfurt, der kleinere Sachſenhauſen heißt, und mit ſeinem Gebiete gegen 4 Quadratmeilen ausmacht. Frankfurt iſt keine eigentliche Feſtung, aber doch durch Mauern und Wälle und einen breiten, mit Waſſer angefüllten Graben vor Überrumpelung geſichert. Die Volksmenge beträgt 43,000, ungerechnet 7000 Juden, welche in einer beſondern Gaſſe beiſammen wohnen. Frankfurt iſt ein beträchtlicher Handelsort, und es werden daſelbſt jährlich zwei Meſſen gehalten, von denen die eine zu Oſtern, die zweite im Auguſt und September fällt. Die jedesmalige Kaiſerwahl und Kaiſerkrönung (welche letztere, der goldnen Bulle gemäß, eigentlich zu Aachen ſeyn ſollte) zog nicht minder eine zahlreiche Menge Menſchen dahin. Die lebendigſte Beſchreibung hiervon und von dem glänzenden Zuſtande Frankfurts in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts findet man in Göthe's intereſſanter Selbſtbiographie (aus meinem Leben 1r Theil), deſſen Vaterſtadt zu ſeyn, Frankfurt ſich rühmen darf. Das daſige Rathhaus, welches in dieſem Falle beſonders wichtig war, heißt der Römer. In Rückſicht auf die Cultur behauptet Frankfurt einen vorzüglichen Rang unter Deutſchlands Städten; ein Vorzug, den es zum Theil den dortigen Reformirten verdankt, welche auch 1554 daſelbſt eine Kirche erhielten, die ihnen aber 1561 wieder genommen wurde, ſeit welcher Zeit ſie ihren Gottesdienſt in dem benachbarten hanauiſchen Flecken Bockenheim halten. In der Nachbarſchaft von Frankfurt befindet ſich das Schlachtfeld bei dem Dorfe Bergen (wo die Franzoſen 1759 eine Schlacht gewannen),

die ſchöne Stadt Hanau, das berühmte Wilhelmsbad, wie auch die Bäder Wisbaden, Schwalbach und Schlangenbad. Zwei Mal in dem Revolutionskrieg wurde Frankfurt von den Franzoſen beſetzt. Das erſte Mal zog, nach Cüſtine's ſchnellem Vorrücken in Deutſchland, General Neuwinger am 22. Oct. 1792, den Tag nach der Einnahme von Mainz, in Frankfurt ein: da aber Cüſtine bald von den Preußen und Heſſen zurückgedrängt wurde, und in Frankfurt eine zu ſchwache Beſatzung ließ, welche durchaus unfähig war, einem vorherzuſehenden Angriff zu widerſtehen, ſo wurde dieſe Stadt den 2. Dec. deſſelben Jahres von den genannten Armeen wieder erobert. Das zweite Mal rückten die Franzoſen in dem merkwürdigen Sommer von 1796 in Frankfurt ein, nachdem Jourdan den 13. Juli den unter der Gewalt der öſterreichiſchen Beſatzung ſtehenden Rath vergebens zur Übergabe aufgefodert hatte und 180 Häuſer ein Raub der Flammen geworden waren. Allein zu Folge der günſtigen Wendung, die der Krieg zu Ende des Sommers für die Deutſchen nahm, räumten die Franzoſen in der Nacht vom 7. auf den 8. September Frankfurt wieder, das ſie ſeit dem 16. Juli beſetzt hatten. Die ehemalige alte Reichsſtadt wurde nach mancherlei ſchweren Bedrückungen endlich, in Gemäßheit der errichteten Rheinconföderation, von dem Fürſten Primas Carl von Regensburg und Aſchaffenburg den 9. September 1806 in Beſitz genommen; und die neue Organiſation derſelben durch ein Edict vom 10. October bekannt gemacht, durch welche die reichsſtädtiſche Verfaſſung ganz aufgehoben, das Stadtgericht zur unterſten Inſtanz, Frankfurt zur Hauptſtadt des Großherzogthums erklärt wurde. Auch ſollte ſie der Sitz der rheiniſchen Bundesverſammlung ſeyn. Am 1. Nov. 1813 rückten nach der Schlacht bei Hanau die ſiegreichen Heere der Verbündeten in Frankfurt ein. Sie erklärten Frankfurt wieder zur freien Reichsſtadt nach einer neu zu entwerfenden Verfaſſung, und der Präſident des Verwaltungsrathes der befreiten deutſchen Länder, Freiherr von Stein, nahm in Frankfurt ſeinen Aufenthalt. Auch hat Frankfurt ſeine Deputirten auf den wiener Congreß geſandt.

Frankfurt an der Oder, eine anſehnliche Handelsſtadt in der Mittelmark Brandenburg, welche 12,000 Einwohner hat, die theils reformirt, theils lutheriſch ſind. Frankfurt an der Oder iſt nach alter Art befeſtigt. Es ſind jährlich drei Meſſen daſelbſt, um Reminiſcere, Margaretha und Martini; auch hat die Stadt allein die Schifffahrt auf der Oder nach Breslau. Sehenswerth ſind daſelbſt das Denkmal des berühmten Kleiſt (das demſelben die Freimaurerloge ſetzen ließ), das Denkmal Leopolds von Braunſchweig, und in der Nachbarſchaft das Schlachtfeld bei Cunnersdorf. Die Univerſität iſt 1810 nach Breslau verlegt worden.

Franklin (Benjamin), war zu Boſton den 17. Januar 1706 von unbemittelten Ältern geboren. So gern ihn ſein Vater, der die Fähigkeiten des Knaben früh bemerkte, den theologiſchen Studien gewidmet hätte, mußte er dieſen Plan doch aus Mangel an den nöthigen Mitteln wieder aufgeben, denn er war damals durch ſeine Profeſſion, die Färberei, nicht im Stande, ſeine Familie nur dürftig zu erhalten, und hatte ſie aus Noth mit dem Lichtziehen und Seifenſieden vertauſcht. Bei dieſer Arbeit mußte ihm ſein Sohn hülfreiche Hand leiſten, der ſich für dieſe ihm widrige Beſchäftigung einigermaßen dadurch zu entſchädigen ſuchte, daß er in

den Stunden der Muße ſeinen Hang zur Lectüre befriedigte. Es ſtanden ihm aber dazu auch keine weitern Bücher zu Gebote, als die wenigen, meiſt theologiſchen und aſcetiſchen Schriften, welche ſich in der Bibliothek ſeines Vaters vorfanden. Doch waren auch Plutarchs Lebensbeſchreibungen und de Foe Verſuch über die Projecte darunter. Aus den letztern ſchöpfte Franklin Ideen, welche nach ſeiner eigenen Angabe wichtigen Einfluß auf ſein Leben gehabt haben. So erreichte der Knabe das zwölfte Jahr, und entſchloß ſich nun, bei ſeinem 1717 aus England zurückgekommenen Bruder, Jacob, die Buchdruckerkunſt zu erlernen. Er machte ſchnelle Fortſchritte; die Freiſtunden, und oft ſelbſt einen Theil der Nacht, widmete er der Lectüre, wozu ihn ein wohlwollender Kaufmann, Mathiew Adam, mit Büchern verſah. Eine Schrift von Tryon, worin die vegetabiliſche Koſt empfohlen wird, brachte ihn zu dem Entſchluß, dieſe Diät zu verſuchen. Er verfertigte ſich jetzt, während die übrigen Arbeiter zur Mittagszeit die Druckerei verlaſſen hatten, ſeine frugale Mahlzeit ſelbſt, und ſparte dadurch Geld und Zeit, welche er auf die Lectüre wenden konnte. Er las damals Locke's Verſuch, Xenophons Denkwürdigkeiten und die Schriften von Shaftesbury und Collins. Schon früher hatte ſich der junge Franklin in eigenen Productionen verſucht. Er hatte zwei Balladen auf damalige Ereigniſſe verfaßt, die er auch ſelbſt zum Verkauf herumtrag. Der Beifall, den ſie fanden, würde ihn zu weitern Arbeiten der Art bewogen haben, wenn ihn nicht ſein Vater aufmerkſam gemacht hätte, daß alle Verſemacher arm wären. Als aber im J. 1720 oder 1721 ſein Bruder eine Zeitung unternahm, in welche auch allerlei unterhaltende Aufſätze eingerückt wurden, erwachte ſein ſchriftſtelleriſcher Hang wieder; er ſchrieb einen Aufſatz mit verſtellter Hand, legte ihn vor die Thüre der Druckerei, und hatte die Freude, ihn aufgenommen zu ſehen. Er fuhr damit fort, und gab ſich endlich zu erkennen. Mißhelligkeiten, in die er mit ſeinem Bruder gerieth, bewogen ihn, Boſton zu verlaſſen, und nach Neu-York, und von da nach Philadelphia zu gehen. Hier fand er Arbeit, machte einige angenehme Bekanntſchaften, und ſetzte ſeine Studien mit Eifer fort. Der Gouverneur der Provinz, William Keith, der durch einen ſeiner Briefe die vortheilhafteſte Meinung von dem Jüngling gefaßt hatte, ermunterte ihn, eine eigene Druckerei anzulegen, und erbot ſich, ihm 100 Pfund vorzuſchießen, um ſich den nöthigen Apparat in England ſelbſt anzukaufen. Franklin zögerte nicht, dahin zu reiſen, nachdem er ſich vorher mit Miß Read, der Tochter ſeines Wirths, verlobt hatte, fand ſich aber bei ſeiner Ankunft in England in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht. Seine nicht geringe Verlegenheit wurde noch dadurch vermehrt, daß er einen jungen Menſchen, Namens Ralph, der ihn begleitet hatte, mit ernähren mußte. Beide ergaben ſich einem ziemlich unregelmäßigen Leben. Franklin arbeitete um dieſe Zeit an Wollaſtons Werk über die natürliche Religion; eine Schrift, die er darüber herausgab, brachte ihn mit einigen engliſchen Gelehrten in nähere Verbindung. Er blieb 18 Monate in London, und kehrte 1726 nach Philadelphia zurück. Unterwegs machte er die Bekanntſchaft eines Kaufmanns, mit Namen Denham, und ward deſſen Buchhalter; als dieſer aber bald darauf ſtarb, mußte Franklin aufs neue zur Buchdruckerei ſeine Zuflucht nehmen. Seine Studien ſetzte er dabei unabläſſig fort, ſtiftete auch eine literariſche Geſellſchaft junger Leute,

unter dem Namen Junta, die ſich wöchentlich verſammelte, und über Moral, Politik, Phyſik u. ſ. w. Unterſuchungen anſtellte. Endlich errichtete er eine eigne Buchdruckerei in Gemeinſchaft mit Meredith, ſeinem Gehülfen, der den Fond dazu hergab, ſich aber bald wieder davon zurückzog. Franklin, von einigen Freunden unterſtützt, ſetzte darauf das Geſchäft allein fort. Um dieſe Zeit trat er zuerſt mit einer Schrift als politiſcher Schriftſteller auf, und fand den ungetheilteſten Beifall. Seine oben erwähnte Braut, Miß Read, hatte ſich während Franklins Aufenthalt in London, da ſie ſich ſehr kalt von ihm behandelt ſah, verheirathet, lebte aber in einer unglücklichen Ehe. Franklin eilte, ſein begangenes Unrecht wieder gut zu machen, bot der wieder Geſchiedenen ſeine Hand an, und heirathete ſie 1730. Indeſſen gingen ſeine Geſchäfte, die er durch einen Papierhandel erweitert hatte, ſehr glücklich von Statten; dabei wuchs die Achtung, welche man für ihn hegte. Seine penſylvaniſche Zeitung und ſein jährlicher Almanach beurkundeten ſeine ſeltenen Einſichten. Eine Folge davon war, daß man ihm im J. 1743 den ehrenvollen Auftrag gab, den Plan der philoſophiſchen Geſellſchaft von Amerika genauer zu entwerfen. Franklin fing um dieſe Zeit an, ſich mit der Electricität zu beſchäftigen, und der glücklichſte Erfolg krönte ſeine Bemühungen. Die Erfindung des Gewitterableiters (1749) machte ſeinen Namen durch ganz Europa bekannt. Die oxforder Univerſität creirte ihn 1762 zum Doctor der Rechte. Unterdeſſen gewannen die politiſchen Verhältniſſe der nordamerikaniſchen Colonien ein immer höheres Intereſſe; die amerikaniſchen Patrioten und die Anhänger des engliſchen Miniſteriums bildeten ſich immer mehr zu zwei entgegengeſetzten Parteien, und beide bemühten ſich, einen Mann zu gewinnen, deſſen Einſichten und Einfluß ihnen den größten Vortheil verſprachen. Um dieſe Zeit hatte Franklin eine Reiſe nach London gemacht, und wurde nach ſeiner Rückkunft Generalpoſtmeiſter aller engliſch-amerikaniſchen Colonien: allein dieſer mit anſehnlichen Einkünften verbundene Poſten beſtach ihn nicht zum Nachtheil der Wahrheit und der gerechten Sache ſeines Vaterlandes. Denn als bei den zunehmenden Unruhen in den Colonien das Haus der Gemeinen in London alle Agenten der Provinzen vor ſeine Schranken lud, um die Beſchwerden zu unterſuchen, erſchien (im J. 1767) auch Franklin als Agent von Penſylvanien, ſprach mit eben ſo viel Freimüthigkeit als politiſcher Weisheit für die gerechte Sache, und erließ an ſeine Landsleute aufmunternde und anfeuernde Sendſchreiben, welche allenthalben Enthuſiasmus erregten. Der Hof bewies ihm dafür ſein Mißfallen durch Entſetzung von ſeinem Poſten, und Franklin war in Gefahr, verhaftet zu werden. Er kehrte daher 1775 nach Philadelphia zurück, wo der Congreß verſammelt war. Nicht zufrieden, die bevorſtehende Kriſe durch thätige Mitwirkung zu dem bekannten glücklichen Ausgange zu leiten, unternahm er es noch in ſeinem 71. Lebensjahre (im J. 1776), als Unterhändler nach Frankreich zu gehen. Anfangs wohnte er ganz im Stillen zu Paſſy, einem Dorfe zwiſchen Verſailles und Paris, und negocirte insgeheim, als aber Ludwig XVI. 1778 nach der Schlacht bei Saratoga die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt hatte, erſchien der ſchlichte, ehrfurchtgebietende Greis als bevollmächtigter Miniſter ſeines Vaterlandes an dem glänzenden Hofe von Verſailles, und

wurde der Gegenſtand allgemeiner Verehrung. Als er endlich am 20. Januar 1783 mit den engliſchen Commiſſarien zu Paris den Frieden unterzeichnet hatte, der ſeinem Vaterlande die Unabhängigkeit zuſicherte, kehrte er nach Philadelphia zurück, wo alles wetteiferte, ihm Beweiſe der Achtung und Dankbarkeit zu geben. Er bekleidete noch trotz ſeines hohen Alters die Stelle eines Präſidenten der Aſſambly von Penſylvanien, und ſtarb, bis an ſeinen Tod für das Wohl ſeiner Mitbürger ununterbrochen thätig, den 17. April 1790. Außer den angeführten großen Verdienſten um ſeine Mitbürger, hat er ſich durch viele nützliche und heilſame Einrichtungen ein ewiges Gedächtniß in ihrem Herzen geſtiftet. Übrigens verdankt ihm die Phyſik manche wichtige Entdeckung. Nicht allein die Erfindung des Wetterableiters iſt ſein Werk, er hat auch zuerſt die Natur des Nordlichts erklärt, und der electriſche Drache (ſ. d. Art. Drache) iſt ſeine Erfindung. Er erfand einen eigenen Sparofen, und vervollkommnete die Harmonica, für deren Erfinder er fälſchlich gehalten wird. Die Nationalverſammlung in Frankreich legte auf Mirabeau's Antrag eine dreitägige Trauer um ihn an. Franklin gehört in die Zahl der ausgezeichnetſten Männer ſeines Jahrhunderts. Mit ruhiger Klarheit durchſchaute ſein ſcharfſinniger Geiſt die Verhältniſſe des Lebens im Großen wie im Kleinen, ohne je von der Bahn der Wahrheit abzugleiten, und ſein edles Herz umfaßte das Wohl der Menſchheit. Ohne in die Labyrinthe einer unfruchtbaren Speculation einzugehen, hatte er ſich ein Syſtem der Lebensweisheit gebildet, das ſeine Anwendbarkeit ſtets bewähren wird. Unübertrefflich iſt er in der Kunſt, die Lehren der Moral zu entwickeln, und ſie auf die Pflichten der Freundſchaft und der allgemeinen Liebe, auf die Benutzung der Zeit, auf das Glück der Wohlthätigkeit, auf die nothwendige Verbindung des eignen Wohls mit dem allgemeinen, auf die Früchte der Arbeitſamkeit, auf den ſüßen Genuß, den die geſelligen Tugenden uns verſchaffen, anzuwenden. Man kann nichts ſchöneres in dieſer Art leſen, als die Sprüchwörter des alten Heinrich oder die Weisheit des guten Richard, die durch Einkleidung und Inhalt Muſter der wahren Popularität ſind. Eine vollſtändige Sammlung ſeiner Schriften wird von ſeinem Enkel William Temple Franklin, der im Beſitz ſämmtlicher Handſchriften iſt, noch erwartet. D'Alembert bewillkommnete den Erfinder des Blitzableiters und den Befreier ſeines Vaterlandes bei ſeiner Aufnahme in die franzöſiſche Akademie mit dem eben ſo ſchönen als wahren Hemiſtich:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis.

„Muthig entriß er dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter."

Die Grabſchrift, welche ſich Franklin ſelbſt ſetzte, verdient wegen ihrer Celebrität noch angeführt zu werden; ſie lautet alſo:

The body
of
Benjamin Franklin, Printer,
(like the cover of an old book
its contents torn out
and stript of its lettering and golding)
lies food for worms:
Yet the work itself shall not be lost.

For it will (as he believed) appear once more
in a new
and more beautiful edition
corrected and amended
by
the author *).

Frankreich. I. Geſchichte und Verfaſſung. 1. Älteſte Geſchichte. Nicht Ein Volk, ſondern eine Conföderation mehrerer Nationen gab ſich den Namen „Franken," die Freien, als ihnen die Beſiegung ihrer ewigen Feinde, der Longobarden, gelungen war. Von der Mündung der Lahn, längs des Rheins hinunter, hatte ſich dieſer Völkerbund damals ausgebreitet, und beſtand aus den Chauzen, Sigambrern, Attuariern, Bructerern, Chamavern und Chatten. Ihre Züge führten ſie auch nach Gallien, wo die Römer herrſchten (ſ. d. Art. Gallien und Gallier). Bis über die Pyrenäen drang das wilde Volk und nahm unermeßliche Beute mit ſich fort. Unter den römiſchen Kaiſern Gordian, Maximian, Poſthumius, Conſtantius und Cäſar Julian ſpielten ſie mit abwechſelndem Glücke eine Rolle in der Völkergeſchichte jener Zeit, bald in Gallien, bald in der bataviſchen Inſel, bald in Britannien, wo ſie auch mit den Sachſen, ihren nachmaligen Erbfeinden, gemeinſchaftlich dem Afterkaiſer Carauſius beiſtanden. Beſonders zeichneten ſich unter ihnen die ſogenannten Salier, die Bewohner des Landſtrichs an der Saale, aus, mit denen Julian in harten Kampf gerieth, als ſie bis an die Schelde vorgedrungen waren. Sie wurden endlich im 4. Jahrhundert dem Weſten des römiſchen Reichs eben ſo furchtbar, als die Gothen dem Oſten deſſelben waren, und hatten ſich bereits im belgiſchen Gallien und um die Somme feſtgeſetzt, als Chlodowig der Große, Enkel ihres erſten Anführers Chlodius, in der Schlacht von Soiſſon (Auguſta Sueſſonum, Sueſſonä) die er 486 über Syagrius gewann, der römiſchen Herrſchaft in Gallien ein Ende machte, ſeine Waffen gegen das thüringiſche Reich wandte und den Thüringern einen Tribut auflegte, zehn Jahre ſpäter die Allemannen an beiden Ufern des Rheins, und 501—507 die Britten und Weſtgothen in Armorica und Aquitanien (das Küſtenland von der Garonne bis an die Pyrenäen, inſonderheit Bretagne) ſich unterwarf. Die verſchiedenen Völkerſtämme der Franken hatten dort auch noch verſchiedene Fürſten: doch Chlodowig vertrieb ſie alle mit gewaltiger Kraft, ſeine Vettern räumte er durch Liſt und Meuchelmord aus dem Wege und machte ſich zum Alleinherrſcher in dem Lande, das ſeit dem 4. Jahrhundert ſchon „Francia" hieß. Zu Rheims ſetzte er ſich die Krone der Franken auf, nachdem er ſich bereits 496 vom Biſchof Ramigus zu Rheims mit einem großen Theile ſeines Volkes hatte taufen laſſen **) (weßhalb er von dem damaligen Papſt den Titel

*) Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers (gleich dem Deckel eines alten Buchs, aus welchem der Inhalt herausgenommen, und der ſeiner Inſchrift und Vergoldung beraubt iſt), eine Speiſe für die Würmer; doch wird das Werk ſelbſt nicht verloren ſeyn, ſondern (wie er glaubt) dermaleinſt erſcheinen in einer neuen, ſchönern Ausgabe, durchgeſehen und verbeſſert von dem Autor.

**) Das Mährchen iſt bekannt, daß eine Taube das Oelfläſchchen, mit

allerchriſtlicher König erhielt) und gründete mit der Monarchie zugleich einen Herrſcherſtamm, der unter dem Namen der Merovinger (von Chlodowigs Oheim Meroveus ſo genannt), bis 751 den Thron des Frankenreichs beſaß, welches zugleich Deutſchland mit umfaßte. Chlodowigs vier Söhne theilten das Reich in Auſtraſien und Neuſtrien, oder in die öſtliche und weſtliche Monarchie, die letztere wieder in die Reiche Orleans, Soiſſon und Paris, ſo daß Theodorich zu Metz, Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris und Clothar zu Soiſſon herrſchten. Dieſe und mehrere nachfolgende Theilungen und blutige Zwiſte, das kraftloſe Regiment der Könige und die Nachbarſchaft der Araber brachten die Exiſtenz des Frankenreichs in große Gefahr, und nur die Energie der Majores-Domus (Haushofmeiſter, Hausmaier, daher ſpäter Maires du palais) rettete ſie. Aber eben dieſe waren es, welche die merovingiſche Dynaſtie endlich vom Throne verdrängten. Aus ihnen erwarben ſich beſonders Pipin von Heriſtall, Carl Martell, Carlmann und Pipin der Kurze oder Kleine große Namen in der Geſchichte des Reichs. Heriſtall machte die Frieſen zinsbar, Martell vereitelte durch den Sieg von Tours über die Araber (731) die verderblichen Entwürfe dieſer Nation, und die Verbreitung des Islam in Frankreich und Deutſchland unterwarf die Frieſen gänzlich, nöthigte die Sachſen zum Tribut, und ward Protector des deutſchen Apoſtels Bonifaz, der in Carlmann und Pipin noch größere Beſchützer erhielt. Childerichs III. Schwäche begünſtigte die Herſchſucht Pipins des Kurzen; er mußte endlich den königlichen Schmuck mit der Mönchskutte vertauſchen, und der Major-Domus Pipin beſtieg mit des Papſtes Genehmigung 752 den Thron Frankreichs. Aus ſeinem Blute ſtammten die Carolinger, die 235 Jahre lang die franzöſiſche Krone trugen.. Sein unſterblicher Sohn, Carl der Große, der Beherrſcher vom Ebro bis an die Weichſel, von der Nordſee bis an die unterſten Küſten des adriatiſchen Meeres, der Herr der Kronen von Frankreich, Deutſchland und Italien, errichtete ein Staatenſyſtem, deſſen coloſſaliſche Größe kaum durch den allgewaltigen Imperator der Franzoſen erreicht worden iſt. Ihm, dem Kaiſer des Occidents, kamen die des Orients mit Verehrung und Freundſchaft entgegen. Doch mit dem Erlöſchen ſeines thatenreichen Lebens ſtürzte der Coloß auch in ſich ſelbſt zuſammen; mit Carls Geiſt war auch die Kraft verloren, und nur die Erinnerung an den wahrhaft Großen haftete noch an dem occidentaliſchen Throne. Seine drei Söhne zerſtörten die Schöpfung des Vaters durch Hader über die Theilung der ungeheuern Erbſchaft, und bloß durch den Vertrag von Verdun, welcher die Trennung der deutſchen und italiäniſchen Kronen von der fränkiſchen zur Folge hatte, ward die Ruhe wieder hergeſtellt. Carl II., der Kahle genannt, erhielt Frankreich ſelbſt zu ſeinem Antheile, und von dieſem Vertrage, vom Jahre 843, an datirt ſich die Geſchichte des eigentlichen Königreichs Frankreich; mit ihm ſchließt ſich zugleich die der Franken, als der bis dahin herrſchenden Nation im ganzen Abendlande.

2. Von Carl dem Kahlen bis zum Ausbruche der großen Revolution. 843—1789. Carls, des großen Kaiſers, unähnlicher Sohn, Ludwig der Fromme, begann die

welchem Chlodowig und ſeine Nachfolger geſalbt wurden, vom Himmel gebracht habe. Man bewahrte es heilig auf.

Reihe elf nachfolgender Carolinger. Doch keiner dieſer zwölfe vermochte, auch nur den Schatten des alten Glanzes zu erhalten. Deutſchland übernahm die imponirende Rolle unter den Staaten des Occidents, während Frankreich den Schauplatz der Schwäche und Anmaßung darbot. Der hohe Adel ſpielte mit der Macht des Thrones, theilte ſich in die ſchönſten Domainen des Reichs und erhob ſich zu ſouverainen Fürſten, die zwar Vaſallen der Krone hießen, allein nicht ſelten ſich in Kriegszuſtand gegen ihre Könige ſetzten; von ihnen nennen wir, als die bedeutendſten, die Herzoge von Frankreich, Burgund, Normandie, Aquitanien (Guienne), die Grafen von Flandern, Champagne, Isle de France, Toulouſe. Sie hatten endlich ſo viele Provinzen an ſich geriſſen, daß nur Soiſſon, Laon und einige kleine Ländereien dem letzten Carolinger noch gehörten. In dieſem unglücklichen Zuſtande des Reichs ſank das Anſehn der herrſchenden Dynaſtie immer mehr, bis endlich, nach Ludwigs V., des Faulen (qui nihil fecit), Tode, dem mächtigen Herzog von Isle de France, Grafen von Burgund und Aquitanien, Hugo Capet (deſſen Hauptſtadt Paris war), es gelang, ſich auf den Thron zu ſchwingen, indem Ludwigs Oheim, Carl, Herzog von Nieder-Lothringen, unter dem Vorwande, daß er als Vaſall des deutſchen Kaiſers Otto nicht König von Frankreich ſeyn könne, von der Nachfolge ausgeſchloſſen wurde. Der Carolinger Ära war nun abgelaufen, und die Capetinger traten an ihre Stelle. Der neue Dynaſt ſowohl, als auch mehrere ſeiner Nachfolger, hatten harte Kämpfe mit den Großen des Reichs zu beſtehen, während die Kreuzzüge ihnen die beſten Kräfte raubten, und die Fehden mit den Herzogen der Normandie (die, von Wilhelm (1066) an, auch Könige von England, und durch Vermählungen ſo mächtig in Frankreich wurden, daß ſie endlich faſt den vierten Theil von Frankreich beſaßen), ſie zu lebhaft beſchäftigten, als daß die innere Kraft des Thrones hätte ſteigen können. Nur Ludwig VI. that unter dem Beiſtande ſeines Miniſters Suger etwas mehr, indem er die Leibeigenſchaft aufhob, mit den Attributen der Krone die höchſte Gerichtsbarkeit verband und Freiſtädte ſtiftete. Sein Nachfolger, Philipp II., entriß den Engländern ihre franzöſiſchen Beſitzungen bis auf Guienne (1204) und unter ihm bildete ſich das Corps der Pairs von Frankreich. Mit Ludwigs IX., des Heiligen, Tode, der ſeiner Vorgänger feſtern Plan verfolgte, hatte das Reich eine politiſche Wichtigkeit errungen und eine faſt ganz veränderte Verfaſſung erhalten. Die Nachfolge auf dem Throne war erblich geworden, da ſie vorher noch von der Wahl der Großen abgehangen hatte; das Kriegsweſen war verbeſſert, eine ſtehende Armee (ſ. d. Art. Heere, ſtehende) organiſirt, und die Krone hatte durch die bedeutendſten Erweiterungen ihrer Domainen, zu denen nun die Normandie, Maine, Anjou, Touraine, Poitou, Auvergne, Artois, Picardie, Toulouſe und Provence gehörten, ſehr an Energie gewonnen. Der Begriff von Souverainetät ward immer ausgebildeter, und der König von Frankreich näherte ſich derſelben mit großen Schritten, als unter Philipp III, dem Kühnen, das Verbrechen der beleidigten Majeſtät analyſirt wurde und der Briefadel entſtand. Mit dieſer Kraft ſchon ausgeſtattet, konnte Philipp IV., der Schöne, es wagen, dem ſtolzen Vatican (unter Bonifazius VIII.) ſich mit Feſtigkeit entgegenzuſtellen. Unter ihm ſah Frankreich auch den Scheiterhaufen lodern, in deſſen Flammen Jacob de

Molay, der letzte Großmeiſter des Tempelherrnordens, ſein unbefleckte Leben verhauchte, und unter ihm verſammelten ſich zum erſten Male wieder drei Stände des Reichs, die Geiſtlichkeit (le Clergé), der Adel (la Noblesse) und die Städte (Tiers-Etat) *); dieſe Verſammlung der Reichsſtände, welche bisher Parlament geheißen hatte, ward nun Assemblée des Etats Généraux genannt, und Philipp errichtete unter dem Namen Parlament einen höchſten Gerichtshof, dem er ſeinen beſtändigen Sitz zu Paris anwies. Mit Carl IV., dem letzten ſeiner drei Söhne, erloſch 1328 der capetingiſche Mannsſtamm, und mit Philipp VI., Sohn des Grafen von Valois und Enkel Philipps III., gelangte die Seitenlinie des capetingiſchen Hauptſtammes, das Haus Valois, zur Herrſchaft über Frankreich. Da entſpann ſich ein heftiger Kampf mit England, als jetzt König Eduard II. von Britannien, der Schwiegerſohn Philipps IV. (des Schönen), auf dieſes Familienband Anſprüche auf Frankreichs Thron gründete. Sein Sohn, Eduard III., ſetzte mit Kraft die Prätenſion des Vaters fort, und die Schlacht bei Creſſy (1346), ſo wie die Eroberung von Calais durch die engliſchen Waffen, gereichten nicht zu Frankreichs Glück. Erſt unter Carl VII. (1422 — 1461), dem fünften Valoiden, als die wunderbare Jungfrau von Orleans die große Amazonenrolle ſpielte, wurden Englands Angriffe gänzlich zurückgeſchlagen, und der Plantageneten Beſitzungen innerhalb Frankreichs Gränze bis auf Calais ihnen entriſſen, wodurch die Domainen, die unter Philipp VI. und Carl V. ſchon bedeutende Vergrößerungen erhalten hatten, noch mehr erweitert wurden. Ihnen wurden auch unter Carls Sohne, Ludwig XI., die Grafſchaften Provence, Anjou und Maine, und, als Carl der Kühne, Herzog von Burgund, ohne männliche Nachkommenſchaft ſtarb, auch Burgund einverleibt. Damals konnten die Franche-Comté und die ſechs Provinzen der Niederlande, die ſchöne Erbſchaft der burgundiſchen Prinzeſſin Maria, ebenfalls ohne Schwertſchlag erworben werden, wenn man in Paris verſtanden hätte, die niederländiſchen Stände für ſich zu gewinnen **).

*) Die Reichsſtände hatten in der alten Staatsverfaſſung Frankreichs großen Antheil an der Regierung. Unter den merovingiſchen und den erſten carolingiſchen Königen hielten ſie jährliche allgemeine Verſammlungen auf freiem Felde, und zwar im März, bis Pipin ſie in den Mai verlegte, daher campus Martii und campus Maii. Auf dieſen Verſammlungen erſchien der König mit ſeinem Hofſtaate, die Biſchöfe, die Großen und das Volk, welches aber endlich dies Recht verlor, da es faſt keinen Gebrauch mehr davon machte. Die Beſchlüſſe über die öffentlichen Angelegenheiten, über Krieg, Frieden und Geſetze wurden durch die Stimmenmehrheit entſchieden. Pipin berief noch den Adel und die Geiſtlichkeit; aber Carl der Große verordnete, daß jeder Graf zwölf Schöppen, oder an deren Stelle eben ſo viel der angeſehenſten ſeiner Unterthanen zur Reichsverſammlung mit ſich bringen ſollte, welche das Volk repräſentirten. Doch die erſten Capetinger gingen hiervon auch wieder ab, bis Philipp IV. den dritten Stand (durch die Deputirten der Städte) wieder herſtellte, der vorher la Roture genannt wurde.

**) Durch das Teſtament Herzogs Carl des Kühnen waren die Stände jener Provinzen bevollmächtigt, für die junge ſchöne Maria einen Gemahl zu wählen. Die deutſchen Stände wünſchten den Erzherzog

Es entſpannen ſich hieraus Mißverſtändniſſe mit Öſterreich, das endlich, beleidigt durch Carls VIII. (Ludwigs Sohnes), Zurückſendung der mit ihm verlobten Margaretha von Öſterreich, und eiferſüchtig über ſeine Verheirathung mit Anna von Bretagne, das Schwert ergriff. Doch der Friede von Senlis (1439) endigte den Krieg, der Carl VIII. in ſeinen Abſichten auf Neapel ſehr zurückgehalten hatte, daher dieſer gern einige Opfer brachte, um die von Carl von Anjou ererbten Anſprüche auf jenes Reich geltend machen zu können. Doch eine der ſchrecklichſten aller Krankheiten (Mal de Naples) war für ſeine Armee eine unſelige Folge des verunglückten Zuges nach Neapel Er ſtarb 1498 als der letzte der valeſiſchen männlichen Nachkommenſchaft, und nun erhielt die zweite Seitenlinie des capetingiſchen Hauptſtammes, das Haus Orleans, mit Ludwig XII. (ſonſt Herzog von Orleans) die franzöſiſche Krone. Dieſe hatte unterdeſſen mit der Erweiterung ihrer Domainen auch ihre Macht und innere Kraft verſtärkt. Hatte Carl VII. mehrere wichtige Schritte gethan, indem er z. B. zum erſten Male eigenmächtig Steuern ausſchrieb, wobei jedoch die Stände ihre Widerſprüche noch nicht ganz unterdrückten, ſo gab Ludwig XI. den ſtändiſchen Vorrechten vollends den Todesſtoß, indem er theils durch Gewalt, theils durch Liſt die höchſte Gewalt in ſolchem Umfange an ſich zu reißen wußte, daß er wohl für den Gründer der uneingeſchränkten monarchiſchen Verfaſſung Frankreichs gelten kann: nur die Assemblée des états généraux war noch ein ſchützender Schild gegen die Willkür des königlichen Willens, die leicht in reine Despotie ausarten konnte, wenn Ludwigs XI. Princip, „dissimuler, c'est règner," die Baſis der Regierungskunſt in der Hand eines Tyrannen wurde. Die rechtlichere Politik des guten Ludwigs XII. contraſtirte zwar um ſo mehr gegen den Machiavellismus ſeiner Vorfahren, und das Land verdankte ihm Vieles für ſeine innern Verhältniſſe; allein er war weniger glücklich in ſeinen Unternehmungen zur Vergrößerung des Reichs. Familienanſprüche auf Mailand behauptete er durch die Beſitznahme dieſes Herzogthums; das Königreich Neapel eroberte er in Allianz mit Ferdinand dem Catholiſchen von Spanien, und theilte es mit demſelben; aber bald ſah er ſich mit dem Bundesgenoſſen ſelbſt in Zwiſt, der ihm ſeinen Antheil entriß, ſo wie er in dem Kampfe gegen die vom Pabſte Julius II. wider ihn geſtiftete Ligue zwiſchen Spanien, Öſterreich, England, Helvetien und Venedig, auch Mailand und die Oberlehnshoheit über Genua verlor. Sein Schwiegerſohn, Franz I., und ſein Enkel, Heinrich II., waren hartnäckige und gefürchtete Widerſacher des römiſchen Kaiſers Carl V. und des ſpaniſchen Philipps II.; Franz I. vereinigte das ihm von ſeiner Gemahlin Claudia zugebrachte Herzog-

Maximilian von Oeſterreich; allein die Wallonen den Dauphin von Frankreich; jener war über 20, der letztere erſt 12 Jahre alt. Die doppelten Wünſche der Stände droheten Zwiſt in ihre Verhandlungen zu bringen und dieſe ſehr weitausſehend machen zu wollen, als eine entſchloſſene Kammerfrau der Prinzeſſin die Sache mit einem Male entſchied, indem ſie in das Berathſchlagungszimmer trat, und die unläugbarſten Documente für ihre Behauptung, „daß die Prinzeſſin einen Mann brauche, aber kein Kind zum Manne," den überraſchten Verſammelten vorlegte, die nun auf der Stelle den 20jährigen Erzherzog Maximilian zum glücklichen Bräutigam erwählten.

thum Bretagne auf immer mit der Krone und vollendete die königl. Gewalt, indem unter ihm die mächtigen Vaſallen Hofbedienungen annahmen, ja ſelbſt das Parlament ſich allmälich des Königs Willen fügen lernte; Heinrich II. gelang es, den Engländern auch den letzten Punkt, den ſie auf franzöſiſchem Grund und Boden beſaßen, Calais, endlich zu entreißen. Unter Franz I. begann die Verbreitung der Reformation in Frankreich, deren Anhänger aber unter ſeinen beiden nächſten Nachfolgern, Heinrich II. (1547—1559 ſeine Gemahlin Catharina von Medicis) und Franz II. (ſ. d. Art.), als Hugenotten ſchon arg verfolgt wurden. Von bedeutendem Einfluſſe auf die Regierungsgeſchäfte waren die Factionen am Hofe; das Zeitalter der Intrigue fing jetzt ſich an, und hier formte ſich auch im Anfangspunkte ihres Werdens die Lavine der Staatsſchulden, unter deren Druck nach 250 Jahren der alte, gemißhandelte Thron endlich erlag. Carls IX. Regierung (welche während ſeiner Minderjährigkeit die Königin-Mutter, Catharine von Medicis, führte) zeichnet ſich in der Geſchichte durch die Blutſtröme aus, welche in den innern Religionskriegen ſeit 1562 Frankreich befleckten. Dort geſchahen die ſchrecklichen Thaten der ſogenannten pariſer Bluthochzeit 1572 (ſ. d. Art. Bluthochzeit), dort fiel Coligny, dort wüthete die Partei der herrſchſüchtigen Herzoge von Guiſe. Der Bürgerkrieg drohte das Ärgſte, als Heinrich III. (1574) König wurde und durch ſeine Kraftloſigkeit das Elend vollendete. Seiner Nachgiebigkeit gegen die Hugenotten ſetzte die heilige Ligue ſich entgegen; ihr Sieg entſchied über den gekrönten Sybariten, der ſein Heil in der Ermordung der Guiſen und unter dem ſelbſtgewählten Schutze der Hugenotten fand. Im Kampfe gegen das von ſeinem eigenen Könige belagerte Paris traf dieſen, den letzten der Valoiden, der Arm des Todes durch den verbrecheriſchen Dominicaner Clement (1589). Der große Heinrich IV. beſtieg den bluttriefenden Thron. Seine Kraft brachte endlich wieder Ordnung in das Chaos; dieſem Zwecke opferte er, ein Hugenotte, ſeinen Glauben; er bekannte ſich zur catholiſchen Religion, ſtellte ſeine alten Glaubensgenoſſen aber unter den Schutz des berühmten Edictes von Nantes (1598). Im Vereine mit dem weiſen Sully arbeitete Heinrich raſtlos für des Reiches allſeitige Wohlfahrt. Die Franzoſen erhielten die erſte Ahnung von der Wichtigkeit des Colonialweſens; Pondicheri in Oſtindien, Martinique, Guadeloupe, Domingo und Quebeck in Nordamerika wurden von ihnen beſetzt. Im Begriffe ſeine, in der neueſten Zeit wieder ins Andenken zurückgerufnen großen politiſchen Tendenzen zu verfolgen, den Rieſenplan zur Herſtellung einer europäiſchen Republik aus funfzehn gleichmächtigen Staaten zur Ausführung zu bringen, fiel dieſer erhabene Monarch unter Ravaillacs gedungenem Dolche (1610). Ein höchſt intereſſantes Schauſpiel entwickelte ſich vor Europa's Augen unter ſeinem Sohne Ludwig XIII., durch die einzige Politik des unvergeßlichen Richelieu, den immer nur die eine vorherrſchende Idee, die Demüthigung des Hauſes Habsburg, an der Donau wie am Manzanares, durch ſein ganzes Leben erfüllte, wozu er den dreißigjährigen Krieg, noch vor Frankreichs Theilnahme daran, nachdrucksvoll zu benutzen wußte, wobei ihn Guſtav Adolphs Schwert ſo kräftig unterſtützte. Die Macht der Hugenotten brach er ganz, den Einfluß der Großen vernichtete er bis auf die letzte Spur, die Stände und Notablen verſammelten ſich unter ſeinem Miniſterium

zum letzten Male und die Souverainetät des Thrones ſah jede Schranke um ſich her zerfallen. Richelieu's Ausſaat brachte unter Ludwig XIV. die belohnendſte Ernte. Der weſtphäliſche Friede (1648) verſchaffte dem Reiche Elſaß, den Sundgau und die Bisthümer Metz, Toul und Verdun; der pyrenäiſche Vertrag (1659) mit Spanien vereinigt nach einem lange Kriege einen bedeutenden Theil der Niederlande und die Grafſchaft Rouſſillon mit Frankreich. Der würdige Zögling und Nachfolger des Miniſter-Cardinals Richelieu, Mazarin, größer im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, als in dem des Innern, wußte in der vorgezeichneten Bahn ſeines Meiſters mit feſtem Fuße fortzuſchreiten und ſchon das eine Werk ſeiner Politik (Frankreichs Vereinigung mit Cromwell) bezeichnet den ganzen Mann. Sein Schützling und Nachfolger, der für Frankreichs innere Angelegenheiten beſonders unſterbliche Colbert, ſteigerte Frankreich auf eine nie wieder erlebte Stufe der Blüthe. Stets treu ſeinem Wahlſpruche: „Finanzgeſchäfte dürfen nicht kriechen, ſie müſſen fliegen," wußte er ſeine großen Ideen überall mit einer reißenden, immer ſiegenden Thätigkeit zu verwirklichen. Das franzöſiſche Colonialweſen, das unter Richelieu nicht nach Wunſch vorgeſchritten war, gewann unter Colberts Händen Leben und Energie, wofür Cayenne und Madagascar zeugen; der Handel im Allgemeinen hob ſich empor; der Zuſtand der Marine ward des Reiches würdiger; das Polizei- und Juſtizfach wurde mehr vervollkommnet und ein ſchöner Tag brach an für die Cultur der Wiſſenſchaften und Künſte. Neben ihm gab Louvois als Kriegsminiſter ſeinem Departement einen neuen Glanz, Turenne, Luxembourg, Catinat, Boufflers, Vendome feſſelten den Sieg an Frankreichs Fahnen, und Vauban, der große Ingenieur, den Ruhm an ſeinen Namen. So konnte Ludwig dem halben Europa trotzen und den erſten Stuhl im Areopage der Herrſcher eines Welttheils behaupten. Aber Ludwig überlebte ſeine großen Miniſter; ſeine Armeen verloren ihre ſiegbringenden Generale; politiſche Fehlgriffe, wie die Vertreibung der Hugenotten, wodurch Frankreich viele fleißige Bürger verlor, durch die Aufhebung des Edicts von Nantes, die Einmiſchung in fremde Händel, und vor allem der unſelige ſpaniſche Succeſſionskrieg zernichteten Frankreichs höchſte Größe. So bedurfte es nur noch des intriguenvollen Daſeyns einer Maintenon, um kaum das Andenken an die genoſſene goldene Zeit zurückzulaſſen. Als Ludwig ſtarb, betrug die Schuldenlaſt nicht weniger als 4,500 Millionen Livres. Erſt fünf Jahre alt war ſein auf dem Throne ihm nachfolgender Urenkel, Ludwig XV., als Ludwig XIV. (1715) nach einer zweiundſiebenzigjährigen Regierung ſtarb. Der ganze Zeitraum der politiſchen Exiſtenz des neuen Königs ward durch ein ſonderbares Gemiſch von Staatsklugheit und Despotismus, guter Wirthſchaft und Verſchwendung, Glück und Unglück bezeichnet. Die Regentſchaft des Herzogs von Orleans, die miniſterielle Adminiſtration des verſchlagenen Dubois, das dreijährige Miniſterreich des Herzogs Ludwig von Bourbon, die muſterhafte Ökonomie und richtige Politik des ehrwürdigen Fleury, der in der That furchtbare Einfluß der berüchtigten Marquiſe von Pompadour und das thatenreiche Leben ihres Günſtlings, des Staatsminiſters Herzogs von Choiſeul, der von einer Frau gehoben, durch eine andere (du Barry) wieder fiel; dies ſind

die Hauptpartien in dem Gemälde jener Zeit, wo die Wohlfahrt des Reichs und das Glück ſeiner Bewohner allen Leidenſchaften mehr als je zum Spiele dienten. Die Erwerbung von Lothringen und Corſica, die wechſelnde Ebbe und Fluth in Frankreichs Colonialweſen, worauf beſonders der aachner Frieden (1748) und der von Verſailles (1763) bedeutenden Einfluß hatten, die dieſen Begebenheiten zum Grunde liegenden Kriege (der über die polniſche Königswahl, der öſterreichiſche Succeſſions- und der ſiebenjährige Krieg, in welchem Frankreich mit dem ſonſt ſo gehaßten Öſterreich ſich verband), die Aufhebung des Jeſuiterordens, das Familienverband zwiſchen den bourboniſchen Häuſern, der Geiſt des immer mehr zunehmenden Despotismus, welcher vorzüglich in den zahlloſen Lettres de cachet, dieſem Mittel höchſter Schwäche und feiger Gewalt, ſich ausſprach; Namen, wie Jean Calas, Montesquieu, Voltaire, Rouſſeau ꝛc.: dies ſind die eigentlichen Merkwürdigkeiten der Regierung Ludwigs XV., den ſein leicht enthuſiasmirtes Volk in den Augenblicken eines flüchtigen Rauſches den „Vielgeliebten" genannt, der aber durch Verſchwendung aller Art, durch unſinnige Unternehmungen, durch ſein Hingeben an Menſchen, die mit ihm und ſeinen Pflichten ein ſchreckliches Spiel trieben, dem Volke eine niederdrückende Abgabenlaſt aufgebürdet und Schulden auf Schulden gehäuft hatte (er hinterließ 1000 Millionen Livres Staatsſchulden). Die tröſtende Hoffnung zog ein in die Herzen der Franzoſen, als (1774) des funfzehnten Ludwigs Enkel, Ludwig XVI., der Gütige, zur Regierung gelangte, beſeelt von dem reinſten Willen für das Glück der Nation, aber zu ſchwach, um das Steuerruder in dem toſenden Sturme zu führen. An ihm hing der Blick des Volkes, der ſeinige haftete auf den Miniſtern, die rathen und helfen ſollten in der Noth. Manches Gute geſchah, Maurepas und Vergennes, Turgot und Necker thaten nach ihren Kräften, aber alle Maßregeln waren doch nur Palliative gegen ein unheilbares Übel. Da entfeſſelte der Genius der Freiheit Nordamerika's Provinzen, und mit 900 Millionen Livres erkaufte das arme Frankreich ſich die Ehre der Mitwirkung bei jener großen That, gerieth aber dadurch in nur noch wachſendere Verlegenheit. Necker verließ den gefährlichen Poſten des Finanzminiſters, und Calonne trat auf die Schultern ſeines Vorgängers; mit einer unnachahmlichen Gewandtheit wußte er die Verlegenheit des Hofes momentan zu verhüllen, doch die Wahrheit ließ ſich nicht lange verbergen. Durch zwei neue Auflagen (die Land- und Stämpeltaxe) wollte Calonne den zerrütteten Finanzen wieder aufhelfen; er ſelbſt ſchlug vor, dazu die Notabeln des Reichs nach Verſailles zu berufen. Es geſchah. Am 22. Februar 1787 hielt die Verſammlung der Notabeln (146 an der Zahl) ihre erſte Sitzung; doch ſchon zu vertraut mit der Stimmung des Volks, lehnten ſie den gefährlichen Antrag des Miniſters ab, indem ſie zugleich die Zuſammenberufung aller Reichsſtände als nothwendig erklärten. Die erſte Folge war, daß Calonne ſeinen Abſchied erhielt, und Brienne, Erzbiſchof von Sens, Prinzipal-Miniſter wurde; die Notabeln gingen wieder aus einander, und die Noth war nun noch größer; das jährliche Deficit betrug 140 Millionen Livres, und man mußte Mittel ſuchen, es wenigſtens zum Theil zu decken. Brienne ſchlug große Ökonomie, neue Auflagen und Anleihen vor; die perſönlichen Frohndienſte wurden in Abgaben an Geld verwandelt, und die ſchon von Calonne in Antrag gebrach-

ten beiden Taxen wollte der König nun, nach der Weigerung der Notabeln, durch das pariſer Parlament in einem Lit de Justice einregiſtriren laſſen. Für ſeine Proteſtation dawider ward es durch eine Lettre de cachet nach Troyes in Champagne verbannt; doch weder dieſe Strafe, noch ſeine bald erfolgende Zurückberufung konnten es zur Nachgiebigkeit bringen, und dieſe Widerſetzlichkeit gegen den königlichen Willen gab dem Volke ein ſchon ſehr bedeutungsvolles Vorſpiel der Zukunft. Selbſt eine Anleihe von 450 Millionen Livres wurde verworfen, und die Arretirung des Herzogs von Orleans, der an der Spitze der Pairs von Paris ſtand, und zweier Parlamentsglieder, hatte keine andere Folge, als daß das Parlament den Mißbrauch der Lettres de cachet rügte, und der König, dieſer unerhörten Schritte des Parlaments müde, die Abſchaffung aller Parlamente und Einführung eines bloß von ſeinem Willen abhängigen Gerichtshofes (cour plenière) decretirte. Dieſes Werk eines Brienne, Bretuil und Malesherbes erregte allgemeine Unzufriedenheit. Der Adel von Rennes erklärte ſogar jeden, der eine Stelle bei dieſem Gerichtshofe annehmen würde, für ehrlos. Man ſah die ganze Reichsverfaſſung dadurch im Innerſten verletzt, und nie hatte man lebhafter und mit mehrerem Intereſſe von Nordamerika's Befreiung geſprochen, als jetzt; Montesquieu, Voltaire, Diderot, d'Alembert und Rouſſeau wurden geleſen, zergliedert, und ihre oft kühnen Gedanken vergleichend neben die Wirklichkeit geſtellt*). Dem

*) Lacretelle hat im 6. Bande ſeiner Geſchichte Frankreichs im 18. Jahrhundert mit großer Sachkenntniß die Urſachen der Revolution, wohin er auch den Einfluß der Encyclopädiſten rechnet (ſ. d. Art. Encyclopädie), entwickelt. Die erſten Keime dazu findet er ſchon unter dem Regenten, Herzog von Orleans; man ſah ſie unter der langen Regierung Ludwigs XV. und den erſten Jahren Ludwigs des XVI. ſich entwickeln. Der zündende Funke flog von der Glut der nordamerikaniſchen Revolution nach Frankreich. Höchſt merkwürdig iſt die Weiſſagung des bekannten franzöſiſchen Schriftſtellers Cazotte von dieſer Revolution, welche der berühmte Laharpe erzählt. Im Jahre 1788 ſaß einſt Cazotte in Laharpe's Geſellſchaft bei Tiſche, und als im Gange des Geſprächs die Vermuthung, daß wohl bald eine politiſche Revolution ausbrechen würde, das allgemeine Intereſſe rege machte, ſprach Cazotte: „Ihr werdet ſie ſchon ſehen, meine Herren, dieſe große, erhabene Revolution, nach welcher Ihr Euch ſehnt; ich wiederhole es, Ihr werdet ſie ſehen. Sie, Herr von Condorcet, werden im Kerker und an dem Gifte ſterben, das ſie einnehmen werden, um der Hand des Henkers zu entgehen. Im Namen der Philoſophie, im Namen der Menſchheit und Freiheit wird die Vernunft eben ſo herrſchen, wie ich Euch vorausſage; denn ihr allein werden in ganz Frankreich Altäre errichtet werden und die übrigen Tempel verſchloſſen ſeyn. Ihr Herren Nicollai, Bailly und Malherbes werdet auf dem Schaffot ſterben. Kaum werden 6 Jahre verſtrichen ſeyn, und alles, was ich vorherſage, iſt vollbracht. Ihr Geſchlecht, meine gnädigen Frauen, wird Sie dies Mal nicht ſchützen. Sie, Frau Herzogin, werden in Geſellſchaft mit mehrern andern Damen auf dem Henkerskarren, die Hände auf den Rücken gebunden, geführt werden, und noch vornehmere, als Sie: die Prinzeſſinnen des königlichen Geblüts; keiner wird einen Beichtvater haben, und der letzte Verurtheilte, dem man

Prinzipalminiſter konnte die allmälich beginnende Gährung nicht entgehen; er mochte einen tiefen Blick auf die wahre Lage der Dinge gethan haben, und im vollen Gefühle des Erkannten trug er nun ſelbſt auf die Verſammlung der Reichsſtände an; einſtweilen ſollten die Zahlungen aus allen Caſſen theils eingeſchränkt, theils um ein ganzes Jahr aufgeſchoben werden. Doch zugleich nahm Brienne ſeine Entlaſſung, denn des Königs Hoffnung war jetzt auf Necker, auf den perſönlichen Credit des berühmten Genfers gebaut, der jetzt als Generaldirector der Finanzen und wirklicher Staatsminiſter zurückberufen wurde. Er kam, und fand in der Staatscaſſe Frankreichs — 419,000 Livres baares Geld! — Seine erſten Schritte waren, daß er die Einſtellung der Zahlungen widerrief, den König zur Wiedereinſetzung der alten Parlamente bewog und die Notables abermals berief, um über die Organiſation der Reichsſtände einen Beſchluß zu faſſen. Am 5. November 1788 fing dieſe wichtige Sitzung an; während derſelben verlangte der Bürgerſtand (Tiers-état) mit den beiden privilegirten Ständen, dem Adel und der Geiſtlichkeit, in gleich ſtarker Anzahl repräſentirt zu werden, und das Parlament bat den König um gleichförmige Vertheilung der Auflagen auf alle Stände, um Preßfreiheit und um Abſchaffung der Verhaftsbriefe (Lettres de cachet), indem zugleich die Pairs von Paris und der Adel allen bisherigen Vorrechten und Privilegien entſagten, und freiwillig ihre Beſitzungen für ſteuerbar erklärten. Die Reichsſtände wurden auf den 1. Mai 1789 zur Verſammlung beſchieden; — zum erſten Male wieder ſeit 175 Jahren. Das Geſchäft der Deputirtenwahlen ſetzte ganz Frankreich in wogende Bewegung; in Paris ſprach man bereits laut von „Volksfreunden" und „Volksfeinden," und der furchtbare Krater drohte ſchon zu berſten. Die Deputirten, auf gewiſſe Inſtructionen von ihren Gemeinden verpflichtet, kamen in Paris an; der Reichstag ward am 5. Mai vom Könige mit einer Rede vom Throne eröffnet; die Frage, ob nach Köpfen oder Ständen geſtimmt werden ſolle, führte zu heftigen Debatten, der Bürgerſtand gab ſich, auf des Abt Sieyes Rath, den Namen „Nationalverſammlung;" ein Theil des Adels, worunter ſelbſt der das Volk ſo heftig anregende Mirabeau, und der Geiſtlichkeit vereinigte ſich mit derſelben, und — die Revolution war entſchieden.

3. Vom Beginnen der Revolution an bis zur Errichtung des Kaiſerthums Frankreich. 1789 — 1804. In dem Augenblicke, in welchem die Volksrepräſentanten gegen die Beſchlüſſe des Königs ihre Verſammlungen fortſetzten, und im Angeſichte von Paris den feierlichen Eid ausſprachen: daß ſie nicht eher ſich trennen wollten, als bis die Conſtitution würde vollendet ſeyn (am 20. Juni 1789), als der Bürgerſtand (am 23. Juni) unter den Augen des Königs ſeine Rechte mit unerſchütterlicher Conſequenz zu behaupten wagte, wo der geängſtete König endlich ſelbſt dem Adel und der Geiſtlichkeit befehlen mußte, ſich mit dem dritten Stande zu vereinigen (am 27. Juni), wo er, das volle Gewicht des aufſtrebenden Nationalwillens fühlend, die Aufſtellung einer neuen Conſtitution ſanctionirte: da war der bisheri-

es aus Gnaden erlauben wird, wird ſeyn — — es wird ſeyn: der König von Frankreich! — u. ſ. w. Siehe Hamburg. polit. Journ. vom J. 1806, S. 804 u. ff.

gen monarchiſchen Verfaſſung das Urtheil bereits geſprochen. Hatten inzwiſchen dieſe Schritte des Monarchen ſeine Annäherung an die Sache der Nation wahrſcheinlich gemacht, ſo mußte die Zuſammenziehung eines Corps von 20,000 Mann unter dem Marſchall Broglio, ſo wie die plötzliche Verabſchiedung Neckers die Gemüther um ſo mehr aufreizen. Die Sturmglocken ertönten, und als der König das Verlangen, die Truppen aus einander gehen zu laſſen, verweigerte, nahm die Revolution den gewaltſamen Charakter an, der Jahre lang ihren Geiſt bezeichnete. Die Baſtille ward erobert, eine Nationalgarde unter dem gefeierten Lafayette organiſirt, Ludwig genöthigt, aus ſeiner Reſidenz nach Paris zu kommen, Necker zurückzurufen, ſeine Truppen zu entfernen und die dreifarbige Nationalcocarde aufzuſtecken, wofür ihm nach der Sitzung der Nationalverſammlung vom 4. Auguſt, worin das Feudalſyſtem aufgehoben wurde, der Titel „Wiederherſteller der Freiheit" gegeben wurde. Während in dieſem Sturme der Leidenſchaften „die Rechte des Menſchen" promulgirt wurden, nahmen die ſchon begonnenen Emigrationen täglich zu, aber auch die Gewaltſamkeiten wurden immer empörender. Wir erwähnen nur den Zug der königlichen Familie aus Verſailles nach Paris, die Gräuel des 5. und 6. Octobers! Die neue Territorialeintheilung Frankreichs in 83 Departements, die Säculariſation aller auf 3000 Millionen angeſchlagenen Güter der Geiſtlichkeit, die Verwandlung des bisherigen Titels, „König von Frankreich," in „König der Franzoſen," die Bildung der Factionen unter dem Namen Jacobiner und der Anhänger des Herzogs von Orleans, die Annahme einer neu entworfenen Conſtitution von Seiten des Königs, der Bürgereid: „der Nation, dem König und dem Geſetze treu zu ſeyn und die Conſtitution aufrecht zu erhalten," die romantiſche Feier des Bundesfeſtes auf dem Märzfelde, waren die Hauptmomente im erſten Acte dieſer ungeheuern Umwälzung aller Anſichten und Verhältniſſe. Die Beſtimmung der königlichen Einkünfte und des Hausweſens des Monarchen (auf 25 Millionen Livres jährlich), die Erklärung der königlichen Domainen und der geiſtlichen Beſitzungen für Nationalgüter, die Aufhebung des Unterſchiedes der Stände, der Geburt und Titel, die Einziehung der Klöſter und Penſionirung ihrer bisherigen Bewohner, das Decret, daß die Geiſtlichkeit den Bürgereid ſchwören ſolle, die ſchon erwähnte neue Territorialeintheilung Frankreichs, die Errichtung eines hohen Nationalgerichts für die beleidigte Majeſtät der Nation, die Abſchaffung der Abgaben auf Leder, Öl, Seife, Stärke, Eiſen, Salz und Tabak, die Verlegung der Acciſe aus dem Innern an die Gränzen, die Auflegung der Grundſteuer, der Gewerbſcheine, der Stämpel- und Protocollgebühren, und das Decret zur Verfertigung der Aſſignaten auf Mirabeau's Vorſchlag: dieſes waren die hauptſächlichſten Verfügungen der Nationalverſammlung in jener erſten Periode. Der zweite Act der großen Begebenheit begann mit der Verordnung der Nationalverſammlung, daß der König ſich nicht über 20 Stunden von Paris entfernen dürfe, und daß, wenn er das Reich verließe und auf die Einladung der Nationalverſammlung nicht zurückkehre, er des Thrones verluſtig ſeyn ſolle. Die Verbrennung des Papſtes im Bilde zu Paris gab das Signal zu der ſchrecklichſten Revolution im Religionsweſen; der Club der Feuillants (der Gemäßigten) machte Epoche; Ludwig XVI. wollte entfliehen, und wurde von Menehoud

aus zurückgebracht; nur dadurch, daß er im Schooße der Nationalverſammlung die neue Conſtitution (in der Sitzung vom 3. September 1790) beſchwor, die ihn zum Oberhaupt der Land- und Seemacht erklärte und zu Regierungsgehülfen ſechs Miniſter beigab, vermochte er das aufgebrachte Volk wieder zu beſänftigen. Indeß (am 30. September 1791), nach zwei Jahren und vier Monaten trennte ſich freiwillig die conſtituirende Nationalverſammlung und die geſetzgebende, auf welche die Jacobiner großen Einfluß ausübten, trat ihre Functionen an. Unterdeſſen war die Zahl der ausgewanderten Adeligen und Geiſtlichen ſehr angewachſen. Unter ihnen befanden ſich die beiden Brüder des Königs (die Grafen von Provence*) und Artois), der Prinz Condé mit ſeinem Sohne und Enkel, die Herzoge von Bourbon und Enghien und der Marſchall von Broglio. Zu Coblenz und Worms ſammelten ſich die Emigranten und einzelne franzöſiſche Linientruppen, und fanden gewünſchte Unterſtützung bei denjenigen deutſchen Fürſten (Wirtemberg, Zweibrücken, Baden, Darmſtadt und Speier), welche bisher Beſitzungen auf franzöſiſchem Grund und Boden gehabt, ſie aber durch die geſchehene Vereinigung derſelben mit dem neuen conſtituirten Frankreich verloren hatten, und ungeachtet der Verwendung des Kaiſers und des Reichsſchluſſes, daß dies Verfahren Frankreichs friedensſchlußwidrig ſey, ſie nicht wieder erlangen konnten. Sowohl dies, als auch die Beſorgniß, daß Frankreichs Beiſpiel, ſein fanatiſch wüthender Eifer für Freiheit und Gleichheit und das Beſtreben der Jacobiner nicht ohne Einfluß auf die Geſinnungen anderer Nationen bleiben mußte, wenn der drohenden Hyder nicht mit einem Male das Heer tobender Köpfe abgeſchlagen würde, hierzu der Antheil, den ſowohl das kaiſerliche Haus in Wien und alle Regenten an dem Schickſale des unglücklichen Ludwigs XVI. nahmen, veranlaßte endlich den Entſchluß, mit der Gewalt der Waffen die Bourbons zu retten, und mit Macht eine Flamme zu erſticken, von der eine allgemeine Zerſtörung der beſtehenden Ordnung der Dinge zu befürchten war. Öſterreich und Preußen ſchloſſen zu dieſem Zwecke einen Vertrag zu Pillnitz (am 27. Aug. 1791). Faſt das ganze übrige Europa ergriff die Partei gegen das bluttriefende Frankreich; ſelbſt Ludwigs officielle Declaration an die auswärtigen Mächte, daß er freiwillig die Conſtitution angenommen habe, trug nur wenig zur Beruhigung bei. Im Bunde mit Rußland war Scandinaviens Guſtav III. entſchloſſen, ſelbſt ein Heer an die Seine zu führen, als er durch Ankarſtröm fiel. Als Ludwigs Ermahnungen an ſeine Brüder, ſein Decret gegen die Emigranten nichts halfen, dieſe dagegen fortfuhren, unter der Begünſtigung deutſcher Fürſten und Rußlands eine royaliſtiſche Armee zu bilden, in Paris aber Öſterreichs und Preußens Einverſtändniß bekannt wurde: da erklärte Frankreich dem Könige von Ungarn den Krieg (am 20. April 1792), welcher nun zuerſt von Öſterreich, Preußen und Heſſen, ſodann von Sardinien und dem deutſchen Reiche gegen Frankreich geführt wurde. Während deſſen ward Paris mehr wie je der Schauplatz raſender Wuth und nie geſehener Anarchie. Der unglückliche Ludwig wurde nach zahlloſen Mißhandlungen als Verräther des Vaterlandes von den furchtbaren Jacobinern (die ſich durch rothe Mützen (Freiheitsmützen)

*) Welcher nach dem Tode des Dauphins im Tempelthurme (1795) den Titel Ludwig XVIII. annahm und 1814 als König zurückkehrte.

ausgezeichneten) angeklagt, ſeiner Würde entſetzt und mit ſeiner Familie gefangen in den Tempel gebracht. Der unglückliche Gang des Kriegs, das Vordringen der Preußen unter Braunſchweig in Frankreich, und Lafayette's Flucht von der Armee brachten in Paris die ſchrecklichſten Wirkungen hervor, indem ſich das Gerücht verbreitete, daß in der Mitte der Hauptſtadt die gefährlichſten Feinde der Freiheit ſelbſt lebten. Es erſchien der blutige zweite September (1792), an welchem eine Rotte menſchenähnlicher Tieger in Paris mehrere tauſend ihrer unſchuldigen Mitbürger erwürgte, worauf auch zu Rheims und an andern Orten ähnliche Schreckensſcenen erfolgten. Der Schwur der Nationalverſammlung (am 4. September). „daß ſie alle Könige haſſe und alle Königsmacht, und nie zugeben werde, daß je ein Fremder den Franzoſen Geſetze vorſchreibe," hatte zur nächſten Folge, daß der neu organiſirte Nationalconvent „die königliche Gewalt für ewig abgeſchafft und das ehemalige Königreich Frankreich für eine Republik erklärte." Dies geſchah am 21. September 1792 und mit dieſem Tage begann auch eine neue Zeitrechnung, denn alles ſollte neue Formen erhalten; auch die Conſtitution von 1791 ward aufgehoben. Da kamen die Nachrichten von der Eroberung der Feſtung Mainz durch Cuſtine, von der Räumung des franzöſiſchen Bodens von allen Feinden, von Dumouriez Siege bei Gemappe nach Paris, und der Nationalconvent erklärte ſich bereit, „allen Völkern beizuſtehen, die ſich die Freiheit verſchaffen wollten," indem er zugleich allen den von franzöſiſchen Truppen beſetzten Ländern die Aufhebung aller bisherigen Auflagen und aus dem Feudalſyſtem herrührenden Laſten verſprach, aber auch allen Ausgewanderten ohne Ausnahme die Todesſtrafe dictirte. Und jetzt war der Moment gekommen, wo Frankreich den ſchrecklichſten Frevel erleben ſollte, den je ein Volk begangen hat. Nachdem ſein unglücklicher König zwei Mal (am 11. und 26. December 1792) vor den Schranken des Nationalconvents ſich einem Verhöre hatte unterwerfen müſſen, fiel ſein erlauchtes Haupt unter dem Beile der Guillotine (am 21. Januar 1793). Der Sohn des heiligen Ludwigs ſtieg gen Himmel! — ganz Europa erbebte bei der Nachricht davon. Jetzt ward auch der Krieg dem Könige von England, dem Statthalter von Holland und Spanien erklärt; Portugal, Rußland, Neapel, Toskana und der Papſt vereinigten ſich mit dem Bunde gegen die neue Republik, die jetzt nur von Venedig anerkannt wurde, ihren mächtigen Feinden größtentheils nur noch ungebildete Heere, bewaffnete Haufen, entgegenſtellen konnte, und zugleich in ihrem Innern zerfleiſcht ward. Während nämlich in der Vendée der Bürgerkrieg losgebrochen war, kämpften im Nationalconvente die terroriſtiſche Partei (der Berg) und die gemäßigte (die Ebene, Gironde) wider einander. Die erſtere ſiegte; der Wohlfahrtsausſchuß ſtellte eine zweite Conſtitution her, ein Revolutionstribunal ward errichtet, die Schreckensmänner Danton, Robespierre und Marat trieben ihr blutiges Spiel, und der ungebundenſte Sansculottismus griff immer weiter um ſich. Charlotte Corday tödete nur Einen der Furchtbaren. Maria Antoinette, Königin von Frankreich, ſtarb den Tod ihres Gemahls (am 16. October 1793), ihr folgte bald Orleans Egalité und Eliſabeth, die großherzige Schweſter Ludwigs XVI.; alle Kirchen zu Paris wurden geſchloſſen, alle Kirchengüter, Koſtbarkeiten und Geräthſchaften

für Nationaleigenthum erklärt, zu Nancy ſogar verbrannt, und in der ehemaligen Hauptſtadt feierte man am 10. Nov. ſtatt des gewöhnlichen Gottesdienſtes — — das Feſt der Vernunft! — Doch auch die Bewohner der Colonien hatte man nicht vergeſſen; ihre Ruhe wurde durch das Decret, das allen Negern die Freiheit geben ſollte, geſtört. Noch neun Monate dauerte das Schreckensſyſtem, während deſſen der Regent deſſelben, Robespierre, ein neues Religionsſyſtem entworfen hatte, nach welchem das franzöſiſche Volk das Daſeyn eines höchſten Weſens und die Unſterblichkeit der Seele erkennen, und an den Decadentagen Feſte der Natur, dem höchſten Weſen, dem Stoicismus, dem Ruhme u. ſ. w. gefeiert werden ſollten, wobei jedoch das Blut in Strömen von der Guillotine und unter den Kartätſchen des ſchrecklichen Collot d'Herbois ſich ergoß. Endlich erſchien ein Sonnenblick in dieſer Gewitternacht. Robespierre wurde von Tallien der Tyrannei angeklagt, mit den Vornehmſten ſeiner Partei (am 28. September 1794) hingerichtet, und ſo der von ihm früher geſtürzte Danton an ihm ſelbſt von der Nemeſis gerächt. Mit ſeinem Falle ſank auch die Wichtigkeit und Macht der Jacobiner, deren Verſammlungsſaal ſogar auf einige Zeit geſchloſſen wurde. Das Revolutionstribunal wurde neu organiſirt; Gerechtigkeit, Unparteilichkeit und Menſchlichkeit ſollten den Richtern vorſchweben. Nach einer kurzen Zeit gab es keinen Sansculotten mehr; der Nationalconvent erkannte keine Volksgeſellſchaften mehr an, und decretirte eine allgemeine Freiheit aller Gottesverehrungen (am 21. Februar 1795), erhielt ſich jedoch nur nach heftigen tumultuariſchen Kämpfen gegen die wieder aufſtrebenden Jacobiner, die dem Volke ſich immer verhaßter gemacht hatten. Eine neue (die dritte) Conſtitution ward nun als Grundgeſetz der franzöſiſchen Republik und der Nationalconvent als permanent erklärt; nach einem blutigen Kampfe mit den Sectionen ſiegte letzterer über dieſe (vorzüglich durch Barras und Bonaparte), entwaffnete und richtete ſie als Empörer; doch löſ'te er ſich endlich ſelbſt auf, und die beiden Regierungsbehörden, der Rath der Alten (von 250 Mitgliedern) und der Rath der Fünfhundert, traten an ſeine Stelle (am 26. — 28. October 1795). Das vollziehende Directorium, aus fünf Männern beſtehend, ward inſtallirt (am 4. November), die Inſtrumente zur Verfertigung der Aſſignaten verbrannt (am 19. Februar 1796), an deren Stelle die Mandaten kamen; das Nationalinſtitut der Wiſſenſchaften hielt (am 6. October 1796) ſeine erſte Sitzung, ein Nationalkirchenrath, vereidet auf das tridentiniſche Concilium, wurde organiſirt; die Revolution zu Paris vom 4. September 1797 befeſtigte die Macht des Directoriums, der Rath der Fünfhundert decretirte, daß die Neger in den Colonien mit den Franzoſen gleiche Rechte haben ſollten (am 8. November 1797). und die Jacobinerverſammlung zu Paris wurde endlich (am 13. Aug. 1797) gänzlich geſchloſſen. Neun Jahre waren nun ſeit dem Anfange der Revolution vorüber, und drei Mal ſchon hatte Frankreich in dem langen Zuſtande des Schwankens ſeine Conſtitution gewechſelt. Aber noch ſollte es nicht in Ruhe kommen; die neuen Wahlen führten neue Bewegungen herbei, noch ein Mal ertönten in den Verſammlungsſälen der herrſchenden Gewalten die Bajonette; die alt-römiſche Conſularwürde wurde aus der Vorzeit hervorgerufen, und Napoleon Bonaparte erſter Conſul. — Doch ehe wir von dieſem Wen-

depunkte des Schickſals erzählen, richten wir zuvor unſer Auge auf den bisherigen Gang der kriegeriſchen Ereigniſſe, welche wir vorhin auf einen Augenblick verlaſſen haben. Da jedoch hier weder Raum noch Ort iſt, eine Kriegsgeſchichte zu liefern: ſo begnügen wir uns, nur die vorzüglichſten Reſultate, ſo wie ſie auf einander folgten, anzuzeigen. In dem Kriege gegen Öſterreich, Preußen, das deutſche Reich und Holland wurde von den franzöſiſchen Waffen Savoyen und Nizza, Belgien zwei Mal, Deutſchland bis an den Rhein erobert und die Niederlande überwältigt. Geniale Köpfe aus der Revolutionsarmee ſtellten ſich an die Spitze und ſiegten unter Carnots ſtrategiſcher Leitung. Ein neues Kriegsſyſtem und eine neue Kriegskunſt entwickelten ſich, welchen man nur ſelten zu widerſtehen vermochte, und welche an die Heroenzeit erinnerten. Die Nation war aufgeboten, und 13 Armeen erkämpften der Republik den Sieg über die Hannoveraner, Engländer, Holländer Öſterreicher und Preußen, zwiſchen welchen letztern Mißverſtändniſſe entſtehen wollten. Das bedeutende Glück der franzöſiſchen Waffen in den Niederlanden und zum Theil noch unenthüllte, in der Tiefe der Politik und der Verkettung der Umſtände liegende, Begebenheiten, trugen endlich zu Preußens Entſchluſſe bei, einen Separatfrieden mit der Republik Frankreich abzuſchließen. Er kam am 5. April 1795 zu Baſel zu Stande, und verſchaffte zugleich vermittelſt einer gezogenen Demarcationslinie dem nördlichen Deutſchland die Neutralität unter preußiſchem Schutze; auch Hannover zog ſeine Truppen zurück, und Heſſen-Caſſel nahm gern und mit Aufopferung den Frieden an, der auch zwiſchen Frankreich und Spanien mit Abtretung des ſpaniſchen Antheils von Domingo an Frankreich (am 22. Juli 1795) abgeſchloſſen wurde. Toscana, ebenfalls des Streites müde, verſöhnte ſich mit der neuen Republik, die auf Italiens Boden nicht unglücklicher war als am Rheine. Öſterreich, England und Rußland hatten aber nach dem eben gedachten baſeler Frieden ſich zu einer feſten Tripelallianz vereinigt (am 28. September 1795), um das beginnende Übergewicht Frankreichs, deſſen Folgen wohl jedes der drei Cabinette ahnen mochte, in ſeinem Fortſchreiten möglichſt zu hemmen. So glücklich jedoch die Franzoſen (Neufranken nannte man ſie damals) auf dem feſten Lande bisher gefochten hatten, ſo unglücklich waren ſie im Seekriege. England hatte alle Kräfte aufgeboten, um eines Theils zum Zwecke der Coalition zu wirken und andern Theils ſeinen eigenen Vortheil zu bewahren. Wir erinnern an Pitts Aushungerungsſyſtem, das nicht ganz ohne Folgen für Frankreichs innere Subſiſtenz blieb, und an die Unterſtützung der Royaliſten. Faſt alle franzöſiſchen Colonien geriethen in engliſche Gewalt, und Spaniens Marine hatte früher zu dieſem Verluſte nicht wenig beigetragen. Auch das mit Frankreich neu verbündete Batavien verlor viel in Oſtindien, und die ſiegreichen Angriffe der Engländer auf die touloner und breſter Flotte verſetzten der republikaniſchen Seemacht unheilbare Wunden. Während nun aber Britannien zur See die Übermacht ſiegend behauptete, that es durch ſein Geld Wunder auf dem feſten Lande; die Unterhaltung der Koalition ward zum größten Theile nur durch engliſche Guineen möglich, denn Öſterreich und Sardinien beſtritten hauptſächlich davon ihre Kriegskoſten. Doch das Directorium der Republik wendete ſeiner Seits nicht weniger auf, um allen Angriffen mit Energie zu begegnen. Durch Requiſitionen, und durch die

erwähnten Mandaten (Papiergeld) verſchaffte es ſich Mittel, die auf dem Wege der Conſcription gebildeten Armeen herzuſtellen und zu erhalten. Aber mehr als durch alle andere Anſtrengungen ward es vom Schickſal ſichtlich unterſtützt, das den General Bonaparte an die Spitze ſeines Heers ſtellte. In Italien ſollte die Hauptoperation gegen Frankreichs Feinde geſchehen; Italien zu erobern, vorzudringen über den Rubicon Öſterreichs bis vor deſſen Hauptſtadt, dort der Republik die verſagte Genugthuung zu verſchaffen, dies war der Plan. Bonaparte erhielt ausgedehnte Vollmachten hierzu und die Siege von Montenotte, Milleſimo, Lodi, Arcole, Tarvis führten, ungeachtet aller Anſtrengungen des Erzherzogs Carl in Bayern, Schwaben, am Rhein und in Italien, zu den Unterhandlungen zu Leoben (am 16. April 1797), welche endlich den Frieden von Campo Formio (am 17. Oct. 1797) *) und den zum Abſchluſſe des Friedens mit dem deutſchen Reiche eröffneten Friedenscongreß zu Raſtadt zum Reſultate hatten. Unterdeſſen hatte man zwiſchen London und Paris fruchtlos unterhandelt; Frankreich und Spanien hatten ſich zu einer Offenſiv- und Defenſiv-Allianz verbunden, weßhalb von England gegen Spanien der Krieg erklärt ward. Venedig wurde demokratiſirt, Genua zur liguriſchen Republik erklärt und eine Allianz zwiſchen Frankreich und Sardinien geſchloſſen. Holland verlor immer mehr Colonien an England, welches die Herrſchaft auf den Meeren behauptete und des Alleinhandels ſich bemächtigte; auch traten Mißverhältniſſe zwiſchen Frankreich und Nordamerika ein. Doch immer weiter und kräftiger herrſchte der Geiſt der neuen Zeit. Rom ward nach Duphots Tod in eine Republik verwandelt (10. Februar 1798), Helvetien beſiegt und der Gedanke „Britannien, dieſe ewige Feindin Frankreichs, an dem innerſten Nerv ſeines Lebens, in Indien, anzugreifen," gedieh zu kühnen Verſuchen in Bonaparte's Expedition nach Ägypten. Als aber Frankreichs Flotte bei Abukir durch Nelſon vernichtet war, und ſein ſieggewohnter Feldherr in Syrien nicht glücklich kämpfte, da glaubte man, der Augenblick ſey gekommen, wo frühere Entwürfe gelingen könnten. Unter der Britten goldener Ägide bildete ſich die zweite Coalition gegen die Republik. Die Pforte erklärte ihr den Krieg, der Congreß zu Raſtadt löſ'te ſich nach einem empörenden Ereigniſſe (der Ermordung zwei franzöſiſcher Geſandten) auf, Öſterreich und Rußland vereinigten ſich mit der Pforte, Neapel übernahm die Rache des Papſtes, Sardinien ergriff die Waffen, während die parthenopäiſche Republik (Neapel) conſtituirt und Toscana republikaniſirt wurde, und nie war das franzöſiſche Directorium, deſſen Präſident Sieyes ſeit dem 8. Januar 1799 war, in ſich entnervt, in größerer Verlegenheit. Carl von Öſterreich erwarb ſich hier, wie gegen Moreau früher, einen unſterblichen Ruhm, die Ruſſen unter Suworow bedrohten die Gränzen der Republik, und der Bataver Story mußte mit der ganzen Flotte ſich an die Engländer ergeben. War je Frankreich in Gefahr, ſo war es in dem gegenwärtigen Augenblicke (im October 1799). Da rettete Napoleon Bonaparte die Republik. Wie durch einen Zauber von Abukir nach

*) Oeſtreich trat in dieſem Frieden Belgien an Frankreich ab, und erkannte die cisalpiniſche Republik an, der es Mailand und Mantua überließ, wogegen es Venedig, Iſtrien, Dalmatien, Friaul, Padua, Verona ꝛc. erhielt.

Frejus und in die Mitte des verzweifelnden Directoriums verſetzt, gab er durch die ſelbſtgeleitete Revolution des 18. Brumaire (9. November 1799) der Republik die vierte Conſtitution *). Bonaparte, der unter dem Namen eines erſten Conſuls an die Spitze der Republik getreten war, ſtellte ſich aufs neue an die Spitze der Armee, mit der er, nach fruchtloſen Friedensanträgen an England und Öſterreich, den Simplon überflog, die cisalpiniſche Republik herſtellte, und bei Marengo ſiegte (14. Juni 1800), während Moreau bei Hohenlinden ſchlug und mit Nordamerika ein Freundſchaftstractat geſchloſſen wurde. Der Friede von Lüneville (am 9. Februar 1801) mit Öſterreich und dem deutſchen Reiche, der einem den Öſterreichern unvortheilhaften Waffenſtillſtand folgte, erwarb der Republik 1200 Quadratmeilen Land mit faſt vier Millionen Menſchen, denn der Thalweg des Rheins ward Frankreichs und Deutſchlands neue Gränze. Dieſem Frieden folgten die mit Neapel, Rußland, mit der Pforte und der zu Amiens mit England (27. Mai 1802), ſo wie das mit Pius VII. abgeſchloſſene Concordat, das die catholiſche Religion wieder zur herrſchenden Frankreichs machte. Das Königreich Etrurien erhielt ſeine Exiſtenz, der große Entſchädi-

*) Dieſe Conſtitution näherte ſich wieder mehr der monarchiſchen Form. Drei auf zehn Jahre gewählte und wieder wählbare Conſuln ſtehen an der Spitze der Regierung; der erſte von ihnen aber kann allein die Mitglieder des Staatsraths, die Miniſter, die Geſandten und alle Offiziere der Land- und Seemacht nach Gutdünken ernennen und abſetzen, wie denn auch bei den übrigen Acten der Regierung (Finanzen, Polizei, Armee, Kriegserklärungen, Friedensſchlüſſen, Tractaten) die beiden andern Conſuln nur eine berathſchlagende Stimme haben, der erſte Conſul aber entſcheidet. Die geſetzgebende Macht haben das Tribunat (welches aber ſeit dem September 1807 wieder aufgehoben wurde) von 100, das geſetzgebende Corps von 300 Mitgliedern, die jährlich zum fünften Theile erneuert werden. Jenes debattirt über die von den Conſuln vorgeſchlagenen Geſetze; dieſes entſcheidet nach Anhörung der Debatten des Tribunates durch geheimes Stimmengeben; keines der beiden Corps aber darf Geſetze in Vorſchlag bringen. Conſuln, Geſetzgeber und Tribunen werden nicht vom Volke, ſondern von einem ſogenannten Erhaltungsſenat (Sénat conservateur) gewählt, der aus 80, wenigſtens 40 Jahre alten Mitgliedern beſteht, die nach den Vorſchlägen des erſten Conſuls, des Tribunats und geſetzgebenden Corps ſich ſelbſt wählen. Alle dieſe Autoritäten ſind keiner Verantwortlichkeit unterworfen. Die beiden andern Conſuln neben Bonaparte waren Cambacères und Lebrun. Dieſe Conſtitution erhielt einige Abänderungen, als Bonaparte lebenslänglicher Conſul wurde; nach ihr ſollen die Cantonsverſammlungen und Wahlcollegien Präſidenten von der Regierung erhalten, die auch beſtimmt, wann und wozu ſie ſich verſammeln ſollen und ihnen Mitglieder der Ehrenlegion beigibt; der erſte Conſul ſchlägt die beiden andern vor, kann ſeinen Nachfolger ernennen, ratificirt alle Tractaten, ernennt Senatoren ꝛc. Den geſetzgebenden Körper beruft, vertagt, prorogirt die Regierung nach Gefallen; von 1805 an ſoll das Tribunat nur 50 Mitglieder haben, die alle drei Jahre zur Hälfte erneuert wurden. Bald nachher wurde das Tribunat ganz aufgelöſt oder wie es hieß, mit dem geſetzgebenden Körper verſchmolzen.

gungsplan in Deutſchland, baſirt auf das Säculariſationsſyſtem und fein berechnet für die Zukunft, gedieh endlich zur Verwirklichung; Helvetien erhielt eine Mediationsacte und mußte ſich auf das engſte mit Frankreich alliiren; Holland wurde gleichſam als ein Theil Frankreichs benutzt und erhielt aus Paris eine Conſtitution; Piemont, Parma und Piacenza wurden der Republik Frankreich einverleibt, und deren erſter Conſul ward auf Lebenszeit zu dieſer Würde, aber vorher ſchon zum Präſidenten der italiäniſchen Republik ernannt. Schon im erſten Jahre des Conſulats waren Ordnung, Sicherheit und Ruhe an die Stelle des revolutionären Weſens zurückgekehrt. Viele Deportirte erhielten die Erlaubniß zur Rückkehr, die Emigrantenliſten wurden mit liberalem Geiſte revidirt, die Freiheit des Gottesdienſtes ward wieder hergeſtellt. Die Errichtung der Ehrenlegion gehörte mit unter die Merkwürdigkeiten dieſes Zeitraums, in welchem Frankreich durch den immer höher ſtrebenden Chef ſeiner Regierung eine lang entbehrte innere Kraft und äußere Würde erhielt, ſo wie die faſt wunderbare Errettung aus den Gefahren wider ihn entſponnener Verſchwörungen (wohin beſonders die Höllenmaſchine gehört) und das Gelingen aller ſeiner Schritte, die bald nicht mehr im Geiſte des Republikanismus waren, zu dem Glauben hinleitete, daß der Himmel ſelbſt mit ihm im Bunde ſey. Ja dieſe durch Schilderungen noch vergrößerten Verſuche machten die Nation für die Anſicht empfänglich, daß Frankreichs Glück von einer feſtern Staatsverfaſſung, die zugleich dem Chef der Nation volle Sicherheit gewähre, abhängig ſey; und ſo war es nach dem vorhergegangenen Schrecken der Anarchie leicht, die Republik Frankreich in ein Kaiſerthum zu verwandeln. Die Würde eines Kaiſers nahm Napoleon Bonaparte (am 20. Mai 1804) an.

4. Von der Errichtung des Kaiſerthrones bis zur Wiederkehr der Bourbons und des Königs Ludwigs XVIII. 1804—1814. Nach der neuen Staatsorganiſation ſollte die Kaiſerwürde in Napoleons geſetzmäßiger, männlicher Nachkommenſchaft nach dem Rechte der Erſtgeburt erblich ſeyn. Wir geben die Hauptzüge dieſer jetzt noch intereſſanten Conſtitution an. Sollte Napoleon ohne männliche Erben ſterben, ſo folgt ihm ſein Bruder Joſeph und deſſen männliche Nachkommenſchaft, oder in Ermangelung derſelben ſein Bruder Ludwig und deſſen männliche Nachkommenſchaft. Der Kaiſer hat den Titel Majeſtät; ſeine Civilliſte iſt geſetzt auf 25 Millionen Livres; jeder Prinz hat eine Million. Der Kaiſer iſt minderjährig bis zu vollbrachtem achtzehnten Jahre; bis dahin hat das Reich einen Regenten aus den franzöſiſchen Prinzen oder Titularen der Erzämter. Dieſe Erzämter ſind: Der Großwahlherr (Joſeph), der Reichs-Erzkanzler (Cambacères), der Staatserzkanzler, der Erzſchatzmeiſter (Lebrun), der Connetable (Louis) und der Großadmiral; ſie führen den Titel Altesse Serenissime und erhalten ein Drittheil der Penſion eines Prinzen. Hierauf folgen Großbeamte des Reichs: Marſchälle, acht Inſpectoren des Militärs. Jeder Staatsbeamte ſchwört Gehorſam der Conſtitution des Reichs und Treue dem Kaiſer. Der Senat, von höchſtens 120 Mitgliedern, hat eigene Commiſſionen für perſönliche Freiheit und Preßfreiheit, und wacht über die Conſtitution. Der Staatsrath von höchſtens 50 Mitgliedern theilt ſich in ſechs Sectionen: der Geſetzgebung, des Innern, der Finanzen, des Krieges, des Seeweſens und des

Handels. Das geſetzgebende Corps von 300 Mitgliedern ſtimmt über Geſetze, die der Staatsrath vorlegt und die in den drei Sectionen des Tribunats, der Geſetzgebung, des Innern und der Finanzen, erörtert werden; doch kann der Kaiſer ein ſelbſt hier verworfenes Geſetz als Geſetz emaniren; die Wahlen bleiben, aber Regierungsbeamte und Ehrenlegionärs leiten ſie; auch können die Wahlcollegien aufgelöſ't werden und der Kaiſer kann alle aufgeſtellten Candidaten zurückweiſen. Ein kaiſerlicher hoher Gerichtshof erkennt über Prinzen, Titularen, Miniſter, Senatoren und Staatsräthe, über Staatsverbrechen, über Mißbrauch der Gewalt von Generalcapitäns, Commandanten ꝛc. Am 2. December 1804 ward der neue Kaiſer mit ſeiner Gemahlin (Joſephine) von Pius VII. in der Kirche Notre-dame geſalbt und gekrönt; Carls des Großen Krone, Scepter und Schwert kamen an dieſem Tage in franzöſiſch-kaiſerlichen Beſitz. Drei Monate darauf (am 17. März 1805) ward der Kaiſer der Franzoſen auch König von Italien und als ſolcher (am 26. Mai) in Mailand feierlich mit der eiſernen Krone geſchmückt, worauf denn auch die Vereinigung Genua's, Parma's, Piacenza's und Guaſtalla's mit Frankreich ſogleich erfolgte, Piombino und Lucca aber für franzöſiſche Lehen erklärt wurden. Doch England ſo wenig (ungeachtet des Friedensbriefes, den Napoleon bei ſeiner Thronbeſteigung an ſeinen Herrn Bruder, den König von England, erlaſſen hatte) als Rußland, Schweden und die Pforte fanden ſich geneigt, die neuen Würden Napoleons anzuerkennen, dagegen der neu creirte erbliche Kaiſer von Öſterreich und viele Fürſten Deutſchlands den mächtigen Souverain zu St. Cloud becomplimentiren ließen. Mancherlei Umſtände, und beſonders die italiäniſchen Angelegenheiten, veranlaßten Rußland zu dem Entſchluſſe, wiederholt ſich mit England gegen Frankreich zu verbinden, nachdem ſchon vor der Aufrichtung des Kaiſerthrones eine diplomatiſche Trennung Rußlands und Schwedens von Frankreich Statt gefunden hatte. England aber hatte bereits am 18. Mai 1803 den Krieg aufs neue an Frankreich erklärt, wozu es, außer in Malta und Ägypten, in ſeinem eigenen Handelsintereſſe wichtige Motive fand. Der Verluſt Hannovers war die Folge davon. War ſchon ſeit der erſten Kriegserklärung von 1803 den engliſchen Manufactur- und Fabrikwaaren der gerade Weg auf den franzöſiſchen Continent geſperrt geweſen: ſo erſchienen nun deſto ſtrengere Verbote dagegen, und die Idee einer Landung in England am Schluſſe von 1803 ſchien allen denen wirklich ausführbar, welche, durch Napoleons Glanz verblendet, den wahren Zuſtand der franzöſiſchen Marine, der es an Schiffen und Matroſen gebrach, nicht kannten. Zum Glück für ſeinen Ruhm fand Napoleon damals Gelegenheit, die abenteuerliche Landung auf England aufzuſchieben, und ſtatt deſſen neue Siege auf dem feſten Lande zu gewinnen. Die dritte Coalition bildete ſich. Rußland, Öſterreich, Schweden und Neapel traten im engen Bunde mit England auf, um eine Macht, deren reißendes Wachsthum ſie nicht gleichgültig betrachten mochten, in engere Schranken zurückzuweiſen. Der Kampf begann, doch die Tage von Ulm und Auſterlitz und Napoleons Unterredung mit Franz II. führten den Frieden von Preßburg (27. Dec. 1805) nach einem dreimonatlichen Kriege herbei, welchem Öſterreich gegen 1000 Quadratmeilen und drei Millionen Einwohner (unter dieſen die getreuen Tyroler) opfern mußte, den Frieden, der den Häuſern

Bayern und Wirtemberg Königskronen und die volle Souverainetät, die auch Baden erhielt, und jedem dieſer drei Staaten wichtigen Zuwachs an Areal und Menſchen verſchaffte, während Italien mit 500 Quadratmeilen arrondirt wurde und Frankreich das entſchiedene übergewicht über Deutſchlands Fürſten erhielt, denen es unterſagte, in ihren Landen Werbungen für Öſterreich zu dulden. Doch ſollte Napoleons Glück nicht ungetrübt bleiben. Der Britten Sieg bei Trafalgar (21. Oct. 1805) über die vereinigte franzöſiſch-ſpaniſche Flotte vernichtete die Frucht ſechsjähriger Rüſtungen; Frankreich verlor an dieſem für ſeine Seemacht ſo verhängnißvollen Tage 16?4 Kanonen, 15,000 Menſchen, 60 Millionen aufgewendeten Geldes, was um ſo ſchmerzlicher fiel, als in der That die pariſer Bank einige Augenblicke in Verlegenheit geweſen war. Von jenem Tage an änderte Frankreich ſein Syſtem gegen England. Durch wiederholte Erfahrungen belehrt, daß es durch keine Anſtrengungen dahin kommen könne, dem meerbeherrſchenden Albion zur See die Spitze zu bieten, richtete es ſeine ehrgeizigen Entwürfe auf den Continent. England ſollte, wie Napoleon verkündigte, auf dem feſten Lande beſiegt werden. Dieſen chimäriſchen Plan, an deſſen Ausführbarkeit er vielleicht ſelbſt nicht glaubte, den er aber nichts deſto weniger als ein geſchicktes Mittel, Europa Geſetze zu geben, mit aller Energie verfolgte, glaubte er zu erreichen, wenn er Englands Einfluß auf den Continent vernichtete und den Continentalmächten die Überzeugung aufzwang, daß jede Verbindung mit England zum Verderben führe. Argliſtig wurde Hannover an Preußen überlaſſen, und dadurch England und Preußen entzweit. Die Dynaſtie von Neapel ward als warnendes Beiſpiel deſſen, was derjenige, der in Frankreichs Anſichten nicht eingehen wollte, zu erwarten habe, der Regierung verluſtig erklärt; des franzöſiſchen Kaiſers älteſter Bruder, Joſeph Napoleon, ward König von Neapel und Sicilien (am 30. März 1806), ſein zweiter Bruder, Ludwig, König von Holland, ſein Stiefſohn, Eugen (Beauharnois), als kaiſerlicher Prinz adoptirt, Vicekönig von Italien und Schwiegerſohn des Königs von Bayern; des Kaiſers Waffengefährte, Alexander Berthier ward Fürſt von Neufchatel; Talleyrand, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Fürſt von Benevent; Bernadotte, Fürſt von Ponte-Corvo; Joachim Murat Großherzog von Cleve und Berg, und Stephanie Beauharnois, eine Verwandte der franzöſiſchen Kaiſerin, ward als adoptirte Prinzeſſin die Gemahlin des Churprinzen von Baden. Alle, die der neuen Dynaſtie unmittelbar angehörten, oder ſonſt mit ihr verbunden waren, ſollten, von einem einzigen Bande umſchlungen, unauflöslich an die Perſon des großen Dynaſten gekettet werden. Es geſchah durch die Feſtſtellung des ſogenannten „Föderativſyſtems" (ſ. dieſen Art.), wodurch das vorher in der Politik herrſchende Syſtem des Gleichgewichts vernichtet wurde; durch den Ausdruck: „großes Reich;" durch die Errichtung jener großen Reichslehen, und durch das kaiſerliche Familienſtatut vom 30. März 1806, welches alle jene neuen Könige, Herzoge, Fürſten und Prinzen zu Einem Ganzen vereinigte. Alle Prinzen und Prinzeſſinnen des kaiſerlichen Hauſes, alle Herzoge und hohen Reichswürdenträger gehörten hinein. Ihr Chef und gemeinſchaftlicher Familienvater war der Kaiſer; er übt, ſagte das Geſetz, über alle Familienglieder während

ihrer Minderjährigkeit die väterliche Macht aus und behält auch in der Folge die Oberaufſicht, Polizei und Disciplin. Keine Heirath darf ohne ſeine Einwilligung geſchehen; alle Kinder aus eigenmächtig vollzogenen Ehen ſollen als unehelich betrachtet werden; ohne ſeine Genehmigung darf keine Adoption geſchehen oder Vormundſchaft übernommen werden; Eheſcheidung wird bei ihnen nie geſtattet. Die Erziehung der Prinzen und Prinzeſſinnen ordnet er an, ſo daß ſelbſt jeder franzöſiſche Prinz, der einen fremden Thron beſtiegen hat, ſeine Söhne in das kaiſerliche Familien-Erziehungshaus ſchicken muß, das höchſtens zwanzig Stunden von der kaiſerlichen Reſidenz entfernt ſeyn, ſo wie kein Familienglied ohne des Chefs Erlaubniß das Reich verlaſſen, nicht einmal über dreißig Stunden von der kaiſerlichen Reſidenz ſich entfernen darf. — Bayerns, Wirtembergs und Badens Verband mit dem Föderativſyſtem des großen Reichs, und des Churfürſtenthums Hannover Einverleibung in den preußiſchen Staat hatten den deutſchen Reichskörper zerriſſen; Napoleon verſagte demſelben ſeine fernere Anerkennung und agnoſcirte dagegen die Souverainetät jedes einzelnen Fürſten. Dies gab Veranlaſſung zur Errichtung des rheiniſchen Bundes, deſſen Acte unter der Autorität des franzöſiſchen Imperators entworfen worden war, und Franz II. legte die ihm anvertraute deutſche Kaiſerkrone nieder; der Kaiſer der Franzoſen hatte an ſeiner Stelle die Protection der Bundesſtaaten übernommen. Frankreich näherte ſich immer mehr dem alten Frankenreich wieder, wie wir es vor Carl dem Großen in ſeiner älteſten Geſchichte kennen gelernt haben. Während deſſen hatten zwiſchen Paris und London Unterhandlungen Statt gefunden; die Mittheilung von einem Anſchlage auf des Kaiſers Leben durch Fox an Talleyrand hatte einen Funken des gegenſeitigen Vertrauens erweckt; Rußland, mit dem in Preßburg nicht Friede geſchloſſen worden war, trat den Negociationen bei, doch theils der plötzliche Tod des engliſchen Miniſters Fox, theils veränderte Anſichten, die aus der Verrückung der Lage der Dinge während der Unterhandlungen hervorgingen *), vernichteten den Erfolg; Alexander von Rußland ratificirte die von Oubril angenommenen Präliminarien nicht; auch der engliſche Geſandte, Lauderdale, wurde wieder nach London zurückberufen, und noch im Herbſte deſſelben Jahres ſah man Preußen mit Rußland, Schweden und England vereint auf dem Kampfplatze gegen Frankreich. Preußen war beſonders durch die ihm zugekommene Notiz, daß Frankreich Hannovers Zurückgabe an England dargeboten habe, und durch die Idee eines nordiſchen Bundes, zum Gegengewicht des rheiniſchen gereizt und zu einem Schritte bewogen worden, der es dem Untergange nahe brachte. Napoleon nahm die Ausfoderung in der doppelten Qualität, als Kaiſer von Frankreich und Protector des rheiniſchen Bundes, an; die Schlachten von Jena, Eylau und Friedland koſteten Preußen ſein halbes Reich. Drei deutſche Fürſten (der Churfürſt von Heſſen-Caſſel, der Herzog von Braunſchweig und der Fürſt von Oranien) wur-

*) Während der Unterhandlungen ward der rheiniſche Bund gebildet. Doch gab Frankreich damals viel gegen England nach, beſonders als es von Rußlands Hartnäckigkeit hörte; Malta, das Cap der guten Hoffnung, Pondichery, Chandernagor, Mahie ꝛc. in Oſtindien, Tabago, wollte man England überlaſſen, und an Rußland Corfu.

den unter nichtigen Vorwänden aus der Reihe der Regierenden ge-löſcht, zwei neue Könige (Sachſen und Weſtphalen), ein Her-zog von Warſchau und die Republik Danzig erhielten ihr Da-ſeyn; der rheiniſche Bund ward durch den Beitritt von elf Fürſtenhäuſern erweitert. So ward der Friede von Til-ſit (8 Juli 1807) im Sinne Frankreichs ein neuer Triumph über Britannien, denn der Beitritt aller Intereſſenten zum Continentalbunde gegen England war ſeine Baſis. Öſterreich hatte bei dem allen eine glückliche Paſſivität behauptet, indem es einen andern Zeitpunkt abwarten zu wollen ſchien, um ſeine nie aufgegebenen Entwürfe gegen Frankreichs läſtige Übermacht aus-zuführen. Kaum hatte Napoleon ſich im Weſten und Norden ge-ſichert, als der Zuſtand der pyrenäiſchen Halbinſel eine erwünſchte Gelegenheit gab, dort neue Eroberungen zu machen. Portugal hatte ſich nur ſcheinbar von England getrennt; eine franzöſiſche Armee durchzog Spanien, beſetzte Portugal ohne Widerſtand, und nöthigte die re-gierende Dynaſtie zur Flucht. Ein von Napoleon liſtig genährter Familienzwiſt am madrider Hof verſchaffte ihm zugleich Gelegenheit, ſich unter der Maske eines ſchiedsrichterlichen Freundes einzumi-ſchen. Der ſchwache Carl IV. reſignirte zu Gunſten Napoleons auf die Krone Spaniens; ein gleiches wurde von den ſpaniſchen Prinzen erzwungen, und der König von Neapel, Joſeph Napoleon, ward König von Spanien und Indien, der Großherzog von Berg aber beſtieg den Thron beider Sicilien. Der Papſt, ent-kleidet faſt aller weltlichen Macht, nachdem ſeine Staaten bis auf Rom mit Frankreich vereinigt worden waren, ſtand da als Biſchof von Rom. Dieſe Umgeſtaltung aller Verhältniſſe in Perſonen und Formen konnte für diejenigen nicht gleichgültig ſeyn, die auf gewiſſe Fälle Ähnliches zu erfahren befürchten mußten, und bei ſo gewaltſamem völkerrechtswidrigen Durchgreifen vielfach intereſſirt waren. Unter dieſe gehörte auch Öſterreich, noch ſtark genug, um einen entſcheidenden Schlag zu thun, wenn er mit Beſonnenheit geſchah. Die Begebenheiten in Spanien berührten das Familien-intereſſe des Hauſes Habsburg, und des heiligen Vaters Schickſal ward mit vielem Antheile gewürdigt. Ungeachtet des imponiren-den Schauſpieles, das der franzöſiſche Kaiſer in Erfurt (im Octo-ber 1808) gab, wo Frankreichs ganze politiſche Größe, gleich einem Panorama, vor Europa's Augen aufgerollt wurde, ungeachtet der von dort aus gepflogenen Verhandlungen mit Wien und London, des ſcheinbar feſtern Vereins zwiſchen Paris und Petersburg, und der Fortſchritte Napoleons in der pyrenäiſchen Halbinſel: ergriff Öſterreich im neuen Verbande mit Britannien im April 1809 die Waffen im Vertrauen auf neu entwickelte phyſiſche Kräfte und fremde Mitwirkung, erlag aber, trotz aller rühmlichen Anſtrengung und gefeierten Tapferkeit, die das Glück Napoleons des erſten Siegs beraubte, der Macht des Schickſals. Von Frankreich be-ſiegt, mußte es ſich gefallen laſſen, daß von ſeinen Staaten die Kräfte des rheiniſchen Bundes, Italiens, Warſchau's und Rußlands vermehrt, ein neuer Staat, die illyriſchen Provinzen, gebildet, der Kirchenſtaat mit Frankreich vereinigt, Rom zur zweiten Stadt des großen Reichs erklärt, und es ſelbſt von aller Communication mit der See abgeſchnitten ward *). Napoleon dictirte den Frieden

*) Es verlor faſt 2000 Quadratmeilen mit mehr als drei Millionen Menſchen.

von Wien (am 14. October 1809) und beendigte durch ihn, um mit ſeinen eigenen Worten zu ſprechen, „den vierten puniſchen Krieg.” Für Frankreich floſſen aus dieſem neuen Frieden Vortheile, deren Größe und Folgen nicht berechnet werden können. Seine Herrſchaft über ganz Italien, über ganz Deutſchland ſchien unerſchütterlich feſt gegründet; der Kaiſer von Öſterreich war eingeſchloſſen in einen, zwar noch bedeutenden, aber von franzöſiſchen Föderativſtaaten und ihnen befreundeten Mächten völlig umgebenen Staat; der mächtige Kaiſer des Nordens, durch dankbare Freundſchaft an den Souverain Frankreichs geknüpft, zwang im Schutze dieſes Bündniſſes Schweden zum Beitritt des Continentalvereins wider Britannien, während die Pforte, in wahrem Zwitterzuſtande zwiſchen Frankreich und England, durch die ruſſiſchen Angriffe abgehalten wurde, etwas Großes gegen das franzöſiſche Intereſſe zu unternehmen. In Frankreich ſelbſt betrachtete man die Revolution als ganz beendigt, da ſein Kaiſer mit der Erzherzogin Maria Louiſe von Öſterreich (am 1. April 1810) ſich vermählte *) und ſo durch die innigſten Bande des Blutes alles Frühere verſöhnt und ausgeglichen zu ſeyn ſchien. Der nothwendige Glanz des Thrones ward dadurch erhöht und ſanctionirt und es war ein großer Schritt mehr — faſt könnte man ſagen der letzte — zum höchſten Ziele der Größe geſchehen. Um dieſem Throne alle die Attribute zu verleihen, die theils zu ſeiner Befeſtigung, theils zum äußern Anſtande etwa noch erfoderlich ſeyn möchten, hatte ſchon früher ein kaiſerliches Decret (vom 1. März 1808) außer den herzoglichen Würden, mit denen die Helden des Vaterlandes belohnt wurden, einen Erbadel hergeſtellt, der jedoch ganz verſchiedener Natur von dem ehemaligen Feudaladel war, indem er an ein gewiſſes Vermögen geknüpft wurde, ohne daß Privilegien in Rückſicht auf Abgaben, Gerichtsbarkeit, Conſcription, Ämter ꝛc. Statt finden ſollten, auch aufhörte, ſobald die Baſis deſſelben, jenes Vermögen, fehlte. Dies Decret verleiht den Großdignitarien den Titel Prinzen und Durchlaucht; ihre älteſten Söhne heißen Herzoge des Reichs, ſobald ihr Vater zu ihren Gunſten ein Majorat ſtiftet, das 200,000 Franken Einkünfte gibt. Die Miniſter, Senatoren und Staatsräthe, Präſidenten des geſetzgebenden Corps und Erzbiſchöfe führen auf Lebenszeit den Titel Grafen, der auf den älteſten Sohn (bei den Erzbiſchöfen auf den älteſten Neffen) übergeht, wenn ein Majorat von 30,000 Franken jährlichen Einkommens gebildet wird. Die Präſidenten der Wahlcollegien, der erſte Präſident und der Generalprocurator des Caſſationshofes, der Rechnungskammer und aller Appellationshöfe, die Biſchöfe, die Maires der guten Städte (die bei der Krönung zugegen ſind) bekommen, wenn ſie einige Jahre lang zur Zufriedenheit ihr Amt verwaltet haben, den Titel Baron, der auf ihre männliche Nachkommenſchaft übergeht, wenn dieſe eine jährliche ſichere Einnahme von 15,000 Franken darthun können. Die Mitglieder der Ehrenlegion führen den Titel Chevalier, der auch auf ihre männliche Nachkommenſchaft übergeht, wenn ihnen ein reines

*) Der Gedanke einer Scheidung von der Kaiſerin Joſephine ſchien ſchon alt zu ſeyn. Bereits 1804 war bemerkt worden, daß, während alle Glieder der kaiſerlichen Familie ihre Ehen vom Papſte einweihen ließen, der Kaiſer ſelbſt es nicht that.

jährliches Einkommen von wenigſtens 3000 Franken zugehört. Die Titel *Graf* und *Baron* können auch von den älteſten und nächſtälteſten Söhnen der Prinzen und Grafen erworben werden, wenn dieſe ihnen Majorate von 30,000 und 15,000 Franken ſtiften. Für das conföderirte Italien wurden die Titel: *Duca*, erblich für ein Majorat von 200,000 Franken, *Conte* für die Großoffiziere der Krone, Miniſter, Staatsräthe, Senatoren, deren erſtgeborne Söhne, wenn ſie ein Majorat von 30,000 Liren jährlicher Einkünfte ſtifteten, und für die Erzbiſchöfe eingeführt; *Barone* wurden die Präſidenten, Generalprocureurs, Biſchöfe und 22 Podeſta's, erblich für ein Majorat von 15,000 Liren; *Ritter* hießen die Ritter vom neugeſtifteten *Orden der eiſernen Krone*, forterbend auf den älteſten Sohn, wenn er 3000 Liren jährlicher Einkünfte hat. Zu den beiden ſchon genannten Orden der Ehrenlegion und der eiſernen Krone fügte Napoleon in ſeinem kaiſerlichen Feldlager vor Wien (1809) noch *den der drei goldenen Vließe*. So war für den Glanz des Thrones, für die Belohnung des Verdienſtes und die Befriedigung der Leidenſchaften zugleich mit umſichtiger Klugheit geſorgt. Bei dieſem Blicke auf die neue innere Ordnung der Dinge darf uns nicht die Fürſorge entgehen, welche die Regierung *allen übrigen Zweigen der Staatsverwaltung* widmete. Dem *Juſtizweſen* beſonders war ein feſter ſicherer Gang durch die *napoleoniſchen Geſetzbücher* (Code Napoléon) vorgezeichnet und die Execution der Geſetze durch die Organiſation der Gerichtshöfe und aller niederen Inſtanzen feſtgeſtellt worden. Um dem *Wucher* gänzlich zu ſteuern, ward (am 17. März 1808) ein Decret erlaſſen, das die Landleute vor den Bedrückungen der Juden ſicher ſtellte *). Die Regierung gab ſich den Schein, Alles zur

*) Schon 1806 berief der franzöſiſche Kaiſer die *jüdiſchen Notablen* aus ganz Frankreich zuſammen, nach Paris, wohin auch aus Deutſchland Deputirte kamen; die Veranlaſſung zu dieſer Verſammlung hatten beſonders die ſeit mehreren Jahren eingegangenen Beſchwerden der Departementalräthe am Rhein von Baſel bis Holland über den außerordentlichen Wucher der *Juden*, ihre Betrügereien und die dadurch beſonders traurige Lage des Landmanns gegeben. Hierbei kamen frühere Wünſche, z. B. der gleich im Anfange der Revolution geäußerte Gedanke des Biſchofs Gregoire, den Juden in Frankreich gleiche Rechte mit den übrigen Bürgern zu geben, ins Andenken, und es wurden zu dieſem Zwecke den verſammelten Deputirten Fragen über alle ſie betreffende Verhältniſſe vorgelegt, und zur Zufriedenheit des Kaiſers beantwortet; doch verlangte er eine Garantie der aufgeſtellten Grundſätze, und dieſe ſolle ein großes Sanhedrin gewähren, deſſen geſetzliche Ausſprüche eben ſo viele Kraft hätten, als die Normen des Talmud, und da man die Regeneration der Juden durch ganz Europa wünſche, ſo müßten aus allen Ländern Deputirte dabei zugelaſſen werden. Dies geſchah; der große Sanhedrin verſammelte ſich und es wurden darin über die moraliſchen und bürgerlichen Verhältniſſe, über nutzbare Beſchäftigung, über Ehe, Eheſcheidung, Betragen gegen die Chriſten, über Darlehn und Zins ſo verſtändige Beſchlüſſe gefaßt, daß den Juden, in ſo fern ſie nach dieſen Vorſchriften und Feſtſtellungen handeln würden, das franzöſiſche Bürgerrecht zugeſichert wurde. In jedem Staate alſo, wo franzöſiſche Verfaſſung eingeführt ward, er-

Belebung der innern Induſtrie, des innern Handels und aller Gewerbe zu thun, wobei wir der Anſtrengungen zur Herſtellung brauchbarer Surrogate für die verpönten Colonialwaaren, des großen Preiſes, der auf die Erfindung der beſten Flachsſpinnmaſchine ausgeſetzt worden iſt, der Bauten in allen Zweigen des Bauweſens, und endlich der charakteriſtiſchen Organiſation, welche die Unterrichtsanſtalten im Reiche erhielten, gedenken. Am 17. März 1808 ward eine kaiſerliche Univerſität geſtiftet, unter welchem Namen alle Unterrichtsanſtalten im ganzen Umfange des Reichs in ein zuſammenhängendes großes Ganze vereinigt wurden. Die Grundſätze bei Errichtung derſelben waren dieſe: Keine Schule iſt außer der Univerſität; Niemand darf eine Schule eröffnen, wenn er nicht Mitglied der Univerſität iſt und graduirt; ſie umfaßt ſo viele Akademien, als Appellationsgerichte ſind. Zu jeder Akademie gehören fünf Facultäten (theologiſche, juriſtiſche, mediciniſche, mathematiſche und ſchöne Literatur, welche Grade ertheilen, Baccalaureat, Licentiat und Doctorwürde), Lyceen, Gemeindeſecundärſchulen, Privatinſtitute, Penſionen. Die Mitglieder der Univerſität folgen in einer gewiſſen Rangordnung vom Großmeiſter bis zum Studienmeiſter; der Unterricht muß durch das ganze Reich möglichſt gleichförmig ertheilt werden; ſeine Grundlage iſt Treue gegen den Kaiſer und die napoleoniſche Dynaſtie. Von den durchgreifendſten Einwirkungen auf alle bürgerliche und politiſche Verhältniſſe waren jedoch die Verfügungen, die Napoleon wegen des Handels mit Colonialwaaren traf, welche, man kann es ſagen, die politiſchen Richtungen aller Continentalſtaaten beſtimmten und in ihren ungeheuern Folgen ſo verderblich für den Einzelnen wie für die Maſſe gewirkt haben. Indem wir dieſerhalb uns auf die frühern Artikel Continentalſyſtem und Colonien beziehen, gehen wir ſogleich auf die Begebenheiten über, welche aus jenen Maßregeln in den letzten zwei Jahren reſultirten. England hatte den Decreten von Berlin und Mailand ſeine Geheimerathsverordnungen entgegengeſtellt und trieb ſeinen Handel noch auf verſchiedenen Punkten des feſten Landes. Napoleon, davon unterrichtet, ergriff Maßregeln, in denen die Hauptmotive zu dem entſcheidenden Kriege mit Rußland im J. 1812 zu ſuchen ſind. Wir meinen: die Vereinigung Hollands und der ganzen Küſtenländer von Norddeutſchland bis in die Spitze von Lübeck mit Frankreich, den Handelstariff von Trianon und das Decret von Fontainebleau. Schon im Tractat zwiſchen Frankreich und Holland vom 16. März 1810 hatte Holland ſein Brabant, ganz Seeland, mit der Inſel Schouven, den Theil von Geldern auf dem linken Ufer der Waal an Frankreich abtreten müſſen, wozu der Engländer Angriff auf Holland im Jahre 1809 den Vorwand gegeben hatte. Doch man konnte aus der Sprache der franzöſiſchen Blätter wohl vermuthen, daß es damit noch nicht genug ſey und alle gewagten Muthmaßungen wurden erfüllt, als am 1. Jul. 1810 der König von Holland zu Gunſten ſeines Sohnes reſignirte, durch ein Decret aus Rambouillet vom 9. Jul. 1810 aber das Königreich Holland dem fran-

hielten die Juden gleiche Rechte; wir erinnern an Weſtphalen, wo der wackre Iſrael Jacobſohn ſo thätig für die Wohlfahrt ſeiner Nation gearbeitet, und an Polen.

zöſiſchen Reiche einverleibt wurde. Auch damit noch nicht zufrieden, foderte Napoleon mehrere neue Garantien. Da Englands Beharrlichkeit in der Feſthaltung ſeiner Cabinetsbefehle bisher noch immer nicht zu beugen geweſen war, ſo erklärte er, die ganze Küſte der Nordſee unter ſeine unmittelbare Aufſicht und Fürſorge ſetzen zu müſſen; die Mündungen der Ems, Weſer und Elbe, ſämmtliche Hanſeſtädte, mit einem Areal von etwa 600 Quadratmeilen und über eine Million Menſchen wurden mit einer unerhörten Willkür durch ein Decret vom 10. December 1810 mit Frankreich vereinigt, was früher (am 12. Nov. 1810) auch mit Wallis, um ſich ganz der Straße über den Simplon zu verſichern, geſchehen war. Hiermit in Verbindung ſtand der Handelstariff von Trianon, der, allen Föderativſtaaten aufgedrungen, ein Abgaben- und Einbringungs-Regulativ für die Colonialwaaren feſtſetzte, das den Genuß und Verbrauch dieſer Artikel ganz vom Continente verbannen ſollte, indem zugleich das Decret von Fontainebleau die Verbrennung aller, auf dem franzöſiſchen Continente, und in den unter ſeinem Einfluſſe ſtehenden Staaten, befindlichen, engliſchen Manufactur- und Fabrikwaaren anordnete. In Frankreich ſelbſt wurde mit Strenge und Energie dieſe nichts entſcheidende Maßregel gehandhabt, während für gewiſſe Hauptartikel, Zucker, Tabak, Indigo, Mittel ergriffen werden ſollten, um das Erzeugniß derſelben im Lande ſelbſt zu befördern. Aber die Vereinigung Norddeutſchlands mit dem großen Reiche hatte ſelbſt mehrere Bundesfürſten betroffen. Die ihnen in dem Decrete verheißenen Entſchädigungen milderten das Gehäſſige dieſes Gewaltſchrittes keineswegs. Der bedeutendſte jener beraubten Fürſten war der Herzog von Oldenburg, der nahe Verwandte der ruſſiſchen Herrſcherfamilie. Zwar liefen Gerüchte: der franzöſiſche Kaiſer habe ihm von den aus frühern Eroberungen noch inne habenden vacanten Provinzen eine Entſchädigung beſtimmt und offerirt; allein es kam nichts davon im officiellen Wege zur öffentlichen Kenntniß, wohl aber erfuhr man, daß der vormalige ſouveraine Fürſt von Oldenburg zu ſeinem kaiſerlichen Vetter nach St. Petersburg ſich begeben habe, und ſchon jetzt fürchtete man für die Erhaltung der Ruhe auf dem Continente. Ehe jedoch dieſe Beſorgniſſe ſich rechtfertigten, ward Frankreichs Herrſcherfamilie durch die Geburt des Erſtgebornen Napoleons, des Königes von Rom, in neue Hoffnungen verſetzt. Schon 1809, als der Kirchenſtaat eine franzöſiſche Provinz und Rom zur kaiſerlichen Reichsſtadt erklärt worden, ward beſtimmt, daß der jedesmalige franzöſiſche Kronprinz den Titel König von Rom führen, auch jeder Kaiſer von Frankreich in den erſten zehn Jahren ſeiner Regierung in Rom ſich krönen laſſen ſolle. Der Zweck der zweiten Verheirathung des Kaiſers „um Kinder in ſeinem Sinne und nach ſeinem Geiſte zu erziehen" war nun der Erreichung näher gebracht und was auch bisher noch ſchwankend für die dunkle Zukunft geſchienen haben mochte, war mit einem ſtarken Anker befeſtigt. Getrübt war der Horizont erfüllter Wünſche und keimender Hoffnungen durch die Angelegenheiten Spaniens und Portugals, die den franzöſiſchen Unterdrückern einen unerwartet hartnäckigen Widerſtand entgegenſetzten, und durch die täglich ſich erweiternde Ausſicht auf einen bevorſtehenden Kampf mit dem Norden, der ohnehin nicht günſtig für Frankreichs Zwecke wirken wollte, obgleich die Freundſchaft mit St. Petersburg noch nicht officiell abgebrochen

und des franzöſiſchen Kaiſers naher Verwandter, der Prinz von Ponte-Corvo, zum Thronfolger in Schweden erwählt worden und dahin abgegangen war. In Portugal und Spanien nämlich hatte es Joſeph Napoleon noch nicht gelingen wollen, die Ruhe herzuſtellen. Unter einer beiſpiellos energiſchen Mitwirkung der Engländer hatte der Krieg ſich immer aufs neue und immer heftiger entzündet, und während die franzöſiſchen Armeen nichts beſaßen, als den fußbreiten Strich Landes, worauf ſie ſtanden, nichts als das Brot, das ihnen zugeführt werden mußte, hatten die Spanier, Portugieſen und Engländer Boden und Lebensmittel im Überfluß; denn was die Halbinſel nicht gewährte, das kam aus Braſilien, England und Sicilien, wo die Britten herrſchten, während auf dieſen Punkten zugleich ſichere Stapelplätze für ihren Handel unterhalten wurden. Doch nicht allein hier, wo ſie ſelbſt unmittelbar ihren Einfluß geltend machen konnten, auch im Norden gelang es ihnen, neue Anknüpfungspunkte zu finden. Wir erinnern an Gothenburg in Schweden, an einige andere Häfen in der Oſtſee und den bedeutenden Landhandel, der über Rußland mit Colonialwaaren getrieben; wir gedenken der Beſchwerden, die von Paris aus in Stockholm und Petersburg geführt wurden. Frankreich hatte allen Mächten, die ihre Flagge würden von den Engländern entnationaliſiren laſſen, den Krieg erklärt; wo der Beweis geführt werden konnte, da ſollte auch die Folge eintreten. Rußlands Handelsverfügungen in den Jahren 1810 und 1811, ſeine entſchieden mißbilligenden Äußerungen über das Schickſal, das den Herzog von Oldenburg getroffen, hatte Mißtrauen, Unzufriedenheit, Erkältung erzeugt, und während man eines Schrittes von Seiten Nordamerika's, mit dem man ſich verſöhnt hatte, gegen England gewiß war, glaubte man, gegen Rußland die Sprache des beleidigten, hintergangenen Vertrauens führen zu können. Die Folge davon war der Ausbruch eines neuen Continentalkrieges, der im Juli 1812 begann, und in welchem, außer den Völkern des Rheinbundes und Warſchau's, auch Öſterreich und Preußen als Alliirte (Öſterreich neben Frankreich als Mitgarant der Pforte, deren Friede mit Rußland bei Eröffnung der Feindſeligkeiten am Niemen noch nicht abgeſchloſſen war) auftraten. Der Gang dieſes Krieges, und wie er von Moskau's Kreml, wo Napoleon unter den rauchenden Trümmern der Kaiſerſtadt ſein Hauptquartier hatte, über die Leichenfelder von Sachſen bis an den ſtolzen Montmartre zog, iſt bekannt. Napoleon und ſein Soldatenreich bewährten das große Wort Pitts: Unter allen Regierungen iſt militäriſcher Despotismus von der kürzeſten Dauer. Am 31. März 1814 zogen Kaiſer Alexander und König Friedrich Wilhelm in Paris ein. In dem unmittelbar nach dem Einrücken in Paris kund gemachten Beſchluſſe der verbündeten Mächte erklärte Alexander im Namen aller Souveraine, daß man nicht mehr mit Napoleon Bonaparte, noch mit einem ſeiner Familie unterhandeln werde, daß man die Gränzen des alten Königreichs Frankreich achte, und ſelbſt noch mehr thun könne, daß man endlich die Staatsform anerkennen und gewähren wolle, welche die franzöſiſche Nation ſich geben werde, weßhalb man den Senat einlade, für die Verwaltung des Staats und die Abfaſſung einer Conſtitution eine Zwiſchenregierung zu ernennen. Dem zufolge verſammelte ſich der Senat am 1ſten April unter Talleyrands Vorſitz, und übertrug Letzterem nebſt vier andern ſei-

ner Mitglieder die Zwiſchenregierung. Den Tag darauf erklärte er Napoleon Bonaparte und ſeine Familie des Throns von Frankreich für verluſtig. Dieſen Beſchluß beſtätigte der geſetzgebende Rath, und die Zwiſchenregierung machte ihn, und bald darauf auch Ludwigs XVIII. Berufung auf den franzöſiſchen Königsthron bekannt. Napoleon hatte inzwiſchen zu Gunſten ſeines Sohns der Krone entſagt. Er that es unbedingt am 6ten zu Fontainebleau, da ihm angekündigt wurde, daß die Nation ſich bereits für die Bourbons erklärt habe, und da die Marſchälle ſich weigerten, fortan für ihn gegen ihr Vaterland zu fechten. Er wurde auf die Inſel Elba, die er zum Eigenthum erhielt, verwieſen, und den 3ten Mai zog Ludwig XVIII. feierlich in Paris ein. Hier beginnt die neueſte Periode der Geſchichte Frankreichs, wiederhergeſtellt als Königreich unter den Bourbons. Ein Staatsverfaſſungsentwurf war ſchon den 5ten April vom Senate und den 6ten vom geſetzgebenden Rathe angenommen worden. Ludwig XVIII. ſollte, bevor er den Thron beſtieg, dies Grundgeſetz beſtätigen. Dieſer war den 24ſten in Calais gelandet, und erließ von St. Ouen den 2ten Mai eine Erklärung als König von Frankreich und Navarra, in welcher er die Grundſätze der neuen Staatsform, wie ſein Bruder in der Eigenſchaft eines königlichen Generallieutenants ſchon früher gethan, öffentlich ausſprach, die genauere Abfaſſung der Urkunde aber, da die des Senats Spuren der Eile zeige, ſich vorbehielt. Dieſe neue Verfaſſungsurkunde wurde am 4ten Junius vom Könige der Nation übergeben. Sie enthält alle Grundſätze einer freien, beſchränkt monarchiſchen, von echter Aufklärung entworfenen Staatsform, als: Gleichheit Aller vor dem Geſetz; gleiche Verpflichtung zu den Staatslaſten, gleiches Recht auf alle Ämter; perſönliche, Religions- und Preßfreiheit; Unverletzlichkeit des Eigenthums; Vergeſſenheit des Vergangenen; Abſchaffung der Conſcription; Unverletzlichkeit des Königs, der die ausübende Gewalt hat, an der Spitze der bewaffneten Macht ſteht, Krieg erklärt, Verträge ſchließt, Ämter ertheilt und die Geſetze vorſchlägt und kund macht; — er übt die geſetzgebende Gewalt zugleich mit dem Ober- und Unterhauſe aus, doch muß das Geſetz der Steuern und Auflagen zuerſt in die Kammer der Deputirten (Unterhaus) gebracht werden; auch die Häuſer können Geſetze vorſchlagen; dem Könige bewilligt die Legislatur für die Dauer ſeiner Regierung eine Civilliſte. Der König beruft das Ober- und Unterhaus; er ernennt alle Pairs, erblich oder perſönlich, hebt die Verſammlungen und löſ't das Unterhaus auf, muß aber binnen drei Monaten ein neues berufen; beide Häuſer können nur zu gleicher Zeit Sitzungen halten; — das Haus der Deputirten wird aus den von den Wahlcollegien ernannten Deputirten zuſammengeſetzt, und jedes Jahr um ein Fünftel erneuert; jeder Deputirte muß 40 Jahr alt ſeyn und 1000 Franken directe Steuern erlegen. Der König ernennt die Präſidenten der Wahlcollegien, und aus fünf vom Hauſe vorgeſchlagenen Deputirten den Präſidenten des Unterhauſes. Der Kanzler iſt Präſident des Oberhauſes. Die Grundſteuer gilt nur für ein Jahr. Alle Geſuche an das Haus, oder eines Hauſes an das andere müſſen ſchriftlich geſchehen u. ſ. w. Bereits den 14ten Mai errichtete Ludwig XVIII. das neue franzöſiſche Staatsminiſterium aus ſieben wohl geprüften Männern. Herr von Ambray ſteht als Kanzler von Frankreich an der Spitze; der Fürſt Talleyrand iſt

Miniſter-Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten; der Abbé von Montesquiou Miniſter-Staatsſecretär des Innern; General Graf Dupont Kriegs-, Baron Louis Finanz-, Baron Malouet Marineminiſter und Staatsſecretär, und Herr Ferrand Generaldirector der Poſten. Graf Beugnot iſt zum General-Polizeidirector und Herr Berenger zum Generaldirector der indirecten Auflagen ernannt. Eine zweite Einrichtung betraf den königlichen Hofſtaat. Hier trat der alte Adel in ſeine Vorrechte wieder ein. Prinz Condé ward zum Oberſthofmeiſter des Königs ernannt. Unter des Königs Hofbeamten bemerkt man Talleyrand-Perigord, Erzbiſchof von Rheims, als Großalmoſenier, der das Exil des Königs getheilt hat und jetzt an der Spitze der 154 vom Könige ernannten Pairs von Frankreich ſteht. Wie lange es dauern werde, bis ſich die herrſchenden Parteien, nämlich die Anhänger Napoleons, oder des neuen militäriſchen Syſtems, und die Anhänger des Alten vereinigen werden, muß die Zukunft lehren. Ja man bemerkt, daß ſelbſt das Miniſterium unter Talleyrand-Perigord und dem Kanzler Ambray, und die königliche Familie in verſchiedene Meinungen getheilt ſeyen, indem der Graf von Artois, der Herzog von Angoulême und ſeine Gemahlin für das Alte, der König und ſein zweiter Neveu, Herzog von Berry, für das Neue geſtimmt ſind. Der König hat im Monat Julius dem Orden der Ehrenlegion das Bild Heinrichs IV., die Lilien und eine neue Einrichtung gegeben, ſich zum ſouverainen Großmeiſter deſſelben erklärt, den Erzbiſchof von Mecheln, Baron de Prodt, zum Kanzler ernannt, und den gegenwärtigen Mitgliedern deſſelben, die damit verbundenen Jahrgelder gelaſſen. Für die künftigen Ernennungen aber finden ſie nicht mehr Statt. Das Großconſeil (der hohe Rath) des Ordens, die Cohorten und die Treſorerie (das Schatzamt) deſſelben ſind aufgehoben; ferner die Erziehungshäuſer der Waiſen der Ehrenlegion zu Paris, Berbeaux und Loges; doch ſollen die entlaſſenen Zöglinge, jeder bis zum 18ten Jahre, ein Jahrgeld von 250 Franken bekommen. Auch hat er den Reunionsorden und die ältern königlichen Orden beibehalten, den Orden von Weſtphalen und Spanien aber abgeſchafft. Am 3ten Aug. 1814 ſetzte der König ſeinen Staatsrath ein. Das größte Vertrauen des Königs ſcheint, außer dem Kanzler d'Ambray, der Graf von Blacas zu beſitzen; doch hört der König alle Parteien. Eine Verordnung des Polizeiminiſters Beugnot über die Beobachtung der Sonn- und Feſttage verurſachte vielen Widerſpruch, indem die mit dem Hofe wiederkehrende Bigotterie dem Volke von Paris am allerwenigſten zuſagt. Noch lebhafter ward die Frage über die geſetzliche Beſchränkung der Preßfreiheit behandelt. Die Kammer der Deputirten, in welcher der freimüthige Raynouard und Dumolard ſitzen, hat darüber viel verhandelt. Das neue franzöſiſche Geſetz für 1814 und 1815, welches Baron Louis in der Sitzung am 22. Juli der Kammer vorſchlug, wurde einmüthig von derſelben angenommen. Es bedarf alſo noch der Zuſtimmung der Kammer der Pairs. Für die Civilliſte des Königs hat man 25 Mill. Fr., für die königliche Familie 8 Mill., für die auswärtigen Angelegenheiten 9½, für die innern 85, für die Armee 200, für die Seemacht 51 Mill., beſtimmt. Die auf 60 Millionen Fr. betragenden Privatſchulden des Königs übernimmt die Nation. Sonſt iſt als Beleg zu dem, was Frankreich ſelbſt nach dem pariſer Frieden noch beſitzt, zu bemerken, daß während in den ſiegrei-

chen Ländern der Cours der Staatspapiere fiel, er in Frankreich dergeſtalt ſtieg, daß eine Bankactie, deren Nennwerth 1000 Franken beträgt, und die am 5ten Febr. 1814 nur noch 470 • 480, und am 31. May 550 gegolten hatte, bis zum 10ten Jun. zu dem Preiſe von 1115 Franken ſtieg. Bemerkenswerth iſt, daß der König Verſailles zu ſeiner Reſidenzſtadt beſtimmt, und das Schloß daſelbſt wieder herſtellen läßt. Im Innern Frankreichs herrſcht viel Thätigkeit, dem Seehandel wieder aufzuhelfen. Man baut Kauffahrteiſchiffe zu Nantes und rüſtet zu St. Malo Fiſcherſchiffe nach Terre Neuve aus. Überhaupt muß die einzige Tendenz der Regierung und des Volks darauf gerichtet ſeyn, durch Belebung des Ackerbaus, des Gewerbfleißes und des Handels den Wohlſtand, zu welchem die Natur Frankreich beſtimmt hat, und den friedlichen, ſittlichen Geiſt ſeiner Bewohner wieder aufzurichten. II. Frankreichs Geographie, Statiſtik und Staatsverwaltung. Frankreich erſtreckte ſich unter Napoleon vom 41° 14′ bis zum 53° 43′ der Breite und dem 13° bis 26° der Länge. Es umfaßte gegen 14,000 Quadratmeilen (wovon 13,824 Quadratmeilen auf das eigentliche Frankreich und 119 Quadratmeilen an die Lehnsfürſtenthümer und Jonien kamen) mit einer Bevölkerung von 42½ Million Menſchen, worunter die Bewohner der illyriſchen Provinzen (1½ Million) nicht begriffen waren. Von dieſen Menſchen ſprachen 28 Mill. franzöſiſch, 6½ Mill. italiäniſch, 4½ Mill. holländiſch und flamändiſch, 4 Mill. deutſch. In einer runden Summe betrug die Bevölkerung Frankreichs und ſeiner Föderativſtaaten auf 88 Mill. Von den drei Hauptſtädten des franzöſiſchen Reichs hatte Paris 580,000, Rom 144,000, Amſterdam 210,000 Einwohner. Man konnte den franzöſiſchen Staat füglich in drei Theile zertheilen, A. in den cisalpiniſchen Theil oder das alte Frankreich mit ſeinen Vergrößerungen am Rhein und in den Niederlanden. Im Jahre 1158 beſaß König Ludwig VII. ein Areal von nur 8 bis 9 der heutigen Departements, mit einer Bevölkerung von etwa 1½ Mill. Menſchen; in ihnen befanden ſich die Städte Amiens, Laon, Beauvais, Paris, Melun, Orleans, Nevers und Moulin, und der Platz, worauf in der Folge Verſailles erbaut wurde. So weit herab war das eigentliche Beſitzthum der Krone durch die Anmaßungen der herrſchſüchtigen Großen geſchmolzen. Die jetzige Bevölkerung jenes Bezirks beläuft ſich auf etwa 3 Millionen. Hiernächſt beſaßen: 1. Thiery d'Alſace, Graf von Flandern, ſouverainer Herr der Flamänder und Holländer, 16 der heutigen Departements, die jetzt 5,656,000 Einwohner haben; 2. Thibaut, Graf von Champagne, 7 Departements, in denen Meziers, Chalons, Troyes, Chaumont, Chartres und Blois liegen, mit 1,800,000 Bewohnern; 3. der Herzog von Burgund 6 Departements, von denen 3 das Herzogthum und 3 die Franche • Comté ausmachten; in jenen liegen Auxerre, Dijon und Macon, in den letztern Veſoul, Beſançon und Lons le Saunier, und ſind mit 2,019,000 Menſchen bevölkert. Der ganze mittägliche Theil von Frankreich ward von mehrern ſouverainen Großen beſeſſen, als: den Grafen von Touloſe, Languedoc, Lyon, Provence ꝛc. Doch der bedeutendſte Antheil war der des Königs von England (Heinrich II.), welcher 28 der heutigen Departements beſaß, die jetzt von 10,531,000 Menſchen bewohnt ſind. Dahin gehörten Nantes, Bretagne, Gueret, Limoges, Tulle, alle Provinzen von der Mündung der Garonne bis

zu ihrem Urſprunge, von Carraſſone bis Bayonne, und im Norden Boulogne. Seit jener Zeit aber, wo die Könige mit mehr Energie der Herrſchſucht der Großen entgegenkämpften und mit Glück gegen die Herrſchaft der Britten auf Frankreichs Boden ſtritten, bis auf die, wo eine gewaltige Kraft Carls des Großen alte Gränze faſt ganz wieder hergeſtellt hatte, beträgt die Zahl der eroberten *) Departements 82, zu denen 39 das deutſche Reich hergab, mit 12 Millionen Seelen; 24 wurden den Engländern entriſſen, 18 den Italiänern und 1 den Spaniern; 38 eroberten die Könige von Frankreich, 17 die franzöſiſchen Waffen bis 1799, und 27 der nachherige Kaiſer von Frankreich, ſo daß unter ihm Frankreich aus 130 Departements beſtand. Theilt man die Bevölkerung nach den verſchiedenen Nationen und Sprachen ein, ſo findet ſich, daß mehr als die Hälfte des Reichsbodens mit Ausländern beſetzt iſt, man zählt nämlich ungefähr $27\frac{1}{2}$ Millionen Franzoſen, 904,000 Wallonen, $\frac{1}{2}$ Mill. Savoyarden und Schweizer, 117,000 Spanier, 5 Mill. Italiäner, 4 Mill. Deutſche, 1,823,000 Holländer und 2 Mill. Flamänder. Frankreich diesſeit der Alpen oder das eigentliche Frankreich wurde in 104 Departements, dieſe in Diſtricte, und jeder Diſtrict in Cantone abgetheilt. B. Frankreich jenſeit der Alpen oder der transalpiniſche Theil. Dieſes wurde in vier Generalgouvernements eingetheilt, die aus verſchiedenen eroberten Provinzen Italiens zuſammengeſetzt waren, und 14 Departements ausmachten. C. Frankreich jenſeit des Rheins oder der transrhenaniſche Theil von Frankreich, welcher aus den Vergrößerungen Frankreichs durch Holland und die deutſchen Nordſeeküſten beſtand. Es begriff das holländiſche Generalgouvernement mit 7 Departements und das deutſche Generalgouvernement mit 4 Departements. Jetzt iſt Frankreich (d. h. durch den Frieden von Paris) auf ſeine alten Gränzen, wie ſie vor dem Revolutionskriege, den 1ſten Januar 1792, waren, beſchränkt; jedoch hat es eine Vergrößerung ſeines damaligen Gebiets im Innern durch die Einverleibung von Avignon und Venaiſſin, von Mömpelgard und ähnlichen Einſchlußorten, im Weſten durch eine geradlinigtere Abmarkung der Gränze gegen Belgien, Deutſchland, die Schweiz und Savoyen erhalten; Annecy und Chambery bleiben bei Frankreich, und Landau wird an Frankreich durch Einverleibung des dazwiſchen liegenden deutſchen Landſtrichs geknüpft. Großbritannien hat an Frankreich die franzöſiſchen Antillen, außer Tabago und St. Lucie; ferner, das Recht der Fiſcherei bei Neufundland, und alle franzöſiſchen Handelsplätze in Afrika, Amerika und Aſien, alſo auch Pondichery, jedoch mit beſchränkter Staatsgewalt in Oſtindien und mit Ausnahme von Isle de France, zurückgegeben; auch wird Frankreich, mit Schwedens Bewilligung, Guadeloupe, und von Portugal das ehemalige franzöſiſche Guiana zurückerhalten. Dagegen behält Großbritannien Malta. Ferner erhielt Frankreich ſeine alten Colonien zurück. Die oſtindiſchen ſind nicht ſo bedeutend, wenn man Pondichery im Carnatic, Karikal in Tanjore, mit einem Gebiete von 130 Dörfern, Mahé auf Malabar, ausnimmt; ſie beſtehen nämlich in einzelnen Handelslogen zu Chandernagor am Gan-

*) Die ererbten und angefallenen Beſitzungen ſind hierunter natürlich nicht begriffen.

ges, in Suratte und zu Canton in China. Dagegen verliert es Isle de France nebſt Zubehör; die Inſel Bourbon aber, welche nebſt Isle de France zu den Mascarenen gehörte, ſcheint bei Frankreich zu bleiben. Sie iſt reich, hat aber keinen Hafen. — In Nord-Afrika hatte ehemals die afrikaniſche Geſellſchaft zu Marſeille Niederlaſſungen in La Calle, Bona und le Collo; an der Weſtküſte die Inſeln Senegal und Gorée, mit einigen Handelsplätzen auf der Küſte und in Guinea; eine Anlage auf der Inſel Gambia, die aber nur für den Sclavenhandel wichtig iſt, was auch von den ehemaligen Beſitzungen der Franzoſen auf der Weſtküſte von Madagascar gilt. Deſto wichtiger ſind die weſtindiſchen Colonien. Frankreich erhält nämlich zurück: 1. die kleinen Inſeln St. Pierre und Miquelon bei Neufundland, nebſt den Fiſchereiplätzen, eine Matroſenſchule!; 2. Cayenne oder das franzöſiſche Guayana; 3. den altfranzöſiſchen Antheil von San Domingo, wo Pethion mit Chriſtophe kämpft, und der ſich wahrſcheinlich dem Hauſe Bourbon freiwillig unterwerfen wird. Dieſe Colonie war eine der wichtigſten überhaupt, hat aber durch die innern Kriege ſehr gelitten; 4. Martinique; 5. Guadeloupe; 6. Deſiderade; 7. les Saintes; 8. Marie galante; 9. St. Martin. Das Reich beſteht jetzt aus 85 Departements, da Vaucluſe und Montblanc zu den älteren 83 hinzugekommen ſind. Das eigentliche Frankreich hat 18 große neue Heer- und Landſtraßen, 500 Stunden Wegs andere Straßen für Fuhrleute, 80 Brücken, 30 Canäle der größten Art, von denen 7 ganz beendigt ſind, über 300 Schleuſen zu dieſen Canälen, mehrere ſchiffbar gemachte Flüſſe, z. B. die Seine, Loire u. ſ. w., 50- bis 60,000 Morgen ausgetrocknete Moräſte, 24 errichtete Handelshäfen, von denen der zu Cherbourg vom erſten Range iſt; die Hauptſtadt Paris ſelbſt hat vier neue beendigte Brücken, zwei Ladeplätze und über 5000 Klaftern neue Cays. Das Clima gehört zu den ſchönſten und fruchtbarſten der Erde; aus allen Gattungen der Naturreiche, nach dem Verhältniſſe dieſer Ausdehnung, vermißt man nirgends etwas, das zum Unentbehrlichen, Nützlichen und Annehmlichen gehört. Die Finanzen waren trotz der Vorſpiegelungen von ihrer Blüthe unter Napoleon in einem ſehr zerrütteten Zuſtande. Die neue Regierung iſt bemüht ſie zu ordnen, und das Staatsgeſetz leiſtet Gewähr für die öffentliche Schuld (vergl. das obige). Das bisherige Abgabeſyſtem iſt beibehalten worden. Es beruht größtentheils auf indirecten Abgaben. Der Gränzzollzwang gegen Belgien, Deutſchland und die Schweiz dauert fort. Die Landmacht war unter Napoleon die bedeutendſte auf dem Continente, ſie betrug 650,000 regulaire Truppen und 600,000 Mann Nationalgarden; ſie iſt jetzt bedeutend eingeſchränkt. Sie ſollte künftig aus 220,000 Mann *) beſtehen; es ſind aber jetzt gegen 400,000 Mann vorhanden, die größtentheils rückſtändigen Sold verlangen, und ihn zum Theil in engliſchem (?) Golde wirklich erhalten. Über 8000 Offiziere aber ſind außer Thätigkeit geſetzt. Daher war eine Verminderung der königlichen Seemacht, wenn ſie auch nicht von Großbritannien vorgeſchrieben worden ſeyn ſollte,

*) Artillerie: 14,350 Mann und 1219 Offiziere. Genie: 3728 Mann und 587 Offiziere. Infanterie: 144,793 Mann. Cavallerie: 35,635 Mann und 2352 Offiziere. Ueberdies die Garde und die Verwaltungsbeamten.

nothwendig. Ein Befehl im Moniteur vom 11ten Mai ſetzte ſie, nach einem frühern Decrete des Regenten vom 21ſten April, auf 13 Linienſchiffe, 21 Fregatten, 27 Corvetten und 88 kleinere Schiffe herab. Wir holen hier nach, daß die franzöſiſche Marine ſeit dem 16ten Januar drei Fregatten, welche die Britten eroberten, und eine Fregatte, nebſt dem Linienſchiffe Regulus verloren hat, welche die Franzoſen verbrannten, damit ſie nicht den Engländern in die Hände fielen. Endlich fand der König für gut, vier Schweizerregimenter, unter dem General Caſtella, in Paris bilden zu laſſen, nachdem er mit der Eidgenoſſenſchaft die alten Verbindungen erneuert hatte. Die Manufacturen und Fabriken ſind in einem der Größe des Reichs und den Umſtänden angemeſſenen Zuſtande. Nach den neueſten Angaben beträgt der Werth aller in Frankreich jährlich fabricirten Waaren 1362 Millionen Franken, und die Zahl der dadurch beſchäftigten Arbeiter 1,747,000. In Anſehung der Juſtizverwaltung iſt es, nach dem Staatsgeſetze vom 4ten Junius, in der Hauptſache bei der bisherigen Einrichtung geblieben. Die Gerechtigkeit geht nämlich vom Könige aus. Er ernennt die Richter, und nur die Friedensrichter können ihrer Ämter verluſtig werden. Außerordentliche Commiſſionen aber ſind dem Staatsgeſetze entgegen. Die Strafe der Einziehung der Güter iſt für immer abgeſchafft. Jedes Departement hat übrigens an ſeiner Spitze einen Präfecten, deſſen Gewalt der eines Statthalters gleicht. Ihm ſind ein Präfectur- und ein Departementsrath beigeſetzt. Als Verweſer des Präfecten hat jeder Bezirk (arrondissement commun) einen Unterpräfecten mit einem Bezirksrath. Jede Stadt, Marktflecken und Dorf hat einen Maire als Vorgeſetzten und einen oder zwei Adjuncte, nebſt Polizeicommiſſär, nach Maßgabe der Bevölkerung, und einen Municipalrath; in den Städten von 100,000 Einwohnern iſt noch ein Oberpolizeicommiſſär. Jeder Canton hat ein Friedensgericht, einen Gerichtshof jeder Bezirk, einen Criminalgerichtshof jedes Departement; außerdem ſind Appellationsgerichte organiſirt, deren es 35 gab. Das Caſſationsgericht zu Paris ſpricht in letzter Inſtanz und macht das Reviſionsgericht aus. Die römiſch-catholiſch-apoſtoliſche Religion ſoll nach der neuen Conſtitution die Religion „des Staats ſeyn; doch iſt jeder Religion gleiche Freiheit und derſelbe Schutz zugeſtanden.“ Übrigens wurde in Anſehung des Verhältniſſes der gallicaniſchen Kirche zum römiſchen Stuhle einſtweilen das Concordat von 1801 angenommen. Der Biſchof von St. Malo, Courtois de Preſſigny, der als franzöſiſcher Geſandter nach Rom abgegangen iſt, ſollte daſelbſt die Unabhängigkeit der gallicaniſchen Kirche durchſetzen. Unter Napoleon ſtand alles Kirchenweſen unter der Regierung. Der Kaiſer ernannte die Erzbiſchöfe und Biſchöfe; in ſeine Hand ſchwuren ſie den Eid der Treue. Zwar ernannten ſie die Geiſtlichen ihres Sprengels, aber der Kaiſer mußte ſie erſt beſtätigen. Die Reformirten haben Pfarrkirchen, die zugleich Conſiſtorialkirchen ſind, und Synoden; auf 6000 Menſchen wird eine ſolche Conſiſtorialkirche gerechnet, deren 5 den Bezirk einer Synode bilden; bei jeder iſt ein Conſiſtorium. Die Kirchen der Lutheraner haben auch ihre Localconſiſtorien, die in Inſpectionen eingetheilt ſind und unter Generalconſiſtorien ſtehen. Die Juden haben ein Conſiſtorium zu Paris. — I.

Franz von Aſſiſi, geboren zu Aſſiſi in Umbrien, im Jahre 1182, empfing bei der Taufe den Namen Johann; Franz wurde er ſpäter genannt wegen ſeiner Fertigkeit im Franzöſiſchſprechen, deſſen die Italiäner zum Handel, wozu ihn ſein Vater beſtimmt hatte, bedurften. Er kam auf die Welt, ſagt Baillet, die Schulter mit einem Kreuze bezeichnet und in einem Stalle, durch welchen Umſtand er dem Heiland ähnlich ward. Sein Vater hieß Peter Bernard, ſeine Mutter Pica; beiden lag mehr die Führung ihres Geſchäfts als das Wohl ihres Sohnes am Herzen. Ohne beſonders laſterhafte Neigungen zu haben, unterließ Franz, deſſen angeborner Charakter ſanft, gefällig, höflich und freigebig war, doch nicht, die nichtigen Freuden der Welt zu koſten; aber mitten unter dieſen ſinnlichen Genüſſen hatte er einen Traum, in welchem er eine Menge Waffen zu ſehen glaubte, die mit einem Kreuze bezeichnet waren. Auf die Frage, für wen ſie beſtimmt wären, erhielt er zur Antwort, für ihn und ſeine Streiter. Er diente hierauf in Apulien, aber ein anderer Traum belehrte ihn, daß ſeine Krieger Geiſtliche ſeyn ſollten. Er verließ darauf das väterliche Haus, verkaufte das wenige, was er hatte, kleidete ſich in ein Kloſtergewand, und gürtete ſich mit einem Strick. Sein Beiſpiel fand Nachahmer, und er hatte ſchon eine große Anzahl von Schülern, als Papſt Innocenz III. im Jahre 1210 ſeine Regel beſtätigte. Das Jahr darauf erhielt der fromme Stifter von den Benedictinern eine Kirche unweit Aſſiſi, und dieſe wurde die Wiege des Franciscaner- oder Minoritenordens, der ſich bald in Italien, Spanien und Frankreich verbreitete, und auf deſſen erſtem im J. 1219 bei Aſſiſi gehaltenen Generalcapitel gegen 5000 Minoriten gegenwärtig waren. Bald darauf erhielt Franciscus von dem Papſt Honorius III. eine Bulle zu Gunſten ſeines Ordens. Mehrere ſeiner Schüler begehrten das Privilegium, allenthalben, auch ohne Erlaubniß der Biſchöfe, predigen zu dürfen; allein er antwortete ihnen: „Laßt uns die Großen durch Demuth (wegen dieſer erhielten die Franciscaner den Namen Minoriten, die kleinen Brüder) und Hochachtung und die Geringen durch Worte und Beiſpiel gewinnen; übrigens ſey es unſer eigenthümliches Privilegium, gar keins zu haben." Um dieſe Zeit begab er ſich nach Paläſtina, und erbot ſich, um den Sultan Melehdin zu bekehren, die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens dadurch zu beweiſen, daß er ſich in einen Scheiterhaufen ſtürzte; aber der Sultan verbat dies Schauſpiel, und entließ ihn ſehr ehrenvoll. Nach ſeiner Rückkehr fügte er den beiden Claſſen ſeines Ordens, den Minoriten und Clariſten, noch eine dritte Claſſe hinzu, welche die Büßenden beiderlei Geſchlechts enthalten ſollte. Nachdem er dieſe Einrichtung getroffen, zog er ſich auf einen Berg in den Apenninen zurück. Dort hatte er (wie die heil. Legende erzählt) ein Geſicht, in welchem er einen gekreuzigten Seraph erblickte, der ſeine Füße, Hände und rechte Seite durchbohrte. Das war die Urſache, daß der ganze Orden den Beinamen des ſeraphiſchen erhielt. Er ſtarb zwei Jahre nachher zu Aſſiſi den 4. October 1226.

Franz I., König von Frankreich, von ſeinen Unterthanen der Vater der Wiſſenſchaften genannt, war zu Cognac den 12. Septbr. 1494 geboren. Sein Vater war Carl von Orleans, Graf von Angouleme, und ſeine Mutter Louiſe von Savoyen. Er beſtieg den Thron am 1. Jan. 1515, einundzwanzig Jahre alt, nach dem Tode ſeines Schwiegervaters, Ludwigs XII. Als ein Enkel der

Herzogin Valentina von Mailand nahm er mit dem Titel eines Königs von Frankreich zugleich den Titel eines Herzogs von Mailand an, und ſtellte ſich an die Spitze einer mächtigen Armee, um das Herzogthum in Beſitz zu nehmen. Ihm war nicht unbekannt, daß die Schweizer, mißvergnügt, die Lanzenknechte ſich vorgezogen zu ſehen, ſich des Mont Genevre und Mont Cenis, der beiden Pforten Italiens, bemächtigt hatten, aber er erwartete alles von ſeiner und ſeines Heeres Tapferkeit. Er verſuchte die Alpen durch die bis dahin unbetretenen Engpäſſe von Argentiere und Guilleſtre zu überſteigen, und führte glücklich dieſen kühnen Plan aus. Die Franzoſen ſtanden bald in den Ebenen von *Marignan*, wo ſie, am 13. *Sept.* 1515, von den Schweizern angegriffen wurden. Die Schlacht dauerte zwei Tage, und nach heldenmüthigen Anſtrengungen von beiden Seiten, und nachdem der König ſelbſt glänzende Proben ſeines Muths und ſeiner Geiſtesgegenwart gegeben hatte, neigte ſich der Sieg zu ihm. Die Schweizer flohen, und ließen das Schlachtfeld, das mehr als zehntauſend ihrer Kampfgenoſſen mit Leichnamen bedeckten, dem Sieger. Der alte Marſchall *Trivulzio*, der achtzehn Schlachten mitgekämpft hatte, erklärte, daß ſie alle zuſammen genommen ein Kinderſpiel ſeyen gegen dieſe Rieſenſchlacht. Sie reichte hin, Franz in den Beſitz von Mailand zu ſetzen, denn Maximinian Sforza, der das Herzogthum an ſich geriſſen hatte, trat es dem Könige ab, und begab ſich nach Frankreich, wo er ſtarb. Die Genueſer erklärten ſich für Franz, und Leo X., erſchreckt durch ſein Waffenglück, begab ſich zu ihm nach Bologna und ſchloß Frieden. Ein Jahr nach der Eroberung von Mailand (im J. 1516) unterzeichneten Carl V. und Franz I. den Tractat von Noyon, in welchem eine Hauptbedingung die Rückgabe von Navarra war. Sie beſchenkten ſich gegenſeitig mit dem Orden des goldenen Vließes und des heiligen Michael, nachdem ſie einander ewigen Frieden geſchworen hatten. Aber dieſer Friede dauerte nur wenige Tage. Nach dem Tode Maximilians warb auch Franz um die Kaiſerkrone, allein ungeachtet der bedeutenden Summen, die er aufwandte, ſich die Stimmen der Deutſchen zu erkaufen, fiel die Wahl auf Carl, den die Churfürſten minder fürchten zu müſſen glaubten. Von dieſer Zeit an erſcheint Franz I. als Carls V. erbitterter Nebenbuhler, und führte mit Spanien bis zu ſeinem Tode unterbrochen Krieg. Die Urſachen dazu waren vielfach. Carl foderte Artois und viele Städte zurück; dagegen ſah er als König von Neapel und Sicilien Franz I. bereit, dieſelben Anſprüche wie Ludwig XII. darauf zu machen, hatte als König von Spanien den ſich angemaßten Beſitz von Navarra zu behaupten und als Kaiſer die Oberlehnsherrlichkeit von Mailand gegen Frankreichs Anſprüche zu vertheidigen. Der Krieg begann zunächſt über Navarra, das Franz faſt zu gleicher Zeit eroberte und verlor. Glücklicher war er in der Picardie; er vertrieb Carln, der daſelbſt eingedrungen war, fiel in Flandern ein und eroberte Landrecies, Bouchain, Hesdin und mehrere andere Plätze, aber auf der andern Seite verlor er das Mailändiſche, und, was noch empfindlicher für ihn war, den Connetable von Bourbon. Dieſer große Feldherr trat auf die Seite des Kaiſers und ſicherte dieſem Fürſten den Sieg. Er ſchlug die Franzoſen, marſchirte gegen die Provence, nahm Toulon und belagerte Marſeille. Franz eilte der Provence zu Hülfe, und drang, nachdem er ſie befreit hatte, ins Mailändiſche vor und belagerte Pavia. Während er dieſe ver-

wegene Belagerung mitten im Winter unternahm, beging er die Unvorſichtigkeit, 10,000 Mann von ſeiner Armee zur Eroberung Neapels abzuſchicken, und ſo erlitt er, zu ſchwach, den Kaiſerlichen zu widerſtehen, am 24. Febr. 1525 bei Pavia eine völlige Niederlage, und gerieth ſelbſt, nachdem zwei Pferde unter ihm getödtet worden, mit ſeinen vornehmſten Offizieren, in die Hände ſeiner Feinde. Sein Unſtern wollte überdies noch, daß er von dem einzigen franzöſiſchen Officier gefangen genommen wurde, der dem Herzog von Bourbon gefolgt war, und daß dieſer Herzog gegenwärtig war, um ſich an ſeiner Demüthigung zu weiden. Aber auch hier verließ ihn der Muth nicht, und er ſchrieb damals an ſeine Mutter: „Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht.“ Auch wollte er, als er ſich umringt und ohne Rettung ſah, nur dem Vicekönig von Neapel ſich ergeben, dem er ſeinen Degen mit den Worten übergab: „Herr von Lannoy, nehmen ſie den Degen eines Königs, der Lob verdient, denn, ehe er ihn verliert, hat er das Blut der Ihrigen damit vergoſſen; er iſt ihr Gefangener nicht durch Feigheit, ſondern durch Mißgeſchick.“ Er wurde hierauf nach Madrid geführt. Carl hatte ſein Conſeil verſammelt, um es zu befragen, wie er den gefangenen König behandeln ſollte: „Wie euern Bruder und Freund, ſprach der würdige Biſchof von Osma; ihr müßt ihn frei geben ohne weitere Bedingung, als daß er euer Bundesgenoſſe werde.“ Dieſen großmüthigen Rath befolgte der ſtolze Carl nicht: nur durch einen harten Vertrag, der den 14. Januar 1526 zu Madrid unterzeichnet wurde, konnte Franz ſeine Freiheit wiedererlangen. Er entſagte darin ſeinen Anſprüchen auf Neapel, Mailand, Genua, Aſti, der Souverainetät über Flandern und Artois, und ſollte das Herzogthum Burgund abtreten. Auch mußte er ſeine beiden Söhne als Geiſeln ſtellen und ſich mit Carls Schweſter Eleonora zu vermählen verſprechen. Als aber Lannoy Burgund im Namen des Kaiſers foderte, führte ihn Franz, ſtatt aller Antwort, in die Verſammlung der burgundiſchen Deputirten, welche dem Könige erklärten, daß er nicht das Recht habe, eine Provinz von ſeiner Monarchie abzureißen. Außerdem hatte er die Kränkung, der Publication der heiligen Ligue beiwohnen zu müſſen, welche in einem Bündniſſe zwiſchen dem Papſt, dem Könige von Frankreich, der Republik Venedig und allen Mächten Italiens beſtand, um den Fortſchritten des Kaiſers Einhalt zu thun; 1527 begann der zweite Krieg. Franz, der die Seele dieſer Ligue war, ließ durch Lautrec einen Theil der Lombardei beſetzen, wodurch der Papſt, der von dem kaiſerlichen Feldherrn, Herzog von Bourbon, eingeſchloſſen war, befreit wurde, und würde auch Neapel erobert haben, wenn nicht anſteckende Krankheiten die franzöſiſche Armee ſammt ihrem General im J. 1528 aufgerieben hätten. Dieſer Verluſt beſchleunigte den Frieden; er wurde zu Cambrai im Jahre 1529 geſchloſſen. Der König von Frankreich begab ſich eines Theils ſeiner Anſprüche, mußte ſeine zwei Söhne mit zwei Millionen Thalern ranzioniren, und heirathete Eleonoren, die Witwe des Königs von Portugal und Schweſter des Kaiſers. Aber kaum war dieſer Friede geſchloſſen, als Franz aufs neue bemüht war, dem Kaiſer Feinde zu erwecken. Mailand, dieſe unverſiegbare Quelle der Kriege und das Grab der Franzoſen, reizte unaufhörlich ſeinen Ehrgeiz, und hinderte ihn unter den beglückenden Einflüſſen des Friedens, ſeinen vielfachen Tugenden, ſeiner Freigebigkeit, ſeiner

Güte und Kunſtliebe einen freien Spielraum zu gewähren. Im J. 1535 führte ihn ſeine unſelige Leidenſchaft, Herzog von Mailand und dem Kaiſer zum Trotz Vaſall des deutſchen Reichs zu werden, nochmals nach Italien, und er bemächtigte ſich Savoyens; damit begann der dritte Krieg. Der Kaiſer drang dagegen in Provence ein, und belagerte Marſeille. Vergebens hatte Franz ſich mit Soliman II. verbunden; er ſah ſich nach fruchtloſen Anſtrengungen genöthigt, in einer Zuſammenkunft mit Carl V., welche der Papſt zu Nizza im J. 1538 vermittelte, einen zehnjährigen Waffenſtillſtand zu ſchließen. Der Kaiſer, der einige Zeit nachher durch Frankreich reiſ'te, um die aufrühreriſchen Genter zu züchtigen, verſprach ihm in einer perſönlichen Unterredung, einen ſeiner Söhne mit Mailand zu belehnen; aber kaum hatte er Frankreich verlaſſen, als er dieſe Zuſage widerrief. Der Krieg entzündete ſich aufs neue. Franz ſchickte Truppen nach Italien, Rouſſillon und Luxemburg. Der Graf d'Enguien ſchlug die Kaiſerlichen bei Ceriſoles im J. 1544 und machte ſich Meiſter von Montferrat. Frankreich verſprach ſich in Verbindung mit Algier und Schweden glückliche Erfolge, als Carl V. und Heinrich VIII. im Bunde gegen Franz I. alle ſeine Hoffnungen niederſchlugen. Sie drangen in die Picardie und Champagne ein. Der Kaiſer ſtand ſchon in Soiſſons und der König von England nahm Boulogne weg. Zum Glück für Franz hinderte das Bündniß der proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands den Kaiſer, ſeine Vortheile mit Nachdruck zu verfolgen, und machte ihn zum Frieden geneigt, der 1544 zu Crespy in Valois zu Stande kam. Carl entſagte den Anſprüchen auf Burgund. Zwei Jahre ſpäter machte auch England Frieden. Aber Franz, der ſeit Jahren an jener durch die Entdeckung Amerika's nach Europa verpflanzten und damals noch unheilbaren Krankheit litt, überlebte dieſe Begebenheiten nicht lange, und ſtarb den letzten März 1547. Er war von ritterlichem, unternehmenden Geiſt. Der Schutz und die Beförderung, die er den Künſten angedeihen ließ, haben bei der Nachwelt den größten Theil ſeiner Fehler ausgelöſcht. Er lebte gerade zur Zeit, wo die Wiſſenſchaften wieder erwachten und ſammelte die Trümmer, die den Verheerungen Griechenlands entgangen waren, und verpflanzte ſie nach Frankreich. Seine Regierung iſt die Epoche, wo die Künſte und Wiſſenſchaften einen heilſamen Einfluß auf den Geiſt und die Sitten der Franzoſen zu gewinnen anfingen. Im J. 1534 ſandte er Jacques Cartier, einen geſchickten Seefahrer, von St. Malo nach Amerika, um Entdeckungen zu machen, und wirklich war dieſer ſo glücklich, Canada zu entdecken. Er war der Stifter des königlichen Collegiums und legte den Grund zu der Bibliothek von Paris, welche gegenwärtig die wichtigſte in Europa iſt.

Franz II., König von Frankreich, war der Sohn Heinrichs II. und der Catharina von Medicis, und zu Fontainebleau den 19. Jan. 1544, geboren. Nach dem Tode ſeines Vaters, den 18. Juli 1559 beſtieg er den Thron. Er hatte ſich das Jahr zuvor mit Maria Stuart, der einzigen Tochter Königs Jacob V. von Schottland vermählt. Wiewohl ſeine Regierung nur ſiebzehn Monate dauerte, ſo ſtreute er doch in dieſer kurzen Zeit den Samen zu vielen übeln aus, welche nachher Frankreich verwüſteten. Die Oheime ſeiner Gemahlin, Herzog Franz von Guiſe und der Cardinal von Lothringen, wurden an die Spitze der Verwaltung geſtellt. Dieſer ſtand dem

Clerus und den Finanzen, jener dem Kriegsweſen vor; aber beide gebrauchten ihre Macht nur, um ihrem Stolze und ihrer Herrſchſucht zu fröhnen. Franz II. veräußerte ſogar auf Antrieb ſeiner Mutter durch einen offenen Brief die Souverainetät des Herzogthums Bar, um alle Rechte daran dem Herzog von Guiſe abzutreten, und behielt ſich nichts vor, als die Lehnsherrlichkeit. Anton von Bourbon, König von Navarra, und ſein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, entrüſtet, daß zwei Fremdlinge den König beherrſchten, während die Prinzen von Geblüt und die Offiziere der Krone entfernt wurden, beſchloſſen, dieſes läſtige Joch zu zerbrechen. Sie verbanden ſich mit den Calviniſten, um die Macht der Guiſen, der Beſchützer der catholiſchen, zu vernichten. Herrſchſucht war die Urſach dieſes Krieges, die Religion der Vorwand und die Verſchwörung von Amboiſe das erſte Zeichen dazu. Dieſe Verſchwörung brach im März 1560 aus; der Prinz von Condé war die unſichtbare Seele und La Renaudie der Führer derſelben. Dieſer vertraute ſich Avenelles, einem Advocaten von Paris, welcher die Unternehmung verrieth. Der größte Theil der Verſchwornen wurde verhaftet und hingerichtet. La Renaudie wurde im Gefechte getödtet, und viele andere kamen an ſeiner Seite mit den Waffen in der Hand um. Die Macht der Guiſen ſtieg nach dieſem unglücklichen Ereigniß nur noch höher. Den Calviniſten wurde die Ausübung des Gottesdienſtes gänzlich unterſagt, und in jedem Parlament eine Kammer errichtet, welche einzig darüber zu wachen hatte. Der Prinz Condé, als das Haupt der calviniſtiſchen Partei, wurde eingezogen, zum Tode verurtheilt und ſollte durch die Hand des Henkers ſterben, als Franz II., der immer ſchwächlich und ſeit lange krank geweſen, den 5. Dec. 1560 in einem Alter von achtzehn Jahren ſtarb, und das Reich mit dreiundvierzig Millionen Schulden beſchwert und den Gräueln der Bürgerkriege zur Beute ließ. Seine Anhänger nannten ihn den König ohne Laſter, man kann aber auch hinzuſetzen, ohne Tugend.

Franz I., Sohn Herzogs Leopold von Lothringen, und nachmaliger deutſcher Kaiſer, war im J. 1708 geboren. Er hatte nach ſeines Vaters Tode im J. 1729 die Regierung des Herzogthums Lothringen angetreten, wurde aber bald darauf von Frankreich auf immer daraus verdrängt. Denn als 1733 der nach dem Tode Friedrich Auguſts von Sachſen zum zweiten Mal zum König von Polen erwählte Stanislaus Leſczinski dieſes Reich wieder verlaſſen mußte, benutzte Ludwig XV. als deſſen Schwiegerſohn dieſen Umſtand, um von dem Kaiſer, der ihm hauptſächlich entgegen geweſen war, eine Entſchädigung für ihn zu fodern. Weil nun Frankreich ſchon lange vorher auf das ihm nahe gelegene Lothringen Anſprüche gemacht, auch ſchon zu verſchiedenen Malen es in Beſitz genommen hatte, ſo wurde in dem 1735 geſchloſſenen Präliminarfrieden ausgemacht, daß der Herzog von Lothringen dieſes Land ſofort an den König Stanislaus und nach deſſen Tode auf immer an Frankreich abtreten, dagegen in den Beſitz des Großherzogthums Toscana einrücken ſollte, ſobald daſſelbe durch den Tod des damaligen Großherzogs Johann Gaſto, des letzten aus dem mediceiſchen Hauſe, das ſeit 1531 die Regierung in dieſem vorher freien Staate an ſich gezogen hatte, erledigt ſeyn würde, welches auch im J. 1737 geſchah. Im Jahre vorher hatte er ſich mit Maria Thereſia, der Tochter Kaiſers Carl VI. vermählt, nach deſſen am 20. Oct. 1740 erfolgtem Tode der

Churfürſt von Bayern, der unter dem Namen Carl VII. den Kaiſerthron beſtieg, und Friedrich II., der in demſelben Jahre an die Spitze ſeiner Monarchie getreten war, mit alten Anſprüchen gegen Maria Thereſia auftraten. Die Geſchichte dieſer Kriege gehört um ſo weniger hieher, da Franz keinen Antheil daran hatte, und der ganze Ruhm ſeiner hochgeſtimmten und heldenmüthigen Gemahlin gebührt, die es auch glücklich zu bewirken wußte, daß, nachdem Carl VII. im Januar 1745 in München geſtorben war, Franz am 13. Sept. zum Kaiſer gewählt wurde. Er hatte zwanzig Jahre hindurch bis zu ſeinem Tode, der plötzlich zu Inſpruck den 18. Aug. 1765 erfolgte, den deutſchen Kaiſerthron inne, ohne ſeine Regierung durch merkwürdige Handlungen auszuzeichnen, da Maria Thereſia bei aller zärtlichen Liebe, die ſie für ihn hegte, ihm nicht erlaubte, ſich in die Angelegenheiten des Staats zu miſchen.

Franz I. (Joſeph Carl), Kaiſer von Öſterreich, König zu Ungarn, Böhmen, Gallizien, Lodomerien ꝛc., Erzherzog zu Öſterreich ꝛc., Chef des Ordens vom goldnen Vließe, Großmeiſter des militäriſchen Marien-Thereſien-, des kön. ungar. St. Stephans- und des Leopoldsordens, Großkreuz der franzöſiſchen Ehrenlegion, iſt ein Sohn des römiſchen Kaiſers Leopold II. und deſſen Gemahlin, Maria Louiſe (Tochter Königs Carl III. von Spanien); geboren am 12. Februar 1768. Er folgte am 1. März 1792 ſeinem Vater in allen öſterreichiſchen Erblanden, ward zum König von Ungarn gekrönt am 6. Juni 1792, zum römiſchen Kaiſer erwählt am 7. und gekrönt am 14. Juli 1792 und zum Könige von Böhmen am 5. Aug. deſſelben Jahres Damals hieß er in der Reihenfolge der deutſch-römiſchen Kaiſer Franz II. Aber in der Vorahnung der Zukunft und nachdem (am 18. Mai 1804) Frankreich zum Kaiſerthume erhoben worden war, erklärte er ſich (durch Patent am 11. Auguſt und Proclamation vom 7. December 1804) zum Erbkaiſer von Öſterreich, und rettete ſo ſeiner Perſon und ſeinem Hauſe Würde, Rang und Titel, als er im Gange der raſch folgenden Ereigniſſe ſich veranlaßt fand, die römiſche Kaiſer- und deutſche Königskrone am 6. Aug. 1806 niederzulegen und damit zugleich ſeinen Namen Franz II. in Franz I., als erſter Erbkaiſer Öſterreichs, zu verwandeln. Seine erſte Erziehung erhielt er zu Florenz unter den Augen ſeines Vaters. Doch ſein Onkel, der damalige Kaiſer Joſeph II., übernahm die Vollendung ſeiner Bildung; er ließ den jungen Erzherzog nach Wien kommen und übergab ihn den geſchickteſten Männern aus allen Fächern. In ſeinem zwanzigſten Jahre begleitete Franz ſeinen Onkel gegen die Türken und übernahm im folgenden Jahre ſelbſt das Obercommando der Armee, wo Laudon ihm zur Seite ſtand. In dieſem Feldzug bewies er viele perſönliche Ausdauer; er brannte eigenhändig die erſte Kanone auf Belgrad ab, das am 9. October deſſelben Jahres ſich ihm ergab. Nach dem Tode ſeines Onkels (1790) nahm er ſich der Regierungsgeſchäfte bis zur Ankunft ſeines Vaters mit rühmlichem Eifer an; bei den Berathſchlagungen wegen eines zu erwartenden Krieges mit Preußen führte er den Vorſitz, wie er denn auch, in Geſellſchaft des Kronprinzen von Preußen (jetzigen Königs), und des Grafen Artois, zweiten Bruders Ludwigs XVI. von Frankreich, der auf den ganzen europäiſchen Continent ſo einflußreichen Zuſammenkunft beiwohnte, die nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution (am 27. Aug. 1791) ſein Vater

mit dem Könige von Preußen und Churfürſten von Sachſen zu Pillnitz hielt. Was in jener Conferenz vorbereitet worden war, vollzog Franz nach dem Tode ſeines Vaters (1792) als Kaiſer, in dem gemeinſchaftlich mit Preußen begonnenen Kriege gegen Frankreich, welches ihm durch eine Nationalverſammlung (20. April 1792) als König von Ungarn und Böhmen den Krieg erklärt hatte (ſ. Deutſchland), den er auch dann, als Preußen ſeinen Separatfrieden mit der Republik geſchloſſen hatte, mit Nachdruck fortſetzte, wobei ihn ſeine Unterthanen nach Kräften unterſtützten. Im Jahre 1794, am 2. April, ſtellte er ſich in Perſon an die Spitze ſeiner niederländiſchen Armee, die er mit vieler Energie haranguirte. Befeuert durch die Gegenwart des Monarchen, ſchlug ſie die Franzoſen bei Coteau und Landrecy, das ſie eroberte, und gewann die blutigen Schlachten von Tournay und Charleroi. Doch die brabanter Stände verſagten ihm den gefoderten Landſturm und Geld, und faſt im Vorgefühle der nachherigen Unglücksfälle verließ er am 13. Juni dieſes Jahres Brüſſel, um in die alte Hofburg von Wien zurückzukehren. Der Friede von Campo-Formio (17. Oct. 1797) verſchaffte ſeinen Waffen einige Zeit Ruhe; doch im neuen Bündniſſe mit England und Rußland fuhr Franz 1799 in der Bekämpfung der Republik fort, bis deren großer Feldherr Rußland und Öſterreich 1801 zum Frieden zu Lüneville nöthigte, der mit allbekannten Opfern für Öſterreich und das deutſche Reich bezeichnet war. Im Jahre 1805 brach der Krieg zwiſchen Öſterreich und Frankreich von neuem aus. Aber nach der Schlacht von Auſterlitz (2. Dec. 1805) verabredete Franz II. und der damalige franzöſiſche Kaiſer mündlich die Bedingungen eines Waffenſtillſtandes, und die Grundlagen zum künftigen Frieden, der zwanzig Tage darauf (am 22. Decbr. 1805) zu Preßburg unterzeichnet wurde. In den Jahren 1806 und 1807 behauptete Franz I. bei dem Kriege Frankreichs gegen Preußen und Rußland eine ungeſtörte Neutralität; auch bot er ſich, doch vergebens (am 3. April 1807), zum Vermittler zwiſchen den kämpfenden Parteien an. Aber Franzens Proclamation an die Völker Öſterreichs vom 8. April 1809, die unter ſeiner Autorität erſchienenen Aufrufe an die geſammte deutſche Nation, ſeine Declaration und Kriegserklärung gegen Frankreich vom 27. März 1809, und die Errichtung der Landwehr bewieſen, daß Franz I. nie mehr zum Kriege ſich gerüſtet hatte, als nach dem Frieden zu Tilſit, der Alexander mit Napoleon vereinte. Das Jahr 1809 koſtete ihm zwar ſehr viel, doch ſchien darin wenigſtens der Grund zu einem dauerhaften Frieden mit Frankreichs mächtiger Nation gelegt. Der Friede von Wien gab Öſterreichs Kaiſer die Hauptſtadt ſeiner Monarchie zurück, und ſeine Einwilligung in die Vermählung ſeiner älteſten Tochter (der zweiten aus ſeiner zweiten Ehe) Marie Louiſe mit Napoleon knüpfte zwiſchen beiden Häuſern ein feſtes Band. Des Kaiſers Franz erſte Gemahlin war eine Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Wirtemberg geweſen, welche am 18. Februar 1790 geſtorben war. Seine zweite war die Tochter des Königs Ferdinand IV. von Sicilien, Marie Thereſie, welche ihm dreizehn Kinder gebar, wovon noch ſieben leben, unter ihnen der Kronprinz Ferdinand Carl Leopold Joſeph Marcellin (19. Apr. 1793), und die dermalige Gemahlin Napoleons. Aus ſeiner dritten mit Marie Luiſe Beatrix, jüngſten Tochter ſeines Oheims, des verſtorbenen Erzherzogs Ferdinand von Öſter-

reich, Herzogs zu Modena-Breisgau, am 6. Jan. 1808 geſchloſſenen Ehe hat er noch keine Kinder. Dieſe letzte Verbindung ward von den Öſterreichern, die der herrſchenden Dynaſtie mit ganzer Seele anhangen, mit vielem Enthuſiasmus vernommen, denn man erblickte in dieſer Wahl aus dem reinen eigenen Stamme ein Zeichen des Gefühls innerer Würde und Kraft. Das Familienband, welches Öſterreich und Frankreich umſchlingen ſollte, konnte nicht des Schwiegerſohns Ehrgeiz beſänftigen. Kaiſer Franz vereinigte ſich zwar mit ſeinem Eidam bei der denkwürdigen Conferenz zu Dresden im Mai 1812, aber der unbiegſame Stolz der Willkür kennte dieſes Verhältniß. 1813 ſah ſich Franz I genöthigt, verbunden mit Rußland und Preußen, dieſe Übermacht zu demüthigen. Er wohnte dieſem Kampfe bis zum Ende in Perſon bei, und in dieſem Augenblicke (Nov. 1814) ſieht man die erſten Regenten Europa's in ſeiner kaiſerlichen Hofburg zur Herſtellung eines allgemeinen dauernden Friedens den Grund legen. — Was Franz I. bisher für die innere Staatsverwaltung, Finanzen, Wiſſenſchaften und Künſte gethan hat, werden wir ſchicklicher in dem Artikel „Öſterreich" zuſammenſtellen, wo auch die Reſultate des wiener Congreſſes nachgetragen werden ſollen. I.

Franciscanerorden, ſ. Orden.

Franzöſiſches Decimalſyſtem. Unter Decimalrechnung verſteht man überhaupt eine ſolche Art zu rechnen, worin lauter Brüche von 10, 100, 1000 Theilen gebraucht werden, worin alſo alles in der Decimalprogreſſion auf- und abſteigt (Name von decem, zehn). Johannes Regiomontanus erkannte zuerſt den Nutzen derſelben bei Ausrechnung der logarithmiſchen Tabellen, und Simon Stevinus empfahl zuerſt dieſe Methode für den Gebrauch des Lebens. Die Franzoſen ſeit der Revolution haben ſie für dieſen Gebrauch benutzt, indem ſie Maß und Gewicht nach dem Decimalſyſtem, d. i. nach Grundſätzen der Decimalrechnung, anordneten. Sie führten alle Maße und Gewichte auf ein einziges Maß, das Längenmaß, zurück. Dieſes Grundmaß heißt mètre, und hält den 10 millionſten Theil des vierten Theils des Erdmeridians, = 3 Fuß 0 Zoll 11$\frac{44}{300}$ Linien pariſer Maß; nach rheiniſchen Schuhen 3 Schuh 2 Zoll und 2 Linien. Dieſes Maß wird jederzeit nach der Decimalrechnung entweder vergrößert oder verkleinert, und die Hinzufügung der griechiſchen oder lateiniſchen Decimalbenennung zu dem Grundmaß gibt den Namen. Die lateiniſchen Namen verkleinern, die griechiſchen vergrößern. Die lateiniſchen Namen aber ſind: Decem 10; Centum 100; Mille 1,000. Die griechiſchen Namen ſind: Deka 10; Hekaton 100; Chilia 1000; Myrias 10,000. Demnach hat man nun gebildet 1. zur Verkleinerung (man muß ſich immer Mètre hinzudenken), Deci $\frac{1}{10}$; Centi $\frac{1}{100}$; Milli $\frac{1}{1000}$; 2. zur Vergrößerung Deka zehn Mal; Hekto, hundert Mal; Kilo tauſend Mal; Myria zehntauſend Mal. Man bemerke, daß alle Verkleinerungen ſich auf i, alle Vergrößerungen auf a und o endigen. Wie bei dem Grundmaß, ſo bei allen übrigen, weßhalb man nur das jedesmalige Maß im Verhältniß zum Grundlängenmaß zu kennen braucht, um alles reduciren zu können. Dieſe Maße ſind aber 1. das Flächenmaß, Are = 100 Mètres. 2. Das Körpermaß, Stere = 1 Cubik-Meter. 3. Hohlmaß, Litre = 1 Cubik-Decimetre. 4. Schwermaß, Gewicht, Gramme = dem Gewichte von 1 Cubik-Centimetre deſtillirten Waſſers. Hiernach

ſind auch die Münzen beſtimmt. Indeß hat man doch auch für manche Maße beſondere Benennungen. Bei dem Grundlängenmaße heißt der Millimetre Trait, Strich, der Centimetre Doigt, Finger, der Decimetre Palme, der Dekametre Perche, Ruthe. Bei dem Flächenmaße heißt der Hektare Arpent, Morgen; bei dem Hohlmaße der Hektolitre Setier, Scheffel; der Kilolitre Muid, Pinte, Tonne. Nach einer Verordnung Napoleons vom Jahr 1812 waren für Maß und Gewicht deutſche Namen eingeführt worden, Scheffel, Metze, Elle u. ſ. w. Bei dem Gelde iſt der Frank der Maßſtab, (an Gewicht 5 Grammen, 4½ an Silber, ½ an Kupfer enthaltend), den man in Decimes und Centimes, den zehnten und hundertſten Theil, eintheilt. Auch bei dem Calender hatte man die Zehn zum Maßſtab angenommen. Jeder, der 12 Monate war in 30 Tage, und dieſe in 3 Wochen, jede von 10 Tagen, Decade, eingetheilt. Am Ende des Jahrs folgten die 5 oder im Schaltjahr 6 Ergänzungstage. dd.

Franzöſiſche Gerichtsverfaſſung und Prozeß. Das franzöſiſche Syſtem iſt hierin, wie Rehberg ſagt, auf die genaueſte Beobachtung des Formellen berechnet. Durch die Form der Geſchäfte und ihre Beglaubigung ſollen Prozeſſe vermieden werden. Durch die vorgeſchriebene Form des Prozeſſes ſoll der Rechtsgang abgekürzt, die Beendigung geſichert werden. Dieſes iſt der bürgerlichen Verfaſſung der Franzoſen und dem Nationalcharakter, aus welchem dieſelbe hervorgegangen iſt, ganz weſentlich. Zu dem erſten Zwecke dient das Enregistrement oder die ſchon früher unter dem Namen Contrôle bekannte Controle der öffentlichen Beglaubigung aller Privatverhandlungen, welche zugleich eine ergiebige Finanzquelle wurde. Eine öffentlich beglaubigte Authenticität der Urkunden iſt in dem franzöſiſchen Gerichtsweſen ein Hauptgegenſtand. Der Prozeß iſt nach den verſchiedenen Inſtanzen Friedensgerichts-, Diſtricts-, Tribunals- und Appellationsgerichtsprozeß. Die Vollziehung anerkannter Rechte, welchen ſich der Verpflichtete nicht unterwerfen will, wird öffentlich autoriſirten Perſonen — den Huiſſiers, übergeben. Wer darthun kann, daß er ein anerkanntes Recht habe, das er nicht in Güte zu realiſiren vermag, kann es durch jene Gewaltboten ausüben laſſen. Jede Urkunde, welche mit öffentlicher Beglaubigung verſehen iſt (acte authentique), kann ohne Dazwiſchenkunft einer richterlichen Behörde, ſofort vollzogen werden. Wenn die Sache aber ſtreitig iſt, ſo muß dem mit der öffentlichen Gewalt Beliehenen der Beweis vorgelegt werden, daß der Streit in Gemäßheit der Geſetze entſchieden worden (autorité de chose jugée). Wer ein zweifelhaftes Recht hat, muß zuvörderſt für den Richterſpruch ſorgen, welcher es ihm zutheilt. Die Urkunde hierüber dient zur Rechtfertigung der Zwangsmittel, durch welche der Privatmann ſein von gerichtlicher Behörde anerkanntes Recht, mittelſt derer, welche die öffentliche Gewalt handhaben, vollzieht. Die Einleitung des Prozeſſes bis zu dem Urtelsſpruche iſt den Parteien überlaſſen, und beſteht in Mittheilungen, welche mittelſt der Huiſſiers gemacht werden, die überhaupt in Frankreich eine wichtige Rolle ſpielen, und gleichſam ein ſtehendes Heer ausmachen, dem die Aufrechthaltung der innern Ordnung in bürgerlichen Angelegenheiten übertragen iſt, ſo wie die Gensd'armerie die Polizei handhabt. Bei der Ausführung der gewaltſamen Maßregeln, welche auf Veranlaſſung von einfachen

Notariatsurkunden und von Urtelsſprüchen der Gerichte zu ergreifen ſind, iſt ihnen alles allein überlaſſen. Sie ſtehen unter den Procuratoren und Generalprocuratoren der Regierung, und vermittelſt dieſer zuletzt unter dem höchſten Oberhaupte der Rechtspflege. Der Kläger ladet den Beklagten durch den Huiſſier vor den Friedensrichter und vor das Tribunal. Die Sitzungen ſind öffentlich (ſ. Friedensgericht). Der Huiſſier faßt die Klage ab und nimmt ſie in ſein exploit oder Inſinuationsdocument auf, oder läßt ſich dieſelbe in bedenklichern Angelegenheiten durch einen avoué oder Advocaten aufſetzen. Die Richter ſpielen in der franzöſiſchen Verfaſſung eine ſehr untergeordnete Rolle; der glänzende, ehrenvolle und wirklich verdienſtliche Theil der Rechtspflege fällt hingegen faſt ausſchließlich den Sachwaltern zu, welche ſelbſtthätig alle Talente des Geiſtes und der Einſicht zu entwickeln Gelegenheit haben. Die Parteien plaidiren unter ihrem Beiſtande. Der Richter entſcheidet nur, wenn er aufgefodert wird, und hat das negative Verdienſt, daß er nicht unrecht geſprochen. Doppelt ſind die Vortheile des Sachwalters in der öffentlichen Audienz, da er hier ein Gegenſtand der öffentlichen Bewunderung werden kann, für welchen die Zuhörer Partei nehmen; des Richters unverblendete Entſcheidung hingegen oft Mißfallen erzeugen kann. Die Aufſicht der Staatsgewalt über die Richter iſt dem Ministère public, den Procuratoren und Generalprocuratoren des Regenten aufgetragen, die alles, was im Gerichte vorgeht, beachten müſſen, in ſo fern dadurch die öffentliche Ordnung gefährdet wird. Nur der Großrichter-Juſtizminiſter kann auf die geſetzliche Weiſe einen Richter zur Rechenſchaft ziehen. Doch beſtimmte bei der letzten Veränderung der Gerichtsverfaſſung das Geſetz vom 20. April 1810 noch genauer, daß die höhern Gerichte in Frankreich eine Aufſicht über die unter ihnen ſtehenden Tribunale haben ſollten. Doch wir verweiſen in Beziehung auf das Weitere des franzöſiſchen Prozeſſes auf den Code de procédure civile und Code d'instruction criminelle ſelbſt, und auf das claſſiſche Werk von M. Pigeau La procédure civile des tribunaux de France, démontrée par principe et mise en action par des formules etc. 4. Nur über die Aſſiſen oder das Aſſiſengericht wollen wir noch bemerken, daß es eine der Jury bei den Engländern ähnliche Einrichtung, nämlich ein Geſchwornengericht iſt, welches zu öffentlichen, letzten Unterſuchungen von Criminalſachen eingeſetzt iſt, und aus Einem oder mehreren Mitgliedern des oberſten Gerichtshofes und einiger Mitglieder der Tribunäle erſter Inſtanz beſteht. Über daſſelbe hat G. S. Müller (Handbuch des franzöſiſchen Criminalprozeſſes vor den Aſſiſengerichten ꝛc. Hamburg 1812) ausführlich gehandelt.

Franzöſiſche Geſetzgebung. Frankreich hatte ehedem ſo wenig Einheit der Geſetzgebung als Deutſchland. Nach dem geſetzgebenden Corps hat man daſelbſt drei Perioden der Geſetzgebung zu unterſcheiden: 1. Periode der älteren Geſetzgebung (législation ancienne; droit ancien) 2. Periode der mittleren Geſetzgebung (législation intermédiaire, droit de l'organisation nouvelle avant le Code civil) vom Anfange der Revolution bis zum Conſulat Bonaparte's; 3. Periode der neuen Geſetzgebung (legislation nouvelle empire du code civil), bis zur Promulgation des Civilcodex unter dem Namen Code Napoléon vermöge des Geſetzes vom 3. September 1807. Der Anfang der älteren Periode muß in die letzte Zeit

des carolingiſchen und die erſte des capetingiſchen Stammes geſetzt werden (ſ. Hist. du droit François in der Vorrede zu Argou Institution au droit Fr. Par. 1739. §. 22. vgl. den Art. Code civil français). Seit dem zwölften Jahrhundert galt der juſtinianeiſche Codex als Norm. Nachher bildete ſich ein franzöſiſches Recht durch die Ordonnances. Dergleichen hat man von Heinrich I., Philipp I., Ludwig VI., VII., VIII., vorzüglich aber von Ludwig dem Heiligen. (Edits, arrêts, lettres patentes, réglemens et ordonnances depuis l'an 1200, jusqu'a l'an 1789, Par. im dépôt des lois). Unter Carl VIII. kam 1495 die erſte Sammlung von coutumes (derer von Ponthieu) zu Stande, welcher nachher unter Ludwig XII., Franz I., Heinrich II. und Carl IX. mehrere folgten. Die Sammlungen der ordonnances erhielten den Titel Code, und unter dieſen ſind vornehmlich der Code Henri und Code Louis berühmt. Über das Chaos der Rechte und Geſetze Frankreichs in dieſer Periode ſ. Locré Esprit du Code Napoléon, T. I. p. 69—71. In der zweiten Periode, wo die Organiſation der Gerichte (tribunaux) gänzlich verändert wurde, erſchien eine Menge einzelner Beſchlüſſe (décrets), die den neuen politiſchen und rechtlichen Zuſtand vorbereiteten. (Répertoire, ou tables chronologiques et alphabétiques des lois, des actes du gouvernement, et des instructions et lettres ministérielles, depuis 1789 jusques et compris l'an XI. 15. Vol. 4.). Mit dem Conſulat, beſonders ſeit dem berühmten organiſchen Senats-Conſultum vom 18. Mai 1804, trat die dritte Periode ein, berühmt durch den Code Napoléon (ſ. d. Art. Code civil francais). Seit der Kaiſer die Regierung nach ihrem ganzen Umfang in ſeiner Perſon vereinigte, ſollten ihm zwei Corporationen zur Seite ſtehen, beſtimmt zwar, den Staat gegen Mißbrauch der Gewalt und die Wandelbarkeit des Willens des Einzelnen zu ſichern, allein ohne die Macht, den Gang der Regierung aufzuhalten, oder ſich in die Geſchäfte derſelben zu miſchen, nämlich der Erhaltungsſenat (Sénat Conservateur) und das geſetzgebende Corps (Corps législatif). Der erſte ſollte angeblich Wächter der Conſtitution ſeyn, und alles, was in die Staatsverfaſſung einſchlägt, in ſeinen Kreis gehören. Auch ſollte er über alles entſcheiden, was in Geſetzentwürfen, Rechtsſprüchen oder Handlungen verfaſſungswidrig ſey, jedoch nur auf Veranlaſſung der Regierung und des geſetzgebenden Corps, und die Wirkung ſeiner Entſcheidung hing von der Beſtimmung des Kaiſers ab. Das geſetzgebende Corps ſollte auf den Vorſchlag der Regierung neue Geſetze beſchließen, und das jährliche Finanzgeſetz abfaſſen. Die Mitglieder dieſes Corps wählte das Volk durch Bezirks- und Departements-Wahlcollegien, von dem Kaiſer aber wurde das Corps zuſammenberufen, prorogirt und aufgelöſ't. Mit der Vollziehungsgewalt hatte der Senat und das geſetzgebende Corps nichts zu thun. (Über beide ſiehe den Code politique und Jourdains Code de compétence. Der Almanac impérial enthält das Verzeichniß der Mitglieder und Notizen über die Organiſation des geſetzgebenden Corps). Intereſſant wäre eine Beantwortung der Fragen: was war das geſetzgebende Corps urſprünglich? Was iſt es in den verſchiedenen Zeiten der Revolution geworden? Wie iſt es aus einem Zuſtand in den andern übergegangen? Die Beantwortung dieſer Fragen würde zugleich zeigen, daß dies Corps eigentlich Conseil heißen ſollte, welches auch in einer merkwürdigen Stelle des Moniteurs (Dec. 1808) officiell ausgeſpro-

chen worden iſt: „Le corps législatif", heißt es, „improprement appelé de ce nom, devroit être appelé conseil législatif, puisqu'il n'a pas la faculté de faire des lois, n'en ayant pas la proposition. Le conseil législatif est donc la réunion des mandataires des collèges électoraux. On les appéle députés des departemens, parce qu'ils sont nommés par les départemens." Außer dieſen beiden Collegien war noch in dem Staatsrath (Conseil d'état) eine eigne Section der Geſetzgebung. Dieſe leitete alle Geſchäfte der Geſetzgebung und bereitete ſie vor, berathſchlagte über das Bedürfniß neuer oder zu verändernder Geſetze und deren zweckmäßige Abfaſſung, faßte den Geſetzentwurf ab, und trug ihn durch Redner dem geſetzgebenden Corps vor, welches ihn durch eine Commiſſion prüfen ließ, und ſodann in einer ordentlichen Sitzung darüber entſchied. Der von ihm decretirte Geſetzentwurf wurde dann dem Senat mitgetheilt, welcher vor Verlauf von zehn Tagen erklären konnte, daß die Bekanntmachung nicht Statt finden könne, von welcher Gerechtſame der Senat jedoch nie Gebrauch gemacht hat. Aus dem Angegebenen erſieht man nun, daß die neue franzöſiſche oder napoleoniſche Geſetzgebung nicht als geſchloſſen angeſehen werden durfte. Über ihr Verhältniß zu den frühern Legislationen ſagt Seidenſtücker: „die napoleoniſche Legislation hat die ältern Rechte zwar nicht von ſich ausgeſchloſſen, glaubt vielmehr, ihrer nicht entbehren zu können; ſie iſt aber weit entfernt geweſen, ſie im Range vor ſich, oder wohl gar über ſich zu ſtellen, und ſie will nichts weniger als ein bloßer Anhang von ihnen ſeyn. Sie iſt keine Fortſetzung im Syſtem und Geiſt des alten Rechts. Durch ſie iſt ein neues in ſich geſchloſſenes Syſtem geſtiftet worden, und alles, was man von den alten Rechten in dieſes Syſtem wirklich mit verwandt hat, oder was man davon in dieſes Syſtem hat eingreifen laſſen, das muß im Geiſte dieſes Syſtems verſtanden und angewandt werden. Das Alte erſcheint als Folge aus dem Syſtem des Neuen, und, als bloß zubehörig, in allſeitiger Abhängigkeit von dieſem. Ja, ſelbſt die Frage, was vom Alten ſtehen bleiben könne und ſolle, muß aus dem Syſteme des Neuen beantwortet und entſchieden werden. Und was iſt wohl natürlicher, als daß ein recipirtes Recht incorporirt werde, folglich ſich als Nebenſache in die Hauptſache ſchicke, gleichviel, ob ein Land das Recht eines andern, oder ein Legislationsſyſtem die Rechte eines andern recipirt." dd.

Franzöſiſche Kunſt. Siehe franzöſiſche Poeſie, Muſik, Malerei, und franzöſiſche Schule.

Franzöſiſche Schule oder Malerei. Mit Franz I. hebt die eigentliche Geſchichte der Malerei in Frankreich an. Er führte die Künſte in Frankreich ein, indem er Künſtler aus Italien nach Frankreich führte; ſo den berühmten Leonardo da Vinci (1515), der in ſeinen Armen ſtarb, und den Andrea del Sarto (1518), del Roſſo (1530), welchem zuerſt die Würde eines erſten Hofmalers und die Oberaufſicht über alle Verſchönerungen von Fontainebleau zu Theil wurde, und welchem Primaticcio folgte. Letzterer zog noch mehrere Italiäner nach Frankreich, deren Kunſtgeſchmack auch bis auf Ludwig XIV. in Frankreich der herrſchende blieb. Dies iſt der Grund, warum viele Kunſtkenner keine eigentliche franzöſiſche Schule annehmen. Aber nicht nur erwachſen aus italiäniſchem Stamme, auch genährt und fortgebildet wurde die franzöſiſche Malerei durch den Einfluß der italiäniſchen Kunſt, ſo daß die größten Maler

Frankreich's in Italien durch das Studium der Italiener ihre Bildung erhalten haben, und daher auch bald dieſer bald jener italiäniſchen Schule beigezählt werden können, wenn auch der franzöſiſche Geiſt und Nationalcharakter ſich durch manchen eigenthümlichen Zug auch hier verräth. Von Franzoſen wurde unter Franz I. vorzüglich die Portraitmalerei cultivirt, in der Glasmalerei aber thaten ſich die Franzoſen ſo hervor, daß Bramante, der vom Papſt Julius II. den Auftrag erhalten, die ſchönen Fenſter des Vatican zu verzieren, unter andern Fremden, verſchiedene franzöſiſche Maler (Claude, Gillaume) kommen ließ (ſiehe Le Vieil, l'art de la peinture sur verre et de la vitrerie, Paris 1744 S. 40 u. ff.). Mit Jean Couſin aus Soucy bei Sens (lebte noch 1589), vorzüglich als Glasmaler berühmt, fangen die meiſten Schriftſteller die ſogenannte franzöſiſche Schule — oder vielmehr die Reihe der bedeutendſten franzöſiſchen Maler an. Die Kriege unter Heinrich II., Franz I. Nachfolger, ſchadeten der Bildung, und die Verfolgungen der Hugenotten ſchadeten der Kunſt mittelbar und unmittelbar. Erſt unter Ludwig XIII. erhob ſie ſich wieder. Zwar verſammelte Heinrich IV. die geſchickteſten Künſtler im Louvre; allein der unglückliche Bürgerkrieg, ſeine politiſchen Plane und ſeine frühe Ermordung hinderten den König, den Künſten einen bedeutenden Schwung zu geben. Auch darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß ſchon ſeit Franz I. die ſogenannten galanten und unzüchtigen Malereien, durch welche die Kunſt zur Dienerin der Wolluſt erniedrigt ward, bei den Franzoſen vorzüglich beliebt waren, wozu der Hof unendlich beitrug. Erſt in der Perſon des Simon Vouet (geb. zu Paris 1582, geſt. 1641) erhielt Frankreich einen ausgezeichneten Nationalkünſtler, der eine Schule ſtiftete, woraus verſchiedene große Meiſter hervorgegangen ſind, die dem reinen italiäniſchen Geſchmack folgten. Unter den Künſtlern, die aus ſeiner Schule hervorgingen, ſind Le Sucur, le Brun, Jean Baptiſte Mole, Dorigny, ſeine eignen Brüder u. A. Seine Zeitgenoſſen waren Philipp de Champagne, Le Valentin, Blanchart, Noel, Varin (um 1620), deſſen Schüler Nicolas Pouſſin (geb. zu Andely 1594, geſt. 1665). Alle dieſe Künſtler fallen unter Richelieu's kraftvolle Adminiſtration, welche den ſchönen Künſten mehr Charakter und Vollkommenheit gab, als ſie ſelbſt unter Ludwig XIV. nicht hatten. Richelieu zog Pouſſin von Rom nach Paris (1639), der König gab ihm einen Gehalt von 3000 Livres, den Titel des erſten Hofmalers, und die Oberaufſicht über alle artiſtiſchen Unternehmungen. Doch ſchrieb er ſelbſt mißmuthig über die Intriguen, mit welchen er zu kämpfen hatte, und über die kleinlichen Beſchäftigungen, mit welchen man ihn überhäufte: „ich muß befürchten, daß mich ein längerer Aufenthalt in dieſem Lande zu einem mittelmäßigen Menſchen, gleich den übrigen, machen wird," und ging 1640 nach Rom zurück (ſ. d. Art. Pouſſin). Sein ideales Streben war nicht für die Franzoſen, und wenn ihm auch Ludwig XIV. erlaubte, ſeinen Gehalt in Rom zu verzehren, ſo war dieſes mehr aus Eitelkeit, für einen Beſchützer der Künſte gehalten zu werden, als aus Überzeugung von den Verdienſten dieſes Malers. Er war auch der erſte große franzöſiſche Landſchaftsmaler. Einer ſeiner Schüler war Caſpar Dughet. Auch Claude Gelée, genannt Claude Lorrain (geb. 1600 geſt. 1682), der größte Landſchaftsmaler, blühte in Rom. Die größte Eigenthümlichkeit hat der ſogenannte franzöſiſche Rafael,

nämlich Euſtache le Sueur (geb. 1617, geſt. 1755). Die Reinheit ſeines Styls und ſeiner Umriſſe, und ſeine herzreiche Einfalt zeichnen ihn vor Allen aus. Ihm bringt es Ruhm, Paris nie verlaſſen und ſich doch Rafael am meiſten angenähert zu haben. Nach Richelieu fingen die Künſte wiederum an zu ſinken. Unter Ludwig XIV., dem alle Künſte, wenigſtens in Hinſicht auf Pracht, viel verdanken, beging man zwei Fehler in der Direction derſelben, erſtlich man gab ihnen mehr äußern Glanz als wahre Größe, anderntheils unterwarf man ſie der Alleinherrſchaft Lebruns (geb. 1619, geſt. 1690), der alle Arbeiten und alle Talente ſeiner Art zu ſehen und zu handeln unterordnete. Einförmigkeit und läſtigen Zwang, der Kunſt vorzüglich nachtheilig, waren davon unausbleibliche Folgen. Seine Compoſitionen waren zwar kräftig, aber ſeine Figuren ſind manirirt und können den Franzoſen nicht verläugnen. Neben ihm zeichnete ſich auch der phantaſiereiche Seb. Bourdon (geb. 1616, ſtarb 1671) aus. Hätte der Miniſter Colbert nicht mit Lebruns Augen geſehen, ſo hätte er ſein Ziel, Ludwigs XIV. Ruhm durch die Kunſt zu verherrlichen, ſicherer erreicht. Indeß haben Colbert und Lebrun wenigſtens das Verdienſt, durch die Errichtung der franzöſiſchen Akademien zu Rom und zu Paris (welche ſich dem Zunftzwange der ſogenannten Akademie des heiligen Lucas entgegenſtellte) für Gegenmittel geſorgt zu haben, welche, ſo ſehr ſie getadelt worden ſind, doch eine große Wohlthat der Regierung Ludwigs XIV. bleiben. Unter Ludwig XIV. erreichten auch die Manufacturen der Gobelins und der Savonnerie, worin man die ſchönſten Teppiche nach dem Muſter der perſiſchen verfertigte, die höchſte Vollkommenheit. Louvois, Colberts Nachfolger, ſuchte alles wieder umzuſtoßen, was Colbert angeordnet hatte. Sein Günſtling, Pierre Mignard (genannt der Römer, geb. 1610, ſtarb 1695), welcher erſter Maler wurde, behandelte die Künſtlerſchule mit Stolz. Doch wor er ſelbſt und neben ihm Seba. Bourdon ein ſehr kräftiger Maler. Die Epoche der Regentſchaft des Herzogs von Orleans war den Künſten nicht günſtiger. Ungeachtet der erſte Maler, Antoine Coypel (geb. 1661), von ihm perſönlich geſchützt wurde, und der herrſchende Luxus den Künſten günſtig zu ſeyn ſchien, ſanken ſie doch nach Pouſſin, Le Sueur, Mignard und Lebruns Tode immer mehr, bis in die Mitte der Regierung Ludwigs XV. *). Jouvenet, die Vanloo's, Doyen, Pierre Subleyras, Reſtout, Vateau u. A. zeigen die Malerei ſchon in ihrem Sinken. Der unkeuſche Maler Boucher (geb. 1704 geſt. 1770) und ſeine Manier aber zeigt dieſelbe ſchon in ihrem vollkommenen Verfall, der ſich durch Abweichung von der Natur und Antike, Bizarrerie und Affection kund that. Alle Künſtler hingen mehr oder weniger von den Directoren der Akademie ab, deren Geſchmack man ſich fügen mußte, um einen Preis zu gewinnen. Aus Bouchers Schule war le Prince berühmt durch die Vervollkommnung der Aquatintamanier (geb. 1733 geſt. 1781). Joſeph Vernet, der treffliche Landſchaftsmaler, vorzüglich durch

*) Die Ueppigkeit und Pracht des Hofes ſchadete der Einfalt und Würde der Künſte. Statt nach der Wahrheit der Natur haſchte man nur nach theatraliſcher Wirkung. Die Arabesken, der Spiegelluxus, der zunehmende Geſchmack an der Paſtellmalerei u. a. dgl. verdrängten die heroiſche Malerei.

ſeine Seeſtücke berühmt (geb. 1714 geſt. 1789) ſtand einzeln in ſeiner Kunſt; Guë bildete ſich nach ihm. Vien (geb. 1715 zu Montpillier), welcher zuerſt aus der Reihe heraustrat, um die Kunſt wieder herzuſtellen, wagte es, was alle Oberhäupter der Schule als ein gefährliches Vorurtheil angeſehen hatten, das Studium der Natur und der Antike ſich zum Führer zu wählen. Jedoch beobachtete er die Vorſicht, ſich nicht als Reformator anzukündigen, keiner Eigenliebe zu nahe zu treten, keinen perſönlichen Ehrgeiz zu zeigen. Ohne Enthuſiasmus zu erregen, war er mit der Achtung zufrieden, die ſeinen Ruf gründete, und ſo ſah er ihn ohne Ungeduld wachſen: Vincent, David, Regnault, Menageot, Suvée und alle Maler, die ſich als Meiſter ausgezeichnet haben, wurden ſeine Schüler, oder ahmten ſeine Muſter nach. Er wird daher als Vater der neuern franzöſiſchen Malerſchule angeſehen. Die glückliche Revolution in dieſer Kunſt, ſagt Lebreton in ſeinem Bericht an den Kaiſer vom 5. März 1808, wurde zum Theil durch den philoſophiſchen Geiſt des Zeitalters begünſtigt. Was Diderot über die Sallons von 1765 und 1767 bekannt machte, erweckte und verbreitete viele neue Ideen über die Kunſt, und ſelbſt auf die Leitung der ſchönen Künſte hatte dieſes einen wohlthätigen Einfluß. Im J. 1789 blüthe dieſe neue Malerſchule, als plötzlich die Revolution ausbrach, und die Nationalverſammlung im J. 1791 jedes artiſtiſche Inſtitut aufhob. Die Errichtung neuer Anſtalten verhinderten die Parteiungen, welche zwiſchen den alten Mitgliedern der Akademie, den Ehrenmitgliedern und den neueren Künſtlern entſtanden; und in den Jahren 1792 und 93 gingen die herrlichſten Kunſtwerke durch die rohen und empörenden Ausbrüche der franzöſiſchen Freiheitswuth verloren. Auch der Nationalconvent hob 1793 alle Akademien auf, dagegen traten die patriotiſchen Künſtler unter dem Namen einer Societé populaire et républicaine des arts zuſammen, zu welcher jeder Bürger, der nur irgend eine zeichnende Kunſt trieb, oder an ihr Geſchmack fand, freien Zutritt erhalten und die Verſammlungen im Louvre beſuchen konnte. Als Revolutionsmaler, der ſich in Darſtellung und Anordnung der Schreckensſcenen gefiel, trat der noch lebende David auf, Viens Schüler, neben ihm Gerard und Vincent, und es gab allerdings von den Kraftentwickelungen und krampfhaften Exploſionen zu den Darſtellungen antiker Kraft und republikaniſchen Sinnes einen Übergang. Man kann, ſagt Fiorillo in ſeiner Geſchichte der zeichnenden Künſte (3r Band, die Geſchichte der Malerei in Frankreich enthaltend, Göttingen 1805) — man kann den Franzoſen Glück wünſchen, daß ſie endlich die Maxime der alten Schule verlaſſen haben, und den antiken und edeln Kunſtwerken mehr Aufmerkſamkeit widmen; allein ſie verfallen in ein anderes Extrem, indem ſie die Gränzen und Beſtimmung der Malerei verkennen, Sculptur und Malerei für eins halten, und eine Simplicität affectiren, die ihnen durchaus fremd iſt. Der größte Theil der Gemälde aus der neuern Schule gleicht colorirten Statuen und Basreliefs; die Umriſſe der Figuren ſind ſchneidend, der Ausdruck gewaltſam ſprechend, die Compoſition leer, froſtig und trocken, das Colorit endlich hart, weil ſie nur die Localfarben aus der Natur wählen, und den Effect durch dunkle, ins Schwarze fallende Schatten zu heben ſuchen. Die neuen franzöſiſchen Künſtler glauben die Einfachheit der Griechen in ihre Werke übertragen zu können, verwechſeln aber das Einfache mit dem Leeren,

und arbeiten mit Mühe, um platt und langweilig zu werden. Da ſie nicht von echter, claſſiſcher Bildung durchdrungen ſind, ſo bleiben ſie nur bei Äußerlichkeiten ſtehen, ohne je die Grundgeſetze des Geſchmacks zu finden, und es ſcheint wirklich, daß ſie der Geiſt der Zeit immer mehr von der Kunſt des Ideals entfernen wird. Die Zuſammenhäufung der großen Kunſtſchätze der Niederlande und Italiens in Paris charakteriſirt die Nachahmer der Römer, aber weniger würde dadurch die Kunſt (wenn wir einige abbildende Kupferwerke, z. B. von Landon, und das Muſée Napoléon von Laurent und Robillard Peronville abrechnen) als die Eitelkeit der großen Nation in Bewegung geſetzt. Die neuſte franzöſiſche Schule theilt ſich nach Fiorillo in drei Claſſen, wovon die erſte einige achtungswerthe Zöglinge von Vincent, David (z. B. Drouais, Gerard Giraudet) und Regnault, z. B. Prudhon, den Maler der Grazien, enthält, welche durch gründliche Studien in das Innere der alten Kunſt eindringen, ſich mit der Natur und Anatomie ernſtlich beſchäftigen, die Werke von Rafael, Giulio Romano und Domenichino zu ihren Hauptmuſtern nehmen, ein glückliches Talent im Erfinden und Ausführen beſitzen, und den Farbenzauber des venetianiſchen und lombardiſchen Pinſels aufs neue hervorrufen. Die Nachahmer dieſer Künſtler bilden die zweite Claſſe, welche ſich zur Höhe des Ideals nicht erheben können; ſie affectiren Simplicität, die dem franzöſiſchen Naturell entgegengeſetzt iſt, werden extravagant, um Ausdruck zu erzwingen, und geben allen ihren Werken einen Anſtrich von ägyptiſcher Einfalt und Kälte, weil der Kaiſer eine große Neigung zur ägyptiſchen Kunſt hatte. Die dritte Claſſe beſteht aus den Überreſten der alten Schule, welche auf erbarmenswürdige Weiſe hinter ihrem Zeitalter zurückgeblieben ſind. Zu den erſten Miniaturmalern und zu den beſten Zeichnern mit Sepia und ſchwarzer Kreide der gegenwärtigen Zeit gehört Iſabey, der beſonders Bonaparte und ſeine Familie in mehreren Portraits ſehr ſprechend gezeichnet hat. Garnier, Le Barbier ſind noch im hiſtoriſchen Fache, Valenciennes, Thibaut, Sablet im Landſchaftsfache ausgezeichnet. Die Blumen- und Fruchtmalerei, die Abbildung der Naturalien, als Pflanzen, Inſecten, Vögel, ſo wie die Porzellanmalerei iſt in den neueſten Zeiten in Frankreich auf den höchſten Gipfel gebracht worden. Übrigens verdient angemerkt zu werden, daß unter Napoleon viele glänzende Anſtalten und Unterſtützungen der Malerei zu Theil wurden. Die Muſeen dirigirte Vivant Denon.

Franzöſiſche Muſik. Schon in den älteſten Zeiten, als Frankreich noch Gallien hieß, hatte dieſes Land eine eigenthümliche Muſik. Diodor, Gregor von Tours u. A. berichten, daß ſchon im Jahr der Welt 2140 Muſikſchulen hier geweſen. Bardus, ein galliſcher König, ſoll ſie geſtiftet haben, und nach ihm ſollen die Sänger und Spieler Barden genannt worden ſeyn, denen Dupleix zu Montbard in Bourgogne ihren Hauptſitz anweiſ't. Gewiß iſt es, daß die Barden den Celten oder Galen angehören, und alſo nach dem, was Strabo, Diodor u. A. von ihnen erzählen, nicht zu bezweifeln, daß Kenntniß und Liebe zur Tonkunſt bei den Galliern zu finden waren. Als die Römer ſie unterjochten, verließen Barden und Druiden ihr Vaterland, und aus den Jahrhunderten, die auf Julius Cäſar folgten, wiſſen wir nichts über die Tonkunſt dieſes Landes. Unter den Franken muß ſie wohl vor Pharamond hier bekannt geweſen ſeyn, wenn anders wahr iſt, was Fauchet ohne Beweis ſagt, daß man

dieſen an der Spitze des Heers, unter dem Klang kriegeriſcher Muſik, zum König ausgerufen habe. Gregor von Tours erzählt, daß man bei Clovis Taufe in der Kirche von St. Remy zu Rheims eine Muſik, der Erhabenheit des Gegenſtandes würdig, aufgeführt habe, welche Clovis ſo ſehr zur Bewunderung hinriß, daß er in einem Friedensſchluß mit Theodorich, König der Oſtgothen, dieſem in einem eigenen Artikel auferlegte, ihm einen guten Guitarrenſpieler und ein Muſikchor aus Italien zu ſenden. Anekdoten von mehreren Königen aus der Frankenzeit liefern Beweiſe von Liebe zur Muſik und großer Wirkung derſelben. Chilperich, ſelbſt Dichter und Muſiker, erfand vier Buchſtaben, die er dem Alphabet beifügte, um die Reime der franzöſiſchen Sprache zu erleichtern und den Geſang angenehmer zu machen. Unter die Regierung Pipins ſetzen Mehrere die erſte Orgel in Frankreich. Carl der Große brachte im Jahr 801 Muſiker aus Italien mit, und errichtete in ſeinem Palaſt eine Muſikſchule. Die Vermählung des Königs Robert aber mit Conſtance, der Tochter Wilhelms, Grafen von Provence, wird als die Epoche des Geſchmacks für Muſik in Frankreich angeſehen. Kurz darauf bildete ſich eine Geſellſchaft Sänger und Muſiker, die man Trouveres, Troubadours, Chantiers nannte; ſie dichteten Geſänge und ſangen ſie; Andere nannten ſich Jongleurs oder Ménétriers; dieſe begleiteten ihren Geſang mit Inſtrumentalmuſik. Man weiß, daß dieſe in die Paläſte der Großen kamen, wo man ſich bei Tafel, bei Hochzeiten und öffentlichen Feſten ihrer freute. Robert, Sohn von Hugo Capet, war Dichter und Tonkünſtler. Thibault (Thibaut, Thiebaut), Graf von Champagne und König von Navarra, zum Sterben verliebt in die Königin Blanca, verſammelte ſeinen Räth, ihn um ein Heilmittel zu befragen; man wußte kein anderes für ihn, als Muſik und Poeſie. Zur Zeit des heiligen Ludwig ſcheint man die Kunſt allein auf Kirchenmuſik beſchränkt zu haben. Carl V. liebte die Muſik ſehr, und pflegte ſeine Tafel mit Flötenconcerten zu beſchließen. Ludwig XII. glich ihm darin nicht; unter Philipp dem Schönen aber baute man (1313) Theater auf, wo man Feereien mit Muſik aufführte. Dieſe Feſtlichkeit, die man veranſtaltete, als Louis Hutin, Philipp der Lange und Carl der Schöne zu Rittern geſchlagen wurden, dauerte drei Tage. Bis auf Franz I. weiß man nachher kaum, ob Muſik in Frankreich geweſen iſt, dieſer aber, ein Freund aller Künſte, errichtete außer ſeiner Capelle noch eine Cammermuſik, die ihm 1515 zur Schlacht von Marignano folgte, und ſich zu Bologna mit der Capelle Leo's X. vereinigte, ſo lange beide Souverains ſich daſelbſt aufhielten; ein Umſtand, der wahrſcheinlich auf den damals herrſchenden Geſchmack Einfluß hatte, und die merkwürdige Veränderung vorbereitete, welche durch die Vermählung Heinrichs II. mit Catharina von Medicis bewirkt ward. Den Muſikern, welche dieſer Prinzeſſin aus Italien folgten, verdankt Frankreich den beſſeren Geſchmack in der Muſik. Carl IX. liebte und cultivirte beide, Poeſie und Muſik, und unter ſeiner Regierung errichtete Jean-Antoine Baïf in ſeinem Hauſe in der Vorſtadt St. Marceau eine Muſikakademie, bei welcher der König ſelbſt wöchentlich ein Mal mitſpielte. Euſtachius du Lauroy, aus Beauvais gebürtig, Capellmeiſter Carls IX. und Heinrichs III., war ein vortrefflicher Tonkünſtler, die alten Noëls, welche man ſang, ſollen meiſt aus den Gavotten und andern Arien ſeyn, welche Lauroy für

Carl IX. ſetzte. Die Vermählung Margarethens von Lothringen, der Stiefſchweſter Heinrichs III., wurde durch ein eben ſo neues als glänzendes Feſt gefeiert. Ronſard und Baïf verfertigten den Text, die Muſikmeiſter Beaulieu und Salmon die Muſik, ſo wie zu einem komiſchen Ballet von La Chesnaye. Die Ausführung dieſes Ballets flößte den Franzoſen Geſchmack für dieſe Art von Amuſement ein, und es etablirte ſich damals eine Truppe von comédiens italiens im Hotel Bourbon. Bald fand jenes Feſt Nachahmung. Die Gemahlin Heinrichs III. gab eins im Louvre, das ſich mit einem Ballet Ceres endigte, wozu die Muſik von Claudin, dem bis dahin berühmteſten Tonkünſtler Frankreichs, die Arien und der Tanz aber von dem Italiäner Ballazarini waren, der ſich nachher Beaujoyeur nannte. Im Jahre 1585 wurde in mehreren Kirchen von Paris Muſik eingeführt, und die von Heinrich III. geſtiftete Brüderſchaft der Büßenden 'hatte eine traurige und düſtre Muſik in ihrem Gefolge. Heinrich IV. achtete der Muſik wenig, eine deſto größere Freundin davon war aber Maria von Medicis. Ludwig XIII. begünſtigte Schauſpiele und Muſik, und componirte ſelbſt mehrere Lieder. Der Geſchmack und die Prachtliebe Ludwigs XIV. brachten auch die Muſik ſehr in Aufnahme. Im J. 1644 ließ der Cardinal Mazarin die berühmteſten Muſiker aus Italien kommen, um die erſte Vorſtellung einer Oper zu geben. Sie wurde im Saal des Louvre gegeben; ihr Sujet war les Amours d'Hercule. Lulli debutirte darin mit der Muſik der Ballets. Im J. 1660 erſchienen Lambert und Boſſet, die eine neue Gattung von Geſang ſchufen. Lambert, Oberintendant der Muſik der Königin Mutter, ſetzte die beiden erſten Opern Perrins in Muſik, welche 1659 und 1671 aufgeführt wurden. Doch war bis auf Lulli die Muſik nur noch in ihrer Kindheit; er war der eigentliche Schöpfer und Verbeſſerer ihres Nationalgeſchmacks. „Seine Chöre," ſagt Schubart, „ſind feſtlichgroß. Im Recitativſtyl war er ein ſo großer Meiſter, daß ſich die meiſten europäiſchen Tonſetzer nach ihm bildeten. Seine Arien ſind freilich für unſere Zeit etwas altväteriſch geworden; aber wehe dem, der die Kraft ihres einfältigen Ausdrucks nicht tief in den Pulſen ſeines Herzens fühlt! Lulli verſtand den Geſang ausnehmend; er fühlte und weckte Gefühle. Zwar war ſein Geſang äußerſt einfach, aber Wahrheit, Natur und kunſtloſer Ausdruck erſetzten alle unſre Läufer und Verzierungen, Fermen und Cadenzen. Auch im Kammerſtyle hat ſich Lulli als Meiſter hervorgethan. Seine Ouverturen, Sonaten und Tanzſtücke zeugen von einem unerſchöpflichen muſikaliſchen Genie." Er iſt Erfinder des Menuets, mit dem er durch ganz Europa Epoche machte. Der erſte Menuet wurde 1663 von Ludwig XIV. zu Verſailles mit einer ſeiner Maitreſſen getanzt. Lulli verfertigte dreizehn Opern, viele herrliche Kirchenſtücke und eine Menge Galanterieſachen. Nach ſeinem Tode machte, wie Schubart ſich ausdrückt, die franzöſiſche Muſik eine lange Generalpauſe, was wohl weniger von einem Mangel an Tonkünſtlern überhaupt, als an ſolchen, die Lulli geglichen hätten, gelten kann; denn an Tonkünſtlern fehlte es nicht. Campra, Coloſſe, Destouches, Mouret, Bernier, Clerembaut, Monteclair, Dubouſſet, Batiſtin, La Lande, Marais, Forquerey, Marchand, Couperin, Batiſte, Senailler, Rebel, Francoeur u. A. blühten nach einander, und erlangten mehr oder weniger Ruhm. Rouſſeau, deſſen muſikaliſches Wörterbuch mit Recht ſo großes Aufſehen machte, war ein Damm gegen den

ſeichten Modegeſchmack ſeiner Landsleute, und hielt deſſen Über-ſchwemmungen um einige Jahre zurück. Rameau erwarb ſich als Theoretiker kein geringes Verdienſt durch ſeine Aufſtellung des Princips des Grundbaſſes, als Componiſt verdunkelte er nicht nur alle ſeine Zeitgenoſſen, ſondern brachte auch die ſchönen Recitative Lulli's in Vergeſſenheit. Er war 50 Jahr alt, als er im J. 1733 ſeine erſte Oper Hypolite et Aricie gab; 20 andere Compoſitionen dieſer Art folgten, und drückten ſeinem Ruhme das Siegel auf. Rouſſeau ſelbſt bekennt, man habe ſeinen Opern die Verbindlichkeit, daß ſie das lyriſche Theater über die gemeinen Breter erhoben. „Er hat," ſagt er, „kühn den kleinen Cirkel der ſehr kleinen Muſik durchbrochen, innerhalb deſſen unſre kleinen Muſiker ſich ſeit dem Tode des großen Lulli immer herumtrieben; er hat ein großes Talent, viel Feuer, eine große Kenntniß harmoniſcher Umkehrungen, und aller Mittel, die Wirkung hervorbringen; er iſt der erſte, der Symfonien und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er iſt darin zu weit gegangen. Er machte die Begleitungen zu confus, zu überladen, zu häufig." Auch er hat Lulli's Schickſal gehabt; der größte Theil ſeiner Muſik iſt vergeſſen und wird nicht wieder erſcheinen. Aber mehr als einer hat Gluck auf die franzöſiſche Muſik Einfluß gehabt, der mit Piccini 1774 in die Schranken trat. Seine Muſik erhob die Stimmung der Franzoſen. Gegen das Ende der königlichen Dynaſtie hin ſank der Geiſt immer mehr zur Kleinheit herab, und die komiſchen Opern verdarben faſt alles. Wenn nicht Schöpfer, ſo doch vorzüglicher Nährer dieſes Ungeſchmacks war Philidor. Selbſt der treffliche Gretry würde noch ungleich mehr geleiſtet haben, wenn er in günſtigeren Zeiten aufgetreten wäre. In allen muſikaliſchen Schreibarten haben ſich die Franzoſen verſucht, und jede hat bei ihnen ihre Eigenthümlichkeit. Man kann nicht läugnen, daß auch dieſe Kunſt, wie alle übrigen in Frankreich, auf eine ſonderbare Weiſe manierirt war. Vergebens wieſen Mehrere auf den italiäniſchen Geſchmack hin; man ſuchte ihn zwar mit dem franzöſiſchen zu amalgamiren, allein was konnte dabei herauskommen, da franzöſiſcher und italiäniſcher Geſchmack ſich ſo ſchnurſtracks entgegen ſind! Mit Recht ſagt Burney in ſeiner muſikaliſchen Reiſe: „Die reine Wahrheit iſt, daß die Franzoſen die italiäniſche Muſik nicht leiden mögen, daß ſie vorgeblich dieſelbe annehmen und bewundern, daß aber alles bloße Affectation iſt." Göthe hat in einer Anmerkung zu Rameau's Neffen S. 420 gezeigt, warum es ſogar nicht wohl möglich iſt, daß beider Nationen Geſchmack ſich vereinige. Der Italiäner ergötzt ſich an Harmonie, Melodie, Zuſammenklang, Bewegung, als ſolchen; der Franzoſe hat weniger den Sinn, als die Empfindung, die Leidenſchaft, welche dadurch erregt werden, vor den Augen. Seltſame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltſame Abweichungen und Übergänge ſucht er auf, um jene auszudrücken, und ſetzt ſich dadurch öfters dem Vorwurf des beleidigten Ohres aus. Die Hymnen und Geſänge der Revolution wirkten dadurch ſo, daß ſie in der Geſchichte der franzöſiſchen Muſik nicht übergangen werden dürfen. Was Burney daher unter der Regierung des letzten Königs bemerkt hatte, bemerkten neuere Reiſende aus den Zeiten nach der Revolution. Nur ein äußerer Reiz lockte zu Pergoleſi's Stabat Mater und Leo's Miſerere. Bei Haydns Schöpfung war der Saal das erſte Mal übervoll, bei der Wiederholung leer, und Haſſelmayers mozartſches Theater fand

einen baldigen Untergang. Indeß werden Haydns und Mozarts Symfonien und Quartetten vorzüglich geſchätzt und häufig executirt. Die Regierung Napoleons iſt auch für die Muſik ſehr thätig geweſen. Eine vor 1789 errichtete Singſchule, welche unter dem Einfluſſe der Oper ſtand, war als königliche Anſtalt aufgelöſ't worden. Zu den Hauptanſtalten für Beförderung der Muſik gehört das Conservatoire de Musique. Fünf Directoren führen darin die Aufſicht über die Zöglinge, die nach den Inſtrumenten, welche ſie ſpielen, in verſchiedene Claſſen abgetheilt ſind, und den Unterricht der berühmteſten Meiſter genießen. Rode, Kreutzer, Le Vaſſeur, Sallatin u. A. ſind als Profeſſoren angeſtellt. Merkwürdig iſt auch die in einem eigenen Gebäude angelegte muſikaliſche Bibliothek (ſeit 1806), das einzige Inſtitut in ſeiner Art, für welches Napoleon in Italien ſo thätig war. Die Académie (impériale) de Musique oder große Oper gehört ohne Zweifel zu den bedeutſamſten, die es gibt, und zeichnet ſich durch die Virtuoſität ſeiner Künſtler aus. In den neuſten Zeiten wurde durch Cherubini, Spontini (beide, wie Gluck, nicht Franzoſen) in der franzöſiſchen Muſik eine große Revolution bewirkt. Ihnen nähern ſich mehr oder weniger Mehul, Boyeldieu u. A. Nicol. Iſouard, Berton, Catel (Letzterer hat auch ein Handbuch der Harmonie geſchrieben) ſchließen ſich mehr oder weniger an jene oder an den leichten Romanzenton D'Alayrac's an. Man vergleiche übrigens über den Zuſtand der neuern Muſik in Frankreich Reichardts Briefe und hieher gehörige Schriften. dd.

Franzöſiſche Poeſie. Im 12. Jahrhundert finden wir die erſten Spuren einer Poeſie in Frankreich hauptſächlich von den Normannen ausgebildet. Als zwiſchen 1180 und 1223 der Normann Alexander (von dem die Alexandriner den Namen haben) am Hofe Philipp Auguſts ſein gereimtes Leben Alexanders des Großen, voll allegoriſcher Anſpielungen auf die Thaten Philipps, an deſſen Hof er lebte, gedichtet, der König ſeine Reime mit Vergnügen angehört, und Andere darin Ermunterung zur Poeſie gefunden hatten; da erſt lebte die Poeſie in Nordfrankreich auf. Die Könige von Frankreich ehrten ſeitdem Dichter und Geſang; andere Große ſtimmten in dieſen Ton ein, und ſo wurde die Poeſie auch hier ein Hauptvergnügen der Höfe und beſſern Geſellſchaft. Der romantiſch-poetiſche Geiſt, der um jene Zeit in Italien, Spanien, Südfrankreich, d. i. bei den Provençalen, wehte, nahm ſeinen Weg auch durch das eigentliche Frankreich, und durch die Troubadours ergoß ſich die ritterliche Galanterie in Verſen auch an der Seine. Seitdem der König von Navarra Thiebaut ſeine Seufzer für die Königin Blanca einem provençaliſchen Troubadour ähnlich ausgehaucht hat, ſtimmten auch Andere dieſen Ton an, und man findet in Handſchriften alter Bibliotheken ganze Sammlungen altfranzöſiſcher chansons und pastourelles voll ſchwermüthiger Bitten an harte Gebieterinnen. Selbſt beim fröhlichen Becher und zur Unterhaltung an der Tafel ſang man Liebeslieder. Auch ahmte man endlich hier den Hof der Liebe nach, worin man Rechtsfragen der Liebe und Galanterie poetiſch verhandelte und entſchied: allein deſſen ungeachtet ſcheinen die Franzoſen der Poeſie doch nie mit dem Enthuſiasmus gehuldigt zu haben, wie die Provençalen, Italiäner, Spanier und Portugieſen. „Sie liebten,“ ſagt Bouterweck ſehr richtig, „in ihr mehr die Kunſt der geiſtreichen Unterhaltung, als des

innigen Ausdrucks wirklicher Gefühle." Daher galt in den galanten Cirkeln Frankreichs ein geiſtreicher Erzähler ungleich mehr; Erzählungen, Sagen, luſtige Mährchen, Feendichtungen und Romane ſproßten auf dieſem Boden auf. Die kürzeren Stücke waren die Fabliaux und Contes, die an Feſten, Galatagen und bei Schmauſereien eine der Ergötzungen ausmachten. Bald erzählten die Gäſte ſelbſt nach der Reihe herum, bald traten Erzähler auf, die ſich eigends in ihrer Kunſt übten, und wegen ihrer Fertigkeit von Höfen in Dienſte genommen wurden. (Le Grand Fabliau ou contes du 12. et 13. Siècle. Par. 1779. 5 Vol. 12. Nouv. éd. überſetzt von Lütkenmüller. Halle 1795—98). Die Romane waren verſchiedener Art: 1) Ritterromane, die von dem unter Turpins Namen erdichteten Leben Carls des Großen, und von des Benedictinermönchs, Wilhelm von Monmouth, erdichteten Thaten des fabelhaften Königs Arthur ausgingen. Durch die letzteren verſchmolz das Brittiſche mit dem Franzöſiſchen, der König Arthur und ſeine Tafelrunde wurden in das franzöſiſche Gebiet gezogen, ſo wie vielleicht der Amadis aus Spanien oder Portugal kam. Eine noch andere Quelle für ſolche Dichtungen waren das fabelhafte Leben Alexanders, die Sagen von den thebaniſchen und trojaniſchen Helden, die man ſämmtlich unter die Chevalerie verſetzte. (Corps d'extraits de Romans de Chevalerie p. M. le Comte de Tressan. Par. 1782. 4 Vol. 8. Bibliothéque universelle des Romans. Par. 1775). 2. Fabelhafte Chroniken in Verſen. 3. Allegorien. An deren Spitze ſteht der ſogenannte Roman von der Roſe, ein Buch, das für den Triumph des Genies in Frankreich galt. (Le Roman de la Rose p. Guillaume de Lorris. Amst. 1735. 3 Vol. 12.). Auf den Fahrten nach dem Orient lernte der franzöſiſche Adel von den Arabern die Peri kennen, und dieſe gaben Veranlaſſung zu den Feenromanen (ſ. Feenmährchen). Im 12. und 13. Jahrhundert hat man auch die erſten Keime der dramatiſchen Poeſie der Franzoſen aufzuſuchen, in ihren Myſterien und Moralitäten (ſ. franzöſiſches Theater). So blieb es im Weſentlichen bis auf die Regierung Franz I. zu Anfang des 16. Jahrhunderts, unter welchem der Geiſt der Chevalerie in Frankreich erſt erloſch. Hier geht eine neue Periode der franzöſiſchen Poeſie an, und zwar die, welche dem franzöſiſchen Nationalgeſchmack die Richtung gab, von welcher er ſich nie wieder entfernt hat. Zweierlei zeigt ſich darin als charakteriſtiſch: ein Streben nach Verſtändigkeit, welches durch das Beiſpiel der alten Claſſiker nach franzöſiſcher Anſicht Vorſchub erhielt, und Streben, dem Hofe zu gefallen. Ganz richtig bemerkt Bouterweck: „Immer näher drängte ſich die franzöſiſche Poeſie in die Sphäre des Hofes. Immer merklicher nahm ſie die Sitten und die Sprache des Hofes an, und ging eben dadurch, beſonders wo ſie ſich vorzüglich auszeichnen wollte, in elegante Beredſamkeit über. Ängſtlich buhlend um die Gunſt des Hofes, achteten die franzöſiſchen Dichter die Stimme der Natur weniger, als die Regeln, ohne deren Beobachtung ſie den Ton der großen Welt nicht treffen konnten. Um nach ihrem Wunſche mit ihren Talenten zu glänzen, durften ſie den Effect nicht aus dem Auge verlieren, den ihre Werke in der Nähe der Großen machen würden. Auf dieſen, der Eitelkeit hinlänglich ſchmeichelnden, das poetiſche Selbſtgefühl aber erdrückenden, und alle Freiheit des Genies proſaiſch beſchränkenden Effect kommt man in der Ge-

ſchichte der ſchönen Literatur der Franzoſen immer zurück. Der Beifall der großen Welt ſchwebte ihnen faſt unabläſſig als der leitende Stern an ihrem Horizonte und als der höchſte Preis der Kunſt vor." So entſtand Einſeitigkeit des Geſchmacks, Abhängigkeit von den Convenienzen eines eleganten Hofes, ſtatt freier Naturpoeſie eine Staats- und Toiletten-Poeſie. Dieſe Periode dauerte bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts, wo Richelieu mit ſeinem ganzen Einfluß nach ſeinen Anſichten in die Literatur und Poeſie Frankreichs einwirkte. Er drang auf Vollendung der Cultur der franzöſiſchen Sprache, und krönte ſeine Bemühungen um dieſe, ſo wie um die ſchöne Literatur Frankreichs überhaupt durch die Stiftung der Académie françoise im J. 1635, wodurch der literariſche Geſchmack der Franzoſen einer förmlichen Geſetzgebung unterworfen, und der Hofgeſchmack für die Nation gewiſſermaßen dictatoriſch wurde. Die Reihe der Dichter, die in dieſe Periode gehören, fängt Marot an, mit welchem die franzöſiſchen Literatoren die Epoche der Poeſie überhaupt beginnen laſſen. Seine Anhänger nannte man Marotiſten, die, wie ihr Haupt, nach Correctheit in der eleganten Tändelei ſtrebten. Vielleicht verdient, wenn man Marots Gönnerin anders unter ſeine Anhänger zählen darf, vor allen die Schweſter Franz I., die Königin Margaretha von Navarra, eine allerdings merkwürdige Erſcheinung, die meiſte Auszeichnung. Übrigens gibt es faſt keine Gattung der Poeſie, in welcher man ſich während dieſer Periode nicht mit mehr oder weniger Glück verſucht hätte. Eine Umbildung des Theaters leitete Jodelle ein, und ihm folgten ſeine Freunde, das ſogenannte franzöſiſche Siebengeſtirn (la Pleiade françoise), als deren glänzendſter Stern Ronſard noch im folgenden Jahrhundert geprieſen wurde. Außer ihm und Jodelle gehörten dazu du Bellay, Antoine de Baif, Pontus de Thyard, Remi Belleau und Jean Daurat, deren Glanz aber ſchon längſt wieder verdunkelt iſt. Jodelle muß auch als Begründer der Schule der franzöſiſchen Sonettiſten betrachtet werden; während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts herrſchte die Sonettenpoeſie vorwaltend. Sonſt kam noch ein großer Vorrath mittelmäßiger Luſt- und Trauerſpiele zum Vorſchein, bevor unter Heinrich IV. die alten Theater völlig untergingen, und eine Menge Schäferdramen, ehe die neuen Schauſpiele durch zwei ſtehende Theater in Paris begründet wurden. Als berühmtere Namen ſind noch aus dieſer Periode zu nennen Desportes, beſonders wegen ſeiner Bergeries; Malherbe, das Muſter der Franzoſen im Lyriſchen; Regnier, der durch ſeine Satiren; Racan, der durch ſeine bukoliſchen Gedichte, Paſſerat, der durch ſeine komiſchen Erzählungen Celebrität erlangte. Als Schauſpieldichter brachen die Bahn Rotrou, Baro und Mayret. Übrigens bewährte ſich auch in dieſer Periode der alte franzöſiſche Hang zu Erzählungen, der in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch feſt an den alten Ritterromanen hielt, dann aber verſchiedene Richtungen nahm. Zuerſt wurden die Novellen beliebt, unter denen das Heptameron der Königin von Navarra eine in mehrfacher Hinſicht merkwürdige Erſcheinung iſt. Einer der vorzüglichſten Köpfe ſeiner Nation, an Erfindungsgeiſt und Witz gleich ausgezeichnet, Rabelais, brachte die ſatiriſchen Romane auf die Bahn, an welche ſich, ſeit der Aſtrea von d'Urfé, die Schäferromane, und beſonders durch Brantôme die Memoires anſchloſſen, die den Reiz der wahren Geſchichte und des Ro-

mans mit einander zu verbinden ſtrebten. Die dritte Periode, die von der Mitte des 17. bis in die erſten Jahrzehende des 18. Jahrhunderts reicht, und das ſogenannte goldne Zeitalter Ludwigs XIV. umfaßt, beginnt mit Corneille und Moliere, deren bloße Namen ſchon zeigen, daß auch das Blüthenalter des franzöſiſchen Theaters anhob. Im Weſentlichen geſchah keine Veränderung, und man ging bloß auf der ſchon betretenen Bahn weiter; der franzöſiſche Nationalgeſchmack begründete ſich nur noch feſter. Da nun aber in eben die Zeit, worin Frankreich in die Angelegenheiten Europa's einen ſo bedeutenden Einfluß hatte, und nach dem Vorrange vor allen Mächten nicht ohne glücklichen Erfolg ſtrebte, wodurch ſeine Sprache ebenfalls eine politiſche Wichtigkeit erhielt: da in eben die Zeit eine Menge geiſtreicher Köpfe fiel, die jenem Nationalgeſchmack ein claſſiſches Anſehen gaben, ſo darf man ſich nicht wundern, daß auch das übrige Europa dieſe Nationalmuſter als Muſter annahm; und ſelbſt die Muſter der Griechen und Römer mehr und mehr durch franzöſiſche Gläſer zu betrachten anfing. Um das Zeitalter Ludwigs zu verherrlichen traten eine ſo große Anzahl guter Köpfe auf, daß man faſt in Verlegenheit gerathen kann, welche man hervorheben ſoll (ſ. Voltaire's Siècle littéraire de Louis XIV.). Wir wählen daher, der Angabe Laharpe's zu folgen, der vom vierten Band ſeines Cours de Littérature an dieſe Periode darſtellt. Als Schauſpieldichter glänzten Pierre Corneille, der Große genannt, der ſanftere Racine, der Komiker Moliere; vom zweiten und dritten Range waren Quinault, mit dem eigentlich die Oper anhebt, Brueys, Palaprat, Baron, Campiſtron, Bourſault, Regnard, Dufrény, Dancourt, Hauteroche, Thomas Corneille, Pradon, Crebillon der Ältere, Destouches u. A. Für Fabel und Erzählungen ſteht oben an der naive treuherzige Lafontaine, dem, ohne ihn zu erreichen, Bourſault, Le Noble, Vergier u. A. nachfolgten. Boileau ward Muſter für Satire und Epiſtel. Von anderer Art waren die Epiſteln von Chaulieu und Jean Baptiſte Rouſſeau, ſo wie ſich in der Satire der burleske Scarron gar ſehr von dem ernſteren Boileau unterſcheidet. In der lyriſchen Gattung verſuchten ſich Viele: J. B. Rouſſeau ſteht in der Ode, Chapelle und Chaulieu in dem ſcherzenden Liede oben an; in der Elegie verſuchten ſich Segrais, Madame Deshouliers und de la Suze; eben dieſe und Fontenelle hatten ſich auch die idylliſche Poeſie gewählt. Am weiteſten blieb man zurück in der epiſchen Gattung, denn mißlungen ſind die Verſuche von Desmarets, Chapelain u. A., der einzige Telemach von Fenelon, der ſich durch Darſtellung in Proſa dem Roman nähert, verdient einige Auszeichnung. Die Romane ſelbſt aber nahmen auch in dieſer Periode eine verſchiedene Wendung. Durch Calprenede kamen die hiſtoriſchen Romane in der Manier des alten Ritterromans in die Mode, und die Damen de Scudery, de la Force, de Villedieu, d'Aunoy de la Fayette ließen die Leſeluſtigen keinen Mangel leiden. Scarron und le Sage cultivirten den komiſchen Roman, der vielleicht nur darum nicht weiter aufkam, weil eine Fluth von Feenmährchen, ſeit Perrault, der Gräfin d'Aunoy, Gallan u. A., alles überſchwemmte, bis der geiſtreiche, witzige Hamilton ſie verſpottete. Die ſcandalöſen Memoires von Buſſy Rabutin (Histoires amoureuses

des Gaules), ſo wie die feineren von Grammont (Hamilton), kündigen durch ihre Frivolität die folgende Periode an, die ſich von der Regierung des Herzogs Regenten bis auf die Revolution erſtreckte. Voltaire ſteht an der Spitze, allerdings ein außerordentlicher Geiſt von ſeltenem Umfang, ungewöhnlicher Gewandtheit und Fruchtbarkeit, voll Geiſt und Witz, wenn auch eben nicht von Tiefe. Vielleicht aber, daß er darum nur um ſo mehr Eingang fand, und ſeine Wirkungen ſich ſo weit erſtreckten. Wir haben es hier bloß mit dem Poeten Voltaire zu thun. Als Tragiker ſchließt er ſich würdig an Corneille und Racine an, iſt alſo der dritte große Tragiker Frankreichs. In der Epopöie ſuchte er eine Lücke in der Literatur ſeiner Nation durch die Henriade auszufüllen, die an Plan, Beſchreibungen, Diction u. ſ. w. alles hat, was nur ein franzöſiſcher Kritiker verlangen mag, nur keine Poeſie. Weit vorzüglicher von dieſer Seite iſt ſeine, von moraliſcher Seite nichtswürdige, komiſche Epopöie, La Pucelle. Hier war aber auch Voltaire ganz in ſeinem Elemente, denn in allem, was Geiſt, Witz, Spott, Satire vermögen, war er originell und iſt faſt unerreicht geblieben. Darum glänzt ſein Genie auch vorzüglich in ſeinen komiſchen Romanen, in denen er nicht bloß jene Talente entfalten, ſondern auch die ihn durch ſein ganzes Leben nicht verlaſſende Tendenz, an die Stelle deſſen, was ihm in religiöſer, moraliſcher, politiſcher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht Vorurtheil und Aberglaube ſchien, ſeine ſogenannte geſunde Philoſophie zu ſetzen, nach Herzensluſt verfolgen konnte. Von den Encyclopädiſten gehört vornehmlich Diderot hieher, der manches von Voltaire, und überdies Luſt hatte, dramatiſcher Reformator zu werden, womit es ihm aber nicht durchaus gelang. Nächſt la Chauſſée trug Diderot am meiſten zur Einführung des rührenden Luſtſpiels bei; Diderots Einfluß aber erſtreckte ſich weiter. Wie gegen Voltaire Freron, ſo trat gegen Diderot und die Encyclopädiſten überhaupt Paliſot in die Schranken, deſſen Luſtſpiel, die Philoſophen, aber nicht gewirkt hat, was ſein Verfaſſer damit beabſichtigte: ſowohl die Philoſophie als die Frivolität der Zeit gingen ihren Gang fort. Von der letzteren zeugen die muthwilligen, zum Theil obſcönen, Erzählungen und Gedichte Voltaire's, Pirons, Dorats, Grecourts, Parny's, Bernards u. A., denen man die frivolen Romane von dem jüngeren Crebillon, Louvet de Coudraye u. A. an die Seite ſtellen kann. Indeß fehlte auch ein Gegengewicht nicht, und der wackere Genfer J. J. Rouſſeau war es, dem man es verdankte. Weniger weil er würdig, als weil er paradox auftrat, fand auch er viel Eingang. In jeder Gattung von Poeſie erwarben ſich übrigens mehrere eine länger oder kürzer dauernde Celebrität, die manche darunter nur dem Reiz der Neuheit verdankten. Unter den Tragikern behauptet wohl la Harpe den erſten Rang, wie unter den Komikern Beaumarchais. Außerdem machten von jenen mehr oder weniger Glück Belloy, le Miere, Chateaubrun, Mercier, Ducis, Chenier; von dieſen Marivaux, Boiſſy, St. Foix, Piron, Sedaine, Collé, Fagan, Fabre d'Eglantine, Champfort, Collin d'Harleville, Picard u. A. Für die Oper arbeiteten Marmontel, Favart, Vadé, Anſeaume und Barré. Als Fabeldichter traten auf Dorat, Florian und Nivernois; poetiſche Erzählungen lieferten Colardeau und

Imbert; poetiſche Epiſteln Greſſet und Dorat. Unter den Lyrikern galten als die beſten Odendichter Thomas, der Marquis de Pompignan und der jüngere Racine; als Liederdichter zeigten ſich viele der Genannten; Elegien und Heroiden dichteten Dorat, Pezay, Colardeau, St. More und la Harpe. Die Idyllenpoeſie zeigte Nachahmung des geßneriſchen Vorbildes bei Berquin u. A. Die Satire fand außer Gilbert keinen, der ſie vorzugsweiſe gewählt hätte; dagegen widmeten ſich mehrere der didaktiſchen und beſchreibenden Gattung, Louis Racine, Watelet, Dorat, Bernis und St. Lambert. Mit dem Roman wechſelte es auch hier, wie ſtets. Mehr und mehr kam man zu dem bürgerlichen Roman, der ſich mit den kleineren Erzählungen in die Gunſt des Publicums theilte. Marivaux, Prevot d'Exiles, Marmontel, Florian, d'Arnaud und Madame Riccoboni ſind auch unter uns hinlänglich bekannt geworden. So ſtand es, als die Revolution hereinbrach, in deren Zeit noch mehrere der bereits Genannten reichten. Man kann ſchon deßhalb nicht zweifeln, daß eine bedeutende Veränderung in der Poeſie durch ſie nicht ſogleich bewirkt werden konnte. Von dem, was als Keim zur Entwicklung für die Zukunft bereit liegt, kann nur die Zukunft urtheilen. Dies indeß bemerkt man doch, daß von der vorigen Frivolität ein großer Theil verloren ging, und daß einige Annäherung an das Ausland Statt gefunden hat. Als ausgezeichnete Namen ſtehen in dieſer Zeit Arnauld, Boufflers, Chateaubriand, Chenier, Delille, Duval, Frau von Genlis, Le Brun, Legouvé, Lemercier, Parey, Ragnouard und Frau von Staël, deren Geiſt aber eben ſo wenig echt franzöſiſch iſt, wie Rouſſeau's. Wir unterlaſſen es, den Werth dieſer poetiſchen Literatur zu ſchätzen. Einige Bemerkungen Voltaire's aber, der gegen ſein Vaterland gewiß nicht parteiiſch war, mögen hier noch ihre Stelle finden. „Geſtehe man nur," ſagt er (sur le poëme épique), „daß es einem Franzoſen ſchwerer werden muß, ein epiſches Gedicht zu machen, als jedem Andern. Daran iſt weder Rhythmus noch Trockenheit unſerer Sprache Schuld. Darf ich es ſagen? Von allen gebildeten Nationen iſt unſre die am wenigſten poetiſche. Die Werke in Verſen, die in Frankreich am meiſten Mode ſind, ſind Theaterſtücke; dieſe müſſen in einem natürlichen Styl geſchrieben werden, der ſich ziemlich dem Converſationston annähert. Boileau hat bloß didaktiſche Gegenſtände behandelt, welche Einfachheit fodern. Bekanntlich ſind Beſtimmtheit und Eleganz das Verdienſt ſeiner, wie der racineſchen, Verſe; wollte er ſich einmal in einer Ode erheben, ſo war er nicht Boileau mehr. Solche Beiſpiele haben zum Theil die franzöſiſche Poeſie an einen zu einförmigen Gang gewöhnt; der geometriſche Geiſt, der in unſern Tagen ſich der Poeſie bemächtigt hat, iſt ein neuer Zaum für ſie geworden. Unſre Nation, von Ausländern, die ſie nur nach unſern Stutzern beurtheilen, für ſo leichtſinnig gehalten, iſt, die Feder in der Hand, die weiſeſte von allen. Die Methode iſt die herrſchende Eigenſchaft unſerer Schriftſteller." In einem Briefe an Friedrich II. erklärte Voltaire die poetiſche Idee für ein glänzendes Bild, das man an die Stelle der natürlichen Idee der Sache ſetzte. Das Weſen der Poeſie beſteht ihm darin, ſolche Bilder in verſchränkte Redensarten durch Inverſionen zu zwängen, mit untermiſchten Wor-

ten, die für die Proſa nicht taugen. Bedürfen wir nun weiteres Zeugniſſes? Als charakteriſtiſch für die Nation, die ſo gern repräſentirt als ſpricht, und ſich ſprechen hört, bemerken wir nur noch, daß ihre dramatiſchen Stücke meiſt ſehr rhetoriſch ſind, und daß gute Erzähler hier nicht unter die Seltenheiten gehören. Übrigens wird es keinen echten Deutſchen gereuen, des trefflichen Villers Aufſatz „über die Art, wie die deutſchen und die franzöſiſchen Dichter die Liebe behandeln," zu leſen. dd.

Franzöſiſche Schule. Unter ihr verſteht man gewöhnlich die franzöſiſche Malerei oder die ausgezeichneten Maler derſelben (ſ. d. Art. franzöſiſche Malerei), denn die eigentliche Plaſtik oder Bildnerei, ob ſie gleich in der neuern Zeit in Frankreich, nächſt Italien, noch am meiſten Künſtler aufweiſen konnte, z. B. einen Gougeon, Pilen, Le Prieur, Couſin, Girardon, Tuby und Marſy, Coycncevox, Couſtou, Desjardins, Sarrazin, Guilain, Anguier u. A., von denen die meiſten im 17. Jahrhundert blüthen, ſo ſteht ſie doch weit hinter der Malerei zurück und hat noch weniger Spuren eines eigenthümlichen Styls. (S. übrigens den Art. Bildhauer der Neuern.)

Franzöſiſche Sprache. Im heutigen Frankreich, dem ehemaligen Gallien, war in den früheſten Zeiten die celtiſche (galliſche) Sprache heimiſch. Mit dem Eindringen der Römer unter Julius Cäſar wurde die römiſche Sprache herrſchend; mit dem Verfall des weſtrömiſchen Reichs, und dem Eindringen germaniſcher Stämme, artete auch die römiſche oder lateiniſche Sprache aus, wie in Italien ſelbſt, ſo in Frankreich. Ein in Materie und Form, durch die Ausſprache der ungeübten germaniſchen Organe und durch eingemiſchte fränkiſche und burgundiſche, oſt- und weſtgothiſche, bayerſche und andere Wörter und Wortbiegungen, Wendungen und Redensarten höchſt verdorbenes Latein entſtand. Gleich bei ihrer Entſtehung aber bildete ſich dieſe neue Volksſprache in einem doppelten Dialect aus, wovon man jeden beinahe für eine verſchiedene Sprache nehmen darf. Der eine, gröber und unbeholfener, war im Norden, der feinere und harmoniſchere im Süden Frankreichs. Beide unterſchied man durch das Wort, womit jede die Bejahung (Ja) ausdrückte. Die ſüdliche Sprache nannte man langue d'oc, Sprache von Oc, occitaniſche Sprache; die nordwärts von der Loire an geſprochene lange d'oui, oder d'oil, und aus dieſer iſt eigentlich das Neufranzöſiſche entſtanden. Im Anfange des 12. Jahrhunderts vereinigte Raimond von St. Gilles, Graf von Provence, Südfrankreich unter Eine Herrſchaft, der er den gemeinſamen Namen Provence gab; und ſeit dieſer Zeit, wo man Frankreich und Provence als zwei verſchiedene Länder betrachtete, unterſchied man auch die Sprache beider; die ſüdliche war die provençaliſche (wovon die Provençalen den Namen haben), die nördliche die franzöſiſche. Noch iſt jene, wiewohl ſtark verändert, die Landesſprache in der Provence, Languedoc, Catalonien, Valencia, Majorca, Minorca und Sardinien. Im 12. Jahrhundert ward zuerſt die eigentlich franzöſiſche Sprache durch die Normannen gehoben, im dreizehnten gewann ſie durch mehrere Umſtände das Übergewicht. Nicht nur durchzogen die franzöſiſchen Conteurs alle Lande, ſondern Paris war auch der Sitz der ſcholaſtiſchen Philoſophie, man drängte ſich dahin aus allen Reichen, und legte dort Pflanzſchulen für die Jugend an. So beförderten beſondere Umſtände, nicht aber innere Vorzüge, die weite

Ausbreitung der franzöſiſchen Sprache ſehr frühzeitig. Im dreizehnten Jahrhundert beginnt zuerſt Literatur in dieſer Sprache (ſ. franz. Poeſie), und von dieſer Zeit an war man auf ihre Vervollkommnung mehr bedacht; was man früher nicht ſeyn konnte, da man lateiniſch ſchrieb, und ſich der Volksſprache ſchämte. Von jetzt an mußte ſie nothwendig mit der Literatur gleichen Fortſchritt halten. Franz I. errichtete 1539 eine Profeſſur für die franzöſiſche Sprache in Paris, und verbannte die lateiniſche aus den Gerichtsſtuben, worin ſie bis dahin geherrſcht hatte, und aus den Urkunden. Marot, Malherbe, Montaigne und Balzac nennt man als die, die ſie zuerſt mit Reinigkeit ſchrieben. Der Cardinal Richelieu, der nicht mit Unrecht dieſe Sprache als ein Werkzeug betrachtete, alle Völker Europa's Frankreich zu unterwerfen (man leſe die merkwürdige Stelle bei Kolbe über den Wortreichthum der deutſchen und franzöſiſchen Sprache, Vorr. S. XVII.), brachte ſie durch Stiftung der Akademie der Vierziger (Académie française oder Acad. des quarante) auf den Gipfel ihrer Vollendung. „Dieſe Akademie,“ ſagt Bouterweck, „wurde das Oberhofgericht der franzöſiſchen Sprache und Literatur. Welche Verdienſte ſie ſich um die Sprache erworben, iſt bekannt. Aber indem ſie die rohe Licenz des Sprachgebrauchs aufhob, und die Norm, nach der von nun an reines Franzöſiſch geſprochen und geſchrieben werden ſollte, im Weſentlichen unveränderlich beſtimmte, entzog ſie auch dem Genie alle Mittel, durch vernünftige Licenz, nach mehr als conventionellen Bedürfniſſen, die Herrſchaft des Geiſtes über die Sprache zu erweitern. Was im literariſchen Rathe der Vierziger nicht genehmigt wurde, das galt nicht. Das Publicum behielt allerdings ſeine Stimme; aber es war ja ein franzöſiſches Publicum, das ſich in der Hauptſtadt concentrirte, und ſich ſelbſt nur dann einen Geſchmack zutraute, wenn es im Reden und Schreiben, wie im Thun und Laſſen, nichts billigte, als was bei Hofe und in der Akademie nicht verworfen war. Elegant wurde nun die franzöſiſche Sprache. Sie erhielt die gefälligſte Correctheit und eine bewundernswürdige Präciſion.“ Zu allem dieſem gelangte ſie im goldenen Zeitalter Ludwigs XIV., das auch ihr goldenes Zeitalter heißt. Was Wunder, wenn ſie bei ſolchen Eigenſchaften (die der Galanterie, mit recht vielen Worten Nichts zu ſagen, kam hinzu) unter den politiſchen Conjuncturen während der Regierung Ludwigs XIV. faſt die Allgemeinſprache Europa's wurde! Eine berühmte Akademie in Deutſchland gab vor mehreren Jahren die Preisfrage auf, welche Urſachen die franzöſiſche Sprache zur Allgemeinſprache Europa's erhoben haben, und krönte eine franzöſiſch geſchriebene Schrift, welche die Vorzüge dieſer Sprache, und des Volks, das ſie ſpricht, aus vollen Backen preiſ't. Man ſieht, daß es deſſen nicht bedarf. Eigentlich konnte nur eine todte Sprache zur Allgemeinſprache dienen; aber freilich durfte man der franzöſiſchen auch die Ehre erzeigen, ſie als eine todte zu betrachten, in welcher man nichts verändern darf. So ſehr hatten die Vierziger den Sprachſchatz geſchloſſen und den Gebrauch beſchränkt! Kaum ließ man Voltaire'n einige wenig bedeutende Veränderungen in der Orthographie hingehen; und wer hatte gleichwohl mehr Anſehen, als Voltaire! Die Revolution brachte aber mit vielem Neuen auch der Sprache neue Worte, zum Theil freilich barbariſch genug (ſ. Mercier nouveau tableau de Paris)

wozu man ein eignes Wörterbuch von Snetlage hat; allein ſeit der Conſularregierung iſt ſie in ihre Gränzen zurückgewieſen worden. Unter den Wörterbüchern dieſer Sprache ſteht daher das der Académie française (zuerſt 1694. 2 Bde. Fol.) natürlich oben an. Nouveau Dictionnaire françois composé sur le Dict. de l'Ac. fr. enrichi d'un très grand nombre de mots adoptés dans notre langue depuis quelques années et dans lequel on a refondu tous les supplémens qui ont paru jusqu' à présent. Par. 1793. 2 Bde. gr. 4. Die neueſte Ausgabe iſt von 1811, eine Handausgabe v. Catel in Berlin. Außerdem verdienen noch Erwähnung die Wörterbücher von Richelet (neue Ausgabe von Goujet), Furetière (neue Ausgabe von Basnage, Beauval und la Rivière) und das Dict. de Trévoux. Für uns verdienen bemerkt zu werden die von Schwan, de la Veaux Dict. de deux nations und des Abbé Mozin. Für die altfranzöſiſche Sprache muß bemerkt werden: Recherches des antiquitez de la langue françoise ou Dict. Gaulois par P. B. (Pierre Borelle) Par. 1667. 4. Zu den guten Sprachlehren darf man die von Wailly, Reſtaut, de la Veaux und Mozin zählen. Girards Synonymen-Wörterbuch (neu von d'Olivet, dann von Beauzée) darf nicht überſehen werden. Als Sprachkritiker haben ſich ſonſt noch gezeigt Vaugelas, Bouhours, Boisregard und Morvan, bekannter unter dem Namen des Abbé de Bellegarde. Ein brauchbares Buch zum Studium dieſer Sprache iſt noch sur les Germanismes et Gallicismes von Mauvillon, worin die tropiſchen Ausdrücke bemerkt ſind, bei denen die Deutſchen am meiſten anſtoßen. Übrigens wird Niemand das oben angeführte vortreffliche Werk von Kolbe überſehen. dd.

Franzöſiſches Recht, ſ. franzöſiſche Geſetzgebung.

Franzöſiſches Theater. Daß eine fortlaufende Geſchichte des franzöſiſchen Theaters unmöglich ſey, geſtehen die Franzoſen ſelbſt. Gegen das Ende des 14. und zu Anfange des 15. Jahrhunderts beginnen die beglaubigten Data mit der Paſſionsbrüderſchaft (Confrérie de la Passion), welche geiſtliche Dramen aufführte, Myſterien genannt. Eins derſelben von der Paſſion unſers Herrn Jeſu Chriſti gab der geiſtlichen Schauſpielergeſellſchaft den Namen. Wer ſich von ihren Vorſtellungen näher zu unterrichten Luſt hat, der kann es aus dem erſten Bande der Histoire du théâtre françois der Brüder Parfaict (Amſt. 1735. 15 Bde.). Mit den Paſſionsbrüdern wetteiferte nachher die Bazoche, eine alte privilegirte Verbindung von Advocaten, Procuratoren und andern Juſtizofficianten zu Paris, die ſchon lange im Beſitz des Vorrechts geweſen war, die öffentlichen Ceremonien und Feſte zu reguliren. Dieſe fing jetzt an, unter dem Titel les Clercs de la Bazoche (Schreiber der Baſoche), mit den Paſſionsbrüdern zu concurriren, und nannte, eben dieſer Concurrenz wegen, ihre Dramen Moralitäten, die man indeß als eine bloße Abart der Myſterien mit einem nur andern Namen betrachten muß. Neben den Moralitäten entwickelte ſich jedoch durch ſie auch die Farce, deren eine, die von Meiſter Pathelin dem Advocaten, eine ungemeine Celebrität erhielt und verdiente. Muthmaßlich wurde ſie 1480 zum erſten Male aufgeführt, und gab der künftigen Dramatik ihre Richtung. Man darf dies wohl vermuthen aus der dritten Schauſpielergeſellſchaft, die jetzt auftrat. Sie gab ſich den Titel

der Kinder ohne Sorgen (les Enfans sans Soucy), ihr Vorſteher hieß der Narrenfürſt (Prince des Sots), ihre Stücke nannten ſie Sottiſen, Dummbartsſpiele; es waren ſatiriſche Stücke, mit der Tendenz, alle Narren zu züchtigen, beiher aber auch, und zu Zeiten wohl hauptſächlich, Parteien und Individuen aus der großen Welt zu verſpotten. Außer Nachrichten von dieſen drei Geſellſchaften weiß man von dem franzöſiſchen Theater bis auf die Zeiten Franz I. ſo viel als nichts. Unter der Regierung dieſes Königs bereitete ſich im Stillen vor, was ſich unter ſeinem Nachfolger Heinrich II. offenbarte. In der Schule der griechiſchen und römiſchen Claſſiker gebildet, trat Jodelle mit Schauſpielen auf, von denen man bisher keine Ahnung gehabt hatte, und die alles in Erſtaunen ſetzten. Die übrigen, unter dem Namen des Siebengeſtirns (ſ. franzöſ. Poeſie) bekannten, Dichter, ſo wie la Peruſe, Garnier u. A., ſchloſſen ſich an ihn an, und ſo wurde die Mitte des 16. Jahrhunderts der Zeitpunkt, in welchem ſich der franzöſiſche Geſchmack mit eigenthümlichen Grundſätzen den alten claſſiſchen Muſtern nachzubilden ſuchte. Das Vergangene gerieth in Vergeſſenheit, und man ſtrebte einem neuen Ziele zu. Die nachfolgenden Dichter bis auf die Zeit Ludwigs XIII. vermochten, bei der Kraftloſigkeit ihrer Werke, freilich nicht, die Fortſchritte zu beſchleunigen. Mayret, Rotrou, Durier u. A., die mit geſundem Verſtand einen edleren Ausdruck verbanden, kamen dem Ziele ſchon näher, bis endlich der erhabene Corneille mit ſeiner Kraft, der rührende Racine mit mehr Zartheit, der lebendige Sittenmaler Moliere mit ſeiner geregelten Komik, und ſpäterhin Voltaire, an jene ſich anſchließend, die Geſtalt der Bühne bei den Franzoſen, wie es ſcheint, unwiderruflich feſtgeſetzt haben. Weder die Anregung der Aufmerkſamkeit auf Shakſpeare, noch die von der Nationalanſicht mehr oder minder abweichenden Anſichten eines Diderot, Beaumarchais u. A. haben im Weſentlichen etwas zu ändern vermocht; man hat ſich ein Syſtem der dramatiſchen Kunſt entworfen, welches als einzig gültig practiſch befolgt, und wovon jede Abweichung als eine Sünde wider den guten Geſchmack betrachtet wird. Wie es mit dieſem Syſtem ſtehe, das hat früher Leſſing in ſeiner Dramaturgie, neuerlich A. W. Schlegel in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur zur Genüge gezeigt. Was für den Umfang dieſes Werks hierüber geſagt werden kann, ſoll unter den einzelnen Artikeln (Schauſpiel u. ſ. w.) geſagt werden. Hier beſchränken wir uns auf das, was man eigentlich theatraliſch nennt, auf Einrichtung der Bühne und Aufführung der Stücke. Daß beide mit dem Fortgang der dramatiſchen Literatur einen gleichen Schritt halten werden, erwartet wohl jeder von ſelbſt. Die Paſſionsbrüderſchaft führte anfänglich ihre Stücke auf freier Straße auf, nachher wählte ſie ein Gebäude, worin ſie es mit mehrerem Vortheil konnte. In dem Dreieinigkeitshoſpital hatte ſie ihr erſtes Theater, wo ſie an Feſttagen ſpielte. Dies dauerte bis auf Franz I. Als das Hoſpital 1539 ſeiner alten Beſtimmung zurückgegeben wurde, nahm ſie einen Theil des Hotel von Flandern dazu, und da 1543 dieſes niedergeriſſen wurde, erhielt ſie einen Theil des Hotel von Burgund. Im Hintergrunde war das hier errichtete Theater eben ſo wie jetzt, mit hinter einander erhöhten Sitzen, Etablies genannt (der höchſte hieß das Paradies); auf der Bühne aber ſaß

es anders aus. Von Decorationen war nichts vorhanden. Wenn das Stück anfing, ſah man jede der ſpielenden Perſonen in einer Art von Chaiſe ſitzen, woraus ſie hervorkam, wenn ſie die Reihe traf. Saß ſie, ſo galt ſie für abweſend. Eine Art von Niſche mit Vorhängen bildete ein Zimmer, deſſen Beſtimmung war, gewiſſe Vorfälle, die ſich dem Auge nicht darbieten ließen, zu verbergen, z. B. die Niederkunft der heil. Jungfrau u. a. m. Die Enfans sans Soucy ſpielten auf Bühnen an einem öffentlichen Platze, in der Halle; die Clercs de Bazoche, die gewöhnlich nur drei Mal im Jahre Vorſtellungen gaben, ſpielten in Privathäuſern, eine Zeit lang auch im Schloſſe und Palaſte. Nach mancherlei Schickſalen, welche beide Geſellſchaften betroffen hatten, indem man ihnen abwechſelnd zu ſpielen verbot und wieder erlaubte, wurden beide gänzlich aufgehoben, die Bazoche 1545 vom Parlament, die Enfans sans Soucy vor 1612. Beide ſpielten unentgeldlich; nicht ſo die Paſſionsbrüder, deren Foderungen das Parlament beſchränken mußte. Freilich mußten ſie jährlich auch 1000 Livres an die Armenadminiſtration zahlen, wofür ſie jedoch ein Privileginm für alle Schauſpiele hatten. Deßhalb verdrängten ſie alle Schauſpieler, die ſich von Zeit zu Zeit aus der Provinz in Paris einfanden. Beſonders geſchah dies im 16. Jahrhundert, wo ſich, ſeitdem Jodelle eine andere Bahn gebrochen hatte und eine Menge Stücke in ſeiner Manier erſchienen waren, auch Subjecte fanden, die aus freiem Triebe dieſelben aufzuführen ſuchten. Dieſe führten zuerſt den Namen der Comédiens. Schon der Reiz der Neuheit zog die Menge zu ihnen; die eiferſüchtigen Paſſionsbrüder aber bewahrten ihre Privilegien, und den Comédiens ward, in Paris zu ſpielen, verboten. Bei ſolcher Gelegenheit legte ihnen jedoch 1548 ein Hofbefehl auf, nur weltliche, anſtändige Stücke aufzuführen. Die glückliche Periode der Paſſionsbrüderſchaft war vorüber; der Geſchmack des Publicums hatte ſich geändert. Das konnte ſie ſich ſelbſt auf die Länge nicht verbergen, und da ſie ſah, ſie werde den Kampf nicht ſiegreich beſtehen, ſo trat ſie endlich freiwillig zurück, klug genug, jenen Hofbefehl zum Vorwand zu benutzen. Indem ſie vorgab, daß für Geiſtliche die Aufführung weltlicher Stücke nicht gehöre, verpachtete ſie ihr Theater, mit dem Vorbehalt zweier Logen für ſich, an eine Geſellſchaft ſolcher Comédiens. Dieſe etablirten ſich nun im Hôtel de Bourgogne, und ſo entſtand hier 1552 das Théâtre françois, auf welchem unter Heinrich II. Jodelle, la Peruſe und Baïf ihre Stücke gaben. Kurz darauf erfüllte Heinrich III. Frankreich mit Poſſenſpielern, die er aus Venedig kommen ließ. Li Gelosi, d. i. Leute, die zu gefallen ſuchen, nannte man ſie. Und ſie entſprachen ihrem Namen; denn als ſie 1577 im Hotel de Bourbon zu ſpielen anfingen, ſtrömte ihnen alles zu. Die Comédiens, welche auch jetzt noch von Zeit zu Zeit aus der Provinz kamen, wurden ſtets von den Schauſpielern im Hotel de Bourgogne verdrängt; nur jene konnten ſie nicht verdrängen, welche zu Jahrmarktszeiten, wo alle Privilegien aufgehoben waren, in den Vorſtädten ſpielten. Eben dieſe aber ſollten bald eine nicht gemeine Wichtigkeit erhalten. Aus einem ſolchen Jahrmarktstheater (Théâtre de la foire) entſtand nicht nur ein zweites ſtehendes Theater in Paris, das Theater du Marais (durch Übereinkunft mit den Paſſionsbrüdern), ſondern es entwickelte ſich auch aus den Jahrmarktsſtücken (Spectacles de la foire) eine ganz neue

Gattung. Nachdem das Theater du Marais geraume Zeit mit dem im Hotel de Bourgogne gewetteifert, trat Moliere, der mit ſeiner Geſellſchaft bisher in der Provinz geſpielt hatte, anfänglich zur Jahrmarktszeit, auch in Paris auf, und fand bald ſo viel Beifall und Unterſtützung bei Hofe, daß man ihm einen Theil des Palais Royal zu ſeinen Vorſtellungen einräumte. Nach Moliere's Tode 1673 wurden dieſe Vorſtellungen eine Zeit lang unterbrochen, dann aber vereinigte ſich dieſe Geſellſchaft mit der vom Theater du Marais, welches dadurch gänzlich einging. Unter Ludwig XIII. machten ſich alle Schauſpieler von der Paſſionsbrüderſchaft frei, und die im Hotel de Bourgogne erhielten den Titel der königlichen Schauſpieler (Troupe royale). Inzwiſchen hatten die italiäniſchen Schauſpieler abwechſelndes Glück. Die Geloſi hielten ſich eben ſo wenig auf die Dauer, als eine andere italiäniſche Geſellſchaft, die, jedoch ohne feſten Platz, ſeit 1662 Vorſtellungen gab. Einer dritten endlich glückte es beſſer. Sie ſpielte wechſelsweiſe mit der franzöſiſchen Truppe, und erhielt, als ſich ſieben Jahre nach Moliere's Tode beide franzöſiſche Geſellſchaften im Palais Royal zu dem Théâtre françois vereinigt hatten, das Theater im Hotel de Bourgogne eingeräumt. Man kennt dieſes Theater nachmals unter dem Namen des italiäniſchen, welches unter Ludwig XIV. wegen der Frau von Maintenon geſchloſſen werden mußte. Der Prinz-Regent eröffnete es wieder, und die Schauſpieler nannten ſich ſeit der Zeit Troupe Italienne de S. A. le duc d'Orléans, Regent de France. So hatten ſich zwei Haupttheater in Paris gebildet, das eigentlich franzöſiſche und das italiäniſche. Zu dieſen kam bald noch ein drittes, das Theater der komiſchen Oper, deren Geburtsort und Wiege das Jahrmarktstheater war, wo ſich die Oper aus den Vaudevilles, erſt durch zufällige Veranlaſſungen, dann durch abſichtliche Ausbildung, entwickelte. Einige der feinſten und vorzüglichſten Köpfe unter den komiſchen Dichtern nahmen ſich ihrer an, und ſo erhob ſich das Theater der opéra comique zu gleichem Range mit den vorigen. Alle drei Theater zählten berühmte Schauſpieler unter ihren Mitgliedern. Wer kennt nicht vom Théâtre françois einen Le Kain, Baron, eine Gauſſin, Dumesnil, Clairon, Fleury u. A., oder vom italiäniſchen einen Carlin, Lelio, Riccoboni u. A. Nachher haben ſich die pariſer Theater — die man, als die tonangebenden, allerdings mit dem franzöſiſchen Theater überhaupt als ſynonym betrachten muß — bis auf 16 vermehrt, die aber ſeit 1806 auf 8 beſchränkt wurden, vier große und vier kleinere. Unter den Künſtlern jener zeichnen ſich Talma, Brunet, die Duchesnois und George aus. Die Fortſchritte, welche die theatraliſche Kunſt auf dieſen Bühnen gemacht hat, müſſen von der Zeit an gerechnet werden, wo Corneille, Racine und Moliere mit ihren Stücken erſchienen. Bis auf Voltaire geſchah manches, ihm blieb jedoch viel zu reformiren übrig, und ſeinen Nachfolgern noch genug. Voltaire drang vornehmlich auf Reinigung und Erweiterung der Bühne und verlangte eine majeſtätiſch geſchmückte Scene. Hätte er nur auch auf angemeſſenes Coſtume und auf Kunſtwahrheit und Einfalt in den Darſtellungen gedrungen! Aber auch dieſe Kunſt war in Frankreich unglaublich manierirt. Nicht allein die abenteuerliche Oper war durch Herkommen ſtarrer und ſteifer geworden, auch die Tragödie ward in Reifröcken geſpielt, und eine hohle, affectirte

Declamation trug ihre Meiſterwerke vor. Dieſes ging ſo weit, daß ſelbſt Voltaire, bei Vorleſung ſeiner eigenen Stücke, in einen ausdrucksloſen, eintönigen Bombaſt verfiel, und ſich überzeugt hielt, daß auf dieſe Weiſe die Würde ſeiner Stücke ausgedrückt werde. Als er einer Schauſpielerin eine ſeiner tragiſchen Rollen einlernen ließ, ſagte dieſe: „Ei, mein Herr, wenn ich ſo ſpielte, würde man ſagen, ich habe den Teufel im Leibe.“ „Das iſt eben das Rechte,“ erwiederte Voltaire, „eine Schauſpielerin muß den Teufel im Leibe haben.“ Zur Zeit Ludwigs XIV. erſchien Auguſt mit einer viereckigen Perücke auf der Bühne, die ihm vorn bis auf den Gürtel herunterhing, dieſe Perücke war mit Lorbeerblättern geſpickt, darauf trug er einen großen Hut mit einer doppelten Reihe Federn. Man ſpielte die Tragödien in neumodiger Hoftracht, mit großer Halskrauſe, Degen und Hut, und alles ging wie im Vorzimmer. Erſt zur Zeit der Revolution hat ſich dies verändert, und Talma hat auch hier ein bedeutendes Verdienſt. Ein Umſtand, der ſich von den drei erſten ſtehenden Theatern herſchreibt, und bei aller Vermehrung derſelben ſich erhalten hat, wirkte ſehr ſtark auf die franzöſiſche Bühne. Von den pariſer Theatern iſt nämlich jedes an eine gewiſſe Gattung gebunden, ſo daß ſelbſt die Poetik einen Berührungspunkt mit der Polizei hat. Dieſes hat weſentlichen Einfluß 1. auf die Stücke. Es erklärt ſich daher der Mangel an Neuerungs- und Miſchverſuchen, die nur höchſtens auf den untergeordneten Theatern erſcheinen. Darunter gehören jetzt die Melodramen, die aber mit dem, was wir dabei denken, nichts gemein haben (ſ. Melodrama). 2. Auf die Schauſpieler. Dieſe ſind nicht genöthigt, wie bei uns, ſich in die verſchiedenartigſten Rollenfächer zu werfen, ſondern cultiviren nur Eine Gattung, das Tragiſche, Edel- oder Niedrigkomiſche u. ſ. w., und gelangen in dieſer Beſchränkung zu höherer Vollkommenheit. Hiezu trägt noch bei, daß viele ihrer claſſiſchen Werke ſeit Menſchenaltern im Beſitz der Bühne ſind. Da die Zuſchauer dieſe beinahe auswendig wiſſen, ſo kann ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Ausführung gerichtet ſeyn, und jede verfehlte Sylbe wird gerügt. Hiermit ſoll jedoch nicht geſagt ſeyn, daß die franzöſiſche Bühne wirklich einen höhern Grad der Vollkommenheit als bei andern Nationen erlangt habe. Das Wahre dürfte dies ſeyn. Im höheren Luſtſpiel gibt die geſellige Feinheit der Nation ihren Schauſpielern einen großen Vorzug. Im Tragiſchen iſt jetzt ihre Mimik mit den bildenden Künſten in genauere Verbindung gebracht. Man ſieht in dem franzöſiſchen Schauſpieler zugleich den Maler, den Bildhauer und pantomimiſchen Tänzer vereinigt. Die Recitation aber ſchwankt zwiſchen zwei Äußerſten, abgezirkelter Förmlichkeit und ausſchweifendem Ungeſtüm. Talma macht auch hier eine rühmliche Ausnahme. Eben aber, weil er ſich von dem gleichſam ſtehenden Spiel in den ältern Rollen entfernte, wußte das Publicum anfänglich nicht, woran es mit ihm ſey. Man wird nicht mit Unrecht ſagen können: die franzöſiſchen Schauſpieler zeigen ſich mehr als Künſtler, die deutſchen haben innigere Wahrheit. Mag dies zur Andeutung genug ſeyn! Wen der Gegenſtand intereſſirt, der wird Humboldts Aufſatz über die gegenwärtige franzöſiſche tragiſche Bühne (Propyläen, Bd. 3. S. 66), und den der Frau von Haſtfer, jetzt Chezy, über das Theater in Paris, in Betreff ihres Verhältniſſes

mit der Geſellſchaft (Leben und Kunſt in Paris, Bd. 2, S. 131), nicht ungeleſen laſſen. dd.

Franzweine überhaupt nennt man gewöhnlich weiſſe Weine. In beſonderm Verſtande verſteht man darunter diejenigen Weine, welche man aus Frankreich bezieht, z. B. burgunder, champagner, wovon der rothe Oel de perdrix heißt, bourdeauxer, die rothen Weine, als Pontac, Medoc u. ſ. w. Ferner Graves- oder Claretwein, Frontignac, Vin de l'hermitage, Vin de côte-rotie etc.

Frascati, eine kleine Stadt in der Campagna di Roma im Kirchenſtaate, welche mit ſchönen Paläſten und Gärten geziert iſt. In der Nähe hat ehemals das alte Tuſculum geſtanden. Das Bisthum hat allezeit einer von den ſechs Cardinalbiſchöfen.

Frauen. Die Frauen (der edlere Sprachgebrauch bezeichnet jetzt damit das ganze Geſchlecht) ſind die Repräſentanten der Liebe, wie die Männer des Rechts im allgemeinſten Sinne. Liebe ſpiegelt ſich in Form und Weſen der Frauen und Entweihung der Liebe iſt ihre (Verletzung des Rechts der Männer) Schande. Wie Frauen lieben und ſich dem Manne hingeben, das beſtimmt den Werth und das Wohl der Einzelnen, wie des ganzen Standes, in der Familie und im Volke, und hat dies beſtimmt von Anbeginn des Menſchengeſchlechts. Das öffentliche und häusliche Verhältniß des Frauenſtandes gab von je und gibt noch den richtigſten Maßſtab echter Cultur im Staate, in der Familie, in einzelnen Menſchen. Dennoch hat das ſchöne Geſchlecht das Loos erfahren, bald übermäßig geprieſen, bald mit dem größten Unverſtande herabgewürdigt zu werden. Man hat in weitläuftigen Werken die Frage unterſucht, ob ſie wirklich zum Menſchengeſchlechte gehören; man hat ſie bald Engel, bald Teufel genannt. Die letzte Benennung haben ſich ſogar diejenigen erlaubt, welche ſie ſonſt wohl vergöttert haben, z. B. Boccaccio in ſeinem Triumph der Frauen. Dieſe Widerſprüche laſſen ſich vielleicht erklären, wenn man bedenkt, daß die Schönſten unter ihnen wohl manche Leiden über ihre Verehrer verhängen. Zuvörderſt müſſen wir geſtehen, daß im Weſen der Frauen eine Haupttugend gegründet iſt, nämlich, daß Alles ſchicklich, Alles anſtändig und ſchön ſey. Nicht ohne Urſache ſprechen wir von einem ſchönen Geſchlecht; denn die Kraft des Mannes wird durch die weibliche Anmuth gemildert, und alle Schönheit geht erſt aus der ruhigen Verbindung dieſer entgegengeſetzten Naturen hervor. (S. d. Art. Liebe.) Es iſt allerdings ehrwürdig, wenn die Frauen ihrer erſten Beſtimmung eingedenk ſind, wenn ſie ſich zu Gattinnen, Müttern und Hausfrauen bilden; aber man macht auch mit Recht die Foderungen, daß ſie frei von bloßen ökonomiſchen Zwecken ſich zu einer freiern Anſchauung des Lebens, zum innern Leben ſelbſt erheben ſollen. Man findet aber freilich oft Verbildung und Überbildung, beſonders im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft, wo die Frauen ihrer Natur gemäß mehr die nahen als die fernen Güter ergreifen ſollen. Es iſt zwar wahr, daß wir viele gebildete Schriftſtellerinnen unter den Frauen beſitzen (man darf nur an einige gefühlvolle deutſche Dichterinnen und an einige Romane franzöſiſcher Frauen denken), allein es iſt eben ſo wahr, daß ſie nicht gerade in ſtrengwiſſenſchaftlichen Gattungen zu Schriftſtellerinnen berufen ſind. Es ſey ihre Pflicht, den Schatz der Gefühle, dieſes heilige Feuer, welches ihnen die Natur geſchenkt hat, nur in Farben, Tönen, in der Poeſie und Muſik, oder im Umgange zu erhalten und

zu vermehren. So werden ſie gewiß auch vortheilhaft auf die männliche Welt wirken. Man hat dieſer ſchönen und verſchönernden Natur der Frauen nicht immer Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Sie ſtanden in der alten Welt auf einer weit niedrigern Stufe der Achtung, als in der neuern, und es wird nicht unintereſſant ſeyn, den Urſachen davon ein wenig nachzuforſchen. Die weibliche Natur iſt ſich gewiß immer gleich geblieben; aber in der Erziehung ſowohl, als in der Staatsverfaſſung der alten Welt lagen die Veranlaſſungen, welche den Reiz und die Macht jener weiblichen Natur weniger hervortreten ließen. Wir finden allerdings bei den Griechen, um von dieſen zuerſt zu reden, ſchöne Beiſpiele der Bruder- und Schweſterliebe, auch der Gattenliebe; aber nichts iſt bei ihnen von jener geiſtigen romantiſchen Anſicht des Weibes zu finden, wie ſie im Mittelalter herrſchte, auch nicht einmal Etwas von dem Geiſte der Galanterie, welcher die neuern Zeiten bezeichnet. Als freundliche Verſchönerin und Bildnerin des Lebens, als anmuthige Geſellſchafterin des Mannes, als witzige Schwätzerin in gebildeten Kreiſen galt ſie wenig oder nichts. Dies wußten die Männer an den Frauen nicht zu ſchätzen, oder ſie wollten es nicht bei ihnen; es war vielmehr das Geſchäft junger Sclavinnen, oder öffentlicher Buhlerinnen. Homer ſtellt ſeine Frauen einfältig, edel und würdig dar, Sophokles hat einige heroiſche Geſtalten aufgeführt, und im Euripides finden wir einige Muſter weiblicher Unſchuld und edelmüthiger Ergebung; aber nirgends iſt jene Anbetung weiblicher Schönheit, höchſtens Verehrung der Geſtalt; die Liebe wird vielmehr bei ihnen als die verderblichſte Leidenſchaft dargeſtellt. Man darf deßwegen nicht behaupten, daß die Weiber bei den älteſten Griechen roh behandelt worden wären; ſie wurden vielmehr bloß als Hausfrauen geehrt, und als ſolche müſſen ſie eigentlich betrachtet werden. Sie lebten im Kreiſe ihrer Sclavinnen, und arbeiteten ſelbſt mit ihnen im obern Geſchoſſe des Hauſes, welches ſie nur ſelten verließen, um ſich unter die Männer zu miſchen. Auch waren ſie von allen öffentlichen Geſchäften ausgeſchloſſen, und ſie hatten nur dieſes Verhältniß zum Staate, daß ſie ihm Kinder gebaren und die Töchter für den engen Kreis ihrer Pflichten erzogen. Dabei war es dem Manne erlaubt, auch außer dem Umgange mit der Gattin, die rohen Foderungen der Sinnlichkeit mit Sclavinnen zu befriedigen. Auch in den ſpätern Zeiten Griechenlands war es nicht anders, und nur die Spartanerinnen wurden ehrenvoll ausgezeichnet, wiewohl auch da ſpäterhin eine groſſe Zügelloſigkeit einriß. Die Lage der atheniſchen Frauen war noch beſchränkter; im entlegenſten Theile des Hauſes (Gynaikeion, Gynaikonitis) brachten ſie mit weiblichen Arbeiten unter Sclavinnen ihre Zeit zu, und ſie durften im Theater gar nicht, oder nur bei tragiſchen Vorſtellungen erſcheinen. Man findet zwar Prozeſſionen der Frauen und Jungfrauen, ſie nahmen allerdings an religiöſen Feſten Antheil; aber ihre Augen mußten ſich Manches dabei gefallen laſſen. Dieſen Mangel gebildeter und erfreuender Weiblichkeit erſetzten die Hetären, das heißt, öffentliche Buhlerinnen, welche beſonders die anmuthigern Talente in ſich ausgebildet hatten. So ging der Ruhm der Aspaſia, welche durch den Perikles ganz Athen beherrſchte, und zu deren Schüler ſich ſelbſt Sokrates bekannte, von jener frühern Bildung aus, und Thais, Phryne und andere Hetären erhielten durch ihre Reize manchen Sieg

über ausgezeichnete Männer, wenn auch nicht über die öffentliche Meinung. Die Römerinnen ſpielten allerdings eine bedeutendere Rolle. Sie waren bei den Schauſpielen und Gaſtmahlen gegenwärtig, ſie lebten überhaupt weit mehr in der Geſellſchaft. Wiewohl von den Geſetzen begünſtigt, lebten ſie doch ſehr eingezogen, bis ſich auch mit den Eroberungen Roms der Luxus der römiſchen Frauen vergrößerte. Indeſſen finden wir bei keinem Volke ſo viele Muſter echter weiblicher Größe. Und wem ſind nicht die Jungfrauen der Veſta bekannt? Doch ſtanden auch die römiſchen Matronen unter der oft ſtrengen Gewalt des Mannes, ſie hatten kein Eigenthum, und bei den Heirathen wurden die Väter allein befragt. Überdies waren ihnen manche erlaubte Genüſſe, z. B. der des Weins, gänzlich verſagt. Nach der Sittengeſchichte der Völker ging mit dem Licht des Chriſtianismus auch den Frauen, die bis dahin nur Sclavinnen und Dienerinnen der Männer, Hetären oder verſchleierte Matronen, geweſen waren, ein ſchöner Morgen auf. Das Chriſtenthum war es, welches der modernen Welt eine andere Geſtalt gab. Von Gleichheit der Rechte zwiſchen beiden Geſchlechtern, von freier Äußerung weiblicher Reize und Kräfte, war bei den Alten keine Idee, und ſo wie ſelbſt bei den veredelten Nationen, den Griechen und Römern, das Vaterland der Centralpunkt der Tugend war, ſo concentrirte in der Familie ſich alles auf den Hausvater. Mit dem Chriſtianismus begann die Religion der Liebe und zugleich des über den Patriotismus triumphirenden Rechts. Man erkannte Menſchenrechte an, man fühlte Weltbürgerſinn. Auch die Frauen bekamen nun ihre Rechte wieder, und es ging mit dem Geiſte dieſer Religion, welche die Sinnlichkeit im Menſchen ertödtet und ſich ſtets auf das Unendliche bezieht, eine höhere geiſtige Würdigung auf die Frauen über. Ja man darf behaupten, irdiſche Seligkeit finden die Frauen nur in chriſtlichen Staaten, in ehrbaren Familien, an dem Herzen des ſittlichen Mannes. Es wirkten aber noch andere Umſtände, um den im Chriſtenthume ſchlummernden Keim geiſtiger Liebe und veredelter Anſchauung der Frauen zur Reife zu bringen. Zuerſt waren es die Germanen, welche den Ton zur Anerkennung der weiblichen Würde angaben; denn Keuſchheit, Enthaltſamkeit und eheliche Treue, verbunden mit einer gerechten Würdigung der Frauen, gaben unſern Vorfahren ſchon in Tacitus Augen eine Würde, die dieſer mit Hochachtung anerkennt. Dieſer Charakter der alten Deutſchen fand nun im Geiſte des damaligen Chriſtenthums eine mächtige Stütze, wo die Gemüther ſich gern zu einer wunderbaren Schwärmerei begeiſtern ließen. Dann kam das Ritterthum, oder der Geiſt der Chevalerie im Mittelalter, und trieb dieſe geiſtige Anſicht der Frauen, welche oft in eine reizende Gaukelei ausartete, auf das höchſte. Wir könnten dieſe Zeit die Blüthenzeit der Frauen nennen. Wie der ſtärkere Knabe das mit ihm aufwachſende ſchwächere Mädchen behandelte, ſo hatten ehemals die Völker es mit ihren Frauen gehalten; wie der Jüngling ſeine Geliebte vergöttert und ihrem leichten Wunſche das ſchwerſte Opfer bringt, ſo hielt es der Rittergeiſt mit dem Frauenſtande. Nicht allein Ritter, ſondern auch Sänger, huldigten der weiblichen Schönheit, Himmel und Erde gingen gleichſam in ewige Liebe zuſammen, und die Frauen wurden, wozu ſie die Natur eigentlich beſtimmt hat, Halterinnen und Lenkerinnen des trotzigen Männergeſchlechts. Schon früh wählten ſich edle Jünglinge eine

Gebieterin ihres Herzens, und verharrten lange in dieſer lieblichen Dienſtbarkeit. In dieſen echten Ritterzeiten blühten auch die Cours d'amour, die Liebeshöfe, oder Minnegerichte, wo verwickelte Streitfragen aus dem Buche der Liebe zart und ſinnreich entſchieden wurden. Auch die Poeſie der Provençalen, welche ſich in Italien, Spanien, im ſüdlichen Deutſchland, und durch die Normannen auch in England verbreitete, trug das Ihrige dazu bei, dieſe religiöſe Verehrung der Frauen anzupreiſen. Faſt zugleich mit der Erlöſchung dieſes ritterlichen Geiſtes im vierzehnten Jahrhundert war das Licht der Wiſſenſchaften erſchienen. Beſonders machte die platoniſche Philoſophie ein ausgezeichnetes Glück; ſie gab, wiewohl nicht ſo phantaſtiſch, als der Geiſt der Chevalerie, der Liebe und Schönheit eine tiefere Bedeutung. Beſonders Dante und Petrarca müſſen hier genannt werden. Beatrice und Laura wurden von ihren unvergänglichen Geſängen zum Himmel getragen. Auch Abälard und Heloiſe fühlten gleiche Liebe. Indeſſen verflog der Rauſch; die Völker wurden älter und kälter, grübelten und meiſterten an Kirche und Staat; ihre Frauen wurden putznärriſch und ceremoniös, die Sitten ſteif und altfränkiſch, da brach die intellectuelle Cultur über Frankreich herein und die Nationen ſchieden ſich merklich im Gange ihrer geſelligen Bildung. An die Stelle jenes ritterlichen Geiſtes war in Frankreich das Princip der Galanterie getreten. Man wollte gern den Schein der Chevalerie behaupten; aber der Sittlichkeit und Wahrheit war er gewiß nicht ſo vortheilhaft, als der äußern Erſcheinung. Es bildeten ſich beſtimmte Maximen für das Schickliche, man lernte ſogar nach dem Anſtand lieben, geiſtreiche Frauen hatten den Vorſitz in literariſchen Cirkeln, und das ganze Leben wurde auf die Spitze der Verfeinerung getrieben. Dieſer Geiſt der Galanterie, welche ſehr bald in Coquetterie ausartete, ging auch in andere Länder über, und ſelbſt in Deutſchland unter den höhern Ständen ſpukte hier und da dieſer frivole Geiſt, welcher das Heiligſte entweiht und mit den ſchönſten Gefühlen ein gemüthloſes Spiel treibt. Die Namen einer Ninon l'Enclos, einer Sevigné, Maintenon, und ſpäterhin einer du Deffand, einer Geoffrin, l'Espinaſſe ſind allen bekannt, die in der Geſchichte der eleganten Literatur Frankreichs nur ein wenig bewandert ſind. Von ihren Cirkeln ging ein beſſerer und zugleich freierer Ton nicht allein auf die ſchönen Geiſter, ſondern auch auf andere Claſſen aus, wenn man auch zugeben muß, daß man mit dem Geiſte oft mehr coquettirte und daß mehr eine gebildete Oberfläche vorwaltete. So viel iſt gewiß, daß die Frauen, auch bis auf die neuern Zeiten, den Ton angaben; daß die Herrſchaft des ſchönen Geſchlechts ſogar auf die Literatur der Franzoſen keinen unbedeutenden Einfluß hatte. Endlich wurde es aber in Frankreich ſo hell, daß ſelbſt die Feigenblätter transparent wurden, und die Hyperillumination verpflanzte ſich hie und da in die Reſidenzen und Handelsſtädte Deutſchlands, bis die Revolution und die ihr anhängenden Kriege alle Vauxhalls der Höfe und der Hanſe in Verwirrung brachte. Das franzöſiſche Princip der Galanterie iſt zum Glück nicht bis zum Mittelpunkt anderer Völker durchgedrungen. Wir wollen auch hier, wie bei den Alten, nur die vorzüglichſten Nationen berühren. Denn ſo wenig intereſſant es iſt, von der despotiſchen Behandluug orientaliſcher Frauen, von ihrer geiſtigen und phyſiſchen Beſchränkung, von dem Sclavendienſte der Liebe zu ſprechen; eben ſo unerfreulich

würde es ſeyn, bei allen mindergebildeten Nationen des neuern Europa's zu verweilen. Bekanntlich verbinden die Engländerinnen mit den übrigen Reizen der weiblichen, wiewohl etwas ſtrengen Liebenswürdigkeit, die Tugend der Häuslichkeit; ſie ſind vollkommen gute Mütter und Gattinnen, und ſie kommen in der Wirklichkeit dem Ideale edler Hausfrauen wohl am nächſten. Daher kommt es auch, daß uns ihre Dichter und Romanenſchreiber herrliche Muſter weiblicher Strenge und Sittlichkeit aufgeſtellt haben. In England gedeiht der, doch bisweilen etwas langweilige, Himmel der Weiber. Die deutſchen Frauen haben mit ihnen viele Familienähnlichkeit, nur daß ſie auch in das äußere Leben mehr eingehen, und ſo in einem wohlthätigen Wechſelverhältniß auf die männliche Welt wirken können. In Deutſchland begann mit dem Morgen der ſchönen Literatur ein heiterer Tag für die Frauen: denn nur Dichter vollenden die Bildung der Frauen, weil ſie durch das Gefühl auf den Verſtand wirken, und weil die Frauen der claſſiſchen Studien entbehren. Die italiäniſchen Frauen glänzen durch Reiz und bewegliche Anmuth; aber da die Bildung der Italiäner überhaupt mehr von der Phantaſie ausgeht, und auch das Clima verführeriſcher auf die Sinnlichkeit wirkt, ſo werden wir hier wohl nicht den Triumph der Sittlichkeit zu ſuchen haben. Die Polinnen ſcheinen ſich in der Form mehr den Franzöſinnen zu nähern; doch findet man in ihrem Innern mehr Treue und Wahrheit, dabei eine tiefere Leidenſchaftlichkeit, eine ſchönere Glut der Empfindung. bb. A.

Frauenglas, ruſſiſches, iſt ein Foſſil aus dem Thongeſchlechte und zwar eine Art von Glimmer. Man pflegt es auch Marienglas zu nennen, wiewohl dieſe Benennung eigentlich mehr dem Fraueneiſe zukommt, mit dem man das Frauenglas nicht verwechſeln darf. Dieſes beſteht aus zarten glänzenden und durchſichtigen Blättchen, die ſich wie das Fraueneis ſpalten laſſen. In Rußland und Sibirien, wo man es in großen Stücken findet, dient es zu Fenſterſcheiben. Man hat es von brauner und weißer Farbe.

Frauenlob (Heinrich), der angenommene Name (eigentlich Vrowenlob, Vrouwenlob) eines Meiſterſängers aus dem vierzehnten Jahrhundert, deſſen wahren Namen wir nicht kennen und von deſſen Lebensumſtänden wir weiter nichts wiſſen, als daß er zu Mainz ſeine Kunſt geübt und daſelbſt im Jahr 1317 geſtorben. Nach Einiger Meinung ſoll er Doctor der Theologie, nach Andern Domherr zu Mainz geweſen ſeyn. In ſeinen Geſängen pries er vornehmlich die Tugenden des ſchönen Geſchlechts. Daher erhielt er den Namen Frauenlob und wurde von den Weibern ſo hoch geſchätzt, daß, wie man ſagt, Weiber ihn mit eigenen Händen zum Grabe trugen, ſein Grab mit Thränen benetzten und ſo viel Wein über daſſelbe goſſen, daß die Kirche überfloß. Gedichte von ihm finden ſich in der maneſſeſchen Sammlung, in einem Codex zu Colmar und in einem zu Rom.

Frauenmilch, ſ. d. Art. Weine.

Frauenſommer, oder fliegender Sommer, nennen wir die Fäden, welche im Herbſt die Luft häufig durchziehen. Sie rühren von der fliegenden Sommerſpinne her, welche die Größe eines Nadelknopfs, auf dem länglichen Vorderkopfe acht graue, in einem Kreiſe liegende Augen, ein eirundes Hintertheil und einen glänzend ſchwarzbraunen, mit einzelnen Haaren beſetzten Körper

hat. Zu Anfange des Auguſts erſcheinen ſie zuerſt in Wäldern, Gärten und Wieſen, wo die Eier ungeſtört ausgebrütet werden können, und dann auf den Feldern, die ſie mit ihrem Geſpinnſt überziehen, um Inſecten zu fangen. Der Wind zwirnt die feinen Fäden zuſammen und führt ſie durch die Luft.

Fräulein. Luther gebraucht dieſes Wort zur Bezeichnung einer Perſon weiblichen Geſchlechts. „Und er ſchuf ſie, ein Männlein und ein Fräulein." Bei uns iſt es ein Ehrenname unverheiratheter adliger Frauenzimmer. Unrichtig ſagt man im Niederdeutſchen die Fräulein, weil Fräulein als Diminitivum von Frau nach der allgemeinen Regel ein Neutrum iſt. Wenn man aber ſagte, ihre Fräulein Tochter, ihre Fräulein Nichte, ſo iſt hier das Femininum richtig, weil es auf Tochter geht und Fräulein als Titel vor dem Wort Tochter, Nichte, ſteht. Seit einiger Zeit hat man angefangen, den Gebrauch des Wortes Fräulein auszudehnen und für Demoiſelle zu gebrauchen, wie dies im Öſterreichiſchen gewöhnlich iſt, wo man ein adliges und bürgerliches Fräulein ſagt.

Fregatte iſt ein Kriegsſchiff, welches im Range nach dem Linienſchiffe folgt. Es geht nicht ſo hoch über dem Waſſer wie dieſes, hat ein oder zwei Verdecke, und führt 20 bis 40 Kanonen. Ein Kriegsfahrzeug unter 20 Kanonen heißt nicht mehr Fregatte, ſondern Corvette. Fregaton, ein ſpaniſches oder venetianiſches mittleres Fahrzeug, mit viereckigem Hintertheil, kann 4—500 Tonnen laden und wird meiſtentheils zum Überſetzen der Kriegstruppen oder Abladung der Galeeren gebraucht.

Freher (Marquard), ein berühmter Geſchichtsforſcher und Sammler, ſtarb 1614. Seine Sammlungen betreffen die Geſchichte des Mittelalters, vorzüglich die deutſche und franzöſiſche Geſchichte. Hieher gehört ſein bekanntes Directorium über alle noch vorhandene Chronologen, Annaliſten und Geſchichtſchreiber, vorzüglich des römiſch-deutſchen Reichs, in lateiniſcher Sprache herausgegeben von J. Dav. Köler, Nürnberg 1720 u. 1734, 4., und vermehrter von Hamberger, Göttingen 1771, 4.; auch von der Sammlung deutſcher Schriftſteller (scriptores rer. germ. ed. Christ. Gewoldus, Ingolſtadt 1618, 4.) und Sammlung franz. Geſch. (corp. hist. franc.) ꝛc.

Freia, ſ. Freya.

Freibeuter iſt ein Seeräuber, der überall auf Beute ausgeht und ſeine Flagge nach den Umſtänden ändert. Er iſt von dem Kaper dadurch unterſchieden, daß dieſer durch eine Autoriſation ſeiner Regierung, den Kaperbrief, bevollmächtigt, Feindſeligkeiten nur gegen die Nationen ausübt, mit welchen die ſeinige im Krieg befangen iſt. Er wird daher militäriſch behandelt, der Freibeuter hingegen als ein Räuber. Man braucht das Wort Freibeuter wohl auch von Landſoldaten, die an die ſtrengen Geſetze der Kriegszucht nicht gebunden ſind. S. d. Art. Corſaren.

Freiberg, eine wichtige Bergſtadt im erzgebirgiſchen Kreiſe in Meißen, an der freibergiſchen Mulde gelegen. Das eingegangene Schloß außerhalb der Stadt heißt Freudenſtein. Die Zahl der Häuſer beträgt in der Stadt 676, und in den Vorſtädten, wo Bergleute und Töpfer leben, 280. Sie war ehemals viel größer, wurde aber durch den dreißigjährigen Krieg faſt ganz verwüſtet. Die Zahl der Einwohner, welche um das Jahr 1540

gegen 40,000 betrug, beläuft ſich jetzt auf etwa 9000. In der daſigen Domkirche iſt das churfürſtliche und herzogliche Begräbniß, woſelbſt die Churfürſten von Moriz bis Johann Georg IV. beigeſetzt ſind. Ferner iſt hier ein gutes Gymnaſium mit einer anſehnlichen Bibliothek, und die durch ganz Europa berühmte, im Jahr 1765 geſtiftete Bergakademie, in welcher junge Bergleute theils auf Koſten des Königs, theils auf eigne, theoretiſch und practiſch unterrichtet werden. Sie ſteht gegenwärtig unter der Leitung des großen Mineralogen Werner. Unter dem hieſigen Oberberg- und Oberhüttenamt ſtehen alle übrigen königlichen Berg- und Schmelzhüttenwerke, und des freiberger Bergſchöppenſtuhls Entſcheidungen ſtehen auch im Auslande in Anſehen. Das freiberger Bergwerk wurde im Jahr 1169 angelegt. Die Anzahl der Gruben um die Stadt, welche immer im Gange ſind, beläuft ſich auf 130 bis 150. An Silber geben ſie eine Ausbeute, die noch jährlich 28 bis 30,000 Mark beträgt. Sie liefern auch Kupfer, Zinn und Blei, und zwar von letzterm jährlich einige 1000 Centner. Außerdem ſind hier eine Schwefel- und Vitriolhütte und zwei große Manufacturen von leoniſchen Treſſen und Spitzen.

Freibriefe oder Licenzen geben eine Erlaubniß, das zu thun, was an und für ſich verboten iſt. Dieſe Erklärung der Licenzen ertheilte der engliſche Geſandte in Nordamerika in einem officiellen Schreiben, das er am 17. December 1811 an die Regierung der vereinigten Staaten gelangen ließ. Sie muß als gültig erachtet werden, weil die Sache, wie der Name, Licenzen, eine engliſche Erfindung iſt. Der letztere hat dadurch eine officielle Überſetzung erhalten, daß in deutſchen Staatsſchriften dafür der Ausdruck: Freibriefe, gebraucht worden iſt. Wenn man den Urſprung der Licenzen kennen lernen will: ſo muß man einen Rückblick auf die frühern Handelsverhältniſſe zwiſchen England und Frankreich werfen. Seit dem 26. September 1786 bis zur Revolution beſtand ein Handelsvertrag, nach welchem die Handelsverhältniſſe beider Staaten regulirt wurden. Es ſchien, daß dieſer Vertrag von einem Geiſte der Billigkeit dictirt worden ſey, und beiden Contrahenten, wenn auch verſchiedenartigen, dennoch im Ganzen gleichen Nutzen verſchafft habe, weil er in beiden Ländern den Unterhändlern gleiche Vorwürfe von Vernachläſſigung vaterländiſcher Gerechtſame und Vortheile zuzog. Durch dieſe Vorwürfe ſchien beſonders in Frankreich die öffentliche Stimme ausgedrückt zu werden, weil gewöhnlich bei öffentlichen Begebenheiten die, welche verlieren oder geringen Vortheil haben, die ſchwache Stimme derer überſchreien, welche dabei gewinnen. Daher geſchah es, daß (nach Flaſſans Bericht) wegen dieſes Handelsvertrags an das Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu gleicher Zeit Dankſchreiben und Klagſchriften eingingen, ungeachtet er im Allgemeinen die franzöſiſche Induſtrie auf eine ungemeine Weiſe ermunterte, dem Schleichhandel durch Herabſetzung der Abgaben Einhalt that, und dem Reichthum an Naturerzeugniſſen einen großen und geſicherten Abſatz verſchaffte; wenn er auch für ſolche einzelne Gewerbzweige nicht günſtig war, die ſich entweder überhaupt nicht, oder nicht ſogleich zur Vortrefflichkeit der engliſchen empor ſchwingen konnten. Auf ſolche Weiſe wurde der Acker- und beſonders der Weinbau, die Goldarbeiten, die Spiegel-, die Moden- und Batiſtfabriken ſehr empor gehoben; und wie ſich anfangs die Wollen-

und Baumwollen-, die Fayance- und Stecknadelfabriken zurückgeſetzt wähnten: ſo vervollkommneten ſich auch in wenig Jahren die Stahlarbeiten, die Seidenſpinnereien, die gedruckten Leinwande, die Wollenzeuge und Töpferwaaren ungemein. Indeſſen gewann zu gleicher Zeit der engliſche Handel in einigen Gegenden Europa's ein bedeutendes Übergewicht, z. B. in dem nördlichen Deutſchland und beſonders in Hamburg. Von dieſer Stadt war vormals ein ſo ſtarker Handel mit Frankreich getrieben worden, daß von 1767 bis 1776 jährlich für 25,795,811 Livres Waaren aus den franzöſiſchen Häfen dahin geführt worden waren. Hamburg hatte nämlich den Zwiſchenhandel mit franzöſiſchen Waaren nach Deutſchland und nach dem Norden größtentheils in Händen; als aber Holland, Bremen, Lübeck, Stettin, Frankfurt ꝛc. einen Theil dieſes Handels an ſich zogen; als Schweden und viele deutſche Länder einen unmittelbaren Handel mit Frankreich zu führen begannen, und das ſelber abholten, was ſie ſonſt durch Vermittelung Hollands oder Hamburgs erhielten: ſo wurde durch dieſen unmittelbaren Handel die Zahl der Käufer vermehrt, und durch dieſe Concurrenz die Preiſe der Waaren auf eine, dem Zwiſchenhandel ſchädliche Weiſe erhöht. Nun wurden ſowohl Hamburg als andere Handelsſtädte in demſelben Grade, in welchem ihr Handel mit franzöſiſchen Waaren abnahm, zur Beförderung des engliſchen Handels geneigt. Obwohl dadurch der franzöſiſche nach Deutſchland und dem Norden im Ganzen nicht abnahm, ſo verſtärkten dieſe Umſtände dennoch die alte National- und die neue Handelseiferſucht der Franzoſen gegen England, und bekräftigten in Vielen die Meinung, daß der Handelsvertrag von 1786 einen günſtigern Erfolg für Großbritannien, als für Frankreich hervorgebracht habe; gleichwie bei einem großen Theile des engliſchen Volks die umgekehrte Meinung vorherrſchend war. Solche, zum Theil täuſchende, Urſachen waren es, welche nach dem Ausbruch der Revolution die franzöſiſchen Machthaber bewogen, den Handelsvertrag mit England als aufgehoben anzuſehen, dem engliſchen Handel Schaden zuzufügen, und beſonders die Einfuhr engliſcher Waaren zu verbieten, beſonders da England in Verbindung mit den übrigen europäiſchen Mächten den Schreckniſſen der Revolution auf alle Weiſe entgegenzuwirken ſuchte, und Volk und Regierung als völkerrechtslos anſahen, jene aber, um Frankreich durch Aushungerung, wie man meinte, zur Unterwürfigkeit unter die vorige Regentengewalt zurückzuführen, die Rechte neutraler Handelsſchifffahrt nicht mehr anerkennen und gegen England geltend machen konnten, weil durch Hülfe derſelben nach Frankreich eine Zufuhr von Lebensmitteln, die abgeſchnitten werden ſollte, gelangen konnte. Unter dieſen Verhältniſſen konnte oder wollte man auch Frankreichs Verlangen, die Kaperei abzuſtellen, kein Gehör geben. Gleichwie nun Frankreich ſich gekränkt fühlte, als man es durch Aushungerung zu einer demüthigenden Unterwürfigkeit bringen wollte; gleichwie dadurch der alte Nationalhaß gegen England geſchärft, und das Vorurtheil gegen den Handelsvertrag mit demſelben (als ſey er die Urſache von dem engliſchen Handelsübergewichte) bekräftigt wurde: ſo fand ſich Frankreich (vom Jahr 1793 an) bewogen, den engliſchen Handel zu bekämpfen und wiederholte Verbote gegen die Einfuhr engliſcher Waaren zu erlaſſen. Eine Verfügung vom 1. März 1793 gegen die Einbringung ausländiſcher und beſonders engliſcher Handels- und Manufacturwaaren, wurde durch ein Ge-

ſetz vom 10. Brumaire V. oder vom 2. November 1796 erneuert, wodurch der Verkauf der letztern Waaren gänzlich verboten wurde. In einem andern Geſetz vom 9. Februar 1797 (19. Pluviose V.) wurde ſogar eine eidliche Erhärtung des Umſtandes vorgeſchrieben, daß die eingeführten Waaren nicht aus dem Handel oder aus Fabriken von den Mächten kommen, die mit der franzöſiſchen Republik im Krieg begriffen waren, wobei bloß bei Büchern die vorgeſchriebene Verification erlaſſen wurde. Am 18. Juni 1798 erließ die Regierung die Verordnung, daß die Eigenſchaft der Schiffe, und ob ſie neutral oder feindlich angeſehen werden müßten, künftig durch die Ladung beſtimmt, und alle auf dem Meere befindlichen Schiffe, die zum Theil oder ganz mit Waaren aus England oder aus deſſen Colonien und Beſitzungen beladen ſeyn würden, für gute Priſen erklärt werden ſollten, die Waaren oder Lebensmittel möchten gehören, wem ſie wollten. Nach dem 19. Artikel eines Geſetzes vom 13. März 1804 (22. Ventose XII.) durfte ſogar kein Schiff, das aus einem engliſchen Hafen expedirt worden war, oder einen ſolchen berührt hatte, in den Häfen Frankreichs aufgenommen werden. Der Friede von Amiens ſetzte zwar dieſen feindlichen Verhältniſſen ein Ziel; er war aber von ſo kurzer Dauer, daß weder die Verbote engliſcher Waareneinfuhr ausdrücklich zurückgenommen, noch viel weniger der Handelsvertrag von 1786 erneuert oder andere gegenſeitige Handelsnormen feſtgeſetzt werden konnten. Daher verwickelten ſich die Umſtände noch mehr, als der neue, 1814 beendigte Krieg ausbrach, und England hartnäckiger als jemals auf ſeiner Verweigerung beharrte, die Vorrechte der neutralen Flagge anzuerkennen. Es entſtand nun ein Cirkel feindſeliger Erwiederungen, bei welchen es faſt ungewiß wurde, wer der Herausgefoderte oder Herausfodernde ſey. Seitdem Frankreich die hannöveriſchen Länder in Beſitz genommen hatte, weil es England anklagte, den Frieden von Amiens gebrochen zu haben, begann der Handelskrieg des Continents gegen England; und dieſer Krieg nahm die ſonderbare Wendung, die zur Ertheilung der Licenzen führte. Durch dieſe ſollte nämlich der gänzliche Untergang des Handels vermieden werden, deſſen man ſich um ſo mehr bedürftig fühlte, als man deſſen Zerſtörung befürchtete. Als die hannöveriſchen Länder von franzöſiſchen Truppen in Beſitz genommen waren, wurde die Elbe dem engliſchen Handel verſchloſſen; die auf derſelben befindlichen engliſchen Waaren wurden weggenommen, und überhaupt der Handel mit dieſen Waaren verhindert. Hierauf wurden die hannöveriſchen Länder von Frankreich an Preußen abgetreten, welches durch eine Verfügung vom 28. März 1806 die Häfen an der Nordſee, ſo wie die Ströme, welche ſich in dieſelbe ergießen, der engliſchen Schifffahrt und Handlung ebenfalls ſperrte. Hierdurch bewogen, verhängte England eine Blokade der Elbe und überhaupt der Flüſſe und Häfen, von welchen ſeine Schiffe und ſein Handel ausgeſchloſſen wurden. Durch dieſe neuen engliſchen (bloß wörtlichen) Blokaden wurden wiederum die franzöſiſchen Decrete von Berlin und Mailand veranlaßt (ſ. d. Art. Continentalſyſtem). England erließ die bekannten Geheimerathsverordnungen. So war nun aller Seehandel abgeriſſen, und es wurde jene Handelsbedürftigkeit fühlbar, wodurch Völkerverbrüderungen entſtehen. Daher ſuchte man ſich dieſem Druck durch Ausnahmen von den allgemeinen Regeln, denen gemäß aller Handel aufhören mußte, zu entziehen. Der Mangel

der Ausfuhr wurde den Engländern empfindlicher als der der Einfuhr; weßwegen man darauf fallen mußte, vorzüglich die Ausfuhr durch neue Anſtalten zu befördern und zu erleichtern. So wie es vormals Getraide ausgeführt hatte, ſo mußte es nun von Jahr zu Jahr eine größere Quantität deſſelben einführen und von Jahr zu Jahr theurer bezahlen *). So wie es ſonſt Ausfuhrpreiſe ausgetheilt hatte, ſo mußte es nun von Jahr zu Jahr vergrößerte Einfuhrprämien ausbieten. Mithin wurde England, ſeitdem es alle Länder von ſeinem Kunſtfleiße abhängig machen wollte, durch zunehmenden Mangel an Lebensmitteln von andern Ländern und deren Ackerbauerzeugniſſen abhängig. In demſelben Verhältniſſe, in welchem es die Preiſe ſeiner eigenen und (mittelbarer Weiſe) die Preiſe der Fabrikwaaren aller andern Länder zu vermindern ſuchte, ſteigerte es zugleich die Preiſe des Getraides, und verſetzte ſich in eine demüthigende und ſchmerzliche Abhängigkeit. Das Bedürfniß ausländiſcher Getraidezufuhr wurde für England durch den Krieg eben ſo vermehrt, als dieſe erſchwert wurde. Den engliſchen Schiffen waren die Häfen des Continents verſchloſſen; feindliche Schiffe durften nicht in die Häfen Großbritanniens einlaufen; neutrale Schiffe durften ſich nicht den für blokirt erklärten getraidereichen Ländern nähern; neutrale Schiffe, die ſich den engliſchen Geheimerathsverordnungen unterwarfen, waren nach den franzöſiſchen Decreten eine rechtmäßige Kriegsbeute; und Schiffe, welche dieſe Decrete befolgten, wurden in England für gute Priſen erklärt. So wurde das Letztere fremder Hülfe um ſo mehr bedürftig, je mehr es ſich unabhängig zu machen ſuchte. Überdies machte das Grundgeſetz ſeines Seeweſens, die Navigationsacte, alle Einfuhr der unentbehrlichen Lebensmittel unmöglich, wenn dieſe nicht auf engliſchen oder auf Schiffen der Länder geſchah, die ſie erzeugten. Zugleich iſt es die Eigenheit der Engländer, an dem wörtlichen Inhalt ihrer Geſetze zu hangen, und ſie gerade dann für unverbrüchlich zu erklären, wenn die Noth deren ſchnelle Aufhebung zu gebieten ſchien. So wurde die Habeas-Corpus-Acte zwar auf einige Zeit ſuspendirt, aber auch bekräftigt, damit ſie ewig beſtehen möchte. Auf gleiche Weiſe durfte die engliſche Navigationsacte nicht zurückgenommen, ſondern es mußte verſucht werden, durch einzelne Ausnahmen von derſelben Hülfe zu verſchaffen. Dieſe Ausnahmen mußten, weil ſie nie im Allgemeinen verheißen werden konnten, deſto mehr vereinzelt, vervielfältigt, abgewechſelt und als beſondere Gunſtbezeugungen ertheilt werden. Sie empfingen den Namen: Licenzen, um anzudeuten, daß durch dieſelben etwas zeitlich erlaubt werde, was in der Regel und für die Folge der Zeit als verboten und unerlaubt angeſehen werden ſolle. Zu dieſem Licenzenſyſtem wurde England beſonders im Jahr 1808 genöthigt; weßwegen es im November deſſelben Jahres Freibriefe austheilte, die auf Ein Jahr gültig ſeyn ſollten, und die allen Handelsſchiffen, außer den franzöſiſchen, unter der Bedingung angeboten wurden, Getraide nach England zu führen. Zu Ende des Jahrs 1809 wurden dieſe Licenzen für aufgehoben erklärt; es regte ſich nun aber eine neue Noth, welche die frühere zu verdoppeln,

*) Bis zum Jahr 1775 hatte England immer mehr Getraide erzeugt, als es brauchte. Seitdem mußte es daſſelbe in ſteigenden Verhältniſſen (der Quantität und der Preiſe) einführen.

nämlich Mangel [ ] Lebensmitteln durch den Mangel an Ausfuhr der überflüſſigen, in den Magazinen aufgehäuften Fabrik- und Colonialwaaren hervorzubringen drohte. Gleichwie daher urſprünglich jede engliſche Licenz unter der Bedingung ertheilt worden war, daß ein damit ausgeſtattetes Schiff eine Quantität von Getraide herbeiführen mußte, ſo wurde dieſe Bedingung nach Jahresfriſt zurückgenommen, weil entweder eine beruhigende Erfahrung gelehrt hatte, daß mittelſt der ertheilten Freibriefe dem Getraidemangel vorgebeugt worden ſey, oder weil man die Herbeiſchaffung der Lebensmittel dem ungewiſſen Erfolg des geſtörten Handels und den Privatpeculationen der Kaufleute nicht mehr überlaſſen wollte. Denn die engliſche Regierung ließ für ihre eigene Rechnung in andern Ländern Getraide aufkaufen und nach Großbritannien führen. Daher wurde in den ſpäter ertheilten engliſchen Freibriefen nicht mehr die Einfuhr des Getraides, ſondern bloß die Ausfuhr engliſcher Fabrik- und Colonialwaaren zur Bedingung gemacht. Denn die Überladung der Magazine mit beiderlei unverkäuflichen und täglich mehr im Werthe ſinkenden Waarenartikeln wurde als ein Nationalunglück gefühlt. Von nun an wechſelte die Ertheilung der Freibriefe theils nach den Bedürfniſſen des Augenblicks, theils in Rückſicht der Gegenden ab, für welche ſie (bei täglicher Ausdehnung der Blokaden) beſtimmt wurden, theils in Anſehung des Zeitraums, für welchen man ſie ertheilte. Wie demnach das Navigationsgeſetz, welches die Hanſeaten erfunden und England von ihnen angenommen hatte, beſtimmt war, die Producte aller Handelsnationen auf deren eigenen oder auf engliſchen Schiffen nach Großbritannien zu bringen, und wie es fremde Frachtſchifffahrt ausſchließen ſollte, ſo drohten die Licenzen allen eigenen Handel in einen Zwiſchenhandel zu verwandeln, ob ſie wohl durch den letztern den erſtern zu retten ſuchten. Dieſe Ausnahmen, welche England von ſeinen eigenen Seegeſetzen erfand, dienten, wenigſtens auf einige Zeit, zur Handelsregel nicht nur für England, ſondern ſogar für den Continent, weil dieſer in der Anwendung der von England erwählten Kriegsmittel nicht zurückbleiben durfte. Die Ausbreitung dieſer neuen Handelsnorm geſchah ſo ſchnell, als die Dauer der letztern vergänglich und kurz zu ſeyn drohte; und während dieſer Ausbreitung trat die europäiſche, mit einander im Krieg begriffene Handelswelt in ein, entweder ſich ſelber oder andern nicht eingeſtandenes Einverſtändniß, das gegen Nordamerika und gegen deſſen, nach Unentbehrlichkeit und Herrſchaft ſtrebenden Zwiſchenhandel gerichtet war. Ungeachtet England die Licenzen, mittelſt welcher es ſich unentbehrliche Bedürfniſſe zuführen ließ, unter der Bedingung der Ausfuhr von engliſchen und Colonialwaaren ertheilte, ſo ſchienen doch die brittiſchen Licenzen immer begieriger verlangt und immer freigebiger ertheilt zu werden. Daher fand ſich Frankreich bewogen, ebenfalls Freibriefe zu ertheilen, und das Licenzenſyſtem wurde zwar von beiden Kriegsparteien gemeinſchaftlich, aber von jeder nach ihren eigenen Abſichten und Nutzen angewendet. Auf ſolche Weiſe wurden engliſche Licenzen ertheilt, die ſieben Monate lang gültig waren, und die alle (außer franzöſiſche) Handelsſchiffe empfingen, um nach England erlaubte Handelswaaren (wovon nur Stockfiſch, Thran und deutſche Leinwand ausgenommen wurden) in den Häfen, die nördlich der Schelde liegen, einzunehmen und nach England zu führen. Andere Licenzen wurden im Jahr

1810 für einige Monate bewilligt, um die Erzeugniſſe Norwegens, Jütlands und der ſchwediſchen Häfen diesſeit des baltiſchen Meers nach England zu bringen, und aus dieſem den erwähnten Ländern engliſche Waaren zuzuführen. Viermonatliche Freibriefe wurden ausgegeben, um aus Schweden Colonial- und Manufacturwaaren (deren engliſcher Urſprung beglaubigt werden mußte) abzuholen. Um in Norwegen und Dänemark Getraide einzunehmen, wurden Licenzen unter der Bedingung an neutrale Schiffe abgegeben, daß dieſe in Leith anlegen und daſelbſt Tonnengeld bezahlen mußten. Um von Irland abzuſegeln und in die Häfen dieſer Inſel einzulaufen, wurden beſondere Licenzen allen Schiffen bewilligt, die nach Norwegen ſegeln wollten, um daſelbſt für Irland Getraide und andere Bedürfniſſe gegen irländiſche Waaren einzutauſchen. Dreimonatliche Freibriefe wurden ausgeboten, um aus den nordiſchen Häfen jenſeit der Eider alle ſonſt gewöhnlichen und erlaubten Handelswaaren (außer Leinwand) nach England abzuholen. Alle dieſe Licenzen wurden unter der Bedingung ertheilt, daß jedes Schiff, welches mittelſt derſelben in die engliſchen Häfen einlaufen dürfe, aus dieſen wenigſtens 45 Tonnen an Colonialwaaren (Baumwolle ausgenommen) ausführen, und noch dazu bei Helgoland anlegen müſſe. Denn man hatte dieſe Inſel mit dem Privilegium begabt, Freibriefe zu verlangen für nichtfranzöſiſche Schiffe, die von derſelben nach dem Continente ſegeln wollten. Allen Handelsſchiffen, welche ſich (vermöge der erwähnten, 1808 auf Ein Jahr zur Herbeiführung von Getraide und Mehl ertheilten, und 1809 aufgehobenen Licenzen) noch zu Anfang des Jahres 1810 in engliſchen Häfen befanden, wurden beſondere Freibriefe bewilligt, um mit Colonial- und engliſchen Waaren befrachtet, nach Frankreich oder Holland zu fahren. Für Portugal und Spanien wurden zur Ein- und Ausfuhr an alle (nichtfranzöſiſche) Schiffe beſondere Licenzen unter der Bedingung ausgegeben, daß ſie 1. die Wolle aus den Häfen zwiſchen Bayonne und Cap Ortegal, 2. daß ſie andere ſpaniſche Waaren aus den öſtlich vom Cap Gata gelegenen Häfen ausführen durften; ſo wie 3. beſondere Freibriefe ertheilt wurden, um auf engliſchen Schiffen aus Spanien und Portugal amerikaniſche Waaren abzuholen. Gleicher Weiſe wurden den Schiffen aller Flaggen (außer den franzöſiſchen) Licenzen gegeben, um nach den, zwiſchen Orbitello und Creſſero gelegenen Häfen zu ſegeln. Sie empfingen zugleich ein beſonderes Privilegium, welches ihnen verſtattete, beladen oder unbeladen, in die Häfen der Barbarei einzulaufen, um daſelbſt neue Verhaltungsbefehle (wahrſcheinlich echte oder erdichtete Schiffspapiere, wie ſie ſie gerade gebrauchten) zu empfangen. Den Handelsſchiffen aller Flaggen wurden Freibriefe angeboten, um Waaren aus den amerikaniſchen Häfen abzuholen, wobei ihnen zugleich bewilligt wurde, nach Havannah, Weſtindien, Madera und Cadix zu ſegeln, um dort ihre Waaren aus- und wieder einzuladen, Veränderungen in ihren Schiffspapieren, wie ſie etwa nöthig ſeyn möchten, vornehmen, oder ſich auch ganz neue ertheilen zu laſſen, um mit Hülfe derſelben in die engliſchen Häfen einzulaufen. Es wurden hier und da beſondere Anſtalten entdeckt, die unabläſſig beſchäftigt waren, falſche Documente zu verfertigen, und in demſelben Grade zu vervielfältigen, in welchem überall die Formalitäten der Legitimationen und die Eidſchwüre, ohne die forthin die Schifffahrt nicht betrieben werden konnte, vervielfältigt wurden. Die urkund-

lichen Legitimationen mußten daher entweder rechtlicher Weiſe erlangt, oder trüglicher Weiſe verfertigt werden. Daher wurden öffentlich engliſche Licenzen den engliſchen und andern Handelsſchiffen angeboten und ausgefertigt, die mit *ſimulirten* Papieren nach Häfen ſegeln wollten, welche der brittiſchen Flagge verſchloſſen waren. Seine letzte, zuſammenfaſſende und gleichſam ſummariſche Vollendung empfing es durch einen Ordre of Council vom 2. September 1810. Dieſer verhieß Freibriefe allen (außer franzöſiſchen) Handelsſchiffen, die Schleifſteine, Getraide, Mehl, Olivenöl und Wein zuführen würden, und bewilligte ſie ſogar dann, wenn dieſe Schiffe ſich zu gleicher Zeit mit franzöſiſchen Licenzen ausrüſten würden. Es ſchien, daß England *alle Licenzen zu ſimulirten Urkunden* machen wollte, weil die engliſchen verborgen werden mußten vor den Kriegs- und Kaperſchiffen des Continents, indem gegen dieſe und deren Vollſtreckung der franzöſiſchen Decrete nur die franzöſiſchen Freibriefe beſchützen konnten. Dagegen vermochten nur engliſche Licenzen gegen armirte engliſche Schiffe zu ſichern, was ſie um ſo mehr im Stande waren, als, neben engliſchen, auch franzöſiſche Freibriefe auf jedem Handelsſchiffe vorhanden ſeyn durften. Sie wurden aber unter der Bedingung verfreibrieft, daß die dadurch neutraliſirten Handelsſchiffe Ein Drittheil ihrer Tonnenzahl an engliſchen Waaren ausführen mußten, und dagegen franzöſiſche Waaren einführen durften. Von den letztern durften die franzöſiſchen Weine wieder nur ein Drittheil der verfreibrieften Tonnenzahl ausmachen. Dieſen Licenzen lag demnach eine Richtſchnur zum Grunde, welche nur zu leicht entweder zufällig verfehlt oder abſichtlich überſchritten, und in beiden Fällen zu Confiscationen wegen der geringſten Vernachläſſigung des vorgeſchriebenen Verhältniſſes (und ſogar der Formen) Anlaß geben konnte. Gleichwie England zur Ertheilung ſeiner Freibriefe durch Mangel an Lebensmitteln (Getraide, Wein ꝛc.) und noch mehr durch die Furcht vor ſolchem Mangel bewogen wurde, ſo drückte ſich bei Ertheilung der franzöſiſchen Licenzen urſprünglich die Vorſorge für die Herbeiſchaffung der täglich vermehrten Marinebedürfniſſe aus. In dem Verlangen, ſich des eigenen Waarenüberfluſſes zu entledigen, ſtimmte zwar Frankreich mit England überein; aber es blieb fortdauernd, als Unterſchied beider Licenzenſyſteme, der angegebene Grundcharakter. Gleichwie England die Bedingung der Getraideeinfuhr allmälich verſchwinden ließ, ſo gab Frankreich allmälich die ausdrückliche Bedingung der Einfuhr von Marinebedürfniſſen auf; und wie das erſte die Ausfuhr der Colonial- und engliſchen Waaren durch Licenzen zu erleichtern ſuchte, ſo beförderte das letztere durch Freibriefe die Ausfuhr ſeiner Erzeugniſſe, des Weins, Öls, Branntweins ꝛc. und beſonders der Seide. Nachdem Frankreich im September 1809 alle Colonialwaaren für feindliche, und für Waaren engliſchen Urſprungs erklärt, und ſchon zuvor (durch ein Decret vom 20. März 1810) die Benennung der Colonialwaaren auf alle Erzeugniſſe der beiden Indien ausgedehnt hatte, war es als die größte Licenzenbewilligung anzuſehen, die der neutralen Handelsſchifffahrt bewilligt werden konnte, daß die franzöſiſche Regierung ſich am 5. Auguſt 1810 erbot, ihre Decrete in Rückſicht der nordamerikaniſchen Handelsſchiffe vom 1. November deſſelben Jahres an zurückzunehmen, wenn bis dahin die Bedingungen, die ſie vorſchrieb, erfüllt ſeyn würden. Dadurch genehmigte ſie die Einfuhr aller, zuvor als feindlich ver-

worfener Colonialwaaren, die unter nordamerikaniſcher Flagge aus Oſt- und Weſtindien herbeigeführt werden würden, unter der Bedingung, daß die indeſſen auf dem Continente ausgeſchriebene große Steuer von den Colonialwaaren bezahlt werden mußte. So ließ Frankreich in den Hanſeſtädten, bevor ſie mit Frankreich vereinigt wurden, eine beſtimmte Anzahl von Licenzen austheilen, wodurch es den Schiffen derſelben erlaubte, „daß ſie ihre Ladungen von Getraide, Mehl und andern Artikeln und Erzeugniſſen Deutſchlands, überall, wohin ſie der Verſender beſtimmen würde (mithin ſogar in England), ausladen durften." Dabei wurde jedoch die unverletzliche Vorſchrift gemacht, daß ſolche verfreibriefte hanſeatiſche Schiffe entweder mit Ballaſt oder mit Holz, Hanf, Pech und mit andern nordiſchen Producten, die zum Dienſt der Marine geeignet ſind, oder mit leinenem oder hanfenem Garne, mit Stahl, Kupfer, Senſen und einigen andern Artikeln der deutſchen Staaten in den Häfen von Dünkirchen, Bordeaux oder Nantes einlaufen müßten, um eine Rückladung von Wein, Branntwein oder franzöſiſchen Fabrikaten einzunehmen. Dadurch wurde eine heimliche Fahrt dieſer Schiffe nach England, und noch außerdem verhindert, daß ſie aus den brittiſchen Häfen mit engliſchen oder Colonialwaaren befrachtet zurückkehren konnten. Daher wurden ſie auch zur Beobachtung vieler Formalitäten angehalten, und empfingen bloß gegen eine, nach der Tonnenzahl beſtimmte, nicht unbedeutende Abgabe die Freibriefe, wodurch ſie zu Frachtſchiffen erwählt wurden, um die franzöſiſchen Waaren nach Deutſchland und nach dem Norden zu führen, und zu deren Einkauf die Gelder zu verwenden, welche ſie für die Zufuhren von Getraide, Mehl u. ſ. w. einnahmen, die ſie nach England brachten. Im Allgemeinen wurden die franzöſiſchen Licenzen vorzüglich den Nordamerikanern, und dann auch den Barbaresken und andern Handelsſchiffen ertheilt. Solche Freibriefe bezogen ſich wieder auf die Einfuhr einzelner Waarenartikel, z. B. Potaſche, Gummi, Soda ꝛc. Auf ſolche Waaren wurden daher auch beſondere Abgaben gelegt, ſobald deren Einfuhr nur durch beſondere Licenzen verſtattet wurde. Vom Ende des Jahres 1810 an wurden franzöſiſche Freibriefe beſonders an illyriſche, neapolitaniſche und osmaniſche Schiffe unter der Bedingung ertheilt, daß ſie die Hälfte ihrer Ladungen in franzöſiſchen Seidenwaaren, und an nordamerikaniſche und hanſeatiſche Schiffe mit der Vorſchrift, daß ſie Ein Drittheil in franzöſiſchen Weinen und Liqueuren, und Ein Drittheil in ſeidenen franzöſiſchen Zeugen einnehmen mußten. Mit ſolchen Licenzen ſegelten täglich Handelsſchiffe aus Frankreich nach England, welche franzöſiſche Batiſte (wovon in Friedenszeiten der größte Theil nach England ging), Olivenöl, Wein, Branntwein ꝛc. und auch Getraide dahin führten. Dagegen holten dieſe verfreibrieften Schiffe aus England ab Färbehölzer, Pfeffer, Indigo, Piment ꝛc., und überhaupt Colonialwaaren. Durch ein Decret vom 18. October 1810 wurde Amſterdam zum Hauptſtapelplatz (oder, nach neuem Sprachgebrauch, zur Handelsſtation) für den Durchganghandel nach der Schweiz und nach Deutſchland, vom 1. Januar 1811 an, beſtimmt. Gleicher Weiſe wurde Hamburg angewieſen, ſowohl mit ſeinen eigenen, als mit den däniſchen, nach Hamburg geführten und daſelbſt an Frankreich verſteuerten Vorräthen von Colonialwaaren den Continent zu verſorgen. Beide Handelsſtädte empfingen demnach Licenzen zu einem an ſich verbotenen Handel, wozu ihnen

auch verſchiedene Länder zu Marktplätzen angewieſen wurden, indem Amſterdam ſeine alten und ſeine neu erlangten Vorräthe lediglich in Frankreich, und Hamburg die ſeinigen lediglich in Deutſchland abſetzen durfte. Nachdem die Hanſeſtädte Frankreich einverleibt worden waren, gab ſogar England die in Beſchlag genommenen hanſeatiſchen Schiffe unter der Bedingung wieder frei, daß ſie ſich mit engliſchen Licenzen verſehen, und mit engliſchen Waaren beladen werden mußten, um auf ſolche Weiſe aus den engliſchen Häfen auszulaufen. Gleichwie England im October 1811 beſondere Freibriefe ertheilte, um franzöſiſche Seide aus den Häfen zwiſchen Antwerpen und Havre nach England zu bringen, ſo gewährte Frankreich beſondere Freibriefe zur Ausfuhr der Seide, deren Erzeugung es auf alle Weiſe, und auch dadurch zu befördern ſuchte. Daher wurden z. B. am 5. Decbr. 1811 ſechs franzöſiſche Licenzen den Häfen von Rouen und Havre de Grace bewilligt, um 25,000 Kilogramme Seide auf zwei Fahrten auszuführen. Dagegen mußten die Schiffe, welche ſie empfingen, entweder leer zurückſegeln, oder ruſſiſche Producte, Segeltuch, Hanf ꝛc. zurückbringen; jedoch durfte der Werth dieſer Waaren den der ausgeführten Seide nicht überſteigen. Überhaupt nahm Frankreich bei Ertheilung ſeiner Freibriefe immer auf die Bedürfniſſe der Provinzen Rückſicht, für deren Handel und Häfen ſie ertheilt wurden. Dies geſchah beſonders ſeit dem Anfang des Jahres 1812, weßwegen z. B. die verfreibriefte Ausfuhr von Dünkirchen und Oſtende zu zwei Drittheilen in Leinwand, Kammertuch, Linon, Spitzen, Porzellan und Bijouterie beſtehen, dagegen aber Colonialwaaren, Färbehölzer, Leder und Arzneimittel eingebracht werden durften. Zu Ende des Jahres 1810 (am 31. December) erließ Rußland einen Ukas, wodurch es dem größten Theil der zuvor erlaubten ausländiſchen Waaren die Einfuhr verſagte, und wodurch es den Zwieſpalt vergrößerte, der zwiſchen demſelben und Frankreich entſtanden war. Je mehr dadurch England veranlaßt wurde, beharrlich bei ſeinem Blokadeſyſtem und bei ſeinen Geheimerathsverordnungen zu bleiben, und je weniger deßwegen Frankreich von ſeinen Decreten von Berlin und Mailand abzuweichen vermochte, deſto mehr fand ſich Anlaß, Licenzen zu ertheilen. Denn es wurde das Bedürfniß täglich mehr gefühlt, mittelſt derſelben die neutralen Schiffe durch die Blokadelinie zu führen, und ſie den engliſchen Geheimerathsverordnungen ſowohl, als den franzöſiſchen Decreten zu entziehen. Rußland hatte nach dem tilſiter Frieden viele Confiscationen engliſcher Schiffe und Waaren vorgenommen, um werkthätig ſeine Anhänglichkeit an dem Continentalſyſtem zu beweiſen. Als es hierauf theils befürchtete, daß England nicht mehr ſeine Licenzen zum Handel nach Rußland und zur Abholung von deſſen Erzeugniſſen bewilligen möchte, theils mit Frankreich in Mißverhältniſſe gerieth, die täglich größer und ausſichtloſer wurden, ſo ertheilte es im Frühjahre 1811 Licenzen, durch die es die Einfuhr der engliſchen Manufactur- und Colonialwaaren bewilligte, und dagegen die Ausfuhr ruſſiſcher Erzeugniſſe zur Bedingung machte. Dadurch wurde der zu Ende des Jahres 1810 ertheilte Ukas wegen Confiscation feindlicher Waaren zurückgenommen. Großbritannien kam nun dieſer veränderlichen Bereitwilligkeit entgegen, indem es Freibriefe zur Einfuhr ruſſiſcher Producte ertheilte, ohne ſogar die Bedingung beizufügen, daß Rußland dagegen engliſche Waaren anzunehmen hätte. Dies geſchah, als die-

ſes ſich eben ſo England zu nähern ſuchte, wie es mit Frankreich in immer größere Uneinigkeit gerieth. Daher wurde von Großbritannien, um den Vortheil des Augenblicks zu benutzen, zu Anfang des Jahres 1812 verordnet, daß jedes Handelsſchiff, welches mit Licenzen nach der Oſtſee ſegle, ſich verbindlich machen müſſe, auf jede Tonne für fünf Pf. Sterling engliſche oder Colonialwaaren zu laden und auszuführen; und daß es ihm nur unter dieſer Bedingung verſtattet werde, ruſſiſche Waaren nach England zu bringen. Dadurch und durch die ruſſiſchen Licenzen kamen große Vorräthe von Zucker und Caffée, von Spezereiwaaren und von geſponnener Baumwolle ꝛc. nach Rußland; und der tief geſunkene ruſſiſche Cours fing an wieder zu ſteigen. Unter gleichen Verhältniſſen ertheilte Schweden 1812 Licenzen und zwar aus dem Grunde, weil die Ernte des Jahrs 1811 ſchlecht ausgefallen war und dem Getraidemangel vorgebeugt werden ſollte. Durch ſie wurde die Einfuhr ausländiſchen Getraides unter der Form eines Tauſchhandels gegen Salz erlaubt, um ſo mehr, da noch ein zu dem Bedarf von zwei Jahren hinreichender Salzvorrath vorhanden war, und man die nachtheilige Wirkung der ausländiſchen Getraideeinfuhr auf den Wechſelcours verhindern wollte. Am 29. Juli 1812 erließ die ſchwediſche Regierung ein Navigationsgeſetz, in welchem es den Handelsſchiffen aller Länder und Parteien eine allgemeine Licenz zu einer in dieſen Verhältniſſen beſchränkten Einfuhr und zu einer unbeſchränkten Ausfuhr ertheilte, wodurch Schweden ſich in große Vortheile ſetzte. In England wurde die Licenzenertheilung (ſelbſt an die Handelsſchiffe der vereinigten Staaten, von denen ihm 1812 der Krieg erklärt worden war, in Rückſicht des Handels mit Portugal) ſo häufig vorgenommen, daß der Marquis von Lansdown am 28. Febr. 1812 im Parlament behauptete, es ſeyen jährlich 16,000 engliſche Freibriefe ausgegeben worden, und nur im Jahr 1811 habe ſich dieſe Zahl auf 8000 vermindert wegen Unterbrechung des Handels von der Inſel Helgoland nach dem Continente. Man erzählte in England, und beklagte mit patriotiſcher Furcht, daß durch das Licenzenſyſtem eine ungeheure Menge engliſcher Waaren in die Macht des Feindes gegeben werde; daß auf 1500 neutralen Schiffen, welche mit engliſchen Licenzen nach den nordiſchen Meeren, und beſonders in die Oſtſee ſegelten, kriegs- und ſeefahrtgeübte Feinde Englands gebildet; daß 50,000 Matroſen durch ſolche Licenzen beſchäftigt würden, die künftig zur Bekämpfung Englands angewendet werden würden. Man beklagte, daß England dadurch jährlich einen Aufwand von zehn Millionen Pf. St. baaren Geldes machen müſſe, um den verfreibrieften Handelsſchiffen die Fracht zu bezahlen. Man ſagte in England, daß dies eine Haupturſache von dem fortdauernden Sinken des Wechſelcourſes und von dem Verſchwinden des baaren Geldes ſey. Man behauptete zugleich, daß das Licenzenſyſtem alle Moralität in der Handelswelt vernichte. Denn die, ſo ſagte man, mit engliſchen Freibriefen ausgeſtatteten Schiffer verſorgten ſich mit falſchen Papieren, und ſie und die ganze Schiffsmannſchaft, wenn ſie in den beſtimmten Häfen anlangten, beſchwören fälſchlich, daß das Schiff wirklich und unmittelbar aus den Ländern und Häfen komme, worauf ihre Papiere verlauteten. V.

Freiburg, die Hauptſtadt des ehemaligen Breisgaues beim Anfange des Schwarzwaldes, am Fluſſe Treiſſam mit 8000 Ein-

wohnern. Sie hat eine im Jahr 1450 geſtiftete Univerſität, ein Gymnaſium und ein ſchön gebautes Münſter mit einem kunſtreichen hohen Thurm. Die Stadt war ehemals eine treffliche Feſtung, allein die Franzoſen, welche ſie im Jahre 1744 eroberten, ſchleiften die Werke. Auch hat dieſen Namen eine Stadt nebſt Canton in der Schweiz, und endlich eine Stadt in Thüringen an der Unſtrut.

Freicorps, eine aus mehreren Compagnien, Bataillons oder Regimentern beſtehende Abtheilung von freiwilligen unter einem Chef, aber nicht unter ſo ſtrenger Kriegszucht ſtehenden Truppen; wie z. B. in dem letzten Kriege das lützow'ſche. Dieſe Truppen werden vortheilhaft zu dem ſogenannten kleinen Kriege, zum Abſchneiden der feindlichen Zufuhr, der Ergänzungsmannſchaften, der Depeſchen und Couriere, ſo wie zur Auskundſchaftung der feindlichen Bewegungen angewendet, wie der vorige Krieg gelehrt hat.

Freidank. Unter dem Namen Frygedank, Frydank, Freydank haben wir ein moraliſches Gedicht in kurzen gereimten Verſen (meiſtentheils vierfüßigen Jamben), welches in das dreizehnte Jahrhundert, und wahrſcheinlich nicht in die letzte, ſondern noch in die erſte Hälfte deſſelben gehört. Zweifelhaft indeß iſt es, ob Freidank der wirkliche, oder (was am wahrſcheinlichſten iſt) bloß ein angenommener Name des Verfaſſers ſey, der vielleicht auf die Freimüthigkeit der Gedanken in dieſem Gedichte Beziehung hat. Von den Lebensumſtänden des Verfaſſers, für den man unrichtig den Kaiſer Maximilian gehalten hat, iſt gar nichts bekannt. Das Gedicht gehört unſtreitig zu den ſchätzbarſten Denkmälern der altdeutſchen Lehrpoeſie, und hatte ehedem ein ausgezeichnetes, claſſiſches Anſehn. Es führt den Titel **Beſcheidenheit**, und handelt in 4138 Verſen vorzüglich von der Tugend, im moraliſchen Thun und Laſſen das gehörige Maß zu halten. Die Lehren ſelbſt hängen nicht zuſammen, ſondern beſtehen meiſtens in kurzen Sprüchen, Lebensregeln und Betrachtungen, die zwar öfters lange von einem Hauptſtücke handeln, aber unter ſich nicht verknüpft ſind. Es herrſcht im Ganzen nicht ſowohl eigentliche Poeſie als vielmehr Energie der Gedanken. Wir beſitzen mehrere Handſchriften und Drucke des Freidanks, z. B. in Müllers Sammlung. Seb. Brandt u. A. haben es umgearbeitet, erweitert und erklärt, ſ. Leſſing Beiträge zur Geſchichte und Literatur.

Freie Künſte, ſ. Kunſt.

Freigeding, ſ. Vehmgericht.

Freigeiſt wird gewöhnlich derjenige genannt, der die Lehren der geoffenbarten Religion verwirft, und blos die der natürlichen annimmt. Deßhalb nennt man ihn auch einen **Naturaliſten**. Auch braucht man das Wort **Deiſt** (von deus, Gott), weil ein ſolcher zwar an Gott überhaupt glaubt, aber nicht an dasjenige, was die Offenbarung von Gott lehrt, wenn nicht auch die Vernunft daſſelbe lehrt. Es iſt jedoch dieſer Redegebrauch nicht zu billigen. Denn einen **freien** Geiſt zu haben oder zu behaupten, iſt Pflicht jedes Menſchen, als eines vernünftigen Weſens. Iſt doch Gott ſelbſt der **freieſte Geiſt**, und Gott ähnlich zu werden, iſt ja, ſelbſt nach der Lehre der Offenbarung, das höchſte Ziel des menſchlichen Strebens. Richtiger würde es daher ſeyn, denjenigen einen **Freigeiſt** zu nennen, der ſich von den Banden des Irrthums und des Laſters, von welchen die meiſten Menſchen umſtrickt

ſind, möglichſt loszumachen ſucht. Man vergl. übrigens den Artikel Freiheit. D.

Freigelaſſene hießen bei den Griechen und Römern die von ihren Herren in Freiheit geſetzten Sclaven. Ein römiſcher Freigelaſſener trug zum Zeichen der Freiheit eine Mütze oder einen Hut, nahm den Namen ſeines Herrn an, und wurde von dieſem mit einem weißen Kleide und einem Ringe beſchenkt. Durch eine Verordnung des Servius Tullius bekam er zwar mit der Freiheit das Bürgerrecht, gehörte aber zu den Plebejern und konnte nie zu einem Ehrenamte gelangen. Der Freigelaſſene blieb zu ſeinem ehemaligen Herrn ſtets in einem gewiſſen Verhältniß der Pietät. Sie waren ſich gegenſeitige Hülfe und Unterſtützung ſchuldig. Als in der ſpätern Zeit die Zahl der Freigelaſſenen übermäßig zunahm, und ſie ſich durch angemaßte Gewalt und Reichthümer ſelbſt ſchwachen Kaiſern furchtbar machten, erſchienen allerlei Verordnungen, ſie zu beſchränken. So durften von 20,000 Sclaven im Teſtament nicht über 100 in Freiheit geſetzt werden. Außer dieſer Freilaſſung eines Sclaven per testamentum, gab es noch zwei andere feierliche Arten, per censum und per vindictam. Erſtere beſtand darin, daß der Herr ſeinen Sclaven in die Bürgerliſte des Cenſors eintragen ließ. Vom Tage der Luſtration an wurde alsdann der Sclav für einen römiſchen Bürger angeſehen. Die letztere Art war die feierlichſte. Der Herr führte den Sclaven bei der Hand zum Prätor oder Conſul, und ſagte: „Ich will, daß dieſer Mann frei ſey nach Recht und Gewohnheit der Römer.“ Gab der Prätor ſeine Einwilligung, ſo ſchlug er mit einem Stabe auf den Kopf des Sclaven und ſagte: „Ich erkläre dieſen Mann für frei nach der Gewohnheit der Römer.“ Darauf drehte der Lictor oder der Herr den Freizulaſſenden in einem Kreiſe herum, gab ihm einen Backenſtreich und entließ ihn mit dem Bedeuten, daß er hingehen könne, wohin er wolle. War dieſe Ceremonie beendigt, ſo trug der Schreiber die ganze Verhandlung in das Protokoll des Prätors ein, und der Sklave holte ſich den Hut, als das Zeichen der erlangten Freiheit, im Tempel der Göttin Feronia.

Freigericht, Freigraf, } ſ. d. Art. Vehmgericht.

Freigut. Dieſes Wort wird in verſchiedenen Bedeutungen gebraucht. Ein Mal bezeichnet es Güter und Waaren, die von gewiſſen Abgaben frei ſind, dann ein freies Landgut, auf welchem keine Lehnspflichten haften, ein frei eigenes Gut; dann auch ein Bauergut, welches nicht zu Frohnen und andern Dienſtbarkeiten verpflichtet iſt, ſondern nur die gewöhnlichen Landſteuern oder einen Freizins bezahlt. In gewiſſen Gegenden nennt man ſie Freimannshufen. In manchen Ländern verſteht man unter Freigut ein ſolches, welches von Kriegs- und andern Laſten frei iſt, und nur auf männliche Erben fällt; im Hildesheimiſchen und Weſtphäliſchen aber das Gut eines Freimannes, das gegen Bezahlung eines gewiſſen Zinſes, der Freibede oder Leibbede, von einigen Laſten der Leibeigenſchaft frei iſt, aber doch nicht willkürlich verkauft werden darf.

Freihafen iſt ein freier oder mit verſchiedenen Freiheiten begabter Hafen, wo Schiffe aller Völker frei und ohne Zoll einlaufen und handeln können.

Freiheit iſt, poſitiv ausgedrückt, daſſelbe, was man mit einem negativen Ausdruck *Unabhängigkeit* nennt. So viel Arten der Abhängigkeit es alſo gibt, ſo viel Arten der Freiheit gibt es auch. Der Baum iſt abhängig von dem Boden, in welchem er gewurzelt iſt und von welchem er ſeine Nahrung zieht; er verſinkt mit dieſem Boden rettungslos in den Abgrund der Erde. Unabhängig iſt der Vogel von dem Baume, auf dem er ſitzt, und dem Boden, in dem der Baum wurzelt; frei ſchwingt er ſich auf in die Lüfte, wenn Baum und Boden unter ihm verſinken. Man ſieht, daß hier unter *Freiheit* nichts anders zu verſtehen ſey, als das Vermögen der willkürlichen Bewegung, wodurch ſich die Thierwelt von der Pflanzenwelt im Ganzen unterſcheidet. Dieſe Freiheit hat der vernünftige Menſch mit dem vernunftloſen Thiere gemein. Sie muß alſo *thieriſche* oder *animaliſche Freiheit* genannt werden. Dieſe Freiheit iſt offenbar ſehr beſchränkt. Denn wie ſehr ſich auch das Thier willkürlich bewege, es iſt doch an die *Erde* überhaupt gefeſſelt, und der ſtolze Aar kann ſich ſo wenig als der ihm nachſtrebende Menſch über einen gewiſſen Punkt in der Atmoſphäre hinaus erheben. Auch kann dieſe Freiheit durch zufällige Umſtände mehr oder weniger beſchränkt oder gar aufgehoben werden. Der kranke, eingekerkerte, gefeſſelte Menſch befindet ſich hier wieder in gleichem Falle mit jedem vernunftloſen Thiere, das erkrankt, eingeſperrt oder angeſchloſſen iſt. Es gibt aber auch eine Freiheit, die ſich der vernünftige Menſch vorzugsweiſe vor dem bloßen Thiere beilegt. Dieſe heiße alſo die *menſchliche* oder *humane*. Sie iſt wieder eine doppelte, eine *innere*, welche den Menſchen an und für ſich ſelbſt betrachtet, und eine *äußere*, welche ihm, im Verhältniſſe zu andern Menſchen betrachtet, zukommt. In Beziehung auf das Handeln heißt jene die *ſittliche* oder *moraliſche*, dieſe die *rechtliche* oder *juridiſche* Freiheit, von welcher die *bürgerliche* oder *politiſche* nur eine beſondere Modification iſt. Die *ſittliche Freiheit* (Freiheit des Willens) iſt nämlich das Vermögen, ſich ſelbſt, unabhängig von den Foderungen des ſinnlichen Triebes, nach den höhern Foderungen der Vernunft (den ſittlichen oder Willensgeſetzen) zu beſtimmen. Ob dem Menſchen ein ſolches Vermögen abſoluter Selbſtbeſtimmung zukomme oder nicht, iſt von jeher ein ſchwieriger Streitpunkt geweſen. Wenn man aber bedenkt, daß alle ſittliche Beurtheilung menſchlicher Handlungen, mithin auch alle Zurechnung und Vergeltung derſelben wegfallen würde, wenn der Menſch nicht frei wäre, daß ferner jedem unbefangenen Menſchen ſein innerſtes Gefühl ſagt, er könne allen Reizungen zum Böſen widerſtehen und ſeine Pflicht erfüllen, wenn er nur ernſtlich wolle, daß endlich auch den ärgſten Böſewicht ſein Gewiſſen von Zeit zu Zeit mit unerbittlicher Strenge wegen ſeiner böſen Handlungen als ſolcher, die er hätte unterlaſſen ſollen und können, zur Rechenſchaft zieht: ſo dürften wohl diejenigen Recht haben, welche behaupten, es ſey practiſch nothwendig für den Menſchen, an ſeine Freiheit zu glauben, wenn er auch die Möglichkeit eines ſo erhabenen Vermögens in einem Weſen, das zugleich der Naturnothwendigkeit unterworfen iſt, nicht einſehn und begreifen könne. Die *rechtliche Freiheit* aber iſt die Befugniß, von ſeinen Kräften einen von der Willkür Andrer unabhängigen Gebrauch im Verkehr mit ihnen zu machen. Da der Menſch ſehr natürlich immerfort nach Erweiterung ſeines Wirkungskreiſes

ſtrebt, ſo wird er, ſich ſelbſt überlaſſen, zwar für ſich dieſe Freiheit fodern, aber ſie Andern nur ſofern geſtatten, als es ſeinen Bedürfniſſen angemeſſen iſt. Damit alſo die rechtliche Freiheit Allen im möglichſten Umfange zukomme, und überhaupt die Idee des Rechts in der Sinnenwelt realiſirt werde, fodert die Vernunft einen Verein der Menſchen, in welchem der Geſammtwille in der Geſtalt eines Geſetzes und die Geſammtkraft in der Geſtalt eines Herrſchers an die Stelle des Privatwillens und der Privatkraft trete. Ein ſolcher Verein heißt eine bürgerliche Geſellſchaft oder ein Staat (griechiſch Polis). Daher heißt die rechtliche Freiheit eine bürgerliche oder politiſche, wiefern ſie im Staate geſetzlich anerkannt und gehandhabt wird. Manche unterſcheiden indeſſen die politiſche Freiheit von der bürgerlichen dadurch, daß ſie jene auf den ganzen Staat, wiefern er theils unabhängig von andern Staaten iſt, theils keinen erblichen Herrſcher hat, ſondern als ein ſogenannter Freiſtaat von erwählten Perſonen regiert wird — dieſe aber auf die einzelnen Bürger beziehen, wiefern deren gegenſeitige Verhältniſſe dergeſtalt beſtimmt ſind, daß es unter ihnen keinen gebornen Herrn und Diener gibt. Auf dieſe letzte Art der Freiheit bezieht ſich auch der in neuern Zeiten durch die franzöſiſche Revolution ſo berühmt und faſt berüchtigt gewordene Ausdruck: Freiheit und Gleichheit. Man foderte nämlich, daß jeder im Staate Geborne als ein Freigeborner und mit Andern in Anſehung des Rechtes überhaupt Gleichgeſetzter betrachtet werden ſollte. Es war alſo, wie man jenen Ausdruck oft mißverſtanden und mißdeutet hat, nicht von einer Aufhebung aller bürgerlichen Unterordnung und aller Ungleichheit in Anſehung einzelner Rechte (des Beſitzes oder Vermögenszuſtandes) die Rede, ſondern von Aufhebung aller Arten von Sclaverei, Leibeigenſchaft, Erbunterthänigkeit und privilegirter Herrſchaft des einen Bürgers über den andern. Die alten Politiker nannten dieſe Freiheit und Gleichheit der Bürger Iſonomie, Gleichheit des Geſetzes oder vor dem Geſetze, und betrachteten ſie mit Recht als die Grundlage jedes wohlorganiſirten Staates. D.

Freiheit im kirchlichen Sinne findet allenthalben Statt, wo der Staat die öffentliche Übung verſchiedener Religionen neben einander erlaubt. In Staaten, die den öffentlichen Gottesdienſt und die Ausübung kirchlicher Gebräuche nur in der Form einer beſtimmten Religion oder Religionspartei genehm halten, und keine andere neben ihr dulden, kann von dieſer Freiheit nicht die Rede ſeyn. Sie nicht zu geſtatten, war von jeher die Maxime der Fürſten und Geſetzgeber, welche die bindende Kraft eines beſtimmten Religionsglaubens für politiſche Zwecke in Anſpruch nahmen. Und ſie handelten darin ganz folgerecht. Sey nun entweder die Staatsverfaſſung theokratiſch, wie die moſaiſche war, oder vereinige ſich die höchſte geiſtliche Gewalt mit der höchſten bürgerlichen in einer Perſon, wie in Tibet, oder habe die Monarchie ihren Thron auf den herrſchenden Glauben der Nation an die Heiligkeit einer gewiſſen Religion gebaut, und ihre Regierungsweiſe mit den Grundanſichten und Formen dieſes Glaubens verflochten, wie ehedem in Spanien und Portugal, wo der Catholicismus durchaus national geworden iſt; immer wird, ſo lange es bei der alten Verfaſſung, und damit jede Unzufriedenheit verhütet werde, auch bei der anfänglichen Culturſtufe des Volks bleiben ſoll, zur Aufrechthal-

tung derſelben Einheit der Volksreligion erfoderlich, und jede davon abweichende Lehrmeinung oder Religionsübung zu unterdrücken ſeyn. Die Weltgeſchichte gibt auffallende und oft ſchreckliche Beweiſe der Conſequenz und Strenge, mit der dieſe Maxime in Anwendung gebracht worden iſt. Des Fanatismus der Orientalen nicht zu gedenken, dürfen wir hier nur an die Judenverfolgungen im Mittelalter, an die Dragonaden Ludwigs XIV., an die Inquiſition und ihre Auto da Fe's erinnern. Dieſe alte Staatsmaxime der Intoleranz mußte aber immer mehr von ihrer Kraft und Bedeutung verlieren, je mehr einer Seits die Völker durch Handel und Wiſſenſchaften mit einander in Berührung kamen und heller denken lernten, ander Seits die Fürſten und ihre Rathgeber einſahen, das Wohl der Unterthanen, der wahre Endzweck des Staats, werde nicht durch den Ruhm einer einſeitigen Rechtgläubigkeit, nicht durch einen vernunftwidrigen und alle freie Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes lähmenden Gewiſſenszwang, ſondern vielmehr durch Anregung und liberale Unterſtützung dieſer Thätigkeit gefördert. Aufmunternde Beweiſe davon gaben England, Holland und diejenigen deutſchen Länder, welche jeder Religion freie Übung verſtatteten, und dabei ſowohl an Bevölkerung als auch an Wohlſtand und Bildung zunahmen, während Spanien, Frankreich und einige deutſche Staaten, wie Salzburg und die Pfalz, ihre fleißigſten Unterthanen umbringen oder auswandern ließen. Man überzeugte ſich, daß jede Religion, was ſie ſonſt auch lehre, wenn ſie nur Achtung gegen die bürgerlichen Geſetze und Gehorſam gegen die Obrigkeit gebietet, mit dem Endzwecke des Staats verträglich iſt, und konnte bei dem veränderten Zeitgeiſte das Aufkommen anderer Religionen neben der herrſchenden eben ſo wenig ganz verhindern als ferner noch gefährlich finden. Rußland hat, ungeachtet es die griechiſche Kirche für die herrſchende erkennt, ſchon ſeit dem 16. Jahrhundert den Armeniern, ſeit dem Anfange des 17. den Lutheranern und Reformirten, ſeit 1683 den Catholiken, und ſeit der Regierung Catharinens II. allen Religionen überhaupt freie Übung verſtattet; fünf chriſtliche Religionsparteien und die Juden halten in neun lebenden Sprachen zu Petersburg ihren Gottesdienſt; in Georgien und Taurien haben die Mohammedaner Moſcheen. Auch Polen bekannte ſich ſeit ſeiner Wiederherſtellung zu den franzöſiſchen Grundſätzen der Toleranz. In Ungarn genießen ſeit dem Ende des 17. Jahrhunderts die Griechen, und die Proteſtanten ſchon ſeit der Reformation gleiche, obwohl oft gekränkte Rechte mit den Catholiken, auch Socinianer und Juden wenigſtens freie Religionsübung. In Deutſchland hat der weſtphäliſche Friede die freie Religionsübung den Proteſtanten in katholiſchen Ländern und den Catholiken in proteſtantiſchen Ländern ſicher geſtellt. Die deutſchen Kaiſer nahmen zwar für ihre Erbſtaaten dieſen Grundſatz nicht an, doch gab Joſeph II. 1781 den Proteſtanten völlige Religionsfreiheit. In Preußen und den übrigen deutſchen Staaten haben die drei Hauptconfeſſionen der occidentaliſchen Chriſtenheit ſeit der Entſtehung des Rheinbundes nicht nur dieſe Freiheit, ſondern auch ganz gleiche bürgerliche Rechte, welche Confeſſion auch die herrſchende geweſen ſey, ſo daß Proteſtanten in catholiſchen Ländern und Catholiken in proteſtantiſchen Ländern zu allen Civilämtern gelangen können. Daneben dürfen auch die Griechen, wo ſie ſich des Handels wegen aufhalten, den Gottesdienſt nach ihrer Weiſe begehen, und keine mit den

Hauptlehren des Chriſtenthums übereinſtimmende Religionspartei iſt von der allgemeinen Duldung ausgeſchloſſen. In Sachſen wurde unter ruſſiſchem Gouvernement 1814 auch die griechiſche Religionspartei in bürgerlichen Rechten den übrigen gleichgeſtellt. Schweden, das unter allen europäiſchen Staaten am ſtrengſten über die echt evangeliſch-lutheriſche Lehre hält, hat durch einen Reichstagsbeſchluß von 1779 ebenfalls allgemeine Toleranz bewilligt. Dänemark that dies ſchon etwas früher. In England ſetzte Wilhelm III. 1689 für die proteſtantiſchen Nonconformiſten in allen drei Reichen die Toleranzacte durch; die davon ausgeſchloſſenen Catholiken ſind erſt 1778 zur freien Religionsübung gelangt, um völlige Gleichheit der bürgerlichen Rechte mit den Proteſtanten kämpfen ſie aber noch immer. Holland hat den Chriſten und Juden aller Confeſſionen die Freiheit der Religionsübung, ſo lange es ein Freiſtaat war, immer aber die Gleichheit bürgerlicher Rechte mit den Gliedern der ſonſt herrſchenden reformirten Kirche, den Catholiken und Juden erſt durch die Conſtitution vom Jahre 1801 zugeſtanden, und ſeine Vereinigung mit dem franzöſiſchen Reiche hatte nichts darin verändert. In der Schweiz galt vor 1798 nur die helvetiſch-reformirte Confeſſion und der Catholicismus, aber die vom franzöſiſchen Directorium aufgedrungene Conſtitution dieſes Jahres gab auch den übrigen chriſtlichen Confeſſionen freie Religionsübung und die Conſtitutionen von 1802 und 1803 beſtätigten ſie. Die Juden genießen dieſes Recht unter vielen Einſchränkungen nur im Aargau. In Frankreich kam es nach oftmaligen ſchrecklichen Verfolgungen der Proteſtanten erſt 1788 zur geſetzlichen Duldung aller Nichtcatholiken, welche ihnen jedoch keineswegs öffentlich freie Religionsübung und noch weniger gleiche bürgerliche Rechte mit den Catholiken geſtattete. Da aber die Revolution nicht nur allen Religionszwang, ſondern endlich auch alle chriſtliche Religionsübung aufhob, ſo war es dem erſten Conſul Napoleon Bonaparte leicht, bei der Wiederherſtellung derſelben durch das Concordat von 1801 allen in Frankreich lebenden Religionsparteien gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten zu ſichern. Er blieb auch als Kaiſer politiſcher Zwecke wegen der entſchiedenſte Freund einer allgemeinen Toleranz, und ſein mächtiger Einfluß hatte auch Italien und die pyrenäiſche Halbinſel, ſo weit ſie von ſeinen Armeen beſetzt war, zur Gleichſtellung aller Religionsparteien genöthigt. Ihm verdanken auch die Juden, die ſich ſonſt durch ihr Geld und ihr Gewicht für den Handel in allen Staaten Europens, außer Portugal und Spanien, mehr oder weniger freie Religionsübung zu verſchaffen gewußt hatten, das Glück, dieſe Freiheit nicht nur geſichert, ſondern ſich auch im franzöſiſchen Reiche und in mehreren Staaten des Rheinbundes in den ſeit beinahe 18 Jahrhunderten entbehrten Beſitz des Bürgerrechts geſetzt zu ſehen. In wieweit dieſe dem Geiſte des Zeitalters angemeſſenen Grundſätze einer allgemeinen Toleranz in Italien, ſeit der Wiederkehr des Papſtes, und in Spanien, ſeit Ferdinands VII. Thronbeſteigung ſich erhalten werden, ſcheint jetzt zwar zweifelhaft; allein die Finſterniß kann nie das einmal angebrochene Licht überwinden und verdunkeln; Jeſuiten und Inquiſition haben ſich überlebt. Die Türken mußten den bei der Eroberung des griechiſchen Kaiſerthums vorgefundenen griechiſchen Chriſten, um ihres Gehorſams gewiß zu ſeyn, freie Religionsübung geſtatten, und ſie iſt auch andern chriſtlichen Confeſſionen unter dem Schutze der Ge-

ſandten ihres Glaubens mit gewiſſen Einſchränkungen in der Türkei nachgelaſſen. Übrigens herrſcht noch in den aſiatiſchen und afrikaniſchen Reichen, die ſich zum Mohammedanismus, Lamaismus und andern heidniſchen Religionen bekennen, das alte Princip der Intoleranz; nur China und die Seeſtädte überhaupt dulden des Handels wegen fremde Religionsverwandte und ihre Gottesdienſte. Die Colonien der Europäer bieten das Schauſpiel der wunderlichſten Miſchung aller Glaubensarten dar; die Hauptreligion des Mutterlandes hat zwar immer den Vorzug, doch werden Chriſten, Mohammedaner, Juden und Heiden jeder Art, wenn ihre Religion der bürgerlichen Ordnung nicht geradezu widerſtrebt, geduldet und bei ihrem Gottesdienſte geſchützt. Nur die Portugieſen in Südamerika beharren noch ſtreng auf der alles Fremde ausſtoßenden Alleinherrſchaft des Catholicismus, und derſelbe Geiſt hält zwar auch im ſpaniſchen Amerika alle andern Religionsverwandten unter dem Drucke, jedoch ſehen dieſe auf den Fall, daß die von einigen ſeit 1810 empörten Provinzen errungene Unabhängigkeit eine allgemeine republikaniſche Verfaſſung herbeiführen ſollte, ohne Zweifel einer eben ſo uneingeſchränkten Religionsfreiheit entgegen, als die Bewohner der nordamerikaniſchen vereinigten Freiſtaaten ſeit ihrer Gründung genießen. Wie ſehr wir nun auch Urſache haben, dieſe auf dem ganzen Erdkreiſe ſich immer allgemeiner verbreitende Toleranz in Religionsangelegenheiten als ein erfreuliches Kennzeichen der fortſchreitenden Bildung des Menſchengeſchlechts anzuſehen, ſo können wir doch dabei eine Erſcheinung nicht unbemerkt laſſen, die den Menſchen keineswegs zur Ehre gereicht und die alte Erfahrung beſtätigt, daß ſie ein Gut nur ſo lange zu ſchätzen wiſſen, als ihnen der Beſitz deſſelben ſtreitig gemacht wird, aber iſt er ihnen nun freigeſtellt, bald gleichgültig dagegen werden. Nirgends zeigte ſich mehr Ernſt und Eifer für die Religion, mehr wahre Frömmigkeit und Gewiſſenhaftigkeit in der Beobachtung des Gottesdienſtes, als in den Kirchen, die unter dem Drucke der Intoleranz ſtanden. Man drängte ſich zum Märtyrerthume, als die chriſtliche Religion noch unter den Verfolgungen heidniſcher Kaiſer ſchmachtete; die Proteſtanten in Frankreich ließen lieber Gut und Blut, als ihren Glauben, ſelbſt die Juden verſtanden ſich eher zu den größten Opfern, zur Erduldung der härteſten Mißhandlungen, als zur Abſchwörung ihrer Religion. Nun, da den Gedrückten faſt überall die lang erſehnte Freiheit verſtattet iſt, ſcheint mit dem Reize einer leidenſchaftlichen Vertheidigung der Religion auch das Intereſſe für ſie ſich allmälich zu verlieren. Unterſcheiden müſſen wir von der Freiheit der Kirchen im Staate die Freiheit, welche die einzelnen Glieder einer Kirche in ihrem Schooße entweder vermöge des Princips derſelben oder zu Folge ihrer eignen Anmaßung genießen. Der Proteſtantismus iſt der Freiheit im Denken und Leben günſtiger, als der Catholicismus; die Confeſſion und Kirchenverfaſſung der Reformirten wieder mehr, als die der Lutheraner, und mehr, als beide, der Socinianismus. Wo aber das Licht der philoſophiſchen Bildung und Aufklärung am hellſten leuchtet, hat man es auch am meiſten gemißbraucht. Die Denkfreiheit in Deutſchland, Frankreich und England iſt nicht ſelten in Frechheit und Zügelloſigkeit ausgeartet, und es hat nie mehr Menſchen gegeben, die ſich im Herzen zu gar keiner poſitiven Religion bekennen und allen Cultus vernachläſſigen,

als ſeit den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts. So ſcheint nun für das Anſehen und die Wirkſamkeit der Religion unter den Menſchen, wie wir ſie kennen, eine gemäßigte Einſchränkung rathſamer zu ſeyn, als völlige Freiheit. Vergleiche die Artikel Kirche und Religion. E.

Freiheitsbaum, war während der franzöſiſchen Revolution das Zeichen der errungenen Freiheit geworden. Die Jacobiner erfanden in der Periode, da ſie mächtig zu werden anfingen, dieſes Symbol, und pflanzten, um dem Volke ein Schauſpiel zu geben, den erſten Freiheitsbaum in Paris auf. Man ahmte in mehrern Städten Frankreichs dieſe Feierlichkeit nach, und es ward herrſchende Sitte, daß die franzöſiſchen Heere bei ihrem Einzuge in Städte des Auslandes ein gleiches thaten. Anfänglich hatte man allemal Pappeln gepflanzt; weil aber der franzöſiſche Name dieſes Baumes (peuplier) zu leichtſinnigen Spöttereien Anlaß gab, ſo wählte man nachher Eichen oder Tannen zu Freiheitsbäumen. Ein anderes, ſonſt eben ſo berühmtes, aber jetzt ſo ziemlich vergeſſenes Sinnbild waren die rothen Freiheitsmützen, welche man ſeit dem April 1792 zum Andenken der zu den Galeeren verdammten aber nachher freigeſprochenen Soldaten des Regiments Chateauvieux zu tragen anfing. Selbſt bei öffentlichen Verſammlungen erſchienen viele Mitglieder mit dieſem Putz; und man behielt ſo lange einen Wohlgefallen an dieſer Mode, bis der damals allgewaltige Maire Petion ſein Mißvergnügen darüber zu erkennen gab.

Freiheitsbrief, ſiehe den Art. Charta magna.

Freiherr (Baron), war urſprünglich ein Edelmann, der kein Lehngut beſaß, mithin keinem Großen zu Dienſten verpflichtet war, zum Unterſchiede von adeligen Dienſtmännern; beſonders die großen freien Gutsbeſitzer, die niemanden zu einer Lehnsverbindung oder zu Hofdienſten verpflichtet waren. Sie erhielten über ihr großes Landeigenthum ganz die nämlichen Rechte, wie urſprünglich die Gouverneurs über die Provinzen, auch Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Sie gehörten zu dem hohen Adel (ſ. Dynaſt.). Jetzt iſt es bloßer Titel eines Edelmanns, der zwiſchen dem Grafen und dem gemeinen Edelmanne in der Mitte ſteht. Die Baronin oder Baroneſſe heißt auf deutſch Freifrau, Freiherrin oder Freiin.

Freimaurer, Freimaurer Brüderſchaft (Freimaurerorden, oft auch vorzugsweiſe Maurer und Maurerei genannt), eine über alle Erdtheile, ſo weit nur europäiſche Cultur reicht, mehr oder weniger ausgebreitete Geſellſchaft von Männern aus verſchiedenen Völkern, Ständen und Religionsvereinen, welche in abgeſonderten Verſammlungen oder Logen, unter dem Namen von Brüdern verbunden, eine gewiſſe Kunſt, bildlich Maurerei oder Freimaurerei genannt, ausüben, die ſie noch jetzt vor allen Nichtmitgliedern ihrer Geſellſchaft, welche ſie Profane nennen, bei ihrer Aufnahme zu verhehlen verſprechen. Worin dieſe geheime Kunſt beſtehe, wird im Folgenden klar werden. Die ſeit etwa hundert Jahren ſo ſchnell erfolgte Ausbreitung dieſer Geſellſchaft von England, beſonders von London, aus, über Frankreich, Deutſchland, Schweden, Dänemark und über die europäiſchen Colonien in Amerika, Aſien und Afrika; die bekannt gewordenen Grundſätze der Bruderliebe und der allgemeinen Menſchenliebe, denen gemäß die Geſellſchaft hülfsbedürftige Mitglieder, ſo

wie Waiſen und arme Kinder unterſtützte, vereint mit dem Geheimnißvollen ihrer Arbeiten, welches gleichwohl in unzähligen, durch die Brüderſchaft ſelbſt veranſtalteten Abdrücken von Conſtitutionsbüchern, Logenreden, Geſängen, Apologien u. ſ. w. aus ſeinem ſymboliſchen Gewande deutlich genug hervorſchimmerte, um der Neugierde der Uneingeweihten eine beſtimmte Richtung und Nahrung zu geben; ferner die Theilnahme und der Schutz mächtiger und einſichtsvoller Monarchen, und dagegen die oft harten Verfolgungen, welche Freimaurer, vorzüglich wegen des eidlichen Gelöbniſſes der Verſchwiegenheit bei der Aufnahme, in mehrern andern Ländern erfuhren: alles dies zieht die Aufmerkſamkeit gebildeter Menſchen auf dieſen in ſeiner Art einzigen Männerbund. Die weſentlichen Beziehungen, worin die Freimaurerbrüderſchaft auf die höhere Ausbildung der Menſchheit ſteht, und die Umgeſtaltung, der ſie im eignen Innern jetzt entgegengreift, veranlaſſen den Verfaſſer dieſes Aufſatzes, einen Freimaurer, dasjenige, was ſowohl dem aufgenommenen Freimaurer, als dem denkenden und gemüthvollen Nichtmaurer über dieſen Gegenſtand das wichtigſte iſt, kurz zuſammenzuſtellen, ohne Rückhalt, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen, ſo wie es ihm die Liebe zu der Brüderſchaft, und die noch höhere Liebe zur Menſchheit eingibt. Es kommt hier nicht darauf an, die geheimen Erkennzeichen und Gebräuche des Bundes darzuſtellen, welche bloß zu der eigenthümlichen Form deſſelben gehören; es ſoll vielmehr das Weſen und die Beſtimmung deſſelben aus den Grundzügen ſeiner Geſchichte, Verfaſſung und Geſetze erkenntlich gemacht, die Stufe, worauf er jetzt ſteht, bezeichnet, und die Hoffnungen angedeutet werden, welche der Menſchenfreund über ihn nährt. Von ununterrichteten Freimaurern und Nichtmaurern iſt die Meinung weit verbreitet worden, es ſtamme die Freimaurerbrüderſchaft aus den griechiſchen, wohl gar aus den ägyptiſchen Myſterien, oder von den dionyſiſchen Baukünſtlern, aus dem pythagoräiſchen Verein, oder von den Eſſenern, in geſchichtlichem ſtetigen Zuſammenhange her. So wenig jedoch die oben genannten Stiftungen unter ſich ſelbſt ein ſtetiges geſchichtliches Ganzes ausmachen, ſo ungegründet iſt auch die Anſicht, die Freimaurerbrüderſchaft als zuſammenhängende Fortſetzung irgend eines dieſer Vereine zu betrachten. In *Lawrie's* Geſchichte der Freimaurerei aus authentiſchen Quellen u. ſ. w. Edinburg 1804, überſetzt von *Burkhardt*, Freiberg, 1810; vorzüglich in den Anmerkungen, S. 313 — 368, kann der Geſchichtsforſcher hierüber das Nähere finden. Das Folgende wird den Kenner des ägyptiſchen, griechiſchen und römiſchen Alterthums lehren, daß zwar der Freimaurerbrüderſchaft dieſelbe weſentliche geſellige Idee zum Grunde liegt, welche auch alle vorhin erwähnte Vereine beſeelte, und in Jedem derſelben auf eine eigenthümliche, jedoch einſeitige und beſchränkte Weiſe ausgebildet wurde; daß zwar ferner in den Lehren, ſo wie in einzelnen Bildern und Gebräuchen der Freimaurerbrüderſchaft, ſchon in ihrer einfachen Urgeſtalt, noch mehr aber in ihren ſpätern abgearteten Geſtaltungen, beſonders in den verſchiedenen, mit ihr von außen in Verbindung geſetzten Ordensſyſtemen und höheren Graden, mit dem, was von den Myſterien und von der Lebensweiſe der philoſophiſchen Schulen des Alterthums bekannt iſt, ſich unverkennbare Übereinſtimmungen zeigen; daß aber dieſe übereinſtimmenden Dinge ſämmtlich, nachdem alle jene Verbindungen des Alterthums längſt

erloſchen waren, aus den heidniſchen und chriſtlichen Schriften des Alterthums, und zwar (was die erwähnten abgearteten Zweige und Einimpflinge der Freimaurerbrüderſchaft betrifft) größtentheils von Männern, welche das Alterthum nur ſehr oberflächlich kannten, und aus ſehr unkritiſchen neueren Sammlungen in das ſchon auf eignem Grunde beſtehende Inſtitut der Freimaurerbrüderſchaft hineingetragen worden ſind. Eben ſo ungegründet erweiſen ſich die geſchichtlichen Hypotheſen, daß die Freimaurerbrüderſchaft im Mittelalter aus dem Orden der Tempelherren, oder auch was immer für einen andern geiſtlichen Orden, oder ſpäter aus dem Jeſuiterorden, oder, nach Nicolai, mittelbar aus den Roſenkreuzern, oder, nach Leſſing, aus einer bis ins 17. Jahrhundert zu London im Stillen beſtandenen, von dem Baumeiſter Chriſtoph Wren bei dem Baue der Paulskirche daſelbſt an die Baulogen und an die bei ihnen zu Mitgliedern angenommenen Nichtbauleute, zum Theil exoteriſch gemachten Tempelherrenmaſonei entſtanden ſeyn ſoll. Ein großer Theil dieſer vor dem Lichte der kritiſchen Geſchichtforſchung verſchwindenden Annahme iſt durch die abſichtlich zu einem rituellen Gebrauche erſonnenen Geſchichte des Ordens (historiae ordinis), — hinter welche jedoch zum Theil, vermittelſt einer Namen- und Jahrzahlchiffre, wahre Geſchichte der ſogenannten höheren Grade und innern Oriente verſteckt worden iſt, — bei unkundigen Freimaurern veranlaßt worden. Auch die Anſicht, als ſey die Freimaurerbrüderſchaft aus der Zunft- oder Handwerkmaurerei entſtanden, iſt, im gewöhnlichen Sinne genommen, völlig ungegründet; denn die Freimaurerbrüderſchaft entſprang nicht aus Geſellſchaften bloßer eigentlicher Maurer und Steinmetzen, noch aus zünftigen, in Städten anſäſſigen Maurergewerken insbeſondere, ſondern längſt zuvor, ehe es in irgend einem Theile von Europa Zünfte überhaupt, und anſäſſige Zünfte von Maurern, Steinmetzen, Zimmerleuten, Ziegeldeckern, Schloſſern, Glaſern, und von andern zum Bauen erfoderlichen Gewerken gab, beſtanden viele und überaus zahlreiche Baucorporationen, welche alle jene Gewerke in Männern aus den gebildeteren Völkern Europa's, unter der Anführung und Regierung eines oder mehrerer Baumeiſter (Architekten) in ein Ganzes vereinigten. Durch Freiheitsbriefe der geiſtlichen und weltlichen Macht geſchützt, und in eine eigne Verfaſſung zu jedem großen Baue vereinigt, errichteten dieſe Geſellſchaften in allen Ländern des chriſtlichen Europa's jene zahlreichen, zum Theil rieſenhaften Werke des in ſeinen edelſten Meiſterwerken ureigenthümlichen, erhaben ſchönen Kunſtſtyles, welcher gewöhnlich uneigentlich der gothiſche genannt wird. Dieſe Baucorporationen finden wir im Weſentlichen völlig ähnlich, und auf gleiche Weiſe aus Architekten und Bauleuten Italiens, Deutſchlands, der Niederlande, Frankreichs, Englands, Schottlands und anderer Länder, nicht ſelten auch aus griechiſchen Künſtlern gemiſcht; z. B. bei dem Bau des berühmten Kloſters Batalha in Portugal (um das Jahr 1400), des Münſters und Thurmes zu Strasburg (um das Jahr 1015—1439) und des zu Cöln (um das Jehr 950 und 1211—1365), des Doms zu Meißen (im 10. Jahrhundert), des Domes zu Mailand, des Kloſters auf dem Berge Caſſino — und bei allen merkwürdigen Bauten auf den brittiſchen Inſeln. Daß nun aus dieſen großen Vereinen von Künſtlern und Werkleuten die Freimaurerbrüderſchaft hervorgegangen, und durch

welche Vermittelungen und Übergänge ſie endlich ein Bund geworden ſey, der ſich nicht mehr mit der eigentlichen Baukunſt beſchäftigt, dies iſt das Ergebniß der neueſten kritiſchen Forſchungen in der Geſchichte der Freimaurerbrüderſchaft. Hiervon die Grundzüge mitzutheilen, iſt die nächſte Abſicht. Zwar können die Beweiſe hier nicht geführt werden, allein der Verfaſſer ſchreibt nichts, was bloß Hypotheſe iſt, ſondern nur, was ihn der Überblick zuſammenhangender Thatſachen der Geſchichte lehrt. Die erſten Geſellſchaften des Alterthums, mit welchen die Freimaurerbrüderſchaft in ſtetigem geſchichtlichen Zuſammenhange ſteht, ſind die Baucorporationen, welche bei den Römern unter der Benennung der Collegia und Corpora beſtanden. Die erſten Zünfte von Bauleuten (collegia fabrorum) führte Numa, nebſt mehrern andern Zunftverbindungen (collegiis artificum), nach dem Muſter der griechiſchen Zunft- und Prieſtergeſellſchaften, in Rom ein, und verordnete ihnen angemeſſene eigne Zunſtverſammlungen und gottesdienſtliche Handlungen. Nach dem Geſetze der zwölf Tafeln durften die Collegia, übereinſtimmend mit der Geſetzgebung des Solon, ſich ſelbſt ihre geſellige Verfaſſung geben und unter ſich Verträge ſchließen, wenn nur Nichts davon den öffentlichen Geſetzen zuwider war. Sehr früh verbreiteten ſich dieſe Zünfte aller Art, beſonders aber alle zum Stadt-, Waſſer- und Schiffbau erfoderlichen Gewerke, durch alle Landſtädte und Provinzen des ſich unaufhaltſam erweiternden Römerſtaates, und wirkten mächtig zur Verbreitung römiſcher Sitten, Wiſſenſchaften und Künſte. In jenen Urzeiten geſtiftet, wo Staat und geſellige Religionsübung als ein ungetrenntes Ganzes nach dem Vorbilde der Familie gebildet wurden, waren die römiſchen Collegia, außer ihrer Kunſtgemeinſchaft, zugleich bürgerliche Anſtalt und ein religiöſer Verein. Dieſe für die Entfaltung der Menſchheit fruchtbare Eigenthümlichkeit erhielten die Collegia, beſonders die der bauenden Künſtler und Gewerke, bis an das Ende des römiſchen Reichs, und pflanzten ſie dann auch in die Baucorporationen des im Mittelalter wiedergebornen Europa's fort. Da die römiſchen Collegia ihre Verſammlungen bei verſchloſſenen Thüren hielten, ſo wurden ſie eben ſo eine Zuflucht politiſcher Parteien, als fremdvolklicher Myſterien, geheimer Weihen und Lehren aller Art. Es war der Rechtstitel der Collegien, unter dem es den Juden gelang, ſeit Cäſars Zeiten im römiſchen Reiche Synagogen halten zu dürfen. Auch die Chriſten ſuchten, jedoch mit geringerem Glücke, die Rechte der Collegien und Corporationen im römiſchen Reiche, vorzüglich in Rom. Die römiſchen Kaiſer der erſten Jahrhunderte beſchränkten zwar die Collegia möglichſt; aber die ſpätern Regierungen mußten ſie dafür deſto ungemeſſener begünſtigen. Im Corpus juris finden ſich mehrere Verzeichniſſe der im dritten und vierten Jahrhunderte geſetzmäßigen, ſteuerfreien Künſte und Gewerke, worunter auch Architekten, Schiffsbauleute, Maſchinenverſtändige, Balliſtenmacher, Maler, Bildhauer, Marmorarbeiter, Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute u. A. m. vorkommen. Es war keine nur irgend bedeutende Stadt, keine noch ſo entlegene Provinz, wo nicht bis zum Untergange des weſtlichen und öſtlichen Reichs mehrere der jetzt genannten Collegia mit eigenen Verfaſſungen und Zunftgeſetzen, und in feſt beſtimmten Verhältniſſen zum Staate und zur Prieſterſchaft beſtanden hätten. Die Baucorporationen mußten auf Befehl der Kaiſer zum Aufbau großer Städte, Kirchen und Paläſte

aus allen Theilen des Reichs zuſammenkommen; auch waren die nöthigen Baugewerke bei jeder römiſchen Legion. Solcher römiſchen Baucorporationen waren nun auch viele in dem, während der Römer Herrſchaft ſehr civiliſirten, ja prachtvoll angebauten Britannien, ſowohl bei der Armee als in den Städten vertheilt. Eben ſo in Spanien, Frankreich, am Rhein und an der Donau. Zwar gingen dieſe Collegia in Britannien, während die Pikten, Scoten und Sachſen das Land verwüſteten, nebſt den meiſten ihrer Kunſtwerke, unter, allein in Frankreich, Spanien und Italien, und in dem griechiſchen Reiche erhielten ſie ſich blühend; und aus dieſen Ländern ließen dann die chriſtlichen ſächſiſchen Könige, beſonders Alfred und Athelſtan, eine große Menge Künſtler und Bauleute zum Aufbau ihrer Burgen, Kirchen und Klöſter nach England kommen. Waren nun gleich dieſe einwandernden Künſtler, ſo wie die wenigen daſelbſt noch aus der früheren Zeit übrigen, jetzt ſämmtlich Chriſten, und hatten ſie auch zum großen Theile Geiſtliche, als Architekten, zu Vorſtehern; ſo konnten doch die aus ihnen beſtehenden Corporationen keine andere Verfaſſung haben, als die ihnen ſtetig überlieferte, durch das ganze gebildete Europa verbreitete, noch heute aus dem Corpus juris Romani erkennbare Verfaſſung der Collegien überhaupt, und der Baucollegien im weſtlichen und öſtlichen Römerreiche insbeſondere. Dieſe Verfaſſung war mithin eben dieſelbe, welche auch die römiſchen Baucorporationen in Britannien gehabt hatten, und die von denſelben noch übriggebliebenen Künſtler unter Alfred und Athelſtan ebenfalls anerkannten. Da die Mitglieder dieſer Baucorporationen des zehnten Jahrhunderts zu den verſchiedenſten Nationen, und dabei zu ſehr von einander abweichenden, zum Theil als ketzeriſch verdammten kirchlichen Parteien, öffentlich oder im Stillen gehörten, folglich in Glaube, Sitte und Lebensart ſehr verſchieden waren; ſo konnte man ſie nur unter der Bedingung bewegen, nach England zu kommen und daſelbſt zu bleiben, daß ihnen der Papſt und der König genügende Freiheiten und Schutzbriefe, vorzüglich aber eigne Gerichtsbarkeit und eigne Beſtimmung des Arbeitslohnes geſtatteten. Dann vereinigten ſie ſich unter ſchriftlichen Conſtitutionen, bei denen die alte Verfaſſung der griechiſchen und römiſchen Zünfte, und die Beſtimmungen des römiſchen Rechtes zum Grunde lag. Die verſchiedenen Glaubensmeinungen dieſer Bauleute, zum Theil die wirklich reineren Einſichten der ihnen vorſtehenden Architekten und Geiſtlichen veranlaßten und begründeten die reine Sittenlehre, die religiöſe Duldung und den muſterhaft ſittlichen Wandel, wodurch ſich dieſe Corporationen vor dem größten Theile ihrer Zeitgenoſſen auszeichneten, und wurden zugleich der Antrieb zu jenem Kunſtfleiße, der in ſeinen bewunderungswürdigen Denkmalen ihren Ruhm noch von nun an fernen Jahrhunderten verkünden wird. Aus den Zeiten der Römer hatte ſich bei ihnen die hohe Lehre über die Bildung und Würde des Baukünſtlers erhalten, wie ſie Vitruvius in ſeinem Werke über die Baukunſt (dem Handbuche der Künſtler des Mittelalters) beſchreibt; ein Syſtem religiöſer und ſittlicher, in Symbole gekleideter Lehren und heiliger Handlungen, aus den Syſtemen der griechiſchen, vorzüglich der ſtoiſchen Philoſophen, und aus einigen Bruchſtücken des ägyptiſchen und griechiſchen Myſterienweſens, ſo wie aus der Lehre und den Gebräuchen des erſten Chriſtenthums, beſonders der gnoſtiſchen Parteien gemiſcht, bildete ihr

inneres Geheimniß (eſoteriſches Myſterion). Die Tyrannei der päpſtlichen Kirche, der die geblendete weltliche Macht willig Scheiterhaufen und Marterhäuſer zu errichten geſtattete, ja unbeſonnen ſelbſt errichtete, nöthigte ſie, dieſes Geheimniß nebſt den eigentlichen Geheimniſſen der Baukunſt und den ihr helfenden Künſten, beſonders der Scheidekunſt, Metallbearbeitung und Naturlehre, ſorgfältig zu verhehlen, und nur mit Umſicht, nur theilweiſe, auf Umwegen und in fremdartiger Einkleidung, nach außen zu verbreiten, wenn ſie als Baukünſtler Duldung und Arbeit finden, und als Menſchen dem ſchrecklichſten Looſe entgehn wollten. Denkmale ihrer reineren und tieferen Einſichten im Gebiete der Religion, Sittenlehre und Geſchichte haben Mitglieder dieſer Corporationen, nach den verſchiedenen Stufen ihrer Einſichten und Bildung, an jedem ihrer größeren Bauwerke in Europa, in rein ſymboliſchen Kunſtdarſtellungen, theils auch, als in Andeutungen niederer Art, in den vielen tauſend noch jetzt vorhandenen, oder getreu aufbehaltenen, ſogenannten Wahrzeichen angebracht. Der ganze bisher angedeutete geſchichtliche Zuſammenhang der heutigen Freimaurerbrüderſchaft mit den Baucorporationen des Mittelalters, und dieſer mit den Collegien der Römer, würde ſchon aus der Kenntniß des Alterthumes, aus der Geſchichte von England und aus der Übereinſtimmung der Verfaſſung, Symbole und Gebräuche der heutigen Freimaurerbrüderſchaft unwiderleglich erhellen, könnten auch die geſchichtlichen Mittelglieder nicht ſtetig nachgewieſen werden. Denn vergleicht man die Grundeinrichtungen, Geſetze, Symbole und einzelnen Gebräuche der Freimaurerbrüderſchaft mit den in der bald zu nennenden Schrift genau zuſammengeſtellten Nachrichten über die Baucorporationen der Römer; ſo findet ſich eine Reihe von Übereinſtimmungen in charakteriſtiſchen Einzelnheiten, welche in jeder ſogenannten Lehrlingloge jedes Syſtemes und jeden Ortes, wo nur Freimaurerei geübt wird, den Beobachter überraſchen muß. Doch zum Glücke haben ſich in der, von den Baucorporationen des Mittelalters abſtammenden Freimaurerbrüderſchaft drei ſchriftliche Denkmale als die älteſten Kunſturkunden derſelben erhalten, welche jenen geſchichtlichen Zuſammenhang, ſo wie die Lehre und die Gebräuche jener Baucorporationen des Mittelalters, in großer Vollſtändigkeit darlegen, dadurch für die Geſchichte des Aufkeimens des höheren reinmenſchlichen Lebens im Mittelalter einzig und von unſchätzbarem Werthe ſind. Die ganze Freimaurerbrüderſchaft befindet ſich im Beſitz einer hiſtoriſch-kritiſchen und philoſophiſchen Bearbeitung dieſer wichtigen Denkmale durch die Schrift: die drei älteſten Kunſturkunden der Freimaurerbrüderſchaft u. ſ. w. 2 Bände in gr. 8., Dresden 1810 und 1812, worin zugleich die Beweiſe der geſchichtlichen Behauptungen des vorliegenden Aufſatzes größtentheils aus den Quellen dargelegt ſind. Ehe aus einer von dieſen Urkunden erwähnt werden kann, was zu dem gegenwärtigen Zwecke nothwendig iſt, iſt in Beziehung auf die Baucorporationen des zehnten Jahrhunderts in England anzuführen, daß dort ein eigener Umſtand der Denkart, Verfaſſung und Beſchäftigung denſelben eine beſtimmte Richtung und ein eigenthümliches Leben gab. Schon ſeit einigen Jahrhunderten vor dem Einfalle der Sachſen im Jahre 449 blühte in Britannien eine zahlreiche chriſtliche Kirche, welche ſchon unter Diocletianus verfolgt wurde, und zu den älteſten allgemeinen Kirchenverſammlungen ehrwürdige Biſchöfe ſandte. Sie

ward zugleich mit der römiſchen Cultur von den Picten und Sachſen verwüſtet und vertrieben, und nur in den Einöden von Wales und Schottland, in den Inſeln zwiſchen England, Schottland und Irland, vorzüglich in Angleſey und Mona, und in dem damals ſelbſtſtändigen Irland fanden die Chriſten und ihre Lehrer Zuflucht, und ſetzten daſelbſt ihre reinapoſtoliſche, der orientaliſchen Kirche verwandte Lehre, Gebräuche und Verfaſſung fort. Die frommen, gelehrten und menſchenfreundlichen Geiſtlichen dieſer altbrittiſchen Kirche, denen ſelbſt der Mund der bitterſten Feinde den Ruhm echtchriſtlicher Heiligkeit zuerkennt, heißen Kuldeer, Keldeer Ceili-de, Colidei. Als Biſchöfe und Kirchenlehrer, als Einſiedler, oder in große Klöſter zu gottinnigem Leben und zu ernſtem Studium der Wiſſenſchaften und der alten Sprachen vereinigt, waren ſie dem Volke Beiſpiel zugleich und Lehrer in Religion und in den Künſten und Fertigkeiten des geſelligen, menſchenwürdigeren Lebens. Zwar ſtrebten ſie, die Sachſen und ihre rohen Könige dem Chriſtenthume und der Menſchlichkeit zu gewinnen; allein nicht fähig, mit ähnlichen Mitteln und Waffen, als der vom Papſt im Jahr 597, nebſt vierzig Mönchen nach Britannien geſandte Auguſtinus, und die ihm nachfolgenden Biſchöfe, das Reich Gottes auszubreiten und zu vertheidigen, waren ſie genöthigt, ſich mit dem ſtillen Einfluſſe auf einige beſſere Könige und Große des ſächſiſchen Reiches zu begnügen, und mußten die päpſtliche Kirche überhand nehmen, ſich ſelbſt blutig verfolgt, und ihre großen Klöſter und Kloſterſchulen in Wales, Angleſey und Mona zerſtört, oder von päpſtlichen Mönchen bezogen ſehen. Dem milden und weiſen Geiſte Jeſu treu, verſchmähten ſie dann in ihrem ſonſtigen Eigenthume, auch die Ämter der Chorſänger, Meßdiener und Thürſteher nicht. Sie unterlagen endlich in England faſt gänzlich, ob ſie gleich, beſonders in Irland vor der Eroberung durch die Engländer, und in Schottland ſogar bis zu der Reformation, nie ganz vernichtet worden ſind, und wiewohl ſich beweiſen läßt, daß die erſten Reformatoren in England ihr Licht an dem Lichte derſelben entzündet haben. Die Geſchichte dieſes ehrwürdigen Theiles der chriſtlichen Geiſtlichkeit, aus welchem unter Carl dem Großen und Alfred die größten Lehrer von ganz Europa hervorgegangen ſind, iſt von den päpſtlich geſinnten Geſchichtſchreibern abſichtlich unterdrückt und verfälſcht worden; nur erſt wenige Schriftſteller haben angefangen, die Wichtigkeit derſelben zu erkennen und die noch übrigen Nachrichten bekannt zu machen, vorzüglich Uſher, Ledwich und Groſe. Dieſen Kuldeern gelang es nun, ſich auch bei Alfred und Athelſtan Eingang zu verſchaffen; und als Athelſtan bei dem Aufbaue verwüſteter Städte und neuer Klöſter und Kirchen beſonders viele Bauleute anſtellte, ſo daß er es für nothwendig hielt, die durch ſein ganzes Reich zerſtreuten, aus Bauleuten der verſchiedenſten Nationen gemiſchten Corporationen in Ein geſelliges, vom Staate garantirtes und dem Staate verantwortliches Ganzes, unter zwar ſelbſt gewählter, aber vom Staate beſtätigter Verfaſſung zu vereinigen, ſo benutzten die Kuldeer die ihnen dabei dargebotene Gelegenheit, in dieſen Geſellſchaften, worin ſie viele Glaubensgenoſſen hatten, und beſonders in der unter Athelſtan vollendeten neuen allgemeinen Einrichtung der ganzen Brüderſchaft ihre alten, chriſtlichen und moraliſchen Lehren und Gebräuche lebendig aufzubewahren und ſie mit den noch von den rö-

mischen und griechiſchen Collegien übrigen Kunſtlehren, Gebräuchen
und Zunftgeſetzen, welche zum Theil umgebildet und anders gedeu-
tet wurden, in ein liturgiſches Ganzes zu verweben. Die Beweiſe
aller dieſer Behauptungen ſind ebenfalls in der oben angeführten
Schrift aus den Quellen geführt worden. Hier iſt es nur ver-
gönnt, die Erzählung an den Hauptthatſachen fortzuführen.
Die älteſte jener Urkunden iſt die im Jahre 926 allen Bau-
corporationen in England von König Athelſtan durch ſei-
nen Bruder Edwin, zu York beſtätigte Conſtitution oder Ver-
faſſung, deren Original in angelſachſiſcher Sprache noch jetzt in
York aufbewahrt wird, wovon eine gerichtlich beglaubigte Über-
ſetzung in der vorhin erwähnten Schrift das erſte Mal gedruckt ſteht.
Dieſe Urkunde beginnt ſo: „Die Allmacht des ewigen Gottes, Va-
ters und Schöpfers der Himmel und der Erde, die Weisheit ſeines
göttlichen Wortes, und die Einwirkung ſeines geſendeten Geiſtes,
ſey mit unſerem Anfange, und ſchenke uns Gnade, uns in dieſem
Leben ſo zu regieren, daß wir hier ſeinen Beifall und nach unſerem
Sterben das ewige Leben erlangen mögen. Die guten Brüder wol-
len zuerſt wiſſen, wie und auf welche Weiſe die verehrungswürdige
Kunſt der Architektur anfing; hernach aber, wie ſie erhalten werde,
und durch Könige und Fürſten in Flor kam. Sodann wollen ſie
auch wiſſen, welche von dem heiligen Albanus, nach Art der
Römer, eingeführte Geſetze noch gut und nützlich ſind. Weil nun
ſchon die Griechen und Römer die Architektur für werth hielten, daß
ſie, als eine große Kunſt und merkwürdige Wiſſenſchaft, treulich
beobachtet werde; ſo ſoll es, nach dem frommen Willen des Königes
Athelſtan, bei uns auch ſo ſeyn." Schon dieſe Stelle lehrt,
daß hier altgläubige mit der älteſten morgenländiſchen Kirche über-
einſtimmende Chriſten reden. Dies wird aber auch durch mehrere
Äußerungen, die ſich in der ganzen Urkunde zerſtreut finden, beſon-
ders aber dadurch klar, daß darin der Papſt nur „der römiſche Bi-
ſchof" genannt wird. Auf die angeführte Stelle folgt eine Ge-
ſchichte der Baukunſt, welche von der bibliſch-mythiſchen Geſchichte
Adams und der Familie deſſelben anhebt, und die Kunſt, mit An-
führung einiger rabbiniſchen Traditionen, über den Babelthurmbau,
zum ſalomoniſchen Tempel, mit ruhmvoller, jedoch auf die
Nachrichten der Bibel beſchränkter Erwähnung Hirams, von da
aber zu den Griechen und Römern fortführt; wobei vorzüglich Py-
thagoras, Euklides und Vitruvius gefeiert werden. So-
dann wird die Geſchichte der Baukunſt in Britannien, und der
älteſten Baucorporationen daſelbſt, ſehr richtig, und mit den bewähr-
teſten Geſchichtſchreibern einſtimmig dargeſtellt, und unter anderem
erwähnt, „daß St. Albanus, ein würdiger römiſcher Ritter,
um das Jahr 300 ſich der Kunſt angenommen, Einrichtungen und
Grundgeſetze (Chargen) bei den Maurern feſtgeſetzt, ſie Gebräuche
gelehrt, ihnen Arbeit, einen guten Lohn, und einen Freibrief vom
Kaiſer Carauſius ausgewirkt habe, dem gemäß ſie als eine
Geſellſchaft in Britannien unter Baumeiſtern ſtehn ſollten." Hier-
auf wird die Verwüſtung des Landes und ſeiner Bauwerke durch die
nördlichen Völker und durch die Angeln und Sachſen erzählt, und
dabei geſagt: „Endlich aber kehrte der Friede zurück, und der Bi-
ſchof in Rom ließ die Angeln und Sachſen zum chriſtlichen
Glauben bekehren; woraus immer mehr geſchickte Bauleute in Bri-
tannien entſtanden, welche von dem wachſamen Überreſte der alten

brittiſchen Baumeiſter unterwieſen wurden. Nun wurden die Kirchen in Canterbury und Rocheſter zuerſt errichtet, und die ältern Gotteshäuſer reparirt. Hernach ſchickte auch der König Carl Martell viele Maurer über das Meer nach Britannien, weil es die ſächſiſchen Könige verlangt hatten; und ſo lebte die Baukunſt unter Leitung der alten brittiſchen Baumeiſter immer mehr auf. Zu bedauern iſt freilich, daß die Einfälle der Dänen manches ſchöne auguſtiſche Gebäude verwüſtet, und daß ſie viele Nachrichten von der Geſellſchaft mit den Klöſtern verbrannt hatten, worin die Logen ſchon damals gehalten wurden; dieſem Mangel aber hat der fromme König Athelſtan abzuhelfen beſchloſſen. Er hat daher befohlen, daß die von dem heiligen Albanus eingeführte Einrichtung der Römer wieder hergeſtellt und beſtätigt werde, daher er auch ſeinem jüngſten Sohne Edwin einen Befreiungsbrief für die Maurer, um ſich ſelbſt unter einander regieren und Einrichtungen zum Gedeihen der Kunſt treffen zu können, ausgehändigt hat, weil dieſer die Grundgeſetze (Chargen) ſelbſt angenommen und die Gebräuche erlernt hat. Er hat auch galliſche Maurer kommen laſſen, und ſie nun mit zu Vorſtehern beſtellt, und die Einrichtungen der Griechen, Römer und Gallier, welche ſie in Schriften mitgebracht haben, nebſt des heiligen Albanus Einrichtungen, durchſehen laſſen; und hiernach ſollen nun alle Maurergeſellſchaften eingerichtet werden. Er hat euch hieher nach York zuſammenberufen laſſen, und die Vorſteher ſollen euch nun die Geſetze vorſagen, welche ſich in den alten glaubwürdigen Nachrichten, die durchgegangen worden ſind, gefunden haben, und, welche zu beobachten, nützlich und gut iſt; u. ſ. w." Nun folgen dieſe ſechzehn älteſten Geſetze ſelbſt, welche mit allem, was mühſame Forſchungen in den Quellen der Römer, und das Corpus juris über die römiſchen Baucorporationen lehren, genau übereinſtimmen, und durch die reine chriſtliche Lehre veredelt erſcheinen. Unter dieſen Geſetzen ſind folgende die merkwürdigſten: „1. Die erſte Pflicht iſt, daß ihr aufrichtig Gott verehren, und die Geſetze der Noachiden befolgen ſollt, weil es göttliche Geſetze ſind, die alle Welt befolgen ſoll. Daher ſollt ihr auch Irrlehren meiden, und euch dadurch nicht an Gott verſündigen. 2. Eurem Könige ſollt ihr getreu ſeyn, ohne Verrätherei, und der Obrigkeit, wo ihr euch auch befinden werdet, gehorſam ſeyn ohne Falſchheit. Hochverrath ſey fern von euch, und erfahrt ihr deß Etwas, ſo ſollt ihr den König warnen. 3. Gegen alle Menſchen ſollt ihr dienſtfertig ſeyn, und, ſo viel ihr könnt, treue Freundſchaft mit ihnen ſtiften, auch euch nicht daran kehren, wenn ſie einer andern Religion oder Meinung zugethan ſind. 4. Beſonders ſollt ihr auch immer treu gegen einander ſeyn; ſollte ſich daher auch ein Bruder gegen irgend jemand, oder einen Mitbruder, vergehen, oder ſonſt fehlen, ſo müſſen ihm Alle beiſtehen, ſein Vergehen wieder gut machen zu können, auf daß er gebeſſert werde." Dieſe Conſtitution nun behielten die Baucorporationen in England und Schottland dem Weſentlichen nach bis dahin bei, wo ſie vom vierzehnten Jahrhunderte an nach und nach in anſäſſige ſtädtiſche Zünfte übergingen. Es iſt aus einer Reihe urkundlicher Nachrichten erwieſen, daß in England und Schottland nach dieſen Conſtitutionen arbeitende Bauhütten, oder Logen, in ununterbrochner Folge vorhanden waren, welche außer den eigentlichen Kunſtgenoſſen, auch gelehrte und einflußreiche Nichtbaukünſtler, als ſoge-

nannte angenommene Maurer (accepted Masons) in ihre Geſellſchaft aufnahmen, unter denen ſich oft mächtige Reichsſtände, ja ſelbſt mehrere Könige von England befanden. Zu Zeiten bürgerlicher Unruhen und politiſcher Parteien waren dieſe Logen freier und angenommener Maurer größtentheils Patrioten, welche der geſetzmäßigen Regierung ergeben waren, und deßhalb von der Gegenpartei mehrmals verfolgt wurden. In London ſelbſt ſinden ſich noch nach dem großen Brande im Jahr 1666 viele Baulogen, welche, als geſonderte, aber unter dem allgemeinen Schutze des Königs nach den alten gemeinſamen Conſtitutionen vereinte Geſellſchaften, die alte überlieferte Kunſtlehre, nebſt den Symbolen und Gebräuchen, mehr oder weniger rein, fortpflanzten. Von dieſen Baulogen waren daſelbſt im Jahr 1717 noch vier übrig. Die meiſten Mitglieder derſelben waren bloß angenommene Maurer, welche alſo, außer der Gleichheit politiſcher Geſinnungen und Wünſche, nur der reinmenſchliche und moraliſche Gehalt der überlieferten Geſetze, Lehren und Gebräuche „der alten und ehrwürdigen Brüderſchaft der freien und angenommenen Maurer" veranlaſſen konnte, dieſe geſellige Verbindung auch als Nichtbaukünſtler fortzuſetzen, und ſie dem damaligen Zeitgeiſte, ſo wie der Lage gemäß, worin ſich die Brüderſchaft, inſonderheit die londoner Loge, durch ihre bisherige Wirkſamkeit in Anſehung des Staates und der Kirche befand, zweckmäßig umzugeſtalten. Bis hieher reicht die erſte Periode der Freimaurerbrüderſchaft, wo ſie als eine Geſellſchaft freier Baukünſtler beſtand, welche durch die Baukunſt zu äußerer Wirkſamkeit vereinigt, der reinmenſchlichen Vollendung in Religion, Tugend und Geſelligkeit nachſtrebten, und Einſicht in dieſelbe, ſo wie Liebe zu ihr mit kunſtſinniger Weisheit verbreiteten. Schon durch die Einwirkung der berühmten Baumeiſter Inigo Jones und Chriſtopher Wren, welche ſich der Logen zunächſt darum angenommen hatten, weil ſie geſchickter und wohlgeſitteter Bauleute bei ihren ſehr zahlreichen Bauwerken bedurften, ſo wie durch einige andere vorzügliche Mitglieder, war die Brüderſchaft zu einer Wiedergeburt im Geiſte der neuern Zeit vorbereitet. Allein zur Reife gebracht wurde dieſe Umgeſtaltung, vorzüglich ſeit dem Jahre 1717, durch drei Mitglieder der erwähnten vier Logen, durch den berühmten Phyſiker Deſaguliers, den gelehrten und gemüthvollen Theologen James Anderſon, und den hochverſtändigen George Payne. Denn von dieſen Männern geleitet, faßten die Mitglieder jener vier Logen den Beſchluß, die Freimaurerbrüderſchaft in ihrer alten Verfaſſung, Lehre und Liturgie, als eine nicht mehr baukünſtleriſche, von allen Bauzünften unabhängige Geſellſchaft, ſo wie ſie ſchon zuvor als angenommene Maurer (accepted Masons) zu thun gewohnt waren, jedoch mit den zeitgemäßen weiteren Beſtimmungen, fortzuſetzen. Dem Geiſte der Überlieferungen gemäß, erklärten ſie Bruderliebe, Hülfe und Treue (brotherly love, relief and truth) für das Weſentliche dieſer Geſellſchaft, und ſorgten auf alle Weiſe dafür, daß ſie dem Volke und der Regierung als eine Verbrüderung für Menſchenliebe, Duldung und Geſelligkeit erſchiene, welche ſich zugleich unbedingten Gehorſam gegen die geſetzmäßige Regierung zur geſelligen Pflicht mache. Durch Beibehaltung des Namens, der Verfaſſung und der Gebräuche „der uralten und ehrwürdigen Brüderſchaft der freien und angenommenen Maurer (of the ancient and hono-

rable Society, Brotherhood or Fraternity of the free and accepted Masons)" erhielten ſich jene Logen die hergebrachte Duldung und die Rechte einer verjährten Corporation von Seiten der Regierung, die fernere Theilnahme der ſchon vereinten Mitglieder, und die Rückkehr mehrerer alten angenommenen Maurer, welche größtentheils die unthätigen Logen verlaſſen hatten. Ferner hielten ſie es (dies ſind ihre eignen Worte) im Jahr 1717 für gut, „den Mittelpunkt der Vereinigung und der Harmonie unter einem Großmeiſter feſt zu begründen, den älteſten Maurer, der zugleich Meiſter einer Loge war, auf den Stuhl (der Logenregierung) zu ſetzen, ſich zu einer großen Loge pro tempore zu conſtituiren, die vierteljährigen Berathſchlagungen der Logenbeamten zu erneuen, die jährliche Verſammlung, nebſt dem Feſte, zu halten, und einen Großmeiſter aus ihrer Mitte zu wählen, bis ſie die Ehre erlangen würden, einen hochadeligen Bruder zu ihrem Oberhaupte zu haben;" und ſo gründeten ſie durch alle dieſe Maßregeln und Einrichtungen die zweite Periode der Freimaurerbrüderſchaft, während der dieſelbe ein reineres und freieres Daſeyn gewann, wo und in wie fern ſie, ihrer urſprünglichen Beſtimmung getreu, eine den reinſittlichen Zwecken der Menſchenliebe, Duldung und Geſelligkeit, in Liebe, Hülfe und Treue gewidmete, von den Baucorporationen, und überhaupt von allen fremdartigen Verbindungen und Inſtituten, völlig getrennte Geſellſchaft war und iſt, welche jedoch den Namen, die Grundgeſetze, die überlieferten Lehren und Gebräuche der alten Freimaurerbrüderſchaft beibehält, ihre Kunſt als ein Geheimniß übt, und ſich auf freie Männer beſchränkt. Jene Einrichtungen wurden zugleich das Mittel, die umgeſtaltete Brüderſchaft, oder die überlieferten äußern Formen der Freimaurerei ſelbſt, über ganz Europa und alle europäiſchen Colonien zu verbreiten. Im J. 1721 erhielt ihr Mitbruder James Anderſon von dieſer neuen Großloge den Auftrag, „die fehlervollen Copien der alten gothiſchen Conſtitutionen nach einer neuen und beſſern Methode zu bearbeiten," und daraus ein für die Zukunft bei allen von dieſer Großloge geſtifteten beſondern Logen allgemein und ausſchließend gültiges Conſtitutionenbuch zu bilden. Er brachte viele Handſchriften der alten Conſtitutionen, welche ſämmtlich mit neuen Verordnungen und Nachrichten vermehrte Abſchriften der erwähnten yorker Conſtitution waren, zuſammen, benutzte ſie bei Ausarbeitung des neuen Conſtitutionenbuches, legte aber dabei die yorker Conſtitution, wie die Vergleichung mit dem Urtexte derſelben lehrt, von Wort zu Wort zum Grunde; nur daß er ſich erlaubte, den damaligen Begriffen, beſonders aber dem neuen Plane der Großloge gemäß, Auslaſſungen, Zuſätze und Veränderungen zu machen. Sein Manuſcript wurde noch im Jahre 1721 von vierzehn dazu ernannten gelehrten Brüdern nach einigen Verbeſſerungen gebilligt, und zu Folge eines Beſchluſſes der Großloge im Jahre 1722 (nach dem Titel 1723) gedruckt, als ihr alleingültiges Conſtitutionenbuch ſanctionirt, und dem großen Publicum übergeben, um daſſelbe auf den neugeſtalteten Bund aufmerkſam zu machen, und um mehrere Vorurtheile, welche das Volk und die Regierung wider denſelben hegte, zu zerſtreuen. Bei der zweiten, erweiterten Ausgabe dieſes Conſtitutionenbuches, vom J. 1738, benutzte Anderſon nochmals die yorker Conſtitution, und nahm mehrere Stellen derſelben auf. Noch in der, im Jahre 1756 von Entick beſorgten Ausgabe deſſelben zeigen ſich ähnliche

Spuren einer fortwährenden Benutzung jener Urkunde. Jede neue Ausgabe iſt in der Geſchichtserzählung erweitert, auch hin und wieder abgekürzt, beſonders durch die Erzählung wichtiger Vorfälle und der Verordnungen der Großloge ſelbſt, vermehrt. Doch ſelbſt in der durch Noorthouck im Jahre 1784 beſorgten Ausgabe, der neueſten, welche der Verfaſſer dieſes Aufſatzes benutzen kann, blickt der Plan, der Gang der Erzählung und das Colorit der yorker Conſtitution noch unverkennbar hervor. Das Wichtigſte in dieſem Conſtitutionenbuche der neuengliſchen Großloge zu London ſind die ſechs ſogenannten alten Pflichten (old charges), welche Anderſon aus den erwähnten ſechzehn Grundgeſetzen der yorker Conſtitution ausgezogen, mit Benutzung jüngerer Zunftverordnungen, und dem Plane des neuen Großmeiſterthumes angepaßt, im Jahr 1722 in die Form gebracht hat, in welcher ſie unverändert noch heute von dem neuengliſchen Großmeiſterthume, und, mit Ausnahme der beigemiſchten, dieſem Großmeiſterthume eigenthümlichen beſondern Vorſchriften und Einrichtungen, auch von allen großen und einzelnen Logen der Erde, ſo verſchieden dieſe immer in ihren beſonderen Einrichtungen und Gebräuchen ſeyn mögen, als das Grundgeſetz der ganzen Brüderſchaft, und als das wichtigſte gemeinſame Heiligthum betrachtet und feierlich aufgeſtellt werden. In dieſen alten Pflichten haben ſich jene heiligen Vorſchriften reiner Sittlichkeit und brüderlicher Gleichheit in dem Gebiete des Reinmenſchlichen, bei aufrichtigem Gehorſam gegen jede rechtmäßige Obrigkeit, vereint mit religiöſer Duldung, und mit Achtung jedes andern menſchlichen geſelligen Verhältniſſes, aus der Yorker Conſtitution, gereinigt und erweitert, in die Conſtitution der noch heute am meiſten blühenden neuengliſchen Großloge zu London fortgepflanzt. Von dieſer Großloge aus verbreiteten ſich jene Grundſätze, welche das innerſte Weſentliche der Freimaurerei ſelbſt in ſeinen vornehmſten Äußerungen bezeichnen, über die ganze Freimaurerbrüderſchaft, welche großentheils von der neuengliſchen Großloge abſtammt, und jene ſechs Grundgeſetze wörtlich übereinſtimmend angenommen hat. Folgendes ſind die wichtigſten Worte jener alten Pflichten, ſo wie ſie bei Anderſon, und in der Ausgabe vom J. 1784, und dem Wortſinne getreu, in allen übrigen engliſchen, ſchottländiſchen, irländiſchen, franzöſiſchen, holländiſchen, däniſchen, ſchwediſchen und deutſchen, von den Logen ſelbſt dem Publicum offen dargelegten Conſtitutionenbüchern lauten. „Der Maurer iſt als Maurer verbunden, dem Sittengeſetze zu gehorchen; und wenn er die Kunſt recht verſteht, wird er weder ein ſtumpfſinniger Gottesläugner, noch irreligiöſer Wüſtling ſeyn. Ob nun wohl die Maurer in alten Zeiten in jedem Lande verpflichtet wurden, von der Religion dieſes Landes oder dieſer Nation zu ſeyn, welche es immer ſeyn mochte; ſo wird es doch jetzt für dienlicher erachtet, ſie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menſchen übereinſtimmen; ihre beſondern Meinungen aber ihnen ſelbſt zu überlaſſen, das iſt (zu der Religion), gute und treue Männer zu ſeyn, oder Männer von Ehre und Rechtſchaffenheit, durch was immer für Benennungen und Überzeugungen ſie verſchieden ſeyn mögen. Hierdurch wird die Maurerei der Mittelpunkt der Vereinigung (der Einigung, der Einheit) und das Mittel, treue Freundſchaft unter Perſonen zu ſtiften, welche außerdem in beſtändiger Entfernung von einander hätten bleiben müſſen. Der Maurer iſt ein friedfertiger Unterthan der bürgerlichen Gewalten, wo er

auch wohnt und arbeitet, und ſoll ſich nie in Zuſammenrottungen und Verſchwörungen gegen den Frieden und die Wohlfahrt der Nation verwickeln laſſen, noch ſich pflichtwidrig gegen die Unterobrigkeiten bezeigen. Es ſoll kein Privathaß oder Streitigkeiten zur Thür der Loge hereingebracht werden, vielweniger irgend eine Streitigkeit über Religion, oder Nationen, oder Staatsverfaſſung, da wir, als Maurer, bloß von der oben erwähnten catholiſchen (allgemeinen) Religion ſind; auch ſind wir von allen Nationen, Mundarten, oder Sprachen, und ſind entſchieden gegen alle Staatshändel, als welche nimmer noch der Wohlfahrt der Loge beförderlich geweſen ſind, noch jemals ſeyn werden." Dieſe Grundſätze bezeugen den guten Geiſt der Freimaurerei, und ſind der Maßſtab, nach welchem die Menſchheit von der Brüderſchaft berechtigt iſt, jede Großloge und einzelne Loge in allen ihren Einrichtungen, und in ihrer ganzen Wirkſamkeit zu beurtheilen. Es würde lehrreich ſeyn, eben ſo den weſentlichen Inhalt der beiden übrigen älteſten Kunſturkunden der Freimaurerbrüderſchaft vollſtändig mitzutheilen, wenn der Zweck dieſes Aufſatzes mehr erfoderte, als ſie bloß zu nennen, damit ſie ein jeder ſtudiren könne, der ſich von dieſem Gegenſtande angezogen fühlt. Die zweite Kunſturkunde iſt ein unter dem Könige Heinrich VI. von England niedergeſchriebenes Fragſtück, welches über das Weſen des Bundes, einſtimmig mit obigen Geſetzen, einen unbildlichen Aufſchluß gibt. Es findet ſich zuerſt abgedruckt in the Gentleman's Magazine (1753. p. 417 ff.), dann unter andern in allen, ſeit dem J. 1756 erſchienenen Ausgaben des neuengliſchen Conſtitutionenbuches, in Preſtons Erläuterungen, in Hutchinſons Geiſte der Maurerei, und in Sebaſs Magazine der Freimaurer (1. St. 1803). Die dritte der älteſten und wichtigſten Kunſturkunden iſt die alte Acte der Aufnahme zum Maurer, ſo wie ſie noch heute als das älteſte Ritual von allen Maurern altengliſchen Syſtems in allen Erdtheilen unverändert ausgeübt wird. Sie iſt in ihren Anfängen ſo alt, als die yorker Conſtitution, enthält noch Gebräuche der römiſchen Baucorporationen, und der älteſten chriſtlichen Aſceten und Mönche, und ſpricht die Grundlehren und die Verfaſſung der Brüderſchaft, übereinſtimmig mit den alten Pflichten, als ein liturgiſches Kunſtwerk aus, welches, bei allen ſeinen Unvollkommenheiten, dennoch in der Geſchichte der Menſchheit einzig iſt. Zugleich iſt die darin enthaltene Liturgie das Vorbild, wonach das Ritual einer jeden Loge oder Großloge, in Hinſicht ſeiner geſchichtlichen Echtheit und des reinen Geiſtes der überlieferten Freimaurerei beurtheilt werden kann. Von dieſem älteſten Rituale iſt jedoch das des neuengliſchen Großmeiſterthums in wichtigen Stücken verſchieden, ob es gleich dem Geiſte nach damit einſtimmt. Überſchauen wir Alles, was bis hieher geſagt worden iſt, mit einem Blicke, ſo erſcheint der Freimaurerbund als eine, nach ihrem Urſprunge und nach ihrer weitern Entwickelung in die höhere Ausbildung der Menſchheit weſentlich verwebte Geſellſchaft, als der bis jetzt einzige Bund, welcher ſich dem Reinmenſchlichen ausſchließend widmet, und in ſo fern er dem (aus dem hier Mitgetheilten klar erkennbaren) Weſen der Freimaurerei ſelbſt treu iſt, den Weg künftiger höherer geſelliger Beſtrebungen thätig bezeichnet. Werden die Keime echtmenſchlichen Sinnes, die in den Grundgeſetzen und Grundgebräuchen der Brüderſchaft unverkennbar ſchlummern, in lichte Wiſſenſchaft, und in eine reine, allum-

faſſende Kunſtlehre entfaltet; wird das Gemüth der Brüder durch geſellige Kunſtübung erwärmt, und ihre Thatkraft vernunftgemäß gerichtet; wird ſie durch ihre edleren Mitglieder zu der dritten Stufe ihres Daſeyns erhoben, wo ſie, den Schranken des Geheimhaltens entwachſen, mit Einer Liebe die ganze Menſchheit umfaßt: dann kann und wird aus der Freimaurerbrüderſchaft ein höherer, die Menſchheit in höherem Maße beglückender Bund hervorgehn. Ob nun insbeſondere auch die Brüder Freimaurer dieſen in ihrem Bunde ſchlummernden Keim eines offnen, lauteren, und ſeinem Geiſte nach in Wahrheit allgemeinen Bundes für Menſchlichkeit und Menſchheit, in Harmonie mit den ſich ſtufenweis veredelnden Staaten und Religionsgeſellſchaften, mit beſonnener, weiſer Kunſt entfalten werden? dies iſt eine von jenen wichtigen Fragen, deren bejahende Beantwortung in Geiſt und Wahrheit das Tagewerk dieſes und der folgenden Geſchlechter iſt, wohl werth, daß gute Menſchen aus allen Völkern urkräftig darnach ringen. Z.

Freimüthige, der. Über den Urſprung und die nächſte Tendenz dieſes Unterhaltungsblattes, deſſen Titel die Franzoſen luſtig genug durch Le Sincère überſetzt haben, iſt bereits unter dem Art. Elegante Zeitung geſprochen worden. Lange, nachdem er entſchlafen war, hat ſich über ſeinem Leichnam zwiſchen ſeinen beiden Redactoren, Kotzebue und Merkel, ein edler Wettſtreit erhoben, indem jeder darzuthun ſuchte, daß aus ſeinem Haupte eigentlich dieſe Harpye entſprungen ſey. Wir mögen keineswegs ein Gewicht auf die eine oder andere Wagſchale legen, ſondern theilen unter Beiden die Ehre, ein Blatt begründet zu haben, das wenigſtens in Anſehung ſeines polemiſchen Theils unſerer Literatur zur Schande gereichte. Der gegenwärtig vom Verleger Auguſt Kuhn ſelbſt redigirte Freimüthige hat ſich zwar aus der Aſche jenes früheren erhoben, jedoch mit ihm nichts mehr gemein als den Namen, und iſt ein harmloſes aus Erzählungen, Anekdoten, Auszügen aus Reiſebeſchreibungen und dgl. Sachen zuſammengeſetztes Blatt.

Freinsheim (Johann), wurde den 16. Nov. 1608 zu Ulm geboren. Die ſich frühzeitig bei ihm äußernden Fähigkeiten, verbunden mit einem treuen Gedächtniß und lebhaftem Witze, bewogen ſeine wohlhabenden Ältern, ihn den Wiſſenſchaften zu widmen, und ſowohl in den öffentlichen Schulen als auch außerdem noch durch Privatlehrer unterrichten zu laſſen. Dies geſchah mit ſo glücklichem Erfolg, daß er ſchon nach dem vierzehnten Jahre die Akademie bezog. Er ging, die Rechte zu ſtudiren, zuerſt nach Marburg, ſodann nach Gießen, wo er ſich zugleich mit der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigte. In der Folge wendete er ſich nach Strasburg, wo der berühmte Matthias Bernegger, der alte Literatur und Geſchichte vortrug, ihn ſo lieb gewann, daß er ihn auf alle Weiſe unterſtützte. Von Strasburg begab er ſich nach Frankreich, um die dortigen Bibliotheken zu benutzen, und die Gelehrten dieſes Landes kennen zu lernen. Der Miniſter Michael Mareſcot ward ſein Beſchützer, und auf die Empfehlung deſſelben arbeitete Freinsheim eine Zeit lang als königlicher Secretär in den Archiven zu Metz. Von hier kehrte er in das Haus ſeines Gönners und Freundes Berneggers zurück, der ihm die Hand ſeiner Tochter gab. Unterdeß trat er mit einer lateiniſchen Lobrede auf Guſtav Adolph auf, die wegen ihrer eindringenden Beredſamkeit und ſchönen Schreibart ſeinen Namen rühmlich bekannt machte. Auch gewann er dadurch

die Gnade des ſchwediſchen Hofes, der ihn im J. 1642 als Profeſſor der Staatswirthſchaft und Beredſamkeit nach Upſala berief. Der Ruhm, den er ſich in dieſem Amte und als Schriftſteller erwarb, verbreitete ſich immer glänzender, und bewog die Königin Chriſtine, ihn im Jahr 1647 zum Bibliothekar und Hiſtoriographen in Stockholm zu ernennen. Allein ſo gemächlich auch ſeine Lage war, und ſo großer Gunſt er ſich bei der Königin erfreute, ſo fand er doch das Land ſeiner Geſundheit ſo wenig zuträglich, daß er ſich nach Deutſchland zurückſehnte. Die Königin bewilligte ihm dies nicht nur, ſondern als er von dem Churfürſten von der Pfalz den Ruf zum Profeſſor honorarius auf der Univerſität zu Heidelberg mit dem Titel und Range eines churfürſtlichen Rathes erhielt, entließ ſie ihn auch gänzlich aus ihren Dienſten. Freinsheim genoß indeß ſeines Glücks in Heidelberg nicht lange, indem er den 30. Auguſt 1660 ſtarb. Er hinterließ den Ruhm eines großen Gelehrten, beſonders in der alten Literatur und Geſchichte. Als einen ſolchen hat er ſich außer verſchiedenen Ausgaben von Claſſikern in ſeinen glücklichen Ergänzungen der verlornen Bücher und Stellen des Curtius und vornehmlich des Livius bewieſen. Er iſt dabei mit einer Kenntniß der Quellen der römiſchen Geſchichte, und mit einem Fleiße zu Werke gegangen, die in Erſtaunen ſetzen. Sein epiſches Gedicht auf den Herzog Bernhard dagegen ruht in verdienter Vergeſſenheit.

Freiſaſſe, der Beſitzer eines **Freigutes** (ſ. d. Art.), der wenig oder gar keine Zinſen zu entrichten, noch Dienſte zu leiſten hat.

Freiſtatt, ſ. d. Art. Aſyl. In völkerrechtlicher Hinſicht iſt, ſeitdem es in Europa ſtehende Geſandtſchaften gibt, öfters Streit darüber geweſen, ob den Geſandten das **Recht der Freiſtätte** oder die Aſylfreiheit (Jus asyli) zukomme oder nicht. Hier fragt ſich: kann der Geſandte ſein Haus zum Zufluchtsort für Verbrecher machen, und der Obrigkeit, die ſie verfolgt, ihre Auslieferung verweigern? Befragt man die Praxis darüber, ſo ward freilich ſeit 1680 den Geſandten ein ſolches Recht faſt durchgehends eingeräumt; worauf aber ſtützt es ſich? Einige, welche die Befreiung der Hotels der Geſandten von der Gerichtsbarkeit des Staats, worin ſie ſich befinden, mit jenem Zufluchtsrechte verwechſeln, meinen, daß es nun gar keiner weitern Frage bedürfe; Andere dagegen führen den Grund an, daß, weil das Hotel eines Geſandten angeſehen werden müſſe als ein Theil des Staates, von dem er geſendet iſt, ſo ſey ein hineinflüchtender Verbrecher zu betrachten, als ob er außer Landes geflohen wäre. Mit nichten, erwiedern die Gegner, der Geſandte hat kein Recht, einen ihm nicht unterworfenen Verbrecher der Juſtiz des Landes vorzuenthalten; wenn er deſſen Auslieferung auf ergangene Requiſition verweigert, ſo iſt der Staat berechtigt, ihn mit Gewalt aus ſeinem Hotel wegzuführen. Wo nun aber dem Geſandten das Zufluchtsrecht durch **Verträge** zugeſtanden iſt? Ja, ſagt man, auch dann iſt es der **Moral** und **Politik** angemeſſen, daß ein Geſandter den Staat nicht dadurch beleidige, daß er deſſen Gerichtsbarkeit unwirkſam zu machen ſuche. Man bemerke wohl, daß erſt vom **Rechte** des Staats, der den Verbrecher verlangt, hier aber von der **Moral** und **Politik** (ein ſehr vielſeitiger Begriff!) des Geſandten, von dem er verlangt wird, die Rede war. Wie nun, wenn jenes Recht und dieſe Poli-

tik collidiren? Ja, dann wird freilich folgen, was ſo häufig ſchon gefolgt iſt, Streitigkeit und Bruch. Es iſt nämlich von Staatsverbrechern die Rede, denn der Privatverbrecher nimmt ſich wohl ſelten ein Geſandter an. Beiſpiele davon, daß ein Staat Verbrecher aus den Wohnungen der Geſandten, gegen deren Willen, mit Gewalt weggeführt hat, ſind freilich vorhanden, denn ſo ließ z. B. die ſpaniſche Regierung den Herzog von Ripperda im J. 1726 aus dem Hotel des engliſchen Geſandten mit Gewalt herausholen, ungeachtet ihn dieſer mit Genehmigung ſeines Hofes aufgenommen hatte; allein werden alle dieſe Beiſpiele etwas fruchten, wenn zwiſchen beiden Höfen etwa ſchon Mißhelligkeit obwaltet? Was vor dem Forum des Vernunftrechtes noch ſo gut beſtehen mag, wird doch als Unrecht im poſitiven Völkerrecht und als ein Vorwand mehr zu Beſchwerden erſcheinen. Zu wünſchen wäre freilich, daß die Regenten ſich entſchlöſſen, dem unrechten Rechte für ihre Geſandten zu entſagen, wie 1680 der polniſche, 1682 der ſpaniſche, 1686 der engliſche Geſandte demſelben gegen den Papſt entſagten. Was vom Hotel des Geſandten geſagt iſt, gilt auch von ſeinem Wagen. dd.

Freitag, ſ. Freya.

Frejus, eine alte, ſchlecht gebaute und wegen der in ihrer Nähe befindlichen Moräſte ungeſunde Stadt an der Küſte der ehemaligen Provence, mit 2200 Einwohnern; ihr Name iſt aus dem römiſchen forum Julii entſtanden. Der Hafen iſt verſandet, aber die davor liegende Rhede gibt den Schiffen hinlängliche Sicherheit. Man ſieht in der Nähe der Stadt noch Reſte einer alten römiſchen Waſſerleitung. Auch befindet ſich daſelbſt ein Amphitheater, Pantheon und andere alten Überbleibſel. In der neuern Geſchichte iſt Frejus dadurch berühmt geworden, daß Bonaparte, als er Ägypten verlaſſen, am 15. October 1729 hier ans Land ſtieg, und ſeiner glänzenden Laufbahn zueilte, im April 1814 aber, nachdem er ſeine große Rolle ausgeſpielt hatte, von hieraus nach ſeinem Exil ging.

Fremdenbill, Alienbill, der Name einer von dem Staatsſecretär Lord Grenville in Vorſchlag gebrachten und von dem Parlament in England im J. 1793 genehmigten Bill, nach welcher jeder Ausländer ſogleich bei ſeiner Ankunft in England der genaueſten Unterſuchung unterworfen wurde, und ſich mit einem Sicherheitspaß von dem Staatsſecretär verſehen laſſen mußte, welcher den Fremden auf jeden Argwohn aus England fort zu weiſen das Recht hatte. — Sie iſt nach dem pariſer Frieden aufgehoben worden.

Freret (Nicolas) geboren zu Paris im J. 1688, war der Sohn eines Procurators beim Parlament, und wurde aus Gefälligkeit gegen ſeine Familie Advocat, gab aber dieſes Geſchäft wieder auf, um ſich dem Studium der Geſchichte und Chronologie zu widmen. Zu dieſen Wiſſenſchaften zog ihn angeborne Neigung, und ſchon in ſeinem ſechzehnten Jahre hatte er die vorzüglichſten Werke von Scaliger, Uſher, Petau und andern großen Chronologen geleſen und excerpirt. Die Akademie der Inſchriften nahm ihn in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren auf; er bezeichnete ſeinen Eintritt mit einer Rede über den Urſprung der Franzoſen, die eben ſo gelehrt als keck war, und verſchiedene unziemliche Äußerungen über die Angelegenheiten der Prinzen mit dem Regenten enthielt, für welche er in der Baſtille büßen mußte. Hier war der Skeptiker Bayle faſt der einzige Schriftſteller, den man ihm gab, um ſich die Stunden ſeiner Gefangenſchaft zu kürzen, und er las ihn ſo fleißig, daß er

ihn faſt auswendig wußte. Wie ſehr er zugleich die Grundſätze deſſelben einſog, iſt ſichtbar, wenn man nur einen Blick auf ſeine Lettres de Thrasybule à Leucippe und auf ſein nachgelaſſenes Examen des apologistes du christianisme wirft. In beiden gleich irreligiöſen Werken erſcheint der Atheismus in ein förmliches Syſtem gebracht. Außerdem excerpirte er, verfertigte Wörterbücher von verſchiedenen Sprachen und las die meiſten griechiſchen und lateiniſchen Autoren noch einmal durch. Nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, übertrug ihm der Marſchall von Noailles die Erziehung ſeiner Kinder; aber er ſetzte dabei ununterbrochen ſeine literariſchen Arbeiten fort. Im J. 1723 kehrte er in das väterliche Haus zurück und ſtudirte nun mit größtem Eifer die Chronologie der alten Völker. Er fand, daß die ägyptiſche Geſchichte, die älteſte unter allen, erſt 2900 J. vor Chr. Geb. anfängt, und daß die chineſiſche nicht über das J. 2575 über dieſe Epoche hinausgeht. Seine vielen Abhandlungen und Streitſchriften hierüber, unter andern gegen Newton, machen einen großen Theil der Memoiren der Akademie jener Zeit aus. Eben ſo eifrig beſchäftigte er ſich mit der Geographie; man fand unter ſeinen Papieren 1357 geographiſche Karten von ſeiner Hand. Die Zeit für ſo viele Arbeiten gewann er dadurch, daß er nur wenige Stunden ſchlief; übrigens war er in keiner Wiſſenſchaft fremd und wußte die Feder wohl zu führen. Er ſtarb im J. 1749. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke erſchien 1796 zu Paris in zwanzig Bänden.

Fréron (Elie Catherine), geboren zu Quimper im J. 1719, zeigte früh ſeine großen Talente. Er genoß den Unterricht der Jeſuiten, und beſuchte einige Zeit mit glücklichem Erfolge das Collegium Ludwigs XIV.; Brumoi und Bougeant leiteten ſeine Studien und weckten ſeinen Geſchmack für die Literatur. Nachdem er im J. 1739 die Jeſuiten verlaſſen hatte, half er dem Abbé Desfontaines in der Abfaſſung ſeiner Blätter, und gab im J. 1746 ein kleines Journal unter dem Titel: Lettres de Madame la Comtesse, heraus. Dieſe Gräfin ſollte die Repräſentantin der Vernunft und des guten Geſchmacks ſeyn, und zeigte allerdings in ihrer Correſpondenz viel Geiſt und Witz. Einige Schriftſteller, die er in ſeinem Blatte mit wenig Schonung behandelt hatte, bewirkten die Unterdrückung deſſelben; aber im J. 1749 erſchien es unter einem veränderten Titel aufs neue. Mit dem Anfange dieſes Jahres gab Fréron ſeine Lettres sur quelques écrits de ce temps heraus, deren ſcharfe und bittere Kritiken aber einer großen Anzahl von Schriftſtellern um nichts beſſer gefielen. Sie wurden einige Mal unterbrochen, aber immer zum Verdruß des Publicums. Der König Stanislaus, der den Redacteur liebte, war bemüht, ein Werk nicht untergehen zu laſſen, das er mit Vergnügen las, und verhinderte, daß Fréron arretirt wurde. Nachdem er dreizehn Bände ſeines Journals herausgegeben hatte, ließ er es vom J. 1754 an unter dem Titel Année littéraire erſcheinen, und ſetzte es regelmäßig bis zu ſeinem Tode fort, der am 10. März 1776 ſeiner Thätigkeit ein Ziel ſetzte. Er hatte einen Anfall von Gicht in dem Augenblick, wo man ihm ankündigte, daß das Privilegium ſeines Blatts auf Befehl des Siegelbewahrers Miromesnil ſuspendirt worden ſey. Dieſe Nachricht erſchütterte ihn; die Gicht trat zurück und erſtickte ihn. So ſtarb durch eine ungerechte Maßregel des Gouvernements ein Mann, der alles aufgeopfert hatte, um es zu vertheidigen. Viel natürlicher

Verſtand und Talent, Heiterkeit, ein richtiger Geſchmack, Anhänglichkeit an alte Grundſätze, Eifer gegen die Lehre der Afterphiloſophen und Neologiſten, dies waren die Eigenſchaften dieſes furchtbaren Journaliſten, der übrigens von den ſanfteſten Sitten und dem angenehmſten Umgange war. Sein bitterſter Feind war Voltaire, der ihn im J. 1760 in ſeiner Ecoſſaiſe, einem Stücke voll arger Anzüglichkeiten, auf die Bühne brachte. Fréron hatte ſtets in ſeinen Blättern Voltaire als einen glänzenden Dichter dargeſtellt, aber geringer als Corneille, Boileau, Racine; er hatte ihn für einen eleganten aber ungenauen Geſchichtſchreiber und überhaupt mehr für einen Tyrannen als König der Literatur erklärt. Voltaire ſchien lange der Pfeile nicht zu achten, die auf ihn abgeſchoſſen wurden; aber der ſehr beißende Bericht, den Fréron über ſein Luſtſpiel: La femme qui a raison, erſtattete, brachte ihn dermaßen auf, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſeine ganze Entrüſtung in einem 1760 an verſchiedene Journaliſten gerichteten Briefe zu zeigen. Fréron antwortete darauf mit ſcharfer Lauge. Das durchgezogene Stück war ſchlecht, mithin wurde es ihm nicht ſchwer, das Publicum auf ſeine Seite zu bringen. Voltaire ſelbſt gab die Vertheidigung ſeines Werkes auf, aber er ſuchte den Kritiker lächerlich und gehäſſig darzuſtellen. Jeder Monat brachte eine Satire gegen ihn mit. Auch gelang es ihm zum Theil, den Verfaſſer der Année littéraire als parteiiſch und ungerecht verdächtig zu machen, und ſeinen Blättern, die zwar immer noch geſucht wurden, einen Theil des Debits zu entziehen. Dazu kam, daß außer Voltaire auch La Harpe mit den Encyclopädiſten und Paliſſot gegen den Kritiker ins Feld zogen, und oft in Ermangelung gehöriger Gründe mit Beleidigungen und Perſönlichkeiten gegen ihn kämpften. Ungeachtet dieſes furchtbaren Bündniſſes, zählte Fréron auch viele ausgezeichnete Männer unter ſeinen Freunden, von denen einer ſich folgendermaßen über ihn ausdrückt: Dieſer ſo verleumdete Fréron war einer der rechtſchaffenſten, beſten, großmüthigſten und liebenswürdigſten Männer von Paris; er war mit einer anziehenden Geſtalt und allen geſelligen Tugenden begabt; ein trefflicher Sohn, Gatte, Vater, Bruder und Freund; niemand hat je mehr richtigen Tact, mehr Geſchmack, mehr Frohſinn und mehr Feinheit des Verſtandes beſeſſen; aber er übte das mißliche Geſchäft der Kritik, und Voltaire hatte es, dem Genie und den Wiſſenſchaften zur Schande, in die Mode gebracht, nur durch Verleumdungen und grobe Invectiven die Kritik zu beantworten. Halb Europa glaubte nach ſeinen und ſeines Anhangs Ausdrücken, Fréron ſey ohne Erbarmen zu den Galeeren verurtheilt. Seine Witwe hat während der Revolution der Erziehung der Fürſtinnen Radziwil in Warſchau vorgeſtanden.

Fréron (Stanislaus), Sohn des Vorhergehenden und Pathe des Königs von Polen Stanislaus, wurde zu Paris in dem Collegium Ludwigs des Großen erzogen, wo ſich auch Robespierre befand. Nach dem Tode ſeines Vaters arbeitete Fréron lange an der Année littéraire, deren Hauptmitarbeiter nach einander Grozier und Geoffroy, beſonders der Letztere, waren. Im Jahr 1789 fing er an, den Orateur du peuple zu redigiren. Mercier ſagt in ſeinem Nouveau Paris: „Fréron war, wie Marat, durch ſein einem Feuerbrand ähnliches Blatt Urſach, daß die Bürger und die neue Garde des Königs ſich entzweiten; und dies war ein geſchicktes Mittel, die Zügelloſigkeit dieſer Garde zu entflammen und den Fürſten ohne

Vertheidigung den Angriffen des gemeinen Volks Preis zu geben.“ Als Deputirter von Paris zur Nationalverſammlung machte Fréron gemeinſchaftliche Sache mit Robespierre. Er wurde mit Aufträgen in das mittägliche Frankreich abgeordnet, und man wirft ihm vor, daß er zu Toulon und Marſeille traurige Andenken zurückgelaſſen habe. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Robespierre verdächtig, und hatte thätigen Antheil an dem glücklichen Ereigniß, welches Frankreich von ſeinem Henker befreite. Nach dem 9. Thermidor erklärte ſich Fréron gegen die Terroriſten, ſeine alten Freunde. Von der Beſchuldigung der Jacobiner, daß er Robespierre nur angegriffen habe, um ihm zu folgen, verſuchte er umſonſt, ſich zu reinigen; man machte es ihm zum Vorwurf, die Jacobiner zu ſtürzen, da er ſelbſt ein Haupt derſelben geweſen. Er nahm den Orateur du peuple wieder vor; aber dieſes Journal wurde nur unter ſeinem Namen von Duſſaulx, der damals noch ſehr jung, aber ſchon durch ſein Talent ausgezeichnet war, redigirt. Bis auf wenige Phraſen, welche die Zeitumſtände geboten, ſchien dieſer Orateur ein Widerruf des erſten; er entzweite Fréron faſt mit Allen, die ſeiner Meinung geweſen waren. Bei der Expedition von St. Domingo im J. 1802 wurde Fréron zum Unterpräfecten des Süden ernannt und reiſ'te mit dem General Leclerc ab, unterlag aber ſchon nach zwei Monaten den Einflüſſen des Clima's. Die Ausgelaſſenheit ſeiner Grundſätze mußte diejenigen in Erſtaunen ſetzen, welche die Sanftheit und Nachgiebigkeit ſeines Herzens kannten. Er beſaß viel Verſtand, dagegen fehlte es ihm an Charakter; er ſoll während der Revolution des Gewinns willen zu gleicher Zeit Artikel für die monarchiſchen und republikaniſchen Journale geliefert haben.

Fresco, Malerei al fresco, Frescomalerei, auch Kalkmalerei, heißt diejenige Art von Malerei, die mit Waſſerfarben auf einer noch friſchen Unterlage von Kalk, mit Sande vermiſcht, ausgeführt wird. Von dieſer friſchen Unterlage kommt auch der italiäniſche Name, der offenbar aus der deutſchen Sprache entlehnt iſt (das franzöſiſche fresque, vor Alters fraisque, von frais, iſt nach dem Italiäniſchen gebildet). Der Maler läßt jeden Tag nur ſo viel Mauer mit jenem Teige bewerfen, als er an demſelben zu übermalen fähig iſt. Da er ſchnell zu Werke gehen muß, weil ſonſt der Grund wieder trocken werden würde, ſo bedient er ſich hiebei der Cartons (ſ. Cartons) für die Umriſſe der Figuren, und bei der Ausmalung, wenn nicht ſchon die Cartons die Farbe angeben, eines kleinen Gemäldes, auf welchem die Farbentöne angegeben ſind. Wenigſtens verfahren die neueren Maler ſo. Die Frescomalerei iſt übrigens eine der älteſten und dauerhafteſten, was die antiken Malereien, die auf uns gekommen ſind, hinlänglich beweiſen. Wie würdig ſie des wahrhaft großen Künſtlers ſey, zeigt das Beiſpiel von Michel Angelo und Rafael. Als die ſixtiniſche Capelle gemalt werden ſollte, rieth der Bruder Sebaſtiano, ſie in Öl malen zu laſſen, und die Mauer wurde wirklich dazu bereitet. Michel Angelo aber ſagte: „Nichts da; die Ölmalerei taugt nur für Weiber und geiſtloſe, auf Handwerk ſtolze Männer, wie Bruder Sebaſtiano.“ In der That, da das kleine Detail der Verſchmelzung der Dinten und alles, was ſonſt das Auge beſtechen kann, hier wegfällt, ſo iſt der Künſtler genöthigt, in Formen, Charakteren und Ausdruck ſich groß zu zeigen. Eine nahe Prüfung vertragen Gemälde dieſer Art nicht, da ſie immer etwas Trockenes und Rauhes an ſich

haben, welches mißfällt, weshalb ſie ein verwöhntes Auge grob findet. Die Frescomalerei will aus der Ferne geſehen ſeyn. Wie ſchwer es ſey, in ihr ſich auszuzeichnen, ſieht man aus Vaſari's Ausſage: „Viele unſrer Maler zeichnen ſich in Öl- und Waſſergemälden aus, denen aber kein Frescogemälde gelingt, weil dies von allen die meiſte Kraft, Sicherheit und Entſchloſſenheit erfodert, indem eine Änderung nicht leicht möglich iſt.“ Indeſſen verblaſſen die Waſſerfarben auch auf dem Gypsgrunde, ſo wie der Grund ſelbſt mit der Zeit abfällt. Selbſt die herrlichen Schöpfungen im Vatican und in der ſixtiniſchen Capelle ſind bereits ihrem Untergange nahe.

Freudenpferd wird ein bei feierlichen Beerdigungen großer Herren in der Prozeſſion geführtes, prächtig geſchmücktes Pferd genannt, und dem daneben gewöhnlichen Trauerpferde, welches ganz ſchwarz behangen iſt, entgegengeſetzt. Bisweilen ſitzt auf dem Freudenpferde ein geharniſchter Reiter in koſtbarer glänzender Rüſtung, dagegen das Trauerpferd von einem Ritter in ſchwarzer Rüſtung geritten wird.

Freundſchaftliche Inſeln, eine Gruppe von ungefähr 150 Inſeln in Auſtralien, welche zwiſchen dem 19. und 32. Grad ſüdlicher Breite liegt. Sie ſind nicht alle bewohnt, und nur 32 haben einen bedeutenden Umfang. Tasman entdeckte ſie im J. 1643, und Cook beſuchte ſie in den Jahren 1773, 1774 und 1777. Einige haben eine hohe Lage und ſind mit Korallenriffen umgeben. Es herrſcht auf denſelben eine geſunde Luft, doch findet man nicht überall gutes Waſſer. Übrigens ſind ſie fruchtbar, angebaut und volkreich. Die vorzüglichſten Inſeln ſind: Tongatabu oder Amſterdam, Anamoka oder Rotterdam, Tofnainſel oder Amattoka u. a. m. Die Tofnainſel hat einen Vulkan, welchen die Einwohner der freundſchaftlichen Inſeln für eine Gottheit halten. Anamoka hat zwei Vulkane. Die Volksmenge auf allen dieſen Inſeln beträgt ungefähr 200,000 Seelen. Die Inſel Tongatabu iſt zwar nicht die größte, aber die vornehmſte, und der Sitz eines Königs, welchem die meiſten freundſchaftlichen Inſeln unterworfen ſind. Sie hat einen guten Hafen. Die Einwohner ſind von hellbrauner Farbe, von einem ſanften, freundlichen Charakter, ohne Mißtrauen, geſchickt, erfinderiſch, fleißig, und treiben auch, nach Art geſitteter Völker, Verkehr mit Fremden durch Tauſchhandel. Aber auch hier ſind die Menſchenopfer aus dem gemeinen Volke zur Verſöhnung der Götter eingeführt. Ihre Sprache iſt mit der auf Neuſeeland, Otaheiti und den Societätsinſeln ſehr genau verwandt. Tatowiren iſt hier eben ſo gewöhnlich wie auf andern Inſeln, nur die Könige ſind davon ausgenommen; eigen aber iſt ihnen der Gebrauch, ſich in ſchweren Krankheiten einen Finger abzuſchneiden.

Freya, nach der ſkandinaviſchen Mythologie die Göttin der Liebe, die größte und verehrteſte unter den weiblichen Gottheiten nach der Götterkönigin Frigga, Tochter des Wanen Niordur oder Niord und der Skade (der Tochter des Rieſen Thiaſſe), und Schweſter des Freyr, des Gottes der Fruchtbarkeit. Ihr Gemahl war Odur (Odr), d. i. der Zornige, von dem ſie zwei Töchter gebar, Hnoſſa, die Göttin der Vortrefflichkeit, und Gerſemi. Freya iſt, wie ihr Bruder, ſehr ſchön und reich an Tugend, und die gütigſte unter den Göttinnen. Gern vernimmt ſie die Anrufungen der Menſchen, und der Liebende fleht zu ihr. Nach ihrem Namen werden vornehme Weiber Frauen genannt. Sie hat eine Wohnung im

Himmel, die Folkvang heißt, und ſo oft ſie zum Kampf zieht, gehört die Hälfte der Gefallenen ihr, die andere Odin. Ihr Saal Seſrumner iſt groß und ſchön und ſie liebt den Geſang. Odur, ihr Gemahl, verließ ſie, und ging in fremde Länder. Darüber trauerte ſie und weinte Thränen um ihn, aber dieſe Thränen waren goldroth. Vergebens ſuchte ſie ihn auf. Ihr Wagen ward von zwei Katzen gezogen. Sie beſaß die Kraft, zu verwandeln, oder mancherlei wunderbare Vögelmasken anzunehmen, welche denen, die eine von ihr geliehen erhielten, die Geſtalt gewiſſer Vögel und die Kraft zu fliegen gaben. Von ihr will man den Freitag ableiten.

Friaul (ital. Friuli, franz. Frioul, lat. Forum Julium), ehemals eine Provinz des nördlichen Italiens, welche gegen Mitternacht an Kärnthen, gegen Mittag an den venetianiſchen Meerbuſen, gegen Morgen an die Grafſchaft Görz und an den Meerbuſen von Trieſt, und gegen Abend an die tarviſer Mark, Feltrino und Bellaneſe gränzt. Dieſe Provinz iſt an Wein und Früchten ſehr fruchtbar, auch wird Seide und Eiſen ausgeführt. Sie hat einen breiten Canal, welchen die Venetianer zum Behuf der Feſtung Palma Nova angelegt haben, und auf welchem drei Schiffe neben einander fahren können. Sie hatte früh einen Herzog. 1809 wurde es nebſt andern Abtretungen von Öſterreich zu den ſogenannten illyriſchen Provinzen geſchlagen. Den Titel Herzog von Friaul führte der Marſchall Duroc (ſ. d. Art.). 1814 kam es durch Eroberung wieder an Öſterreich zurück.

Friction, die Reibung, welche jedesmal entſteht, wenn zwei Körper auf einander bewegt werden; ſie iſt für die Mechanik von größter Wichtigkeit. Je glätter die Flächen ſind, deſto geringer iſt (unter übrigens gleichen Umſtänden) die Friction; nie aber iſt ſie ganz aufzuheben.

Friede iſt der Zuſtand des herrſchenden Rechtsverhältniſſes unter den Völkern; in Beziehung auf die Wirklichkeit der Zuſtand der aufgehobenen oder ruhenden Gewaltthätigkeiten, oder der Wiederherſtellung des ruhigen und rechtlichen Verhältniſſes unter den Staaten (ſ. d. Art. ewiger Friede).

Friedensfürſt, ſ. Alcudia. Zu jenem Artikel fügen wir hier nur hinzu, daß der Friedensfürſt den alten König von Spanien Carl IV. aus Frankreich nach Rom begleitete. Der jetzt regierende König Ferdinand VII. verlangte kürzlich ſeine Auslieferung von dem Papſte, welche dieſer zwar verweigerte, ihn aber aus Rom verwies.

Friedensgerichte. Friedensrichter. Friedensrichter (Justices of Peace) wurden zuerſt in England von Eduard III. im 14. Jahrhundert eingeführt, um auf königliche Autorität in London ſowohl als den andern Städten des Reichs die gemeine Ruhe zu befördern. Ihr Amt erfodert, daß ſie alle Verbrecher, welche die Ruhe und Sicherheit der Einwohner ſtören, Diebe, Mörder u. ſ. w., in Verhaft bringen laſſen, verhören, und dann die nöthigen Vorbereitungen treffen, daß die Oberrichter in den Gerichtshöfen ein Endurtel ſprechen können. Auch in bürgerlichen Angelegenheiten ſind ſie als Gerichtsbarkeit erſter Inſtanz zu betrachten. Bei der neuen Organiſation des franzöſiſchen Staats führte man ſie ebenfalls als Staatsgerichtsbarkeit erſter Inſtanz in bürgerlichen Angelegenheiten ein (Juges de paix), ſo wie nachher in andern nach franzöſiſchem Muſter organiſirten Staaten, Weſtphalen u. A. Das Friedensgericht beſteht aus einem Friedensrichter, zwei Gehülfen (suppléans)

IX. ſoll die Anzahl der Friedensrichter im Reiche nicht unter 3000
und nicht über 3600 ſeyn. Sie wurden von den Bürgern ihres Be-
und einem *Greffier*. In Frankreich hat jeder Bezirk von 10, bis
15,000 Einwohnern einen Friedensrichter, in den Städten ſind nach
Maßgabe ihrer Bevölkerung mehrere. Nach einem Geſetze vom Jahr
zirks vorgeſchlagen, von dem Kaiſer erwählt und von dem Unterprä-
fect inſtallirt. Ihre Ernennung geht auf zehn Jahre, nach deren
Verlauf ſie aber von neuem ernannt werden können. Sie ſind I. Po-
lizeibeamte; II. mit einer gewiſſen Gerichtsbarkeit außer dem Pro-
zeſſe beauftragt, beſonders in perſönlichen Verhältniſſen. Sie führen
z. B. den Vorſitz im Familienrath, verſiegeln Erbſchaften, wo nicht
alle Erben anweſend oder Minderjährige darunter ſind; III. machen
die Friedensgerichte in allen Fällen, wo der gerichtlichen Verhand-
lung ein Verſuch der Güte vorhergehen muß, die Vergleichs-Com-
miſſionen aus, und endlich haben ſie IV. eine wahre Gerichtsbarkeit
über folgende Streitſachen: a) über alle Perſonal- und Mobiliar-
klagen, bis zu dem Betrag von 100 Franken. Bis zu 50 Franken
(in Weſtphalen bis zu 74 Franken oder 20 Thlr.) erkennt es in
letzter Inſtanz ohne Appellation; b) über alle Angelegenheiten, die
ſich bis zur Summe von 50 Franken belaufen in folgenden Punkten:
1. in Klagen wegen Entſchädigungen an Feldfrüchten, Ernten und
Äckern; 2. wegen Verrückungen von Gränzſteinen, Uſurpationen von
Grundſtücken, Bäumen, Hecken, Gräben, Einzäunungen, Eingriffen
in den Lauf des Waſſers, wenn ſie im laufenden Jahre verübt wor-
den ſind; 3. wegen der dem Miether in der Regel zur Laſt fallen-
den Reparaturen an Häuſern und Pachthöfen; 4. wegen der Ent-
ſchädigungen für den Pachter oder Miether, wenn das Recht der
Entſchädigung nicht ſtreitig iſt, und der von dem Beſitzer vorge-
ſchützten Beſchädigungen; 5. wegen Zahlung des Arbeitslohns von
Tagelöhnern, des Lohns von Dienſtboten u. ſ. w.; 6. wegen Verbal-
injurien, Zänkereien und Thätlichkeiten, wegen deren die Parteien
nicht den peinlichen Weg eingeſchlagen haben; 7. wegen Streitfra-
gen in Betreff von Erfindungsbrevets; 8. wegen Zolldefraudationen,
wofern auf den Fall nicht Gefängnißſtrafe verhängt iſt. dd.

Friedensſchluß, Friedensunterhandlung. Zwiſchen
zwei kriegführenden Mächten thut entweder eine der ſtreitenden Par-
teien oder eine neutrale Macht den erſten Antrag zur Wiederherſtel-
lung des Friedens. So werden denn auch die Friedensunterhand-
lungen entweder unmittelbar zwiſchen den kriegführenden Mächten,
oder mittelbar durch einen dritten Staat eröffnet, der wieder ent-
weder nur ſeine *guten Dienſte* verwendet, oder als *Vermitt-
ler*, *Mediateur*, oder als *Schiedsrichter*, beides letztere mit
Einwilligung der kriegenden Parteien, dabei auftritt. Verſammeln
ſich zu dieſem Behufe bevollmächtigte Geſandte, ſo entſteht ein *Frie-
denscongreß*, wenn nicht wie in den neuſten Zeiten die Für-
ſten ſelbſt ſich zu Friedensunterhandlungen verſammeln. Da die
Verhandlung durch miniſterielle Correſpondenz die Sache nur verzö-
gern würde, ſo ſendet man ſich jederzeit Geſandte zu. Dieſe be-
ſchäftigen ſich nun entweder erſt mit einem *Präliminärfrie-
denstractat*, oder arbeiten ſogleich am *Definitivfrie-
densſchluß*. Den Präliminärfriedenstractat darf man nicht
verwechſeln mit den *Friedenspräliminarien*, in welchen
über den Ort der Friedensunterhandlung, über die Art, wie der
Friede geſchloſſen, wer dabei zugelaſſen oder ausgeſchloſſen, wer die

Vermittlung oder Garantie übernehmen, welchen Charakter die Bevollmächtigten haben, welches Ceremoniel befolgt werden ſoll, verhandelt wird. Eben ſo wenig darf man die Präliminärconvention damit verwechſeln, in welcher über einen Punkt verhandelt wird, ohne deſſen Zugeſtehung ſich ein Theil in gar keine Negotiationen einlaſſen will. Der Präliminärfriedenstractat hat es dagegen mit den Hauptpunkten zu thun, und läßt vor der Hand minder wichtige Nebenpunkte, über die man ſich nachher noch zu vergleichen hoffte, unerörtert. Solche Friedensinſtrumente haben bisweilen nur die Form einer Punktation, bisweilen aber auch die Form eines wirklichen Definitivtractats, werden aber übrigens in beiden Fällen wie der Friede unterzeichnet und ratificirt, worauf ſie, wenn nicht nachher ein Anderes ausdrücklich ausgemacht wird, völlig verbindliche Kraft haben. Der Definitivfriedensſchluß, d. i. der alles zur Entſcheidung bringende, beſeitigt nachher alle ſtreitigen Punkte. Die allgemeine Form eines ſolchen iſt dieſe. Nach Anrufung des göttlichen Namens kommt die Veranlaſſung zu dem Tractate, Erwähnung der Geſandten und ihrer Vollmachten, dann die allgemeinen Artikel, als Wiederherſtellung des Friedens und der Freundſchaft, Einſtellung der Feindſeligkeiten, Berückſichtigung der Contributionen, Gefangenen, Amneſtie ꝛc. Nun erſt folgen die beſondern und eigentlichen Hauptartikel des Friedens, bei denen gemeiniglich der Punkt des Beſitzſtandes der ſchwierigſte war, wenn nicht ein ſiegender Feind in ſeiner Gewalt hatte, den Frieden zu dictiren. Zeit- und Ortbeſtimmungen der Auswechſelung der Ratificationen und Unterzeichnungen machen den Beſchluß. Über dieſe Unterzeichnung gab es ehedem viele Schwierigkeiten, indem kein Theil der hintangeſetzte ſcheinen mochte. Jetzt hat man verſchiedene Wege, dieſen Schwierigkeiten auszuweichen, 1. die Alternation, wo jede unterzeichnende Macht die andre, an welche das Inſtrument ausgeſtellt wird, obenan ſtellt, oder 2. Proteſtationen von der einen, Reverſe von der andern Seite, welche beide beabſichtigen, zu verhindern, daß in künftigen Fällen der jetzige nicht als Regel gelten ſolle. Unterzeichnung, Beſiegelung und Auswechſelung der Ratificationen geſchehen übrigens bald in der Stille, bald mit Feierlichkeit. Angehängt ſind dem Friedensſchluſſe bisweilen noch Separatartikel, entweder öffentliche oder geheime. Manche enthalten Hauptpunkte, die auf den Frieden und deſſen Vollziehung ſelbſt Bezug haben, andere ſind ein bloßer Vorbehalt, wegen gebrauchter Titel, Sprache u. ſ. w. So hat man ſonſt z. B., ſeitdem die franzöſiſche Sprache (ſeit 1614) zu Friedensſchlüſſen gebraucht wurde, in den Verträgen, an welchen Frankreich Antheil nahm, ſich verwahrt, daß hieraus für die Zukunft keine Schuldigkeit gefolgert werden ſolle. Iſt nun der Friedensſchluß unterzeichnet, von den Souverains in eigenhändig unterzeichneten Urkunden ratificirt, d. i. genehmigt, und ſind die Ratificationen ausgewechſelt worden, ſo bleibt nur noch der leichte Punkt der Bekanntmachung, und der ſchwere der Vollziehung übrig. In dem letztern hat ſchon oft der Keim zu neuen Kriegen gelegen. Sammlungen von Friedensſchlüſſen (d. i. Friedensverträgen) ſind eine Hauptquelle für die politiſche Geſchichte der Staaten. Wir haben deren mehrere, und können glücklicher Weiſe deßhalb auf des Hrn. v. Martens Discours sur les recueils de traités vor dem Supplément au Recueil des

Traités, Vol. I., verweiſen, wo eine kritiſche Überſicht dieſer Sammlungen gegeben iſt. dd.

Friedensſchlüſſe der neuern Zeit (die wichtigſten). So wie die Erfindung und der Gebrauch des Schießpulvers das Mittel ward, in dem ewigen Landfrieden (1495) das Fauſtrecht, die Anarchie und die Selbſthülfe innerhalb des deutſchen Reichs zu zügeln, ſo war wieder die ganz veränderte Art, Krieg zu führen, Veranlaſſung zu der großen Umbildung der Politik und Diplomatik, oder eigentlich, zu der Begründung einer neuen Politik und Diplomatik im jüngern Europa am Ausgange des funfzehnten und am Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts. Beſonders wurden die Anſprüche Frankreichs auf Mailand, und die Anſprüche Spaniens und Frankreichs auf Neapel, ſo wie die Eroberung beider italiäniſchen Staaten von Ausländern, die Urſachen der damals in Mailand, Venedig, Rom und Florenz beginnenden Politik, deren Wirkungen ſich bald in den europäiſchen Friedensſchlüſſen zeigten. Die erſten wichtigen Friedensſchlüſſe des neuern Europa's ſind die, durch welche die vier Kriege beendigt würden, welche Carl V. (als König von Spanien Carl I.) und Franz I. von Frankreich über Italien geführt hatten. Ihr erſter Friede wurde, nachdem Franz I. bei Pavia gefangen genommen worden war (1525) zu Madrid (am 14. Jan. 1526) auf die Bedingungen geſchloſſen, daß Franz auf Italien und Burgund verzichten, 2 Millionen Thaler zu zahlen verſprechen, und zwei ſeiner Prinzen als Geißeln ſtellen mußte. Kaum war aber Franz I. in Freiheit geſetzt, als er dieſen Vertrag für erzwungen erklärte, und in Verbindung mit dem Papſte, Venedig u. A. den Krieg gegen Carl V. erneuerte, der aber ſo wenig vortheilhaft geführt wurde, daß er im Frieden zu Cambray (am 5. Aug. 1529) zwar Burgund behielt, dagegen aber der Lehnshoheit über Flandern und Artois entſagte, 2 Millionen Thaler Löſegeld für ſeine Söhne bezahlte und Mailand dem Hauſe Sforza laſſen mußte. Doch nach dem unbeerbten Tode des Herzogs Franz II. von Mailand verlangte Franz I. von neuem die Belehnung mit Mailand von dem Kaiſer. Die Weigerung deſſelben veranlaßte den dritten Krieg, in welchem Franz I. mit dem Sultan der Osmanen verbunden war. Er ward (1538) durch einen vom Papſte zu Nizza vermittelten, zehnjährigen Waffenſtillſtand unterbrochen, allein nach der Ermordung der durch Italien reiſenden und nach Conſtantinopel beſtimmten franzöſiſchen Geſandten zu Pavia (1541) erneuert. Dieſer Krieg ward (am 18. September 1544) im Frieden zu Creſpy auf die Baſis des Friedens zu Cambray beendigt. Gleichzeitig mit dieſen Kriegen hatte ſich in Deutſchland die Reformation verbreitet. Die gegen den ihnen nachtheiligen Reichsſchluß zu Speyer (1529) proteſtirenden Stände traten zu Schmalkalden (1530) zu einem Bündniſſe zuſammen, welchem catholiſcher Seits (1538) der nürnberger heilige Bund entgegengeſetzt wurde. Der Religionskrieg in Deutſchland begann (1542) mit der Eroberung des Herzogthums Braunſchweig-Wolfenbüttel von den beiden Häuptern des ſchmalkaldiſchen Bundes, dem Churfürſten Johann Friedrich von Sachſen und dem Landgrafen Philipp von Heſſen. Doch ſprengte Carl V. dieſen Bund (am 24. April 1547) in der Schlacht bei Mühlberg, in welcher er den Churfürſten zum Gefangenen machte und deſſen Länder dem Herzog Moritz von Sachſen ertheilte. Dieſer aber, gereizt durch des Kaiſers fortdau-

ernde Feindſeligkeiten gegen die Proteſtanten, verband ſich mit dem Könige Heinrich II. von Frankreich, und überraſchte den Kaiſer in Tyrol, während die Franzoſen die lothringiſchen Bisthümer Metz, Verdun und Toul beſetzten, worauf (1552) der paſſauer Vertrag, und, auf die Baſis deſſelben, der Religionsfriede zu Augsburg (am 25. September 1555), die verſchiedenartigen Intereſſen der beiden kirchlichen Parteien in Deutſchland geſetzlich beſtimmte. Zwiſchen Frankreich und Spanien ward aber erſt ſpäter (am 3. April 1559) der Friede zu Chateau Cambreſis abgeſchloſſen, in welchem Frankreich mehrere Gränzplätze in den Niederlanden und Italien an Spanien überließ. — An den Küſten der Oſtſee hatte ſich noch im letzten Zeitalter der Kreuzzüge (ſeit 1226) der deutſche Orden ſiegreich ausgebreitet. In Verbindung mit den Schwertbrüdern gehörte ihm Preußen, Liefland, Curland und Semgallen. Doch mußte er bereits im Frieden zu Thorn (1466) die Hälfte des Ordenslandes, Weſtpreußen, an Polen überlaſſen, und der Hochmeiſter von Oſtpreußen dem Könige von Polen den Vaſalleneid leiſten. Im Jahre 1513 kaufte ſich der Heermeiſter in Liefland und Curland, Walther von Plettenberg, vom deutſchen Orden los, und Albrecht, der Hochmeiſter, erhielt, nachdem er die Reformation in Oſtpreußen eingeführt hatte, in dem Frieden mit Polen (am 9. April 1525) Oſtpreußen als ein erbliches Herzogthum und als ein Lehn von Polen. Als aber der ruſſiſche Czaar Iwan Waſiliewitſch II., nach der Beendigung eines Krieges mit Schweden, in Liefland (1558) ſiegreich vordrang, überließ der Heermeiſter Kettler in einem Tractate zu Wilna (1561) Liefland an Polen, wogegen er Curland und Semgallen als erbliches Herzogthum von Polen zum Lehn erhielt. — In den ſpaniſchen Niederlanden war bereits im letzten Drittheile des 16. Jahrhunderts gegen den Druck Philipps II. ein Aufſtand aufgeregt, welcher (1579) die engere Verbindung der ſieben nördlichen Provinzen zur Folge hatte, die ſich, unterſtützt von Frankreich und England, gegen die ſpaniſche Macht behaupteten. Ihre Exiſtenz als ſelbſtſtändiger Staat war bereits im Waffenſtillſtande vom Jahre 1609 geſichert; doch wurden ſie von Spanien erſt im weſtphäliſchen Frieden (1648) förmlich anerkannt. Dieſer weſtphäliſche Friede beendigte den dreißigjährigen Krieg, welcher beſonders Deutſchland furchtbar verheert hatte. In demſelben ſtellte ſich der König Chriſtian IV. von Dänemark (1626) an die Spitze der Bewaffnung des niederſächſiſchen Kreiſes, ward aber beſiegt, und entſagte im Frieden zu Lübeck (am 12. Mai 1629) für die Zurückgabe ſeiner von den Kaiſerlichen eroberten Länder und für die Bewilligung eines neuen Zolls zu Glückſtadt ſeiner Theilnahme an dem fernern Kriege; der Churfürſt Johann Georg I. von Sachſen trennte ſich im Frieden zu Prag (am 30. Mai 1635) vom ſchwediſchen Intereſſe, und verband ſich mit dem Kaiſer gegen Schweden. Der Friede zu Osnabrück und Münſter, der weſtphäliſche genannt, beendigte am 24. October 1648 dieſen 30jährigen Krieg, und begründete ein neues politiſches Syſtem in Europa. In dieſem Frieden wurden die Niederlande und die Schweiz als Freiſtaaten anerkannt; der Religionsfriede von 1555, mit Einſchluß der Reformirten, ward beſtätigt, beiden Religionsparteien völlige Gleichheit der Rechte bewilligt, und in Anſehung der Religionsübung und des Beſitzes der geiſtlichen Güter das Jahr 1624

als Normaljahr angenommen; den vom Kaiſer mit der Acht belegten Reichsſtänden ward Amneſtie (mit einigen Einſchränkungen) zugeſtanden, und für das pfälziſche Haus eine neue Churwürde errichtet; die Krone Schweden erhielt Vorpommern, einen Theil von Hinterpommern, die Inſel Rügen, Wismar, Bremen und Verden und die Reichsſtandſchaft, und die ſchwediſche Armee 5 Millionen Thaler; Frankreich gewann die völlige Hoheit über Metz, Toul und Verdun, und alles, was Öſterreich im Elſaß beſeſſen hatte; ſäculariſirt wurden, zur Entſchädigung der durch Ceſſionen an Ländern und Anſprüchen beeinträchtigten Reichsſtände, Magdeburg, Halberſtadt, Minden und Camin für Churbrandenburg; Schwerin, Ratzeburg u. ſ. w. für Mecklenburg; Hersfeld für Heſſen-Caſſel u. ſ. w. Nur zwiſchen Frankreich und Spanien ward erſt am 7. November 1659 der pyrenäiſche Friede (auf der Faſaneninſel) abgeſchloſſen, in welchem die Vermählung Ludwigs XIV. mit der älteſten ſpaniſchen Infantin Maria Thereſia verabredet, und Rouſſillon nebſt mehrern Plätzen in den Niederlanden an Frankreich von Spanien abgetreten wurde. — Im europäiſchen Norden kämpften Rußland, Polen und Dänemark mehrmals mit Schweden. Im Frieden zu Stolbowa (am 27. Febr. 1617) mußte der Czaar Michael Romanov von Rußland Ingermannland und Carelen an Schweden, und im Jahre 1618 an Polen Smolensk, Czernichow und Severien überlaſſen. Dänemark ſah ſich nach einem unglücklichen Kriege (1643—1645) genöthigt, Jempteland, Herjedahlen, Gothland und Öſel für immer, und Halland auf 30 Jahre im Frieden zu Bremſebrö (am 13. Aug. 1645) an Schweden abzutreten, und zugleich Schweden die gänzliche Befreiung vom Sundzoll zuzugeſtehen. Nach der Erneuerung des Krieges mußte Dänemark im röſchilder Frieden (am 26. Febr. 1658) auch Halland, Schonen, Bleckingen und Bornholm an Schweden cediren; doch kam, nach dem Tode Carl Guſtavs von Schweden, im Frieden zu Copenhagen (1660) Bornholm und Drontheim an Dänemark zurück, und im Frieden zu Oliva (am 3. Mai 1660) gewann zwar Schweden von Polen Liefland und Eſthland, verzichtete aber auf Curland und Semgallen, und erkannte Brandenburgs Souverainetät über das Herzogthum Preußen an. — Unter den weſtlichen Staaten Europens war die Republik der Niederlande zu einem ausgebreiteten Handel nach beiden Indien und zu einem bedeutenden Übergewichte in der Marine gelangt. Dies erregte die Eiferſucht Englands unter Carl II., mit welchem aber, nach einem zweijährigen Kampfe (am 31. Juli 1667) der Friede zu Breda auf die Bedingung des uti possidetis abgeſchloſſen, und den Niederländern einige Befreiungen von der Navigationsacte zugeſtanden wurden. Drohender war Frankreichs Stellung gegen die Republik, nachdem dieſelbe, durch die Tripelallianz, Ludwig XIV. zum aachner Frieden (am 2. Mai 1668) und zur Verzichtung auf die von ihm in Anſpruch genommenen ſpaniſchen Niederlande genöthigt hatte. In Verbindung mit England erklärte Ludwig (1672) der Republik den Krieg. Doch mußte Carl II., weil er von dem Parlamente nicht mit Geld zur Führung dieſes Krieges unterſtützt wurde, ſchon am 19. Februar 1674 den Frieden zu Weſtminſter auf die Baſis des Friedens zu Breda mit Holland abſchließen, und die Unterſtützung, welche der große Churfürſt von Brandenburg, Öſterreich und das deutſche Reich der Republik gewährten

(1678, 1679, wo auch der Friede von St. Germain geſchloſſen wurde, ſ. d. Art. Friedrich Wilhelm), führte zu den Separatfriedensſchlüſſen zu Nimwegen, welche die Unabhängigkeit Hollands ſicherten, Frankreich aber einige Vortheile an der deutſchen Gränze verſchafften. Doch bald ward der blutige Kampf von Ludwig XIV. (1688) erneuert, als er für die Herzogin von Orleans einen großen Theil der Pfalz in Anſpruch nahm, und als nach der Verwüſtung der Rheinpfalz von den Franzoſen eine große Allianz zwiſchen Öſterreich, Spanien, den Niederlanden, Großbritannien 2c. gegen Ludwigs Dictatur zu Stande kam. Dennoch waren die franzöſiſchen Waffen ſo ſiegreich, daß Frankreich in den Separatfriedensſchlüſſen zu Ryßwyk (1697) nicht ohne Vortheil aus dieſem Kampfe heraustrat. Deſto hartnäckiger und nachtheiliger ward für Frankreich der ſpaniſche Erbfolgekrieg (1701—1714) geführt, bis der Tod des Kaiſers Joſeph I., durch welchen ſein Bruder Carl zum Beſitze der ganzen öſterreichiſchen Monarchie gelangte, und die Veränderung des brittiſchen Miniſteriums nach dem Sturze der marlboroughiſchen Partei, zu dem utrechter (1713) und badener (1714) Frieden führten, in welchem Ludwigs Enkel, Philipp von Anjou, auf dem ſpaniſchen Throne und in dem Beſitze der ſpaniſchen Colonien anerkannt, an Öſterreich aber aus der ſpaniſchen Erbſchaft Belgien, Mailand und Neapel überlaſſen, für Savoyen anfangs Sicilien, mit der Königswürde beſtimmt, dieſe Inſel aber in der Folge an Öſterreich gegen Sardinien vertauſcht, und von England Minorca und Gibraltar behauptet wurde. An der deutſchen Gränze mußte Frankreich Kehl, Freiburg und Breiſach räumen; doch reſtituirte der Kaiſer die wegen ihrer Allianz mit Frankreich geächteten Churfürſten von Bayern und Cöln. — Gleichzeitig mit dieſem Kriege im Weſten von Europa ward im Norden und Oſten der ſogenannte nordiſche Krieg geführt. Ihn eröffneten Dänemark, Polen und Rußland gegen den jungen König Carl XII. von Schweden, um demſelben die von ſeinen Vorfahren gemachten Eroberungen wieder zu entreißen. Allein Dänemark war, ſogleich nach Carls XII. Angriff auf Copenhagen, zum Frieden von Travendahl (am 10. Aug. 1700) genöthigt, welcher auf den status quo unterzeichnet wurde. Deſto hartnäckiger war der Krieg mit Auguſt II., König von Polen und Churfürſten von Sachſen, und mit dem Czaar Peter I. Denn nachdem Carl XII. Auguſts Plan, Liefland an Polen zurückzubringen, vereitelt, in Stanislaus Leſczynski einen neuen König von Polen aufgeſtellt, und den Krieg nach Sachſen verſetzt hatte, mußte Auguſt II. im Frieden von Altranſtädt (am 24. September 1706) auf die polniſche Krone verzichten. Doch hatte Peter I. unterdeſſen Ingermanland eingenommen, und auf dem eroberten Boden die neue Hauptſtadt Petersburg angelegt; auch ſchlug er Carl XII. (1709) bei Pultawa, worauf Auguſt II. und Dänemark ebenfalls den Krieg erneuerten, der erſt nach Carls XII. Tode (1718) durch mehrere Separatfriedensſchlüſſe beendigt ward. Auch Preußen und Hannover waren zu Schwedens Feinden getreten. — Im Frieden behielt Hannover (am 20. November 1719) die von Dänemark eroberten, aber von demſelben an Georg I. von England und Hannover verkauften Fürſtenthümer Bremen und Verden, wogegen es an Schweden eine Million Thaler zahlte. Der Friede mit Auguſt II. ward (1719) anfangs nur als Waffenſtillſtand unter-

zeichnet. Mit Preußen wurde der Friede (am 21. Jan. 1720) zu Stockholm geſchloſſen. (S. d. Art. Friedrich Wilhelm I.) Im Frieden mit Dänemark (am 3. Juli 1720) gab Dänemark Wismar, Stralſund und Rügen zurück. Schweden aber zahlte 600,000 Thaler und verlor die Zollfreiheit im Sunde. Im Frieden mit Rußland zu Nyſtadt (am 10. September 1721) mußte Schweden auf Liefland, Eſthland und Ingermanland verzichten; doch erhielt es 2 Millionen Thaler von Rußland. — Der Tod des Königs von Polen, Auguſts II. (am 1. Februar 1733), veranlaßte eine ſtreitige Königswahl, worauf ſich Öſterreich und Rußland für Auguſt III., Frankreich aber und deſſen Bundesgenoſſen für Stanislaus Leſczynski erklärten. Der Krieg ward nun in Italien lebhaft geführt, und durch den Frieden von Wien (am 3. October 1735) beendigt, welchem nach und nach die einzelnen kriegführenden Mächte beitraten. Durch ihn erhielt Auguſt III. die polniſche Krone; Stanislaus aber behielt den königlichen Titel und ward durch Lothringen entſchädigt, das nach ſeinem Tode an Frankreich fallen ſollte, wogegen der Herzog von Lothringen, Franz Stephan, Toscana erhielt. Der Infant Carl von Spanien, Philipps V. älteſter Sohn aus ſeiner zweiten Ehe mit Eliſabeth von Parma, ward König von Neapel und Sicilien, welche Länder ihm der Kaiſer Carl VI. abtrat, und ſich dagegen mit Parma und Piacenza begnügte, um nur von den kriegführenden Mächten die pragmatiſche Sanction anerkannt zu ſehen. Nichts deſto weniger brach nach Carls VI. Tode der öſterreichiſche Erbfolgekrieg aus, welchen Friedrich II. (1740), wegen der Anſprüche ſeines Hauſes auf einige ſchleſiſche Fürſtenthümer, durch einen Einfall in Schleſien eröffnete. Der Churfürſt Carl Albrecht von Bayern nahm, wegen ſeiner Abſtammung vom Kaiſer Ferdinand I., die ganze öſterreichiſche Erbſchaft in Anſpruch, und Frankreich, Spanien, Sachſen und Sardinien erklärten gleichfalls die pragmatiſche Sanction für ungültig. Nur Großbritannien ſtand auf der Seite der Maria Thereſia, und bald erklärte ſich auch Sardinien (1743) und Sachſen (1744) für ſie. Sich ihres thätigſten Gegners zu entſchlagen, überließ Maria Thereſia im Frieden zu Breslau (am 28. Juli 1742) ſechs ſchleſiſche Fürſtenthümer und Glatz an Friedrich II. Sachſen war dieſem Frieden beigetreten. Als aber Friedrich bei dem Glücke der öſterreichiſchen Waffen den Verluſt des kaum gewonnenen Schleſiens befürchtete, eröffnete er (1744) den zweiten ſchleſiſchen Krieg, in welchem Sachſen auf Öſterreichs Seite ſtand. Nach der Schlacht bei Keſſelsdorf ward der Friede zu Dresden (am 25. December 1745) auf die Baſis des breslauer Friedens abgeſchloſſen. Noch vor dieſem Frieden hatte ſich der junge Churfürſt Maximilian Joſeph von Bayern mit Öſterreich im Frieden zu Füſſen (am 22. April 1745) ausgeſöhnt. Maria Thereſia gab ihm das von ihren Truppen eroberte Bayern zurück, wogegen er auf ſeine Anſprüche in Hinſicht der öſterreichiſchen Erbſchaft verzichtete. Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg ſelbſt ward endlich im Frieden zu Aachen (1748) auf den status quo beendigt, außer daß Öſterreich dem Infanten Philipp von Spanien die Herzogthümer Parma und Piacenza überließ. Doch nur acht Jahre dauerte die Zeit der Ruhe; denn bereits im Jahre 1756 begann der dritte ſchleſiſche, oder der ſiebenjährige Krieg. Friedrich II. kämpfte gegen Öſterreich, Rußland, Schweden, Frankreich, Sachſen und das

deutſche Reich; bloß England war mit ihm verbunden. Nach dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland gab ihr Nachfolger, Peter III. (am 5. Mai 1762), im Frieden das eroberte Preußen zurück, und der Friede mit Schweden (am 22. Mai), ſo wie der hubertsburger Friede (am 15. Febr. 1763) mit Öſterreich und Sachſen, brachte alles auf den status quo zurück. — So ruhten in Deutſchland die Waffen, bis die Abſicht Joſephs II., ganz Bayern nach dem Tode des Churfürſten Maximilian Joſephs mit Öſterreich zu vereinigen (1778), den bayeriſchen Erbfolgekrieg bewirkte. Friedrich II. unterſtützte den Widerſpruch des präſumtiven Erben von Pfalz=Bayern, des Herzogs von Zweibrücken, gegen die zwiſchen Öſterreich und Pfalz abgeſchloſſene wiener Convention, und Sachſen verband ſich wegen der Anſprüche auf die bayeriſche Allodialerbſchaft mit Preußen. Doch ward dieſer Krieg ohne Schlacht während des zweiten Feldzuges im Frieden zu Teſchen (am 13. Mai 1779) ſo beendigt, daß Pfalz in den Beſitz der bayeriſchen Erbſchaft trat, und bloß das Innviertel mit Braunau an Öſterreich überließ. Sachſen erhielt 6. Millionen Gulden für die Allodialerbſchaft. — Gegen einen ſpätern Verſuch Joſephs II., Bayern gegen den größten Theil der öſterreichiſchen Niederlande einzutauſchen, ſchloß Friedrich II. mit Sachſen und Hannover (am 23. Juli 1785) den deutſchen Fürſtenbund, welchem mehrere andere deutſche Fürſten beitraten. — Zwiſchen England und ſeinen nordamerikaniſchen Colonien waren bereits ſeit dem Jahre 1764 Streitigkeiten entſtanden, hauptſächlich über das Recht, die Colonien mit Abgaben zu belegen. Der Krieg kam 1775 zum Ausbruche. Am 4. Juli 1776 erklärten ſich 13 brittiſche Provinzen für unabhängig; im Jahre 1778 trat Frankreich und 1779 Spanien auf ihre Seite. An Holland erklärte England ſelbſt (1780) den Krieg, der ſo wenig vortheilhaft geführt wurde, daß England im Frieden zu Paris (am 3. September 1783) die Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit der 13 Provinzen in Nordamerika anerkennen, Tabago und die Colonie am Senegal an Frankreich, und Minorca und Florida an Spanien zurückgeben mußte. Nur im Frieden mit Holland (1784) gewann es Negapatnam. — Schweden, das ſeine Abtretungen an Rußland im nyſtadter Frieden noch nicht verſchmerzt hatte, erklärte zwar während Friedrichs (des Gemahls der Ulrike Eleonore) Regierung (1741) den Krieg an Rußland; er ward aber ſo nachtheilig geführt, daß Rußland im Frieden zu Abo (am 7. Aug. 1743) Finnland bis an den Fluß Kymen von Schweden gewann. Als ſpäterhin Guſtav III. (1788) den Krieg gegen Rußland eröffnete, der zunächſt als Seekrieg geführt wurde, fielen zwar mehrere mörderiſche Seetreffen vor; allein der Friede zu Werelä (am 14. Auguſt 1790) ward auf den status quo abgeſchloſſen. — Rußlands Macht war unter Peter I. auf Koſten Schwedens beträchtlich verſtärkt worden. Schon Peter I. hatte mit der Pforte und mit Perſien Kriege geführt, doch ohne bedeutende Reſultate. Eben ſo blieb der Krieg Rußlands gegen die Pforte, welchen die Kaiſerin Anna (1736) in Verbindung mit Öſterreich führte, ohne weſentlichen Erfolg. Erſt unter der Regierung der Kaiſerin Catharina II. gewann Rußland, nach dem erſten Türkenkriege (1768) im Frieden zu Kutſchuk Kainardſchi (am 21. Juli 1774) das Land zwiſchen dem Dneper und Bug, Aſow und die freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere; auch ward die Crimm für frei er-

klärt, deren Khan ſich (1783) freiwillig dem ruſſiſchen Scepter unterwarf, worauf die Crimm als Königreich Taurien (1784), und der vom Khane gleichfalls abgetretene Cuban unter dem Namen Caucaſien mit Rußland vereinigt wurde. Dieſe Vereinigung und die Furcht, daß, nach der Zuſammenkunft Joſephs II. und Catharinens II. zu Cherſon (1787), das ſogenannte griechiſche Project (die Vertreibung der Türken aus Europa) realiſirt werden möchte, bewog die Pforte (1787), an Rußland den Krieg zu erklären, an welchem Öſterreich, als Rußlands Bundesgenoſſe, Antheil nahm. Leopold II. ſchloß (1790) mit der Pforte den Frieden zu Szistowa auf den status quo, und gab Belgrad zurück; Catharina II. aber gewann im Frieden zu Jaſſy (1792) Oczakow und das Land zwiſchen dem Bog und Dnieſter. Auch hatte ſie in den drei Theilungen Polens (1772, 1793 u. 1795) über 6 Millionen Polen dem ruſſiſchen Scepter unterworfen, und (1795) das Herzogthum Curland mit ihrem Reiche verbunden. Nach dem ſpätern Kriege, welchen die Pforte (1806) an Rußland erklärte, ward im Frieden zu Buchareſt (am 28. Mai 1812) der Pruth als die Gränze zwiſchen beiden Reichen feſtgeſetzt. — Die wichtigſten Friedensſchlüſſe aber, welche die Geſtalt der meiſten europäiſchen Staaten veränderten, waren Folgen des im Jahr 1792 ausgebrochenen franzöſiſchen Revolutionskrieges. Aus dem Kampfe der Coaliſirten gegen Frankreich trat zuerſt Preußen im Frieden zu Baſel (am 5. April 1795) zurück, in welchem Preußen ſeine jenſeit des Rheins gelegenen Beſitzungen bis zum allgemeinen Frieden mit Deutſchland in den Händen Frankreichs ließ. Spanien folgte dieſem Beiſpiele, und ſchloß ebenfalls zu Baſel (am 22. Juli 1795) den Frieden mit Frankreich, in welchem es den ſpaniſchen Antheil von Domingo an Frankreich abtrat. Nur mit England und Öſterreich zerſchlugen ſich die Friedensunterhandlungen. Durch Bonaparte's Siege in Ober-Italien ward aber zuerſt der König von Sardinien zum Frieden (am 15. Mai 1796) genöthigt, durch welchen Savoyen und Nizza mit Frankreich vereinigt wurden; dann ſchloß Neapel (am 10. October 1796) den Frieden auf den status quo, und Parma (am 5. November 1796) auf die im Waffenſtillſtande beſtimmten Summen und Lieferungen; darauf der Papſt zu Tolentino (am 19. Februar 1797), in welchem Pius VI. auf Avignon, Bologna, Ferrara und Romagna verzichtete, und endlich Öſterreich zu Campo Formio (am 17. October 1797), nach welchem Belgien von Öſterreich an Frankreich, und Mailand und Mantua an die cisalpiniſche Republik überlaſſen, hingegen der größte Theil der Republik Venedig mit Öſterreich verbunden wurde. Frankreich behielt die venetianiſchen Inſeln (Corfu u. ſ. w.) und die Beſitzungen in Albanien. Öſterreich verſprach, den Herzog von Modena durch den Breisgau zu entſchädigen. Auf dem am 9. December 1797 eröffneten Friedenscongreſſe zu Raſtadt verlangte Frankreich den Rhein als Gränze gegen Deutſchland. Die Verhandlungen zogen ſich aber in die Länge, daß, nach der Erneuerung des Kriegs zwiſchen Frankreich und Öſterreich im März 1799, der Congreß ſich auflöſ'te. Doch während des Jahres 1798 hatte die Pforte wegen der Expedition der Franzoſen nach Ägypten an Frankreich den Krieg erklärt, und ſich der erneuerten Coalition zwiſchen England, Öſterreich und Rußland angeſchloſſen, und Ferdinand IV. von Neapel war in die (1798) von den Franzoſen geſtiftete römiſche

Republik eingedrungen, um den Papſt zu reſtituiren. Darauf hatte das franzöſiſche Directorium den Königen von Neapel und Sardinien (im December 1798) den Krieg erklärt, und den letztern zu einer Entſagungsurkunde auf Piemont genöthigt. Auch mußte nach der Erneuerung des Krieges mit Öſterreich der Großherzog Ferdinand von Toscana ſein Land den Franzoſen überlaſſen. Der Krieg ward aber in Deutſchland und Italien von den Franzoſen gegen die Öſterreicher und Ruſſen mit ſo vielem Verluſte geführt, daß erſt, nach Bonaparte's Rückkehr aus Ägypten und nach ſeiner Übernahme der conſulariſchen Regierung, durch die Schlacht bei Marengo in Italien und durch die Niederlage der Öſterreicher bei Hohenlinden auch in Deutſchland das Übergewicht der Franzoſen von neuem begründet und in dem Frieden von Lüneville (am 9. Februar 1801) geſichert wurde. Dieſer Friede, welchen der Kaiſer für ſich und im Namen des deutſchen Reichs abſchloß, beſtimmte den Thalweg des Rheins zur Gränze zwiſchen Frankreich und Deutſchland, wodurch Öſterreich ſeine belgiſchen Provinzen und Deutſchland alle Länder auf dem linken Rheinufer an Frankreich überließ. Dagegen erhielt Öſterreich zwei Drittheile des venetianiſchen Staates, ſo daß der Thalweg der Etſch die Gränze zwiſchen dem öſterreichiſchen Italien und der wiederhergeſtellten italiäniſchen Republik bilden ſollte. Dieſe Republik, und die Republiken Ligurien, Helvetien und Batavien wurden in den Frieden eingeſchloſſen. Das Breisgau kam an das Haus Modena; der Großherzog von Toscana ſollte in Deutſchland, ſo wie die auf dem linken Rheinufer verlierenden deutſchen Erbfürſten auf dem rechten Rheinufer, nach der zu Raſtadt feſtgeſetzten Baſis, durch Säculariſation geiſtlicher Güter entſchädigt werden. Dieſes Entſchädigungsgeſchäft ward, nach den von Frankreich und Rußland gemeinſchaftlich zu Regensburg vorgelegten Entwürfen, in dem Reichsdeputationshauptſchluſſe (im Febr. 1803) beendigt. Mit Neapel war (am 28. März 1801) der Friede zu Florenz unterzeichnet. Neapel verſprach in demſelben, den engliſchen und türkiſchen Schiffen bis zum Frieden Frankreichs mit beiden Staaten ſeine Häfen zu verſchließen, und die Inſel Elba, den Stato degli Preſidi und das Fürſtenthum Piombino an Frankreich abzutreten. — Nach der Räumung Ägyptens von den Franzoſen wurden die Präliminarien des Friedens zwiſchen Frankreich und England zu London (am 1. October 1801), und auf die Baſis derſelben der Friede zu Amiens (am 27. März 1802) unterzeichnet. In dieſem Frieden gab England an Frankreich, Spanien und Batavien alle Eroberungen, bis auf Trinidad und Ceylon, zurück; auf Malta ſollte der Malteſerorden reſtituirt, und deſſen Unabhängigkeit unter die Garantie der wichtigſten europäiſchen Mächte geſtellt werden; der Hafen des Vorgebirges der guten Hoffnung ſollte dem Handel und der Schifffahrt der contrahirenden Mächte offen ſtehen; die Pforte ſollte Ägypten zurückerhalten, und das Gebiet der Pforte und Portugals nach ſeiner Integrität garantirt werden; dagegen wollte Frankreich Neapel und den Kirchenſtaat räumen, und die von Rußland und der Pforte begründete Republik der ſieben Inſeln anerkennen. — Nach dem Maßſtabe dieſes Friedens war auch der Friede zwiſchen Frankreich und der Pforte (am 25. Juni 1802) unterzeichnet, in welchem die vorigen Verträge zwiſchen beiden Mächten erneuert, und den franzöſiſchen Schiffen gleiche Rechte der freien Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere verſprochen wurden,

wie ſie die Pforte am 30. October 1799 den Britten zugeſtanden hatte. Auch mit Rußland ward zu Paris der Friede (am 8. October 1801) auf den status quo, doch mit einigen geheimen Bedingungen in Hinſicht der italiäniſchen Angelegenheiten, unterzeichnet, und mit Portugal (am 29. September 1801) der Friede zu Madrid abgeſchloſſen, in welchem der Fluß Karapanatuba in Zukunft die Gränze zwiſchen dem franzöſiſchen und portugieſiſchen Amerika bilden ſollte. — Doch Großbritannien erneuerte bereits am 18. Mai 1803 den Krieg gegen Frankreich, und bewirkte, nach der Verbindung mit Rußland und Öſterreich (1805), den Continentalkrieg beider Mächte mit Frankreich. Nach den Tagen bei Ulm und Auſterlitz ſchloß aber Öſterreich (am 26. December 1805) den Frieden von Preßburg, in welchem es alle von Frankreich in Italien gemachten Einrichtungen, und Napoleon als König von Italien anerkannte, und ſeinen im lüneviller Frieden erhaltenen Theil vom venetianiſchen Staate dem Königreiche Italien überließ. Zugleich erkannte Öſterreich die Königswürde und die Souverainetät der Churfürſten von Bayern und Wirtemberg, ſo wie die Souverainetät des Churfürſten von Baden an, und verzichtete auf Tyrol, Vorderöſterreich, den Breisgau u. ſ. w. zu Gunſten dieſer Fürſten. Dagegen ward Salzburg und Berchtesgaden mit Öſterreich verbunden, und der bisherige Churfürſt von Salzburg durch Würzburg entſchädigt. Ein öſterreichiſcher Prinz ſollte die Hochmeiſterwürde des deutſchen Ordens erblich beſitzen. — Die Stiftung des Rheinbundes (am 12. Juli 1806) ward von Frankreich ſelbſt nur für eine Ergänzung des preßburger Tractats erklärt. Dieſe neue Conföderation, und die durch dieſelbe bewirkte Rüſtung Preußens gegen Frankreich hatte aber die Folge, daß die unter For Miniſterium eingeleitete Friedensunterhandlung zwiſchen England und Frankreich (am 30. September 1806) abgebrochen, und der am 20. Juli 1806 zwiſchen Frankreich und Rußland zu Paris abgeſchloſſene Friede von Alexander I. nicht ratificirt wurde. Der Krieg mit Preußen und Rußland dauerte vom 8. October 1806 bis zum tilſiter Frieden, der am 8. Juli 1807 mit Rußland, und am 9. Juli mit Preußen, unterzeichnet wurde, nachdem im Laufe des Krieges die Häuſer Heſſen-Caſſel, Braunſchweig-Wolfenbüttel und Oranien-Fulda ihre Länder verloren, und die Franzoſen auch, wegen des Kriegsſtandes des Königs von Schweden gegen Frankreich, ganz Schwediſch-Pommern beſetzt hatten. Im Frieden zu Tilſit verlor Preußen die Altmark, das Fürſtenthum Oſtfriesland, die Grafſchaften Mark und Ravensberg, die Fürſtenthümer Minden, Hildesheim, Paderborn, Münſter, Halberſtadt, Bayreuth, Eichsfeld und Erfurt, die Grafſchaften Tecklenburg, Lingen, Mansfeld und Hohnſtein, das Herzogthum Magdeburg, den Churſtaat Hannover mit dem Fürſtenthume Osnabrück, die ehemaligen Reichsſtädte Nordhauſen, Mühlhauſen und Goslar, die ehemaligen Abteien Quedlinburg, Eſſen, Elten, Werden ꝛc., den cotbuſſer Kreis, einen bedeutenden Theil Weſtpreußens und des Netzdiſtricts, mit Einſchluß von Danzig, ganz Südpreußen und Neu-Oſtpreußen. Von dieſen Abtretungen kam das Departement Bialyſtock an Rußland; der cotbuſſer Kreis an Sachſen; aus Südpreußen, Weſtpreußen und dem übrigen Theile von Neu-Oſtpreußen ward das Herzogthum Warſchau; aus mehrern ehemaligen preußiſchen Beſitzungen zwiſchen der Weſer und Elbe und aus heſſiſchen und braunſchweigiſchen Ländern das

Königreich Weſtphalen gebildet; beide, ſo wie der kleine Freiſtaat Danzig, und Napoleons gegenwärtige und künftige Einrichtungen innerhalb des Rheinbundes wurden von Rußland und Preußen anerkannt. Endlich verſprach Preußen, bis zum Frieden zwiſchen Frankreich und England, alle ſeine Länder ohne Ausnahme der Schifffahrt und dem Handel der Britten zu verſchließen. Bald nach dieſem Frieden zog eine franzöſiſche Armee unter Junot durch Spanien gegen Portugal, und in Spanien ſelbſt führte eine Verſchwörung des Prinzen von Aſturien gegen ſeinen Vater, und die erzwungene Reſignation Carls IV. im Mai 1808 die Cataſtrophe herbei, durch welche das bourboniſche Haus auf den ſpaniſchen Thron verzichtete. Bevor aber der neue König Joſeph Napoleon den ſpaniſchen Boden betrat, hatte England (am 4. Juli 1808) mit der ſpaniſchen Nation Friede geſchloſſen, in welchem die vorigen Handelsverhältniſſe zwiſchen beiden Nationen hergeſtellt wurden. England unterſtützte darauf die in Ferdinands VII. Namen handelnde Regierungsjunta mit Truppen und Waffen. Ob nun gleich Napoleons Siege die Rückkehr ſeines Bruders nach Madrid (im December 1808) bewirkten, ſo führte doch (im April 1809) die Eröffnung des Krieges von Seiten Öſterreichs den Kaiſer auf die Schlachtfelder von Abensberg, Eckmühl, Aſpern und Wagram. Der Friede von Wien beendigte (am 14. October 1809) den blutigen Kampf. In dieſem Frieden verzichtete Öſterreich auf Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausrückviertel, um künftig einen Theil des Rheinbundes auszumachen; auf das Herzogthum Krain, den villacher Kreis in Kärnten, das trieſter Gebiet, die Grafſchaft Görz, Friaul, Croatien bis an den Saufluß, auf Fiume, das ungariſche Littorale und das öſterreichiſche Iſtrien, welche zu dem neugebildeten Staate der illyriſchen Provinzen geſchlagen wurden; auf einige zu Böhmen gehörende, innerhalb der Lauſitz gelegene Enclaven; auf Weſtgallizien, Cracau und den zamoſker Kreis in Oſtgallizien, welche mit dem Herzogthume Warſchau verbunden wurden; auf einen Strich von Oſtgallizien mit 400,000 Menſchen, welcher an Rußland kam, und auf die Hochmeiſterwürde des deutſchen Ordens, welchen Napoleon innerhalb des Rheinbundes aufgehoben hatte. Noch verſprach Öſterreich, bis zum Seefrieden dem Continentalſyſteme gegen England beizutreten. — Der König Guſtav IV. von Schweden, der treue Bundesgenoſſe Englands, hatte durch ſeine blinde Leidenſchaftlichkeit gegen Frankreich im Jahre 1807 ſeinen Antheil an Pommern verloren; ſeine Anhänglichkeit an England verwickelte ihn auch im Jahr 1808 in Krieg mit Rußland und Dänemark. Er verlor Finnland an Rußland, und am 13. März 1809 in einem Aufſtande die Krone. Sein Nachfolger, Carl XIII., ſchloß mit Rußland (am 17. September 1809) den Frieden zu Friedrichshamm, in welchem ganz Finnland, Oſtbothnien und Weſtbothnien bis Tornea, ſo wie die Alandsinſeln an der finnländiſchen Küſte an Rußland überlaſſen wurden; mit Dänemark (am 10. December 1809) zu Jönköping den Frieden auf den status quo, und mit Frankreich (am 6. Jan. 1810) den Frieden zu Paris, in welchem Frankreich Schwediſch-Pommern und Rügen zurückgab, Schweden aber dem Continentalſyſteme gegen England beizutreten verſprach. Ob nun gleich Schweden, nachdem der Fürſt von Ponte Corvo zum Thronfolger ernannt worden war, an England (am 17. Nov. 1810) den Krieg erklärte, ſo

ſchloß doch Carl XIII. (am 18. Juli 1812) mit England, nach Eröffnung des Krieges zwiſchen Frankreich und Rußland, den Frieden auf den status quo. Dänemark aber erklärte, nachdem die Britten Copenhagen bombardirt und die däniſche Flotte (1807) geraubt hatten, an England den Krieg, und blieb ſeit dieſer Zeit im Kriegsſtande gegen Großbritannien. Im Jahr 1814 aber wurde es durch Schweden zum Frieden zu Kiel (15. Febr. 1814) gezwungen, ſo wie der Friede zu Paris den 30. Mai 1814 den Krieg mit Frankreich ſchloß. Q.

Friedland, ſiehe Wallenſtein.

Friedland (Schlacht bei). Der Name Friedland iſt in der Geſchichte des 19. Jahrhunderts durch die Schlacht berühmt, welche zum Frieden von Tilſit führte. Sie war das Reſultat der letzten 14 Tage im ganzen Zeitraume jenes Krieges. Die Gefechte bei Spanden, Lomitten und Altkirchen am 5. Juni, das Gefecht bei Deppen am 6. Juni, bis wohin die Ruſſen mehr im Vortheile als Nachtheile ſich befanden, die Affaire bei Glattau am 8. Juni, wodurch die Ruſſen aus ihren Poſitionen vorwärts Gutſtadt gedrängt wurden, und das noch ernſthaftere Treffen bei Heilsberg am 10. Juni, wo der franzöſiſche Kaiſer ſelbſt gegen den ruſſiſchen General Bennigſen commandirte: dieſe combinirten Operationen und Gefechte kann man nur als vorangegangene Einleitung zu der Schlacht bei Friedland betrachten. Schon am 11. Juni bot Napoleon den Ruſſen die entſcheidende Schlacht an; doch dieſe verhielten ſich während des Tages in ihren Verſchanzungen ruhig, verließen dieſe aber Abends, und zogen ſich auf das rechte Ufer der Alle zurück, deren linkes Ufer ſie mit allen Lägern, Magazinen und Verwundeten dem Feinde überließen. Am andern Tage rückte nun die franzöſiſche Armee in Schlachtordnung vor, und ſchnitt durch ein kühnes Manoeuver des Marſchalls Davouſt die Ruſſen von Eylau ab, während eine gleiche Operation zwiſchen dem rechten ruſſiſchen Flügel und Königsberg Statt hatte. Abends war Napoleons Hauptquartier in Eylau. Am 13. früh gelang es dem Marſchall Murat (König von Neapel), von Davouſt unterſtützt, das preußiſche Corps unter Leſtocq zu iſoliren, das nun ganz außer Communication mit den Ruſſen gebracht war. Letztere ſetzten ihren Rückzug am rechten Ufer der Alle nach Schippenbeil fort, nachdem ſie ſchon Bartenſtein verlaſſen hatten und über Friedland hinaus retirirten, wohin Napoleon nun ſelbſt mit den Garden, dem erſten Armeecorps und denen von Ney, Lannes und Mortier marſchirte. Die Debouchés von Friedland wurden ungeachtet eines Cavalleriegefechtes mit den auch in der Stadt ſelbſt ankommenden Ruſſen von den Diviſionen Nanſouty und Grouchy behauptet. Dagegen hatten die Ruſſen eine Cavalleriediviſion zu einer ſtarken Recognoscirung nach Königsberg zu, oder vielmehr wohl nur zum Schutze des Hauptquartiers in Friedland, auf das linke Alle-Ufer, vorgeſchoben. Ein Angriff auf dieſe Truppen begann die wichtigen Ereigniſſe des folgenden Tages, des 14. Juni, früh zwiſchen 2 und 3 Uhr. Dieſer Angriff wurde zwar abgeſchlagen, allein da die Franzoſen ſich immer dichter zwiſchen den Dörfern Heinrichsdorf, Poſthenen und dem ſortlacker Walde aufſtellten, ſo ward das Kanonen- und Tirailleurfeuer ziemlich lebhaft. Das Zunehmen des Gefechts veranlaßte den General Bennigſen, ſowohl die Infanterie der kaiſerlichen Garde, als auch mehrere nachkommende Diviſionen auf das linke Ufer der

Alle zu ſchicken, denen bis nach 5 Uhr der größere Theil der ruſſiſchen Armee folgte. Es mochte aus dieſen Bewegungen bei der franzöſiſchen Armee wohl der Schluß gezogen werden, daß Bennigſen ſich durch ſie hindurch den Weg nach Königsberg bahnen wollte; allein Augenzeugen (Plotho in ſeinem Tagebuche während des Krieges in den Jahren 1806 und 1807, Berl. 1811, bei Braunes) ſind der Meinung, daß der ruſſiſche General ganz gegen ſeinen Willen in dieſe Frühgefechte, welche die Schlacht des Tages zur Folge hatten, verwickelt worden ſey, da er wohl nichts weiter gewollt habe, als das Corps des Marſchalls Lannes ſchlagen, ſeine Poſition behaupten und dann ſich auf das rechte Ufer des Fluſſes zurückziehen. Die immer mehr zunehmende Stärke der franzöſiſchen Armee und die gegenſeitigen Poſitionen überzeugten den General Bennigſen endlich, daß der unausweichliche Moment der Schlacht gekommen ſey. Daher ſtellte er ſeine Armee in Schlachtordnung; dieſe formirte einen Bogen vor der Stadt Friedland und lehnte beide Flügel an die Alle, auf einem meiſt ebenen Boden; das Mühlenfließ theilte ſie in zwei ungleiche Theile. Der rechte Flügel ſtand an dem domerauer Holze, der linke reichte vom Mühlenfließ, dem ſortlacker Walde vorüber, bis an die Alle, an den Punkt, wo die Landſtraßen von Eylau, Bartenſtein und Schippenbeil ſich vereinigen; der nahe Wald verbarg die Bewegungen der franzöſiſchen Armee, welche auf 70- bis 80,000 Mann angegeben, dagegen die der ruſſiſchen nur zu 61,000 Mann geſchätzt wurde. Die Cavallerie des rechten ruſſiſchen Flügels commandirten die Generallieutenants Uwarow und Fürſt Gallizin 5., den rechten Flügel der Infanterie der Generallieutenant Fürſt Gotſchakow 1.; den linken Flügel der Infanterie der Generallieutenant Fürſt Bagrathion; die Cavallerie des linken Flügels der Generallieutenant Kollogribow. Mit der ihnen eigenen Ausdauer ſtanden die Ruſſen in kurzer Kanonenſchußweite dem Feinde gegenüber, und rückten in einigen Momenten unter dem heftigſten Feuer, beſonders bei Poſthenen vor, die ruſſiſchen Jäger drangen wenigſtens vier Mal bis in den ſortlacker Wald, wurden aber immer wieder zurückgeworfen; das brennende Dorf Sortlack mußte endlich aufgegeben werden; die Cavallerie beider Flügel focht nicht unglücklich gegen die feindliche, aber doch ohne entſcheidenden Erfolg. Am nachtheiligſten wurden den Ruſſen die im Walde operirenden Schwärme der franzöſiſchen Tirailleurs. So war, bei vielem Menſchenverluſte, ohne ein Reſultat, der Morgen und Mittag vorübergegangen. Schon neigte ſich der Tag ſeinem Ende zu, doch ein Geheimniß ſchien auf ſeinen letzten Stunden zu liegen. Es enthüllte ſich, als nach ſechs Uhr die, während deſſen hinter dem Walde formirte, franzöſiſche Armee durch 20 furchtbare Kanonenſchläge das Zeichen zum Angriffe in Maſſe erhielt. Sie beſtand aus den Corps des Marſchalls Lannes, das um 4 Uhr Morgens, des Marſchalls Mortier, das um 7 Uhr, des Marſchalls Ney und der Garde-Cavallerie, welche zuſammen, nebſt dem Kaiſer, um 9 Uhr, dem 1. Corps unter Victor und den kaiſerlichen Garden, die um 3 Uhr Nachmittags eingetroffen waren. Unter einem verwüſtenden Kanonenfeuer rückten dieſe Maſſen gegen die ruſſiſche Armee an, drangen durch den Wald und drückten den linken feindlichen Flügel zwiſchen die Alle und das Mühlenfließ nach Friedland, während der rechte ruſſiſche Flügel gegen den linken des Marſchalls Lannes ſiegreich war. Doch das Unglück des linken Flügels

nöthigte auch den rechten zum Rückzuge nach Friedland. „Jetzt aber," ſo erzählt der Augenzeuge, „jetzt eröffnete ſich eine gräßliche Scene. Ein Theil der (ruſſiſchen) Infanterie näherte ſich der brennenden Vorſtadt, durch welche ſie ihren Rückzug nehmen ſollte, und fand ſie von feindlichen Truppen beſetzt. Wer vermag die nachfolgenden Augenblicke zu ſchildern — die Verzweiflung und die Wuth der tapfern Ruſſen, ihren fürchterlichen Angriff — nicht fürchterlicher konnte er jemals ſeyn — ihr Vorrücken durch die brennende Stadt, ſich entgegenſtürzend der Kugelſaat, die der Feind über ſie ſchüttete, und die den meiſten das Leben nahm. Aber fort mußte der Feind (die Franzoſen), aus der Stadt und Vorſtadt hinaus ins Freie, und, wie von Rache aufgeboten, verfolgten ihn auch dahin die gereizten Ruſſen. Schon ſtiegen die Flammen der Stadt hoch empor und die Brücken ſanken, und noch kamen gedrängte Truppen, um überzuſetzen auf das andere Ufer; die Cavallerie und Infanterie ſtürzten ſich endlich in den Fluß, noch immer von dem feindlichen Feuer verfolgt, und ſuchten und fanden darin Rettung oder Tod. Doch ſchließen mußte ein fürchterlicher Auftritt dieſen langen und großen Streit der Nationen, würdig der Anſtrengungen, der beſtandenen Gefahren und der vielen Opfer; der Beſiegte mußte ſich noch auf Augenblicke blutig rächen, und durch nie geſehene Thaten dem Feinde Achtung und Bewunderung abzwingen; der Feind mußte ſtaunen über die Tapferkeit ſeiner braven Gegner und das Verfolgen vergeſſen." Die Schlacht war für die Ruſſen verloren. Sie hatten nach franzöſiſchen Berichten 17,300 Todte und Gefangene verloren; nach ruſſiſcher Angabe betrug der Verluſt 10,000 Mann; nach dem Bericht eines Augenzeugen 6 bis 8000 Todte und 12,000 Bleſſirte. Unter ihren Todten waren die Generalmajore Makowsky und Suchin 1.; bleſſirt waren die Generallieutenante Eſſen 1., Steinheil, Suchin 2. und Markow 1. Die Franzoſen gaben 500 Todte und 3000 Verwundete an; unter den erſtern den Artillerieoberſt Desfourneaux, und unter den letztern die Generale Latour-Maubourg, Drouet, Cöhorn, Brun und den ſächſiſchen Generalmajor Löbſchelwitz. Die Einnahme von Königsberg am 16. Juni war die nächſte Folge. Die Ruſſen zogen ſich immer am rechten Ufer der Alle zurück, nach ihres Vaterlandes Gränzen; die Franzoſen rückten raſch gegen den Niemen vor. Am 19. zog Napoleon in Tilſit ein, dem bisherigen ruſſiſch kaiſerlichen Hauptquartiere; doch ſchon Tags zuvor, am 18., hatte der Großherzog von Berg, welcher die Vorpoſtenkette an den Ufern des Niemen commandirte, durch den Fürſten Bagrathion den ruſſiſchen Antrag zum Waffenſtillſtande erhalten. Nach drei Tagen (am 21. Juni) wurde dieſer abgeſchloſſen; am 25. folgte ihm der Waffenſtillſtand mit Preußen. Die merkwürdigen Zuſammenkünfte am 21. und 26. Juni und der doppelte Friede von Tilſit am 7. und 9. Julius waren die merkwürdigſten Reſultate des 14. Juni 1807. J.

Friederike (Sophie Wilhelmine), Markgräfin von Bayreuth, Schweſter Friedrichs des Großen von Preußen, geboren zu Berlin am 31. Julius 1709. Sie ward am 20. November 1731 mit dem Erbprinzen des Markgrafen von Bayreuth verheirathet, welche Verheirathung die Veranlaſſung zu dem entſetzlichſten Zwiſte zwiſchen ihrem Vater (König Friedrich Wilhelm I.) ihrer Mutter (Sophie Dorothea von Hannover) und zu tauſendfachem Kummer für ſie ſelbſt gegeben. Ihre Mutter, deren unſeliges eheliches Ver-

hältniß ſchon am erſten Tage nach der Hochzeit begonnen hatte, wollte aus Familienanhänglichkeit ſie mit dem Prinzen von Wallis verheirathen, nachdem deſſen Vater, der Churfürſt von Hannover, zur Krone von England gelangt war; aber ihr Vater hatte ſie bald für den Markgrafen von Schwedt, bald für den Herzog von Weißenfels, bald für den König von Schweden, Carl XII., der ſelbſt um ſie anhalten ließ, beſtimmt, und höchſtwahrſcheinlich wäre ſie des Letztern Gemahlin geworden, wäre dieſer nicht zu früh geſtorben. Dieſe Heirathsangelegenheit verurſachte ihr um ſo mehr die bitterſten Tage, als ſie ſelbſt dabei das richtige Gefühl hatte, daß ſie nichts ſey, als ein Spiel der Launen und der Intrigue bald der Miniſter, bald der fremden Geſandten, bald ſogar der Hofdamen und Kammerfrauen am Hofe ihrer Ältern. Sie erzählt in ihrem Leben (Denkwürdigkeiten aus dem Leben der königl. preuß. Prinzeſſin, Friederike Sophie Wilhelmine ꝛc. v. J. 1709-1733, von ihr ſelbſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Tübingen, bei Cotta 1811, 2 Bände), die geringſten Umſtände ihres Familienlebens mit einer ſo vertrauensvollen Aufrichtigkeit, daß ſie bis zur Rührung bewegt. Außerdem machte ihr der Haß des Königs wider ihren Bruder, Friedrich (den nachmaligen Großen), an dem ſie mit ganzer Seele hing, unendlichen Kummer, und es zog ihr dieſe Anhänglichkeit von ihrem Vater empörende Mißhandlungen zu. Man höre ihre eigene Beſchreibung der erſten Zuſammenkunft, die ſie mit dem Könige nach der Arretirung ihres Bruders hatte. „Indem trat der König ein. In der Ungewißheit über das Schickſal meines Bruders wußte ich nicht, was ich thun ſollte; ich nahete mich ihm mit meinen Geſchwiſtern, um ihm die Hand zu küſſen; allein kaum erblickte er mich, ſo ward er ganz ſchwarz vor Wuth, und verſetzte mir drei ungeheure Fauſtſchläge ins Geſicht, von denen einer die Schläfe traf, ſo daß ich ſinnlos niederſiel und mir den Kopf gegen den Vorſprung einer Wandbekleidung zerſchlagen hätte, wäre Fräulein von Sonnfels nicht ſo glücklich geweſen, mich bei dem Kopfputz zu ergreifen. Der König wollte mich mit Füßen treten und ſeine Schläge wiederholen; allein die Königin und meine Geſchwiſter bildeten einen Wall um mich her und ließen ihn nicht an mich kommen. Eine meiner Schweſtern, die mich noch immer ohne Leben liegen ſah, holte ein Glas Waſſer und etwas geiſtiges, um mich wieder zu mir ſelbſt zu bringen. Wegen des Königs, der ſich mit denen, die mich umgaben, herumbalgte, konnte man mich nicht einmal vom Boden aufheben, aber das viele Reiben und die ſtarken Dinge, die man anwendete, gaben mir das Leben wieder, ſo daß man mich endlich auf ein Tabouret heben konnte, das ſich in dem Fenſter befand, an dem dieſer ganze Auftritt vorfiel. Wie viel lieber wäre ich in meinem bewußtloſen Zuſtande geblieben! es iſt mir nicht möglich, den troſtloſen Zuſtand, in welchen Alle, die in dieſem Zimmer ſich befanden, verſetzt waren, zu beſchreiben. Der König war halb erſtickt vor Zorn; ſein Blick war wild, ſein Geſicht aufgedunſen, der Schaum lag auf ſeinen Lippen; die Königin rang die Hände und ſtieß das kläglichſte Geſchrei aus. Meine Geſchwiſter lagen vor dem Könige auf den Knieen, ſelbſt das kleinſte, das nur drei Jahre alt war, und weinten und ſchluchzten. Der König ſchwor bei allen Engeln und Teufeln, daß er meinen Bruder umbringen laſſen wolle. Dieſe oft wiederholten Worte erweckten mich endlich aus meiner Todesſchwäche und ich rief laut: ſchon-

ken ſie mir meines Bruders Leben und ich heirathe ſogleich den Herzog von Weißenfels! Seine Wuth verhinderte ihn, mich zu verſtehen; aus Furcht, daß ich dieſe zierlichen Worte wiederholen möchte, verſtopfte mir Fräulein von Sonnfels den Mund mit einem Schnupftuche, gerade als ich ſie noch ein Mal ſagen wollte. Nun ergoß ſich der König in Schmähungen gegen mich; nach ſeiner Meinung ſollte ich an allem Übel Schuld ſeyn und mein Kopf ſollte ihm dafür genugthun. Damals hätte er mir keinen größern Dienſt thun können, als dieſe Drohung zu erfüllen. Mein Schmerz war ſo groß, daß ich die Welt mit Freuden verlaſſen hätte." Man wird aus dieſem kleinen Bruchſtücke ſich leicht ein Bild von dem innern Jammer entwerfen können, der oft in dem königlichen Schloſſe von Berlin war und ſich dann glücklich preiſen, in einfacher Lebensweiſe bei gegenſeitigem Vertrauen den Segen der Häuslichkeit genießen zu können. Zwar heirathete ſie den Erbprinzen von Bayreuth nicht ohne Neigung, aber gehaßt von ihrer Mutter, vernachläſſigt ſelbſt in Anſehung ihrer Ausſtattung, und endlich bedauert von ihrem Vater, dem zuletzt noch die Augen geöffnet worden waren, folgte ſie ihrem Gemahl zu einem Schwiegervater, der kränklich und von unzähligen Launen abhängig war. Doch benahm ſie ſich in allen Verhältniſſen mit eben ſo viel Klugheit als Rechtlichkeit, und das Übergewicht, das ein gebildeter Geiſt in jeder Lage gewährt, verließ ſie nie. Die unangenehmen ökonomiſchen Verhältniſſe des ſchwiegerväterlichen Hauſes waren ein vorzüglicher Grund, daß ſie mehrere Jahre lang während ihrer Ehe in Berlin bei ihrem Vater verlebte, wozu demnächſt die militäriſche Neigung ihres Gemahles, der Inhaber eines preußiſchen Regiments war, Veranlaſſung gab. Ihre zunehmende Kränklichkeit ward jedoch von ihr ſelbſt benutzt, um ihre Rückkehr nach Bayreuth von ihrem Vater, der ſie ſo gern feſthielt, zu erlangen. Nach der Zeit, auch nachdem ihr Bruder den Thron Preußens beſtiegen hatte, während des erſten ſchleſiſchen Krieges, war ſie in Berlin. Aber ſie mußte den Schmerz erfahren, daß ſelbſt dieſer, von ihr ſo ſehr geliebte, Bruder ſeine Neigung von ihr abwendete und ſie endlich ſogar feindſelig behandelte, als ihr Gemahl einen Tractat mit dem deutſchen Kaiſer abgeſchloſſen hatte, der ihn zur Anwerbung eines Regimentes und zu perſönlichem Militärdienſt für den Kaiſer verpflichtete. Das heimliche Einverſtändniß, das zwiſchen ihrem Gemahle, der übrigens gut war, und einer gewiſſen Marwitz Statt hatte, vermehrte ihren Kummer, und man kann wohl ſagen, daß nicht leicht eine Fürſtin in verwickeltern Verhältniſſen gelebt und mit ſo vieler Klugheit ſich benommen hat, als ſie. Ihre Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe, von der ſie in ihren Denkwürdigkeiten ſo unverkennbare Belege gibt, verdient hier eine rühmliche Erwähnung. I.

Friedrich I., der Rothbart, ein Sohn Herzogs Friedrich von Schwaben, und ſeit 1147 ſelbſt Herzog von Schwaben, war geb. im J. 1121, und erhielt, einunddreißig Jahre alt, nach dem Tode Kaiſers Conrad III., ſeines Oheims, im J. 1152 die kaiſerliche Krone. Er war der zweite deutſche Kaiſer aus dem ehrwürdigen Hauſe der Hohenſtaufen und einer der mächtigſten und einſichtvollſten Herrſcher, welche je Deutſchlands Scepter geführt haben. Er bekriegte mit Glück den polniſchen König Boleslav im Jahre 1157 und erhob Böhmen zu einem Königreiche. Aber ſein Hauptaugenmerk war auf Italien gerichtet, um ſeine Macht daſelbſt

zu erweitern und zu befeſtigen. Sechs Züge mußte er dahin unternehmen, um die aufrühreriſchen Städte der Lombardei, die durch Handel reich und mächtig geworden waren, zu züchtigen. Mailand, das im J. 1161 die Fahne der Freiheit erhoben hatte, und nach der Herrſchaft der Lombardei ſtrebte, wurde im folgenden Jahre von ihm erobert und geſchleift. Breſcia, Piacenza wurden ihrer ſchützenden Mauern, die übrigen Städte, die an den Unruhen Theil genommen hatten, ihrer Rechte und Privilegien beraubt. Dennoch war der Ausgang aller dieſer Kriege nicht glücklich für den Kaiſer. Papſt Alexander III., der ſich nach Frankreich hatte flüchten müſſen, ſprach im J. 1168 den Bann wider ihn aus. Die Städte der Lombardei traten in ein neues Bündniß, zur Aufrechthaltung ihrer Freiheiten; die Mailänder bauten ihre Stadt wieder auf und erfochten im J. 1176 einen entſcheidenden Sieg über das Heer bei Cremona. Dieſer Sieg führte den Frieden herbei, der zu Venedig geſchloſſen ward. Inzwiſchen hatte Friedrich Lübeck und Regensburg zu Reichsſtädten erklärt, und dadurch den Grund zu einem Mittelſtande zwiſchen dem Kaiſer und den deutſchen Fürſten gelegt, wodurch die kaiſerliche Macht vergrößert und der Bürgerſtand gehoben wurde. Durch die Trennung der Herzogthümer Bayern und Sachſen (ſeit 1180), welche Heinrich der Löwe zuſammen beſeſſen, wurde Friedrich zwar ebenfalls mächtiger; allein die beiden ſchon unter ſeinem Vorgänger entſtandenen Parteien der Welfen (oder Bayern und Gegner des Kaiſers) und der Gibellinen (oder der Anhänger des kaiſerlich-ſchwäbiſchen Hauſes) wurden dadurch nur mehr unterhalten und gegen einander erbittert. Auf die Nachricht, daß Saladin den Chriſten Jeruſalem wieder entriſſen habe, unternahm Friedrich mit einem Heere von einigen hunderttauſend Mann den dritten Kreuzzug, vor deſſen Antritt im J. 1187 ein Landfriede zu Stande kam. Der Kaiſer von Conſtantinopel hatte ſich mit Saladin und dem Sultan von Iconium verbündet. Friedrich aber bahnte ſich glücklich einen Weg nach Aſien, trug zwei Siege über die Türken davon, drang in Syrien ein, ſtiftete hier den deutſchen Orden und ſtarb mitten unter glücklichen Erfolgen am 10. Juni 1190, nach einer achtunddreißigjährigen Regierung, bei Tarſus in Cilicien, nach einem Bade in dem Cidnus, vielleicht an derſelben Krankheit, die Alexander der Große in demſelben Fluſſe ſich zugezogen hatte, ohne noch das Land ſeiner Wünſche nur betreten zu haben. Friedrich war ein tapferer, freigebiger, im Glück und Unglück gleich ſtandhafter Fürſt; und dieſe großen Eigenſchaften bedeckten den Stolz und die Herrſchſucht, die allerdings die Haupttriebfedern ſeiner Handlungen waren. Er hatte ein bewundernswürdiges Gedächtniß und beſaß für ſein Zeitalter ungewöhnliche Kenntniſſe. Er ſchätzte die Gelehrten, beſonders die Geſchichtſchreiber, aus deren Werken er die hohe Idee von einem Kaiſer ſchöpfte, die er durch ſeine Regierung zu verwirklichen ſtrebte. Er war von einem edeln und majeſtätiſchen Anſehn, und trotz ſeiner Streitigkeiten mit den Päpſten, ein aufrichtigerer Anhänger der Religion als diejenigen, die ſich ihrer nur zur Erreichung anderer Abſichten zu bedienen ſuchten. Nach des Kaiſers Tode konnte die Abſicht des unternommenen Kreuzzugs nicht mehr erreicht werden; ſein heldenmüthiger Sohn, der den Oberbefehl übernommen hatte, ward von einer peſtartigen Krankheit ebenfalls hingerafft, und von dem

mächtigen Heere, das Friedrich aus Deutſchland geführt hatte, kamen nur wenige Trümmer zurück.

Friedrich II., ein Enkel Friedrichs I. und Sohn Kaiſers Heinrich VI. und der ſicilianiſchen Prinzeſſin Conſtanzia, wurde im J. 1194 geboren, und ſchon 1196 zum römiſchen König erwählt. Er verlor ſeinen Vater, als er erſt drei Jahre alt war, wuchs unter der Vormundſchaft auf und wurde als der einzige Sproſſe der Hohenſtaufen durch päpſtliche Vermittlung im J. 1210 auf den deutſchen Kaiſerthron erhoben, da Otto IV. den Zorn des Papſtes auf ſich gezogen hatte. Aber erſt nach dem Tode Otto's im Jahr 1218 kam Friedrich in den ruhigen Beſitz des Reichs. Nachdem der junge Kaiſer im J. 1219 auf einem Reichstage die deutſchen Fürſten zur Annahme verſchiedener heilſamer Verordnungen bewogen hatte, ging er nach Italien, und wurde am 22. Nov. 1220 vom Papſt Honorius III. zu Rom gekrönt. Er bezeichnete ſeine Krönung durch blutige Edicte wider die Ungläubigen, und verſprach eidlich einen Zug nach dem gelobten Lande. Da er indeß damit zögerte und überdies durch ſeine Macht und ſein Verfahren in Italien die Eiferſucht des Papſtes erregt hatte, wurde er im J. 1227 von Gregor IX. in den Bann gethan und mit der Beraubung der Kaiſerwürde bedroht. Friedrich ging hierauf unlosgeſprochen nach Aſien und ſchloß 1229 mit dem Sultan von Babylon einen zehnjährigen Waffenſtillſtand, durch welchen ihm Jeruſalem, Bethlehem, Nazareth, Sidon und alle chriſtlichen Gefangenen überliefert wurden. Aber eben dieſer Waffenſtillſtand diente dem Papſt zum Vorwand, das Anathema wider ihn auszuſprechen. Gregor verſammelte eine Armee, nahm einen Theil von Apulien in Beſitz und belehnte damit Friedrichs Schwiegervater, Johann von Brienne. Der junge Heinrich, des Kaiſers Sohn, der als römiſcher König Deutſchland inzwiſchen regierte, erklärte ſich auf des Papſtes Antrieb gegen ſeinen Vater, deſſen Tod er fälſchlich bekannt machte. Sicilien und Italien waren im allgemeinen Aufſtande, als Friedrich nach Europa zurückeilte. Er erſchien mit einem ſchnell verſammelten Heere in Italien, ſchlug die Guelfen, mit denen der Papſt ſich verbunden hatte, zu wiederholten Malen und erzwang im Jahr 1230 einen Frieden, in welchem der Papſt 130,000 Mark Silber zahlen und alle eroberten Städte zurückgeben mußte. Darauf wandte er ſich nach Deutſchland, hielt zu Mainz einen Reichstag und ließ ſeinen zweiten Sohn, Conrad IV., zum römiſchen Könige wählen, den aufrühreriſchen Heinrich dagegen verurtheilte er zu ewiger Gefangenſchaft. Nachdem auf dieſe Weiſe Deutſchland beruhigt war, ging Friedrich im J. 1240 wieder nach Italien und beſtrafte die aufrühreriſchen Mailänder durch ein großes Blutbad. Er eroberte mehrere andere mit ihnen verbündete Städte, unterwarf Sardinien, ſchlug die Kriegsmacht Venedigs und Genua's zurück, eroberte Urbino und Toscana, und belagerte, da Gregor aufs neue den Bannſtrahl gegen ihn geſchleudert hatte, Rom. Der erbitterte Papſt foderte die deutſchen Fürſten zu einer neuen Kaiſerwahl auf, und da er ſie dieſem Verlangen nicht geneigt fand, wollte er eine Kirchenverſammlung gegen Friedrich berufen. Aber auch dieſer Plan ward vereitelt, da Heinrich, König von Sardinien, ein natürlicher Sohn des Kaiſers, die franzöſiſchen, engliſchen und ſpaniſchen Prälaten, die ſich in Genua eingeſchifft hatten, gefangen nahm. Gregor ſtarb vor Kummer, ſeine Rache nicht ſättigen zu können, im

Aug. 1245. Innocenz IV., der einige Zeit nachher den päpſtlichen Stuhl beſtieg, war eben ſo wenig zur Verſöhnung geneigt; vielmehr entſetzte er Friedrich auf dem Concilium zu Lyon im J. 1245. Das Glück, das Friedrich bis daher an ſeine Ferſe gebannt hatte, fing an ihn zu verlaſſen. Die verbündeten Völker der Lombardei ſchlugen ihn, und eine Partei in Deutſchland erwählte Heinrich Raspo, Landgrafen von Thüringen, zum Gegenkaiſer. Ungebeugt durch dieſe Widerwärtigkeiten fuhr Friedrich fort, ſeine aufrühreriſchen Unterthanen zu bekriegen und ſtarb zu Fiorenzuola in Apulien den 13. Dec. 1250, wahrſcheinlich an Gift. Mit ihm fiel der Glanz des Reichs und das kaiſerliche Anſehn in Deutſchland und Italien. Sein Muth, ſein Geiſt und ſeine Hochherzigkeit machen ihn zu einem der erſten Fürſten, die je das deutſche Scepter geführt, und mit mehr Vorſicht und Gewandtheit würde er unfehlbar ſeine Feinde unterworfen haben. Mitten unter den ewigen Stürmen des Krieges gab er Geſetze für die Sicherheit Deutſchlands und beförderte die wiſſenſchaftliche Cultur. Er war einer der aufgeklärteſten und vorurtheilsfreiſten Männer ſeiner Zeit. Er ließ die Werke des Ariſtoteles und mehrere arabiſche Werke, z. B. den Almagest des Ptolemäus, ins Lateiniſche überſetzen, brachte die Mathematik in Aufnahme, ſtellte die hohe Schule zu Neapel wieder her, verbeſſerte die Schulen zu Bologna und Salerno und legte den Grund zur wiener Univerſität. Er ſchrieb ſelbſt ein Werk über die Kunſt mit Vögeln zu jagen (Reliqua librorum Friderici II. imp. de arte venandi cum avibus cum comm. J. G. Schneider 1788), das zwar in einem barbariſchen Latein abgefaßt iſt, aber treffliche anatomiſche und phyſikaliſche, größtentheils auf eigene Erfahrung gegründete Bemerkungen enthält. Man ſchrieb ihm ſonſt fälſchlich die Schrift de tribus impostoribus zu. Über ihn ſ. Schröckhs Biographien VIII. Theil.

Friedrich der Gebiſſene, oder **mit der gebiſſenen Wange**, Markgraf zu Meißen und Landgraf zu Thüringen, verdient nicht bloß als einer der Stammväter des Hauſes Sachſen, ſondern auch wegen ſeiner beſondern Schickſale hier eine Stelle. Sein Vater Albert, Landgraf zu Thüringen, mit dem Beinamen der Unartige, hatte Kaiſers Friedrich II. Tochter Margarethen, zur Gemahlin, mit welcher er Friedrich und Diezmann oder Dietrich zeugte. Allein ſeine Liebe zu einem Hoffräulein Kunigunde von Eiſenberg verleitete ihn ſogar zu dem Plane, ſeine Gemahlin heimlich ermorden zu laſſen (man ſ. den Art. Thüringen). Zwar mißlang dieſer Plan; allein Margarethens Freunde glaubten ſie nur durch eine ſchleunige Flucht retten zu können. Die troſtloſe Mutter konnte ſich kaum von ihren Söhnen trennen; ſie überhäufte vorzüglich bei ihrem Abſchiede Friedrich mit Küſſen, und biß ihn, im heftigſten Ausbruche ihres mütterlichen Schmerzes, in den Backen, ſo daß Friedrich für immer eine kleine Narbe behielt. Albert, erbittert über das Mißlingen ſeines ſchändlichen Vorhabens, trug nun den Haß gegen ſie auf ſeine beiden Söhne über, wollte ſie von der Thronfolge in Thüringen ausſchließen, und ſolche auf Apitz, den mit Kunigunden erzeugten Baſtard, bringen. Mehrere ſeiner Ritter und Vaſallen ſahen die Ungerechtigkeit ſeines Verfahrens ein, traten auf die Seite ſeiner beiden rechtmäßig erzeugten Söhne, und es brach zwiſchen dieſen und dem Vater 1281 ein Krieg aus. In dieſem war Friedrich

ſo unglücklich, von ſeinem Vater gefangen genommen zu werden, und mußte ein ganzes Jahr als Gefangener auf der Wartburg zubringen, bis ihn endlich einige ſeiner treuen Unterthanen mit Gewalt befreiten. Als er und ſein Bruder nachher, nach dem Abſterben des Vater-Bruders (der beide Brüder nach Margarethens Flucht erzogen hatte), Dietrichs des Weiſen, Markgrafen zu Meißen und Lauſitz (1282) und ſeines Sohnes (geſt. 1291), deſſen Länder erhielten, und ihr Vater dies nicht zufrieden war, kam es zwiſchen ihm und ſeinen Söhnen von neuem zum Kriege, in welchem aber Albert gefangen und nur auf Kaiſer Rudolphs von Habsburg Vermittelung losgelaſſen wurde. Aus Rache ſuchte nun Albert verſchiedene Fürſten gegen ſeine Söhne zum Kriege zu reizen; verkaufte, da dies nicht gelang, viele Güter, ja endlich, ſeiner Söhne und der Landſtände Widerſpruch ungeachtet, ganz Thüringen an Kaiſer Rudolphs Nachfolger, Adolph von Naſſau, 1294 für 94,000 Gulden. Dieſer rückte in Thüringen ein, bemächtigte ſich auch einiger Städte und Schlöſſer; allein da ihm Friedrich und Diezmann mit einer Armee entgegenrückten, zog er ſich, nachdem er Thüringen ſehr verwüſtet hatte, aus Mangel an Lebensmitteln, mit einem Theil ſeiner Armee nach Mühlhauſen, ſetzte aber nachher ſeine Verwüſtungen in Meißen fort, bis er endlich 1298 ſeiner Kaiſerwürde entſetzt und von dem an ſeiner Stelle zum Kaiſer gewählten Albrecht am 2. Juli in einer Schlacht in der Gegend von Worms getödtet wurde. Allein Albrecht, eben ſo wenig geſonnen, ſeines Vorgängers Anſpruch auf Thüringen aufzugeben, nahm anfangs, da es ihm zu Altenburg nicht geglückt war, Friedrich durch einen Meuchelmord auf die Seite zu ſchaffen, Eiſenach und einige andere Städte in Beſitz, und rückte endlich mit einer großen Armee auf Friedrich und ſeinen Bruder los; dieſe gingen ihm entgegen, und er wurde am 31. Mai 1307 bei Lucka im Fürſtenthum Altenburg völlig geſchlagen. Da er als anfänglicher Vormund ſeines Neffen, Johanns von Schwaben, dieſes Herzogthum adminiſtrirt hatte, aber in der Folge ganz an ſich zu bringen ſuchte, ſo waren ſeine Truppen größtentheils aus Schwaben. Es entſtand daher zum Andenken jener Schlacht das Sprichwort, durch welches man jemanden den unglücklichen Ausgang ſeines Vorhabens anzudeuten pflegte: es wird dir gehen (oder glücken) wie den Schwaben bei Lucka (oder Lücken). Albrecht, obgleich mit einer wieder zuſammengebrachten Armee Thüringen aufs neue verwüſtend, konnte doch nichts gegen Friedrich ausrichten; er zog ſich zurück; allein eben im Begriff, mit einer neuen Armee gegen Friedrich anzurücken, wurde er von ſeinem Neffen, dem Prinzen Johann von Schwaben, aus Unwillen, daß ihm Albrecht ſein Herzogthum noch immer vorenthielt, am 1. Mai 1308 unweit Habsburg ermordet. Sobald ſein Tod bekannt wurde, unterwarf ſich die bisher immer aufrühreriſche Stadt Eiſenach Friedrich von neuem, und da ihm durch ſeines Bruders Ermordung in der Thomaskirche zu Leipzig auch deſſen Landesantheil zugefallen war, ſo wurde Friedrich nicht nur alleiniger Markgraf zu Meißen, Lauſitz und Landgraf zu Thüringen, ſondern er vereinigte auch die vorherigen Reichsſtädte Altenburg, Chemnitz und Zwickau mit ſeinem Lande, und ließ im folgenden Jahre in demſelben einen allgemeinen Frieden anbefehlen, auch zu deſſen Haltung Adel und Bürger ſich eidlich verbindlich machen. Im Jahr 1317 hatte er das

Unglück, von Churfürſt Waldemar von Brandenburg, mit dem er in Krieg gerieth, gefangen genommen zu werden, und erhielt ſeine Freiheit nur unter den Bedingungen, daß er Waldemarn eine Summe von 30,000 Mark Silber erlegte und die Niederlauſitz abtrat. Nach ſo vielen Kämpfen, die ihm den Namen des Streitbaren erwarben, konnte er endlich ſeine Länder noch einige Jahre in Ruhe beſitzen, bis er 1326 ſtarb, nachdem ihn einige Zeit vorher ein Schlagfluß getroffen hatte. Ihm bleibt der Ruhm, ſich unter vielen widrigen Schickſalen und gegen vielfältige Feinde, ſogar gegen zwei Kaiſer, muthig und ſiegreich behauptet zu haben.

Friedrich der Sanftmüthige, } ſ. den Art. Sachſen.
Friedrich der Weiſe, }

Friedrich V., König von Dänemark. Unter der Regierung (1746-1766) dieſes weiſen und trefflichen Fürſten ſehen wir Dänemark einen hohen Flor erreichen. Unter ihm gediehen Finanzen, Handel und Wiſſenſchaften. Auf ſeine Regierung hatten der große Staatsmann Graf Andreas Gottlieb Bernſtorf (ſ. d. Art.) bis zum J. 1770, wo er ſeine Entlaſſung erhielt, Thott und Moltke großen Einfluß; der jüngere, oder Neffe deſſelben, trat nachher wieder aufgefodert in däniſche Dienſte (ſ. daher dieſ. Art.). Friedrich V. errichtete die Ritterakademie, die Malerakademie zu Copenhagen und ließ 1760 eine Geſellſchaft gelehrter Männer nach Paläſtina und Arabien reiſen, um Natur und Sitten des Orients genauer zu unterſuchen. Niebuhr allein kam 1767 von dieſer Reiſe zurück. Auch wurden unter ihm Seminarien zur Bildung der lappländiſchen Miſſionarien und andere Anſtalten für die Cultur des Landes angelegt.

Friedrich VI., König von Dänemark, Sohn Chriſtians VII. und der Königin Caroline Mathilde, geb. Prinzeſſin von England, ward den 28. Januar 1768 geboren, vermählte ſich mit Marie Sophie Friederike, Prinzeſſin von Heſſen-Caſſel, geb. am 28. Oct. 1767, und iſt Vater zweier Prinzeſſinnen. Die Kränklichkeit ſeines Vaters war Urſach, daß er ſchon wenige Tage nach ſeiner Confirmation, am 4. April 1784 die Staatsverwaltung übernahm. Als Miniſter und Rathgeber ſtanden ihm die hochverdienten Grafen von Bernſtorf zur Seite, erſt der Vater, und nach deſſen Tode der Sohn, der gegenwärtige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Der Charakter der Regierung blieb Belebung und Stärkung der innern Staatskräfte, und eine Geradheit, Offenheit und Parteiloſigkeit, welche unter allen Stürmen allen Parteien Achtung einflößte und bis zur letzten Cataſtrophe die äußere Ruhe erhielt. Nur auf kurze Zeit wurde ſie im J. 1788 durch den Zug eines däniſchen Armeecorps nach Schweden unterbrochen, welchen das beſtehende Bündniß mit Rußland gebot. Nachdem indeß im October unter preußiſcher und engliſcher Vermittlung ein Waffenſtillſtand zu Stande gekommen war, kehrte Dänemark zur Neutralität zurück. Dieſe beobachtete es auch unter allen Erſchütterungen, welche die franzöſiſche Revolution in Europa zur Folge hatte. Eine Convention verband Dänemark mit Schweden zur gemeinſchaftlichen Behauptung der Neutralität, welche in den Jahren 1794 bis 1797 durch eine gemeinſchaftlich ausgerüſtete däniſch-ſchwediſche Kriegsflotte geſchützt ward. Die Erſcheinung einer ſo anſehnlichen Seemacht bewog England zur Nachgiebigkeit, und die Bedrückungen des däniſchen Handels minderten ſich, während ein im mittelländiſchen Meere durch

die däniſche Tapferkeit erfochtener Sieg im J. 1797 einen für die Schifffahrt in jenen Gewäſſern erwünſchten Frieden bewirkte. Bis dahin war es dem Prinzen gelungen, den Tempel des Janus verſchloſſen zu halten; auch im J. 1800 ſchlichteten noch Unterhandlungen die Mißverſtändniſſe. Nicht ſo im Frühjahre 1801. Der Angriff des Admirals Nelſon, die Schlacht vom 2. April und der Spartanergeiſt der Dänen ſind der Erinnerung noch gegenwärtig. Sie bewirkten einen ſchnellen Frieden, der bis 1807 währte, wo ihn England durch einen plötzlichen Überfall der Hauptſtadt und Hinwegführung der Flotte brach. Mit kindlicher Liebe war der Prinz von Kiel nach Copenhagen geeilt und hatte ſeinen königlichen Vater von dort durch zahlloſe Gefahren glücklich nach dem däniſchen Continente geführt. Hier ſtarb er zu Rendsburg den 13. März 1808, und Friedrich, der ſchon längſt Dänemarks ſchützender Genius geweſen, beſtieg den Thron. Wichtige Ereigniſſe bezeichneten früh den Anfang ſeiner Regierung. Die von England erfahrnen Mißhandlungen ſetzten ihn nicht nur in Kriegsſtand gegen daſſelbe, ſondern machten ihn auch zum Bundesgenoſſen Frankreichs, aber dieſes Bündniß koſtete ihm Norwegen. Auch er reiſ'te im Sept. 1814 zu dem wiener Congreß (ſ. übrigens Dänemark).

Friedrich Wilhelm (der große Churfürſt). Er war am 6. Febr. 1620 geboren. Sein Vater war der Churfürſt Georg Wilhelm, ein ſchwacher Regent, unter welchem in den erſten Decennien des dreißigjährigen Krieges die Mark Brandenburg ſehr verwüſtet wurde, beſonders weil ſein Miniſter, der Graf von Schwarzenberg, dem Intereſſe Öſterreichs ſich hingab. Sogleich nach ſeines Vaters Tode (1. Dec. 1640) änderte Friedrich Wilhelm dieſes Syſtem, ob er gleich unter ſehr bedenklichen Umſtänden die Regierung antrat. Nicht nur, daß das Herzogthum Preußen damals noch ein Lehen von Polen war; Pommern, das, nach dem Erlöſchen des wendiſchen Regentenſtammes (1637), an Brandenburg hätte fallen ſollen, war von den Schweden beſetzt, welche ſich, abwechſelnd mit den Öſterreichern, auch in der Mark zu behaupten ſuchten; und in den Ländern der jülichſchen Erbſchaft, welche Brandenburg und Pfalz-Neuburg unter ſich getheilt hatten, ſtanden Spanier und Holländer. Er ſchloß im Jahre 1641, der öſterreichiſchen Gegenvorſtellung ungeachtet, mit Schweden einen Neutralitätstractat; dem Kaiſer aber überließ er ſeine Cavallerie, dem ſie den Eid der Treue geleiſtet hatte. Nichts deſto weniger litt ſein Land noch einmal im Jahre 1643 bei dem Durchzuge eines ſchwediſchen und öſterreichiſchen Heeres. Durch den Waffenſtillſtand mit Heſſen-Caſſel (1644) erhielt er die von Heſſen beſetzten Örter in Cleve und in der Grafſchaft Mark zurück. Im Jahre 1647 vermählte er ſich mit der oraniſchen Prinzeſſin Luiſe Henriette. So ungern er auch auf einen Theil der pommerſchen Erbſchaft verzichtete, ſo überließ er doch (1648) im weſtphäliſchen Frieden Vorpommern, die Inſel Rügen und einen Theil von Hinterpommern an Schweden, wogegen er die Bisthümer Halberſtadt, Minden und Camin als Fürſtenthümer bekam, und das Erzſtift Magdeburg ihm, nach dem Tode des damaligen Adminiſtrators, des Prinzen Auguſt von Sachſen als Herzogthum verſprochen ward. Als darauf der König Carl Guſtav von Schweden den König Johann Kaſimir von Polen (1655) mit Krieg bedrohte, bewarben ſich Schweden und Polen um das Bündniß des Churfürſten. Dieſer lehnte aber die Anträge beider

ab; doch ſammelte er ein Heer von 8000 Mann an der Gränze des Herzogthums Preußen. Nach Eröffnung des Krieges hatte Carl Guſtav in kürzer Zeit Groß- und Kleinpolen erobert, und Cracau und Warſchau beſetzt. Johann Kaſimir war nach Schleſien geflohen. Unter dieſen Umſtänden ſchloß der Churfürſt ein Bündniß mit Holland, welches Schweden mißbilligte, worauf der Churfürſt auch mit den weſtpreußiſchen Städten ein Defenſivbündniß einging, das Johann Kaſimir gut hieß, der ihm die Souverainetät über Preußen verſprach, wenn er ſich gegen Schweden erklären wollte. Allein Friedrich Wilhelm blieb bei ſeiner Neutralität, bis ihn der Einfall des Königs von Schweden in Oſtpreußen zu dem Vertrage (1656) nöthigte, das Herzogthum Preußen in Zukunft von Schweden als Lehen zu nehmen, und als Lehnsmann in dieſem Kriege 1000 Mann Infanterie und 500 Mann Cavallerie zu ſtellen. Zugleich mußte er den Schweden freien Durchzug durch ſein Land, und die Theilung des Ertrages der in den preußiſchen Häfen neuangelegten Zölle zuſichern; dagegen ward ihm die Befreiung von allem Lehnsgelde für Preußen, Befreiung von allen Appellationen an die Krone Schweden, und das Bisthum Ermeland als Fürſtenthum und ſchwediſches Lehen verſprochen. Je unwilliger Johann Kaſimir, der mit öſterreichiſchem Gelde neue Truppen geworben hatte, über dieſen Vertrag war, deſto genauer ſchloß ſich der Churfürſt in dem marienburger Tractat (15. Jan. 1656) an Schweden an, in welchem ihm Schweden auf den Fall eines Angriffs 6000 Mann Hülfstruppen, der Churfürſt aber in gleichem Falle 4000 Mann Hülfstruppen für Schweden verſprach. Darauf brachen beide Fürſten in die Gegend von Warſchau auf, wo ſie mit 16,000 Mann in einer dreitägigen Schlacht 39,000 Polen beſiegten. Warſchau war beſetzt. Da jetzt der Churfürſt das Bündniß mit Schweden verlaſſen zu wollen ſchien, Carl Guſtav aber die Wichtigkeit deſſelben fühlte, ſo entſagte der Letztere in dem Tractate zu Labiau (10. Oct. 1656) der Oberlehnshoheit über Preußen und Ermeland, behielt ſich aber, nach dem Erlöſchen des brandenburgiſchen Mannsſtammes, die Erbfolge in Preußen vor. Eiferſüchtig über Carl Guſtavs Siege, ſandte um dieſe Zeit Öſterreich ein Heer nach Polen, und Dänemark eroberte das Herzogthum Bremen. Dies bewog den König, gegen die Dänen aufzubrechen, und den Churfürſten, ſeinen Bundesgenoſſen, ſeinem Schickſale zu überlaſſen. Dieſer ſchloß daher, unter Öſterreichs Vermittelung, zu Welau (19. Sept. 1657) mit Polen einen Vertrag, in welchem er zwar dem Beſitze von Ermeland entſagen mußte, dagegen aber die Souverainetät über Preußen für ſich und ſeine Nachkommen erhielt. Zugleich mußte der Churfürſt mit Polen ein Bündniß gegen Schweden ſchließen, nach welchem Polen den Churfürſten mit 5000 Mann Cavallerie und 3000 Mann Infanterie, der Churfürſt aber Polen mit 2000 Mann Infanterie und 2000 Mann Cavallerie zu unterſtützen verſprach. Die polniſchen Stände genehmigten dieſen Vertrag, und bewilligten noch überdies, daß dem Churfürſten die Herrſchaften Lauenburg und Bütow als ein polniſches Lehen, doch ohne den Lehnseid leiſten zu dürfen, überlaſſen würden. Nur die preußiſchen Stände ſelbſt waren mit dieſer Veränderung unzufrieden, und verweigerten damals dem Churfürſten den Huldigungseid, weßhalb er zu Königsberg die Feſtung Friedrichsburg anlegen ließ. Carl Guſtavs plötzlicher Tod befreite den Churfürſten von einem Gegner, der wahr-

ſcheinlich die Bedingungen des welauer Tractats nicht ungeahndet gelaſſen haben würde; ſo aber beſtätigte Schweden im Frieden zu Oliva (1660) die Beſtimmungen der welauer Convention, und ſetzte feſt, daß die gemachten Eroberungen gegenſeitig herausgegeben werden ſollten. Nach dieſem Frieden wandte der Churfürſt ſeine Bemühungen auf die Begründung des innern Wohlſtandes und des Handels in ſeinem Staate; doch ſandte er dem Kaiſer 2000 Mann Truppen gegen die Türken zur Hülfe. Im Jahre 1672 trat er mit der Republik der Niederlande zu einem Bündniſſe zuſammen, als dieſe von Ludwig XIV. mit einem Vernichtungskriege bedroht wurden; auch bewirkte er, daß ſich zu Braunſchweig der Kaiſer, Dänemark, Heſſen-Caſſel und mehrere andere deutſche Fürſten, mit ihm zur Vertheidigung der Niederländer gegen Frankreich verbanden. Ob nun gleich die Franzoſen größtentheils, nach dem Vorbringen des Churfürſten in Weſtphalen, die Republik verließen; ſo ward doch der Feldzug der Deutſchen durch die Langſamkeit der öſterreichiſchen Feldherren und durch ihre Eiferſucht auf den Churfürſten vereitelt, und Turenne war zu keiner Schlacht zu bringen. Der Churfürſt mußte aus Mangel an Lebensmitteln ſich zurückziehen, und ſeine weſtphäliſchen Länder den Verheerungen der Feinde überlaſſen. Als nun auch die Öſterreicher von ihm ſich trennten, und die holländiſchen Subſidien ausblieben, ſah er ſich zu dem Tractate von Voſſem (6. Juni 1673), einem Dorfe bei Löwen, mit Frankreich genöthigt, nach welchem Frankreich Weſtphalen zu räumen und dem Churfürſten 800,000 Livres zu zahlen verſprach, der Churfürſt dagegen dem Bündniſſe mit Holland entſagte, und Frankreichs Feinden weder mittelbar noch unmittelbar beizuſtehen verſprach, ſich aber vorbehielt, im Falle eines Angriffes dem deutſchen Reiche Hülfe zu leiſten. Dieſer Fall trat im Jahre 1674 ein, wo der Reichskrieg gegen Frankreich beſchloſſen ward. Schon vorher hatte ſich der Churfürſt mit Öſterreich, Holland und Spanien näher verbunden. Die beiden Letztern verſprachen ihm für ein Corps von 16,000 Mann Subſidien. Mit dieſem Corps ging er im Auguſt 1674 in den Elſaß und verband ſich mit der Reichsarmee. Der kaiſerliche Feldherr Bournonville vermied aber eine Schlacht, ſo ſehr ſie der Churfürſt wünſchte, worauf der verſtärkte Turenne die deutſche Armee bei Mühlhauſen in Sundgau beſiegte, und ſie nöthigte, den Elſaß zu räumen. Während der Churfürſt in Franken in den Winterquartieren ſtand, fiel (Dec. 1674), von Frankreich angeregt, eine ſchwediſche Armee von 16,000 Mann unter Wrangel in Pommern und in die Mark ein, und bezeichnete ihren Weg durch Verheerung und Plünderung. Der Churfürſt ging ihr mit 5600 Mann entgegen, ſchlug (18. Juni 1675) bei Fehrbellin 11,000 Schweden, und befreite dadurch den Churſtaat. Ob nun gleich der Kaiſer wegen dieſes Einbruchs die Acht gegen Schweden ausſprach, ſo war er doch auch eiferſüchtig über des Churfürſten Siege in Pommern, in deſſen Hände Wolgaſt, Anklam, Demmin und (1677) ſelbſt Stettin fielen. Der Churfürſt war deßhalb geneigt, ſo wie Spanien und Holland, zu Nimwegen (1678) einen Separatfrieden mit Frankreich zu ſchließen. Da aber Frankreich von ihm verlangte, an Schweden alle Eroberungen zurückzugeben, und daſſelbe für die Kriegskoſten zu entſchädigen; ſo trat er mit Dänemark und Münſter zu einem neuen Bündniſſe zuſammen, und vollendete durch die Einnahme von Greifswalde und Stralſund (1678) die Eroberung

von ganz Pommern. Eben ſo warf er (Jan. 1679) die unter Horn in Preußen eingefallenen Schweden zurück. Noch ſtand er und Dänemark allein im Felde gegen Schweden. Da verlangte Ludwig XIV. von ihm, mit Schweden Frieden zu ſchließen und alle Eroberungen herauszugeben. Als der Churfürſt dies verweigerte, ward er durch 30,000 Franzoſen, welche in Cleve einfielen, zum Frieden von St. Germain (29. Juni 1679) genöthigt, in welchem er alle Eroberungen von Schweden herausgab, dagegen aber die wenigen Örter und Zölle erhielt, welche Schweden ſeit dem weſtphäliſchen Frieden in Hinterpommern beſaß, und von Frankreich 300,000 Kronenthaler als Entſchädigung. Als in der Folge Ludwig XIV. durch ſeine Reunionskammern mehrere Diſtricte in Elſaß und Lothringen an ſich riß, bewirkte der Churfürſt (1684) den Waffenſtillſtand auf zwanzig Jahre, welcher zwiſchen Deutſchland und Frankreich abgeſchloſſen ward. Doch traten zwiſchen ihm und Frankreich neue Mißhelligkeiten ein, als er ſein Bündniß (1685) mit Holland erneuerte, und die reformirten Flüchtlinge aus Frankreich in ſeine Staaten aufnahm, welche zu dem Wohlſtande derſelben bedeutend beitrugen. Jene Mißverſtändniſſe, und die Hoffnung, von Öſterreich für ſeine Anſprüche auf die drei ſchleſiſchen Fürſtenthümer Liegnitz, Brieg und Wolau, deren Fürſt im Jahre 1675 ohne Erben ſtarb und deſſen Haus ſeit 1537 mit Brandenburg in Erbverbrüderung geſtanden hatten, entſchädigt, ſo wie in den Beſitz von Jägerndorf geſetzt zu werden, deſſen letzter Fürſt im dreißigjährigen Kriege geächtet und deſſen Land von Öſterreich eingezogen worden war, bewirkten ſeine Annäherung an Öſterreich, das ihm endlich, für alle ſeine Anſprüche auf jene Fürſtenthümer, den unbedeutenden ſchwibuſer Kreis überließ. Doch bewog der öſterreichiſche Geſandte, Freitag, den Churprinzen zu dem ſchriftlichen Verſprechen, nach ſeinem Regierungsantritte dieſen Kreis gegen die Summe von 100,000 Thalern zurückzugeben. Zur Unterſtützung des Kaiſers im Türkenkriege ſandte darauf (1686) der Churfürſt 8000 Mann unter Anführung des Generals von Schöning, welche ſich bei der Belagerung und Stürmung der Stadt Ofen auszeichneten. Im Innern des Landes hatte der Churfürſt beſonders Ackerbau, Viehzucht und Gartenbau befördert; er verpachtete die Domainengüter, welche bis dahin gewöhnlich durch Amtsſchreiber bewirthſchaftet worden waren; die franzöſiſchen Flüchtlinge unterſtützte er mit Liberalität, und gewann in ihnen gegen 20,000 arbeitſame und brauchbare Staatsbürger, welche Fabriken und Manufacturen anlegten und wüſte Flecke urbar machten, und wenn der Erfolg des (1683) auf der afrikaniſchen Küſte von dem Major von der Gröben angelegten Forts Friedrichsburg den Erwartungen der von dem Churfürſten geſtifteten afrikaniſchen Handelsgeſellſchaft nicht entſprach, ſo war doch die Thätigkeit des Churfürſten, den Handel des Staates zu beleben und weiter zu verbreiten, dabei unverkennbar. Berlin wurde durch mehrere Anlagen und Gebäude unter ihm verſchönert; er gründete die Bibliothek zu Berlin und (1655) die Univerſität zu Duisburg. Er ſtarb am 29. April 1688 zu Potsdam im 69ſten Lebensjahre, und hinterließ ſeinem Sohne, Friedrich III., ein bedeutend vergrößertes, und gut angebautes Land, einen Schatz von 650,000 Thalern, und ein geübtes Heer von 28,000 Mann. Friedrich Wilhelm, der ſeine erſte Gemahlin Luiſe im Jahre 1667 verlor, vermählte ſich (1668) zum

zweiten Male mit der Prinzeſſin Dorothea von Holſtein-Glücksburg, der Witwe des Herzogs Chriſtian Ludwig von Braunſchweig-Zelle, die ihm mehrere Söhne gebar, und mit ihrem Stiefſohne, dem Churprinzen Friedrich, in ſchlechtem Vernehmen ſtand. Q.

Friedrich III. (Churfürſt von Brandenburg und ſouverainer Herzog von Preußen, ſeit 1688; erſter König in Preußen — **Friedrich I.** — ſeit 1701). Er ward am 12. Juli 1657 zu Königsberg geboren, genoß eine ſorgfältige Erziehung, und erhielt erſt, nach ſeines ältern Bruders, des Churprinzen Carl Emils, Tode, die Ausſicht zur Succeſſion. Bei den Mißverſtändniſſen mit ſeiner Stiefmutter, Dorothea, ward er auch von ſeinem Vater verkannt, der ihn völlig enterben wollte, aber doch bewogen durch ſeine Miniſter, das Teſtament dahin entwarf, daß der Churprinz bloß in der Churwürde und den Churländern, und ſeine übrigen Söhne in den andern Beſitzungen folgen ſollten. Dieſes Teſtament erklärte Friedrich III., der ſchon als Churprinz mit Öſterreich in gutem Vernehmen geſtanden und von dieſem die Zuſage der Ungültigkeitserklärung des väterlichen letzten Willens erhalten hatte, für ungültig; er nahm von den geſammten Ländern ſeines Vaters Beſitz, und gab ſeinen Stiefbrüdern Ämter und Apanagen. Den Prinzen Wilhelm von Oranien unterſtützte er bei deſſen Expedition nach England (1688) mit 6000 Mann. Zur Reichsarmee gegen Frankreich, welches die Rheinpfalz verwüſtete, ſandte er 20,000 Mann. Im Jahre 1691 ſchloß er ſich dem großen Bunde des Kaiſers, Spaniens, Englands und Hollands gegen Frankreich an, und ſandte 15,000 Mann in die Niederlande, über welche der König Wilhelm von England den Oberbefehl führte. Eben ſo unterſtützte er den Kaiſer, gegen eine Entſchädigung von 150,000 Thlr., mit 6000 Mann gegen die Türken, welche ſich bei Salankemen, bei Belgrad und Zentha auszeichneten. Im ryßwicker Frieden (1697) wurden für Brandenburg die Bedingungen des weſtphäliſchen und des Friedens von St. Germain beſtätigt. Den **ſchwibuſer** Kreis gab er (1695) an Öſterreich zurück; doch behielt er ſich die Anſprüche ſeines Hauſes auf die vier ſchleſiſchen Fürſtenthümer vor. Öſterreich gab ihm für die auf Schwibus verwandten Summen 250,000 Thaler, und zur Schadloshaltung die Anwartſchaft auf **Oſtfriesland** und auf die Grafſchaft **Limburg** in Franken. Von dem Churfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt I., der den polniſchen Thron (1697) beſtieg, erkaufte er die Erbſchirmvoigtei über das Stift **Quedlinburg**, die Reichsvogtei zu **Nordhauſen**, und das Amt **Petersberg** bei Halle. Mit den beiden Häuſern Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen ſchloß er einen Vertrag, nach welchem Brandenburg, bei dem Erlöſchen des hohenzollerſchen Hauſes, in deſſen Ländern, dieſes Haus aber, nach dem Erlöſchen des brandenburgiſchen Geſchlechts, in den fränkiſchen Beſitzungen deſſelben ſuccediren ſollte. Die Stadt **Elbing**, welche bereits dem großen Churfürſten für 400,000 Thl. von Polen verpfändet, demſelben aber ſo wenig, wie jene Summe, übergeben worden war, ließ er (1703) in Beſitz nehmen. Der glanzvolle Hof Ludwigs XIV. veranlaßte ihn, einen bedeutenden Hofſtaat zu organiſiren, und nach der Erhebung des Churfürſten von Sachſen auf den polniſchen, und des Oraniers Wilhelm III. auf den engliſchen Thron, wünſchte er auch für ſich die **königliche Würde von Preußen.** Nur

ſchwer konnte er die Einwilligung des Kaiſers (16. Nov. 1700) auf die Bedingungen erhalten, daß er auf die rückſtändigen öſterreichiſchen Subſidien verzichtete, im bevorſtehenden ſpaniſchen Erbfolgekriege 10,000 Mann auf ſeine Koſten zu unterhalten, in allen Reichsangelegenheiten dem kaiſerlichen Voto beizutreten, bei jeder künftigen Kaiſerwahl ſeine Stimme einem öſterreichiſchen Prinzen zu geben, und ſeine deutſchen Reichslande den Verbindlichkeiten gegen das Reich nicht zu entziehen verſprach. Darauf ſetzte er ſich (18. Jan. 1701) und ſeiner Gemahlin zu Königsberg die Krone auf, nachdem er Tags vorher (17. Jan.) den ſchwarzen Adlerorden geſtiftet hatte. Mit Ausnahme des Papſtes, Frankreichs, Polens und des deutſchen Ordens ward der Churfürſt als König Friedrich I. von den europäiſchen Mächten anerkannt. An dem nordiſchen Kriege nahm er keinen Antheil; als Öſterreichs Bundsgenoſſe ſandte er aber in dem ſpaniſchen Erbfolgekriege 20,000 Mann an den Rhein und 6000 Mann nach Italien. Sie fochten unter dem Fürſten Leopold von Deſſau am Ober- und Niederrheine, bei Hochſtädt, bei Turin und in Belgien. Friedrich I. erlebte das Ende dieſes Kampfes und den Frieden von Utrecht nicht. Der Länderzuwachs unter ihm beſtand darin, daß er, nach Wilhelms III. Tode, als Enkel des oraniſchen Prinzen Friedrich Heinrichs, die Grafſchaften Meurs und Lingen an ſein Haus brachte. Als Herzog von Cleve nahm er Geldern, nach dem Erlöſchen des habsburgiſchen Mannsſtammes in Spanien, in Beſitz, weil Carl V. im ſechzehnten Jahrhunderte den Herzog Wilhelm von Cleve, der von den Ständen Gelderns zum Regenten gewählt worden war, genöthigt hatte, dieſes Land ihm zu überlaſſen. Von den Ständen der Fürſtenthümer Neuchatel und Valengin ward er, nach dem Erlöſchen des Hauſes Longueville, zum Regenten (1707) erwählt. Von dem Grafen von Solms-Braunfels erkaufte der König (1707) die Grafſchaft Tecklenburg in Weſtphalen für 300,000 Thaler, und verband ſie mit der Grafſchaft Lingen. Ungeachtet des Luxus, der an Friedrichs Hofe herrſchte, gewannen doch unter ihm die Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe. Er ſtiftete (1699) die Bildhauer- und Malerakademie zu Berlin, die Univerſität Halle (1694), und, unter Mitwirkung des Lehrers der Königin Sophie Charlotte, des großen Leibnitz, (1700) die Akademie der Wiſſenſchaften. Er ließ Berlin durch die unter ihm angelegte Friedrichsſtadt erweitern, baute zu Ehren ſeiner zweiten Gemahlin Charlottenburg, und gründete (1705) das Oberappellationsgericht. Er ſtarb am 25. Febr. 1713, im 56ſten Lebensjahre. Ihm folgte ſein einziger Sohn Friedrich Wilhelm I. Q.

Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, Sohn Friedrichs, des erſten preußiſchen Königs, ward am 15. Auguſt 1688 geboren. Nachdem er von 1691—1693 an dem großväterlichen Hofe zu Hannover zugleich mit dem nachmaligen Könige Georg II. von England erzogen worden war, kehrte er, wegen der Abneigung beider Prinzen gegen einander, nach Berlin zurück, wo ihm frühzeitig ſein Oberhofmeiſter, der Oberſte Fink von Finkenſtein, die entſchiedene Vorliebe zum Soldatenſtande mittheilte, weßhalb er auch dem niederländiſchen Feldzuge, der Schlacht bei Malplaquet und der Einnahme von Meurs beiwohnte. Als Kronprinz vermählte er ſich (1706) mit der hannöveriſchen Prinzeſſin Sophia Dorothea. So-

gleich nach ſeinem Regierungsantritte (Febr. 1713) beſchränkte er den Luxus ſeines Vaters im Hofleben. Er hob mehrere Ämter auf, verminderte die Beſoldungen der andern, und ſuchte zunächſt die Finanzen neu zu organiſiren. Im Frieden zu Utrecht (1713), durch welchen Preußens Antheil an dem ſpaniſchen Erbfolgekriege beendigt wurde, erkannte Frankreich und Spanien die preußiſche Königswürde und die Souverainetät über Neufchatel und Valengin an, auch ward ihm für das abgetretene Fürſtenthum Orange der Beſitz von Geldern beſtätigt. In demſelben Jahre nahm er Beſitz von der Grafſchaft Limburg, auf welche ſein Vater vom Kaiſer die Anwartſchaft erhalten hatte. Im Laufe des nordiſchen Krieges, an welchem Friedrich I. durchaus keinen Antheil nahm, wollten die Ruſſen und Sachſen, nach der Capitulation des ſchwediſchen Generals Steenbock in Tönningen, Schwediſch-Pommern beſetzen. Dies zu verhindern, ſchloſſen der Adminiſtrator von Holſtein-Gottorp und der ſchwediſche Generalgouverneur in Pommern, der Graf Welling (Juni 1713), mit Friedrich Wilhelm I. einen Sequeſtrationstractat über Stettin und Wismar. Der König hatte die Abſicht, den Norden durch ſeine Vermittelung zu beruhigen; allein der aus der Türkei nach Stralſund zurückgekehrte Carl XII. verwarf dieſen Tractat, und verlangte Stettin von Preußen zurück, wobei er die Wiederbezahlung der 400,000 Thaler verweigerte, welche der König an die Ruſſen und Sachſen zur Vergütung der Kriegskoſten bezahlt hatte. Dadurch ward Friedrich Wilhelm I. zum Kriege gegen Schweden und zum Bündniſſe mit Rußland, Sachſen und Dänemark (1715) beſtimmt. In Verbindung mit denſelben eroberte Leopold von Deſſau an der Spitze der Preußen Rügen und Stralſund. Dieſer Krieg ward aber erſt nach Carls XII. Tode im Frieden von Stockholm (21. Jan. 1720) beendigt, in welchem Preußen Vorpommern bis an die Peene, Stettin und die Inſeln Uſedom und Wollin behielt, und an Schweden zwei Millionen Thaler bezahlte. Von dem Bündniſſe, welches zwiſchen England, Holland und Preußen zu Hannover abgeſchloſſen worden war, wußte, nach Georgs II. Thronbeſteigung in England, der öſterreichiſche Geſandte Graf Seckendorf den König abzuziehen, worauf er, in dem Tractate zu Wuſterhauſen (12. Oct. 1726) dem Kaiſer verſprach, die pragmatiſche Sanction anzuerkennen, und den Kaiſer auf den Fall eines Angriffs mit 10,000 Mann zu unterſtützen. Ob nun gleich bei dem Ausbruche des polniſchen Erbfolgekrieges (1733), der König den aus Polen geflüchteten König Stanislaus Leſcynski, den Gegner Augusts III., in Königsberg ehrenvoll aufnehmen ließ und dadurch die Unzufriedenheit der mit Sachſen verbundenen Höfe von Wien und Petersburg erregte: ſo ſtellte er doch, als Frankreich an Öſterreich den Krieg erklärte, 10,000 Mann Hülfstruppen für Öſterreich, welche ſich mit der Armee dieſer Macht am Rheine vereinigt. Der König und der Kronprinz befanden ſich ſelbſt einige Zeit bei dieſem Armeecorps. Das Alter und die Vorſicht des öſterreichiſchen Feldherrn am Rheine, des Prinzen Eugen, bewirkten aber, daß es am Rheine zu keinen bedeutenden kriegeriſchen Vorgängen kam, bis der Friede von Wien (1735) dieſen Krieg beendigte. Im Innern des Staats hatte Friedrich Wilhelm eine neue Organiſation des Finanz- und Juſtizweſens begründet; die Armee brachte er auf 70,000 Mann; Magdeburg, Stettin, Weſel

und Memel wurden unter ihm befeſtigt; er baute viel, und ſtiftete das collegium medico-chirurgicum, die Charité und das Findelhaus zu Berlin, das berliner Cadetten- und das potsdamer Waiſenhaus; die ſalzburger Emigranten und die aus Polen geflüchteten Diſſidenten fanden in ſeinem Staate eine gute Aufnahme; den Wiſſenſchaften war er nicht geneigt, kaum daß die berliner Akademie und die Univerſitäten ihrer Aufhebung entgingen. Seine eigne Familie war nicht ſelten einem deſpotiſchen Drucke ausgeſetzt. (S. d. Art. Friederike, Markgräfin von Bayreuth). Selbſt ſeine Gemahlin verſchonte er nicht in den heftigſten thätlichen Ausbrüchen ſeines Zornes. Wenn er auf der Straße ging, ſo wich man ihm gern aus, denn Niemand war ſicher, nicht auf das äußerſte von ihm compromittirt zu werden, welchem beſonders die Frauen ausgeſetzt waren, von denen er einen ſehr ſchlechten Begriff hatte. Übrigens war er ſtets in den Händen der liſtigen Menſchen, die ihn umgaben, und die bei einer Pfeife Tabak, den er leidenſchaftlich liebte, alles über ihn vermochten. Beſonders hart war ſein Betragen gegen ſeinen Kronprinzen, Friedrich, deſſen Geiſt und Richtung er nicht zu beurtheilen verſtand. Er hinterließ bei ſeinem Tode (31. Mai 1740) eine reiche, gegen neun Millionen Thaler enthaltende Schatzkammer, und ein gut diſciplinirtes, ſchlagfertiges Heer. Er ſtarb im 52ſten Lebensjahre und im 28ſten ſeiner Regierung. Außer ſeinem Nachfolger Friedrich II. hinterließ er noch drei Söhne: Auguſt Wilhelm, den Vater des Königs Friedrich Wilhelm II. (geb. 1722, geſt. 1758); Heinrich (geb. 1726, geſt. 1802), und Ferdinand (geb. 1730, geſt. 1813). Q.

Friedrich II., König von Preußen, der größte Regent des achtzehnten Jahrhunderts, ward am 24. Januar 1712 geboren, ſtarb am 17. Auguſt 1786. Sein Vater war der König Friedrich Wilhelm I., ſeine Mutter die engliſche Prinzeſſin Sophia Dorothea. Unter dem Drucke einer harten, bloß auf militäriſche Übungen berechneten Erziehung verfloß ſeine erſte Jugend. Der General Graf von Finkenſtein war ſein Gouverneur; der Oberſte von Kalkſtein ſein Unterhofmeiſter. Nach des Vaters Willen zunächſt zum Exerciren und zum ganzen kleinen Militärdienſte angeführt, entwickelte ſich doch frühzeitig in ihm der Sinn für Dichtkunſt und Muſik. Nur hinter dem Rücken ſeines Vaters konnte er ſich mit Literatur und Künſten beſchäftigen; allmälich ſtieg aber die Spannung zwiſchen dem Vater und Sohne, genährt von dem öſterreichiſchen Geſandten Seckendorf, zu einem ſolchen Grade, daß der Vater in den Kronprinzen drang, der Thronfolge zu entſagen, und ſie ſeinem Bruder Auguſt Wilhelm abzutreten. Nur durch die auf des Vaters Denkungsart richtig berechnete Antwort: „er werde es thun, wenn ſein Vater erkläre, daß er kein ehelicher und leiblicher Sohn deſſelben ſey," wurde er, der eheliche Treue als Religionspflicht ehrte, von der Erneuerung des Antrages abgehalten. Unwillig über den väterlichen Druck und Haß, beſchloß Friedrich nach England zu flüchten zu ſeinem mütterlichen Oheime, Georg II., der, ſo wie ſeine Schweſter, die Königin von Preußen, es wünſchte, daß ſich der Kronprinz von Preußen mit der engliſchen Prinzeſſin Amalie, und der Prinz Friedrich von Wallis mit der älteſten preußiſchen Prinzeſſin Friederike vermähle. Nur Friedrichs ihm gleichgebildete Schweſter Friederike, und ſeine Freunde, der Lieutenant Katt und der Page Keith, wußten um das Geheimniß ſeiner Flucht,

welche von Weſel aus geſchehen ſollte, wohin er ſeinen Vater den König, begleitet hatte. Doch Katts unvorſichtige Äußerungen, welche von Seckendorf dem Könige mitgetheilt wurden, hatten die Abſichten des Prinzen verrathen. Der Prinz ward eingeholt und zu Cüſtrin mit der größten Härte behandelt; kaum daß die Verwendung mehrerer Regenten und die Erklärung der zum Kriegsrecht über den Prinzen niedergeſetzten Generale die von dem Vater beabſichtigte Hinrichtung ſeines Sohnes verhinderten. Katt erlitt den Tod zu Cüſtrin; Keith aber, noch durch einige Zeilen von dem Prinzen gewarnt, entfloh aus Weſel, und lebte in Holland, England und Portugal, bis er nach Friedrichs Thronbeſteigung (1741) nach Berlin zurückkehrte, und zum Oberſtlieutenant, Stallmeiſter und Curator der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt wurde. Der Prinz, der, nach ſeiner Entlaſſung aus der engern Verhaftung, in Cüſtrin auf des Vaters Befehl bei der Kammer als jüngſter Rath gearbeitet hatte, ward erſt bei der Vermählung der Prinzeſſin Friederike mit dem Erbprinzen Friedrich von Bayreuth an den königlichen Hof zurückgeführt. Zwar ſchien der Vater mit dem Sohne ausgeſöhnt zu ſeyn; doch willigte er nicht in deſſen Vermählung mit der engliſchen Prinzeſſin; Friedrich mußte ſich, nach des Vaters Willen, mit der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine, der Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Wolfenbüttel-Bevern (1733) vermählen. (S. d. Art. Eliſabeth Chriſtine). Friedrich Wilhelm gab ihr das Schloß Schönhauſen, und ſeinem Kronprinzen die Grafſchaft Ruppin und (1734) die Stadt Rheinsberg, wo er bis zu ſeiner Thronbeſteigung in ſtillem Verkehr mit den Wiſſenſchaften lebte. In ſeiner nächſten Umgebung befanden ſich Gelehrte (Bielefeld, Chazot, Fouquet, Knobelsdorf, Kaiſerling, Jordan), Tonkünſtler (Graun, Benda) und Maler. Mit auswärtigen Gelehrten, beſonders mit dem von ihm bewunderten Voltaire, ſtand er in Briefwechſel. Mehrere Schriften, namentlich ſein Antimacchiavell, erhielten in der ländlichen Ruhe Rheinsbergs ihr Daſeyn. Der Tod ſeines Vaters führte ihn am 31. Mai 1740 auf den Thron. Damals herrſchte er über 2,200,000 Menſchen; bei ſeinem Tode gehorchten ſechs Millionen ſeinem Scepter. Denn während ſeiner 46jährigen Regierung wurde der preußiſche Staat, durch Friedrichs ſeltene Talente und hohe wiſſenſchaftliche Bildung, durch ſeine raſtloſe Thätigkeit in allen Verhältniſſen des innern und äußern Lebens ſeines Staates, durch ein diſciplinirtes und ſehr vermehrtes Heer, welches ſeine Eroberungen bewirkte und ſicherte, große Generale, die Friedrichs des Großen Plane unterſtützten, als ſeinen Bruder Heinrich, Seydlitz, Schwerin, den Fürſten von Anhalt, Winterfeld Kleiſt, Keith, Möllendorf, Ziethen, Staatsmänner wie Carmer, Zedlitz, Herzberg u. A., und durch ſeine trefflichen Geſetze und Unterſtützung jedes Zweiges der Cultur, bis zu einem Grade der Macht und Kraft erhoben, den man bei ſeines Vaters Tode noch nicht ahnen konnte. Er erbte von ſeinem Vater einen Schatz von acht Millionen und 700,000 Thalern, und eine ſchlagfertige Armee von 76,000 Mann. Beide ſetzten ihn in den Stand, nach dem Tode des Kaiſers Carl VI die Anſprüche ſeines Hauſes auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Liegnitz, Brieg, Wolau und Jägerndorf geltend zu machen. Er verſprach der Maria Thereſia für dieſe Abtretung Unterſtützung gegen alle ihre Feinde, ihrem Gemahl ſeine Stimme zur Kaiſerwürde, und zwei Millionen

Thaler. Seine Anträge wurden aber verworfen, und ſo eröffnete Friedrich II. den erſten ſchleſiſchen Krieg. Er beſetzte (Dec. 1740) Nieder-Schleſien, und ſchlug die Öſterreicher unter Neiperg (10. April 1741) bei Mollwitz. Dieſer Sieg erweckte die Feinde der Maria Thereſia. Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg begann. Der einzige Bundesgenoſſe der Königin von Ungarn und Böhmen, der König Georg II. von England, rieth ihr zum Frieden mit Preußen, weil Friedrich II. ihr thätigſter Gegner war. Er kam nach Friedrichs II. Siege bei Chotuſitz unweit Czaslau (17. Mai 1742) zu Stande. Die Präliminarien wurden unter engliſcher Vermittelung (11. Juni) zu Breslau, der Friede ſelbſt (28. Juli 1742) zu Berlin unterzeichnet, in welchem Friedrich ganz Ober- und Nieder-Schleſien, nebſt der Grafſchaft Glaz, mit voller Souverainetät und Unabhängigkeit von Böhmen, mit Ausnahme aber von Troppau, Jägerndorf und Teſchen erhielt. Dagegen entſagte Friedrich allen Anſprüchen auf die übrigen öſterreichiſchen Länder, übernahm eine auf Schleſien contrahirte Schuld von 1,700,000 Thalern, und verſprach, die Rechte der Catholiken in Schleſien ungekränkt zu erhalten. Sachſen trat dieſem Frieden bei, und England und Rußland garantirten denſelben. Im Jahre 1743 nahm Friedrich, nach dem Tode des letzten Grafen von Oſtfriesland, von dieſem Lande Beſitz, auf welches ſein Haus eine kaiſerliche Anwartſchaft erhalten hatte. Als aber bei der Fortſetzung des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges der Kaiſer Carl VII. aus ſeinen bayerſchen Erblanden hatte flüchten müſſen, und überall die öſterreichiſchen Waffen ſiegreich waren, befürchtete Friedrich, daß auch ihm Schleſien wieder entriſſen werden möchte. Er eröffnete alſo, nachdem er im Geheimen mit Frankreich (April 1744) zu einem Bündniſſe zuſammengetreten war, und mit dem Kaiſer Carl VII., mit Pfalz und Heſſen-Caſſel einen Unionstractat (22. Mai 1744) zu Frankfurt abgeſchloſſen hatte, den zweiten ſchleſiſchen Krieg, in welchem Sachſen auf Öſterreichs Seite trat. Friedrich fiel (Auguſt 1744) in Böhmen ein; Carl von Lothringen eilte aber aus dem Elſaß nach Böhmen, und drückte ihn, nachdem er ſich mit den Sachſen verbunden hatte, aus dieſem Königreiche. Der Tod des Kaiſers Carl VII. (18. Jan. 1745) und die Niederlage der Bayern bei Pfaffenhofen bewirkte, daß der junge Churfürſt Maximilian Joſeph von Bayern im Frieden zu Füßen mit Maria Thereſia ſich ausſöhnte, und daß die frankfurter Union ſich auflöſ'te, nachdem ſich Heſſen-Caſſel für neutral erklärt hatte. Dagegen waren Öſterreich, England, die Niederlande und Sachſen zu Warſchau (8. Jan. 1745) zu einem genauen Bündniſſe zuſammengetreten, und Sachſen hatte noch einen beſondern Tractat (18. Mai 1745) mit Öſterreich gegen Preußen abgeſchloſſen. Deſſen ungeachtet beſiegte Friedrich die Öſterreicher und Sachſen (am 4. Juni 1745) bei Hohenfriedberg, ging darauf nach Böhmen, und ſiegte noch ein Mal in einem ſehr hartnäckigen Kampfe bei Sorr (am 30. September 1745). Endlich führte der Sieg der Preußen unter dem Fürſten Leopold von Deſſau über die Sachſen bei Keſſelsdorf (am 15. December 1745), an welcher Schlacht Carl von Lothringen, ob er gleich in der Nähe ſtand, keinen Antheil nahm, den Frieden von Dresden (am 25. December 1745) herbei, welcher auf die Baſis des berliner Friedens abgeſchloſſen ward, ſo daß Preußen Schleſien behielt, Friedrich Franz I. als Kaiſer aner-

kannte, und Sachſen eine Million Thaler an Preußen zu zahlen verſprach. Die folgenden eilf Jahre des Friedens benutzte Friedrich II., ſeinen Staat durch eine verbeſſerte Geſetzgebung, durch die Blüthe der Manufacturen, Fabriken und des Handels, durch die Verbeſſerung des Ackerbaues und durch zweckmäßigere Einrichtungen in den Finanzen und beim Militär zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit fortzuführen. Als er aber durch ſeinen Geſandten Malzahn am dresdner Hofe, welcher ſich dazu der Mittheilung geheimer Papiere vermittelſt des Verraths des geheimen Kanzelliſten Menzel bedient hatte, von der nähern Verbindung Öſterreichs, Rußlands und Sachſens gegen ſich benachrichtigt wurde, eilte er, durch einen Einbruch in Sachſen (am 29. Auguſt 1756), mit welchem er den dritten ſchleſiſchen, oder den ſogenannten ſiebenjährigen Krieg eröffnete, ſeinen Feinden zuvorzukommen. Schon vorher hatte er ſich mit England, ſo wie Öſterreich mit Frankreich, genauer verbunden. Mit drei Colonnen war er in Sachſen vorgedrungen; er beſetzte Wittenberg, Leipzig und Torgau, nahm vor der Hand das Land in Depot, ſchloß 17,000 Sachſen in ihrem Lager bei Pirna ein, und nöthigte ſie, nachdem er den Churfürſten vergeblich zur Allianz mit ſich eingeladen und den von Böhmen aus ſich annähernden Browne bei Lowoſitz (am 1. October 1756) geſchlagen hatte, zur Übergabe. Darauf behandelte er Sachſen mit der Strenge einer eroberten Provinz. Auf dem Reichstage zu Regensburg ward gegen ihn, wegen ſeines Einfalls in Sachſen, der Reichsexecutionskrieg beſchloſſen, und Schweden trat ebenfalls gegen ihn als Feind auf. In Böhmen gewann er zwar (am 6. Mai 1757) die Schlacht bei Prag; verlor aber gegen Daun die Schlacht bei Collin (am 18. Juni 1757). In verheerenden Zügen verbreiteten ſich die Ruſſen unter Apraxin in Oſtpreußen, und beſiegten die Preußen unter Lehwald bei Großjägerndorf (am 30. Aug. 1757). In den Weſergegenden, in Heſſen und in den braunſchweigiſchen Ländern drangen anfangs die Franzoſen ſiegreich vor; er ſchlug aber ſie und die Reichstruppen bei Roßbach (am 5. November 1757), und ging darauf nach Schleſien, wo er (am 5. Dec. 1757) in der Schlacht bei Leuthen gegen Carl von Lothringen, Daun und Nadaſti einen glanzvollen Sieg erkämpfte. Unterdeſſen beſetzte Fermor das Königreich Preußen, und ließ daſelbſt der Kaiſerin von Rußland den Eid der Treue ſchwören. Als aber die Ruſſen bis nach Pommern und in die Mark vorgedrungen waren und Cüſtrin (am 15. Aug. 1758) niedergebrannt hatten, beſiegte er ſie (am 25. Aug.) bei Zorndorf. Doch erlitt er bald darauf (am 14. October 1758) einen bedeutenden Verluſt durch Dauns nächtlichen Überfall bei Hochkirchen. Im J. 1759 ſuchte der preußiſche General Webel die Vereinigung der Ruſſen und Öſterreicher zu verhindern; er ward aber (am 23. Juli 1759) von den Ruſſen unter Soltikow bei Kay unweit Züllichau geſchlagen, und Friedrich ſelbſt, welcher Wedeln zu Hülfe eilte, verlor gegen die Ruſſen die Schlacht bei Cunnersdorf (12. Aug. 1759). Eben ſo empfindlich war für ihn die Überrumpelung und Gefangennehmung des Corps von 15,000 Mann, welches unter dem General Fink bei Maxen an der böhmiſchen Gränze geſtanden hatte (am 20. Nov. 1759). Dagegen hatten der Prinz Ferdinand und der Erbprinz von Braunſchweig die Franzoſen bei Creveld (am 23. Juni 1758) geworfen, und ob-

gleich Broglio an der Spitze der Franzoſen und Sachſen den Prinzen Ferdinand bei Bergen (13. Apr. 1759) beſiegte, ſo behauptete der letztere dennoch die Weſer, und ſchlug Contades bei Minden (am 1. Aug. 1759), und im Jahre 1760 (am 31. Juli) nochmals die Franzoſen bei Marburg. Ob nun gleich die gegenſeitige Abneigung der ruſſiſchen und öſterreichiſchen Feldherrn, welche nach ihrer Vereinigung das preußiſche Schleſien wieder erobern ſollten, den glücklichen Fortgang ihrer Unternehmungen hinderte, ſo ward doch auch Schleſien durch die Gefangennehmung des Corps unter Fouquet (am 23. Juni 1760) bei Landshut von den Preußen entblößt, und Friedrich mußte von Dresden, das er durch ein zerſtörendes Bombardement (vom 14.—29. Juli 1760) vergeblich zur Übergabe zwingen wollte, nach Schleſien aufbrechen, wo Daun Breslau belagerte. Hier ſchlug Friedrich (am 15. Auguſt) die Armee unter Laudon, bevor noch Daun an dem Kampfe Theil nehmen konnte. Zwar brandſchatzten darauf die Ruſſen und Öſterreicher unter Tottleben und Laſcy (im October 1760) Berlin; ſie erwarteten aber nicht einmal Friedrichs Ankunft aus Schleſien, der dann nach Sachſen ging, wo er ſich durch die Schlacht bei Torgau (am 3. November 1760) Winterquartiere erkämpfte. Nichts deſto weniger befand ſich Friedrich jetzt in einer bedenklichen Lage, beſonders ſeit ihm der Tod ſeines Alliirten, des Königs Georg II. von England, der engliſchen Subſidien beraubte. Sehr vortheilhaft war für ihn der Tod der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland (am 5. Jan. 1762), deren Nachfolger, Peter III., ſchon längſt ihm mit treuer Freundſchaft anhing. Er bewies dies in dem Frieden vom 5. Mai, in welchem er das eroberte Preußen an Friedrich II. ohne Entſchädigung zurückgab. Der Friede mit Schweden, zu Hamburg (am 22 Mai 1762) abgeſchloſſen, folgte dem ruſſiſchen. Schon war (im Juni 1762) eine Allianz zwiſchen Peter und Friedrich unterzeichnet, als Peters Entthronung dieſe Allianz wieder auflöſ'te, obgleich Catharina II. den abgeſchloſſenen Frieden beſtätigte. Dies, und die Beendigung des Seekriegs zwiſchen England und Frankreich, führte endlich zum Frieden zu Hubertsburg (am 15. Februar 1763), welcher auf den status quo, und auf die Bedingungen des berliner und dresdner Friedens unterzeichnet wurde. Doch trat Friedrich mit einem Glanze aus dieſem ſiebenjährigen Kampfe heraus, der ihm für die Zukunft einen entſchiedenen Einfluß auf die deutſchen und europäiſchen Angelegenheiten zuſicherte. Seine nächſte Sorge galt der Unterſtützung ſeiner durch den Krieg ausgeſogenen und erſchöpften Länder. Er öffnete ſeine Magazine, um ſeinen Unterthanen Getraide zur Nahrung und Samen zur Beſtellung der Felder zu verſchaffen. Den Landleuten ließ er Ackerpferde austheilen; die eingeäſcherten Häuſer erbaute er von ſeinem Gelde. Schleſien erhielt auf ſechs Monate, die Neumark und Pommern auf zwei Jahre Befreiung von allen Abgaben. Für den ſchleſiſchen Adel wurde von Carmer ein Landſchaftsſyſtem entworfen, durch welches derſelbe Capitale ohne übertriebene Intereſſen aufnehmen konnte. Im Jahre 1764 begründete Friedrich die berliner Bank, und gab ihr 8 Millionen zum erſten Fonds; nur war es weniger zweckmäßig, daß er (1766) die Acciſe ganz auf franzöſiſchen Fuß organiſirte. Viele neue Inſtitute erhielten in dieſer Zeit des Friedens von ihm ihr Daſeyn; das neue Geſetzbuch ward aber erſt unter ſeinem Nachfolger beendigt und eingeführt. Mit Rußland

ward (am 31. März 1764) ein Bündniß geſchloſſen, worauf Friedrich die Wahl des neuen Königs von Polen, Stanislaus Auguſtus Poniatowski's, und in der Folge die Sache der gedrückten Diſſidenten in Polen unterſtützte. Um Preußen mit Pommern und der Mark zu verbinden, und überhaupt ſeinen Staat zu arrondiren, ward zu Petersburg die *erſte Theilung Polens* verabredet und am 5. Auguſt 1772 beſchloſſen. Friedrich erhielt in derſelben ganz Polniſch-Preußen (das im J. 1466 vom deutſchen Orden an Polen überlaſſen worden war), nebſt dem Theile von Großpolen bis an den Netzfluß, doch mit Ausnahme von Danzig und Thorn. Seit dieſer Zeit ward das Königreich Preußen in Oſt- und *Weſt-Preußen* eingetheilt. Der König ließ zu *Graudenz* eine Feſtung anlegen, und ſtiftete zu Marienwerder eine Kriegs- und Domainenkammer. Bei ſeinem wachſamen Blicke auf die Abſichten und Plane des thätigen Kaiſers Joſeph II., der ihn im Jahre 1769 in Schleſien beſuchte, und dem er im Jahre 1770 in Mähren ſeinen Gegenbeſuch gemacht hatte, erklärte er ſich im Jahre 1778 gegen die Beſetzung eines großen Theils von Bayern durch die Öſterreicher, nachdem der letzte Churfürſt von Bayern, Maximilian Joſeph, ohne Erben geſtorben, und dieſes Land an den nächſten Erben, den Churfürſten Carl Theodor von der Pfalz, gefallen war. Denn obgleich der letztere in dieſe Ceſſion gewilligt hatte, ſo hatte doch der präſumtive Erbe der Pfalz, der Herzog von Zweibrücken, dieſer Abtretung widerſprochen, und die Vermittlung Friedrichs nachgeſucht, und der Churfürſt von Sachſen machte ebenfalls gerechte Anſprüche auf die bayerſche Allodialerbſchaft. Da Öſterreich in dieſer Angelegenheit durch keine Negotiation von ſeinem Plane zurückgebracht werden konnte, ſo alliirte ſich Sachſen mit Preußen, und Friedrich eröffnete den *bayerſchen Erbfolgekrieg* (im Juli 1778) durch das Einrücken zweier Heere in Böhmen. Der Kaiſer Joſeph ſtand aber in einem feſt verſchanzten Lager hinter der Elbe bei Jaromitz, und war zu keiner Schlacht zu bringen. Die bejahrte Maria Thereſia wünſchte den Frieden, doch zerſchlugen ſich die von neuem im Kloſter Braunau (im Auguſt) deßhalb angeknüpften Unterhandlungen. Im Spätjahre zog ſich der Prinz Heinrich, mit deſſen Heere die Sachſen ſich vereinigt hatten, auf die ſächſiſche Gränze und der König nach Schleſien zurück. Im Januar 1779 machte Wurmſer eine Demonſtration gegen Glatz und Möllendorf gegen Laudon. Als aber Catharina II. erklärte, ſie werde Preußen mit 60,000 Mann unterſtützen, ſo ward dieſer *Krieg ohne Schlacht* (am 13. Mai 1779) im *Frieden zu Teſchen* dahin beendigt, daß Pfalz zu dem Beſitz von Bayern gelangte, bis auf das Innviertel mit Braunau, welches Öſterreich erhielt, wogegen Öſterreich die Succeſſion des Churfürſten von Brandenburg in den beiden fränkiſchen Fürſtenthümern nicht zu hindern verſprach. Im Jahre 1780 fiel dem Könige, nach dem Erlöſchen des Hauſes Mannsfeld, derjenige Theil der Grafſchaft Mannsfeld anheim, der unter magdeburgiſcher Hoheit ſtand, und bereits ſeit 200 Jahren adminiſtrirt worden war. Noch am Abend ſeines thatenreichen Lebens ſchloß *Friedrich* (am 23. Juli 1785) in Verbindung mit Sachſen und Hannover den *deutſchen Fürſtenbund* (ſ. d. Art. Fürſtenbund) gegen Joſephs II. Plan, Bayern für den größten Theil der öſterreichiſchen Niederlande, welche er dem Churfürſten Carl Theodor abtreten wollte, einzutauſchen. Mehrere geiſtliche und weltliche Fürſten Deutſchlands traten dieſem Bunde

bei. Eine unheilbare Waſſerſucht beförderte den Tod des großen Königs. Er ſtarb zu Sans=Souci am 17. Auguſt 1786, im 75. Lebens= und im 47. Regierungsjahre. Er hinterließ ſeinem Neffen, Friedrich Wilhelm II., ein um 1325 Quadratmeilen vermehrtes Reich, einen Schatz von mehr als 70 Million Thalern, ein Heer von 200,000 Mann, einen hohen Credit bei allen europäiſchen Mächten, und einen durch Bevölkerung, Induſtrie, Wohlſtand und wiſſenſchaftliche Cultur kräftig emporgehobenen Staat. — Zerbrochen iſt die Form, unter welcher der Funke Gottes, Friedrichs Geiſt, zündete, erwärmte, belebte, ſchuf und auch verheerend ſeine gewaltige Kraft beurkundete! Aber nun, da er längſt verſchwunden iſt von der Erde, da ſeine Werke die große Reviſion der Zeit beſtanden haben, da der Menſch geſchieden iſt vom Könige, nun gebührt es der unbeſtechlichen Stimme der Gerechtigkeit, zu ſprechen über den Menſchen Friedrich und den König Friedrich den Großen, mit freiem Urtheile das Wort der ewigen Wahrheit — den Nachhall ſeines Lebens — und wie könnte es anders lauten, dies Wort, als „groß!“ — Ja! groß war Friedrich als Menſch — einzig als König ſeines Volkes. Geläutert durch manche bittere Erfahrung, noch ehe er die Stufen des Thrones beſtieg, erhellt durch das Vorbild des Vaters in ſeinen Anſichten über die Verhältniſſe des Staats und der damaligen Politik Europa's, unterſtützt von einer ſeltenen Intelligenz, die ſich mit Macht in der einſamen Periode ſeines Lebens zu Rheinsberg entwickelte, wo er das Leben zu verſtehen begann und ſeine künftige Beſtimmung ſich ſelbſt analyſirte: ſo ergriff Friedrich das Steuerruder ſeines Reichs und erſchütterte zugleich das ganze Staatenſyſtem Europa's, als er das Schwert zog, um ſeine reichsſtändiſchen Rechte und die Anſprüche ſeines Hauſes zu retten vor den Anmaßungen und dem Drucke des kaiſerlichen Scepters, als er den Fürſtenbund, dies Meiſterſtück ſeiner Politik, nach den Bedürfniſſen jener Zeit, ausdachte und errichtete. Ganz erfüllt von der Idee ſeiner Würde als König, als Repräſentant der göttlichen Autorität, betrachtete er ſich zugleich als den erkornen Verfechter ſeines höhern politiſchen Glaubensſyſtems, in welches er übrigens alle andern Lebensverhältniſſe einpaſſen wollte. Seine intellectuelle Bildung, geleitet von den bekannten genialen Köpfen jener Zeit, die ſelbſt auf die nachherige Revolution Europa's nicht ohne Einfluß gebliebenen Maximen eines Voltaire u. ſ. w., welche ſeines Kopfes ſich bemeiſtert hatten, führten ihn faſt an die Klippe des Irrglaubens; aber ſein beſſeres Selbſt, ſein hoher Geiſt, dieſer ſichere Pilot in allen Stürmen des Lebens, rettete ihn vor dem Schiffbruche. Entkleidet von aller Majeſtät, die Flöte in der Hand, hingegeben den Gefühlen der reinern Menſchlichkeit in dem Ruheſitze, den er ſelbſt ſein Sans souci nannte, da war er nicht weniger groß, als in den glänzenden Momenten ſeiner Herrſcher= und Heldentage — — aber vielleicht noch größer wäre er geweſen, hätte er es über ſich gewinnen können, den Menſchen zu achten, nicht nur als ſeinen getreuen Unterthan, und als den, der ſeiner Obhut übergeben ſey, ſondern auch als Abbild der Gottheit, das er, der König, ſelbſt war. Das that Friedrich nicht immer. Auch wirkte er zur Geringſchätzung des Chriſtenthums und zur Verbreitung des Unglaubens mächtig mit. Doch bleibt er der große, einzige Fürſt deutſcher Nation. Friedrichs ſämmtliche Werke, welche vorzüglich die Geſchichte, Staatswiſſenſchaft, Kriegswiſſenſchaft, Philoſophie und Literatur über=

haupt betreffen, ferner ſeine poetiſchen und vermiſchten Schriften findet man in den drei Sammlungen: Oeuvres posthumes de Frédéric II. etc. Berlin 1788. 15 Bde. 8.; Supplément aux oeuvres posthumes de Frédéric le grand. Berlin, 5 Bde. 8.; und Oeuvres de Frédéric II. publiées du vivant de l'auteur. Berlin 1789. 4 Bde. 8., unter welchen vorzüglich ſeine Histoire de mon temps den Meiſterwerken der alten Welt an die Seite geſetzt zu werden verdient. Sein Antimachiavel (zuerſt à la Haye 1740) zeigt, wie er ſich zum Regenten vorbereitet habe. Ein köſtlicher Fürſtenſpiegel iſt ſein Verſuch über Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten, welchen er nach einer vierzigjährigen Regierung ſchrieb. Q. I.

Obige, von zwei rühmlich bekannten Geſchichtſchreibern herrührende Darſtellung des größten Fürſten des 18. Jahrhunderts glaubt die Redaction nicht würdiger und zweckmäßiger ſchließen zu können, als indem ſie noch einige treffende Züge aus Dippolds Skizzen der allgemeinen Geſchichte, die Charakteriſtik deſſelben zu vollenden, hinzufügt: „Dieſer Friedrich, dem die Geſchichte den Namen des Großen gegeben, Er, den ſeine Unterthanen, voll der wärmſten, dankbarſten Regung, im Zuge des Herzens den Einzigen genannt, bei deſſen Hintritt ſich jedes preußiſche Auge mit heißen Thränen füllte, bei deſſen Todesnachricht ſelbſt jedes gebildeten Fremdlings Auge naß ward, dieſer Friedrich beweiſ't, wie kein Andrer, welch eine Allſeitigkeit und Liebenswürdigkeit des Geiſtes ein Deutſcher Fürſt und Held in alle Wege zu entfalten fähig ſey! Blickt hin auf die Alexander, die Trajane, die Heinrichs, die Ludwigs. Groß waren ſie alle, jeder auf andre Weiſe. Aber in Keinem war die Weisheit des Königs, die Kraft und Kunſt des Feldherrn, die Strenge des Richters, die Milde und Liebe des Vaters ſeiner Unterthanen, die Popularität traulicher Begegnung, der Ernſt der Freundſchaft, die Gunſt und Liebe der Muſen, der Gelehrte, der Künſtler, der Philoſoph ſo vollkommen vereint, wie in dem Einzigen Friedrich! — Wenn der narbenbedeckte, eisgraue Grenadier, der in der Glorie der Lorbeeren von Hohenfriedberg, von Liſſa, von Liegnitz, in dem Schrecken von Collin, an dem Abend von Cunnersdorf, mit und unter Ihm geſtritten, oder auch nur bei friedlicher Muſterung als Flügelmann von der Stiefelſpitze ſeines vorbeireitenden Königs geſtreift worden war, und nie ein andres Wort, als: „„Vorwärts!““ aus ſeinem Munde vernommen hatte; wenn dieſer, am Abend ſeines Lebens, beim Namen Friedrich noch von der Krücke auffuhr, und mit Jünglingsgluth alle die Augenblicke ſchilderte, wo er ſeinen geliebten Fritz geſehen und ihn vor Freuden faſt angeweint hatte: dann fühlt man, daß Eins in Friedrichs Weſen lag, was nur deutſche Fürſten und Helden in ſo reichem Maße haben können, das Gemüth. — Dann begreift man, wie Vieles der künftige Geſchichtſchreiber Friedrichs aufbieten müſſe, wenn er Ihn ſo zeigen will, daß Alle, die das große durchdringende Herrſcherauge ſahen, die die feſſelnden Worte ſeines Mundes hörten, die der Blitz ſeines Geiſtes traf und entflammte, erkennen und ſagen müſſen: „„Dies iſt Friedrich! So war er!““ — Das iſt die Alles feſſelnde Kraft des Genies, die Jeden, wider Willen, ergreift, erwärmt, begeiſtert und beherrſcht! — Die Pflicht eines Königs in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen Würde; das war die Idee, welche ſein ganzes Leben beherrſchte,

ſeiner Seele Mittelpunkt. Er wollte einen Staat bilden, der, ſo lange ſein Geiſt in ihm bliebe, eine außerordentliche Vaterlandsliebe und auch unter fremden Völkern den beſten Menſchen vertrauungsvolle Theilnahme einflößte. Und welche Schickſale dieſes unglücklichen Staates auch von uns erlebt worden ſeyn mögen, iſt Vaterlandsliebe doch noch immer ein hervorſtechender Zug im preußiſchen Charakter, den künftige Zeiten wohl nur veredeln können. Jegliches wußte er, der große König, zu ſchätzen. Er gab Leibnitzen einen Platz neben ſich, und indeſſen er ſich über manche Herrſcher ſcherzhaft äußerte, und ihren Untergang faſt vorausſah, bemühte er ſich um Voltaire's Freundſchaft, und war gewiß, mit Ihm in der Nachwelt zu leben. Seine ſelbſtſtändige Größe ertrug freie Wahrheit; er war offen, wie weit der Regent es ſeyn kann, und liebte Offenheit und Freimüthigkeit auch an dem geringſten des Volks. Daher er freimüthige Äußerungen über ihn ſelbſt, ja Spottgedichte oder Spottbilder, womit übelgeſinnte ſeine Größe beſchmitzen wollten, niemals fürchtete, ja mehrmals, wie bekannt iſt, verbreiten, unter andern ein Spottbild an einer Straßenecke, das zu hoch hing, tiefer hängen ließ, um es den Vorübergehenden genießbarer zu machen. Das Geheimniß, ſich immer ſeiner ſelbſt würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu ſeyn, lag in der Art, wie er ſeine Zeit eintheilte und benutzte. Er geizte mit der Zeit trotz des Privatmannes, der ſein ganzes Leben der Erforſchung der Wahrheit, der Ausbildung einer großen Idee widmet. Die Fülle diplomatiſcher Arbeiten in ſeinen und andrer Fürſten Archiven, die händereiche Zahl ſeiner Schriften, unter welchen die Denkwürdigkeiten des Hauſes Brandenburg von anhaltendem Fleiße, tiefem Studium und eindringender Kraft des Geiſtes zeugen, während in proſaiſchen und poetiſchen Epiſteln die Funken ſeines Witzes, ſeiner Jovialität und Laune ſprühen — ſie alle beweiſen, wie viel Stunden ſein wohleingetheilter Tag haben mußte. Rechnet man hiezu, wie viel er außer ſeinem Leben im Felde, auf Übung und Muſterung ſeiner ſiegreichen Scharen, auf die Leitung des Cabinets, auf die Verwaltung der Finanzen, wie viel Sorgen auf Manufacturen und ihren Flor er verwendet, wie manche Stunde er im heitern Kreiſe witziger Köpfe mit muſikaliſchen Übungen hingebracht: ſo muß man geſtehen, daß keiner ſeiner Tage verloren worden, als der, wo er ſtarb. Man muß in ſeinem Sansſouci geweſen ſeyn, einem Reſidenzſchloſſe, das wie wenige gelegen und eingerichtet iſt; man muß in dieſen, mit vaterländiſchen Erzeugniſſen geſchmückten Gemächern, in dem kleinen Bücher- und Arbeitszimmer, von wo er hier das Bild der Gerechtigkeit, dort eine von ihm geſchaffene reiche Flur mit dem Strome und der Schiffe wehende Segel ſah, man muß auf jenen Terraſſen, in jenen Laubgängen, in jenem Bilderſaale und allen den heimlichen Lieblingsplätzen des großen und guten Königs geweſen ſeyn, um ganz zu ermeſſen, wie er im Stillen lebte, und ohne Unterlaß ſchuf und wirkte. Wie er dort im Allerheiligſten ſeines Genius, umgeben von alten Griechen und Römern, dieſen ſtummen Lehrern der Welt, umgeben von geiſtreichen Ausländern, nie aufhörte, ſich durch Geſchichte und Philoſophie zu bilden, wie in dieſer geräuſchloſen Werkſtätte, durch den heilſamen Wechſel von Arbeit und Einſamkeit, Blitze in ſeine Seele fielen, die nachmals als wohlthätige Strahlen über ſein ganzes Preußen, ja über ganz Europa leuchteten. Dort war es auch, wo er den Staub, in welchem ſein Genius

gewohnt, den Elementen zurückgab, nachdem er durch Eroberungen ſeine Macht gegründet, die Bevölkerung ſeines Landes verdoppelt, das Glück ſeiner Unterthanen vermehrt, ein vollkommen ausgerüſtetes, ſieggewohntes Heer hinterlaſſen, trotz eines ſiebenjährigen Krieges und vieler neu erbauten Schlöſſer von unglaublicher Pracht dennoch alle Vorrathskammern, alle Zeughäuſer und den Schatz gefüllt, und den deutſchen Fürſtenbund mit dem ſcheidenden Lichtblicke ſeines Ruhms noch ein Mal erleuchtet hatte. Er ſtarb, und tauſend ſegnende Stimmen geleiteten den Seligen in das Land der Schatten, von wo Keiner wiederkehrt." Aber auch die Fehler und Mißgriffe dieſes großen Königs dürfen wir nicht übergehen, wenn wir nicht ſtatt einer wahren Schilderung ein unfruchtbares Ideal darſtellen wollen. — „Friedrichs Regierung war eine Selbſtregierung, und die Folgen derſelben zeigten ſich am nachtheiligſten in der Civiladminiſtration, die immer mehr zur Maſchine ward. Sich ſelbſt genug, kannte Friedrich keinen Staatsrath, was in einer erblichen Selbſtherrſchaft unvermeidlich dahin führt, daß der Geiſt eines Herrſchers ſich ſelbſt überlebt. — Die Stärke des Staats, die in der Nation und in der Verwaltung liegt, ſah Friedrich bloß in ſeiner Armee, in ſeinem Schatze. Nirgends konnte daher die Scheidewand zwiſchen dem Civil- und Militärſtande ſo ſtark werden, als in der preußiſchen Monarchie, was nicht zur Stärke des Staatsgebäudes beitragen konnte. Friedrich verſchmolz ſich endlich nie mit ſeinem Volke. Nur der Herrſcher gehörte dieſem, der Menſch einem kleinen Kreiſe von Fremdlingen an. Dieſe Trennung hatte die bedeutendſten Folgen. Ich will nichts davon ſagen, daß er deutſche Kunſt und Gelehrſamkeit nicht achtete oder verkannte. Denn in ſeiner blühenden Zeit hatten die deutſchen Muſen eine kümmerliche Geſtalt, die deutſche Gelehrſamkeit ein ſo abſchreckendes Äußere, daß ſich Friedrichs reicher Geiſt in dieſer Armuth unmöglich gefallen konnte: und als ein höherer Genius über ſie kam, war Friedrich in ſeinem Kreiſe ſchon ſo einheimiſch, daß er nun das nicht mehr für ſie that, was er früherhin gethan haben würde. Ich will nichts von ſeiner ſogenannten Freigeiſterei ſagen: denn hierin eilte er nur, wie alle großen Geiſter, ſeinem Zeitalter voraus. Aber durch dieſe Trennung von ſeiner Nation warf er einen Schatten auf ſie, beſchränkte ſeinen Geſichtskreis, und gab der uralten Sucht der Deutſchen, Alles Fremde, Gutes wie Schlimmes, nachzuahmen, manche verderbliche Nahrung, ſo daß die Folgen davon zum Theil noch jetzt empfunden werden."

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen von 1786 — 1797. Neffe und Nachfolger Friedrichs II., der *Vielgeliebte* von Schmeichlern genannt. Sein Vater, der Prinz von Preußen, Auguſt Wilhelm, war der zweite Sohn Friedrich Wilhelm's I., ſeine Mutter, Luiſe Amalie, war die Tochter Ferdinand Albrechts, Herzogs von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Friedrich Wilhelm ward am 25. September 1744 geboren. Unter Leitung des Generalmajors von Bork ward er vom Hofprediger Sack und vom Profeſſor Beguelin unterrichtet. Er war zwei Mal vermählt; zuerſt (1765) mit der Prinzeſſin Chriſtine Ulrike von Braunſchweig. Sie gebar ihm eine Tochter, Friederike Charlotte Ulrike Catharine (am 7. Mai 1767), welche (1791) an den Herzog von York vermählt ward. Nach Auflöſung ſeiner Ehe mit der braunſchweigiſchen Prinzeſſin verband ſich Friedrich Wilhelm zum zweiten Male (am 14. Juli 1769) mit der

Prinzeſſin Friederike Luiſe von Heſſen = Darmſtadt. Schon als Kronprinz überließ er ſich einer Lebensweiſe und Genüſſen, welche ſein Oheim mißbilligte. Beide waren eine lange Reihe von Jahren hindurch einander entfremdet. Doch äußerte Friedrich II. ſeine Zufriedenheit mit dem Kronprinzen, als er im bayerſchen Erbfolgekriege bei Neuſtädtel in Schleſien einen Beweis perſönlicher Tapferkeit gegeben hatte. Sein Regierungsantritt begann unter günſtigen Auſpicien (am 17. Auguſt 1786). Preußen war in keinen Kampf mit äußern Feinden verwickelt, und Friedrichs II. Politik hatte ihm in der letzten Zeit ſeines Lebens eine Art von ſchiedsrichterlichem Einfluſſe auf die Angelegenheiten Europens verſchafft. Er hinterließ ſeinem Neffen ein im Innern blühendes und gut organiſirtes, ein während ſeiner Regierung um die Hälfte vermehrtes, und bei Feinden und Bundesgenoſſen geachtetes Reich, zudem ein Heer von 200,000 Mann, und einen Schatz von mehr als 70 Millionen Thalern. Doch bald ging durch mehrere Mißgriffe in der Politik der Credit in den auswärtigen Cabinetten verloren; bald entdeckte man Inconſequenz, Eigennutz und Ländersucht in den Verhandlungen mit andern Mächten, bald war durch unnütze Kriege und durch den Aufwand der Lieblinge der geerbte Schatz verſchleudert, ſo daß bei des Königs Tode noch 18 Millionen Schulden contrahirt waren. Sein erſter auswärtiger Act war ein Zug von 20,000 Preußen unter dem Herzog von Braunſchweig nach Holland (1787), wo die Patrioten (die antioraniſche Partei) die Schweſter des Königs, an den Erbſtatthalter vermählt, bei ihrer Reiſe nach dem Haag beleidigt und dafür keine Genugthuung gegeben hatten. Nach der Ankunft der Preußen ward die alte Ordnung der Dinge in Holland bald wieder hergeſtellt, und (am 15. April 1788) ein Defenſivbündniß im Haag zwiſchen Preußen, England und Holland geſchloſſen. In dem Kriege zwiſchen Schweden und Rußland (1788) hinderte Friedrich Wilhelm in Verbindung mit England den Angriff Dänemarks auf Schweden. Eiferſüchtig auf die Fortſchritte Rußlands und Öſterreichs im Türkenkriege, garantirte er der Pforte in einem Bündniſſe (1790) die Integrität aller ihrer Beſitzungen und reizte dadurch Öſterreich, ſo daß bereits ein preußiſches Heer in Schleſien an der böhmiſchen Gränze und ein öſterreichiſches in Böhmen ſich zuſammenzog. Doch Leopold II. wünſchte keinen Krieg mit Preußen, und verſprach (am 27. Juli 1790) in der *reichenbacher Convention*, welche unter Vermittlung Englands und Hollands, zwiſchen Öſterreich und Preußen abgeſchloſſen wurde, den Türken alle Eroberungen, bis auf den Diſtrict von Aluta, zurückzugeben, auf welche Bedingungen auch der Friede von Sziſtowa zwiſchen Öſterreich und der Pforte abgeſchloſſen wurde. Die Mißverſtändniſſe über dieſe Convention glichen Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. bei ihrer Zuſammenkunft in *Pilnitz* (im Aug. 1791) aus, wo ſie in einer Convention zu einer nähern Verbindung in Hinſicht der franzöſiſchen Angelegenheiten zuſammentraten. Vortheilhafter, als die Allianz mit der Pforte, würde das Bündniß mit der Krone und Republik *Polen* (1789) für Preußen geweſen ſeyn, wenn nicht bald darauf der Krieg gegen Frankreich Preußens Kraft getheilt und zu einem veränderten politiſchen Syſtem in Hinſicht Polens genöthigt hätte. Der beſſere Theil der Polen, an ihrer Spitze der König Stanislaus Auguſtus, beabſichtigte eine neue Conſtitution des Reichs und eine erbliche Thronfolge, welche dem

ſächſiſchen Hauſe beſtimmt war. Um einer auswärtigen Garantie ſich zu verſichern, ward das Bündniß zwiſchen Polen und Preußen geſchloſſen, in welchem Preußen die Integrität des polniſchen Staats garantirte, und demſelben einen Beiſtand von 40,000 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavallerie zuſicherte, ſobald ſich eine fremde Macht in deſſen innere Angelegenheiten miſchen würde. Bald aber wußte Catharina II., nachdem ſie mit der Pforte Frieden geſchloſſen, und, ohne ſelbſt Antheil an dem Kampfe gegen Frankreich zu nehmen, Preußens und Öſterreichs Anſtrengungen in dieſem Kriege berechnet hatte, Friedrich Wilhelm in die Alternative zu bringen, entweder, als Folge des Bündniſſes mit Polen, dieſen Staat gegen Rußland zu vertheidigen, oder ihn in Verbindung mit Rußland zum zweiten Male zu theilen. Preußen ließ (im Januar 1793) ein Truppencorps unter Möllendorfs Anführung in Großpolen einrücken, und, außer Danzig und Thorn, die Woiwodſchaften Poſen, Gneſen, Kaliſch, Sieradien, nebſt der Landſchaft Wielun und den czenſtochowiſchen Bezirk von der Woiwodſchaft Cracau, die Woiwodſchaft Lenczic, einen Theil der Woiwodſchaften Rawa und Brzesc, nebſt der Landſchaft Dobrzyn, und die Woiwodſchaft Plock nebſt der Landſchaft Zakroszyn beſetzen, welche Länder mit 1100 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohnern unter dem Namen Südpreußen mit Oſt- und Weſtpreußen verbunden, und nach preußiſcher Verfaſſung organiſirt wurden. Ob nun gleich der Reichstag von Grodno dieſe Abtretung an Preußen und den gleichzeitigen Länderverluſt an Rußland genehmigen mußte, ſo wogte doch (im April 1794) unter Kosciusko und Madalinski ein Aufſtand der Polen zur Wiederherſtellung ihrer Selbſtſtändigkeit auf, in welchem anfangs die Ruſſen geſchlagen und auch die Preußen mehrmals beſiegt wurden, bis endlich Kosciusko von dem ruſſiſchen General Ferſen (am 10. October) gefangen und Praga (am 4. November) von Suwarow erſtürmt wurde. Darauf ward in der dritten Theilung Polens (1795) zwiſchen Rußland, Öſterreich und Preußen der Reſt des polniſchen Staats aufgelöſ't. Preußen erhielt in dieſer Theilung den Reſt von Rawa, und die Woiwodſchaft Maſovien auf der linken Seite der Weichſel und der rechten des Bugs, nebſt einem Diſtricte von ungefähr ſechs Meilen auf dem rechten Ufer jenes Fluſſes, Warſchau gegenüber; die Woiwodſchaft Podlachien auf der rechten Seite des Bugs; von den litthauiſchen Woiwodſchaften Troki und Samogitien alles an dem linken Ufer des Niemen, und von der Woiwodſchaft Cracau das Herzogthum Severien und die Spitze des Palatinats Cracau an der Gränze von Ober-Schleſien. Durch dieſe Acquiſiton wurde nicht nur die Provinz Südpreußen beträchtlich vermehrt, ſondern auch aus den Ländern zwiſchen der Weichſel, dem Bug und dem Niemen die Provinz Neu-Oſtpreußen gebildet, und das Herzogthum Severien nebſt einem Theile der Woiwodſchaft Cracau unter dem Namen Neu-Schleſien zu Schleſien geſchlagen. Der König von Polen ward ein Penſionair der drei theilenden Mächte, und ſtarb (1798) zu Petersburg. — Den Antheil Preußens an dem Kampfe gegen Frankreich begründete, als Folge der pillnitzer Convention, das Bündniß mit Öſterreich (im December 1792), in welchem ſich Preußen und Öſterreich zur Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung, zur Bekämpfung der franzöſiſchen Revolution und zur Errichtung einer freien Conſtitution in Polen vereinigt hatten. Ob man nun gleich in Frankreich nicht erwartete, daß Preußen

wirklich am Kampfe Theil nehmen würde, ſo ließ doch Friedrich Wilhelm (im Juni 1792) ein Heer von 50,000 Mann unter der Anführung des Herzogs von Braunſchweig nach dem Rheine aufbrechen. Er ſelbſt folgte demſelben mit den Prinzen. Der Anfang des Kampfes ſchien den beſten Erfolg zu verſprechen. Die Deutſchen drangen, nach der Einnahme der Feſtungen Longwy (am 23. Aug) und Verdun (am 2. September) in Champagne vor, wo Dumouriez ihnen gegenüber ſtand. Er ward zwar bei Grandpré (14. September) von den Preußen zurückgedrückt, bezog aber darauf das Lager von St. Menehould, wo er durch Kellermann und Beurnonville verſtärkt wurde, und Kellermann den Angriff der Preußen (am 20. September) auf die Anhöhen von Valmy zurückwies. Seuchen, ſchlechte Witterung und Mangel an Lebensmitteln nöthigten die Preußen zum Rückzuge. Longwy und Verdun fielen wieder in die Hände der Republikaner, und Thionville ward deblokirt. Während des Vordringens der Deutſchen in Champagne hatte Cuſtine denſelben eine Diverſion im Rücken gemacht, und Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt am Main eingenommen. Dieſe letzte Stadt ward aber (am 2. December) von den Preußen und Heſſen wiedererobert, ſo wie Kalkreuth (am 22. Juli 1793) auch die Feſtung Mainz zur Capitulation nöthigte. Dennoch hinderten die Mißverſtändniſſe zwiſchen den öſterreichiſchen und preußiſchen Feldherrn die Thätigkeit der alliirten Armee im Sommer 1793 bis der Herzog von Braunſchweig (am 14. September) die Franzoſen bei Pirmaſens zurückſchlug, die Öſterreicher (am 12. October) die weißenburger Linien überwältigten und das Fort Louis (am 14. November) eroberten. Allein bereits am 26. December hatte Pichegru der weißenburger Linien von neuem ſich bemächtigt, und die Preußen und Öſterreicher zogen ſich darauf über den Rhein zurück. Am Anfange des J. 1794 reſignirte der Herzog von Braunſchweig auf den Oberbefehl; ihm folgte Möllendorf, welcher (am 23. Mai) die franzöſiſchen Verſchanzungen bei Kaiſerslautern eroberte. Doch nöthigten die Verluſte der Öſterreicher in Belgien auch die Preußen wieder über den Rhein zurück, und am 5. April 1795 ſöhnte ſich Preußen im Frieden zu Baſel, von Hardenberg und Barthelemy abgeſchloſſen, mit der Republik Frankreich aus, und ließ ſeine jenſeit des Rheins gelegenen Länder in den Händen der Franzoſen. Für die Neutralität des nördlichen Deutſchlands ward zwiſchen Frankreich und Preußen eine Demarcationslinie verabredet. Noch waren während Friedrich Wilhelms II. Regierung von dem letzten Fürſten des brandenburgiſch-fränkiſchen Mannsſtammes, dem Markgrafen Chriſtian Friedrich Carl Alexander, die beiden fränkiſchen Fürſtenthümer Anſpach und Bayreuth (am 2. December 1791) gegen eine jährliche Leibrente von 500,000 Gulden der Churlinie völlig überlaſſen, und von dem Könige bei dieſer Gelegenheit der rothe Adlerorden erneuert worden. In Hinſicht der innern Adminiſtration ward zwar die von Friedrich II. eingeführte franzöſiſche Regie abgeſchafft, und manche zweckmäßige Einrichtung begründet, ſo wie ein neues allgemeines Geſetzbuch eingeführt; allein die von Friedrich II. geförderte Aufklärung und Toleranz ward durch Wöllner und andere Männer in des Königs Umgebung vermittelſt des Religionsedicts (1788) und eine neu zuſammengeſetzte Examinations-

commiſſion ſehr beſchränkt. Friedrich Wilhelm II. ſtarb am 16. November 1797, im 54. Lebens- und 12. Regierungsjahre. Q.

Friedrich Wilhelm III., Sohn des Vorigen, jetzt regierender König von Preußen, geboren den 3. Auguſt 1770, vermählt am 24. December 1793 mit der Prinzeſſin Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie von Mecklenburg-Strelitz, welche er am 19. Juli 1810 durch den Tod verlor. Bald nach ſeinem Regierungsantritte entfernte er mehrere Perſonen von der ehemaligen Umgebung ſeines Vaters, welche der allgemeine Unwille hinreichend bezeichnet hatte. Das Religionsedict und der Tabakspacht wurden aufgehoben, die Cenſur gewann an Liberalität, die Inquiſition über politiſche Meinungen hörte auf und der Sold des Militärs ward vermehrt, ſo wie demſelben ein humaneres Betragen gegen die Civilſtände empfohlen. An die Stelle der Verſchwendung und des Luxus trat weiſe Sparſamkeit; das königliche Paar gab ſelbſt das erhabene Beiſpiel der Simplicität im häuslichen Leben und der auf den Thronen ſeltenen Gattenliebe. Verdiente Männer traten von neuem in öffentliche Wirkſamkeit. Doch blieb das von Friedrich II. (unter andern Umſtänden) eingeführte Verhältniß zwiſchen den geheimen Cabinetsräthen und den Miniſtern bis zu der neuen Staatsorganiſation nach dem tilſiter Frieden, wo endlich, nach wiederholtem Wechſel der Miniſter, der Freiherr von Hardenberg als Staatskanzler die einzelnen Radien der geſammten Staatsadminiſtration in ſich vereinigte. Bei dem fortwährenden und mehrmals erneuten Kampfe der Continentalmächte gegen Frankreich vermochten weder Englands Subſidienverſprechungen, noch Rußlands Unterhandlungen und Drohungen das ſeit dem baſeler Frieden von Preußen angenommene Syſtem der Neutralität zu erſchüttern. Dieſe Zeit des Friedens benutzte der König, die ältern und neuen Provinzen ſeines Reichs zu einer immer höhern Stufe der Cultur zu erheben, und namentlich in den letztern den innern Wohlſtand auf eine dauerhafte Baſis zu gründen. Für ſeine am linken Rheinufer gelegenen, und ſchon im baſeler Frieden an Frankreich überlaſſenen Länder (Geldern, einen Theil von Cleve, und Meurs, zuſammen etwa 46 Quadratmeilen mit 122,000 Einwohnern) erhielt er im Reichsdeputationshauptſchluſſe die Fürſtenthümer Paderborn, Hildesheim, Erfurt, Eichsfeld, den größten Theil von Münſter, die Abteien Herfordt, Quedlinburg, Elten, Eſſen, Werden und Kappenburg, und die Reichsſtädte Mühlhauſen, Nordhauſen und Goslar. Da dieſe Entſchädigung gegen 235 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 618,000 Einwohnern betrug, ſo beſtand der Gewinn, nach Abzug der Abtretungen, in 189 Quadratmeilen und 494,000 Einwohnern. Das friedliche Syſtem des Königs ward ſelbſt bei der Bildung der neuen Coalition zwiſchen England, Rußland und Öſterreich im Jahre 1805 nicht erſchüttert. Doch als eine ruſſiſche Armee an der preußiſchen Gränze ſich zuſammenzog, und Preußen zur Theilnahme an dem Kampfe gegen Frankreich, wenigſtens zur Bewilligung des Durchmarſches der ruſſiſchen Truppen genöthigt werden ſollte; da zogen ſich die Preußen in Schleſien und an der Weichſel zuſammen. Dieſe drohende Stellung gegen Rußland ward aber nach dem Durchzuge eines franzöſiſchen und bayeriſchen Corps durchs Anſpachiſche und nach der Ankunft des Kaiſers Alexander in Potsdam gehoben, mit welchem Preußen (am 3. Nov. 1805) eine Convention abſchloß,

in welcher es unter gewiſſen Bedingungen gegen Frankreich ſich zu erklären, und den ruſſiſchen Truppen den freien Durchzug verſprach. Doch wollte vorher noch der König als Vermittler zwiſchen den ſtreitenden Mächten auftreten. Allein die Tage in Schwaben entſchieden über dasjenige öſterreichiſche Heer, welches Mack befehligte, und die Schlacht von Auſterlitz erfolgte, bevor noch der an Napoleon nach Wien geſandte preußiſche Miniſter, Graf von Haugwitz, mit dem Kaiſer unterhandeln konnte. Während der Zeit deckte Preußen durch ſeine Truppen die norddeutſchen Länder, und namentlich rückte in den Churſtaat Hannover, welchen die Preußen bereits im Jahre 1800 nach dem Beitritte zur nordiſchen Convention beſetzt hatten, von neuem ein Corps (am 27. October 1805) ein, durch welches wenigſtens die Occupation dieſes Landes von den Ruſſen und Schweden verhindert wurde. Bei den ganz veränderten politiſchen Conjuncturen nach der Schlacht von Auſterlitz ſchloß der Graf von Haugwitz (am 15. December) einen Tractat zu Wien mit dem Kaiſer Napoleon, in welchem die Allianz zwiſchen beiden Mächten erneuert, von Preußen Anſpach, Cleve und Neufchatel an Frankreich cedirt, dagegen aber von Frankreich der ganze hannöveriſche Churſtaat an Preußen überlaſſen, und eine gegenſeitige Garantie der alten und neu erworbenen Länder feſtgeſetzt wurde. Nach Haugwitzens Rückkehr nach Berlin wollte man dieſen Tractat nur mit gewiſſen Modificationen in Beziehung auf Preußens Verhältniß zu England ratificiren. Deßhalb reiſ'te Haugwitz im Januar 1806 nach Paris. Der Zweck ſeiner Sendung ſchien aber in dem von ihm und Duroc (am 15. Februar) abgeſchloſſenen Tractate nicht erreicht zu werden, denn Preußen mußte nun doch durch die Civilbeſitznahme von Hannover, und durch die Sperre der Flüſſe, die ſich in die Nordſee ergießen, offenſiv gegen England handeln, weil bereits damals die Austauſchung der drei an Frankreich überlaſſenen Provinzen vollzogen wurde. England aber ließ (am 29. Mai 1806) Kaperbriefe gegen Preußen ausgeben, und erklärte ihm (am 11. Juni) förmlich den Krieg. Doch nicht bloß mit England war Preußen durch die Beſitznahme von Hannover zerfallen, auch der König von Schweden, der für die von England bezogenen Subſidien wenigſtens das Lauenburgiſche decken wollte, erklärte jeden Angriff auf das Lauenburgiſche für eine Kriegserklärung gegen ſich. Nichts deſto weniger beſetzten die Preußen dieſes Land, welches die Schweden nach einem kleinen Gefechte am Schaalſee (am 23. April) räumten; allein der König von Schweden legte nunmehr Embargo auf die preußiſchen Schiffe in den ſchwediſchen und pommerſchen Häfen, und befahl die Blokade der preußiſchen Häfen an der Oſtſee. Nach der Stiftung des Rheinbundes aber, welche die Veranlaſſung zu neuen Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und Preußen wurde, ſöhnte ſich Preußen (im Auguſt 1806) mit Schweden aus. Preußen verlangte in dieſen Unterhandlungen von Frankreich nicht nur die Räumung Deutſchlands von allen franzöſiſchen Truppen, ſondern auch, daß Frankreich kein Hinderniß der Bildung des nordiſchen Bundes entgegenſetze, welcher ohne Ausnahme alle die deutſchen Staaten in ſich begreifen ſollte, die in der Fundamentalacte der rheiniſchen Conföderation nicht genannt wären. Bereits unterhandelte Preußen deßhalb an den Höfen zu Dresden und Caſſel. Noch verlangte der preußiſche Geſandte von Knobelsdorf im Namen ſeines Königs, daß die Feſtung Weſel wie-

der von dem franzöſiſchen Reiche getrennt und die drei von franzöſiſchen Truppen beſetzten Abteien, Eſſen, Elten und Werden, zurückgegeben würden. Der Krieg, bei deſſen Eröffnung 22,000 Sachſen zu dem preußiſchen Armeecorps des Fürſten von Hohenlohe geſtoßen waren, begann am 8. October 1806 durch den Übergang über die Saale bei Saalburg. Am 9. October ſiegte Ponte Corvo bei Schleiz, am 10. October fiel der Prinz Louis von Preußen an der Spitze der preußiſchen Avantgarde bei Saalfeld, und am 14. October entſchied die Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt über das Schickſal aller preußiſchen, zwiſchen der Weſer und Elbe gelegenen, Länder. Die preußiſchen Feſtungen ergaben ſich in räthſelhafter Schnelle dem Sieger; die einzelnen preußiſchen Corps capitulirten ohne weitern Kampf; nur Blücher vertheidigte Lübeck (am 6. November), ſah ſich aber auch zur Capitulation von Ratkau (am 7. November) genöthigt. Darauf ward der zweite Act des Krieges in den inſurgirten preußiſch-polniſchen Provinzen eröffnet, wo die Franzoſen auf die vorgerückten ruſſiſchen Heere ſtießen, nachdem Alexander I. ſich mit Preußen alliirt hatte. Wenn denn nun auch die Schlacht bei Eylau (am 9. Februar 1807) nicht über das Schickſal des Krieges entſchied, ſo führte doch die Niederlage der Ruſſen bei Friedland (am 14. Juni) zum Frieden von Tilſit. In dieſem Frieden, der von Rußland am 8. Juli, und von Preußen am 9. Juli mit Frankreich abgeſchloſſen wurde, verlor die preußiſche Monarchie ungefähr die Hälfte ihrer damaligen Bevölkerung in den Fürſtenthümern Oſtfriesland, Minden, Hildesheim, Paderborn, Münſter, Bayreuth, Erfurt und Eichsfeld, dem Churſtaate Hannover mit dem Fürſtenthume Osnabrück, den Grafſchaften Mark, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen, in der Altmark und dem Herzogthume Magdeburg auf dem linken Elbufer, mit dem preußiſchen Mannsfeld, und dem Fürſtenthume Halberſtadt mit der Grafſchaft Hohenſtein, den ehemaligen Reichsſtädten Mühlhauſen, Nordhauſen und Goslar, den ſechs ehemaligen Abteien, dem cotbuſer Kreiſe, der an Sachſen kam, in der ganzen Provinz Südpreußen, Neu-Oſtpreußen und einem bedeutenden Theile von Weſtpreußen und dem Netzdiſtricte, mit Einſchluß von Danzig. Zugleich erkannte Preußen die beiden neuen Staaten an, welche zum Theile aus dieſen ehemaligen preußiſchen Provinzen gebildet wurden, das Königreich Weſtphalen und das Herzogthum Warſchau. Das bisherige Departement Bialyſtock in Neu-Oſtpreußen kam an Rußland, den bisherigen Bundesgenoſſen des Königs; Danzig aber erhielt eine ſelbſtſtändige politiſche Exiſtenz als Hanſeſtadt, doch ward ſie unter den Schutz der Könige von Preußen und Sachſen geſtellt, und beſtimmt, daß die Schifffahrt auf dem Netzfluſſe und dem bromberger Canale frei von jedem Zolle ſeyn ſollte. Zur Verbindung des Königreichs Sachſen mit dem Herzogthume Warſchau ward im Frieden eine Militärſtraße durch die Staaten des Königs von Preußen verabredet, und in der Folge (am 13. October 1807) durch franzöſiſche und preußiſche Abgeordnete näher beſtimmt. Endlich verſprach Preußen, bis zum Frieden zwiſchen Frankreich und England, alle ſeine Länder der Schifffahrt und dem Handel der Britten zu verſchließen, und Frankreich und Rußland garantirten ſich die Integrität ihrer Beſitzungen, ſo wie der in

dieſen Frieden eingeſchloſſenen Mächte. Wegen der rückſtändigen Contributionsſummen blieben franzöſiſche Truppencorps in den meiſten Theilen der Monarchie zurück; namentlich wurden die Oderfeſtungen Stettin, Cüſtrin und Glogau von Franzoſen und Bundestruppen beſetzt. Nur ſchwer und langſam konnte ſich Preußen von den Zerſtörungen dieſes Krieges erholen; doch beabſichtigte der König nach demſelben eine völlig neue Organiſation der innern Staatsform. Der wohlthätige Charakter derſelben leuchtete hervor aus dem Edicte vom 9. October 1807, durch welches die Erbunterthänigkeit aufgehoben, dieſe Aufhebung aber durch das Decret vom 27. Juli 1808 auf die oſt- und weſtpreußiſchen Domainenbauern beſchränkt wurde; aus den neuen Städteordnungen vom 19. November 1808; aus der (am 6. November 1809) beſchloſſenen Veräußerung der königlichen Domainen; aus der Verwandlung der Klöſter und übrigen geiſtlichen Güter in Güter des Staats (am 30. October 1810); aus den neuen und zweckmäßigen Organiſationen des Militärs, und aus der, unter drückenden Zeitverhältniſſen höchſt liberalen Ausſtattung des Erziehungsweſens, beſonders durch die Stiftung der neuen Univerſität Berlin (1809) und durch die Verpflanzung der Univerſität Frankfurt (1811) nach Breslau, wo ſie eine neue zweckmäßigere Form erhielt. Bei den zwiſchen Frankreich und Rußland eingetretenen neuen Mißverſtändniſſen, welche im Juni 1812 zur Eröffnung des Kriegs führten, ließ der König durch den Geſandten von Kruſemark (am 24. Februar 1812) einen Allianztractat mit Frankreich zu Paris unterzeichnen, in welchem ſich beide Theile die Integrität ihrer gegenwärtigen Staaten wechſelſeitig garantirten, zur gegenſeitigen Unterſtützung gegen alle Mächte von Europa, mit welchen der eine oder der andere Theil in Krieg verwickelt wäre oder werden könnte, ſich verpflichteten, und ihre Häfen und Küſten denjenigen neutralen Schiffen verſchloſſen, welche die Unabhängigkeit ihrer Flagge verlieren würden, ſo wie ſie überhaupt in Hinſicht der neutralen Schifffahrt die Beſtimmungen des utrechter Friedens feſthalten wollten. Im Mai 1812 ſprach der König den Kaiſer Napoleon zu Dresden, und ein preußiſches Hülfscorps, anfangs vom General Grawert, dann vom General York befehligt, ſtand unter der Leitung des Marſchalls Macdonald, und rückte von Oſtpreußen aus in Curland vor, wo es zur Belagerung von Riga beſtimmt wurde. Aber der Rückzug der Franzoſen aus Rußland richtete das bedrängte Preußen wieder auf. Wer den Druck kennt, welchen Preußen, die auf hohen Militärruhm gegründete Monarchie, von ihrem Beſieger erlitten hatte, der wird begreifen, daß Preußen that, was es thun mußte, wenn es die Gelegenheit benutzte, ſeine verlorne Freiheit und Unabhängigkeit wieder zu erringen; denn nur unter Bedingung und Vorausſetzung dieſer kann ein Volk dauernde und gültige Verträge ſchließen. — Aber gefährlich war die Lage Preußens am Anfange und in der erſten Hälfte dieſes Jahres, da der Rückzug der franzöſiſchen Armee durch ſeine Provinzen ging. Schon zu Ende des vorigen Jahres hatte der tapfere York, welcher das unter Marſchall Macdonald ſtehende Hülfscorps der Preußen geführt hatte, bei ſeinem Rückzuge aus Curland eine Convention mit den ihm nachrückenden ruſſiſchen Truppen geſchloſſen, vermöge deren ſein Corps neutral bleiben ſollte. Die Regierung mußte dieſen Schritt mißbilligen, beſonders da eine Erklärung gegen Frankreich damals

noch zu früh gekommen wäre. Um das Künftige ruhiger zu erwarten und zum Beſten des Landes wirken zu können, verlegte der König von Preußen am 22. Januar ſeine Reſidenz nach Breslau, ließ aber eine Regierungscommiſſion zurück, und ermahnte ſeine Unterthanen väterlich, alle anarchiſche Verwirrungen und Gewaltſamkeiten im Betreff der franzöſiſchen Militärbehörden zu vermeiden. Darauf erſchienen vom 9. Februar an kräftige Auffoderungen, die Verſtärkung der Armee zur Rettung des Vaterlandes betreffend, und Anſtalten wurden getroffen, welche den politiſchen Enthuſiasmus zu einem vor unſern Zeiten und in Deutſchland nie geſehenen Grade entflammten. Noch ahnete man nur den Zweck der Rüſtung, und ſchon ſtürzte alles zu den Waffen; Untaugliche mußten mit Ernſt zurückgewieſen werden; auch in Beziehung auf die Beamten beſtimmte Verfügungen getroffen werden. Weiber und Kinder, Hohe und Niedere, Alles beeiferte ſich zur Aufſtellung der angeordneten freiwilligen Jägerdetaſchements (einer in der Kriegsgeſchichte der neueſten Zeit Epoche machenden Einrichtung, welche nun faſt durch ganz Deutſchland nachgeahmt worden iſt) unmittelbar oder mittelbar beizutragen, und den Bedürfniſſen des Vaterlandes durch unerhörte Aufopferungen entgegenzukommen. Bange waren die Tage des Februars, beſonders für Brandenburg und die Hauptſtadt; da die noch übrige franzöſiſche Armee, unter dem Vicekönig von Italien, von Poſen her über Frankfurt ſich durch dieſelbe und ihre Nähe zog, auch einige Zeit ernſte Vertheidigungsanſtalten getroffen wurden. Die Annäherung der Ruſſen bewirkte endlich die Räumung der Hauptſtadt am 4. März, welche noch an demſelben Tage von den als Freunde einziehenden Ruſſen beſetzt wurde. Am 15. März zog der Kaiſer Alexander, freundlich empfangen von dem Könige von Preußen, in Breslau ein. Am 20. d. M. wurde öffentlich angezeigt, daß der König mit ſeiner Maj. dem Kaiſer von Rußland ein Off- und Defenſivbündniß abgeſchloſſen, auch das Continentalſyſtem in den preußiſchen Ländern aufgehoben habe; der König munterte in Proclamationen an ſein Volk und an ſein Kriegsheer das erwachende Preußen zu dem großen Kampfe gegen Frankreichs Übermacht auf. Die Verleihung der Nationalcocarde, die Errichtung eines neuen Ordens, des eiſernen Kreuzes, die Begünſtigung derer, welche in den Krieg zogen, in Beziehung auf ihre Civil- und militäriſchen Anſtellungen, alles dieſes trug zum Fortſchreiten der großen Nationalrüſtung, wie man dieſe Anſtrengungen Preußens wirklich nennen darf, ungemein bei. Auch war dieſe in kurzer Zeit in allen Theilen des Landes ſo weit vorgeſchritten, daß am Ende März die preußiſche Armee faſt um das Vierfache verſtärkt worden war, und mit den Truppen des Generals York ſich auf 110,000 Mann belief, wovon aber in der Schlacht bei Großgörſchen nur gegen 35,000 Mann in Thätigkeit ſeyn konnten. Späterhin, als der Feind ſchon in Schleſien und gegen Brandenburg vordrang, entwickelte ſich auch die treffliche Organiſation einer Landwehr und des Landſturms. Überflüſſig wäre es, von der heldenmüthigen Tapferkeit, durch welche Preußens Söhne in dieſem ewig merkwürdigen Kriege ihr Vaterland gerettet, und zu ſeiner vorigen Größe wieder erhoben haben, mehreres einzelne anzuführen. Alle in dieſem Kriege vorgefallenen kleinern und größern Kämpfe, die Gefechte von Leizkau, Langenſalze, Halle, Bautzen, Haynau, Culm, namentlich die glücklichern An-

ſtrengungen von Großbeeren und Dennewitz, durch welche der Feind von den entblößten Gränzen des Reiches, welche er mit Macht bedrohte, kräftig hinweggedrängt, und ihm die Hoffnung, die Hauptſtadt zu gewinnnen, vereitelt wurde, und endlich die Erſtürmung Leipzigs werden als ewige Denkmale ihres Ruhmes in der Geſchichte genannt werden; — aber dieſes dürfen wir ſagen: es hat ſich keine neuere Nation von ihrem Druck ſchneller als dieſe ermannt. Überall von ihrem König angeführt, zogen ſie endlich in die ſtolze Kaiſerſtadt, und holten ſich die von dem Thore Berlins geraubte Victoria als Trophäe zurück. Im Artikel Preußen werden wir auf die an großen Begebenheiten ſo reiche Regierung Friedrich Wilhelms III. zurückkommen. Q.

Friedrich Carl Joſeph, Churfürſt von Mainz und Erzkanzler des deutſchen Reichs, ſtarb den 25. Juli 1803 zu Aſchaffenburg. Er ſtammte aus dem Hauſe der Freiherren von Erlach, und wurde am 3. Januar 1719 geboren. Den 24. Juli 1774 wurde er zum Erzbiſchof von Mainz und den 26. zum Biſchof von Worms erwählt. Er war ein trefflicher Regent, ein Beſchützer und Kenner der Wiſſenſchaften, und ein edler Menſch. Der hervorſtechendſte Zug ſeines Charakters war Gerechtigkeit, er ſetzte der Willkür der Beamten Schranken, und verſchaffte der gedrückten Unſchuld mit edlem Eifer Recht. Er belohnte und munterte das Verdienſt auf, wo er es fand; mehrere Proteſtanten, wie Joh. von Müller, von Seckendorf, ſtanden in ſeinen Dienſten. Er erwarb ſich Verdienſte um die Cultur ſeines Landes durch Prämien, Abſchaffung der Leibeigenſchaft, Begünſtigung der Coloniſten. In Mainz errichtete er Armenverſorgungsanſtalten, ebendaſelbſt und in Erfurt Hebammen- und Rettungsinſtitute und Arbeitshäuſer. Für die Aufnahme der Wiſſenſchaften that er an beiden Orten viel. Er rief G. Forſter, Sömmerring und Andere nach Mainz und behandelte jeden Gelehrten mit Auszeichnung. In dem Nunciaturſtreit zeigte er ſich als einen warmen Vertheidiger der Kirchenfreiheit, und durch ſeinen Beitritt zum Fürſtenbunde als einen Beſchützer der deutſchen Fürſtenrechte. Obgleich ſeine Einkünfte ſehr geſchmälert wurden, ſo ließ er doch allen Witwen und Waiſen die ausgeſetzten Gnadengehalte und ſeinen Staatsdienern auf dem linken Rheinufer ihren Gehalt ferner auszahlen. Durch dieſe und viele andere Züge von Seelengröße und Edelmuth erwarb er ſich den Dank ſeiner Unterthanen und die Verehrung der Mit- und Nachwelt.

Friedrich Heinrich Ludwig, bekannter unter dem Namen des Prinzen Heinrich von Preußen, war ein Bruder Friedrichs II. und zu Berlin den 18. Januar 1726 geboren. Die harte, unzweckmäßige, und durchaus unwürdige Erziehung, die er in den erſten 15 Lebensjahren bis zum Tode ſeines Vaters genoß, darf hier nicht näher bezeichnet werden, da ſie in den von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. entworfenen Skizzen hinreichend charakteriſirt worden. So herrlich ſich auch in der Folge das Talent dieſes Prinzen entwickelte und ausbildete, ſo behielt er doch von dieſer erſten Erziehung her den ſchlechten deutſchen Dialect, den er ſprach, und eine gewiſſe Ungewandtheit in ſeinen Ausdrücken. Im Jahr 1742 machte er in einem Alter von ſechzehn Jahren ſeinen erſten Feldzug als Oberſter bei der Armee, die unter den Befehlen des Marſchalls Schwerin und des Königs in Mähren eindrang, und wohnte der berühmten Schlacht bei Czaslau bei, welche

die Preußen am 17. Mai deſſelben Jahres gewannen. Im Jahr 1744 vertheidigte er mit Hartnäckigkeit und Erfolg die nur mit einer einfachen Mauer umgebene Stadt Tabor in Böhmen; noch ausgezeichneter that er ſich den 4. Juni 1745 in der Schlacht bei Strigau oder Hohenfriedberg hervor, wo die Preußen unter ihrem König die von dem Prinzen Carl von Lothringen befehligte öſterreichiſche Armee ſchlugen, und jene großen tactiſchen Bewegungen zu entwickeln anfingen, die ihnen in der Folge ſo viel Vortheil und Ruhm erwarben. Nach dem dresdner Frieden nahm Friedrich II. ſeinen Aufenthalt in Potsdam, und berief den Prinzen Heinrich und ſeinen Bruder Ferdinand zu ſich. Der erſtere benutzte dieſe Muße, und ergab ſich mit Leidenſchaft dem Studium. Mit einer glühenden Einbildungskraft, einem ſcharfſinnigen, vorzüglich zum Nachdenken und Calcul ſich neigenden Geiſte, einem feſten, nur auf das Gute gerichteten Willen und einem glücklichen Gedächtniß machte er reißende Fortſchritte. Seine Begierde, ſich zu unterrichten, erſtreckte ſich in gleichem Maße über die angenehmen wie über die nützlichen Künſte, und mitten unter den Studien, die er für die Bereicherung ſeines Geiſtes mit Kenntniſſen unternahm, fand er Zeit ſich in der Muſik und Malerei zu vervollkommnen. Der Aufenthalt in Potsdam, wo Friedrich die durch geiſtreiche Schriften und dreiſte Meinungen ſich beſonders auszeichnenden Männer ſeiner Zeit verſammelt hatte, trug dazu bei, ſeinem Geiſte und Charakter jenen erhabenen Schwung zu geben, den er bald nahm. So verlebte der Prinz die ſieben erſten Jahre nach dem Frieden; im Jahr 1752 vermählte ihn ſein Bruder mit der Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Caſſel, und ließ ihm ein Palais in Berlin erbauen. Zu derſelben Zeit empfing er die Domaine und das Schloß Reinsberg, welches Friedrich als Kronprinz bewohnt hatte, und das durch den Aufenthalt dieſes Prinzen noch berühmter werden ſollte. Wenige Jahre darauf begann der ſiebenjährige Krieg, und in ihm fand der edle Fürſt Gelegenheit, ſeine Talente zu entwickeln und jene gelehrten Theorien anzuwenden, die er während des Friedens ſtudirt hatte. In der Schlacht von Prag war es Heinrichs unerſchütterlicher Muth, ſein unter allen Gefahren und Zufälligkeiten feſter und ſicherer Blick, wodurch dieſer glänzende Tag entſchieden wurde. In der Schlacht bei Roßbach erhielt er eine ehrenvolle Wunde. Nach dieſem merkwürdigen Siege ließ der König ſeinen verwundeten Bruder in Leipzig, und gab ihm das Commando über die wenigen Truppen, die in dieſer Gegend zurückblieben; bald darauf aber ſtellte er ihn an die Spitze ſeiner zweiten Armee, und ſeit dem lenkten beide heldenmüthigen Brüder durch die Wechſelwirkungen ihres Genies und ihrer entgegengeſetzten Eigenſchaften die Begebenheiten dieſes Krieges, in welchem ſie die Hauptrollen ſpielten; und wie ihre Sache gemeinſchaftlich war, ſo wurde es auch ihr Ruhm. Im Jahr 1758 hatte Prinz Heinrich den Auftrag, mit einer Armee von 25,000 Mann, Sachſen, Hannover, Braunſchweig und Heſſen, folglich auch die Mark Brandenburg und das Herz der preußiſchen Staaten zu decken. Einem weit überlegenen Feind gegenüber, wußte er durch kluge Manoeuvres, und indem er durch partielle Gefechte, in denen er den Vortheil hatte, ſeinen Gegner ermüdete, die Fortſchritte deſſelben zu verzögern und ſo viel Zeit zu gewinnen, daß der König ſeine Zwecke erreichen und ihm zu Hülfe kommen konnte. Den glänzenden Feldzug von 1759 eröffnete er mit der Offenſive. Er

drang in Böhmen ein, zerſtörte die Magazine der Öſterreicher, und wandte ſich hierauf gegen die Armee des Reichs, wo er ein gleiches that. Er wußte durch richtige Combinationen die Plane der Feinde zu vereiteln, und ohne einen von dem Könige begangenen Fehler würde dieſer Feldzug auf das glänzendſte geendigt haben. Im Jahr 1760 gab ihm der König das Commando einer Armee von 40,000 Mann, welche beſtimmt war, den Ruſſen die Spitze zu bieten. Nach mehreren geſchickten Märſchen entſetzte der Prinz Breslau, und zeigte eben darin die Überlegenheit ſeines Talents, daß er ſeine Zwecke erreichte, ohne eine Entſcheidung zu wagen, die ungünſtig für ihn hätte ausſchlagen können. Weniger glänzend, wiewohl höchſt lehrreich für das Studium, war der Feldzug von 1761, in welchem ſich der Prinz durch die Schwäche ſeiner Armee ganz auf die Defenſive beſchränkt ſah. Im Jahr 1762 hingegen eröffnete er den Feldzug durch mehrere wohlberechnete Angriffe, in denen er die Öſterreicher zurückſchlug; dieſem glücklichen Anfang folgten einige Unfälle, die man jedoch nur der geringen Anzahl ſeiner Truppen zur Laſt legen kann, mit welchen er eine ſehr ausgedehnte Linie beſetzen und vertheidigen mußte. Aber der Angriff und die Eroberung des Lagers bei Freiberg, und der Sieg, den der Prinz hier erfocht, hatten die wichtigſten Folgen, denn ſie trugen nicht wenig dazu bei, den Frieden herbeizuführen. Kaum hatten die kriegführenden Mächte ſich zu Hubertsburg ausgeſöhnt, als Prinz Heinrich von den Heeren, die er rühmlich angeführt hatte, in den Schooß der Ruhe zurückeilte. Das Schloß zu Reinsberg wurde durch ihn der Sitz der Philoſophie und der Muſen; aber ſein zu großes Vertrauen auf Perſonen, die deſſen unwürdig waren, verurſachte ihm häusliche Verwirrungen, die ſeine Ruhe ſtörten, und ihn veranlaßten, eine Gemahlin von ſich zu entfernen, die wenigſtens ſeine Nachſicht zu verdienen ſchien. Als mitten unter den Genüſſen des Friedens, Rußland, Öſterreich und Preußen ſich mit einer Theilung Polens beſchäftigten, wurde Prinz Heinrich mit den Verhandlungen über dieſen Gegenſtand beauftragt, und Friedrich II. verdankte ihm Vortheile, die er kaum hatte erwarten dürfen. In dem kurzen Kriege, der nach dem Tode Maximilian Joſephs, Churfürſten von Bayern, mehr auszubrechen drohte als wirklich ausbrach, befehligte der Prinz eine Armee, welche im Juli 1778 auf Dresden marſchirte, ſich daſelbſt mit den Sachſen vereinigte, und in Böhmen einfiel. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn zum Rückzug, und der im folgenden Jahre unterzeichnete Friede machte dem Kriege ein Ende. Im Jahr 1784 ging der Prinz Heinrich nach Paris, unter dem Vorwande, den glänzendſten Hof von Europa zu ſehen, eigentlich aber, um eine Verbindung vorzuſchlagen, welche die Vergrößerungsplane Öſterreichs einſchränken möchte. Die Unentſchloſſenheit des Cabinets von Verſailles ließ dieſen Plan fehlſchlagen; der Prinz kehrte zurück, und der Tod des großen Königs veränderte die Geſtalt der Dinge. Friedrich Wilhelm entfernte ſeinen Oheim von den Geſchäften, welcher geneigt war, ſich nach Frankreich zurückzuziehen, als die innern Unruhen dieſes Landes ihn daran verhinderten. Er lebte daher aufs neue zu Reinsberg und tröſtete ſich für die Undankbarkeit ſeines Neffen durch den Umgang mit Philoſophen, Gelehrten und Künſtlern. Der Krieg, den Preußen gegen Frankreich unternahm, hatte nicht die Beiſtimmung des Prinzen, deſſen Erfahrung jedoch nicht gehört

wurde. Schon alt und hinfällig bedurfte er der Ruhe, und ſo erwartete er in Abgezogenheit und ſüßer Muße das Ende eines Lebens, das dem Glücke des Staats und allen geſelligen Tugenden gewidmet geweſen. Er ſtarb zu Reinsberg im Auguſt 1802. Er hatte ſeines Lebens mit Mäßigkeit genoſſen, ſah ohne Reue ſich altern und blickte dem Tode mit gefaßter Seele ins Auge. Wir glauben die Charakteriſtik dieſes großen und liebenswürdigen Fürſten nicht beſſer beſchließen zu können, als wenn wir die Grabſchrift herſetzen, die er ſelbſt für ſich verfaßt hatte, und welche alſo lautet:

Jetté par la naissance dans le tourbillon de vaine fûmée,
Que le vulgaire appelle
Gloire et grandeur,
Mais dont le sage connoit le néant,
En proie à tous les maux de l'humanité,
Tourmenté par les passions des autres,
Agité par les siennes,
Souvent en proie à la calomnie,
En bute à l'injustice,
Et accablé encore par la perte
de parens chéris
d'amis sûrs et fidèles;
Mais aussi souvent consolé par l'amitié,
Heureux dans le recueillement de ses pensées;
plus heureux
Quand ses services purent être utiles à la patrie
ou à l'humanité souffrante:
Tel est l'abrégé de la vie de
Frédéric Louis Henri,
Fils de Frédéric Guillaume I., Roi de Prusse,
et de Sophie Dorothée,
Fille de George I., Roi de la Grande-Bretagne,

Passant!
Souviens-toi, que la perfection ne se trouve point sur la terre;
Si je n'ai pas été le meilleur des hommes,
Je ne suis point au nombre des méchans.

L'éloge ou le blame
Ne touchent point celui qui
Reposé dans l'éternité.
Mais la douce espérance
Embellit les derniers momens
De celui, qui remplit ses devoirs;
Elle m'accompagne en mourant.

Né le 18. Janvier 1726. Décédé le 3. Août 1802.

Friedrich Wilhelm I., König von Wirtemberg, geboren den 6. Nov. 1754, vermählte ſich 1788 mit einer Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, und 1793 zum zweiten Mal mit der Prinzeſſin Mathilde, Tochter Georgs III. von England. Nach dem Tode ſeines Bruders folgte er demſelben den 23. December 1797 als Herzog von Wirtemberg in der Regierung und ſchloß in demſel-

ben Jahre mit der franzöſiſchen Republik Frieden. Zu Anfange ſeiner Regierung hatte er heftige Streitigkeiten mit den wirtembergiſchen Ständen, die ihm Eingriffe in ihre Vorrechte Schuld gaben. Im April 1803 wurde er in Folge des lüneviller Friedens Churfürſt, und in Gemäßheit des preßburger Friedens, durch den er eine anſehnliche Erweiterung ſeiner Länder erhielt, ließ er ſich den 1. Januar 1806 zum König von Wirtemberg ausrufen. Er hatte bereits 1805 bei den neuen Feindſeligkeiten zwiſchen Frankreich und Öſterreich dem Kaiſer Napoleon ein Contingent unter dem Commando eines ſeiner Söhne geſtellt. Ein gleiches that er als Fürſt des rheiniſchen Bundes in den Feldzügen von 1806 und 1809. Uebrigens gebührt ihm das Lob, ſich unter ſchwierigen Verhältniſſen mit Klugheit und Würde benommen, ſeine Unterthanen möglichſt geſchont, und ſeine Regierung mit mancher heilſamen Einrichtung bezeichnet zu haben. Seine Tochter vermählte er 1807 mit dem Könige von Weſtphalen; ſeine Schweſter war die Gemahlin Kaiſer Pauls I. und lebt als verwitwete Kaiſerin in St. Petersburg. Seine ſechs Brüder haben ſich meiſtens dem auswärtigen Kriegsdienſte gewidmet; Ferdinand war öſterreichiſcher Feldmarſchall, nahm aber nach dem preßburger Frieden ſeinen Abſchied, und Eugen war preußiſcher Feldmarſchall und commandirte 1806 die Reſerve bei Halle, wo er ein unglückliches Treffen mit dem Prinzen von Ponte Corvo beſtand, nach welchem er das Commando niederlegte. In dem Feldzuge in Frankreich 1814 hat ſich ſein Sohn der Kronprinz vorzüglich ausgezeichnet.

Friedrich (L. D.), aus Greifswalde, geboren 1776, Sohn eines Seifenſieders, begann ſeine Studien als Landſchaftsmaler zuerſt auf der Akademie in Copenhagen, ging aber bald darauf im Jahr 1795 nach Dresden, wo er ſich noch gegenwärtig aufhält. An letztgedachtem Orte hat er nie unter beſonderer Leitung eines ältern Künſtlers, ſondern lediglich aus ſich ſelbſt, unter alleiniger Leitung der Natur, ſich gebildet. Um ſich mit neuen Ideen zu bereichern und Studien nach der Natur zu fertigen, unternahm Friedrich von Zeit zu Zeit Reiſen nach ſeiner Heimath, nach der Inſel Rügen, durch Böhmen bis Wien, auf das Rieſen- und Harzgebirge. Italien hat er jedoch nie beſucht (wie das füßliſche Künſtler-Lexicon wohl aus einer Verwechſelung von Arcola mit Ancona angibt): es tragen vielmehr alle ſeine Arbeiten einen nordiſchen Charakter an ſich. Früher beſchränkte dieſer Künſtler ſich faſt gänzlich auf Zeichnungen in Sepia, die er ungemein ſauber, zart und kräftig zu behandeln verſteht, ſo daß er von wenigen der neuern Künſtler darin übertroffen wird. Schon in den Jahren 1803 und den folgenden bewunderte man mehrere dergleichen Zeichnungen auf den Kunſtausſtellungen in Dresden; es waren meiſt Anſichten der Inſeln Rügen und Möna, der pommerſchen Kreidegebirge ꝛc., die der Künſtler auf mancherlei Weiſe idealiſirt hatte. Den ungetheilteſten Beifall erhielt im Jahr 1806 eine daſelbſt ausgeſtellte Anſicht von Arcola auf Rügen in Mondſcheinbeleuchtung nach einem Sturme. Sie iſt durch einen Kupferſtich in Aqua tinta bekannter worden, der jedoch, ungeachtet ſeines Kunſtwerthes, die Vortrefflichkeit des Originals nur ſchwach wiedergibt. Später ſah man noch andere ſchöne Zeichnungen der Art bei ihm. Erſt in der Folge trat er mit Ölgemälden hervor, welche, bei dem ungemeinen Fleiß und der innigen Liebe, womit Friedrich arbeitet und ſein Talent auszubilden

ſtrebt, immer mehr an Vollendung zugenommen haben. Unter ihnen verdienen die größte Auszeichnung: eine große Winterlandſchaft, einen Kirchhof mit den Ruinen einer gothiſchen Capelle, die zwiſchen Eichen ſteht, vorſtellend, welches Gemälde ſeine im Jahr 1809 erfolgte Aufnahme zum Mitglied der berliner Akademie bewirkte; ein Altargemälde für die Kirche in Tetſchen, welches uns ein auf der Spitze eines Felſens ſtehendes Kreuz zeigt, hinter dem die Sonne aufgeht; ein kleineres Gemälde, einen neblichen Wintermorgen darſtellend, wo ein verirrter Wanderer vor einem Crucifix betet; ferner die Anſicht aus einem Garten in eine anmuthige, von hohen Bergen umgebene Gegend; und eine Ausſicht über die Bergketten des Rieſengebirges hin. Mannichfaltigkeit in der Erfindung, Tiefe des Gefühls, Studium der Natur, Einfachheit und Einheit der Darſtellung, ein meiſt düſterer, oft melancholiſcher Charakter, entfernt von aller Nachahmung und voll Originalität, ſprechen ſich in ſeinen Landſchaften mehr oder weniger aus. Außerdem aber, daß ſie ſchon beim flüchtigen Anblick als Gemälde jeden Beſchauer anziehen, wohnt in ihnen noch ein ganz beſonderer, poetiſch-religiös anregender Geiſt. Friedrichs meiſte Arbeiten (denn auch in der einfachen Darſtellung der Natur hat er ſich mit Glück verſucht) haben nämlich noch eine beſondere ſymboliſche Deutſamkeit, einen myſtiſch-religiöſen Sinn, welcher, ſtreng genommen, — weil er der Geſtalt, als dem Vereinzelten, entfliehend, nur im Ganzen, als das geiſtige Widerſpiel des lieblichern Farbentons anerkannt, ja herausgefühlt zu werden liebt, — dem Reich der Malerei gar nicht mehr angehört. So erinnert uns z. B. das auf der Spitze eines hohen Felſens aufgerichtete Kreuz, hinter dem die aufgehende Sonne ihre Strahlen emporſchießt, an das erfreuliche Licht, welches das Chriſtenthum, die Einheit und Einzigkeit des Geiſtes verkündend, auf der Erde verbreitete; dort ſehen wir einen, im tiefen Schnee bei neblichen Himmel verirrten und halb erſtarrten Wanderer betend vor einem Crucifix ausgeſtreckt, und im Hintergrunde den Thurm einer hohen Kathedrale aus dem von den Sonnenſtrahlen zerriſſenen Nebel, als Zeichen naher gottgeſandter Rettung, emporſteigen; oder wir erblicken heidniſche Prieſter, die ihren Göttern opfern, der Opferdampf wird wie von höherer Macht zu Boden gedrückt, und in der Entfernung ſteigt ein hoher gothiſcher Thurm (das Symbol der chriſtlichen Kirche), von den reinſten Sonnenſtrahlen vergoldet, himmelan. Dergleichen vielfach den Geiſt berührende Ideen (wie Schubert in den Vorleſungen über die Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft ſie trefflich an 4 Gemälden, welche die 4 Jahreszeiten und Lebensalter darſtellen, wiſſenſchaftlich gedeutet hat) findet man in den meiſten friedrich'ſchen Landſchaften ausgeſprochen, und hierdurch erhebt ſich dieſer Künſtler faſt zum Repräſentanten einer ganz neuen, durch ihn erſt begründeten oder wenigſtens ausgebildeten Gattung der Landſchaftsmalerei. Denn wenn man auch bei frühern, in Hinſicht des Techniſchen von Friedrich noch bei weitem nicht erreichten Künſtlern, einem Claude Lorrain, Salvator Roſa, Ruysdael und andern, eine leiſe Ahnung ſolcher Ideen bemerkt, ſo hat doch keiner ſie ſo klar und beſtimmt ausgeſprochen, als Friedrich.

Fries heißt in der Baukunſt der mittelſte Theil eines Säulengebälkes zwiſchen dem Unterbalken und dem Kranze; bisweilen wird jedoch auch ein langer ſchmaler Streif ſo genannt, der in ho-

rizontaler Richtung oben an einer Wand herumläuft. Das toscaniſche Gebälke hatte gar keinen Fries; in dem doriſchen Gebälke bekam er ungefähr eben die Höhe, wie der Unterbalken, und in ihm waren die in gleichen Entfernungen aus einander ſtehenden Triglyphen angebracht, zwiſchen denen jederzeit ein viereckiges Feld war, das man Metope nennt (S. Triglyph, Metope). Das ioniſche Gebälke hat einen hohen Unterbalken und faſt eben ſo hohen Fries, welcher mit Basreliefs verziert iſt. In dem corinthiſchen Gebälk wurde der Fries vornehmlich bei den Römern mit erhobenem Schnitzwerk verziert. Übrigens ſchickt ſich der Fries ſehr gut zu Inſchriften. Wenn man darin kleine Fenſter zu den Halbgeſchoſſen anbringt, ſo müſſen ſie länglich viereckig ſeyn. dd.

Frieſel, eine Hautkrankheit, wo die Haut roth ausſieht, und rauh anzufühlen iſt, doch gibt es auch ein weißes Frieſel; hier ſind die Erhabenheiten in der Haut wie geronnene Schweißtropfen anzuſehen. Das rothe Frieſel brennt etwas. Es kann an einzelnen Stellen der Haut, und über den ganzen Körper verbreitet ſeyn. Die Fiebererſcheinungen ſind oft ganz unmerklich. Junge Kinder haben es gewöhnlich, wo es von einer Säureerzeugung in ihren Verdauungsorganen abhängt, welche durch ein unzweckmäßiges Verhalten der Mutter, als Diätfehler, Leidenſchaften und Affecten, Erkältungen u. ſ. w. unpaſſende Nahrung für dieſes zarte Alter, Unreinlichkeit verurſacht wird. Sonſt hat es weniger zu bedeuten. Geſellt es ſich zu Krankheiten, ſo ſoll es Verſchlimmerung und Gefahr bedeuten. Es tritt ſehr leicht zurück. E.

Frieſen, ein altes deutſches, zum Stamme der Iſtävonen und Ingävonen gehöriges Volk, das ſeinen Wohnſitz zwiſchen dem Mittelrheinarme, der Nordſee und Ems und auf den Inſeln hatte, welche die Mündungen des Rheins und die noch nicht in eins zuſammengefloſſene Zuyderſee bildeten. Der eigentliche Rhein trennte ſie von den Batavern, die Ems aber von den Chaucern. Südlich gränzten ſie an die Bructerer und Marſer; nach der Vertreibung der letztern aber an die Angrivarier und Chamaver. Wahrſcheinlich wohnten ſie früher auf der Bataverinſel, aus der ſie aber ſchon vor Cäſars Zeiten von dem mächtigen Volke der Bataver vertrieben wurden. Druſus und Germanicus, welche Roms Waffen nach Deutſchland trugen, wurden von ihnen unterſtützt gegen die Cherusker, deren Feinde ſie waren; ſie retteten die römiſche Flotte vom Untergange, der ihr an der Mündung der Ems drohte. Aber dieſe Freundſchaft hörte in dem Augenblick auf, als es die Römer ſich einfallen ließen, dies freiheitliebende Volk als Unterthanen zu behandeln. Sie wurden ſogleich Roms erklärte Feinde, erwürgten die römiſchen Krieger, zerſtörten die angelegten Feſtungen, und belagerten ſogar eine derſelben, wiewohl vergebens. Unter Nero bemächtigten ſie ſich einiger herrenloſer Länder dieſſeit der Zuyderſee, vielleicht auch der Yſſel, doch mußten ſie dieſelbe wieder räumen. Von der Zeit an ſchweigt die Geſchichte von ihnen, und ſie erſcheinen erſt wieder im vierten und fünften Jahrhundert, in dem großen Bunde der Sachſen. Damals wohnten ſie von der Schelde bis an die Elbe und Eider längs der Seeküſte, und es iſt wahrſcheinlich, daß ihr Name einen Bund von mehreren Völkern umfaßte. Man findet ſie auch in Britannien unter den ſächſiſchen Völkern. Unter dem Kaiſer Julian eroberten ſie die Bataverinſel und behaupteten ſie ſeitdem; der fränkiſche Majordomus Pipin demüthigte ſie hier

zuerſt, indem er ihren König Radbod ſchlug und ihm das weſtliche Land bis an die Rheinmündungen entriß. Sein Nachfolger Poppo ſuchte das Verlorne wieder zu gewinnen, wurde aber von Carl Martell zurückgeſchlagen. Carl der Große eroberte hierauf auch das öſtliche Reich der Frieſen und ließ es durch eigene Herzoge regieren. an Anſehung der Lebensart, in der ſie den übrigen Deutſchen glichen, ſchildert Tacitus die Frieſen als ein äußerſt ärmliches Volk, das den Römern ſeinen Tribut nur mit Thierfellen abzahlen konnte. Sie ſtanden unter zwei Fürſten, die eine königliche Gewalt mit den bei den Römern gewöhnlichen Einſchränkungen ausübten. Trotz ihrer Armuth aber wußten ſie, wie angeführt wird, bei ihrer Geſandtſchaft nach Rom ihre und der ganzen deutſchen Nation Ehre mit vieler Würde zu behaupten.

Frigga, urſprünglich wahrſcheinlich das Symbol der Mutter Erde und einerlei mit Hertha, nach der ſcandinaviſchen Mythologie eine Tochter des Fiorgyer, welches auch ein Name der Erde iſt, Gemahlin des Götterkönigs Odin oder Wodan, die Götterkönigin und Erſte unter den Göttinnen, und Mutter der Aſen Balder, Braga, Hermode und Tyr. Aller Menſchen Schickſal iſt ihr offenbar; ſie ſagt es aber keinem, wiewohl ſie es vorher weiß. Sie theilt mit Odin ſeinen wunderbaren Thron Hlidskialf, von dem man in alle Lande ſehen kann. Die Verſammlungen der Göttinnen hält ſie in Vingolf, einem ſehr ſchönen Palaſt, in welchem dereinſt auch die Seelen aller guten Menſchen mit Alfadur wohnen ſollen. Ihre eigene Wohnung heißt Faenſal oder Fonſall. Ihre Dienerin iſt Fulla und ihre Botſchafterin Gea.

Friſiren, ratiniren, heißt an Tuchen und ähnlichen Fabrikaten die Wolle aufkratzen und ſie in Knötchen zuſammendrehen. Dies geſchieht durch eine Maſchine, welche Friſirmühle genannt wird.

Friſt, im juridiſchen Sinn, die durch Geſetz oder richterliche Vorſchrift zu Ausführung einer Handlung geſetzte Zeit: ſächſiſche Friſt kommt von der alten dreimaligen Vorladung her, wovon eine jede vierzehn Nächte in ſich faßte. Man ſetzte in neuern Zeiten drei Tage hinzu und ſie macht nunmehr 45 Tage. Nothfriſt: eine ſolche von den Geſetzen vorgeſchriebene Friſt, welche der Richter nicht verlängern kann; z. B. die zehntägige Nothfriſt, fatae Decendium, welche von Eröffnung eines Urteils von zwölf Uhr Mittags des Publicationstags bis zwölf Uhr Mittags des zehnten Tags darnach läuft und binnen welcher ein Rechtsmittel gegen das Urtel eingelegt werden muß, außerdem es rechtskräftig wird. So z. B. das am erſten eines Monats eröffnete Urtel wird mit dem Schlage zwölf Uhr des elften deſſelben Monats rechtskräftig. Verjährungsfriſt, eine von den Geſetzen beſtimmte Zeit, binnen welcher ein nicht gebrauchtes Recht verliſcht und ein angemaßtes Recht gültig erworben wird. Jahr und Tag iſt eine Friſt von einem Jahr ſechs Wochen und drei Tagen, d. i. einem Jahr und einer ſächſiſchen Friſt. Beweisfriſt, binnen welcher die Beweisſchrift zu den Acten gegeben werden muß. Die Friſten ſind ein wichtiger Gegenſtand der Prozeßgeſetzgebung und in dem Unweſen, welches Richter und Advocaten damit treiben und nach der Gerichtsverfaſſung oft treiben müſſen, liegt ein Hauptgebrechen der auf ältern Prozeßordnungen beruhenden Juſtizverwaltung. An ſich ſcheint es freilich hart, daß das Recht an die Zeit gebunden ſeyn

ſoll, allein ohne Beſtimmung gewiſſer Friſten läßt ſich keine zum Endzweck d. h. zur Feſtſtellung juridiſcher Wahrheit führende Rechtspflege denken. Neuere Prozeßgeſetzgebungen, namentlich die preußiſche und franzöſiſche haben daher mit ſegensreichem Erfolge die prozeſſualiſchen Friſten ſehr beſchränkt, z. B. bei Handelsſachen und Concurſen, allein in jedem Prozeſſe, wo ſchriftlich verhandelt wird, muß Richtern und Sachwaltern freie Hand bleiben, ſchädliche Übereilung zu verhüten. Beſonders der ſächſiſche Prozeßgang wird ſehr durch die Friſten verlängert, und man kann, wenn man gleich nur die geſetzlichen Friſten berechnet, mit Gewißheit behaupten, „daß in den ſächſiſchen Gerichtshöfen ein ſolenner Prozeß, wenn er durch alle Inſtanzen geführet wird, wenigſtens vier bis ſechs Jahr dauern müſſe." Noch längere Friſten gab es ſonſt bei dem deutſchen Reichsgerichte, wo Prozeſſe, die mehr als ein Säculum erlebt hatten, nichts ſeltnes waren; weßhalb Käſtner mit Recht ſagt: „Wetzlar iſt der Olymp der deutſchen Prozeſſe, denn im Olymp wohnen die Unſterblichen!" A.

Fritta oder Fritte heißt die Glasmaſſe, woraus das feine weiße Glas bereitet wird, oder überhaupt die erſte Vermiſchung der zum Glaſe gehörigen Materialien zu allen Arten von Gläſern.

Frohndienſte, Frohnen (von Frohn der Herr), die aus dem Feudalverhältniſſe entſprungenen Dienſte, welche die Bauern (Fröhner) dem Gerichtsherrn oder Landesherrn durch den Beſitz eines Bauerngutes unentgeldlich zu leiſten verbunden ſind. Im erſten Fall heißen ſie gerichtsherrliche Frohnen; im letztern Landfrohnen, welche in Kriegsfuhren, Schanzarbeiten, Straßenbau u. ſ. w. beſtehen. Die Frohnen werden mit oder ohne Zugvieh geleiſtet und heißen hiernach Pferde= oder Handfrohnen. Nach ſächſiſchem Rechte verjähren ſie mit 31 Jahre 6 Wochen und 3 Tage, wozu es aber der Frohnherr nicht leicht kommen läßt — Daher auch das Wort Fröhnen, Frohndienſte, Sclavendienſte leiſten — Frohnveſte das öffentliche Gefängniß. Frohnvoigt der Aufſeher über die Föhner.

Frohnfaſten oder Quatember (quatuor tempora) ſind vier Faſttage des Jahres, welche als eine Zeitrechnung gebraucht werden, das Jahr in vier Theile zu theilen.

Frohnleichnam, von dem altdeutſchen Frohn (d. i. Herr) und Leichnam (d. i. Leib), der Leib des Herrn, in der Kirchenſprache corpus Domini Jesu Christi, bezeichnet die zum heiligen Abendmahl geweihte Hoſtie, die nach dem Lehrbegriffe der catholiſchen Kirche durch die Conſecration in den Leib Jeſu verwandelt iſt. Dieſer ſchon im zwölften Jahrhundert herrſchend gewordene Lehrbegriff hatte bald die Anbetung der geweihten Hoſtie zur Folge, welche man nun mit Recht als den wirklichen Leib Jeſu verehren zu müſſen glaubte. Daher fällt das Volk in catholiſchen Kirchen auf die Knie, wenn der Prieſter das Hochwürdigſte (ſo wird die geweihte Hoſtie genannt), bei der Meſſe emporhebt und in durchaus catholiſchen Ländern, wie Spanien, Portugal, Italien u. ſ. w. wird das Viaticum (ſo heißt die Hoſtie, wenn ſie einem Kranken oder Sterbenden zur Privatcommunion ins Haus gebracht wird), von jedem, der einen Prieſter damit gehen ſieht, oder das Glöckchen des vorangehenden Chorknaben hört, ohne Rückſicht auf die Beſchaffenheit der Straße mit demſelben Zeichen der Anbetung begrüßt. Reitende und Fahrende ſteigen ab, um ihm

dieſe Ehrfurcht zu beweiſen; jedes Geſchäft, jedes Geſpräch, jedes Spiel und Vergnügen wird ſo lange unterbrochen, bis das Viaticum vorübergetragen iſt. Die catholiſche Kirche hat der geweihten Hoſtie ein eignes Feſt gewidmet, welches unter dem Namen Frohnleichnamsfeſt allgemein bekannt und berühmt iſt. Der Urſprung dieſes Feſtes ſchreibt ſich von den Viſionen her, deren ſich zwei Nonnen zu Lüttich, Juliane und Iſabelle, im J. 1230 rühmten. Die erſte wollte dabei den Mond im vollen Glanze, jedoch mit einer Lücke an ſeiner Rundung geſehen und durch beſondre göttliche Belehrung erfahren haben, dieſer Mond bedeute die chriſtliche Kirche und die Lücke den Mangel eines einzigen Feſtes, nämlich der Anbetung des Leibes Chriſti in der Hoſtie, welches ſie zu feiern anfangen und der Welt ankündigen ſollte. Hierdurch kam der damalige Archidiaconus Jacob zu Lüttich, der ſpäter unter dem Namen Urban IV. Papſt wurde, auf die Idee der Einführung des Frohnleichnamsfeſtes, und ein Wunder, das Rafael Sanzio durch ein größeres, durch ſeine herrliche Meſſe von Bolſena (ein Fresco-Gemälde im Vatican von unübertrefflichem Colorit) verewigt hat, beſtärkte ihn darin. In ſeiner Gegenwart fielen einem Meßprieſter zu Bolſena, der noch nicht an die Verwandlung des Brotes in den Leib Chriſti glaubte, während der Conſecration Blutstropfen auf ſein Chorhemde und bildeten, da er ſie in den Falten deſſelben verbergen wollte, blutige Geſtalten einer Hoſtie. Das blutige Gewand wird noch jetzt zu Civita Vecchia als Reliquie vorgezeigt. Urban IV. erließ 1264, als in demſelben Jahre, da dies Wunder geſchehen war, eine Bulle, worin er das Frohnleichnamsfeſt für die ganze Chriſtenheit auf den Donnerstag in der vollen Woche nach Pfingſten anordnete und den ihm beiwohnenden Bußfertigen vierzig bis hundert Tage Ablaß verſprach. Erklärlich iſt nun der Eifer, mit dem dies Feſt ſeitdem als eines der größten und wichtigſten in der catholiſchen Kirche gefeiert wird. Weſentlich gehören dazu glänzende Prozeſſionen, die jede Nation nach ihrem Charakter mit beſonderm Gepränge ſchmückt. Chorknaben mit Fahnen und Geiſtliche mit brennenden Kerzen gehen über die Straßen dem vornehmſten Prieſter voran, der unter einem von vier weltlichen Standesperſonen geſtützten Baldachin in der koſtbarſten Monſtranz die Hoſtie trägt und ein zahlreiches Gefolge aus der Gemeinde beſchließt den Zug. In Spanien gehört es zum guten Ton, ſeine Kinder als Engel gekleidet mitziehen zu laſſen, die Brüderſchaften tragen ihre aus Holz geſchnitzten köſtlich geputzten Schutzheiligen vor dem Hochwürdigſten her, alles nimmt an dem feſtlichen Getümmel Theil, alles wird von der Pracht und Herrlichkeit der Anzüge, vom bunten Schimmer der Farben, von Weihrauchwolken und rauſchender Muſik wie von der Andacht begeiſtert; es iſt ein allgemeines Volksfeſt, wo es auch nicht an Stierhetzen, Spielen, Tänzen und Luſtbarkeiten jeder Art fehlen darf. In Sicilien erlaubt man ſich dabei alle Maskenfreiheiten, Scenen aus der bibliſchen Geſchichte werden im Zuge dargeſtellt, Menſchen aus allen Ständen ſtrömen ihm nach, alles überläßt ſich der ausſchweifendſten Freude. Einfacher und würdiger wird das Frohnleichnamsfeſt von den deutſchen Catholiken begangen und in proteſtantiſchen Ländern begnügen ſie ſich, in den Gängen ihrer Kirchen umherzuziehen und den Gottesdienſt durch beſondere Feierlichkeiten auszuzeichnen. E.

Froiſſard (Jean), ein berühmter franzöſiſcher Geſchichtſamm-

ler und Dichter. Seine franzöſiſch abgefaßte Geſchichte vom Jahre 1326—1400 (Croniques de France, d'Angleterre etc. Paris 1503 u. ff. 4 B. 5. Ausg. Paris 1547, 4 Bde. Fol), beſchreibt vornehmlich die Kriege der Franzoſen mit den Engländern. Er bewährt ſich als einen glaubwürdigen Geſchichtſammler und als einen Mann von großer Weltkenntniß und Klugheit. Sein Ausdruck iſt nachläſſig aber fließend. Er war geboren zu Valenciennes 1334, ward Prieſter, Canonicus und Schatzmeiſter bei der Collegialkirche zu Chimay, und ſtarb 1401.

Fronde nannte ſich die Partei, die ſich während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. dem Hofe und dem Cardinal Mazarini widerſetzte, welchen nach Ludwigs XIII. Tode (1643) die Regentin Mutter zum erſten Miniſter erklärte. Die Schatzungen, die man dem Volke auflegte, waren ungeheuer, und da ſich das Parlament weigerte, ſie zu regiſtriren, ſo wurden mehrere Male einzelne Glieder deſſelben verhaftet, welches nicht nur das Volk, ſondern auch die Prinzen vom Geblüte und viele Große wider Mazarini, der ſich unmäßig bereicherte, empörte. Allein der Ausgang dieſer Händel diente bloß dazu, die königliche Macht noch mehr zu befeſtigen, die Ludwig XIV., den man ſehr frühzeitig ſein Parlament verachten lehrte, im J. 1652 in die Hände bekam. Die Periode dieſer Unruhen wird die Zeit der Fronde genannt. Jene Partei ſelbſt hieß

Frondeurs (Schleuderer), weil ſie ihre Gegner, wie David den Goliath, zu Boden werfen wollte, und noch jetzt wird ein Tadler oder Krittler der Regierung Frondeur genannt.

Frondsberg (Georg), von Andern Frundsberg auch Freundsberg genannt, der tapfere und kluge Feldherr des Kaiſers Maximilians II., welcher auch das Kriegsweſen ſehr verbeſſerte. Er errichtete eine Truppengattung zu Fuß, welche von ihren Waffen, den Lanzen, Lanskenets (Lanzknechte) genannt, und in Regimenter getheilt wurde. Sie gaben den Schweizern nichts nach. Von ihm wird auch erzählt, daß er Luther bei ſeinem Hineingehen in die Verſammlung zu Worms auf die Schultern geklopft, und zu ihm geſagt habe: „Münchlein, Münchlein, du gehſt jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberſter auch in der allerernſtlichſten Schlachtordnung nicht gethan haben. Biſt du aber auf rechter Meinung, und deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort und ſey nur getroſt; Gott wird dich nicht verlaſſen."

Fronte, die Vorderſeite oder Geſichtsſeite, z. B. eines Gebäudes. In der Kriegsſprache iſt die Fronte die dem Feinde, oder der Stelle, wo man ſich den Feind denkt, entgegengekehrte Seite der in Schlachtordnung geſtellten Soldaten. Fronte auf etwas machen, heißt, gegen etwas gerichtet ſeyn. Frontiſpice, die Vorderſeite eines Gebäudes; insbeſondere der mittlere Vorſprung derſelben oder die Giebelſeite. Überhaupt dann die vordere in die Augen ſpringende Seite eines Gegenſtandes; desgl. auch das Titelblatt oder Titelkupfer.

Frontignan, eine kleine Stadt mit 1420 Einwohnern in Nieder-Languedoc am See Thau, woſelbſt guter Muſcatellerwein wächſt, der fehlerhaft Frontignac genannt wird. Die Paſſerilles oder Muſcatenroſinen kommen ebenfalls daher. Jetzt iſt dieſe Stadt der Hauptort eines Cantons im Departement des Herault, Bezirk Montpellier.

Frontinus (Sextus Julius), ein Römer von niedriger Herkunft, der ſich aber durch ſeine Verdienſte zu den höchſten Staatswürden emporſchwang, unter Domitian Prätor und vier Jahre darauf Conſul ward. Als ſolcher war er bis zum neunten Jahre des Vespaſian Feldherr in Britannien, und führte mit vielem Ruhme die römiſchen Waffen. Vom Nerva erhielt er die Aufſicht über die Waſſerleitungen, über welche er auch ſchrieb (ed. Adler 1792. 8.) und ſtarb unter Trajan im Jahre 106 nach Chriſtus als Augur, in welcher Würde ihm der jüngere Plinius folgte. Er war zugleich ein großer Rechtsgelehrter und ſtand bei ſeinen Zeitgenoſſen im höchſten Anſehn. Er verlangte in ſeinem Teſtament, daß ihm kein Grabmal nach ſeinem Tode errichtet werden ſolle, weil ſein Andenken, wenn er es verdiene, auch ohnedies fortleben werde. Von ſeinen zahlreichen Schriften im Fache der angewandten Mathematik ſind die meiſten verloren gegangen. Bekannt ſind ſeine vier Bücher de strategematibus (ed. Wiedemann 1792. 8.), wovon das vierte Buch von der Kriegsdiſciplin handelt.

Froſchmäusler, ſ. **Rollenhagen**.

Froſt nennen wir den Zuſtand unſerer Atmoſphäre, in welchem das Waſſer in Eis verwandelt wird. Der Grad der Temperatur, bei welchem dies geſchieht, iſt überall einerlei und alſo ein feſter Punkt, der den Namen Eis-, Froſt- oder Gefrierpunkt hat. Die erkältete Luft entzieht dabei dem Waſſer den Wärmeſtoff, auf welchem ſeine Flüſſigkeit beruht. Die Gewalt des Froſtes iſt unermeßlich. Die organiſchen Körper leiden durch ihn jedoch nicht in gleichem Maße, und viele ſind ſo organiſirt, daß ſie auch die ſtärkſten bekannten Grade deſſelben aushalten können. Den Gewächſen ſind heftige Fröſte bei gehöriger Trockenheit nicht ſo nachtheilig, als wenn ſie kurz auf Regen und Thauwetter folgen. Die Urſache davon iſt wahrſcheinlich, daß bei naſſer Witterung ſelbſt im Winter die zarten Gefäße und Canäle der Gewächſe mit Feuchtigkeiten angefüllt und dann bei heftigem Froſte durch die Ausdehnung des Eiſes geſprengt werden. Dadurch leidet denn der ganze innere Bau derſelben eine völlige Zerrüttung. Das Krachen ſelbſt der feſteſten Eichen bei heftiger Kälte hat gewiß keinen andern Grund. Auch den Menſchen und Thieren ſind ſtarke Fröſte gefährlich und tödtlich. Sie ſcheinen alle Reizbarkeit des thieriſchen Körpers zu zerſtören, und rauben demſelben alle innere Wärme. Der Menſch fühlt ſich von einer ſo unwiderſtehlichen Neigung zum Schlafen befallen, daß er einſchläft und in dieſem Schlafe ohne alle Empfindung erſtarrt. Bringt man einen ſo eben auf dieſe Art entſchlafenen Menſchen in ein warmes Zimmer, ſo erwacht er nie wieder; der plötzliche Übergang aus der Kälte in die Wärme tödtet ihn vielmehr gänzlich: ſcharrt man ihn hingegen in Schnee ein, ſo erholt er ſich oft wieder. Gleiche Bewandtniß hat es mit erfrornen Gliedmaßen der Menſchen und Thiere, welche nur durch ein langſames Aufthauen, beſonders im Schnee, gerettet werden können. Der Froſt wirkt auch auf gewiſſe Nahrungsmittel der Menſchen und Thiere ſehr nachtheilig. Alle wäſſerigen Früchte verlieren durch ihn ihren angenehmen Geſchmack und ihre Nahrhaftigkeit, und gehen nach dem Aufthauen bald in Fäulniß über. Selbſt Fleiſch, welches durch den Froſt vor der Fäulniß ziemlich bewahrt wird, löſ't ſich nach dem Aufthauen bald auf. Flüſſige Sachen, z. B. Biere, verlieren durch den Froſt den Wohlgeſchmack. Starke Winde vermindern allezeit

die Kälte der Luft einigermaßen; übrigens ſind nicht die Nord-, ſondern die Oſtwinde gemeiniglich die kälteſten.

Froſtableiter ſind Seile von Hanf oder Stroh, die über Blumenbeete gezogen oder an Bäume befeſtigt und mit dem andern Ende in ein Gefäß mit Waſſer geleitet werden, um hierdurch den Froſt von den Pflanzen und Bäumen abzuleiten und dadurch ſelbige vor dem Erfrieren zu ſchützen. Es iſt indeß ausgemacht, daß dieſe Vorkehrung unnütz iſt, da ſich der Froſt dadurch nicht leiten läßt.

Froſtig nennt man in Darſtellungen der Poeſie und Beredſamkeit alle jene Stellen, wo beim Ausdruck des Gefühls Mangel des Gefühls im Darſtellenden ſich äußert. Das Gemüth wird dadurch nicht bewegt, weil nichts zum Herzen geht, als was vom Herzen kommt. Horaz ſagt deßhalb ſehr richtig: Willſt du, daß ich weinen ſoll, ſo zeige mir deinen eignen Schmerz. Wenn Telephus und Peleus, die Helden zweier Trauerſpiele (ſo führt er zum Beiſpiel an), im tiefſten Elend, dürftig und verbannt aus ihrem Vaterland, des Hörers Herz mit ihren Klagen rühren wollen, da werfen ſie die hohen Stelzen und die ellenlangen Wörter weg. Horaz hätte auch noch hinzufügen können: ſie malen keine langen Gleichniſſe aus, haſchen nicht nach Witz, kurz ſie thun nichts, wozu eine ruhige Stimmung und längere Überlegung erfodert wird. Nicht aber bloß Stellen werden durch mangelnden Gefühlsausdruck froſtig, ſondern ganze Darſtellungen können es werden, wenn der Dichter oder Redner (denn den Philoſophen und Andere geht dies nichts an) ſtatt ſich an die Einbildungskraft, und durch ſie an das Gefühl zu wenden, nur zu dem kalt prüfenden Verſtande ſpricht, wodurch beſonders mehrere didaktiſche Gedichte ſo ſtarr geworden ſind, daß den Leſer, aus Mangel belebender Kraft, wohl bei ihnen frieren könnte. dd.

Frucht heißt in der Botanik der Theil eines Gewächſes, welcher ſich aus dem ſchon in der Blüthe ſichtbaren Fruchtkeim bildet, oder der vergrößerte und ausgewachſene Fruchtkeim. Den weſentlichen Theil jeder Frucht macht der Same aus, wodurch das Gewächs ſich fortpflanzt. Dieſer liegt entweder bloß, d. h. ohne Bedeckung, oder, was bei den mehrſten Gewächſen der Fall iſt, er iſt in einem Behältniß befindlich, welches das Samenbehältniß heißt. Die vorzüglichſten Arten dieſer Samenbehältniſſe ſind die Kapſel, die Schote, die Hülſe, der Fruchtbalg, die Steinfrucht, die Kernfrucht, die Beere und der Fruchtzapfen. Zum Theil liefern ſie den Menſchen eine ſehr wohlſchmeckende und geſunde Nahrung.

Fruchtbringende Geſellſchaft, oder Palmenorden, ward 1617 zu Weimar von Caſpar von Teutleben, Hofmeiſter des Prinzen Johann Ernſts des jüngern, zur Erhaltung und Wiederherſtellung der Reinheit unſerer Mutterſprache geſtiftet, welche damals noch ſehr rauh war, und durch Einmiſchung fremder Wörter und Redensarten überdies alle Originalität zu verlieren ſchien. Die Geſellſchaft ſtieg zu einem außerordentlichen Flor, und bekam ſelbſt Reichsfürſten und ſogar Carl Guſtav, König von Schweden, zu Mitgliedern. Die Einrichtung derſelben war großentheils nach den italiäniſchen Akademien geformt; man hatte z. B. um allen Rangſtreit zu vermeiden und bürgerliche Mitglieder den höhern gleich zu machen, jedem einen

Namen beilegt, deſſen er ſich in der Geſellſchaft bedienen mußte. Jedoch verfiel man hierbei in Lächerlichkeiten; und noch ſonderbarer ſind die Gemälde, Wahlſprüche und Namen von Gewächſen gewählt, die neue Mitglieder zum Symbol und Unterſcheidungszeichen erhielten. So hieß z. B. der zweite Director, Wilhelm, Herzog zu Weimar, der Schmackhafte; ſein Sinnbild war eine Birne mit einem Weſpenſtich, und der ſogenannte Wahlſpruch: erkannte Güte. Andere hießen der Saftige, der Nährende, der Bitterſüße, der Steife u. ſ. w. Bei Verbeſſerung der deutſchen Sprache verbannte ſie die ausländiſchen Wörter zu ſehr, und erfand ſtatt derſelben ſeltſame deutſche; auch nahm ſie in der Orthographie auffallende Änderungen vor. Überhaupt iſt zu bedauern, daß ſich nicht die ganze Geſellſchaft zur Herausgabe einiger Werke über die deutſche Sprache vereinigte, und daß zu wenig große Gelehrte an ihr Theil nahmen; denn in beiden Fällen hätte ihr Nutzen ungleich beträchtlicher ſeyn können als er war. Sie dauerte 63 Jahre, bis 1680, und hatte jedesmal einen regierenden Herrn zum Oberhaupt.

Fruchtſtück, ein Gemälde, auf welchem Garten- oder Baumfrüchte dargeſtellt ſind. Sie erhalten durch Anordnung, Farbengebung und Beleuchtung ihren vorzüglichſten Reiz, und ſind wegen der Einfachheit ihrer Form und der größern Dichtigkeit ihrer Farben weniger ſchwierig als die Blumenſtücke. Die vorzüglichſten Fruchtmaler waren de Heem, Mignon, Gillemans, Verbruggen, van Royen, van Hugſum, Rachel Ruyſch.

Fruchtwein. Er heißt auch Cider, Ciderwein, Obſtmoſt, Obſtwein, Äpfelwein, Birnwein, Johannisbeerenwein, Palmwein, Roſinenwein, Kirſchwein ꝛc., je nachdem die Früchte benamt ſind, woraus er bereitet wird. Er iſt ein aus ſüßen oder ſchleimicht ſüßen, viel ſchleimicht zuckerartige Beſtandtheile enthaltenden Früchten verſchiedener Gewächſe und ihren andern gleich zuckerartigen Theilen gewonnener Wein oder weinartiges Getränk, welches durch Gährung bereitet wird. Die Bedingungen der Gährung ſind a) ein gehöriger Grad der Wäßrigkeit, nach welchem ſie weder zu ſehr, noch zu wenig mit Waſſer verdünnt ſind; b) eine Wärme von 55 bis 70 Grad nach Fahrenheits Thermometer; und c) der Zugang der reſpirablen Luft. Der beſte Fruchtwein iſt der, welchen man aus dem ausgepreßten Safte der Weintrauben oder aus dem Moſte erhält, und daher auch immer ſchlechtweg Wein genannt wird. Da nun der Zuckerſtoff des Pflanzenreichs es nur allein iſt, welcher die Weingährung erleiden kann, ſo muß auch der Wein deſto geiſtreicher, angenehmer, beſſer und vollkommener ſeyn, je ſüßer der Moſt iſt. Den ſüßeſten Moſt gewinnt man unter den wärmeren und heißen Himmelsſtrichen in nicht ſehr regnigten Jahren auf mehr trocknem, ſteinigen, kalkigen und ſandigen Boden, worin die Trauben zeitig reif werden. Angenehmer und beſſer aber wird der Wein, je ſorgfältiger man das Auspreſſen der Trauben vornimmt und je weniger von den Kämmen, Schalen oder Häuten und Kernen mit ausgepreßt wird. Am vollkommenſten endlich erhält man den Wein, wenn der zuerſt gelinde gekelterte Moſt von dem nachher ausgepreßten Moſte abgeſondert wird, für ſich allein die Gährung macht und in beſondere Fäſſer aufgefüllt wird. Unter gleichen Bedingungen verändert ſich in mehrern heißen Ländern der zuckerſüße Saft verſchiedener Palm-

arten durch die Gährung zum Palmwein; und der ausgepreßte Saft des Zuckerrohres zum Vin de Canne. Aus Roſinen läßt ſich wegen des in ihnen befindlichen Zuckerſtoffes durch Einweichen mit der gehörigen Menge Waſſer oder Wein durch Gährung der Roſinenwein (Vinum passum der Alten) verfertigen; wenn z. B. auf 20 Pfund reingeleſene abgeſtielte Roſinen 8 Pfund Farinzucker, 50 Kannen Landwein genommen, nach 3 Tagen 40 Tropfen zerfloſſenes Weinſteinſalz und gleich darauf 30 Tropfen Vitriolöl dazu gemengt, die Maſſe in ein Faß gefüllt und gut zugeſpündet wird. Das Faß ſetzt man nach ſtarkem Hin- und Herſchütteln an einen gemäßigt warmen Ort, verſtattet daſelbſt dem Gemenge noch einige Zeit den gehörigen Zugang der Luft, ſetzt nach 4 Wochen abermals 4 Pfund und nach 6 Wochen wiederum 4 Pfund Farinzucker zu und läßt dieſe Maſſe 8 — 10 Wochen die Weingährung machen. Dann wird dieſer Wein von den Hefen abgefüllt, mit Hauſenblaſe geſchönt und in Flaſchen oder einem andern Faſſe aufbewahrt. Zum Äpfelweine und Birnweine oder dem eigentlich ſogenannten Cider (Vinum pomaceum) nimmt man vollkommen reifes, reines, nicht durch Fäulung angegriffenes Herbſt- oder Winterobſt, befreit daſſelbe von Schalen und Kernen, zerſtampft oder mahlt es auf der Weinmühle, preßt den Saft aus und läßt denſelben wie den Traubenſaft gähren. Stärker wird der Wein daraus, wenn man den ausgepreßten Saft erſt durchs Gefrieren vom überflüſſigen Waſſer befreiet, aber auch noch Zucker zuſetzt. Schwächern und ſchlechtern Cider aber erhält man, ſobald, anſtatt den Saft aus dem Obſte anzuwenden, daſſelbe bloß zerquetſcht und mit Waſſer übergoſſen, oder auch mit Waſſer zum dünnen Brei gekocht, und dann mit Waſſer mittelſt eines hinzugeſetzten Gährungsmittels, z. B. Hefen, abgegohren wird. Übrigens iſt noch zu bemerken, daß jede Sorte Obſt für ſich allein bleiben muß. Auf ähnliche Weiſe läßt ſich aus den Möhren, Pflaumen, Kirſchen, Schlehen, Quitten, Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren ein weinartiges Getränk bereiten. Der eigentliche Cider oder Fruchtwein wird in Deutſchland nur wenig, in England und Frankreich aber häufig gemacht, und man behauptet, daß die Einwohner der Normandie die Erfinder des Ciders geweſen ſind, weil ſie wegen ihres kalten Himmelsſtriches wenig oder gar keinen Weinbau treiben können. Mäßig genoſſen, iſt der Cider der Geſundheit keineswegs nachtheilig, im Übermaß genoſſen aber um ſo mehr, da er ſehr berauſcht. X.

Frühling, bekanntlich die anmuthige Jahreszeit, welche den Übergang aus dem Winter zum Sommer bildet. Er fängt von dem Tage an, an welchem die Sonne beim Aufſteigen in den Äquator tritt und endigt mit dem Tage, an welchem ſie zu Mittage ihren höchſten Stand im Jahre erlangt. Bei uns beſtimmt der Eintritt der Sonne in den Widder den Anfang und ihr Eintritt in den Krebs das Ende des Frühlings. Jener geſchieht um den 22. März, dieſer um den 21. Juni. Auf der ſüdlichen Halbkugel fängt der aſtronomiſche Frühling um den 23. Sept. an und endet um den 21. December; fällt alſo in die Zeit, wo wir Herbſt haben. Unter dem Äquator, und überhaupt in der heißen Zone laſſen ſich die Jahreszeiten nicht ſo abtheilen, wie in den gemäßigten. Man unterſcheidet daſelbſt die trockene und naſſe Zeit. Auch bei uns bezieht ſich im gemeinen Leben die Benennung der vier Jahreszeiten mehr auf Temperatur und Witterung als auf den

Stand der Sonne, und wir haben faſt allemal Urſach, den Anfang des aſtronomiſchen Frühlings von dem Anfange der Frühlings-, d. i. angenehmen und milden Witterung zu unterſcheiden, da letztere in der Regel ſpäter eintritt.

Frühlingsnachtgleiche (aequinoctium vernale), heißt jene Zeit, zu welcher die Sonne in ihrem Aufſteigen den Äquator erreicht, an allen Orten der Erde Tag und Nacht völlig gleich macht und bei uns den Anfang des Frühlings beſtimmt. Die Sonne ſteht um dieſe Zeit in einem Punkte des Äquators ſelbſt, beſchreibt ihn als ihren Tagkreis und iſt daher, weil ihn jeder Horizont zu gleichen Theilen ſchneidet, überall auf der Erde zwölf Stunden ſichtbar und zwölf Stunden unſichtbar. Der Punkt, in welchem ſich Äquator und Ekliptik ſchneiden, und in welchen die Sonne bei ihrem ſcheinbaren jährlichen Umlauf um den 21. März oder beim Anfange des Frühlings tritt, indem ſie aus der ſüdlichen Halbkugel in die nördliche aufſteigt, heißt der Frühlingspunkt. Ehemals ſtand an dieſer Stelle das Sternbild des Widders. Daher man den nächſten 30 Graden der Ekliptik von dieſem Punkte an, gegen Morgen hin, den Namen des Widders beilegte. Hieraus erklärt ſich die Benennung Widderpunkt, erſter Punkt des Widders, für den Frühlingspunkt, welcher beibehalten worden, obgleich der Punkt ſelbſt ſchon längſt die Sterne des Widders verlaſſen hat und jetzt unter den Sternen der Fiſche ſteht.

Fuge, ein mehrſtimmiges Tonſtück, in welchem ein melodiſcher Satz herrſchend iſt, welcher abwechſelnd von einer Stimme nach der andern auf mancherlei Art (z. B. durch Umkehrung) und in verſchiedenen Intervallen wiederholt wird. Die Anzahl der Stimmen (die aber nicht nach verdoppelter Beſetzung oder nach den begleitenden Inſtrumenten beurtheilt werden darf) iſt willkürlich, und hiernach heißt eine Fuge zwei- drei- vier- oder mehrſtimmige Fuge. Bei der Fuge kommen hauptſächlich in Betracht 1. der Hauptſatz oder das Thema, Subject, auch der Führer, dux genannt; 2. der Gefährte, comes, die Antwort, d. h. die ähnliche Wiederholung des Thema's in einer andern Stimme, und auf Stufen der Tonleiter; 3. die Gegenharmonie, das Contraſubject, eine Melodie, die ſich jederzeit, wenn dieſe oder jene Stimme den Hauptſatz vorträgt, in einer andern Stimme hören läßt; 4. der Wiederſchlag, repercussio, die Ordnung, in welcher Führer und Gefährte ſich in den verſchiedenen Stimmen hören laſſen; 5. die Zwiſchenharmonie, kurze Sätze während der Hauptſatz ſchweigt. Kommt in einer Fuge nur ein einziger Hauptſatz vor, ſo heißt ſie eine einfache Fuge, gibt es aber in ihr mehrere, ſo heißt ſie Doppelfuge, drei-, vierfache Fuge. Streng iſt die Fuge, oder obligat (fuga ricercata) in welcher nur ein Hauptſatz in allen möglichen Geſtalten, nebſt ſeinem Contraſubject vorkommt. Eine Fuge aber, in welche Zwiſchenſätze verwebt ſind, deren Notenfolge nicht aus dem Thema entlehnt iſt, heißt eine freie Fuge (fuga libera), z. B. die Ouverture von Mozarts Zauberflöte. Der Fuge liegen die Regeln des Canons und doppelten Contrapunkts zum Grunde. Eine anziehende Melodie, Schwung im Thema, Anordnung der Harmonie zu demſelben auf eine Art, daß es bei allen möglichen Nachahmungen, Veränderungen, Umkehrungen und canoniſchen Behandlungen immer ſangbar bleibe, Wahl des Gegenſatzes, ſo daß dieſer auf der einen Seite nicht ganz trockene

Behandlung ſey, auf der andern aber auch dem Thema nicht vorgreife, gehöriger Eintritt der Stimmen, gehöriges Verhältniß derſelben bei ihren Verwechſelungen gegen das Thema, eine Begleitung, bei der immer die Hauptſtimme gehörig hervorſteche, dieſe und andere nur durch Geſchmack und Übung zu erlangenden Eigenſchaften müſſen, außer den allgemeinen Erfoderniſſen der Harmonie, eine Fuge beleben, wenn ſie nicht ein künſtliches muſikaliſches Rechenexempel, ſondern ein äſthetiſches Product ſeyn ſoll. Rouſſeau's Ausſpruch: „Eine ſchöne Fuge iſt das undankbare Meiſterſtück eines guten Harmoniſten," gilt übrigens nur dem oberflächlichen Kunſtdilettanten, nicht dem geiſt- und gemüthvollen Kenner. Über das Techniſche der Fuge belehrt Marpurgs Werk (über die Fuge).

Füger (Friedrich Heinrich), geboren zu Heilbronn 1751, eines Predigers Sohn. Bereits in der Schule trieb ihn ſeine Neigung an, alles nachzuzeichnen, und ſchon in ſeinem elften Jahre malte er, ohne Anleitung gehabt zu haben, kleine Bildniſſe in Miniatur. Allein der Anblick von Audrans Schlachten Alexanders nach le Brun, das Leben großer Künſtler, und ſein Hang zur hiſtoriſchen Lectüre beſtimmten ihn zur Geſchichtsmalerei. Ein angeſehener Verwandter in Stuttgart brachte ihn in die dortige Schule von Guibal, wo er, aller Aufmunterung ſeines vortrefflichen Meiſters ungeachtet, bald allen Muth verloren hätte, in der Kunſt etwas Großes zu leiſten. Wirklich ging er nach Halle, um dort die Rechte zu ſtudiren, wo Klotz ihn aufs neue anfeuerte, ſeinem erſten Lebensplane nicht ungetreu zu werden. Hernach ſetzte er ſeine Zeichenſtunden ein Paar Jahre zu Dresden fort, und begab ſich alsdann 1774 nach Wien, wo die Bekanntſchaft mit dem würdigen Hofrathe von Birkenſtock ihm den Vortheil verſchaffte, daß er von der Kaiſerin Maria Thereſia als Penſionär nach Rom geſchickt wurde. Nach einem ſiebenjährigen unabläßigen Studium daſelbſt (1775—1781) ging er 1782 nach Neapel, wo der dortige kaiſerliche Geſandte, Graf von Lamberg, ihn zwei Jahre lang in ſein Haus nahm, während welcher Zeit er Anlaß hatte, ſowohl durch drei große Frescogemälde in dem deutſchen Bibliotheksaal der Königin zu Caſerta (ohne vorher in dieſem Kunſtzweige einige Übung erlangt zu haben) als durch ein glücklich gelungenes Bildniß dieſer Monarchin ſeine vorzüglichen Talente zuerſt öffentlich an den Tag zu legen. Im J. 1783 erhielt er eine Einladung, in ruſſiſch-kaiſerliche Dienſte zu treten, zog aber aus Dankbarkeit eine andere faſt gleichzeitige des wiener Hofes vor, wohin er als Vicedirector der dortigen Maler- und Bildhauerſchule 1784 berufen wurde. Anfänglich mußte er ſich daſelbſt, vielleicht wider ſeinen Willen, faſt einzig mit Miniaturbildniſſen beſchäftigen, die er aber ebenfalls in einer kühnen, eines Hiſtorienmalers würdigen Manier behandelte. Allein in der Zwiſchenzeit bildete er ſich nicht minder in der Ölmalerei mit dem beſten Erfolge aus, wovon z. B. ſein vortreffliches Bildniß Joſephs II. und ſein Tod des Germanicus in dem Verſammlungsſaale der wiener Akademie zeugen. Im J. 1788 ging er nach ſeinem Geburtsort, um nach ſechzehnjähriger Abweſenheit ſeinen Vater zu beſuchen; hierauf für einige Monate nach Mainz, wo er von dem Churfürſten vorzügliche Ehre genoß, und dann wieder nach Wien zurück. Jetzt folgte von ſeiner unermüdeten Hand ein geiſtvolles Bildniß merkwürdiger Perſonen oder hiſtoriſches Bild dem andern.

Von jenen führen wir hier beſonders vier in Lebensgröße an: ſeinen Joſeph II. als Bundesgenoß von Catharina II., ſeine Erzherzogin Eliſabeth, die für ihren Gemahl (den jetzigen Kaiſer) während der Belagerung von Belgrad einen Lorbeerkranz windet; das geharniſchte Bildniß Laudons, als Bezwingers von Belgrad, und das der Frau de Witt in neugriechiſchem Coſtum. Von hiſtoriſchen, den Prometheus, der das himmliſche Feuer entwendet, für den Grafen von Zinzendorf im Schloſſe zu Ernſtbrunn; Philipp und Eraſiſtratus in der Gallerie des Grafen von Fugger; Orpheus, der von Pluto die Rückgabe der Euridice erbittet; und Dido auf dem Scheiterhaufen, letzteres für das fürſtlich-kaunitziſche Cabinet; die erſten Ältern bei Abels Leiche, für ſeinen Freund, den Herrn von Raith; das Urtheil des Junius Brutus über ſeine Söhne, und als Seitenſtück den Tod der Römerin Virginia, beide in der Kunſtſammlung des Grafen von Fries; Semiramis, welche an ihrem Putztiſche die Empörung der Babylonier wider ſie erfährt, und endlich Sokrates vor ſeinen Richtern. Von ſeinen Miniaturbildniſſen, welche ſich durch ihre charakteriſtiſche Ähnlichkeit, durch das Graziöſe ihrer Wendungen und durch wahre und kräftige Färbung vor allen andern Arbeiten dieſes Kunſtzweigs auszeichnen, erwähnen wir hier nur das vom Kaiſer Joſeph II. (des einzigen wahrhaft ähnlichen dieſes Monarchen, von John geſtochen) und ein anderes der Gräfin Rzewuska, in ihrem Cabinette von ihren Kindern umgeben. Nicht minder merkwürdig ſind 20 Handzeichnungen, welche dieſer Künſtler während einer lange angehaltenen Unpäßlichkeit, nach Klopſtocks Meſſias, auf blaues Papier, mit Kreide und Tuſch, weiß aufgehöht, verfertigt hat. Einige derſelben ſind zu der neuen leipziger Prachtausgabe dieſes Gedichts, ebenfalls von John, in punktirter Manier (ſo gut es dieſelbe und das kleine Format zuläßt) geſtochen worden. Neben dieſem haben vorzüglich folgende wiener Künſtler nach ihm gearbeitet: Bartſch, Beckenkam, Griger, Jakobe, Kininger, Pfeiffer, Rhein und Wrenk. Von Füger ſelbſt geätzt ſind ſeine erwähnte Semiramis, eine Vergötterung des Hercules und eine Allegorie auf die Malerei. Eine ſeiner neueſten und ſchönſten Arbeiten iſt der im Jahre 1804 für die kaiſerliche Hofcapelle gemalte Johannes in der Wüſte, welches Blatt mit 1000 Ducaten bezahlt wurde.

Fugger, das Geſchlecht. Wie einſt Deutſchland groß und herrlich war, jetzt aber nichts übrig iſt, als das Andenken an all' jene Majeſtät und Kraft, ſo war auch eines ſeiner edelſten Geſchlechter in ihm einſt groß und erhaben, und iſt jetzt, gleich dem alten Reiche, nur in einzelnen funkelnden Trümmern noch ſichtbar, doch ehrwürdig ob der herzerhebenden Geſchichten des Geſchlechtes. Anna Meisner aus Kirchheim gebar ihrem Manne, dem ehrlichen Weber Johannes Fugger im Dorfe Graben an der vormals ſogenannten Straße im Lechfelde, unweit Augsburg, zwei Söhne, Johannes und Ulrich, von welchem letztern man weiter keine Kunde hat. Wohl mochte es dem muntern Johannes nicht ahnen, welch einen Schritt zum Glanze des Familiennamens er thue, als er, ſelbſt in der Weberkunſt ein Meiſter, das ſtille Dorf mit der ſchönen Stadt Augsburg vertauſchte; er verkaufte ſeinen Erbantheil an den väterlichen wenigen Grundſtücken und erheirathete ſich das Bürgerrecht mit Klara Widolph. Dies geſchah im Jahre 1370. Gar ſtattlich und wohl angeſehen war zu Augsburg die

Zunft der Weber, die ſich rühmte, Kaiſers Otto Sieg über die Ungarn im Lechfelde am 10. Auguſt 955 ſchon mit errungen zu haben, und ein Mitglied dieſer Zunft zu ſeyn, ſchmeichelte wohl ſehr dem eiteln Johannes Fugger, deſſen Höheſinn noch mehr ſich beurkundete, als ſein liebes Weib, Klara, verſtorben war. Da ehelichte er Eliſabeth Gfattermann, eines Rathsherrn Tochter (1382). Zwei Söhne und vier Töchter entſproſſen dieſer Ehe. Des Rathsherrn Schwiegerſohn ward in der Zunft einer der Zwölfer, die mit im Rathe ſaßen, und gar wichtig wurde Johannes, da er Freiſchöffe der weſtphäliſchen Vehme (auf der rothen Erde) ward. Dreitauſend Gulden, ein großes Capital für jene Zeit, hatte er ſich erworben, als er 1409 ſtarb. Sein älteſter Sohn, Andreas, wucherte mit ſeinem Antheile ſo, daß er bald vorzugsweiſe der reiche Fugger hieß. Barbara, aus dem alten Geſchlechte der Stammler vom Aſte, ward ſein Gemahl, und mit ihr ſtiftete er die adelige Linie der Fugger vom Reh, genannt ſo von dem Wappen, das Kaiſer Friedrich III. den Söhnen gab, die aber 1583 ganz ausſtarb. Glücklicher war in ſeiner Nachkommenſchaft Johannes zweiter Sohn, Jacob, der zuerſt unter den Fuggern in Augsburg ein Haus beſaß. Drei Söhne Jacobs unter elf Kindern, Ulrich, Georg und Jacob, verheiratheten ſich an die edelſten Geſchlechter, und wurden vom Kaiſer Maximilian förmlich in den Adelſtand erhoben, nachdem ſie von Friedrich III. den Wappenbrief der zwei Lilien und Büffelshörner (1473) ſchon erhalten hatten, denn die Fugger dienten mit Rath und That, durch die Mittel, die ihr großer Reichthum ihnen gab, dem Hauſe Öſterreich mehr wie ein anderes Geſchlecht. Wenn Maximilians kaiſerliche Schatzkammer leer war, und er Gold und Goldeswerth bedurfte für ſeine Plane, da ſtand ihm der Fugger ſtets reich gefüllter Seckel zu Gebote. Für 70,000 Goldgulden verpfändete er ihnen die Grafſchaft Kirchberg und Herrſchaft Weißenhorn auf zehn Jahre, und nur acht Wochen waren den Fuggern nöthig, um die 170,000 Ducaten Subſidien zu zahlen, womit Papſt Julius II., im Vereine mit den Königen von Spanien und Frankreich (Ferdinand und Ludwig) den Kaiſer Max zum Kriege mit Venedig (1509) unterſtützten. Um die Tiara zu erlangen, nach welcher Max ſtrebte, negociirte er bei den Fuggern 300,000 Ducaten, und wollte ihnen dafür ſeine beſten vier Truhen ſammt Kleinodien und das erzherzogliche Lehnsgewand verſetzen. Jacobs Söhne begründeten des Geſchlechtes Ruhm jeder nach ſeiner Weiſe, doch handelten ſie gemeinſam in Fällen, wie wir eben gedachten. Ulrich widmete allein ſich dem Handel, den er mit Öſterreich eröffnete. Bei der Zuſammenkunft Kaiſers Friedrich III. mit Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, zu Trier (1473) übernahm Ulrich die Lieferungen für den kaiſerlichen Hof; ſeine Schreibſtube hieß die goldene, und war weit und breit berühmt. Kein Handelsgegenſtand fehlte, den nicht Ulrich mit ſeinem Dichten und Trachten umfaßte, ſelbſt Albrecht Dürers Kunſtwerke wanderten durch ſeine Hand nach Italien. Jacob war ein Bergmann geworden; er pachtete die goldenen Erzadern zu Schwaz in Tyrol; durch dieſe koſtbaren Halden und Gruben gewann er und ſein Haus unzählbaren Reichthum, von dem die Erzherzoge von Öſterreich 150,000 Gulden als Darlehn erhielten und das prächtige Schloß Fuggerau in Tyrol entſtand. Zu Hall in Tyrol ſtarb Jacob (1503); Kaiſer Max begleitete in Perſon ihn zu ſeiner ewigen Ruhe; unter dem

Schwibbogen vor der Pfarrkirche zu Hall war dieſes ſonſt in einer Grabſchrift zu leſen; doch der Sturm, der 1809 Hall und Schwaz verwüſtete, hat auch dies Monument zerſtört. Die Fugger ſetzten dieſen Bergbau und die Gruben in Ungarn, Krain und Kärnten fort, und immer höher wuchs der Haufen ihres Goldes. Dabei gedieh ihr Handel immer mehr; nach allen Gegenden und Landen gingen ihre Waaren, und faſt jede Straße, jedes beſchiffte Meer trug fuggerſche Laſtwagen und Schiffe. Den höchſten Glanz errang das Geſchlecht unter dem ſtolzeſten der deutſchen Kaiſer, dem fünften Carl. Ulrich Fuggers Söhne waren ohne Erben geſtorben. Jacob hatte gar keine Kinder hinterlaſſen, und ſo beruhte der Stamm und Glanz auf Georg, der mit der edeln Regina Imhof zwei Söhne, Raimund und Anton, zeugte. Unter dieſen hielt Kaiſer Carl den denkwürdigen Reichstag zu Augsburg, und lag Jahr und Tag lang in Antons kupferbedecktem Hauſe am Weinmarkte. Anton hatte freien Zutritt zu dem ſtolzen Spanier, denn die Fugger kamen dem kaiſerlichen Seckel oft zu guter Hülfe und auf ihre Goldruthen rechnete der Kaiſer wohl noch viel, wie ihm denn auch in der Folge zu ſeinem Seezuge nach Tunis (1573) noch geſchah. Da erhob der Kaiſer ſeinen Hauswirth und Raimund, deſſen Bruder, in den Grafen- und Pannerſtand (am 14. Nov. 1530), gab das noch verpfändete Kirchberg und Weißenhorn ihnen erb- und eigenthümlich, nahm ſie auf der ſchwäbiſchen Grafenbank unter die Reichsſtände auf und begabte ſie mit einem Siegelbriefe, der ihnen wirklich fürſtliche Gerechtſame verlieh. „Noch niemalen habe ich dergleichen verliehen, und bin auch nicht geſonnen, jemalen dergleichen wieder zu thun!" ſprach Carl — aber noch waren ſeit jenen Worten nicht fünf Jahre verfloſſen, als er ihnen das Vorrecht gab, goldene und ſilberne Münzen zu ſchlagen, das von ihnen fünf Mal ausgeübt worden *). Auch ſaßen Anton und 12 ſeiner Nachkommen in dem geheimen Rath, der an die Stelle des zünftiſchen Regiments der Reichsſtadt trat. Dieſer Anton hinterließ 6 Millionen Goldkronen baar, Koſtbarkeiten, Juwelen und Güter in allen Theilen Europa's und beider Indien, und von ihm ſoll Kaiſer Carl, als er den königlichen Schatz zu Paris gemuſtert, geſagt haben: „zu Augsburg iſt ein Leinweber, der kann das alles mit eigenem Golde bezahlen." Doch Kaiſer Ferdinand II. erhöhte noch der Fugger hohen Glanz, indem er bei der Beſtätigung des carl'ſchen Gnadenbriefes den Grafen Hanns und Hieronymus Fugger die ſogenannte große Comitiv mit allen Rechten für die beiden Älteſten der Familie ertheilte, dadurch ſie berechtigt wurden, Bergwerke in ihren Herrſchaften anzulegen, Freiungen, Jahr- und Wochenmärkte aufzurichten, Lehn und Afterlehn zu reichen, Unterthanen zu beerben, oder deren eingezogene Güter zu nehmen, zu jagen, zu fiſchen, Mühlen und Schenkſtätte anzulegen, und Ungeld, Aufgeld, Ein- und Abzug zu fodern. So nahmen die Fugger zu an Geld und Ehre, doch auch des Himmels Segen ruhte auf ihnen ſichtbarlich in ihrer Nachkommenſchaft. „In fünf Hauptäſten (ſagt der Spiegel der Ehren) zweigte der edle Stamm ſo um ſich, daß er im Jahre 1619 bei ſieben und vierzig Grafen und Gräfinnen, und jungen und alten Nachkommen beiderlei Geſchlechts, ſo viel, als das

*) in den Jahren 1621, 22, 23, 24 und 1694.

Jahr Tage zählte." Auch als Grafen handelten ſie fort, und erwarben ſo viel, daß ſie binnen 94 Jahren an liegenden Gütern für 941,000 Fl. zuſammengekauft, und im J. 1762 noch zwei ganze Grafſchaften, ſechs Herrſchaften und 57 andere Ortſchaften beſaßen, ohne die Häuſer und Grundſtücke in und um Augsburg. Die erſten vornehmſten Stellen im Reiche waren mit Fuggers beſetzt, und mehrere reichsfürſtliche Häuſer rühmten ſich der Verwandtſchaft mit dem fuggerſchen Geſchlecht. Bei ihnen fanden ſich Sammlungen aller damaligen Kunſtſchätze und ſeltener Schriften; Maler und Muſiker wurden von ihnen beſonders unterhalten; denn Kunſt und Wiſſenſchaft fanden goldene Pfeiler in den Fuggern. Ihre Wohnungen und Gärten waren Meiſterſtücke der Architektur und des damaligen Geſchmacks, und ſo konnten ſie wohl einzig mit Anſtand des Kaiſers Majeſtät bei ſich beherbergen, und weniger mährchenhaft klingt es, wenn man erzählt, daß, als der fünfte Carl nach ſeinem Tuneſenzuge bei Graf Anton eingekehrt, dieſer im Kamine ein Feuer von Zimmtholz angezündet und zu Ehren des Beſuchs die ſchwere Schuldverſchreibung des gekrönten Gaſtes auf den Holzſtoß geworfen habe. — Jetzt kann und mag es keiner dem Anton gleich thun! — Doch wenn wir der Fugger Induſtrie, Klugheit, Ehre und Einfluß rühmen, dürfen wir nicht der Milde vergeſſen, der Fürſorge für Bedürftige, des Eifers, der ſie beſeelte, mit Worten und Thaten Gutes zu thun und jeglichem beizuſpringen in Stunden der Noth und Verlegenheit. „An den edeln Fuggern," ſagt der Spiegel der Ehren, „ward erfüllet des Heilands Zuſage: „„gebet, ſo wird euch gegeben."" Ulrich, Georg und Jacob, des wohlthätigen Jacobs Söhne, kauften in der jacober Vorſtadt von Augsburg Häuſer, ließen ſie niederreißen und bauten 106 kleinere, die ſie armen Bürgern gegen geringen Zins überließen; ſo entſtand die Fuggerei, die unter dieſem Namen, mit eigenen Mauern und Thoren verſehen, jetzt noch beſteht; Jacob ſtiftete auch noch beſonders das ſogenannte Holzhaus für 32 an den damals ſehr wüthenden Blattern leidende Fremde; Hieronymus Fugger vermachte den Armen 2000 Fl. und ein Legat zu einem Hospital für 500 fuggerſche Unterthanen zu Waltenhauſen; Anton ſtiftete eine Schule, ein Stipendium für Studirende, ein Legat zur jährlichen Ausſteuer drei junger Mädchen, das Schneidhaus auf dem Roßmarkte; ſeine Söhne errichteten das Holzhaus am Gänſebühel für veneriſche Kranke. Als treue Söhne der ſogenannten alleinſeligmachenden Kirche waren ſie beſonders befliſſen, auf dem Altar des Herrn große Opfer niederzulegen, und als die Reformation die Grundfeſten ihrer Kirche erſchütterte, da wirkten die Fugger mit allen ihren Kräften für die Sache ihres Glaubens. Sie waren es, die zuerſt die Jeſuiten nach Augsburg riefen, und mit Gebäuden für Collegium, Kirche und Schule und reichlichem Gelde beſchenkten, wie denn auch viele andere geiſtliche Orden und Brüderſchaften von ihnen mit Gut und Geld unterſtützt wurden. Und ein frommer Glaube, ein heiliges Vertrauen ſah in dem Reichthum und der Macht des Geſchlechtes nur des Himmels ſichtbaren irdiſchen Segen für ſo viel Milde, Biederkeit und Güte. Nach den genannten Brüdern, Raimund und Anton, hat ſich das Geſchlecht in zwei Stämme getheilt, in die raimundiſche und Antonius-Linie. Jede hat nachmals ſich wieder in mehrere Äſte getheilt, aber alle ſchreiben ſich: Grafen Fugger von Kirchberg und Weißenhorn. Die raimundiſche Hauptlinie hat ſich mit Raimunds

zwei Söhnen wieder in zwei Äſte zerſpalten: Johann Jacob der Ältere ſtiftete die *pfirtiſche*, und Georg die *kirchberg-weißenhorniſche* Linie. Die *erſtere* (pfirtiſche) zählt noch den franz-bennoiſchen Aſt zu Göttersdorf; zwei andere (der Conſtantin- und Johann Friedrichs-Aſt) ſind erloſchen. Die kirchberg-weißenhorniſche oder Georgs-Linie blüht noch in ſchönen Zweigen. Die *Antonius-Linie* hatte drei Nebenlinien, die *marx-*, *hanns-* und *jacobſche*. Die erſtere iſt ſeit 1676 im Mannsſtamme erloſchen; von der hanns-fuggerſchen Linie gibt es noch fünf Äſte, nämlich den von Hanns Fugger Glött, Hanns Fugger Stettenfels oder Dietenheim-Brandenburg, Hanns Fugger Mickhauſen, Hanns Fugger Kirchheim und Hanns Fugger Nordendorf. Die letzte, die jacob-fuggerſche Linie, blüht jetzt noch in der babenhauſiſchen Branche, nachdem die erſte, die wöllenburgiſche, erloſchen iſt, und durch allmäliches Abſterben der Descendenten ihre ſämmtlichen Beſitzungen an jene Branche gekommen ſind. *Graf Anſelm Maria Fugger* wurde vom römiſch-deutſchen Kaiſer Franz II. am 1. Auguſt 1803 nebſt ſeiner männlichen Descendenz nach dem Rechte der Erſtgeburt in den Reichsfürſtenſtand erhoben, und die Reichsherrſchaften Babenhauſen, Boos und Rettershauſen, unter der Hauptbenennung *Babenhauſen*, zu einem Reichsfürſtenthum erhoben. Doch durch die Errichtung des Rheinbundes (1806) kam ſowohl dieſes Fürſtenthum, ſo wie auch die mehreſten andern fuggerſchen Beſitzungen, unter die Souverainetät des Königs von Bayern. Babenhauſen iſt die Reſidenz des der catholiſchen Religion zugethanen Fürſten Anſelm Maria, der von ſieben Kindern noch ſechs beſitzt, unter ihnen den Erbfolger *Anton Anſelm*. Die Fürſtin, *Maria Antonie*, iſt die Tochter des Fürſten Eberhard von Waldburg zu Wurzach. Die Beſitzungen betragen 12 Quadratmeilen und zählen 36,000 Einwohner. Längſt iſt die Aſche der alten Fugger verweht, doch unvergänglich iſt der Ahnherren Ruhm, gegründet durch Thatkraft und Weisheit. I.

Fühlhörner oder **Fühlſpitzen** nennt man die an dem Kopfe der Inſecten, z. B. der Schmetterlinge, befindlichen gelenkigen Werkzeuge, welche bald faden, bald federartig ſind, und von Manchen für Werkzeuge des Gefühls gehalten werden.

Fühl- oder **Sinnpflanze** (mimosa pudica), faltet ihre Blätter zuſammen, wenn ſie berührt wird, allein ohne Berührung faltet ſie dieſelben den Tag über nicht. Hieher gehört auch die *Fliegenklappe* (ſ. d. Art. Dionäa), bei welcher ſich eine ähnliche Erſcheinung zeigt.

Fulda, im oberrheiniſchen Kreiſe, war vormals eine reiche Benedictinerabtei, ſeit 1752 aber ein exemtes Hochſtift. Im J. 1802 wurde es zu einem weltlichen Fürſtenthume erhoben, und dem Prinzen von Oranien als Entſchädigung zugetheilt; allein nach der Schlacht von Jena ließ es Napoleon mit der Erklärung in Beſitz nehmen, daß es nie wieder an den Prinzen von Oranien kommen ſollte, und ſchlug es im J. 1810 zum Großherzogthum Frankfurt. Das Schickſal dieſes Landes iſt jetzt (1814 Nov.) unentſchieden. — Dies Land hatte 43 Quadratmeilen Flächeninhalt und nach der Zählung von 1796 etwa 90,000 Einwohner. Es iſt größtentheils bergig und hat große Waldungen, baut aber in den fruchtbaren Thälern hinlängliches Getraide für ſeine Bewohner; außerdem ſehr viel Flachs, welcher als Garn und Leinwand verarbeitet, nebſt dem

Holz das Hauptproduct der Ausfuhr iſt; einige Gegenden haben auch guten Weinbau, und die Viehzucht wird ebenfalls ein Gegenſtand des Handels, ſo wie die Verſendung des brückenauer Mineralwaſſers. Salz iſt nothdürftig vorhanden. Die Stadt Fulda liegt an dem Fluſſe gleiches Namens, hat ſchöne öffentliche Gebäude und im Jahre 1796 in 653 Häuſern 5132 Einwohner, wozu noch die Vorſtädte Altenhof und Hinterburg mit 1409 Einwohnern kommen, und das Militär. Außer dem Feldbau iſt der Garnhandel ein Nahrungszweig für die Stadt. In der Nähe liegt die Faſanerie, ein ſchönes Luſtſchloß.

Fundamentalbaß (von Fundament Grund, Grundlage) der Grundbaß in der muſikaliſchen Begleitung, welcher gefunden wird, wenn man eine Harmonie auf ihren Stammaccord zurückführt, welchen der Generalbaß lehrt. S. Grundbaß.

Fundirte Schuld, Funds oder Stocks, heißen diejenigen engliſchen Staatsſchulden, für deren Zinſenbezahlung feſtgeſetzte Taxen angewieſen ſind. Sie erhalten ihren Namen nach den ausgemachten Procenten oder nach andern Umſtänden. Das Steigen und Fallen dieſer Papiere iſt der Gegenſtand eines ſehr ausgebreiteten Wucherhandels. Außerdem gibt es nicht fundirte oder Interimsſicherheiten, nämlich Navy, Victualling und Transportbills, Ordnance debentures und Exchequerbills. Dieſe werden, wenn ihr Betrag zur Reiſe gelangt, conſolidirt und ebenfalls in Stocks verwandelt. Aus den gedachten Funds oder Stocks iſt die Nationalſchuld Großbritanniens zuſammengeſetzt. (S. d. Art. England und Fonds).

Fungiten ſind Korallenſchwämme, den Schwämmen ähnliche Verſteinerungen.

Für und vor. Die häufigen Verwechslungen dieſer beiden Wörter veranlaſſen uns, den Gebrauch jedes Einzelnen etwas beſtimmter anzugeben. Für, eine Präpoſition, die immer mit dem Accuſativ oder vierten Beugungsfall verbunden wird, bezeichnet 1. dasjenige Verhältniß zweier Dinge, da das eine anſtatt des andern da iſt; a) von Perſonen und Sachen, wenn die eine die Stelle der andern vertritt, für anſtatt; b) im Handel und Wandel, wo es dem Preiſe oder Gelde vorgeſetzt wird; c) wenn eins anſtatt des andern iſt, der Beſchaffenheit nach, ſie mag die wahre ſeyn oder nicht, in welchem Falle man zuweilen als dafür ſetzen kann: z. B. er gilt für gelehrt; ich halte es für Pflicht u. ſ. w. Hieher gehört auch der Gebrauch, für mit dem fragenden Fürworte was zu verbinden, um nach einer Beſchaffenheit, zu fragen oder eine Verwunderung auszudrücken, z. B. was für Leute ſind es? 2. Bezeichnet für den unmittelbaren Gegenſtand einer Handlung oder Wirkung, oder auch eines Zuſtandes und eine gewiſſe Beziehung auf denſelben; z. B. ich zittere für dich, für die Zukunft ſorgen; ich hege Ehrfurcht für den Redlichen. Beſonders häufig bezeichnet für den Gegenſtand eines Nutzens, Vortheils, Vergnügens, Nachtheils u. ſ. w., in welchen Fällen man oft den ſogenannten Dativum commodi dafür ſetzen kann. Z. B. der Rock iſt für mich zu groß, oder der Rock iſt mir zu groß. Tadelnswerth und zu vermeiden iſt der Gebrauch des Wortes für ſtatt wider, gegen; z. B. ein Mittel für das Fieber, allenfalls noch vor das Fieber. Nicht ſagt man: das ſchützt für Durſt, ſondern vor Durſt; Alter ſchützt vor Thorheit nicht. Dagegen ſagt man: etwas für die lange Weile thun. 3. Oft

dient für zur nähern Beſtimmung der Perſon, von der die Rede iſt; z. B. ich für meine Perſon, für mein Theil. 4. Auch dient es zur nähern Beſtimmung der Zeit und des Orts; z. B. für jetzt, für heut, fürs erſte, Mann für Mann, Stück für Stück. Selbſt unſere beſten Schriftſteller verwechſeln zuweilen für mit vor; ſolche Beiſpiele dürfen nicht irre führen, und wenn Schiller z. B. ſagt:

Was grau für Alter iſt, das iſt ihm heilig,

und Göthe: der ernſthafte Römer, der ſich das ganze Jahr ſorgfältig für jedem Fehltritt hütet; ſo iſt das ein Eigenſinn, der nur ſolchen Meiſtern zu üben verſtattet iſt. Die Präpoſition vor, welche bald mit dem Dativ, bald mit dem Accuſativ verbunden wird, hat folgende Bedeutungen. Mit dem dritten Fall, wo es den Begriff der Ruhe hat, drückt es aus: 1. Ein Eherſeyn der Zeit nach, z. B. eine Stunde vor Tage; er ſtarb vor ihm (früher als er); vor dem Bruder etwas bitten (früher als der Bruder oder in ſeiner Gegenwart). 2. Eine Ortsbeziehung; z. B. vor einem ſtehen, knieen, vor der Thüre ſitzen. In uneigentlicher Bedeutung bezeichnet vor a) einen Vorzug: z. B. das iſt mir vor allen lieb; das hat er vor ihm voraus; b) eine Gegenwart, z. B. vor meinen Augen; Gott vor Augen; ſchäme dich vor mir; vor einem verſtummen; vor einem fliehen; ſich vor einem verſtecken; vor etwas ſicher ſeyn; endlich c) eine wirkende Urſache, wobei zugleich die Wirkung bezeichnet wird, welche ſie hervorbringt; z. B. vor Hunger ſterben, vor Durſt ſchmachten, vor Angſt vergehn, vor dem Tode beben. Mit dem Accuſativ bezeichnet vor eine Bewegung oder Richtung nach dem vordern Theil eines Dinges, ſo daß es dem Raume nach und in Bezug auf den Sprechenden eher kommt als jenes Ding, im Gegenſatz von hinter. Dahin gehören auch die Redensarten: die Sache geht vor ſich, ich kann nichts vor mich bringen u. ſ. w. Im Allgemeinen iſt zu bemerken, daß vor und für einerlei Urſprungs und eigentlich einerlei Wort ſind, ſo daß man ſie mehrmals ohne Unterſchied für einander gebrauchte. Da man aber mehr Beſtimmtheit in die Sprache brachte, unterſchied man ſie, wie billig, weil der Sinn ſehr verſchieden iſt zwiſchen: vor jemanden in den Tod gehen und für jemand in den Tod gehen, vor jemanden und für jemand ſprechen u. ſ. w. Vor hat die eigentlichen und einige der nächſten uneigentlichen Bedeutungen von denen, welche beiden Wörtern ſonſt gemeinſchaftlich waren, behalten, die weitern uneigentlichen aber ſind dem Worte für zu Theil geworden. Nur in Einem Falle, wenn es mit gewiſſen Subſtantiven eine Ordnung bezeichnet, ſcheint es zweifelhaft, welches richtiger iſt, denn man ſagt: Tag vor Tag, Mann für Mann, Schritt vor Schritt u. ſ. w. Doch neigt ſich das Übergewicht auf die Seite des für. Haben wir eben einige Beiſpiele eines falſchen Gebrauchs des für angeführt, ſo können wir es im gleichen Sinne von vor thun. Klopſtock ſagt unter andern unrichtig:

Dir nur iſt es bekannt, mit was vor Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich und der Geiſt die Erlöſung beſchloſſen.

Furca oder Gabelberg, ein 13,171 Fuß hoher Berg im Walliſerlande, der deßhalb ſo genannt wird, weil das Land, von ihm herabgeſehen, einer Gabel gleicht, da die Berge ſich auf beiden Seiten hinziehen, wie die Zinken einer Gabel. Nach Anderer Auslegung hat er dieſen Namen von ſeinen zwei höchſten Spitzen. Er liegt auf der nordöſtlichen Seite vom Walliſerlande, und macht den

Hauptmittelpunkt der hohen Alpen. Von Südweſten her zieht ſich bis zu ihm die höchſte Kette, welche Wallis und Piemont trennt, und von ihm erſtreckt ſich die faſt eben ſo hohe Kette gegen Weſten, durch welche das berner Oberland an Wallis gränzt. Auf der Oſtſeite ſchließt er ſich an den St. Gotthard an, und das Hauptgebirge ſetzt von da ſeinen weitern Zug längs der Südgränze von Graubünden fort. Auf der walliſer Seite entſteht aus dem von zwei Gletſchern kommenden Waſſer die Rhone, welche ihren Lauf ſüdweſtlich nimmt. Auch entſpringen auf dem Gebirgsſtocke, deſſen Mittelpunkt die Furca macht, die nach verſchiedenen Richtungen ſtrömenden Flüſſe Reuß, Aar, Rhein und Ticino. Auf dem höchſten Gipfel der Furca bezeichnet ein Kreuz die Gränzſcheide zwiſchen Wallis und dem Thal Urſeren im Canton Uri.

Furcht iſt lebhafte Beſorgniß der Gefahr, oder jedes (oft nur eingebildeten) Übels, dem wir unſre Kraft zum Widerſtande nicht gewachſen fühlen. Die Grade derſelben ſind Bangigkeit, Angſt, Grauſen und Entſetzen. Wem die Fertigkeit, zu fürchten, beiwohnt, der iſt **furchtſam**; wer ſich leicht faßt, die Gefahr mit Überlegung zu beſtehen, **muthig**; wer nicht leicht in Furcht geſetzt werden kann, **unerſchrocken**. Wem der Muth mangelt, der iſt **feig**; wem Unerſchrockenheit mangelt, **ſchüchtern**, d. h. er kann durch Furcht erregende Vorſtellungen oder fremde Begegnungen leicht **verſcheucht** werden. Dieſe Schüchternheit iſt ein bleibender Zuſtand, das Erſchrecken hingegen iſt vorübergehend; auch der Muthigſte kann in Schrecken geſetzt werden. Es iſt daher ein Unterſchied unter **Furcht** und **Furchtſamkeit**. Jene gehört zu den Affecten, wo ſie der Hoffnung entgegenſteht, und wirkt oft unwillkürlich, aber auch nur vorübergehend, dieſe liegt im Charakter, und iſt bleibend. Wer ſich fürchtet, thut es beim Anblick der Gefahr, der Furchtſame in weiter Entfernung von ihr, denn ſie könnte ja näher kommen, er flieht, und glaubt ihr kaum entfliehen zu können. Furchtſamkeit iſt eine Folge phyſiſcher Eindrücke auf unſer Empfindungsvermögen, durch körperliche Beſchaffenheit und Erziehung verſtärkt und befeſtigt. Eine ängſtliche Behutſamkeit charakteriſirt das ganze Betragen des Furchtſamen, herrſcht in ſeinen Reden, ſeinem Gange, ſeinen Bewegungen und ſeinem Geſichte. Seine Stimme iſt verzagt, leis, ängſtlich, eben ſo ſein Gang. Im Umgange iſt er mehr kriechend als höflich, denn er glaubt, ſich nicht genug vorſehen zu können, damit er Andere nicht reize. dd.

Furchtbar iſt ein Gegenſtand, wenn man ihn ſo beurtheilt, daß, im Fall man ihm Widerſtand leiſten wollte, aller Widerſtand doch vergeblich ſeyn würde, oder wenn ſeine Vorſtellung wenigſtens lebhafte Furcht erregt. So können impoſante Maſſen, die den Einſturz drohen, Verdunkelung des Himmels bei einem aufziehenden Gewitter, furchtbar ſeyn. Im Äſthetiſchen erregt das Furchtbare bisweilen den Eindruck des Erhabenen. S. **Pathos**. dd.

Furien, ſ. **Erinnyen** und **Eumeniden**.

Furioſo bezeichnet in der Muſik nicht ſowohl eine Art von Bewegung als Charakter im Ausdruck, und wird daher auch nur als Beiwort gebracht, z. B. Allegro furioso. Das Wilde und Raſende, worauf dieſer Ausdruck hindeutet, wird nicht durch eine übermäßige Geſchwindigkeit, wie man irriger Weiſe glaubt, befördert, ſondern ein wilder und rauher Accent im Vortrag entſcheidet hier mehr als Bewegung, und dieſer wird von Seiten des Tonſet-

zers in Abſicht auf Ausführung beſonders begünſtigt durch fremde harte Ausweichungen, aushaltende Diſſonanzen, Sforzato's, unerwartete und plötzlich eintretende Forte's, chromatiſche Fortſchreitungen im Einklang und ähnliche Hülfsmittel mehr.

Fürſt. Das Wort iſt abgeleitet von der Partikel Für, in ſo fern dadurch etwas Vorderes, Früheres, in einer Reihe Voranſtehendes bezeichnet wird (ſ. d. Art. Für). In der Steigerung (dem Comparativ) hatte die altdeutſche Sprache Furira, d. i. früher, eher. In der höchſten Steigerung (Superlativ) Furiſt, und zuſammengezogen: Fürſt, das Allerfrüheſte, Erſte in der Reihe, Höchſte. (Bei den Engländern noch First, das Erſte; bei den Holländern de Voorst). So kommt ein gefürſtetes Dach vor, ein ſehr hohes Dach, das höchſte Dach; des Hauſes fürſte Theil, der Giebel des Hauſes. Fürſt ſelbſt als Subſtantivum (daher Forſt) hat die Bedeutung des Giebels, Gipfels. In der Sprache der Franken kommt es als Bezeichnung einer perſönlichen Würde vor, und bedeutet den, der im Kriegsheer voranſteht, den Heerführer, Herzog (Heer-tog), wodurch er zugleich ein ſo hohes Anſehn gewann, daß er auch im Frieden als der Erſte galt. Was er im Kriege geweſen, ward er auch im Frieden, Befehlshaber, Regent. Als die Franken unter den germaniſchen Stämmen der vorherrſchende wurden, erhielt dieſes Wort eine allgemeine Gültigkeit, und man bezeichnete damit jedes Staatsoberhaupt. Wer ſieht nicht, daß in der richtig verſtandenen Etymologie dieſes Wortes die Geſchichte der Entſtehung der Fürſtenwürde liegt, wenigſtens bei uns Germanen! Mit nur geringen Modificationen aber auch bei andern Völkern. Zufall und Umſtände ſtellten in jedem größern oder kleinern Menſchenverein einen an die Spitze, der ſich durch Körper- oder Geiſteskraft auszeichnete, oder durch Reichthum ein Übergewicht erhielt. Die Würde des Fürſten veranlaßt nicht bloß eine ſtaatsrechtliche, ſondern auch eine hiſtoriſche Unterſuchung, und auf dieſe beſchränken wir uns hier. Wir ſehen, daß Fürſt ein Allgemeinbegriff iſt, denn es gibt Fürſten von verſchiedenem Grad und Rang: Kaiſer, König, Churfürſt, Erzherzog, Großherzog, Herzog; ſouveraine und nicht ſouveraine Fürſten. Woher kommt dieſer Unterſchied? In der alten Geſchichte findet er ſich nicht. Da kennt man bloß Eine Art von Monarchen, die Könige, und bei den Römern, als auf den Trümmern der Republik ein Fürſtenthron aufgebaut wurde, die Cäſaren, nach dem Erſten, der die ganze Folge veranlaßt hatte, Julius Cäſar benannt; nur ein anderer Titel ſtatt des königlichen, den die Römer haßten. Der Unterſchied iſt alſo bloß in der neueren Geſchichte begründet, und hier zwar durch die mächtige Nation der Germanen, die in Europa herrſchend wurde, und deren Stämme nach Italien, Frankreich, Spanien und Britannien drangen. Wenn wir die Römer von Königen und Fürſten der Germanen reden hören, ſo müſſen wir uns hüten, ſolche Begriffe damit zu verbinden, als jetzt gewöhnlich ſind. Ein ſolcher König iſt nur den Kaziken zu vergleichen. In Kriegeszeiten, wo mehrere Stämme gemeine Sache machten, folgten ſie einem gemeinſchaftlichen Heerführer, dem Herzog, der auch Fürſt hieß, als der Vorderſte. Mit dem Kriege hörte ſein Befehl auf; im Frieden war jeder Stamm wieder für ſich. Hier wählte die Volksgemeinde in voller Verſammlung ſich einen Häuptling (Hoveding noch in Urkunden des 15. Jahrhunderts),

rex und princeps von den Römern genannt. Die Erbſtätte des Gewählten hieß der Hof (Richthof, Haupthof), an welchem die öffentlichen Verſammlungen gehalten wurden. Man ſollte meinen, daß man zu Häuptlingen vornehmlich Männer von Jahren und Erfahrung gewählt haben werde; auch hat es nicht an ſolchen gefehlt, die behaupteten, Männer, in Geſchäften grau geworden, habe man dazu erwählt, und ſie deßhalb Grau, Grave genannt (graviones), woraus das heutige Wort Graf erwachſen. Doch ſcheint es, könne man das nur mit einiger Einſchränkung annehmen. Ausdrücklich ſagt Tacitus (Germ. 7.): „die Könige (Häuptlinge) nehmen ſie ihres Adels, die Herzoge ihrer Tapferkeit wegen." Weiß man nun, was Tacitus unter Adel meint (c. 25.), ſo ſieht man leicht ihren Urſprung aus Reichthum und Landeigenthum hervorgehn. Wahrſcheinlich aber erweiterte ſich das Anſehn, wo König und Herzog, der adelige Reiche und der tapfere Heerführer, ſich in Einer Perſon vereinigten. Indem nun Ein Stamm, Eine Gemeinde, die mit andern in Fehde war, dieſe überwältigte, verſchmolzen beide in Eins, und es entſtanden größere Gebiete. Daraus erklärt ſich, was Tacitus anderwärts ſagt (c. 12.): „auf den Volksverſammlungen habe man auch die Fürſten gewählt, die in Gauen und Flecken Recht geſprochen." Dieſe ſcheinen demnach unter den Fürſten geſtanden zu haben, und wenigſtens die Folgezeit ſpricht dafür, daß dieſe Unterrichter Graven geweſen. (S. Gau-Graf). Allmälich ſieht man die meiſten kleinen Nationen, die Tacitus anführt, verſchwinden, und wenigere größere treten auf, in welche wahrſcheinlich die überwältigten einverleibt ſind. Am meiſten ragen die, ſchon unter Gordian (237—244) in Gallien ſtreifenden Franken hervor, deren Ruhm die übrigen deutſchen Völker verdunkelte. Immer mehr vergrößerten die Fürſten ihr Gefolg, und bildeten dadurch gleichſam ein ſtehendes Heer gegen die Nation ſelbſt. Wir finden in den Formeln des Markulph und mehrern Stellen bei Gregorius von Tours, daß bei den Franken der Eid der Treue eingeführt wurde, welchen nicht bloß das Gefolge, ſondern auch das Volk ſelbſt, das jedoch immer noch die geſetzgebende Gewalt hatte, dem Fürſten ablegte. Hiedurch änderte ſich bald manches in der Verfaſſung, und als eine Hauptveränderung muß man betrachten, daß die Herzoge und Grafen nicht mehr von dem Volke gewählt, ſondern von den Fürſten, die jetzt ſchon mit größerem Rechte Könige hießen, eingeſetzt wurden. Die fränkiſchen Könige ſetzten Herzoge in die Gauen, oder in die aus mehrern Gauen beſtehenden Provinzen, das Kriegsweſen darin zu beſorgen, und die Einwohner zur Kriegszeit in das Feld zu führen. Grafen wurden über die Gauen als Richter geſetzt, und übten Regierungsrechte, nicht in eignem, ſondern in des Königs Namen. Im Jahr 486 vernichtete der fränkiſche König Chlodwig durch den Sieg bei Soiſſons den Reſt der römiſchen Herrſchaft in Gallien, welches fortan den alten Namen mit dem des Franken-Reiches (la France, Frankreich) austauſchte. Chlodwig (Ludwig) wurde Stifter der fränkiſchen Monarchie. Er und ſeine Nachkommen vergrößerten dieſelbe; doch war ihre Größe wechſelnd. Theils durch öftere Theilungen, theils durch die innern Kriege, welche die fränkiſchen Könige immerwährend führten, entkräfteten ſie ſich. Alle Staatsgewalt kam endlich in die Hände des Major Domus, und einer derſelben, Pipin der Kleine, jedoch an Körper nur, nicht am Geiſt, bemächtigte ſich 752 des

Throns der Franken. Unter ſeinem Sohne, Carl dem Großen, nach welchem die neue Dynaſtie die carolingiſche genannt ward, ſtieg das Reich der Franken zu dem Gipfel ſeiner Hoheit und Macht. Am 25. December des Jahres 800 ſetzte Papſt Leo III. dem mächtigen Carl in Rom die alte Krone der Cäſaren auf das Haupt, und als römiſcher Kaiſer beherrſchte dieſer fortan das Reich der Franken, Italien, einen Theil von Spanien, Deutſchland, Böhmen und einen Theil von Ungarn. Hatte einer den Wunſch, allein zu herrſchen, ſo war es Carl, und er verabſäumte nichts, was zur Befriedigung ſeines Wunſches führen konnte. Einſehend, daß der Herzoge Macht den Monarchen gefährlich werden könne, ließ er dieſe nach und nach eingehen, und ſicherte dadurch den Thron. Nur aber die Würde Carls erbte fort in ſeinem Stamme, nicht ſein Geiſt. Was er vereinigt hatte, vermochten ſeine Nachfolger nicht zuſammenzuhalten. Zwar noch ein Mal vereinigte Carl der Dicke in ſeiner unwürdigen Hand ſo viele Scepter, mit ſeiner Abſetzung aber im J. 887 blieben die Reiche getrennt, und die fränkiſche Kaiſerwürde ging auf Deutſchland über. Während der Zeit aber hatten die Einbrüche fremder Völker in dieſes Land die Einführung der Herzoge, wenigſtens in den Gränzprovinzen, wieder nöthig gemacht. Schon im J. 847 war von Ludwig dem Deutſchen wieder ein Herzog in Thüringen, zur Beſchützung dieſer Gränze gegen die Sorben-Wenden, und auch ein eigner Herzog in Sachſen, eingeſetzt; um 907 erhielten Bayern und das rheiniſche Franken Herzoge. Da dieſe Herzoge und die Grafen an Macht jetzt immer wuchſen, ſo fingen beide an, ihre Ämter erblich zu machen, ſich der Gewalt der Kaiſer zu entziehen, und die ihnen verliehene Macht nicht als kaiſerliche Beamte, ſondern als ein eigenthümliches Recht auszuüben. Bald maßten ſich die ehemaligen Vaſallen und abhängigen Beamten des Kaiſers auch an, die Nation zu repräſentiren. Es mußte ihnen von den Kaiſern zugeſtanden werden, ſie in ihren Rechten und Würden zu ſchützen, ihren gemeinſchaftlichen Rath in Staatsangelegenheiten zu gebrauchen, und ſie als wahre Mitgehülfen in Reichsgeſchäften anzuſehen. Der coblenzer Vertrag von 860 wird deßhalb als eins der erſten Reichsgrundgeſetze, zu Begründung der, durch Reichsſtände eingeſchränkten, deutſchen Reichsverfaſſung angeſehen. Ein übergewicht mehr erhielt dieſer Herrenſtand noch, als nach dem Tode Ludwigs des Kindes zu Anfang des 10. Jahrhunderts Deutſchland aufhörte, ein Erbreich zu ſeyn, und ſeit Konrads I. Regierung (912) ein Wahlreich wurde. Schon unter der Regierung der ſächſiſchen Kaiſer, die auf Konrad folgten (919—1024), zeigten ſich die Folgen davon; denn wir finden, daß die Fürſten ihre Lande, zwar nur noch als des Kaiſers Vaſallen, aber doch erblich beſitzen, und daß ihre Stimmen auf den Reichsverſammlungen, bisher berathend bloß, fortan entſcheidend werden. Unter den fränkiſchen Kaiſern (1024—1125) verſammeln ſie ſich zwar noch am Hoflager, um als Vaſallen dem Reichsoberhaupt ihre Dienſte zu erweiſen, entziehen ſich aber immer mehr, bis ſie unter Heinrich IV. (1056—1106) faſt die ſchuldige Achtung verletzen. Unter dieſem Kaiſer aber war es auch, daß die Herzoge und Grafen anfingen Landeshoheit auszuüben, womit es bald ſo weit gedieh, daß ſie unter Lothar II. von Sachſen (1125—1137) nur als Landesherren ihrer Provinzen erſchienen. Die Vorrechte nun, welche die Fürſten in der Periode der fränkiſchen Kaiſer ertrotzt und erſtritten, bisher

aber doch nur uſurpirt hatten, fanden ſie Gelegenheit, unter den nachfolgenden ſchwäbiſchen Kaiſern beſtätigt und für rechtmäßig erklärt zu erhalten. Die geiſtlichen Reichsſtände gingen voran, die weltlichen folgten. Im Jahr 1232 ließ ihnen Friedrich II. eine Urkunde ausfertigen, nach welcher jeder Fürſt alle Freiheiten und Gerichtsbarkeiten nach der Gewohnheit ſeines Landes ruhig haben ſollte, er möge damit belehnt ſeyn oder es als Eigenthum beſitzen. Von dem Datum dieſer Urkunde an waren die bisherigen Uſurpationen in wohlgegründete Rechte umgeſchaffen. Jeder Fürſt, Graf und Herr war in ſeinem Lande, jeder Abt und Biſchof in dem zu ſeinem Stift gehörigen Gebiete wahrer Regent. Auf dieſe Weiſe wurde Deutſchland ein Inbegriff einiger hundert beſonderer Staaten, an Größe, Namen und Verfaſſung eben ſo ſehr als durch ihre Regenten verſchieden. Dieſe Menge von Staaten mit unvollkommenen Souverainetätsrechten, durch ein gemeinſchaftliches Oberhaupt unter einander verbunden, machten Einen Staatskörper aus, das deutſche Reich genannt. Da es ein Wahlreich war, ſo erhielten die Stände dieſes Reichs natürlich das Wahlrecht, das ehedem dem ganzen Volke zugeſtanden hatte. Noch bei der Wahl Konrads übte es daſſelbe, an den Ufern des Rheins zwiſchen Mainz und Worms gelagert. Bald kam aber dieſes Geſchäft unter der Geſtalt einer Vorberathſchlagung in die Hände einiger wenigen Fürſten, die hernach nur die Zuſtimmung der übrigen erwarteten. Die Wahl fiel an die Fürſten und Biſchöfe, welche Erzämter bekleideten, die ſich ſeit Otto I. (936) im ſtillen Gange der Zeit gebildet hatten, ſo daß die geiſtlichen Fürſten, als Kanzler, Staatsbedienungen, die weltlichen hingegen Hofbedienungen als Erzämten hatten. Hierdurch traten die drei Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Cöln, und mehrere weltliche Fürſten in eine größere politiſche Wichtigkeit. Bei der Wahl Friedrichs I. (1152) wird ausdrücklich erwähnt, daß ſie von ſechs bis acht Reichserzbeamten geſchehen ſey. Bei jeder neuen Kaiſerwahl wurde der Antheil der übrigen Fürſten geringer; in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wurden ſie ſelbſt von der Vorwahl ausgeſchloſſen, und die ſieben Stimmführer verſammelten ſich allein zur Wahl oder Chur, wovon ſie Churfürſten hießen. Durch den Churverein im Jahr 1338 und die goldene Bulle Carls IV. vom Jahr 1356 wurde das Churcollegium vollends ausgebildet. Auf ſolche Weiſe entſtanden die verſchiedenen Fürſtentitel. Nur die Churfürſten waren Deutſchland ausſchließlich eigen, in andern Ländern findet man die andern Titel auch, weil faſt alle großen Staaten erſt in der Folge der Zeit aus kleineren zuſammengefloſſen. Dann waren es bloß der Kaiſer und die Könige, welche vollkommene Hoheitsrechte hatten. Deßhalb fand im deutſchen Reiche eigentlich kein König Statt, außer dem römiſchen, des jedesmaligen Kaiſers zum Voraus erwählter Thronfolger. Als ſich daher ein Churfürſt von Brandenburg eigenmächtig zum Könige von Preußen ernannte, war dies ein Eingriff in die kaiſerlichen Rechte. Jetzt war ein vollkommener Souverain in dem Staatskörper neben dem, der es allein ſeyn ſollte; und wie Recht der wiener Staatsmann hatte, der ſeinen Hof ſtreng tadelte, Preußens Königthum anerkannt zu haben, hat die Folge der bürgerlichen Kriege gezeigt, die Preußen gegen Öſterreich, das Kaiſerhaus, geführt hat. Dies war der erſte Schritt zum Umſturz der deutſchen Conſtitution, der durch Errichtung des rheiniſchen Bundes vollendet wurde, durch

welchen die ehemaligen Reichsfürſten zu vollkommener Souverainetät gelangten. Darum veränderten viele ihre Titel, beſonders aus den Churfürſtenthümern erhoben ſich Königreiche oder Großherzogthümer. Hatten vorher die Könige mit *dem* Kaiſer gleichen Rang verlangt und wenigſtens zum Theil erhalten, ſo ſchienen ſeitdem die Könige bloß den zweiten Rang zu behaupten, und *die* Kaiſer den erſten. Rußlands Schöpfer, Peter I., hatte den Anfang gemacht, neben dem Einen Kaiſer in Europa (der Sultan der Türken hatte nur gleichen Rang, nicht gleichen Titel) noch einen zweiten aufzuſtellen, indem er im Jahr 1688 den Titel als Czaar (Cäſar, Kaiſer) annahm. Wir ſelbſt haben die Stiftung des dritten Kaiſerthums in Frankreich erlebt, ſo wie das Erlöſchen des deutſchen, an deſſen Statt ein öſterreichiſches Kaiſerhaus begann. Nun iſt jenes erloſchen, und dieſes wird vielleicht in höherem Glanze auferſtehn. dd.

Fürſtenbund, deutſcher. Wenn man die Veranlaſſung, die Bildung und den Zweck des deutſchen Fürſtenbundes verſtehen will, ſo muß man auf das Erlöſchen des bayriſchen Mannsſtammes mit dem Churfürſten Maximilian Joſeph von Bayern (30. December 1777) zurückgehn. Nach ſeinem Tode ſollten ſeine Länder an den nächſten Agnaten, an den Churfürſten Carl Theodor von der Pfalz, fallen. Dieſer kinderloſe Fürſt hatte aber den Abſichten des Hauſes Öſterreich nachgegeben, welches ihn, unter ſcheinbaren rechtlichen Anſprüchen auf die erledigten Länder, in der wiener Convention (3. Januar 1778) zur Verzichtleiſtung auf dieſe Erbſchaft vermocht hatte. Dieſer Convention widerſprach der präſumtive Erbe der Pfalz, der Herzog von Zweibrücken, und der rechtmäßige Erbe der bayerſchen Allodialerbſchaft, der Churfürſt von Sachſen. Beide ſuchten die Verwendung des Königs Friedrich II. von Preußen, der, nachdem alle diplomatiſchen Unterhandlungen deßhalb mit Öſterreich abgebrochen worden waren, den bayriſchen Erbfolgekrieg (Juni 1778) eröffnete. Im *teſchner Frieden* (13. Mai 1779), der dieſen Krieg beendigte, wurde die wiener Convention aufgehoben, Öſterreich erhielt von Bayern bloß das Innviertel mit Braunau, und Carl Theodor gelangte zum Beſitze der übrigen Länder. Preußen und Rußland, der Bundesgenoſſe von Preußen, übernahmen die Garantie dieſes Friedens. Doch einige Jahre nach dieſem Frieden, als Kaiſer Joſeph II. ſeiner Mutter Maria Thereſia in dem Beſitze und in der Regierung der geſammten öſterreichiſchen Staaten gefolgt war, faßte er den Gedanken von neuem auf, durch den bayerſchen Staat die öſterreichiſche Hausmacht zu arrondiren und zu verſtärken. Er leitete deßhalb bei dem alternden Churfürſten Carl Theodor die *Vertauſchung Bayerns gegen die öſterreichiſchen Niederlande*, doch mit Ausnahme von Luxemburg und Namur, ein, und verſprach dem Churfürſten die Niederlande unter dem Titel eines *Königreiches Burgund*. Der Churfürſt ward von dem Freiherrn von Lehrbach, der Herzog von Zweibrücken, als präſumtiver Erbe, von dem ruſſiſchen Geſandten, Grafen von Romanzow, für dieſen Zweck bearbeitet, und dem Churfürſten und dem Herzoge, außer jener Abtretung, noch die Summe von drei Millionen Gulden von Öſterreich verſprochen. Zugleich erklärte man dem Herzoge, daß man der Einwilligung des Churfürſten verſichert wäre, und daß die Sache auch ohne ihn zu Stande kommen würde. Der Herzog aber erwiederte, er werde nie in die Vertauſchung der Länder ſeiner

Vorfahren einwilligen, und wandte ſich deßhalb von neuem an de
König Friedrich II. von Preußen. Dieſer unterſtützte ſogleich da
von dem Herzoge an die Kaiſerin Catharina von Rußland erlaſſen
Schreiben mit allem Nachdrucke, und erhielt die Erklärung, daß di
Kaiſerin dieſen Tauſch als nützlich für beide Theile betrachtet habe
daß aber derſelbe von dem freien Willen beider Theile abhänge
müſſe. Ob nun gleich auch Ludwig XVI., als Mitgarant des teſch-
ner Friedens, dem Könige von Preußen verſichern ließ, daß Joſep
II., ſein Alliirter, dieſes Project wegen der Widerſprüche des Her-
zogs von Zweibrücken aufgegeben habe; ſo weigerte ſich doch de
wiener Hof, darüber eine beſtimmte und befriedigende Erklärung zu
geben. Friedrich II. lud deßhalb im März 1785 die beiden Chur-
fürſten von Sachſen und Hannover zu einem Bunde ein,
welcher die Erhaltung der Integrität und Verfaſſung des deutſchen
Reiches zum Zwecke haben ſollte. Churſachſen beauftragte zur Ab-
ſchließung deſſelben ſeinen Geſandten zu Berlin, den Grafen von
Zinzendorf, und Churhannover den Miniſter von Beulwitz. So
ward, aller Gegenbemühungen und Noten Öſterreichs und Rußlands
ungeachtet, zu Berlin am 23. Juli 1785 der ſogenannte Fürſten-
bund von Brandenburg, Sachſen und Hannover unterzeichnet, in
welchem ſich dieſe drei Churhöfe zur Aufrechthaltung und Befeſtigung
der deutſchen Reichsverfaſſung in Angemeſſenheit zu dem weſtphäli-
ſchen und zu den folgenden gültigen Friedensſchlüſſen, der kaiſerli-
chen Wahlcapitulation und den übrigen Reichsgeſetzen vereinigten.
Die Maßregeln gegen die Vertauſchung Bayerns waren in einem
geheimen Nebenartikel enthalten. Binnen einigen Monaten
ſchloſſen ſich dieſem Bunde an: der Churfürſt von Mainz und ſein
Coadjutor Dalberg; der Landgraf von Heſſen-Caſſel, die Markgra-
fen von Anſpach und von Baden, und die Herzoge von Zweibrücken,
von Braunſchweig, von Mecklenburg, von Weimar und Gotha, ſo
wie der Fürſt von Anhalt-Deſſau. Öſterreichs Abſicht war durch
dieſen letzten öffentlichen Act des Königs von Preußen vereitelt.
Über dieſen Fürſtenbund, welchen man zu ſeiner Zeit als eine ſichere
Stütze der deutſchen Verfaſſung für die Zukunft betrachtete, erſchie-
nen eine Menge Schriften, unter welchen die von Chriſt. Wilh.
Dohm, über den deutſchen Fürſtenbund, Berlin 1785, und von
Johannes Müller, Darſtellung des Fürſtenbundes, Leipzig 1787,
von bleibenderem, als bloß vorübergehendem, Intereſſe geweſen
ſind. Man kann über dieſen Gegenſtand vergleichen: Reuß deut-
ſche Staatskanzlei, Th. 13, S. 195 f. Q.

Fürſtenrecht bedeutet im deutſchen Staatsrecht die dem
Kaiſer zuſtehende Gewalt, in Sachen, die eines Reichsfürſten Leib,
Ehre oder Lehnſchaft betreffen, entſcheidenden Ausſpruch zu thun.
Über den Urſprung dieſes Rechtes weiß man nichs Gewiſſes, und
die Publiciſten ſtritten nicht nur darüber, ob es der Kaiſer allein,
oder mit Zuziehung der übrigen Reichsfürſten ausüben könne, ſon-
dern auch darüber, ob es überhaupt noch Statt finde. Dieſes ver-
ſchollene Fürſtenrecht darf man nicht verwechſeln mit dem Privat-
fürſtenrechte, d. h. den Geſetzen, welche ein Regent in ſeinen
Privatverhältniſſen zu beobachten hat, oder vielmehr den Befug-
niſſen, die ihm in dieſen Verhältniſſen, oder den Hausangelegen-
heiten, im Gegenſatz der Staatsangelegenheiten, zukommen. Ein
förmliches Geſetzbuch gibt es hierüber nicht; man nimmt jedoch das
in den Gebräuchen der europäiſchen Höfe übereinſtimmende ge

wöhnlich als Norm an. Succeſſionen, väterliche Gewalt, Vermählungen, Vormundſchaften, Gerichtsſtand, und überhaupt Familiengeſetze ſind der Gegenſtand dieſes Rechts. dd.

Fürſten= oder Landesſchulen. Dieſe wichtigen Lehr= und Erziehungsanſtalten des Königreichs Sachſen wurden im J. 1543 von dem Churfürſten Moritz geſtiftet, welcher die Gebäude aufgehobener Klöſter zu Pforte, Meißen und anfänglich zu Merſeburg, nachher zu Grimma für Schulen beſtimmte, die er mit den zum Theil ſehr anſehnlichen Kloſtergütern ſo freigebig ausſtattete, daß mehrere hundert Knaben, größtentheils ganz unentgeldlich, zum Theil für ein ſehr mäßiges Koſtgeld darin unterhalten und unterrichtet werden konnten. Von ihrer Entſtehung an zeichneten ſich die Fürſtenſchulen ſehr vortheilhaft durch ihr feſtes Streben nach gründlicher und gelehrter Bildung aus; und dieſer Charakter iſt ihnen auch jetzt geblieben, wiewohl die Fortſchritte der Zeit bedeutende Veränderungen in ihren urſprünglichen Einrichtungen nöthig gemacht haben. Dabei gewähren ſie die wichtigen Vortheile, daß die Zöglinge, die mit den Lehrern gleichſam Eine große Familie bilden, unter einer beſtändigen und ſorgfältigen Aufſicht gehalten und den ganzen Tag über nützlich beſchäftigt werden können, ohne darum viele Stunden hinter einander im Hörſale unbeweglich zubringen zu müſſen. Die größte, frequenteſte und berühmteſte der drei Fürſtenſchulen iſt Pforta oder Schulpforte, ehemals ein Ciſtercienſerkloſter, ¾ Stunden von Naumburg, ganz abgeſondert in einer anmuthigen Gegend gelegen. Der Einweihungstag war der 1. Nov. 1543. Anfänglich war die Zahl der Alumnen auf 100 beſtimmt; aber ſchon Churfürſt Auguſt, Moritzens Nachfolger, fügte noch 50 hinzu, und ließ das Schulgebäude vergrößern. Dabei war die Einrichtung getroffen, daß jede der churſächſiſchen Städte eine beſtimmte Anzahl Freiſtellen zu beſetzen hatte, die ſie auch, in Ermangelung Einheimiſcher, an Fremde vergeben konnte, die dann ein für allemal eine gewiſſe Summe bezahlten. Daſſelbe Vorrecht erhielten auch einige adelige Familien. Unter den 50 neugeſtifteten Stellen waren auch 20 ſogenannte Koſtſtellen für Ausländer, welche jährlich 25 Gülden entrichteten, und dafür ebenfalls, wie die Alumnen, alles frei erhielten. Eine Art von Uniform (der ſogenannte Spanier, eine runde Mütze von ſchwarzem Zeug mit bunten Bändern, und der Schulrock, ein kurzer ſchwarzer Mantel, der kaum den Rücken bedeckte) machte die Zöglinge als Fürſtenſchüler kenntlich und wurde erſt in den neueſten Zeiten abgeſchafft. Die alte Schulordnung iſt aus Pertuchs Chronicon Portense kennen zu lernen. Erſt im J. 1780 nahmen unter dem Rectorat des verdienſtvollen Geisler viele wichtige Verbeſſerungen ihren Anfang, unter denen die weſentlichſte war, daß die obere Etage des Schulhauſes in einen Schlafſaal umgewandelt wurde, da bisher zwei und zwei in einer Zelle zuſammengewohnt und geſchlafen hatten. Dagegen wohnten jetzt auf einer Zelle drei und mehr Schüler, unter denen es in Anſehung der Aufſicht und des Unterrichts bei der alten Einrichtung blieb. Bald aber fühlte man, daß auch dieſe Veränderungen noch nicht genügten, und verwandelte die Zellen in Stuben, ſo daß ſämmtliche Alumnen jetzt in zwölf geräumigen Stuben wohnen; zwiſchen zweien derſelben bewohnt jedesmal ein Collaborator ein eigenes kleines Zimmer und führt die Aufſicht über dieſelben. Die Bewohner zweier Stuben ſchlafen auf einem eignen Saal und der Collaborator bei ihnen, in einem abgeſonderten Cabi=

net. Eine faſt eben ſo veränderte Geſtalt erhielt der öffentliche Unterricht; aber erſt im J. 1808 wurde von dem ausdrücklich deßhalb nach Pforte gekommenen Oberconſiſtorial-Präſidenten von Noſtiz-Jänkendorf die neue Schulordnung, und zugleich der neue Lehrplan öffentlich bekannt gemacht und bald nachher in Wirkſamkeit geſetzt. Die aus 4500 Bänden beſtehende Bibliothek iſt den Schülern zwei Mal wöchentlich geöffnet; auch können ſie aus derſelben Bücher auf längere Zeit zum Gebrauch erhalten. Die Schulzeit iſt eigentlich auf ſechs Jahre beſtimmt; um früher abgehn zu können, bedarf es der königlichen Erlaubniß. Außer dem Rector ſind noch ſieben Profeſſoren, ein Lehrer der Tanzkunſt und ein Lehrer der Schreib- und Zeichenkunſt angeſtellt. Die Einkünfte verwaltet der Rentmeiſter, der zugleich als Schulverwalter die Ökonomie unter ſich hat. Von 1543 bis jetzt haben in Pforte ungefähr 8500 Zöglinge Aufnahme und Unterricht erhalten, und unter dieſen Männer wie Grävius, Erneſti, Klopſtock, und unter den noch Lebenden, Schneider in Breslau, Mitſcherlich, Sartorius, Eichſtädt, Seidenſticker, Böttiger, Krug, Biener, Pfotenhauer, Langguth, Steinhäuſer, Heubner, Sonntag, Huſchke, Döring und viele Andere. Die Fürſtenſchule zu Meißen, Afranum genannt, wurde den 3. Juli 1543 eröffnet und hat 118 Stellen. Die Schüler wohnten bis auf die neueſte Zeit in zwei ſogenannte Schlafhäuſer vertheilt, je vier und vier beiſammen in Zellen, und ſchliefen in beſondern, gegenüber liegenden Kammern. Bei den geringern Einkünften wurde es erſt im J. 1812 möglich, die Zellen in Stuben umzuwandeln und einige Collaboratoren anzuſtellen. Auch hier iſt eine aus mehreren tauſend Bänden beſtehende Bibliothek vorhanden. Den Unterricht beſorgen ſieben Profeſſoren und ein Schreibe-, Sprach- und Tanzmeiſter. Von den Zöglingen dieſer Schule nennen wir Leſſing, Gellert, Rabener, Klotz, und unter den jetzt Lebenden Ritſch, Zachariä in Heidelberg u. A. Die dritte Fürſtenſchule endlich, die bis jetzt noch ihre altklöſterliche Form behalten hat, iſt zu Grimma, in einer angenehmen Gegend an der Mulde. Hieher, in ein ehemaliges Auguſtiner-Eremitenkloſter, wurde von Merſeburg, wo ſie nicht wohl gedeihen wollte, die dritte, auch im J. 1543 errichtete Fürſtenſchule im J. 1550 verlegt und den 14. Sept. daſelbſt eingeweiht. Die Schule beſteht aus 85 Stellen, die wie bei Meißen und Pforte, größtentheils Frei-, zum Theil Koſtſtellen ſind. Sämmtliche Schüler ſind in vier Claſſen getheilt und werden von fünf Profeſſoren und noch einigen andern Lehrern unterrichtet. In den Zellen wohnen drei und drei beiſammen. Auch hier ſind wichtige Verbeſſerungen vorgenommen worden, und die alte Form hat ſich im Äußern nur darum erhalten, weil auch die Schule keine anſehnlichen Fonds hat, ſo daß ſie bisher wie das Afranum von Pforte einen Zuſchuß erhalten mußte. Die Bibliothek iſt 4000 Bände ſtark. Hier ſtudirten Samuel und Eſias von Pufendorf, von Cramer (Kanzler in Kiel), Hederich, Tittmann (in Dresden) und andere berühmte und verdiente Männer. Übrigens iſt noch zu bemerken, daß die Zahl der Schüler auf den Fürſtenſchulen ſich nicht auf die Zahl der Stellen beſchränkt, ſondern daß mit königlicher Erlaubniß auch Extraneer an dem Unterricht Theil nehmen können. Schließlich nennen wir noch die Kloſterſchule zu Roßleben, ſieben Stunden von Pforte, die eine mit den Fürſtenſchulen ähnliche Einrichtung hat, und dreißig Frei- und dreißig Koſtſtellen enthält, und die von Ernſt Georg im J. 1577

geſtiftete hennebergiſche Landes- und Fürſtenſchule zu Schleuſingen, zwei Inſtitute, die ebenfalls zahlreiche und zum Theil ausgezeichnete Schüler gezogen haben.

Füſelier heißt eigentlich ein mit einer Flinte oder leichtem Gewehr (fusil) bewaffneter Soldat, zum Unterſchied ſowohl von den Lanzenknechten als von den Musketieren. Heut zu Tage aber bezeichnet man damit eine gewiſſe Gattung leichter Infanterie, deren Gewehr etwas kürzer und leichter iſt, als der Musketiere.

Füſilade, eine zur Zeit der franzöſiſchen Revolution (von dem Ungeheuer Carrier) erfundene ſchnelle Art, unglückliche Schlachtopfer gleich in ganzen Haufen auf einmal zu erſchießen.

Fuß nennt man in der Verskunſt eine, nach der Zeitmeſſung einander beigeordnete Mehrheit von Sylben (ſ. Zeitmeſſung), die zu einander in einem Verhältniß von Länge und Kürze ſtehen. Der Fuß iſt demnach in der Verskunſt ganz das, was der Pas in dem Tanze, der Tact in der Muſik. Man weiß, daß die Muſiker den ganzen Tact in zwei halbe, vier Viertel, acht Achtel, 16 Sechzehntheile, 32 zwei und dreißig Theile u. ſ. w. eintheilen. Auf gleiche Weiſe, nur nicht ſo mannichfaltig, laſſen ſich der Pas und Fuß im Tanz und Vers eintheilen. Bei der Eintheilung des Pas legt man den gewöhnlichen Gang zum Grunde, der aus zwei Tritten beſteht, die einen Schritt ausmachen. Dieſe zwei Tritte des Schrittes können nun entweder beide gleich feſt, oder der eine weniger feſt ſeyn als der andere, gleiche Zeit erfodern oder nicht, oder ſie laſſen ſich auflöſen, beide entweder in vier halbe, welches ein vollkommenes Hüpfen, oder in einen ganzen und zwei halbe (z. B. im engliſchen Pas), welches halbes Gehen, halbes Schweben iſt, u. ſ. w. Wäre hier keine gleichmäßige Dauer, ſo entſtünde ein Gehüpf ohne Ordnung und Eintracht, wie in einem Tonſtück, wo mehrere zuſammenſpielen und nicht Tact halten wollten. Die Sprache der Poeſie nun iſt ein Sylbentanz oder eine Sylbenmuſik, und ſie muß deßhalb in ihrer Aufeinanderfolge ebenfalls nach der Zeit gemeſſen werden, damit Eintracht und Ordnung in ſie komme. Was in dem Tanz die Tritte, in der Muſik die Noten ſind, das ſind hier die Sylben, die einander nicht gleich ſind, weil einige zum Ausſprechen eine längere, andere eine kürzere Zeitdauer erfodern, einige wegen des Accents gehoben und länger ausgehalten werden müſſen; während andere accentloſe ſich ſenken und ſchneller vorübereilen. Wenn ich ſage: Liebliche, ſo erfodert die erſte Sylbe gerade eben ſo viel Zeit als die zwei letzten; in dem Wort Erhēbung hebt und verlängt ſich die betonte Sylbe He in eben dem Maße, als ſich die voranſtehende und folgende ſenken und verkürzen. Man mißt deßhalb die Sylben eben ſo, wie die Schritte und Noten. Es gibt lange und kurze Sylben; jene deutet man durch einen Querſtrich —, dieſe durch ein Keſſelchen ◡ an. Daher die Fußzeichen. Die lange Sylbe läßt ſich in zwei kurze auflöſen, lange und kurze laſſen ſich auf verſchiedene Art mit einander verbinden und miſchen, je nach dem im Klang des Verſes das Feſte oder Schwebende, oder Hüpfende u. ſ. w. ausgedrückt werden ſoll. Solcher Sylbenzuſammenſtellungen hat man 124 mögliche Arten, die Verskunſt zählt alſo 124 verſchiedene Füße. Da indeß alle aus zwei- oder dreiſylbigen zuſammengeſetzt ſind, ſo braucht jeder, dem es nicht gerade um das tiefſte Studium der Verskunſt zu thun iſt, nur dieſe zu kennen. Sie ſind folgende: 1. 4 zweiſylbige, nämlich:

Pyrrhichius (Läufer), z. B. aber in ◡◡; Spondäus, (Schritt) — —, Angſtſchrei; Jambus, (Schleuderer), ◡ — hinauf; Trochäus, (Wälzer) — ◡ Himmel. 2. 8 dreiſylbige: Tribrachys ◡◡◡ (der dreimal Kurze); Moloſſus, — — — (Schwerſchritt), Angſtausruf; Daktylus, — ◡ ◡, (Fingerſchlag) Liebliche; Anapäſt ◡ ◡ — (Gegenſchlag), hingelockt; Amphimacer, — ◡ —, zweilängiger), Abendſtern; Bacchius ◡ — —, (Stürmer), hinaufſtrebt; Palimbacchius — — ◡, (Schwerfall), Sturmbrauſen; Amphibrachys ◡ — ◡, (zweigekürzter), Geliebte. Mehrere ſind unter den zwei- und dreiſylbigen nicht denkbar, und dies ſind die einfachen alle. Aus den vier zweiſylbigen entſtehen 16 vierſylbige, aus den dreiſylbigen 64 ſechsſylbige, und aus den zwei- und dreiſylbigen 32 fünfſylbige, im Ganzen alſo 124. S. Metrik und Proſodie. dd.

Fuß (auch Fußton), bei den Orgeln ein gewiſſes angenommenes Längenmaß bei Orgelpfeifen. Eine Orgel, deren Stimmung nach der Höhe und Tiefe der menſchlichen Stimme eingerichtet iſt, oder der gewöhnlichen Stimmung der Inſtrumente gleichkommt, heißt achtfüßig, weil dann die Pfeife des großen C acht Füße lang iſt. Verdoppelt man dieſes Maß, und gibt mithin den Octaven die Hälfte dieſes Maßes, dann heißt ſie ſechzehnfüßig. Beim gegenwärtigen Orgelbau bindet man ſich nicht mehr an dieſes Längenmaß, ſondern kürzt zu bequemerer Einrichtung die Länge der Pfeifen ab und erſetzt dieſen Abgang durch die Weite.

Fuß oder Schuh, Werkſchuh, iſt ein gewiſſes Längenmaß, das man allenthalben findet, welches aber ſo verſchieden iſt, daß man bei der Anwendung deſſelben im Längenmeſſen allemal erſt anzeigen muß, was für ein Fuß gemeint ſey, wenn die Rechnung ins Kleine geht oder ſehr genau beſtimmt werden ſoll. Er hat ſeinen Namen wahrſcheinlich von dem Fuße eines erwachſenen Menſchen erhalten, deſſen Länge er ungefähr ausmacht. Aus dem Fuße ſind die größern Maße, als Elle, Ruthe, Klafter, Meile ꝛc. zuſammengeſetzt worden. Das Zeichen des Fußes iſt in Schriften ('), z. B. die Scheuer iſt 44' tief. Der Fuß wird überhaupt in den geometriſchen und in den gemeinen Werkfuß eingetheilt. Der geometriſche oder mathematiſche Fuß wird wegen der Bequemlichkeit im Rechnen überall in 10 Zoll oder Daumen abgetheilt, weßwegen er auch beſonders der Decimalfuß heißt, und 10 ſolcher Füße machen eine geometriſche Ruthe. Der gemeine Werkſchuh hingegen hat am gewöhnlichſten 12 Zoll und heißt davon Duodecimalfuß; aber auch in einigen Ländern und Orten enthält derſelbe bald mehr, bald weniger als 12 Zoll. Die drei vorzüglichſten Füße ſind der engliſche, franzöſiſche und rheinländiſche Fuß. Den engliſchen Fuß, welcher in den vereinigten Königreichen Großbritannien und den dazu gehörigen Nebenlanden und Inſeln der geſetzliche Fuß iſt, haben die Mitglieder der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften gegen den pariſer oder franzöſiſchen Fuß, verglichen, wornach man ihn zu 135, 16 franzöſiſche Linien Länge annehmen kann. Dieſer engliſche Fuß auch londoner Fuß genannt — Foot — wird in $\frac{1}{2}$ Span, 3 Hand, 4 Palm, 12 Inches oder Zoll, 96 Parts, 120 Linien, 1200 Theile gethei-

let. Jeder Zoll hat 10 Linien und jede Linie hat 10 Theile. Es vergleichen ſich hiernach 35 engliſche Fuß mit 34 rheiniſchen Fuß; und 49 engliſche Fuß mit 46 franzöſiſchen Fuß. Legt man jedoch diejenigen engliſchen Fußmaße zum Grunde, welche die engliſchen Commiſſionäre ſonſt beim Holzhandel in Deutſchland anwendeten, ſo zeigt ſich jederzeit, daß daſſelbe nur 11 Zoll 3 Linien oder 135 franzöſiſche Linien lang iſt. Nach dieſem Verhältniſſe vergleichen ſich 844 gemeine engliſche Fuß mit 845 gemeinen Füßen; 34 gemeine Füße mit 33 rheiniſchen und 16 gemeine Füße mit 15 franzöſiſchen Füßen; und noch genauer beſtimmt iſt der alte franzöſiſche oder pariſer Fuß, ſonſt auch der königliche Fuß genannt; dieſer hat 12 Zoll, 144 Linien und zu 10 gerechnet 1440, zu 12 aber 1728 Theile der Linien, ſo daß ſich 57 franzöſiſche mit 59 rheiniſchen Fuß vergleichen laſſen, und von 1440 Linientheilen gehen 1355 auf den engliſchen und $1391\frac{2}{3}$ auf den rheinländiſchen; oder 15 franzöſiſche geben 16 engliſche, und 27 franzöſiſche geben 28 rheinländiſche. Der in Deutſchland endlich allgemeinſte und bekannteſte Fuß iſt der rheinländiſche, welcher 12 Zoll, 144 Linien, 1440 Linientheile enthält. Von dieſen Füßen gehen 12 auf eine rheinländiſche Ruthe. Allein die Feldmeſſer rechnen bei geometriſchen Meſſungen die Ruthe zu 10 Fuß, 100 Zoll, 1000 Linien und 10,000 Scrupel. Der Flächenfuß iſt zweierlei, nämlich der Quadrat- oder Kreuzfuß, d. h. 1 Fuß lang und 1 breit; und der Riemenfuß von 1 Fuß Länge und 1 Zoll Breite. Der körperliche Fuß endlich iſt dreierlei: der Kubikfuß, d. i. 1 Fuß lang, breit und hoch; der Schachtfuß, d. h. 1 Fuß lang und breit, aber nur 1 Zoll hoch; und der Balkenfuß iſt 1 Fuß lang, aber nur 1 Zoll breit und hoch. Eine allgemeine Vergleichung der meiſten Füße befindet ſich im 1. Theile des Hausvaters von Münchhauſen, woraus ſie in Krünitz Encyclopädie und viele andere Werke entlehnt worden iſt.

Fuß bezeichnet auch im Bergbau die unterſte Fläche eines Stollens, worauf das Waſſer abläuft; in der Baukunſt den unterſten Theil jedes architektoniſchen Werkes außer dem Grunde; vorzüglich der unterſte Theil der Säulen und Pilaſter, der auch das Schafftgeſims oder die Baſe, und wenn er ganz einfach und platt iſt, eine Plinthe genannt wird. Im Münzweſen, die Einrichtung des innern Gehaltes der Münzen, Münzfuß. Bei der Färberei, die erſte Farbe, die man einem Zeuge gibt, ehe er mit einer andern gefärbt wird. Z. B. blau, ehe die ſchwarze Farbe darauf gefärbt wird. Die Färber ſind daher verbunden, am Rande eines Zeuges ſo viel Farben- oder Fußroſen zu laſſen, als er Füße hat, damit man beurtheilen kann, ob ſie ihm die gehörigen Farben gegeben haben. Der Ausdruck: auf einen großen Fuß leben, ſchreibt ſich von einer Sitte des vierzehnten Jahrhunderts her, nach welcher die Länge des Schuhs den Rang der Perſon anzeigte. Fürſtliche Perſonen trugen Schuhe von $2\frac{1}{2}$ Fuß, Freiherrn von 2 Fuß und gemeine Edelleute von $1\frac{1}{2}$ Fuß Länge. X.

Fußwaſchen, war bei den Orientalen eine Pflicht der Gaſtfreundſchaft, welche der Wirth den bei ihm ankommenden Reiſenden entweder perſönlich, oder durch ſeine Diener leiſtete. Nach der Erzählung des Evangeliſten Johannes Cap. XIII. wuſch Jeſus Chriſtus ſeinen Jüngern am Abende vor ſeinem Todestage die Füße,

um ſie durch dieſe ſymboliſche Handlung Demuth zu lehren. Darin liegt der Grund der noch in der catholiſchen Kirche herrſchenden Sitte, nach welcher Perſonen von hohem Range am grünen Donnerſtage zwölf Armen die Füße zu waſchen pflegen. Auch bei den Mennoniten wird dieſer Gebrauch gefunden. N.

Füßli oder Füßly (Heinrich) bei den Engländern Fuſell genannt, aus einer in der Künſtler- und Gelehrtenwelt berühmten Familie, ein berühmter Künſtler, Verfaſſer der Miltons Gallery, und geiſtvoller Kunſtrichter, deſſen Vorleſungen, in der Kunſtakademie zu London 1801 gehalten, Eſchenburg (Braunſchweig 1803) überſetzt herausgegeben hat. Er iſt geb. 1742. Die Keime ſeiner Virtuoſität empfing er in ſeiner Vaterſtadt Zürich zwiſchen 1750 — 60, wo kurz nach einander Klopſtock, Kleiſt und Wieland die Geiſter bewegt und manches erweckt hatten, was erſt viel ſpäter zur allgemeinen und öffentlichen Kenntniß kam. Nachdem er im J. 1761 mit Lavatern eine Reiſe nach Deutſchland unternommen hatte, ging er nach England, von da 1772 nach Rom. 1778 kehrte er nach England zurück und nahm dort ſeinen beſtändigen Aufenthalt. Über ihn ſiehe auch Göde's England und Wales 3r Thl. S. 112; und Forſter in ſeinen Anſichten. Seine ſämmtlichen Werke nebſt einem Verſuch ſeiner Biographie erſchienen ſeit 1806 in der füßliſchen Kunſthandlung in 4 Heften, Großfol. Die berühmteſten Darſtellungen in dieſer Sammlung ſind: das Geſpenſt des Dion (nach Plutarch), ſchon von Sulzer unter dem Artikel Hiſtorie geprieſen, die Darſtellung der Lady Makbeth und einige Scenen aus dem Eulenſpiegel, an welche ſich Füßli ſchon 1756 machte. Die einfache natürliche Anordnung der letztern, die Beobachtung der reichen und maleriſchen alten Kleidertrachten, der kräftige, dem burlesken Stoffe angemeſſene und doch nicht in widerliche Caricatur übergehende Ausdruck beweiſen die Meiſterſchaft des Künſtlers, ferner Hercules im Kampf mit des Diomedes menſchenfreſſenden Roſſen iſt ein Verſuch, ein Gemälde aus der Gallerie des Sophiſten Philoſtratus zu verkörpern; der Kronenräuber in Shakſpeares Hamlet iſt das letzte Stück der erſten Abtheilung. Füßli gehört zu den größten jetzt lebenden Malern; ſein Muſter iſt Michel Angelo, ſeine kühnen Arbeiten verlieren ſich oft ins Übertriebene und Ungeheure.

Fuſtage, die Einfaſſung von Waaren, oder das Gefäß, worin Waaren enthalten ſind oder verſandt werden. Fuſti iſt in der Kaufmannsſprache der Abgang der Waare, der für Beſchmutzung oder Beſchädigung gerechnet wird. Fuſtirechnung, die Abgangsrechnung oder die Rechnung über das Zerbrochene, Verdorbene oder Mangelhafte der eingehandelten Waaren, wofür auch die Kaufleute die Wörter Refacti und Gerbelur gebrauchen.

Verzeichniß

der

im dritten Bande enthaltenen Artikel.

D.	Seite 1	Dairi	Seite 11
Da Capo	—	Daktyliothek	—
Dach	—	Dalai-Lama	—
Dach (Simon)	2	Dalayrac	12
Dachs	—	Dalberg	13
Dachshund	—	Dale	15
Dachſtuhl	—	Dalecarlien	—
Dacien	—	Dalechamps	—
Dacier (André)	3	Dalembert	—
Dacier (Anne Le Fevre)	4	Daleminzier	—
Dactyliographik	5	Dalin	—
Dactyliothek	—	Dalläus	16
Dactylologie	6	Dalmatica	—
Dactylus	—	Dalmatien	—
Dädalien	7	Dalrymple	17
Dädaliſch	8	Dal segno	—
Daendels	—	Dalton	—
Dagg	9	Damaſcenus	—
Dagobert	—	Damaſciren	—
D'Agueſſeau	—	Damask	18
Dahlberg	10	Damaſt	—
Daille	—	Dame	19
Dain (Le)	11	Damiat	—

Damiens	Seite 19	Datis	Seite 57
Dämmerung	20	Dattelbaum	--
Dämmerungskreis	—	D'Auban	---
Dämmerungsvogel	—	Daubenton	59
Dämon	—	D'Aubigné (Franzisca)	---
Damon	24	D'Aubigné (Theodor Agrippe)	---
Dampf	25	D'Aubigny	60
Dampfbad	—	Daun	—
Dampfkugel	26	Daunou	61
Dämpfer	—	Dauphin	—
Dampfmaschine	—	Davenant	—
Dampfmeſſer	27	David	62
Dampier	—	David (Jac. Louis)	63
Dānae	—	Davila	64
Danāer	28	Davis	—
Danaïden	—	Davouſt	—
D'Ancourt	—	Davy	66
Dandolo	29	Daw	—
Daneau	—	Dazincourt	—
Danebrog-Orden	—	Debandade	67
Dänemark	—	Debatte	—
Dänen	33	Debūre	—
Daniel	—	Decade u. ſ. w.	—
Daniel	34	Decagon	—
Daniels	35	Decameron	—
Däniſche Sprache	—	Dēcan	—
Daniſchmend	38	Decān	—
Dank	—	Dechiffrirkunſt	68
Dankelmann	—	Deciare u. ſ. w.	70
Danneker	39	Decimalrechnung	—
Dante	—	Decime	—
Danton	42	Decimiren	—
D'Anville	44	Deciſion	—
Danz	—	Decius	71
Danzi	—	Decke	—
Danzig	—	Declamation	72
Daphne	46	Declination	75
Daphnis	—	Decoration	—
Dārdanus	—	Decreſc.	76
Dares	47	Decretalen	—
Dardanarius	—	Decrete	—
Dardanellen	—	Deduction	77
Darien	—	Defenſion	—
Darjes	48	Defenſioner	78
Darkus	49	Defenſivallianz	—
Darlehn	51	Defilé	—
Darm	52	Definiren	—
Darmſtadt	—	Defterdar	79
Darre	53	Degen	—
Darſtellung	—	Degen	—
Daru	56	Degerando	—
Darwin	—	Degradation	—
Daſymeter	57	Dehnbarkeit	80
Dātames	—	Deich	—
Dathe	—	Deïdameia	81
		Deïphobe	—

Deismus	Seite 82	Deſeze	Seite 113
Dejanira	—	Deshoulieres	114
Dejeuné	83	Deſilles	115
Dējoces	—	Desmologie	—
Dejōtarus	—	Desmoulins	—
Delaware-Bay	—	Desorganiſiren	116
Delegatus	84	Despotismus	—
Delft	—	Deſſalines	—
Delia	—	Deſſau	117
Delille	—	Deſſert	118
Delios	88	Deſtilliren	—
Dellamaria	—	Destouches	119
Delos	—	Detachement	120
Delphi	89	Detail	—
Delta	91	Determiniren	121
Demagog	—	Determinismus	—
Demant	—	Detmold (Lippe)	—
Demarcationslinie	—	Deukalion	122
Dēmeter	92	Deutſche Baukunſt	—
Demetrius	—	Deutſche Induſtrie und Kunſt	123
Demiurg	93	Deutſche Literatur	125
Demokratie	—	Deutſches Meer	134
Demokrit	—	Deutſche Muſik	—
Demonſtration	96	Deutſche Philoſophie	136
Demonſtriren	—	Deutſche Poeſie	137
Demōſthenes	—	Deutſche Proſa	143
Demouſtier	98	Deutſches Recht	144
Denār	99	Deutſche Ritter	—
Dendriten	—	Deutſche Schule	145
Dendrometer	—	Deutſche Sprache	146
Denham	—	Deutſches Theater	151
Denīna	100	Deutſchland	153
Denis (St.)	—	Devalvation	165
Denis	101	Deviſe	166
Denken	102	Devolution	—
Denkfreiheit	103	Dey	167
Denkmale	104	Diāconus	—
Denkmünzen	106	Diadem	—
Denkſchriften	—	Diagnōſis	—
Denkungsart	—	Diagonallinie	168
Denkwürdigkeiten	—	Diāgoras	—
Denner	107	Diakuſtik	—
Dennewitz	—	Dialect	—
Denon	—	Dialectik	—
Departement	—	Diallele	—
Dephlogiſtiſiren	108	Dialog	169
Deployiren	—	Dialogiſch	170
Depōnens	109	Diamant	—
Deportation	—	Diāmeter	172
Depot	—	Diana	—
Deputations-Hauptſchluß	—	Dianenbaum	173
Derwiſch	110	Diaphanometer	174
Deſaix	—	Diät	—
Descartes	111	Diatoniſch	175
Deſerteur	113	Diaz	—

Dichotomie	Seite 175	Dioptrik	Seite 194
Dichten	—	Dioſcuren	—
Dichtigkeit	—	Diphthong	—
Dictator	176	Diplom	—
Dictatur	—	Diplomatie	—
Diction	—	Diplomatik	196
Didaktik	—	Diplomatiſches Corps	199
Didaktiſche Poeſie	177	Dipodie	—
Didaskalien	—	Dippel	—
Diderot	—	Diptychon	200
Dido	179	Directorialcanton	—
Didot	—	Directorium	—
Didotiſche Lettern	180	Dis	201
Didymäus	—	Dis (Pluto)	—
Diebſtahl	—	Discant	—
Diebsorgan	—	Discantſchlüſſel	—
Dienſtbarkeit	—	Disciplin	—
Dieten	—	Discontiren	—
Dieppe	—	Discordia	202
Dietrich	181	Discortionsgeld	—
Diezzar	182	Discretionstage	—
Diffamationsklage	—	Discurſiv	—
Differenzialrechnung	—	Discus	—
Diffeſſion	183	Disjunction	—
Digeſta	—	Disparat	—
Digeſtion	—	Dispenſation	203
Dignitarien	—	Dispenſatorium	—
Dijambus	—	Diſpondäus	—
Dijon	—	Disputation	—
Dike	—	Diſſenters	—
Dilemma	—	Diſſidenten	204
Dilettant	184	Diſſonanz	205
Diligence	—	Diſtanz	—
Dimenſion	—	Diſtreſa	—
Diminuendo	—	Diſtichon	—
Diner	—	Distoniren	—
Ding	185	Diſtribution	206
Dingliches Recht	186	Dithmar	—
Dinte	—	Dithyrambus	—
Dinten (ſympathetiſche)	—	Dittanakläſis	—
Dio Caſſius	187	Dittersdorf	—
Diöces	—	Divan	207
Diodōrus	188	Diverſion	—
Diŏgenes	—	Divertiſſement	—
Diōgenes	—	Dividende	—
Diokletian	190	Divination	—
Diomēdes	—	Diviſion	—
Dion	191	Dnieper	208
Dionäa	—	Dnieſter	—
Diōne	192	Dobber	—
Dionyſien	—	Dobberan	—
Dionyſius	—	Docke	—
Dionyſius	—	Doctorwürde	—
Dionyſos	193	Doctrin	209
Diopter	—	Dodōna	—

Dodwell Seite 209
Doge —
Dogma —
Dogmatik 210
Dogmatismus —
Dogmatiſch 211
Dohm —
Dohna 213
Dolce 214
Dolci —
Dolder —
Dolgorucki —
Dollar 215
Dollmann —
Dollond —
Dolmetſcher —
Dolomieu —
Dom —
Domainen 216
Dombrowsky 217
Domcapitel —
Domenichino —
Domherrn —
Domicilium 218
Dominante —
Dominicalſteuer —
Dominium —
Domingo (St.) —
Dominicaner 223
Dominicus —
Dominique —
Dominiren —
Domingo —
Domitianus —
Don 225
Donatiſten —
Donativgelder —
Donatus —
Donau —
Donaumoos 226
Don Carlos —
Doneau —
Don gratuit —
Donner (G. R.) —
Donner —
Doppelbuchhaltung 228
Doppelflinte —
Doppelflügel —
Doppelhaken —
Doppelſchlag —
Dorat —
Dordrecht 229
Doria 230
Dorigny —
Doriſch —
Dörnberg Seite 231
Dörpt (Dorpat) 232
Dorſet 233
Dortmund —
Doſſo —
Douane —
Doublirſchritt 234
Douchebäder —
Doux Le —
Dover —
Dow —
Doyen 235
Drache 236
Drachma 237
Draco —
Dragant 238
Dragoman —
Dragoner —
Draht —
Drake —
Drakenborch 239
Drama —
Dramaturgie 241
Draper 242
Draperie —
Drapierer —
Drath —
Drayton 243
Drebbel —
Drechſeln 244
Dregg 245
Drehbank —
Dreidecker —
Dreieck —
Dreieinigkeit —
Dreiklang —
Dreißigjähriger Krieg 246
Dreiſtimmig 249
Dreizack 250
Dreſchen —
Dresden 251
Dreyer 252
Driller —
Drogoman 253
Droit d'Aubaine —
Droits réunis —
Dromedar —
Drontheim —
Droſometer 254
Droſt —
Drottingholm —
Drouais —
Drouet 255
Druck —
Drucken 256

Drucker	Seite 256
Druckfreiheit	—
Druckwerk	257
Druiden	—
Druſe	258
Druſen	—
Drüſen	—
Druſus	259
Dryaden	260
Dryden	261
Dſchingis-Chan	262
Dualismus	—
Dublin	—
Dublone	263
Duboccage	—
Dubois	—
Dubos	264
Ducange	—
Ducas	—
Ducaten	265
Ducaton	—
Duchesne	—
Ducis	—
Duclos	266
Ducos	—
Du Deffand	267
Duegna	268
Duell	—
Duero	269
Duett	—
Dufresne	270
Dufresnoy	—
Dufresny	—
Dughet	271
Duglas	—
Duguay-Trouin	—
Dugommier	272
Duhamel	273
Dujardin	—
Duisburg	—
Duldung	—
Dulcigno	274
Dulon	—
Dult	—
Dumas	—
Dumesnil	275
Dumouriez	—
Dumpler	278
Düna	—
Dünen	279
Düngung	—
Dunkel	280
Dünkirchen	—
Dunois	281
Duns	—
Dünſte	Seite 281
Dunſtkreis	282
Durchmeſſer	—
Duodecimalſyſtem	—
Duodecime	—
Duodrama	—
Du Paty	—
Dupleix	283
Duplicität	284
Duplik	—
Duplicat	—
Dupliren	—
Duplirſchritt	—
Dupont	—
Duquesne	285
Dur	—
Durand	286
Durandus	—
Durante	—
Durchbrechen	—
Durchdringlichkeit	287
Durchgang	—
Durchlaucht	—
Durchmeſſer	—
Durchſchnitt	—
Durchſichtigkeit	—
Durchzeichnen	288
Durchziehen der Treffen	—
Dürer	—
D'Urfé	290
Durlach	—
Duroc	—
Dürrenberg	291
Durſt	—
Duſch	292
Duſſek	—
Düſſeldorf	293
Duumvirat	—
Duval	—
Dyarchie	295
Dyer	—
Dyk	—
Dynamik	296
Dynaſt	—
E.	297
Ebbe und Fluth	—
Ebenbaum	298
Eberhard	—
Ebersberg	300
Ebersdorf	301
Ebert	302
Eccehomo	303
Echelon	—
Echiniten	—

Echiquier	Seite 304
Echo	—
Echo	—
Ekhell	305
Eckmühl	—
Eclectiker	307
Ecole polytechnique	—
Edam	308
Edda	—
Edel	—
Edelink	—
Edelſteine	—
Eden	310
Edenburg	—
Edgeworth de Fermon	—
Edict	—
Edict von Nantes	—
Eduard	311
Eduard	—
Eduard I.	312
Eduard III.	313
Eduard VII.	315
Eduard (Carl)	—
Effectenhandel	318
Effendi	319
Eger	—
Egeria	—
Eginhard	—
Egmont	320
Egoismus	321
Ehe	—
Ehebruch	324
Ehehaft	—
Ehehinderniſſe	—
Eheloſigkeit	325
Ehepacten	—
Eheſcheidung	—
Eheverlöbniß	—
Ehre	—
Ehrenbreitſtein	327
Ehrenlegion	—
Ehſtland	329
Ei	330
Eichen	331
Eichsfeld	—
Eid	—
Eiderdunen	332
Eidgenoſſenſchaft	333
Eierſtock	—
Eiferſucht	—
Eigendünkel	334
Eigenliebe	—
Eigennutz	—
Eigenſchaft	—
Eigenſinn	—
Eigenthum	Seite 335
Eigenwille	336
Eigene Wechſel	—
Eilau	—
Eimer	—
Einbalſamiren	—
Einbildungskraft	—
Einfalt	338
Einflüſſe	339
Eingelegt	340
Eingeweide	—
Eingeweidewürmer	341
Einheit	—
Einklang	—
Einlaſſung auf die Klage	—
Einlegen	—
Einreden	—
Einſamkeit	—
Einſpielen	—
Einſtandsrecht	—
Einſtimmen	342
Eis	—
Eis (künſtliches)	343
Eiſen	344
Eiſenach	345
Eiſerner Brief	—
Eisleben	—
Eismeer	—
Eispalaſt	—
Eispunkt	—
Ekhof	346
Eklipſe	—
Ekliptik	347
Ekloge	—
Ekſtatiker	—
Elaſticität	—
Elba	350
Elbe	354
Elbée (d')	—
Elberfeld	355
Elbeuf	356
Elbing	—
Eldorado	357
Electra	—
Electricität	—
Electricität (thieriſche)	360
Electriſche Batterie	—
Electriſirmaſchine	—
Electrometer	361
Electrophor	—
Elegante Zeitung	362
Elegie	363
Elemente	363
Elephantenorden	367
Elephantiaſis	—

Eleuſis	Seite 367
Eleutheronomie	369
Elfen	—
Elfenbein	370
Eliſa	—
Eliſabeth von England	—
Eliſabeth von Frankreich	373
Eliſabeth von Preußen	375
Eliſabeth von Rußland	376
Eliſabeth (die heilige)	377
Eliſion	378
Elite	—
Elleviou	379
Elliot	—
Eloges	381
Elſaß	382
Elyſium	383
Elzevir	—
Email	384
Emanation	—
Emancipation	385
Emanuel	387
Embden	—
Embargo	388
Emblem	—
Embryo	—
Embs	—
Emeritus	—
Emeticum	—
Emigranten	—
Emilan	390
Eminenz	—
Emir	—
Emiſſar	—
Emmerich	—
Empedokles	391
Empfängniß	392
Empfindlichkeit	393
Empfindniſſe	—
Empfindſamkeit	—
Empfindung	—
Emphaſis	—
Emphyteuſe	—
Empirie	394
Empörung	—
Encriniten	—
Encyclopädie	—
Encyclopädie (franzöſiſche)	396
Endemie	397
Endoſſiren	398
Endreime	399
Endymion	—
Energie	—
Engel	—
Engel (J. J.)	400
Engelsburg	Seite 401
Enghien	—
England	402
Engliſche Gärten	410
Engliſches Horn	—
Engliſche Kirche	—
Engliſche Krankheit	—
Engliſche Literatur	—
Engliſche Poeſie	421
Engliſches Theater	422
Engliſche Sprache	426
Engliſcher Tanz	428
Engliſche Verfaſſung	—
Enharmoniſch	—
Enkauſtik	—
Enneper Straße	430
Ennius	—
Enſemble	—
Entern	431
Entführung	—
Enthuſiasmus	—
Entomologie	—
Entreact	—
Entſatz	—
Entwickelung	432
Envoyé's	—
Eon de Beaumont	—
Eos	435
Epacten	—
Epaminondas	—
Epaulette	436
Epée (Abbé de l')	—
Epernay	437
Ephemeriden	—
Epheſus	438
Ephorus	—
Epictet	439
Epicur	—
Epicuräer	440
Epicykel	441
Epidemie	—
Epidermis	442
Epigeneſie	—
Epiglottis	443
Epigonen	—
Epigramm	—
Epigraphe	—
Epilepſie	444
Epilog	—
Epimetheus	—
Epiphania	—
Epiphonem	—
Epiphora	—
Epirus	445
Epiſche Dichtungsart	—
Epiſcenium	446

Epiſcopalen Seite 446
Epiſode —
Epiſtel 447
Epistolae obscurorum virorum —
Epithalamium 448
Epoche —
Epode —
Epopee —
Epopten —
Epos —
Eraſmus 451
Erato 452
Erbadel 453
Erbämter —
Erbeinigung —
Erbfolge —
Erblehen —
Erbpacht —
Erbſünde —
Erbvertrag 454
Erbzins —
Ercilla y Zuñiga —
Erdäpfel 455
Erdaxe 456
Erdbad —
Erdbeben —
Erdbeſchreibung 457
Erdbohrer —
Erdbrand —
Erde —
Erdenge 460
Erdferne —
Erdfette —
Erdgürtel —
Erdmandeln —
Erdmannsdorf —
Erdmeßkunſt 461
Erdſeife —
Erdſpiegel —
Erdſtrich —
Erdzunge 462
Erebus —
Eremit —
Erfahrung —
Erfahrung in der Arzneikunde 463
Erfahrungsſeelenlehre 465
Erfindung —
Erfurt 466
Erhaben 467
Erhard —
Erich 469
Eridanus —
Erinnerung —
Erinnyen —
Eris —
Erkenntniß Seite 470
Erklärung 471
Erlach (R. L. von) —
Erlach (C. L. von) 473
Erlangen 474
Ernährung —
Erneſti 475
Ernſt I. 476
Ernſt II. 478
Ernſt (Churfürſt) 479
Eroberung —
Eros 480
Erotiſch —
Erregungstheorie —
Errungenſchaft 483
Erſcheinung —
Erskine —
Erycine —
Erymanthos —
Eryſichthon —
Erz 484
Erz —
Erzählung —
Erzgebirge —
Erziehung 485
Erziehung (phyſiſche) 487
Eſchen 489
Eſchenbach 490
Eſchenburg —
Escorial —
Eſelsfeſt 491
Eskimo's —
Eskurial —
Esmenard 492
Eſoteriſch —
Espagnolet —
Eſpinaſſe (J. de l') 493
Eſplanade 495
Eſpremenil —
Eſquire 496
Eß —
Eßlingen —
Eſſäer —
Eſſen 497
Eſſen (Graf von) —
Eſſex 498
Eſſig 499
Eſtaing (d') —
Eſthen 500
Eſte —
Eſterhazy —
Eſtocq (L') —
Eſtrade 502
Eſtrées (Gabriele d') —
Eſtrées (L. C. Du d') 503

Etappen Seite 503
Ethik —
Ethnographie —
Etienne 504
Etienne —
Etikette —
Etruria —
Etrurien —
Etymologie 507
Eucharistie —
Euclides —
Eudämonismus 508
Eudiometer —
Eudocia —
Eudoxie Feodorowna —
Euduranion 509
Eugen (Prinz) —
Eugen Beauharnois 511
Eule 512
Eulenſpiegel —
Euler 513
Eumeniden 514
Eunomia —
Eunuch —
Eupen —
Euphronismus 515
Euphon —
Euphonie —
Euphrates —
Euphroſyne —
Eurhythmie 516
Euripides —
Euripus 518
Europa —
Europa, Europäer —
Eurotas 524
Eurus —
Euryale —
Eurydice —
Eurynome —
Euryſtheus —
Euſebia —
Euſebius —
Euſtachi —
Euſtathius 525
Euterpe —
Euthanaſia —
Eutin —
Eutropius —
Eva —
Evalvation —
Evan —
Evangelium —
Evergeten 526
Eviction —
Evidenz Seite 526
Evolutionen —
Evolutionstheorie —
Evremont —
Ewald 527
Ewig —
Ewige Einkünfte —
Ewiger Friede —
Exantheme 528
Exarchat —
Exception —
Exchequer —
Excommunication 529
Excuſſion —
Execution —
Exegeſe —
Exequiren 530
Exil —
Exorcismus —
Exoteriſch —
Expanſion —
Experiment —
Explorator —
Exploſion 531
Exponent —
Expoſition —
Extenſion —
Externſteine —
Eyk —
Eylau 532

F. 534
Fabel —
Fabius Maximus 536
Fabius Pictor —
Fabliers —
Fabre d'Eglantine —
Fabricius (Cajus) 537
Fabricius (J. A.) 538
Fabrik 539
Façade —
Facette —
Fachingen —
Fächſer —
Fackeltanz —
Fac simile 540
Factor —
Factur —
Facultäten —
Faden —
Fagott —
Fahne 541
Fahneneid —
Fahrbüchſe —

Fahrenheit	Seite 542
Fährte	—
Fakir	—
Falconet	—
Falerner Wein	543
Falk	—
Falkenbeize	544
Falkiren	545
Falklandsinſel	—
Fall der Körper	546
Fallgut	547
Falliment	—
Fallſchirm	551
Falſarius	—
Falſch	—
Falſches Licht	552
Falſet	—
Faltenwurf	—
Falter	—
Fama	—
Familienrath	—
Fanal	553
Fanatismus	—
Fandango	554
Fanfare	—
Fang	—
Fantaſie	—
Farao	—
Farbe	—
Farbenclavier	555
Farbengebung	—
Farbenlehre	556
Farbenlehre (götheſche)	558
Färberröthe	—
Farce	559
Farinelli	—
Farneſe	561
Farneſiſcher Palaſt	—
Farquhar	562
Faſanerien	—
Faſces	—
Faſch	563
Faſchinen	—
Faſching	—
Faſten	—
Faſti	—
Faſtnacht	—
Fatalismus	566
Fata Morgana	—
Fatum	—
Fäulniß	567
Fauna	568
Faunen	—
Fauſt	569
Fauſt	571
Fauſtina	—

Fauſtrecht	Seite 571
Favart	573
Faxardo	574
Fayance	575
Fayette (La)	—
Fayette (Gräfin La)	579
Fea Carlo	—
Febvre (Le)	—
Febronius	581
Fecialen	—
Fechtkunſt	—
Feder	—
Federharz	582
Federici	583
Federkraft	—
Feen, Feenmährchen	—
Fegefeuer	585
Fehde	586
Fehmgericht	—
Fehrbellin	—
Feierlich	—
Feldgeſchrei	—
Feldmarſchall	587
Feldwacht	—
Felicitas	—
Fellenberg	—
Felloplaſtik	591
Felonie	—
Fenelon	—
Feodor	593
Ferdinand (Kaiſer)	—
Ferdinand IV. von Neapel	596
Ferdinand der Catholiſche	—
Ferdinand VII. von Spanien	597
Ferdinand (Ludwig), Pr. von Preußen	600
Ferduſi	601
Ferguſon	602
Fermate	603
Ferment	—
Fernambuco	—
Ferne	—
Ferner oder Firner	—
Ferney	—
Fernglas	—
Fernow	—
Fernrohr	606
Feronia	608
Ferrara	—
Ferro	—
Ferſen	—
Feſcenniſche Verſe	610
Feſch	—
Feß	—
Feßler	611
Feſt- und Feiertage	612

Artikel	Seite
Feſtigkeit	Seite 612
Feſton	613
Feſtung	—
Feth = Ali = Schah	614
Fetiſchismus	—
Fett	615
Feudalrecht	—
Feudalſyſtem	—
Feuer	—
Feuer	616
Feuerbeſtändig	—
Feuerdienſt	—
Feuerkugel	—
Feuerland	617
Feuerprobe	—
Feuerverſicherung	—
Feuillans	618
Fiacre	—
Fibel	—
Fiber	—
Fichte	—
Fichtelberg	620
Fidalgo	—
Fideicommiß	621
Fides	—
Fidibus	—
Fieber	—
Fielding	626
Fiesco	627
Figur	631
Filament	632
Filangieri	—
Filial	633
Filigrame	—
Filoſelle	—
Filtriren	—
Fin.	—
Finale	—
Finanzwiſſenſchaft	634
Findelhäuſer	636
Fingal	—
Fingalshöhle	637
Fingerſetzung	—
Finisterrä	—
Fink	—
Finkenſtein	—
Finnen	638
Finſterniß	639
Finſtere Kammer	640
Finte	—
Firma	—
Firmament	641
Firme	—
Firmeln	—
Firmian	—
Fiſcal	Seite 642
Fiſch	—
Fiſchart	644
Fiſcherring	645
Fiſcus	—
Fiſtel	646
Fiſtel	—
Fix	—
Fixſterne	—
Fladenkrieg	647
Flächſen	—
Flagellanten	648
Flageolet	649
Flagge	—
Flamändiſche Schule	—
Flamme	—
Flanke	650
Flaſche	—
Flaſchenzug	—
Flaſſan	651
Flau	—
Flauto	652
Flaxman	—
Flechier	—
Flechten	—
Fleiſch	653
Fleiſch	—
Flemming	—
Fleſche	654
Fletcher	—
Fleurus	—
Fleury	655
Fleury (Claude)	656
Fleury	—
Flibuſtier	—
Fliege	659
Fliegend	660
Fließend	—
Flinte	—
Flintenſtein	661
Flintglas	—
Flora	—
Florin	—
Florentiner Lack	—
Florenz	—
Floretſeide	662
Florian	—
Florida	664
Florida Blanca	—
Flöte	665
Flötz	—
Flott	—
Flüchtigkeit	666
Flügel	—
Flugmaſchine	—

Flurbuch	Seite 667
Fluß	—
Fluß	—
Fluß	—
Flußgalle	—
Flüſſigkeit	668
Fluth	—
Flynz	—
Fo	—
Focus	671
Föderativſyſtem	—
Foix (Saint)	—
Folard	672
Folie	673
Folie d'Espagne	—
Folter	—
Fonds	—
Fontaine (La)	674
Fontainebleau	77
Fontana	—
Fontanell	—
Fontanes	—
Fontanges	—
Fontenai	678
Fontenelle	—
Fontinalien	679
Forte	630
Forbans	681
Forioso	—
Forkel	—
Form	—
Formale	—
Formen	682
Formula Concordiae	—
Forſt	—
Forſter (J. R.)	690
Forſter (G.)	692
Fort (Le)	698
Fortdauer nach dem Tode	699
Forte	700
Fortepiano	—
Fortinguerra	701
Fortuna	—
Forum	702
Foſſilien	703
Fötus	—
Fouché	704
Fouqué	705
Fouquier Tinville	706
Fourcroy	708
Fourier	709
Fox (Georg)	—
Fox (C. J.)	710
Fracaſtoro	715
Fractur	716
Fragmente (wolfenbüttelſche)	S. 716
Fraiß	—
Franc	—
Franciscus von Aſſiſi	—
Frank	—
Franke (A. H.)	—
Franke	721
Franken	—
Frankenhauſen	—
Frankfurt (Großherzogthum)	—
Frankfurt a. M.	723
Frankfurt a. d. Oder	724
Franklin	—
Frankreich	728
Franz von Aſſiſi	761
Franz I. von Frankreich	—
Franz II. von Frankreich	764
Franz I., deutſcher Kaiſer	765
Franz I., Kaiſer v. Oeſterreich	766
Franciscanerorden	768
Franzöſiſches Decimalſyſtem	—
Franzöſiſche Gerichtsverfaſſung und Prozeß	769
Franzöſiſche Geſetzgebung	770
— Kunſt	772
— Malerei	—
— Muſik	776
— Poeſie	780
— Schule	786
— Sprache	—
Franzöſiſches Recht	788
— Theater	—
Franzweine	793
Frascati	—
Frauen	—
Frauenglas	797
Frauenlob	—
Frauenmilch	—
Frauenſommer	—
Fräulein	798
Fregatte	—
Freher	—
Freia	—
Freibeuter	—
Freiberg	—
Freibriefe	799
Freiburg	808
Freicorps	809
Freidank	—
Freie Kunſt	—
Freigeding	—
Freigeiſt	—
Freigelaſſene	810
Freigericht	—
Freigraf	—

Freigut Seite 810
Freihafen —
Freiheit 811
Freiheit (kirchliche) 812
Freiheitsbaum 816
Freiheitsbrief —
Freiherr —
Freimaurer —
Freimüthige 829
Freinsheim —
Freiſaſſe 830
Freiſtatt —
Freitag 831
Frejus —
Fremdenbill —
Freret —
Freron 832
Fresco 834
Freudenpferd 835
Freundſchaftliche Inſeln —
Freya —
Friaul 836
Friction —
Friedensfürſt —
Friedensgerichte —
Friede 837
Friedensſchluß —
Friedensſchlüſſe 839
Friedland 849
Friedland (Schlacht bei) —
Friederike (S. W.) 851
Friedrich I., der Rothbart 853
Friedrich II. 855
Friedrich der Gebiſſene 855
Friedrich der Sanftmüthige 858
Friedrich der Weiſe —
Friedrich V. —
Friedrich VI. —
Friedrich Wilhelm (der große Churfürſt) 859
Friedrich III. (Churfürſt von Brandenburg und erſter König von Preußen) 863
Friedrich Wilhelm I. 864
Friedrich II. 866
Friedrich Wilhelm II. 875
Friedrich Wilhelm III. 879
Friedrich Carl Joſeph 884
Friedrich Heinrich Ludwig —
Friedrich (C. D.) 887
Friedrich Wilhelm I., König von Wirtemberg 889
Fries —
Frieſel 890
Frieſen Seite 890
Frigga —
Friſiren —
Friſt —
Fritta 892
Frohndienſte —
Frohnfaſten —
Frohnleichnam —
Froiſſard (Jean) 893
Fronde 994
Frondeurs —
Frondsberg (Georg) —
Fronte —
Frontignan —
Frontinus (Sextus Julius) 895
Froſchmäusler —
Froſt —
Froſtableiter 896
Froſtig —
Frucht —
Fruchtbringende Geſellſchaft —
Fruchtſtück 896
Fruchtwein —
Fructidor 897
Frühling —
Frühlingsnachtgleiche 899
Fuge —
Füger (Fr. Heinr.) 900
Fugger 901
Fühlhörner 905
Fühl —
Fulda —
Füllung 906
Fundirte Schuld —
Fungiten —
Für und vor —
Furca 907
Furcht 908
Furchtbar —
Furien —
Furioso —
Fürſt 909
Fürſtenbund 913
Fürſtenrecht 914
Fürſten, oder Landesſchulen 915
Füſelier 917
Füſtlade —
Fuß (in der Verskunſt) —
Fuß (auch Fußton) 918
Fuß oder Schuh —
Fuß —
Fußwaſchen —
Füßli —
Fuſtage —

Anzeige.

Anzeige.

Bei dem Verleger des Converſations-Lexicons ſind im J. 1814 folgende Schriften erſchienen und bei ihm, ſo wie in allen andern Buchhandlungen um beigeſetzte Preiſe zu bekommen.

Auch ein Wort über unſere Zeit. 1. Von der unterſcheidenden Eigenthümlichkeit derſelben. 2. Was ſie von den in ihr Lebenden fodere. 3. Was ſie ihnen gewähre. 8. 6 Gr.

Baumgarten-Cruſius, Carl, vier Reden über Vaterland, Freiheit, deutſche Bildung und das Kreuz. An die deutſche Jugend geſprochen. 8. 14 Gr.

Bibliothek neuer engliſcher Romane. Erſter Band, enthaltend: Die Denkwürdigkeiten des Grafen von Glenthorn, von Miß Edgeworth, überſetzt von Caroline von Woltmann. 8. 1814. 1 Thlr. 8 Gr.

— — 2r Band, enthaltend: Schleichkünſte, von derſelben Verfaſſerin und Ueberſetzerin. 8. 1814. 1 Thlr. 8 Gr.

Briefe über Hamburgs und ſeiner Umgebungen Schickſale während der Jahre 1813 und 1814. Geſchrieben von einem Augenzeugen im Sommer und Herbſt 1814. 8. Erſtes Heft. 20 Gr.

Bouilly, (J. N., Verfaſſer des Schauſpiels: Der Taubſtumme) Rath für meine Tochter, in Beiſpielen aus der wirklichen Welt. 2 Bändchen. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Converſations-Lexicon, oder encyclopädiſches Handwörterbuch für gebildete Stände. 1—5r Band. (A—L.) Der Pränumerations-Preis auf das ganze, aus 10 Bänden beſtehende, Werk

iſt auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr. und auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr.

Curths, C., die Schlacht bei Breitenfeld unweit Leipzig am 7. September 1631 und die Schlacht bei Lützen am 7. November 1632. Zwei Scenen des dreyßigjährigen Kriegs und Gegenſtücke zu den Schlachten bei Lützen am 2ten Mai 1813, und bei Leipzig am 16., 18. und 19. October 1813. 8. 9 Gr.

— — — die Bartholomäus-Nacht 1572. Ein Fragment aus der Geſchichte der Vorzeit Frankreichs. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Dante Alighieri, die göttliche Komödie. 2r Theil. Das Fegefeuer. Übersetzt von Ludwig Hain und L. Kannegieſser. 1 Thlr. 16 Gr. (1r und 2r Theil 3 Thlr. 8 Gr.)

Deutſche Blätter. 2r — 6r Band. (Jeder von 40 — 42 Bogen) à 1 Thlr. 8 Gr. (Wöchentlich erſcheinen 3 Bogen.)

Deutſchlands Erlöſung im Jahr 1813. Ein National-Singſpiel. gr. 8. 6 Gr.

Ersch, Prof. J. S., Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. In 2 Bänden. (complet 10 Thlr.) Zweiten Bandes 2e, 3e und 4e (die letzte) Abtheilung.

Einzeln ſind dieſe Abtheilungen zu erhalten, unter den Titeln:

Ersch, Prof. J. S., Literatur der Geschichte und deren Hülfswissenschaften (Geographie und Statistik). gr. 8. 2 Thlr.

— — — Literatur der schönen Künste. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

— — — Literatur der vermischten Schriften. gr. 8. 10 Gr.

NB. Die General-Register zum ganzen Werk sind auch einzeln zu erhalten für 1 Thlr. 20 Gr.

Fanfaronaden, hundert und etliche, des Corſicaniſchen Abenteurers Napoleon Buona-Parte, Ex-Kaiſers der Franzoſen. Syſtematiſch geordnet cum notis variorum. 8. 16 Gr.

Federſtreiche, oder Lebenslauf des Ex-Kaiſers der Franzoſen, in drei Büchern Epigramme. 8. 9 Gr.

Gemälde, politiſches, von Europa nach der Schlacht bei Leipzig am 16—19ten October 1813. Geſchrieben zu London am 4ten December 1813. Aus dem Franzöſ. vom Marquis de Maiſonfort. Mit Anmerkungen und einer Frage: was hofft Europa ſeit dem 3. April 1814? gr. 8. 12 Gr.

Gerning, J. J. von, die Heilquellen am Taunus. Ein didaktisches Gedicht in vier Gesängen. Mit Erläuterungen, sieben Kupfern und einer Karte. 4. 5 Thlr.

— — — daſſelbe, ohne die Kupfer, aber mit Karte. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Grundriß practiſcher Lebensweisheit. 8. 6 Gr.

Kanonen = Säule oder der Sieges = Obelisk in Moskau, mit einem Commentar darüber 8. 4 Gr.

Lüders, Ludwig, welthiſtoriſche Anſicht vom Zuſtande Europa's am Vorabende vor der Schlacht bei Leipzig am 16—19. October 1813. Mit einem Plane von der Schlacht bei Lützen am 2. Mai 1813. 8. 14 Gr.

Der Miniſter Graf von Montgelas unter der Regierung Königs Maximilians von Bayern. 8. 6 Gr.

Oriflamme, die, oder der Pariſer Enthuſiasmus unter Napoleon dem Großen, Kaiſer der Franzoſen; eine Sammlung merkwürdiger vor der Aufführung dieſer Oper in Paris gewechſelter Briefe, als ein Beitrag zu der franzöſiſchen Kunſt, das Volk gegen ſein eignes Herz und ſeinen Verſtand zu bearbeiten. (Von Rehfues.) 8. 9 Gr.

Politiſche Stachelnüſſe, gereift 1813. Herausgegeben von Spiritus Asper. 12. 5 Gr.

Der Ruſſiſche Feldzug im Jahr 1812, von Robert Ker Porter. Aus dem Engliſchen überſetzt von D. Paul Ludolph Kritz. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Saalfeld, Prof. Friedrich, Geſchichte Napoleon Buonaparte's. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. (keine Parteiſchrift, ſondern ein rein hiſtoriſches Gemälde der letzten zwanzig Jahre.)

Simonde Sismondi, die Literatur des ſüdlichen Europa's. Von Dr. L. Hain. 1ſten Bds 1ſte Abtheilung. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Sprengel, Curt., Institutiones medicae. Tom. III et IV. Pathologia generalis et specialis. gr. 8. 5 Thlr.

Auch unter dem Titel:

— — — Institutiones Pathologiae generalis et specialis. 2 Vol. gr. 8. 5 Thlr.

De l'Allemagne par Mad. de Staël. Nouvelle édition préc. d'une Introduction par Charles de Villers et enrich. du texte original des morceaux poétiques traduits. 4 Vols. 12. 3 Thlr. Auf geglättetem Velin = Papier 5 Thlr. 8 Gr. (Dieſe Ausgabe im Format der Didotſchen Stereotypen iſt die ſchönſte, correcteſte und wohlfeilſte von allen, die von dieſem Werk erſchienen ſind).

Sünden = Regiſter der Franzoſen in Deutſchland. Ein Seitenſtück zu der Schrift: Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung. 8. 12 Gr.

Tableau politique de l'Europe après la Bataille de Leipsic. (Par le Marquis de Maisonfort.) gr. 8. 9 Gr.

Traité (le) d'Utrecht: Manuel diplomatique sur la controverse entre l'Angleterre et la France ou Coup d'oeil sur le Système maritime de Napoléon Buonaparte. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Treitſchke, Carl, Geſchichte der funfzehnjährigen Freiheit von Piſa. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

— — — Heinrich der Erſte, König der Deutſchen, und ſeine Gemahlin Mathildis. 8. 20 Gr.

— — — Deutſchland im Schlaf, und Deutſchlands Morgentraum und Erwachen. Zwei politiſche Poſſen-Spiele. 8. 8 Gr.

Urania, Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1815. Mit 9 Kupfern, darſtellend Scenen aus Göthe's Fauſt, Taſſo und Egmont. 12. 2 Thlr. (Unter den Beiträgen befindet ſich Werners 24. Februar.)

Villers, C. de, Constitutions des trois villes Libres-Anséatiques, Lubeck, Brêmen, Hambourg. Avec un Mémoire sur le rang que doivent occuper ces villes dans l'organisation commerciale de l'Europe. Avec une carte coloriée. 1814. gr. 8. 20 Gr.

Werner, Fr. Ludw. Zach., Cunegunde die Heilige, Römiſch-Deutſche Kaiſerin. Ein romantiſches Schauſpiel in fünf Acten. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Wetzel (D. F. G.), Aus dem Kriegs- und Siegesjahre Achtzehnhundert und Dreyzehn, Vierzig Lieder, nebſt Anhang. 8. 12 Gr.

— — — Prolog zum großen Magen. (Humoriſtiſche Satire auf die Nützlichkeits-Tendenzen unſerer Zeit.) 8. 8 Gr.

Im Jahre 1815 wird unter andern in demſelben Verlage erſcheinen:

I. An Fortſetzungen.

Pölitz (Prof., H. S. L.), Franz Volkmar Reinhard nach ſeinem Leben und Wirken. 2te und letzte Abtheilung.

Sprengel (Prof., Curt.), Institutiones medicae. Tom. V-VI.

Coxe (W.), Geſchichte des Hauſes Oeſterreich. 3r und 4r Thl.

Dante, göttliche Komödie. 3r und letzter Theil: das Paradies. Ueberſetzt von Hain und Kannegießer.

Converſations-Lexicon oder encyclopädiſches Handwörterbuch für gebildete Stände. 6r, 7r und 8r Band.

Simonde Sismondi, die Literatur des ſüdlichen Europa's. Von Dr. L. Hain. 2te, 3te und 4te Abtheilung.

Urania. Taſchenbuch für Damen, auf das Jahr 1816. Mit 10 Kupfern, aus Göthe's Iphigenia, Clavigo und Götz von Berlichingen.

Deutſche Blätter.

II. An Neuigkeiten.

Merkel (G.), Anſichten aus der Ferne.

Das Lied der Nibelungen. Metriſch in die jetzige deutſche Mundart übertragen. Von D. J. G. Büſching.

Wieland (C. M.), geſchildert von J. G. Gruber.

Saalfeld (Prof. Friedrich), Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit, ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution. In vier Bänden gr. 8.

Venturini (D., K.), Geſchichte des europäiſchen Befreiungskriegs in den Jahren 1812, 1813 und 1814. Mit Karten, Planen und Kupfern. In vier Abtheilungen oder zwei Bänden.

Europens neue Geſtaltung nach dem pariſer Frieden und dem wiener Congreſſe. Mit drei hiſtoriſchen Karten.

Das Jahr 1715. Ein Erinnerungs- und Troſtbüchlein für 1815.

Boſſcha Geſchichte der Wiederherſtellung des Hauſes Oranien und der niederländiſchen Freiheit im Jahr 1813. (Aus Original-Quellen.)

Encyclopädiſches Taſchenwörterbuch für gebildete Stände. In zwei Theilen. Mit 48 Kupfern.

Handwörterbuch für Kaufleute und Comptoiriſten. (In einem Bande.)

Taſchenbuch für Bade-Reiſende. Herausgegeben von Prof. Aloys. Schreiber. Mit Kupfern und Kärtchen.

Syſtematiſche Hand-Encyclopädie über die gemeinnützigſten Kenntniſſe. (In einem Bande.)

Werner (Friedr. Ludw. Zach.), der vierundzwanzigſte Februar. Mit vier Kupfern nach Cornelius.

Blumenleſe aus dem Stammbuche der mimiſchen Künſtlerin, Frauen Henriette Hendel-Schütz. Mit dem Bilde der Künſtlerin.

Kunſtſachen.

Göthe's Gallerie in achtundvierzig lithographirten Zeichnungen nach H. Näke, Cornelius und Andern, von Strixner, Piloti u. A. In 12 Lieferungen. Erſte Lieferung von vi Blatt (erſcheint zu Oſtern). In klein Folio.

Im December 1814.

F. A. Brockhaus.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände

Bd.: 3

Leipzig ; Altenburg 1815

Enc. 256 y-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11003692-3